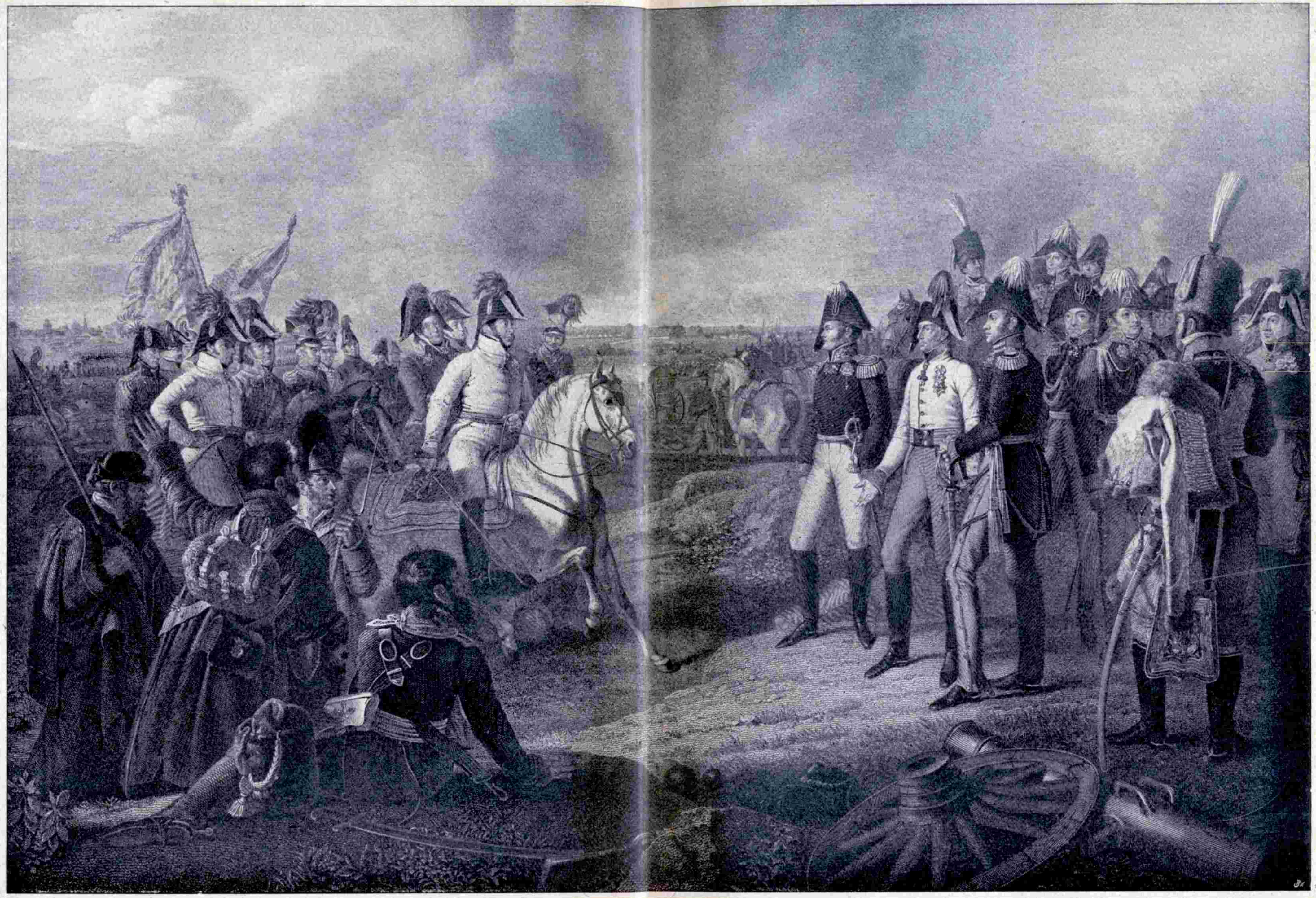
Illustrierte Welt-geschichte



Fürst Karl von Schwarzenberg meldet den verbündeten Monarchen die Niederlage Napoleons in der Schlacht bei Leipzig.

Nach dem Gemälde von P. Krafft gestochen von J. Scott.

Illustrierte Weltgeschichte.

Illustrierte
Weltgeschichte.

Von

O. Mertens.

Mit über 600 Text-Illustrationen, 1 Titelbilde und 6 Tafelbildern.

Berlin.
Franz Schmidt. Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichnis.

Tafelbilder:

Begriff der Weltgeschichte.

Unter der Bezeichnung „Weltgeschichte“ verstehen wir eine zusammenfassende Darstellung der Begebenheiten und Erscheinungen, die auf die Entwicklung der Völker und Staaten und des Kulturlebens der Menschheit im Allgemeinen von Einfluß gewesen sind. Wir haben diese Bezeichnung aus einer Zeit übernommen, in der man von der Vorstellung beherrscht war, daß zwischen Naturleben und Menschenleben ein schroffer, unüberwindlicher Gegensatz bestehe. Man unterschied, von diesem Gesichtspunkt ausgehend, zwischen Naturgeschichte oder beschreibender Naturwissenschaft und Weltgeschichte, wobei man sich die Geschicke der Völker und Staaten unter die Leitung einer göttlichen Vorsehung gestellt dachte, so daß man sie nur als das Ergebnis fortgesetzter Willenskundgebungen und Machtakte der göttlichen Weltherrschaft auffassen konnte.

Diese Vorstellung ist eine vollkommen natürliche. „Jeder Mensch betrachtet sich“, wie Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums“ treffend bemerkt, „als den Mittelpunkt der ihn umgebenden Welt. Alle Erscheinungen interessieren ihn nur so weit, als sie ihn berühren, und umgekehrt, in jeder Wahrnehmung, die sich ihm aufdrängt, sucht er eine persönliche Beziehung zu sich selbst.“ Bei solcher Anschauungsweise wird natürlich für ihn die Erde zum Mittelpunkt des Weltalls, das Erdenleben zum Weltleben und das Menschenleben zur Weltseele. — Der Schöpfer, der nach dem Bibelworte den Menschen geschaffen hat „als ein Bild, das ihm gleich sei“, erhält durch diese Vorstellung selbst menschenähnliche Art und sein Werk das Wesen eines Werkes von Menschenhand, das fix und fertig hergestellt wird und einer Veränderung aus sich selbst heraus nicht weiter fähig ist.

Diese Anschauungsweise ist aber heute — wenigstens da, wo es sich um wissenschaftliche Forschung handelt — nicht mehr maßgebend. Wir sind zur Erkenntnis gekommen, daß die bestehenden Dinge nicht so, wie sie heute sind, von allem Anfang her waren, sondern daß sie sich vielmehr ganz allmälig und in Zeiträumen, für deren Bemessung wir gar keinen Maßstab besitzen, aus Urformen entwickelt haben, deren Typen auch in der heutigen Natur sich noch vorfinden. Sogar in der Entwicklung des einzelnen Wesens findet sich abgekürzt derselbe Entwicklungsvorgang wieder, wie er sich im großen Ganzen im Verlaufe der Jahrmillionen vollzogen hat. Dies gilt nicht nur für die belebte Natur, sondern auch für die unbelebte, für den Kosmos im Ganzen. Der Astronom hat mit Hilfe der vervollkommneten optischen Beobachtungsinstrumente erkennen gelernt, daß die Himmelskörper nicht auf der gleichen Stufe der Entwicklung stehen, daß sie also nicht gleichalterig, d. h. gleichzeitig aus der Hand eines Schöpfers hervorgegangen sind. Dieselben Vorgänge, die der Geologe aus der Beschaffenheit der Erdrinde erkennt und die sich als eine allmälige Entwicklung eines ursprünglich gasförmigen und später feurig-flüssigen Körpers zu einer von einer festen Kruste umhüllten Masse darstellen, findet der Beobachter des Himmels am nächtlichen Firmamente nebeneinander. Er sieht da die glühenden Urnebel künftiger Himmelskörper, er erkennt in den Sternen von veränderlicher Leuchtkraft Weltkörper, deren Oberfläche bereits in der

Erstarrung begriffen ist, und die Planeten, welche mit unserer Erde die Sonne umkreisen, zeigen ihm wieder verschiedene Entwicklungsstadien, die einerseits durch das verschiedene Alter, andererseits durch die verschiedene Größe dieser Körper bedingt sind. In unserem Monde erkennen wir das Bild eines im Absterben begriffenen Himmelskörpers, in den Kometen und den Meteoren Trümmer oder Urstoffe von zerstäubten oder neuwerdenden Welten. Kurz, die Begriffe von Anfang und Ende verwischen sich für den Beobachter der Natur immer mehr und mehr, und das Gesamtbild, das uns die heutige Wissenschaft zeigt, ist das eines stetigen Werdeprozesses, in welchem der Untergang des Einen zugleich die Entstehung des Andern bedeutet.

Betrachten wir die lebende Natur unseres Erdballes, so finden wir allerdings eine große Mannigfaltigkeit an einzelnen Arten, und wir sehen zugleich, daß innerhalb der Art eine gewisse Beständigkeit herrscht, so daß die Nachkommen ihren Vorfahren bis auf unwesentliche Unterschiede ähnlich bleiben. Allein bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß diese Aehnlichkeit keine unabänderliche und ewig fortdauernde ist, daß sie vielmehr nur solange in einem scheinbaren Stillstande beharrt, als die äußeren Lebensbedingungen sich nicht verändern. Sobald aber in dieser Richtung eine Aenderung eintritt, suchen die Einzelwesen diesen veränderten Bedingungen sich anzupassen, und in je höherem Grade ihnen dies gelingt, desto leichter wird es ihnen, solche Veränderungen zu überdauern. Es ist einleuchtend, daß auf diese Weise eine durchgreifende Umgestaltung der ganzen Art eintreten muß, denn ihre Fortpflanzung wird gerade denjenigen Individuen obliegen, an denen sich die Anpassung an die veränderten Lebensbedingungen am besten und wirksamsten vollzogen hat. Die ererbten Merkmale der Art, welche für die neuen Lebensbedingungen unwesentlich oder hinderlich sind, werden allmälig verkümmern und verschwinden, die durch Anpassung erworbenen dagegen immer mehr hervortreten und sich den gegebenen Bedingungen gemäß weiter ausbilden. So finden wir z. B. bei den Blindschleichen, die zu den Eidechsen gehören, nur noch Spuren von Gliedmaßen; bei den Robben haben sich diese in flossenartige Gebilde verwandelt; bei Tieren, die durch viele Generationen an dunkle Orte gebannt sind, verkümmern allmälig die Sehorgane; die Zähne, mit denen die Voreltern der Walfische ausgestattet waren, sind heute nur noch in einem frühen Entwicklungsstadium der ungeborenen Tiere dieser Art als Keime auffindbar und werden später durch die Fischbeinbarten ersetzt. Solcher Beispiele ließen sich noch sehr viele anführen; auch am Körper des Menschen sind mehrfache Ueberreste von Organen nachweisbar, die weder seinen eigenen noch den Lebensbedingungen der ihm am nächsten stehenden Arten der Tierwelt irgendwie entsprechen, und die er als ein Erbstück von uralten Vorfahren noch heute trägt — Vorfahren, die nur mit sehr niedrig stehenden Arten der heutigen Tierwelt auf gleiche Stufe gestellt werden könnten. Wenngleich unsere Naturerkenntnis auch heute noch eine sehr unvollständige ist, gar manches in unseren heutigen Anschauungen nur auf Annahmen beruht, die keineswegs einwandsfrei sind und die vielleicht in der Zukunft eine mehr oder weniger durchgreifende Umwandlung erfahren werden, so ist dennoch soviel als feststehend zu betrachten, daß die Entwicklungslehre, wie sie von der modernen Wissenschaft festgestellt ist, allen der Forschung zugänglichen Thatsachen und Erfahrungen entspricht, und daß scheinbare Lücken und selbst Widersprüche, die sie in sich schließt, die Grundwahrheiten dieser Lehre nicht aufheben können.

Stellen wir uns auf den Standpunkt der Entwicklungslehre, dann müssen wir auch die Weltgeschichte als eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit auffassen und behandeln. Als solche setzt sie sich aus zwei Teilen zusammen: Zunächst hat sie sich mit der allgemeinen Entwicklung des Menschengeschlechtes zu befassen und sodann zur Darstellung des besondere Entwicklungsganges der nach Zeit und Raum gesonderten Gruppen, der einzelnen Völker und Staaten überzugehen.

Allgemeine

Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

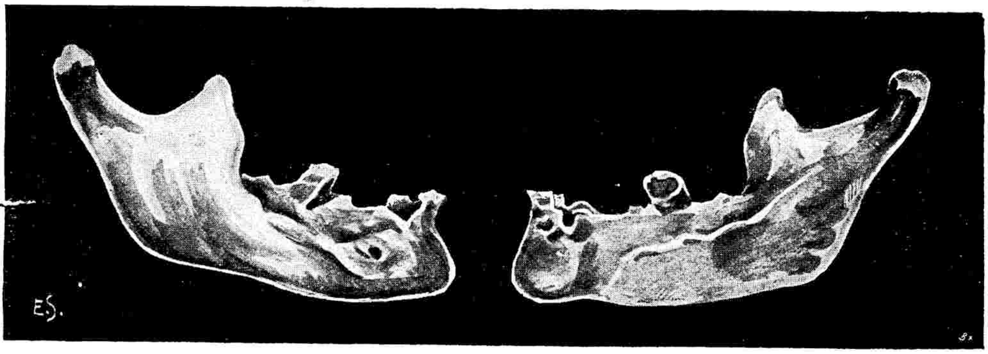


Die ältesten Spuren des Menschengeschlechtes.

Die allgemeine Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes beginnt in einer Zeit, die viele Jahrtausende hinter der sogenannten geschichtlichen Zeit zurückliegt, d. h. hinter jener Zeit, aus welcher wir die ersten schriftlichen Ueberlieferungen besitzen und für die wir wenigstens annähernd eine Zeitrechnung aufstellen können. An den Anfang müssen wir naturgemäß das erste Auftreten des Menschen auf der Erde stellen. Bekanntlich beschäftigen sich die Ueberlieferungen fast aller Völker eingehend mit diesem Gegenstande; sie gehen dabei übereinstimmend von dem Grundgedanken eines spontanen (d. h. aus freiem, unmittelbarem Willensantriebe der schöpferischen Urkraft hervorgegangenen) Schöpfungsaktes aus, und übertragen entweder der Gottheit selbst die Stammvaterschaft des Menschengeschlechtes, oder lassen dessen Stammeltern fix und fertig aus der göttlichen Schöpferhand hervorgehen.

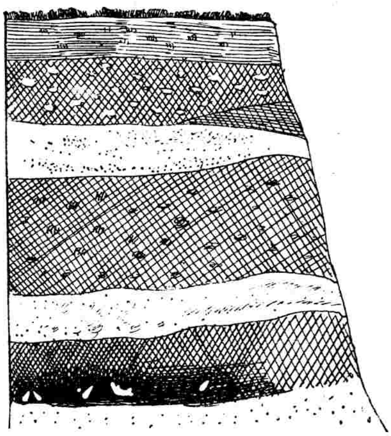
Deutlicher und glaubhafter als diese Schöpfungssagen, unter denen sich die in der Bibel enthaltene der Hebräer durch edle Einfachheit und — wenn in tieferem geistigen Sinne aufgefaßt — durch eine gewisse Uebereinstimmung mit den Anschauungen der modernen Entwicklungslehre hervorthut, sprechen diejenigen Ueberlieferungen, welche die ältesten Menschen selbst uns in den Fundschichten der Erdoberfläche hinterlassen haben. Zu einer Zeit, in welcher die letzte große Erhebung der Alpen und Pyrenäen noch nicht stattgefunden hatte und Mitteleuropa sich eines Klimas und eines üppigen Pflanzenwuchses erfreute, wie man sie heute nur in den begünstigtesten Gegenden im Grenzgebiete der Tropen findet, in der sogenannten Tertiärzeit*), war der Mensch bereits auf der Erde vorhanden.

*) Der Tertiärzeit gehört diejenige Entwicklungsstufe der Erdrinde an, welche die Geologie als Tertiärformation bezeichnet. Dieses Zeitalter, das nach der Schätzung einiger Geologen etwa 50 000 Jahre hinter uns liegt, ist gekennzeichnet durch das Vorherrschen der Laubhölzer und der großen Säugetiere. Im Verlaufe der Tertiärzeit haben die großen Gebirgserhebungen in Europa stattgefunden. Der Tertiärzeit ging die Sekundärzeit voran, die als das Zeitalter der



Menschlicher Kieferknochen aus der Diluvialzeit.

Man hat in der Gegend von St. Prest bei Chartres in Frankreich neben Resten einer Elefantenart, die schon im Diluvium ausgestorben war, roh behauene Steinwerkzeuge und Knochen gefunden, letztere mit Einschnitten versehen, die offenbar mittels der ersteren von Menschenhand gemacht worden sind. Aehnliche Funde wurden in den tiefsten Schichten der Mitteltertiärzeit bei Thenay (Departement Loir et Cher), bei Billy (Departement Allier), bei Pouancé (Departement Maine et Loire) und in Höhlen an anderen Orten Frankreichs und Belgiens gemacht. Diesen sehr vereinzelten und vielleicht sogar in mancher Hinsicht nicht ganz einwandfreien Funden folgten um so zahlreichere und völlig unanfechtbare aus der Zeit des Diluviums.



Fundort des menschlichen Kinnbackens aus der Diluvialzeit.

Am 28. März 1863 entdeckte der französische Gelehrte Jacob Boucher de Perthes*) in den Steinbrüchen von Moulin-Quignon bei Abbeville einen menschlichen Kinnbacken in einer diluvialen Schicht von 4,70 m Tiefe. Ueber dem Fundorte lag

---

Nadelwälder und der Vögel bezeichnet wird, und dieser die Primärzeit, das Zeitalter der Farnwälder und der Reptilienherrschaft. Die älteste Formation der Erdrinde gehört der Primordialzeit an, in der noch keine Landtiere und Landpflanzen vorkommen und die Ernst Haeckel deshalb als das Zeitalter der Tangwälder und Fische bezeichnet. Von der Tertiärzeit zur Gegenwart vorschreitend, folgte jener die Quartärzeit, auch Diluvialzeit genannt (Diluvium s. v. wie Flut, Ueberschwemmung), eine veraltete Benennung, die sich höchstens auf die Ueberflutung durch die Schmelzwasser jener ungeheuren Vergletscherung beziehen ließe, die damals im größten Teile der nördlichen Erdhälfte eingetreten war, und nach der jener Zeitabschnitt auch „Eiszeit" genannt wird. Die jüngste Schichte der Erdoberfläche, diejenige, auf der wir selbst wohnen, wird Alluvium (das „Angeschwemmte") genannt, indes vielfach mit dem Diluvium zusammen als posttertiäre Formation bezeichnet.

*) Jacques Boucher de Crèvecoeur de Perthes, geb. 1788, gest. 1868, hatte sich bereits in seinen Jünglingsjahren mit dem Gedanken beschäftigt, daß der Mensch schon zur Zeit der sogenannten „vorweltlichen" oder „antediluvianischen" Tiere gelebt habe, deren Ueberreste man damals noch mit wundergläubiger Naivetät anstaunte. Im Jahre 1836 hielt er in der Société d'Emulation zu Abbeville, deren Präsident er war, zum erstenmale einen Vortrag über diesen Gegenstand; 1839 erschien der 1. Band seines Werkes „Ueber die Schöpfung", in welchem er den Versuch unternahm, den Ursprung und die Fortentwickelung der Lebewesen zu erklären. 1846 begann er mit der Veröffentlichung der „Antiquités celtiques et antédiluviennes", 1860 erschien das Buch „De l'homme antédiluvien et de ses oeuvres".

unbearbeiteter Boden, und zwar obenauf 30 cm Humus, dann 70 cm grauer Sand, mit Feuersteintrümmern gemischt, dann 1,50 m thonhaltiger gelber Sand mit größeren wenig abgeschliffenen Feuersteinstücken vermengt und auf einer Lage grauen Sandes aufruhend; ferner 1,70 m eisenhaltiger gelber Sand, gemischt mit weniger starken und mehr abgeschliffenen Feuersteinstücken und gefolgt von einer zweiten Lage weniger gelben Sandes. Diese Schichte schloß seltene fossile Knochen und Stücke von Zähnen des Elephas primogenius sowie von Menschenhand bearbeitete Feuersteinstücke in sich. Hierauf folgte eine 50 cm mächtige Schicht von schwarzem, eisenhaltigem Sand, gemengt mit kleinen abgeschliffenen Kieseln und bearbeitetem Feuerstein, welche auf Kreide auflag. In dieser Schicht fand in der angegebenen Tiefe der genannte Gelehrte jenen menschlichen Knochen. Die Pariser Akademie, welche bis dahin den Forschungen Boucher's nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, wandte denselben von da an ein höheres Interesse zu, und die geologische Wissenschaft erhielt dadurch einen neuen Anstoß, der bald zu einer mächtigen Reihe neuer Entdeckungen führte. Nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland (Taubach bei Weimar), England und in anderen Ländern fand man entweder Skelettreste des Menschen oder Erzeugnisse seiner Hand in den mittleren Diluvialschichten. Noch häufiger sind derartige Funde im Oberdiluvium, der jüngsten Schicht dieses Abschnittes der Entwicklung der Erdoberfläche, in deren Verlauf eine zweite Eiszeit eingetreten war. Das Neanderthal bei Düsseldorf, Balve bei Iserlohn, Schussenried am Bodensee, die Höhlen und Spalten von Spy in Belgien, Przedmost in Mähren, St. Acheul in Belgien sind die bekanntesten Fundorte solcher Reste und Spuren des diluvialen Menschen. Das 1856 in der Neanderthalhöhle aufgefundene menschliche Skelett ist von kräftigem Bau und richtigen Verhältnissen, der Schädel jedoch zeigt eine fast affenähnliche Bildung. Man hat aus diesem Umstande den Schluß ziehen wollen, daß der Mensch jener Zeit überhaupt noch mehr dem Affen als dem Menschen der Jetztzeit geglichen habe, und auch die französischen Forscher beeilten sich, den Funden, die die Spur des diluvialen Menschen verrieten, solche beizugesellen, die auf den nahen Zusammenhang zwischen Affe und Mensch hinweisen sollten. So wurde in der Höhle Trou de la Naulette an der Lesse bei Dinant anläßlich der unter Leitung von Ed. Dupont unter den Auspicien der belgischen Regierung veranstalteten Nachgrabungen eine Kinnlade gefunden, deren Zahnbau ein Mittelding zwischen dem des Menschen und dem des Affen sein soll; andererseits wurden aus den tertiären Schichten von Sansans im südlichen Frankreich die Reste eines Affen ausgegraben, dessen Kinnlade hinsichtlich des Zahnbaues sich bereits sehr derjenigen des Menschen näherte. Heute ist man nicht mehr geneigt, diesen vereinzelt gebliebenen Fundstücken die gleiche Bedeutung beizumessen, wie zu Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre, als das Auftauchen des berühmten Werkes von Charles Darwin über die „Entstehung der Arten" die ganze wissenschaftliche und darnach auch die Laienwelt in hohe Aufregung versetzt hatte. Es bedurfte auch einer solchen immerhin gewagten Beweisführung nicht, um der Entwicklungslehre, wie Darwin sie in seiner Abstammungslehre ausgebaut hat, festeren Untergrund zu verleihen; denn einerseits giebt es ja noch heute Menschenrassen von sehr verschiedenem Entwicklungsgrade, und einzelne davon gleichen — wenigstens äußerlich — dem Affen viel mehr, als dem auf höchster Entwicklungsstufe stehenden Menschen, andererseits aber geht aus dem, was wir früher über Ursache und Wirkung der Anpassung gesagt haben, zur Genüge hervor, daß die Zwischenglieder der Entwicklungsreihe, die die Verbindung zwischen zwei Arten hergestellt haben, noch nicht die zur Ueberdauerung der veränderten Lebensverhältnisse erforderliche Tüchtigkeit erlangt hatten und daher dem Untergange geweiht waren, so daß also angenommen werden darf, daß überhaupt nur wenige und verhältnismäßig rasch vergängliche Uebergangsformen von specifischem Charakter bestanden haben. Die Anpassung und die Vererbung und Weiterentwicklung der durch jene erworbenen Eigenschaften wird sich naturgemäß nur innerhalb weniger, besonders auserlesener Stämme der betreffenden Art vollzogen und daher im Verhältnis zur großen Masse der Einzelwesen gleicher Art gewissermaßen einen sprunghaften Charakter angenommen

haben, der das Fehlen (oder vielleicht richtiger gesagt das sehr erschwerte Auffinden) von Zwischenformen zur Genüge erklärt. Das bisher Gesagte zusammenfassend, gelangen wir zu folgendem Ergebnis: Alles Bestehende ist aus der Entwicklung hervorgegangen und in weiterer Entwicklung begriffen. Der Mensch ist ein Glied in der Entwicklungsreihe des organischen Lebens auf unserem Planeten. Er reiht sich hinsichtlich der Beschaffenheit seiner Organe in der Lebewelt der Gegenwart zunächst an den Affen an, und es ist anzunehmen, daß, wenn man die Entwicklungsreihe dieser beiden Arten nach rückwärts verfolgen und feststellen könnte, man zu einem Punkte gelangen würde, der für beide den gemeinsamen Ausgangspunkt ihrer von da an gesonderten Fortentwicklung bildet.

Kunst und Sprache.

Die vornehmsten Merkmale in der Ausgestaltung der Species „Mensch" sind der aufrechte Gang, durch welchen die vorderen Gliedmaßen der niedrigen Lastträgerrolle enthoben wurden, und die Entwicklung der Stimmorgane zu Sprachorganen. Die menschliche Hand und die Sprache sind dasjenige, was uns von der Tierwelt in so scharf ausgesprochener Weise unterscheidet, was uns thatsächlich zu „Herren der Schöpfung" gemacht hat. Denn die des Lastträgerdienstes entledigte Hand konnte sich nunmehr jene Kunstfertigkeit aneignen, die den Menschen zur Kulturarbeit befähigte; und durch die Sprache und deren dauernde Verkörperung durch die Schrift sind wir befähigt worden, Wahrnehmungen und Erfahrungen Anderer ohne Rücksicht auf Zeit und Ort ihres Ursprunges uns nutzbar zu machen, die empfangenen Eindrücke in Einzelbegriffe zu zerlegen und als solche sowohl für den eigenen Gebrauch als auch zum Zwecke der Mitteilung an Andere festzuhalten, um sich ihrer je nach Bedarf als Bausteine zu neuer Gedankenbildung zu bedienen. Kunst und Sprache sind die Grundpfeiler aller Kultur, die gleichmäßige Fortentwicklung beider ebensowohl Vorbedingung als Folgewirkung der höheren Kulturentwicklung. Ohne Kunst und ohne Sprache gäbe es auch keine Geschichte, denn alles, was wir von unseren nächsten Vorfahren wie von den Menschen und Völkern verflossener Jahrtausende wissen, verdanken wir nur den Werken der Kunst, die sie uns als Zeugen ihrer Thätigkeit hinterlassen haben, und den Ueberlieferungen, die durch sprachliche Mitteilung in Wort und Schrift von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgeerbt haben.

Unter Kunst verstehen wir im allgemeinen jede durch Uebung erworbene Fertigkeit, die über die naturgemäße Benützung unserer Organe hinausgeht und dem Zwecke selbstständigen Schaffens unter Benützung der vorhandenen natürlichen Mittel dient. Kunstwerk oder Kunstleistung in diesem allgemeinen Sinne ist jedes Produkt der menschlichen Thätigkeit, das seinem Wesen und seiner Bestimmung nach ausschließlich dem Gesichts- und Wirkungskreise des menschlichen Intellektes und Willens angehört und zu dem die Natur nichts weiter als den Rohstoff, beziehungsweise die zur Ausübung der betreffenden Kunstleistung erforderlichen Hilfsmittel geliefert hat. Die Fertigkeit zur Vollbringung solcher Werke oder Leistungen, sowie die Gesamtheit der dazu erforderlichen Hilfsmittel und die Art und Weise des Verfahrens nennen wir „Technik". Auch viele Tierarten haben ihre Kunstfertigkeit, ihre oft bewundernswürdige Technik; man denke nur an die Zellen-, Nester- und Höhlenbaue, an Bienen, Webervögel, Hamster, Biber u. s. w. Aber ihre technische Leistungsfähigkeit ist eine völlig einseitige und — soweit unsere Beobachtung reicht — keiner weiteren Entwicklung fähige; sie beschränkt sich auf eng abgegrenzte, unveränderliche Gebiete und folgt feststehenden Gesetzen, denen die Einzelwesen der betreffenden Art ohne jede selbständige Bethätigung des eigenen Intellektes einfach — wie man zu sagen pflegt, „instinktiv" — nachleben. Der Mensch vermag allerdings einzelnen Individuen hochentwickelter Tierarten mittels Dressur gewisse Kunstfertigkeiten beizubringen, die außerhalb des Bereiches ihres Instinktlebens liegen; aber die auf diesem Wege erlangten Fertigkeiten werden von dem betreffenden Tier niemals selbständig und im eigenen Nutzen angewandt, sondern stets nur auf Befehl oder äußeren Antrieb — in der Regel ohne jegliches Zweck-

bewußtsein — ausgeübt werden. Im genauen Gegensatz zu der rein mechanischen Kunstfertigkeit des Tieres steht diejenige des Menschen. Sie ist ganz und gar der Herrschaft des menschlichen Intellektes und Willens unterworfen; sie hat sich die Gesetze ihrer Technik selbst gegeben und bildet sich fortwährend zu höherer Vollkommenheit aus, zudem wirkt sie immer nur zweckbewußt und wird in ihren höheren Entwickelungsformen — als „Kunst“ im engeren Sinne des Wortes — geradezu zum Selbstzweck. Die menschliche Kunstfertigkeit ist im Gegensatz zu derjenigen des Tieres von außerordentlicher Vielseitigkeit und Entwicklungsfähigkeit; während sich diejenige des Tieres bei den einzelnen Individuen nur wenig — bei den niedriger stehenden Arten wahrscheinlich gar nicht über das normale Maß erhebt oder hinter demselben zurückbleibt, besteht beim Menschen in dieser Beziehung die mannigfaltigste Verschiedenartigkeit. Lediglich mechanische Kunstfertigkeit finden wir nur bei Menschen von wenig entwickelter oder ausgebildeter Geisteskraft; mit dem qualitativen wie quantitativen Werte dieser letzteren steigert sich auch diejenige der Kunstfertigkeit. Beim Tier ist diese ein Besitztum der Art, beim Menschen ist sie das Eigentum des einzelnen Individuums, das aus dem Gesamtschatze menschlicher Kunstfertigkeit so viel für sich schöpfen kann, als es nur will und vermag. Als vornehmstes Mittel hierzu dient die Sprache, die Stifterin und Bewahrerin des menschlichen Gedankenschatzes, der durch sie Gemeingut des ganzen Geschlechtes geworden ist.

Die Sprache ist im Grunde genommen auch nichts anderes als eine Kunstfertigkeit; sie ist die durch den menschlichen Intellekt und Willen ausgebildete Fähigkeit, mittels der von der Natur uns gegebenen Lautorgane unsere Gedanken in Lautbilder umzuprägen und sie dadurch Andern vernehmlich und verständlich zu machen. Wenn man schon die bloße Fähigkeit gegenseitiger Verständigung als Sprache bezeichnen will, so haben auch die Tiere ihre Sprache, manche Arten sogar eine ziemlich entwickelte Lautsprache — man denke nur an die Lock- und Warnrufe der Vögel, an die Art und Weise, wie der durch beständigen Umgang mit dem Menschen unzweifelhaft zu höherer Entwicklung der Gehirnthätigkeit gelangte Hund seinen verschiedenen Empfindungen durch Knurren, Kläffen, Bellen, Winseln und Heulen, ja sogar den Vorstellungen, die er sich während des Schlafes — also im Traume — bildet, lautlichen Ausdruck giebt und im wahren Sinne des Wortes „aus dem Schlafe spricht“. Diese Art von Mitteilsamkeit oder Mitteilungsfähigkeit kann aber nur als Vorstufe der Sprachentwicklung angesehen werden. Das Lautbild stellt sich hier lediglich als eine ungegliederte Umprägung einer gleichfalls ungegliederten, also dem niedrigsten Anschauungskreise angehörigen Vorstellung dar, die der ganzen Art als solcher eigentümlich ist, d. h. von jedem einzelnen Individuum derselben bei gleichem Anlaß in gleicher Weise bewerkstelligt wird und eine bestimmte Empfindung in bestimmter Weise als ungeteiltes Ganzes unmittelbar zum Ausdruck bringt. Die Lautbilder der menschlichen Sprache hängen dagegen nur in ihren niedrigsten Formen (den sogenannten Empfindungswörtern) mit dem Eindruck oder der Empfindung, deren Kundgebung sie bezwecken, unmittelbar zusammen und sind nur in einer sehr kleinen Gruppe unseres Wortschatzes — den sogenannten onomatopoetischen oder tonnachahmenden Wörtern — Naturlauten nachgebildet, die mit den durch derartige Wörter ausgedrückten, ausschließlich dem sinnlichen Wahrnehmungskreise angehörigen Anschauungen oder Empfindungen begrifflich verwandt sind, wie wir z. B. aus dem Worte Sturm das Sausen und dumpfe Heulen des Windes heraushören. Im allgemeinen sind aber die Lautbilder (Wörter) unserer Sprache völlig unabhängig von sinnlichen Einflüssen, sie sind nur konventionelle (d. h. durch Uebereinkunft festgestellte) Ausprägungsformen für Einzelbegriffe, vielfach auch nur Hilfsmittel zu genauerer Fixierung der Stellung, welche diese Einzelbegriffe hinsichtlich ihrer wechselseitigen Beziehungen, sowie mit Rücksicht auf Ort, Zeit und sonstige äußere Umstände in unseren jeweilen sprachlich auszudrückenden Vorstellungen einnehmen. Sie sind — bildlich ausgedrückt — nichts weiter als die einzelnen Steinchen, aus denen sich das Mosaikbild der sprachlichen Darstellung zusammensetzt.

Allerdings ist dieses Gleichnis nur auf die höher entwickelten Sprachen der Kulturvölker in vollem Maße anwendbar. Ursprünglich war die menschliche Sprache gewiß der

Tiersprache noch nahe verwandt und hat sich erst allmälig weiter entwickelt. Nach Herder hat der Mensch von je her seine Empfindungen und Vorstellungen instinktmäßig durch Töne kundgegeben, die dadurch zu Sprachlauten wurden, daß er sich der Beziehung, die zwischen dem Ton und dem den Eindruck hervorbringenden Gegenstand besteht, bewußt wurde und dann den ersteren benutzte, um den letzteren zu bezeichnen, auch wenn er nicht gerade unmittelbar unter seiner Einwirkung stand. W. v. Humboldt führte dann die Anschauung weiter aus; die ersten Sprachlaute waren nach ihm nur Rückwirkung (Reflex) des unmittelbaren Eindruckes und wurden erst dann Verständigungsmittel, als andere Individuen sie gleichzeitig mit der sinnlichen Wahrnehmung, die jene Laute hervorgerufen hatten, auffaßten und beides in Beziehung zu einander brachten. Waren die verschiedenen Individuen im wesentlichen gleich veranlagt, so rief bei ihnen derselbe sinnliche Eindruck auch den gleichen Reflexlaut hervor und sie fühlten sich, wenn sie diesen von Andern hörten, sympathisch berührt. War der Eindruck, den ein bewegter oder tönender Gegenstand hervorrief, zugleich ein solcher, durch den eine persönliche, angenehme oder unangenehme Empfindung erregt wurde, so erhielt der Sprachlaut dadurch den Charakter eines Empfindungswortes. Die Zahl der ersten Sprachlaute war gewiß nur eine geringe, ihre Artikulation (Gliederung, d. h. hier s. v. w. Verteilung der Hervorbringung der Laute auf die verschiedenen Sprachorgane: Kehlkopf, Lippen, Zunge u. s. w.) eine sehr rohe. Die Gebärden- (Zeichen-, Finger-) Sprache mußte zur Erleichterung der Verständigung mitwirken, und erst mit dem fortschreitenden Anwachsen der Zahl der Sprachlaute und der vollkommeneren Artikulierung derselben wurde die Gebärdensprache allmälig entbehrlich. Wie wir die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes abgekürzt in derjenigen jedes menschlichen Einzelwesens während seiner Entwicklung im Mutterleibe wiederfinden, ebenso skizziert sich auch in dem Bilde der Entwicklung des kindlichen Sprachvermögens die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Sprache im großen Ganzen. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß das Kind durch seine Umgebung fortgesetzten Unterricht in einer bereits vollständig ausgebildeten Sprache erhält, während der Urmensch seine Sprache sich selbst bilden mußte. Es war somit, um im Bilde zu bleiben, eine Gesellschaft von Kindern, die die Ursprache geschaffen hat. Das Sprechen hat vermutlich mit einem Durcheinander der verschiedensten Artikulationen begonnen, aus dem sich nur dadurch Gleichmäßigkeit und gemeinsamer Gebrauch entwickeln konnte, daß gewisse Laute besonders häufig nicht nur von demselben, sondern auch von verschiedenen Individuen aus eigenem Antriebe, und zwar im Zusammenhange mit bestimmten Eindrücken hervorgebracht wurden. Durch Nachahmung seitens der Zeitgenossen (Anpassung) und Uebertragung auf die Nachkommen (Vererbung) hat sich dann die Sprachfähigkeit allmälig weiter entwickelt und konnte bei den nachfolgenden Geschlechtern immer raschere Fortschritte machen, weil diese den Sprachschatz ihrer Vorfahren jeweilen als ein fertiges Ganzes überkamen.

Sobald einmal die Entwicklung der menschlichen aus der Tiersprache zur vollendeten Thatsache geworden, die Sprache also zu einer Kunst mit aus menschlichem Intellekt und Willen selbständig hervorgegangener Technik geworden war, vollzog sich auch die Weiterentwicklung derselben zu einem förmlichen Sprachgebäude. Die Sprachlaute sonderten sich in Wurzel- oder Bedeutungslaute, welche die nackten Begriffe ohne deren nähere Beziehungen zu anderen Begriffen oder zu besonderen Umständen bezeichnen, und in Beziehungslaute, die zur Ergänzung oder Vervollständigung des Begriffes im letzteren Sinne dienen. Auf der niedrigsten Entwicklungsstufe stehen die sogenannten isolierenden, die einsilbigen Sprachen, die nur Bedeutungslaute haben, die Beziehungen aber nicht lautlich ausdrücken, so daß sie zwar im Bewußtsein des Sprechenden vorhanden sind, dem Hörenden aber nur durch dessen eigene ergänzende Denkarbeit zum Bewußtsein kommen können. Von den lebenden Sprachen gehören in diese Klasse diejenige eines der ältesten Kulturvölker, nämlich das Chinesische, ferner die tibetanischen und hinterindischen Sprachen. Die nächst höhere Entwicklungsstufe nehmen die zusammenfügenden (agglutinierenden) Sprachen an, welche lautlichen Ausdruck für die Beziehung haben und den Beziehungslaut durch Einschaltung, Vor- oder Nach-

setzung in Zusammenhang bringen, wobei die Wurzel selbst keine oder nur unwesentliche Veränderungen erleidet. Hierher sind von den lebenden Sprachen die malaio-polynesischen, die dravidischen, eine Anzahl im Kaukasus einheimischer Sprachen, der finnisch-tartarische oder ural-altaiische Sprachstamm, dem auch die magyarische (ungarische) Sprache angehört, mehrere afrikanische, namentlich die Bantusprachen, das Baskische, sowie die Indianersprachen zu zählen. Bei der dritten, höchst entwickelten Gruppe, den flektierenden Sprachen, wird endlich der Beziehungsausdruck durch Flexion (Beugung, Abwandlung durch Deklination und Konjugation) der Wurzel, außerdem aber auch durch Zusammenfügung besonderer Beziehungslaute mit dem Bedeutungslaute (der Wurzel) gegeben. Zu dieser Stufe der Entwicklung sind nur der indogermanische und der semitische Sprachstamm vorgerückt. Im Entwicklungsgange der Sprache unserer Kinder können wir unschwer das erste dieser drei Sprachentwicklungsstadien wieder erkennen, während sich das zweite weniger deutlich, aber immerhin noch bezeichnend genug in der Neigung der Kinder — wie ungebildeter Menschen überhaupt — kundgibt, gewisse Flexionen (wie z. B. den Genitiv und die halbvergangene Zeit) beim Sprechen durch Umschreibung zu vermeiden.

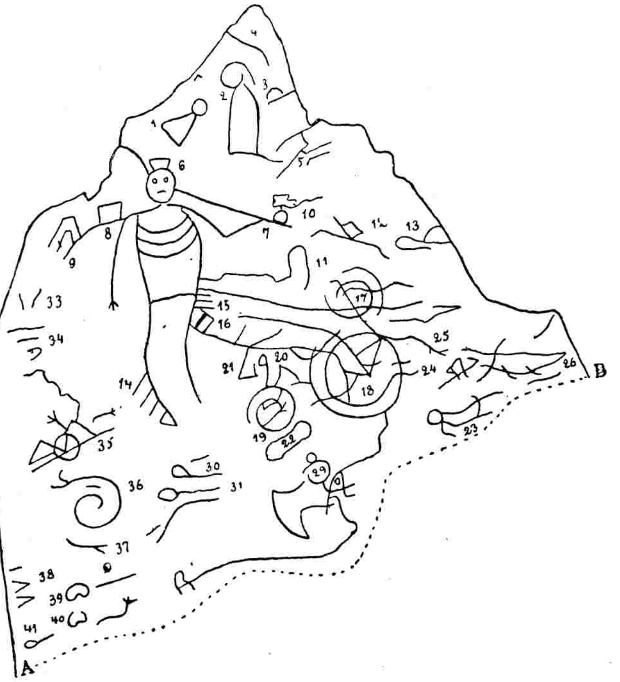
In gleichem Maße mit der Zunahme der Kultur mußte sich auch der Wörterschatz der Sprache bereichern, da neben den altbekannten Gegenständen und Vorkommnissen der Natur stets neue, aus dem menschlichen Schaffen und Walten hervorgegangene, in Erscheinung traten. Ebenso ging mit der Erweiterung des Wahrnehmungskreises auch eine solche des Gedankenkreises Hand in Hand, und auch dieser mußte die Sprache gerecht werden. Die Sprache entwickelte sich aber auch in formaler Hinsicht; von den Hauptsprachstämmen zweigten sich zahlreiche Nebensprossen ab, die zu besonderen Sprachgebäuden sich ausgestalteten, und diese spalteten sich wieder in Mundarten oder Dialekte. Wie unbehilflich und vielfach unverständlich erscheint uns heute das Deutsch, das unsere Vorfahren vor einem halben Jahrtausend gesprochen haben, und wie schwer wird es einem Schwaben oder Bayern, sich mit einem deutschen Bruder aus dem Mecklenburg'schen oder einem richtigen Ostpreußen zu verständigen, wenn beide nur mit ihrem heimischen Dialekt vertraut sind?! Je höher eine Sprache entwickelt ist, desto reichlicher differenziert sie sich, desto mehr wohnt ihr der Drang nach Neugestaltung inne. Die Sprachen der alten Kulturvölker sind samt und sonders untergegangen, die der jüngeren Kulturvölker werden ihnen zweifelsohne folgen; daß sie aber trotzdem der Wissenschaft erhalten bleiben und als Denkmäler ausgestorbener Nationen diese weit überleben, dafür ist durch die Schrift gesorgt, diese wichtigste aller menschlichen Kulturerrungenschaften.

Die Schrift.

Die Schrift ist als das Produkt aus Kunst und Sprache der älteste vollbürtige Sprößling des Menschengeistes. Kunst und Sprache bedürfen der von der Natur gegebenen, durch Anpassung vervollkommneten Organe, die Schrift wirkt dagegen selbständig, ihr wohnt ein eigenes Leben inne, das von dem ihr eingehauchten Menschengeiste ausgeht und nur durch gewaltsame Zerstörung vernichtet werden kann. Durch die Buchdruckerkunst ist auch solch gewaltthätiger Vernichtung in fast unbeschränktem Maße vorgebaut und die Schrift im eigentlichen Sinne des Wortes zum Träger der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes erhoben worden.

Wie die Sprache, so war auch die Schrift in ihren ersten Anfängen ungegliedert, d. h. sie vermochte nur einzelne Eindrücke, Wahrnehmungen oder Begriffe als ein in sich abgeschlossenes Ganzes in ebenso abgeschlossener Form wiederzugeben. Der schriftlich darzustellende Gegenstand wurde einfach hingemalt. Diese niedrigste Entwicklungsstufe der Schrift nennt man Bilderschrift. Wir finden sie in ihrer rohesten Form bei den Indianern. Die nachstehende Abbildung giebt eine interessante Probe davon. Von der betreffenden Inschrift ist hier nur der obere Teil wiedergegeben; die in die Zeichnung eingetragenen

Ziffern dienen zur Erklärung. Nr. 6 stellt einen ausgezeichneten Häuptling und Krieger dar; Nr. 7 bezeichnet seine Pfeife; er raucht nach einer Fastenübung. Nr. 15 und 16 sind Lederverzierungen, welche ausgezeichnete Krieger und Häuptlinge tragen, wie Beinkleider mit angehängten Tierklauen; dasselbe bezeichnen die Federn-Ornamente Nr. 13. Nr. 33 ist das Zeichen der Zahl 10 und bedeutet 10 Tage, die Länge der Fasten. Nr. 34 ist das Zeichen für zwei und bedeutet zwei Tage, es bezeichnet, daß der Häuptling die ganze Zeit gefastet habe, ausgenommen, daß er zu Abend etwas Nahrung zu sich nahm. Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 29, 35 und 36 sind verschiedene Gegenstände, auf welche der Häuptling in der Ausübung seiner magischen und staatsklugen Kräfte vertraute, sie bezeichnen die Ursachen seines langen Lebens und seines mächtigen Einflusses. Nr. 30, 39, 40 bezeichnen eine Reise in Schneeschuhen. Nr. 31 und 41 sind Kriegskeulen. Nr. 38 bezeichnet ein Fasten von 21 Tagen und Nr. 37 ein Fasten von 10 Tagen. Der Hut und die Feder bedeuten den doppelten Einfluß der weißen und roten Rasse und heben seine leitende und mächtige Teilnahme an den erzählten Begebenheiten hervor. Die schlangenförmige Figur rechts neben Nr. 40 stellt in der indianischen Bildersprache das Symbol des Lebens dar.

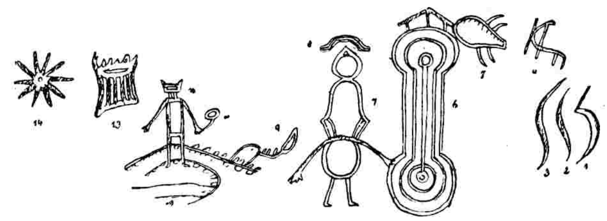


Felseninschrift am Eriesee.
Nach Faulmann's „Ill. Geschichte der Schrift".
(Bei A . . . B schließt sich die größere Hälfte der Inschrift an.)

Auf der nächst höheren Entwicklungsstufe der Schrift, die indes immerhin noch Bilderschrift bleibt, verlieren die Bilder ihre unmittelbare Bedeutung als Darstellung des schriftlich wiederzugebenden Gegenstandes und werden zu Zeichen, denen eine bestimmte und feststehende Bedeutung beigelegt ist. So setzt sich beispielsweise die hieroglyphische Schrift der alten Aegypter aus 2—3000 Bildzeichen zusammen, von denen nur ein Teil förmliche Wortzeichen sind, d. h. den in ihnen dargestellten Gegenstand auch wirklich bezeichnen sollen, während andere nur mittelbar den Begriff ausdrücken, den sie schriftlich wiedergeben sollen, wie beispielsweise der Begriff „herrschen" und „Fürst" durch einen Königsstab, der Begriff „Oberägypten" durch die Lotosblume, „Unterägypten" dagegen durch die Papyrusstaude hieroglyphisch ausgedrückt wird. Der Widder ist Symbol der Seele, das Bild eines am Maste sich blähenden Segels hat die Bedeutung von Wind oder Hauch. Auch bei den Indianern finden sich solche symbolische und konventionelle Bildzeichen. Wir haben bereits in der Felseninschrift vom Eriesee einzelne davon kennen gelernt; beispielsweise sei noch ferner angeführt, daß die Delawaren für den Menschen das Zeichen des Kreises mit schräg abstehendem Strich haben; die Dakota malen einen Huf, um das ganze Pferd oder einen Pferdediebstahl damit zu bezeichnen. Die nachstehende Abbildung einer Sandstein-Inschrift aus dem Utah-Territorium zeigt, daß

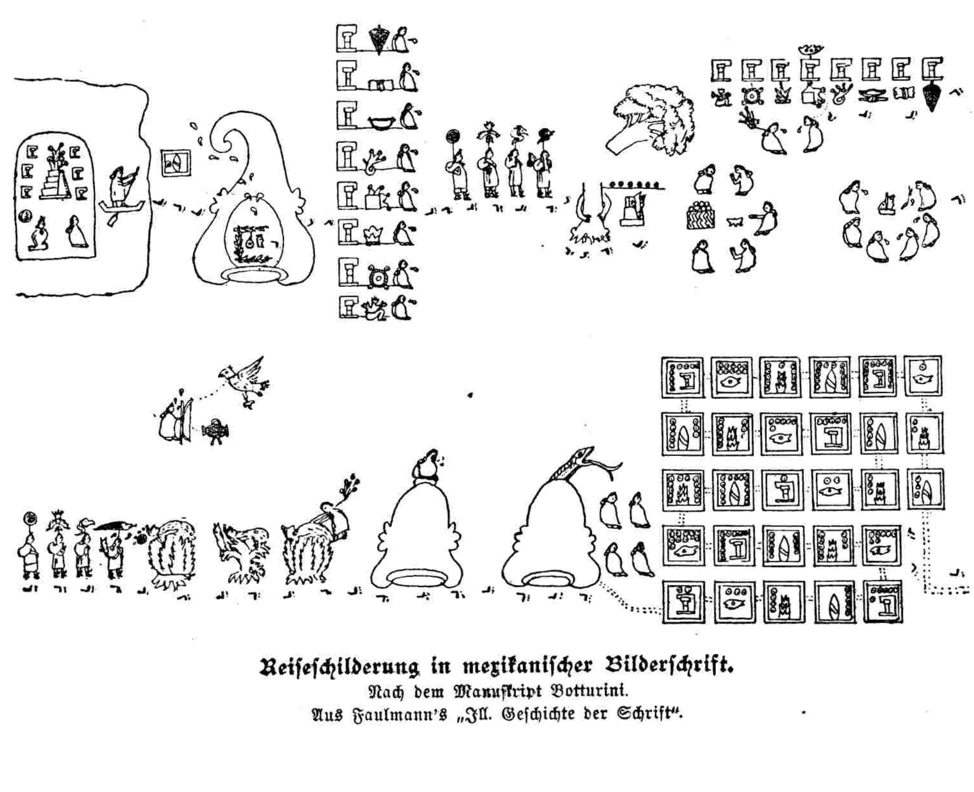
auch dort die Bildzeichen teilweise den konventionellen Charakter tragen (wie beispielsweise Nr. 8).

Die Bilderschrift der mittelamerikanischen Völker (Azteken, Tolteken, Maya) ist von einer dem höheren Kulturstande dieser Völkerschaften entsprechenden Zierlichkeit, steht aber im großen Ganzen an Wert, d. h. an Klarheit und Ausführlichkeit des Ausdruckes und umfassender Ausdrucksfähigkeit, nicht über derjenigen der Indianer. Immerhin finden wir namentlich bei den Mexikanern eine große Zahl von Bildzeichen für bestimmte Begriffe, aus denen sie in sinnreicher Weise Orts- und Personennamen zusammenzustellen wußten. Unsere Abbildung enthält die Beschreibung der ersten Landung der Mexikaner in Atzlan. Dieser Ort wird beschrieben als eine Insel, auf drei Seiten vom Meere umgeben. Er hat die Zeichen von drei Fürstenhäusern mit einem Tempel, der von dem gewöhnlichen Zeichen ihrer Priesterschaft überragt wird. Darunter befindet sich ein König und eine Königin (oder Häuptling und Häuptlingsfrau). Der erstere hat einen Schulterknoten und lange Gewänder, die letztere einen Spiegel, ihre Haare sind in einem Stirnknoten gebunden (eigentlich aufgekämmt wie bei den Bewohnern von Neu-Mexiko und den Japaneserinnen),



Inschrift an einem Sandstein im Utah-Territorium.
Aus Faulmann's „Ill. Geschichte der Schrift".

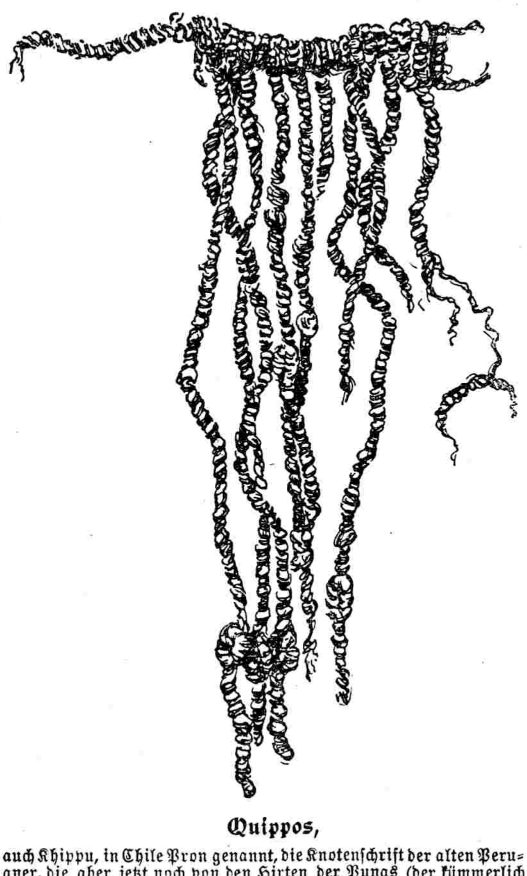
Diese Illustration wird folgendermaßen erklärt: Nr. 14, die Sonne, ist das Symbol des großen Geistes; No. 10 ist der Hauptführer des Stammes. Er hält in seiner Hand die magische Rassel (Knarre) No. 11; prophetische und heilige Kraft werden der No. 7 zugeschrieben, deren Haupt, auffallend hoch über die Schultern erhoben, von der Himmelsdecke (8) umgeben ist; die magischen Kreise, welche die Hand faßt (6), werden als Totenkopf erklärt und sollen die Herrschaft über Tod und Leben vorstellen; No. 5 ist eine schädliche Grille.



Reiseschilderung in mexikanischer Bilderschrift.
Nach dem Manuskript Botturini.
Aus Faulmann's „Ill. Geschichte der Schrift".

ihre Füße sind rückwärts gezogen, wie die Wilden zu sitzen pflegen. Beide sitzen. Die nächste Figur ist ein Mann in einem Boote mit fliegenden Haaren und langem Gewande. Dieses Bild bezeichnet gewöhnlich die Ueberfahrt. Er ist offenbar im Begriff zu landen und nicht abzureisen. Diese Landung geschah 1038 nach Christo (nach Anderen 1064). Die Azteken beginnen von dieser Landung des ersten Jahres ihres Tekapetl an zu zählen. Der erste Aufenthalt war Kolhwakan, der Hornberg, wo ihrer neun Chefs waren, jeder bezeichnet durch sein Familienzeichen oder was die Algonkiner „Totem" nennen. Von hier zog das Volk, die Idole und priesterlichen Apparate tragend, vorwärts, die Pacific-Küste entlang wandernd. Auf dieser Reise waren sie 28 Jahre (siehe die 28 Zeitzeichen am Ende des Bildes). Während dieser Zeit hatten sie drei Auszüge gemacht, die Tropen erreicht, wo sie Früchte fanden, die auf Bäumen wuchsen, deren Stämme ein Mann kaum umspannen konnte. Sie machten drei Gefangene, welche durch ihre Priester geopfert wurden, indem ihnen in derselben grausamen Weise, wie dies aus der Zeit ihrer Herrschaft in Mexiko bekannt ist, die Herzen ausgerissen wurden.

Die Peruaner hatten eine Schrift von höchst eigentümlicher Art, deren hier einschaltungsweise Erwähnung gethan werden soll. Sie wurde aus Schnüren von verschiedener Länge, den sogenannten „Quippos" gebildet, an welche fransenartige Anhängsel von verschiedener Farbe geknüpft wurden. Die Bedeutung dieser Schriftzeichen lag teils in ihrer Farbe, teils in der Beschaffenheit und Zahl der darein geschlungenen Knoten, sowie in der Reihenfolge der Fäden und der Entfernung derselben von der Hauptschnur, die oft eine Länge von vielen Metern erreichte. In dieser Schrift wurden die Verordnungen der Regierung erlassen, die Geschichte des Landes niedergeschrieben und den Toten ihre Biographie mit ins Grab gegeben, in ähnlicher Weise, wie dies bei den alten Aegyptern durch die Papyrusrollen geschah. Sie waren indes ohne mündliche Erläuterung von eingeweihter Seite einfach unverständlich.



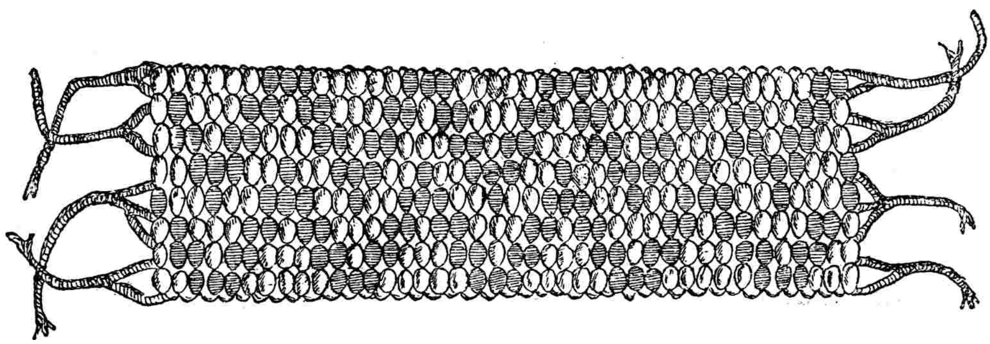
Quippos,

auch Khippu, in Chile Pron genannt, die Knotenschrift der alten Peruaner, die aber jetzt noch von den Hirten der Punas (der kümmerlich bewachsenen Hochflächen in Peru und Bolivia) als Mittel zur Zählung der Herden, Aufzeichnung des Milchertrages u. s. w. benutzt wird. Zur Schürzung und Entzifferung der amtlichen Quippos waren unter der Inkaherrschaft eigene Beamte, die Quippu-Camayok, aufgestellt. Obige Abbildung stellt einen von Tschudi in Peru ausgegrabenen Quippo dar und ist aus Faulmann's „Ill. Geschichte der Schrift" entnommen.

Aehnlich diesen Quippos sind die Wampum-Gürtel der nordamerikanischen Indianer. Diese Gürtel wurden zusammengesetzt aus verschiedenfarbigen Muschelstücken, die an Faden, Draht oder dünnen Lederriemen aufgereiht wurden. 4—6 solcher Schnüre wurden zu Gürteln von verschiedener Länge vereinigt. Die Färbung der Muscheln hatte ihre Bedeutung: dunkle gaben Bedenklichkeit und Hartes zu erkennen, schwarze oder vielmehr braune und violette warnten vor Gefahr oder enthielten eine ernste Mahnung, die an Drohung streifte, oder auch einen nachdrücklichen Verweis; Weiß zeugte von Güte und verhieß Wohlwollen, Frieden und Freundschaft, Rot verkündete

allemal Krieg, denn Rot war die Kriegsfarbe. Solche Wampumgürtel sandten die Stämme einander zu; sie gaben mittels derselben öffentliche Erklärungen und beglaubigten das Wort des Botschafters, denn ohne mündliche Erklärung waren sie, wie die Quipu, nicht verständlich. Hatte in einer feierlichen Versammlung eines andern Stammes der abgesendete Sprecher eine wichtige Eröffnung gemacht, so schloß er mit der Ueberreichung der Wampumschnur: „Zur Bestätigung meiner Rede übergebe ich diese Wampumschnur.“ Der Antwortende überreichte ihm eine entsprechende als Gegengewähr. Die Sprecher beider Parteien hielten auch während der Verhandlung den Wampumgürtel an den entgegengesetzten Enden. Wurden Wampumgürtel zurückgegeben, so hieß dies, es werde auf den Vorschlag nicht eingegangen, und die Unterhaltung war sogleich abgebrochen. Der unten abgebildete Gürtel scheint nichts Anderes als eine Zickzackfigur darzustellen, soll aber wichtige Nachrichten enthalten haben.

Die chinesische Schrift war ursprünglich ebenfalls eine Bilderschrift, in der jedoch die sinnbildlichen Zeichen von vornherein einen breiten Raum einnahmen. Viele dieser Sinnbilder setzten sich aus mehreren Elementen zusammen; so wurde z. B. „Licht“ durch Zusammensetzung der Zeichen für Sonne und Mond, „Wald“ durch zwei Bäume, „Zank“ durch zwei Weiber, „Liebe“ durch Mutter und Kind dargestellt. Wie bei jeder Bilderschrift

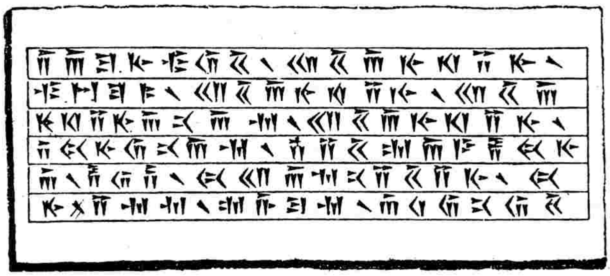


Wampum oder Muschelgürtel
der nordamerikanischen Indianer.
Aus Faulmann's „Ill. Geschichte der Schrift“.

hatten diese Zeichen einen rein ideographischen Wert, d. h. sie gaben nur einen bestimmten Begriff-Ausdruck, nicht aber das Lautbild des diesem Begriffe entsprechenden Wortes. Da aber im Chinesischen die Zahl der Wörter von gleichem Laute, aber verschiedenem Sinne, sowie diejenige der sinnverwandten, aber lautlich verschiedenen Wörter eine außerordentlich große ist, so mußte man, um für jedes Wort ein bestimmtes Zeichen zu erhalten, noch eine weitere Gruppe von Zeichen schaffen, deren Einzelzeichen als Zusatz zu dem für solche Wortgruppen gemeinsamen Hauptzeichen verwendet werden und den engeren Kreis zu bezeichnen haben, dem der durch das betreffende Schriftzeichen auszudrückende Begriff angehört. In diesem Sinne wird z. B. das sinnbildliche Zeichen für Herz in solchermaßen zusammengesetzten Wortzeichen angebracht, um anzudeuten, daß das betreffende Wort in begrifflichem Zusammenhange mit Zuständen oder Thätigkeiten des Gemütes oder Geistes steht. Die heute gebräuchliche Schrift datiert ungefähr aus der Zeit des Anfanges unserer christlichen Zeitrechnung, und die große Mehrzahl der zur Anwendung kommenden Wortzeichen (deren Zahl im ganzen wohl übertrieben auf 100000 bewertet wird, während in Wirklichkeit ihrer 3000 ausreichen dürften, um sich in der chinesischen Litteratur zurecht zu finden) besteht aus sogenannten phonetischen Zusammensetzungen, die neben dem dem betreffenden Worte innewohnenden Begriffe auch dessen Lautwert andeuten.

Zu den höher entwickelten Bilderschriften ist auch die Keilschrift zu zählen, deren sich die Babylonier und Assyrer, die Meder und Perser, die Skythen, und von den klein-

asiatischen Völkern die Armenier und Kappadokier bedienten. Man glaubt den Ursprung dieser Schrift auf ein vermutlich turanisches*), also den Chinesen stammverwandtes Volk zurückführen zu sollen, das man das akkadische nennt und von dem ein Teil des alten Babylonien bewohnt war. Die ursprüngliche akkadische Schrift war eine hieroglyphische, deren Zeichen nicht die Lautform, sondern nur den begrifflichen Inhalt der Wörter durch Bilder der sinnlich oder symbolisch aufzufassenden Gegenstände andeuteten. Die Umrisse dieser Bilder wurden später, wie Kaulen in seinem Werke „Assyrien und Babylonien" erklärt, durch den als Grundstrich angenommenen Keil ersetzt, und es entstanden die konventionellen Charaktere der Keilschrift, ganz so, wie die ursprünglich bildlichen Darstellungen der chinesischen Schrift durch Anwendung des Pinselstriches in konventionelle Bezeichnungen umgewandelt worden sind. Die Keilschrift besteht aus lauter keil- oder pfeilspitzenförmigen Elementen, die in verschiedenster Lage — auch winkelförmig zum Zweispitz vereinigt — teils zu ideographischen Bildern zusammengesetzt wurden und teils Lautzeichen — und zwar zunächst solche für Sylben, später (wie in der hier beigefügten Probe altpersischer Keilschrift) auch solche für einfache Laute — darstellen, im letzteren Falle also schon zur Buchstabenschrift entwickelt sind. Da die Zeichen der Keilschrift ganz willkürlich bald in ihrer ideographischen, bald wieder in ihrer phonetischen (lautlichen) Bedeutung in den Schriftsatz eingefügt wurden, so hatten die modernen Forscher schwere Mühe, sie zu entziffern, und einer der verdientesten Erforscher der Keilschrift, Oberst Rawlinson, war in sehr unangenehmer Weise überrascht, als er nach langer und mühevoller Arbeit entdeckte, daß die fünf Zeichen des Namens „Na—bu—ku—dur—usur" (Nabuchodonosor) ebensogut für „An—pa—sa—du—sis" gelesen werden können, wenn man sie durchwegs als Lautzeichen auffaßt. Nichtsdestoweniger ist gerade diese anfangs so widerwärtig scheinende Entdeckung zum Ausgangspunkte der außerordentlichen Fortschritte geworden, die in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die Sprachwissenschaft auf diesem Gebiete gemacht hat; denn durch Kenntnis der Lautzeichen gewann man in geschichtlicher Beziehung feste Anknüpfungspunkte an die schon von früher her bekannte griechische Litteratur über die alten Kulturländer Vorderasiens, in sprachlicher Beziehung solche an die stammverwandten Sprachen des Altertums, so daß sich die Mittel zur Fortsetzung der Forschung beträchtlich vermehrten.



Inschrift des Darius Hystaspes.

Nach Kaulen, „Assyrien und Babylonien"

Uebersetzung: „Darius, der Großkönig und der König der Könige, der König der Länder, Vistaspa's Sohn, der Achämenide, hat dies Gebäude errichtet." Die durch die einzelnen Zeichen ausgedrückten Laute und Sylben, die in der vorliegenden Urschrift von oben nach unten und von rechts nach links zu lesen sind, so daß die nachfolgende Uebertragung derselben in unsere heutigen Schriftzeichen als das Spiegelbild der Urschrift anzusehen ist, sind folgende:

D. A. Ra. Ja. V. U. S. Ch. S. A. Ja. Th. I. Ja.
Va. Z. Ra. Ka. Ch. S. A. Ja. Th. I. Ja. Ch. S. A.—
Ja. Th. I. J. A. N. A. M. Ch. S. A. Ja. Th. I. Ja.
Da. H. J. U. N. A. M. V. I. S. T. A. Ç. Pa. H. J.—
A. P. U. Tra. Ha. Ch. A. Ma. N. I. S. I. Ja. H.—
Ja. I. Ma. M. Ta. Ca. Ra. M. A. K. U. Na. U. S.

Hat die Bilderschrift den großen Vorzug, daß das Verständnis ihres Inhaltes unabhängig ist von der Kenntnis einer bestimmten Sprache oder Mundart, so klebt ihr andererseits doch der Mangel an, daß sie vielfache Deutungen zuläßt, und daß ihre Ausdrucksfähigkeit eine sehr beschränkte ist. Sie kann demnach in ihrer ursprünglichsten Form, wie die Bilderschrift der Indianer sie zeigt, den Mitteilungsbedürfnissen eines wenig kultivierten

*) Turan, das im Norden des persischen Tafellandes Iran gelegene Centralasien, dessen Bewohner dem ural-altaiischen Völkerstamme angehören.

Volkes genügen und hinreichen, um die einfachen Vorgänge im Leben von Jägern oder Hirten schriftlich zu fixieren, nimmer aber den Zwecken einer höheren, in geistiger Richtung sich entfaltenden Kultur dienen. Neben der Bilderschrift muß immer noch die mündliche Ueberlieferung, die Vermittlung berufener Schriftdeuter eintreten, um eine einigermaßen zweckdienliche Verwertung des Schriftwesens zu ermöglichen. Mit der fortschreitenden Entwicklung der verschiedenen Sprachen und Mundarten, die selbstverständlich gleichen Schritt mit der Entwicklung der einzelnen Nationen und deren Einfluß auf engere und weitere Nachbarkreise hielt, mußte das sprachliche Element notwendig auch im Schriftwesen das Uebergewicht erlangen und das Bedürfnis entstehen, nicht den Begriff, sondern das denselben klar und fest hinstellende Wort sowohl hinsichtlich seiner Bedeutung als auch seiner Beziehungen in bestimmter, unmittelbarer und jede Zweideutigkeit ausschließender Weise schriftlich wiederzugeben. An Stelle der Gliederung (oder Differenzierung) des begrifflichen Ausdruckes mußte diejenige des lautlichen Ausdruckes, also des *gesprochenen Wortes* treten, und dies wurde durch die Einführung der *Buchstabenschrift* erreicht, die das Lautzeichen (Wort) für einen bestimmten Begriff in seine einzelnen lautlichen Bestandteile zerlegt und diese durch konventionelle Zeichen (Buchstaben) sichtbar macht. Die Sprache, die bis dahin nur für das Ohr wahrnehmbar gewesen, ward dadurch auch in lautlichem Sinne für das Auge wahrnehmbar. Um den ungeheuren Fortschritt zu erkennen, der hierin liegt, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, daß (wenigstens bis zur Erfindung des Phonographen) das Ohr nur unmittelbar und augenblicklich Eindrücke von äußeren Vorgängen empfangen kann, während das Auge durch Bild und Schrift von der Fessel des Ortes und der Zeit völlig frei gemacht und befähigt wird, dem Geiste Kunde aus weitester Ferne und ältester Vergangenheit zu überliefern.

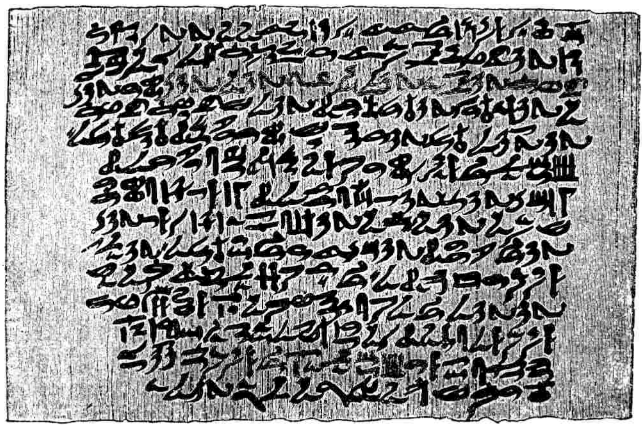
Wie wir oben gesehen haben, sind von den alten Kulturvölkern diejenigen Chinas und Vorderasiens bestrebt gewesen, ihre ursprüngliche Bilderschrift der Lautschrift zu nähern. Eine wirkliche Buchstabenschrift haben aber nur die Aegypter durch Weiterentwicklung ihrer



Hieroglyphen.

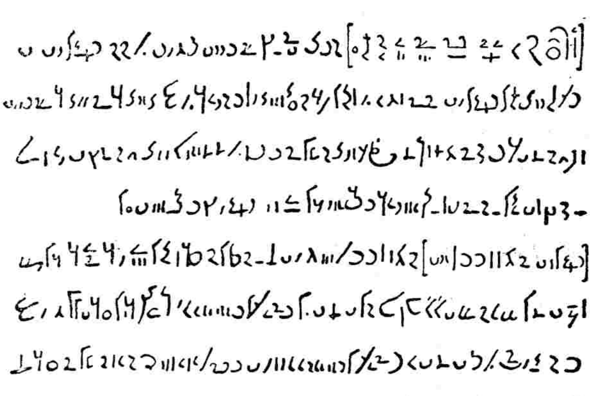
Von der Neapeler Stele.
(Nach Faulmann's „Ill. Geschichte der Schrift".)

Die Schrift ist von links nach rechts zu lesen. Das erste Zeichen, der Mann mit erhobener Hand, ist Lautzeichen für O und zugleich Zeichen für den Begriff der Anrufung überhaupt. Das zweite Zeichen ist das des widderköpfigen Gottes Khnum; von der sinnbildlichen Bedeutung des Königsstabes sowie der Zeichen für Ober- und Unterägypten war schon früher die Rede. Das 7. Bild der 1. Reihe (Quadrant) bezeichnet „Land", die zwei Strichlein darunter die Doppelzahl. Das Sylbenzeichen für „erleuchten" (2. Zeichen in der 2. Reihe) ist durch das als „Determinativ" darunter gesetzte Sonnenzeichen näher erklärt; die gehörnte Schlange im vorletzten Zeichen der 2. Reihe bedeutet das Hilfszeitwort „sein", der Vogel mit vorgesetztem Viereck im gleichen Zeichen das Fürwort „sein". „Hervorgehen" ist durch die aus ihrem Hause kriechende Schnecke (1. Zeichen der 4. Reihe) ausgedrückt, das leere Schneckenhaus (zu oberst im drittletzten Zeichen der 4. Reihe) ist das Zeichen für „aus". „Leben" (im vorletzten Zeichen der 4. Reihe) ist durch den löffelähnlichen Lingamstab (das Zeichen der Befruchtung) ausgedrückt. Im letzten Zeichen bedeutet der schüsselförmige Kreisabschnitt zu unterst „alles", die beiden oberen Zeichen „Dinge".



Hieratische Schrift
aus dem Papyrus Prisse
(Nach Justi „Geschichte der orientalischen Völker".

Hieroglyphen zustande gebracht, indem sie die ideographischen Zeichen derselben nicht mehr ihrer sinnlichen Bedeutung nach, sondern nur als konventionelle Bezeichnung für die Anfangslaute desjenigen Wortes verwerteten, das dem ursprünglich durch sie zur Anschauung gebrachten Begriffe entsprach. Neben diesen alphabetischen Zeichen behielten sie aber auch Sylbenzeichen (aus den ursprünglichen Wortzeichen entwickelt) und vollständige (rein ideographische) Wortzeichen bei und behalfen sich, um den bei solch gemischtem Schriftsystem unvermeidlichen Zweideutigkeiten und Irrtümern vorzubeugen, mit sogenannten „Determinativen", die dem in alphabetischen, Sylben- oder Wortzeichen geschriebenen Worte angehängt wurden, um seine Bedeutung festzustellen oder das Lesen zu erleichtern. Für umfangreiche Aufzeichnungen war diese Schrift, von der wir vorstehend eine Probe gaben, viel zu schwerfällig. Sie fand nur Verwendung auf Denkmälern (daher der Name „Hieroglyphen" s. v. w. „heilige Meißel- oder Grabstichelbilder") oder in Papyrusrollen religiösen Inhaltes (namentlich Totenbüchern, die den Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurden), während sich die Priester als Träger der Wissenschaft und des Schriftwesens für ihre Aufzeichnungen der hieratischen (priesterlichen) Schrift bedienten, die mit der Rohrfeder geschrieben wurde, wobei die einzelnen Zeichen wesentlich vereinfacht und vielfach miteinander verbunden wurden, so daß sich diese Schrift selbst in ihrer ältesten uns bekannt gewordenen Gestalt, von der oben eine Probe vorliegt, bereits als eine Art Kursiv- (d. h. fortlaufende) Schrift dar-



Inschrift von Rosette
in demotischer Schrift.
(Nach Faulmann's „Geschichte der Schrift".)

Diese Schriftprobe enthält die zwei ersten Zeilen des Textes der berühmten dreisprachigen Tafel, welche im Fort Julien bei Rosette 1799 vom Ingenieur Bouchard gefunden und für die Entzifferung der Hieroglyphen von hoher Bedeutung geworden ist. Die demotische Schrift wurde wie die hieratische von rechts nach links gelesen. Die wörtliche Uebersetzung lautet:

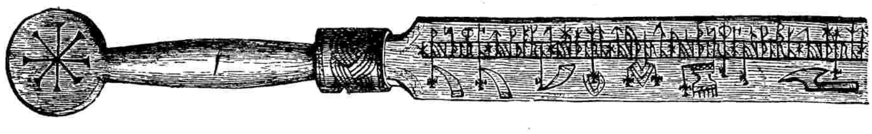
1. Zeile: Im Jahre 9 im Xankitus im Monat ägyptisch Mesir, am Tage 4, der König, das Kind, welches König anstatt seines Vaters, der Herr der Diademe, der Ruhmreiche, welcher begründet Aegypten, welcher gethan Gutes ihm, welcher fromm war gegen die Götter, welcher überwunden hat seine Feinde, welcher gab das gute (das) Leben den Menschen, der Herr der Jahresfeste, gleich dem Ptah, der König gleich dem Ra.

2. Zeile: Der König der Region oberen und der Region unteren, der Nachkomme der Götter vaterliebenden, welchen erkoren Ptah, welchem gegeben Ra den Sieg, das Bild lebende des Amun, der Sohn der Sonne, Ptolemaios der lebende ewige von Ptah geliebte, der Gott der sich offenbart hat durch Ausgießung seiner Wohlthaten, Ptolemaios und Arsinoe, welche der Götter der vaterliebenden Tochter und Alexandros und der Götter Retter und der Götter Bruder und der Götter Wohlthäter und der Göttin der vaterliebenden, und der König Ptolemaios, der sich offenbart hat durch seine Wohlthaten.

stellt, die zu den gemeißelten oder gemalten Hieroglyphen im gleichen Verhältnis stand, wie unsere Handschrift zur Druckschrift. Noch später — soviel bekannt, etwa um das 8. Jahrhundert v. Chr. — hatte sich die hieratische Schrift noch mehr dem in immer weiteren Kreisen fühlbar gewordenen Schreibbedürfnis angepaßt und war zur demotischen (Volks-) Schrift geworden, die auch enchorische (einheimische) oder epistolographische (Brief-) Schrift genannt wurde. Die Zeichen dieser Schrift hatten nur noch teilweise eine äußerlich erkennbare Aehnlichkeit mit den entsprechenden der hieratischen und Hieroglyphenschrift und waren zum größeren Teil Lautzeichen; neben wenigen Sylben- und Wortzeichen kamen aber auch die Determinativen (Erklärungszeichen) in der demotischen Schrift noch vielfach zur Anwendung.

Die erste reine Buchstabenschrift haben die Phöniker geschaffen, indem sie sich — an das Schriftwesen der mit ihnen in vielseitigem Verkehr stehenden Aegypter anknüpfend — ein Alphabet*) von 22 Lautzeichen bildeten. Dasselbe enthielt aber nur Mitlaute und Halbvokale (unvollständige Selbstlauter), was auf die Eigentümlichkeit der semitischen Sprachen im allgemeinen und auch der ihnen verwandten Sprache der alten Aegypter zurückzuführen ist, daß in diesen Sprachen den Vokalen nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt. Die Wurzeln der Begriffsausdrücke setzen sich nämlich in den semitischen Sprachen durchgehend aus drei Mitlautern zusammen, die allein ihnen ihre Bedeutung geben, so daß es hinsichtlich des mit einem Worte verbundenen Begriffes ohne Belang ist, ob, wo und welche Selbstlauter zwischen diese Konsonanten eingeschoben werden. So ist beispielsweise Jehova gleichbedeutend mit Jahve, und der Name des Propheten Mohammed (Wurzel h—m—d) wird bald wie angegeben, bald „Mahomed“, „Muhamed“ oder „Mahmud“ geschrieben.

Die Griechen übernahmen die Buchstabenschrift von den Phönikern, bildeten das Alphabet derselben um und vermehrten es um vier Zeichen, wobei die Vokale endlich zu der ihnen zukommenden Geltung gelangten. Ihre Schrift war zuerst linksläufig (wie auch die Hieroglyphen (wenigstens in der Regel), die Keilschrift, die semitischen und die alte iranische Handschrift (von den lebenden Sprachen die türkische), dann wechselte sie — so zu sagen der Spur des Pfluges beim Ziehen der Ackerfurchen folgend — zeilenweise die Richtung, so daß die geradzahligen Zeilen linksläufig, die ungradzahligen (1, 3, 5 u. s. w.) rechtsläufig waren. In solcher Weise waren beispielsweise die Gesetze Solons im 6. Jahrhundert v. Chr. Geb. geschrieben worden. Seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. Geb. wurde eines von den zahlreichen Alphabeten der verschiedenen griechischen Stämme, das jonische, und damit wohl auch so ziemlich gleichzeitig die rechtsläufige Schreibweise allgemeingiltig. Für den gewöhnlichen Gebrauch wurden neben den schwerfälligen „Majuskeln“ (großen



Runenstab.

(Nach Oskar Jägers „Weltgeschichte“.)

Die Abbildung zeigt nur die eine, mit Handgriff versehene Hälfte des Stabes.

Buchstaben) oder „Uncial-Buchstaben“ (weil sie auf Inschriften die Höhe einer Uncie— Unze— = $^1/_{12}$ Fuß erhielten), aus denen sich die Schrift ursprünglich zusammensetzte, auch noch einfachere Schriftzeichen, „Minuskeln“ (kleine Buchstaben), geschaffen.

Von den Griechen erhielten die kleinasiatischen und etwas später die italischen Völker ihre Schrift. Nachdem von letzteren die Römer zur Weltmacht sich emporgerungen

*) Alpha und Beta heißen die beiden ersten Buchstaben der griechischen Schrift; das Wort „Alphabet“ entspricht somit unserm deutschen „ABC“, worunter wir das in bestimmter Reihenfolge geordnete Verzeichnis der Buchstaben verstehen.

hatten, übermittelten sie den **germanischen** und skandinavischen Völkern die wichtigste Kulturgabe. Es bildete sich aus dem Kapital-Alphabet (den großen Anfangsbuchstaben, auch Majuskeln genannt) der ersten Kaiserzeit die sogenannte **Runenschrift** heraus, die bis zur Verbreitung des Christentums in den germanischen Landen die herrschende blieb. Im 4. Jahrhundert n. Chr. Geb. schuf **Ulfilas**, der Westgotenbischof, anläßlich der Uebersetzung der Bibel für seine Landsleute die **gotische Schrift**. Er benutzte hierbei hauptsächlich die Schriftzeichen des griechischen Kapital-Alphabetes, dem er aber einige lateinische Buchstaben hinzufügte. Als Buchstabennamen behielt er diejenigen des Runenalphabetes bei, an das er sich zum Teil anlehnte, die Reihenfolge der Buchstaben entnahm er jedoch dem griechischen Alphabet. Aus der gotischen Schrift hat sich durch Verquickung mit der römischen Schrift die sogenannte **Mönchsschrift** des späteren Mittelalters und aus dieser unsere älteste **Buchdruckschrift** entwickelt. Erst später hat diese sich zu den noch jetzt bestehenden, wenn auch vielfach modernisierten Haupt-Typen der Druckschrift ausgebildet. Diese sind: Die **Antiqua** (stehende Lateinschrift), die **Cursiv-** (laufende) oder **Italica-Schrift** mit nach rechts geneigten, den lateinischen großen und kleinen Buchstaben formverwandten Lettern; die **Schwabacher** (eine aus dem 15. Jahrhundert stammende Schrift, die für den gewöhnlichen Buchdruck an Stelle der schwerfälligen **Missal-** oder **Meßbuch-Schrift** trat); endlich die **Fraktur-** (gebrochene) **Schrift**, entstanden aus einer für den Druck der Dichtung „Theuerdank" des Kaisers Maximilian I. eigens geschnittenen Schrift. Die Frakturschrift hat sich aber nur bei den Deutschen, Holländern, Dänen, Schweden, Tschechen und Slovaken als Druckschrift bis in die jüngste Zeit erhalten; die Engländer haben sie schon frühzeitig wieder aufgegeben, bei den Franzosen und den übrigen romanischen Nationen hat sie sich niemals eingebürgert.

Die **slavischen** Völker erhielten im 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. Geb., gleichzeitig mit den Lehren des Christentums, durch die von der griechischen Kirche zu ihnen entsandten Glaubensboten ihre Schrift, die sich teils mit der griechischen, teils selbständig aus dem **Cyrillischen Alphabet** weiter entwickelt hat. **Cyrillus**, ein Mönch aus Thessalonich, der gleichzeitig mit seinem Bruder Methodius im 9. Jahrhundert n. Chr. Geb. für die Verbreitung des Christentums unter den Slaven äußerst thätig war, hatte, ähnlich wie Ulfilas, für seine apostolischen Zwecke eine eigene Schrift ersonnen, in der er die Bibelübersetzung und die liturgischen (auf die Liturgie d. h. die gottesdienstliche Ordnung bezüglichen) Bücher niederschrieb, und zwar in einer slavischen Mundart, die sich allmälig zur Schriftsprache verschiedener slavischer Stämme, wie der Serben, Kroaten und Russen entwickelt hat. In ihrer ursprünglichen Form hat sich die Sprache Cyrills als „**Alt-Kirchenslawisch**" nur noch als gottesdienstliche Sprache bei den der griechisch-katholischen Kirche angehörenden Slaven erhalten. Die cyrillische Schrift (**Kyrillika**) ist aus der griechischen Majuskelschrift herausgebildet; neben ihr bestand noch ein zweites kirchenslavisches Alphabet, die „**Glagolizza**", das die griechische Minuskelschrift zur Grundlage hatte und bei den Kroaten und Bulgaren eingeführt war, aber bei letzteren schon über ein halbes Jahrtausend gänzlich außer Gebrauch gekommen ist, bei ersteren sich nur noch vereinzelt erhalten hat. Die **russische Schrift** ist unmittelbar aus dem cyrillischen Alphabet entstanden, ebenso die bulgarische und die der zur griechischen Kirche gehörigen Serben.

Man ersieht aus dem Vorstehenden, daß alle europäischen Kulturvölker der Gegenwart ihre Schrift unmittelbar oder mittelbar (durch die Römer) von den Griechen empfangen haben, die ihrerseits wieder die Phöniker zu Lehrmeistern hatten; diese letzteren waren aber, wie wir bereits gesehen haben, zwar die Erfinder der reinen Buchstabenschrift, doch hatten auch sie die Grundlage ihrer Erfindung einem andern Volke, den Aegyptern, entlehnt. In diesen haben wir also die eigentlichen Schöpfer unseres Schriftwesens zu erkennen. Das semitische Uralphabet der Phöniker ist auch die Wurzel der **indischen Schriftarten**, von denen Abzweigungen einerseits nach Tibet und Hinterindien sich erstrecken, während andererseits auch die **koreanische** Schrift ihren Ursprung in der indischen hat. Von anderweitigen Ausläufern der semitischen Urschrift seien hier die **arabische** und die **syrische** genannt,

erstere als Stamm-Mutter der persischen und türkischen, letztere als solche der mongolischen (ostmongolischen und Kalmücken-) Schrift.

Ursprung und Verbreitung des Menschengeschlechtes.

Wir haben unserer immerhin nur in den allgemeinsten Umrissen gehaltenen Darstellung der Entwicklung der Schrift einen verhältnismäßig breiten Raum zugewiesen, weil die Schrift nicht nur, wie schon wiederholt betont, eine der wichtigsten Grundlagen aller menschlichen Kultur, sondern auch die sicherste Wegweiserin zur Auffindung der Spur des allgemeinen Entwickelungsganges dieser Kultur ist, ja sogar hinsichtlich des Ursprunges und der Verbreitung des Menschengeschlechtes selbst wenigstens andeutungsweise Auskunft giebt. Wir haben gesehen, daß jedes Volk seine Schrift von einem andern auf höherer Kulturstufe stehenden Volke empfangen, also gleichen Schritt mit der Kulturentwicklung im allgemeinen gehalten hat. Als Ausgangspunkt dieser Entwicklungsreihe haben wir zwei uralte Kulturvölker gefunden, die Aegypter, deren Kultur befruchtend für die ganze eigentliche Kulturwelt geworden ist, und die Chinesen, die sich auf ihrem schon vermöge seiner Lage und natürlichen Abgrenzung abgeschlossenen Gebiete eine ebenso abgeschlossene Kultur geschaffen haben, die nur in beschränktem Maße auf einige Nachbargebiete übergegriffen hat. Irgend welche kulturgeschichtliche Beziehungen zwischen den Chinesen und einem anderen Kulturvolke des Altertums sind nicht nachzuweisen; die Hypothese (unbewiesene Voraussetzung, die, wenn sie wirklich zutreffen sollte, zur Erklärung einer Erscheinung oder Thatsache geeignet wäre), nach welcher schon vor der Entstehung der ältesten uns bekannten Kulturvölker im südlichen Asien eine reichentwickelte Kulturwelt bestanden hätte, die durch das Versinken großer Festlandsgebiete im Meere teils vernichtet, teils in die Berge zurückgedrängt worden und in Zerfall geraten wäre, entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage und hat deshalb in der gelehrten Welt auch nur vereinzelt Aufnahme gefunden. Wir wissen nur, daß die älteste uns bekannte Kultur innerhalb der gemäßigten Zone der östlichen Hälfte unserer Erdkugel und zwar unter einem den Tropen (der heißen Zone) nahe gelegenen Himmelsstriche entstanden ist.

Während zur Zeit, als die Abstammungslehre Darwins jene gewaltige Bewegung und Umwälzung in der naturwissenschaftlichen Anschauung hervorgerufen hatte, die Ansicht als maßgebend galt, daß die Wiege des Menschengeschlechts in der tropischen Zone oder deren unmittelbarer Nähe zu suchen sei, hat in neuester Zeit die Annahme gelehrte Vertreter gefunden, daß umgekehrt die Verbreitung des Menschen in der Richtung vom Norden nach dem Süden stattgefunden habe. So wäre nach Karl Penka in Wien der Ursprung des Menschengeschlechtes in Mitteleuropa zu suchen, wo die natürlichen Lebensbedingungen immerhin günstig genug für eine kräftige Entwicklung, aber doch nicht allzu üppig sind, um zum Stillstande zu führen. Beim Eintreten der Eiszeit in Europa wären nach Penka die dortigen Urmenschen nach begünstigteren Erdteilen entwichen, und nur ein kleiner Teil wäre zurückgeblieben und hätte dem Schrecken der Vergletscherung Trotz geboten. Ein furchtbar schwieriger Daseinskampf hätte dieser Mutigen geharrt, und nur die stärksten und begabtesten derselben seien der Vernichtung entgangen. Als dann das Klima allmälig milder geworden und das Eis geschwunden war, hätte sich ein Teil dieser Urmenschen noch mehr nach Norden gegen Skandinavien, ein anderer südwärts nach dem Mittelmeere gezogen, dessen Gestade er bevölkerte. Von diesem stammen die Iberer, Ligurer, Pelasger und Semiten, während Penka in den Skandinaviern die Urväter des indogermanischen Stammes erblickt. Diese sollen nun nach dem genannten Gelehrten die Schöpfer der Kultur der jüngeren Steinzeit*) gewesen sein und neben der Viehzucht auch ausgedehnten Ackerbau getrieben haben. Als aber das Land die stark angewachsene Bevölkerung nicht

*) Wir kommen hierauf weiter unten zurück.

mehr ernähren konnte, hätten sie in gewaltigen Stößen nach dem Süden Europas zu rücken begonnen. Hier sei inzwischen vom Osten her ein Zustrom dunkler, kurzschädeliger Asiaten eingetreten, die mit den Völkern am Mittelmeer sich gekreuzt haben, während die Indogermanen auch hier siegreich bis in die südlichen Halbinseln Europas und nach Osten bis Iran und Indien vordrangen und die an Intelligenz und Körperkraft ihnen untergeordneten Mittelmeerbewohner und Asiaten unter ihre Herrschaft brachten, auch ihre indogermanische Sprache ihnen aufzwangen. Die Germanen seien bis zuletzt in ihren Stammsitzen geblieben und hätten erst zu Beginn des Mittelalters dem Zuge nach Süden sich angeschlossen, womit, wie wir später sehen werden, eine völlige Umgestaltung der Staatsverhältnisse unseres Erdteils verbunden war. Penkas Ansichten haben ebensowohl ihre warmen Anhänger als entschiedenen Gegner gefunden; sie bieten aber ein anschauliches Bild von den Vorstellungen, die in der Welt der Wissenschaft hinsichtlich der Verbreitung des Menschengeschlechtes herrschen, und wir haben ihnen deshalb hier eine Stelle eingeräumt, wollen aber gleich hinzufügen, daß die Kulturverbreitung augenscheinlich den umgekehrten Weg eingeschlagen hat und von Osten und Süden nach Norden und Westen vorgerückt ist. Da nun doch wohl anzunehmen ist, daß die Verbreitung des Menschengeschlechtes mit derjenigen seiner Kultur gleichen Schritt gehalten habe, so erscheint es nicht ratsam, von den durch die Sprach- und Kulturforschung vorgezeichneten Spuren abzuweichen, und wir werden daher im weiteren den in dieser Beziehung bisher als maßgebend betrachteten Anschauungen folgen.

Selbstverständlich ist es unmöglich, die Spur der Entstehung des Menschengeschlechtes über die von den Vorfahren selbst zurückgelassenen körperlichen und Kulturreste hinaus zu verfolgen. Die klaffende Lücke kann nur mit Hypothesen ausgefüllt werden, und deren giebt es gar viele; aber wer kann entscheiden, welche davon die zutreffende ist?

Auch über die andere Frage, ob das Menschengeschlecht einer einheitlichen Wurzel entsprungen sei oder ob an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten tiefer stehende Tierarten selbständig zu menschlicher Entwicklung gediehen seien, herrscht in der wissenschaftlichen Welt keineswegs einerlei Meinung. Von der einen Seite wird angenommen, daß im Stammbaum der organischen Welt nur eine einzige Abzweigung bestehe, an der die Species Mensch als Glied der Entwicklungskette eingefügt sei; man nennt dies die „monophyletische Abstammung“, und die hervorragendsten Vertreter der Darwinschen Lehre neigen dieser Annahme zu, während andere die bedeutenden Unterschiede, welche zwischen den jetzt lebenden Menschenrassen bestehen, als einen Hinweis auf eine „polyphyletische“, d. h. vielstämmige, Entwicklung der Menschenspecies ansehen.

Eine bestimmte Entscheidung wird in dieser Frage wohl niemals erfolgen können; doch sprechen manche gewichtige Gründe zu Gunsten der monophyletischen Abstammung. Abgesehen davon, daß wir nirgends ein Beispiel finden, wonach so nahe verwandte Arten, wie es die verschiedenen Menschenrassen doch unter allen Umständen sind, verschiedene Abstammung haben, spricht auch die große Aehnlichkeit der ältesten Kunstprodukte unserer europäischen Vorfahren mit denjenigen, die in der Gegenwart Menschen hervorbringen, die auf der gleichen Kulturstufe wie jene stehen, für den gemeinsamen Ursprung aller Menschen. Denn die specifische Kunstfertigkeit, welche bestimmten Tierarten eigen ist, wie z. B. den Bienen das Formen der Zellen oder dem Webervogel der kunstvolle Bau des Nestes, erhält sich erfahrungsmäßig innerhalb der Art trotz aller Unterschiede der Zeit und des Ortes und bleibt zugleich eine charakteristische Eigentümlichkeit derselben, die sich unverändert von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt. Wenn nun beispielsweise der heute lebende Papua sein Steinbeil so formt, in solcher Weise in den gespaltenen Asthaken einklemmt und darin fest bindet, daß es einem anderen Steinbeil, das vor etwa sechstausend Jahren einem schweizerischen Pfahlbauer gedient hat, zum Verwechseln ähnlich sieht, so zeugt dieser Umstand für eine Einheitlichkeit des angeborenen Kunstverständnisses derjenigen, die an so verschiedenen Orten und zu so verschiedener Zeit diese Beile angefertigt haben, wie sie kaum anzunehmen wäre, wenn der Intellekt des Pfahlbauers und der des Papuanegers nicht aus gemeinsamem Urquell stammten. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend,

gelangen wir auch mit logischer Notwendigkeit zu der Annahme, daß die erste Kulturentwicklung der Menschen überall so ziemlich die gleiche gewesen sein wird, wenn sie sich auch hier rascher und dort langsamer vollzogen hat. Die ersten Anfänge haben jedenfalls eine sehr lange Zeit in Anspruch genommen; je weiter aber die Entwicklung vorrückte, desto raschere Fortschritte machte sie auch, und desto mehr gestalteten sich jene besonderen Eigentümlichkeiten heraus, die den Kulturen der verschiedenen Völker ihre Sonderart verleihen. Wir finden ganz dasselbe im Entwicklungsgange der Natur; je höher entwickelt die Art, desto mannigfaltiger die besonderen Merkmale derselben, je größer die Leistungsfähigkeit eines Organes, desto verwickelter dessen Bau, desto zahlreicher dessen einzelne Bestandteile.

Der Urmensch und die Kulturentwicklung.

Wenn wir nun nach dem Vorausgeschickten zu dem Versuche übergehen, ein Bild von dem Urmenschen, d. h. von denjenigen Vorfahren unseres Geschlechtes zu entwerfen, die bereits — wenn auch noch im niedrigsten Maße — die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale vom Tier: Kunst (im weitesten Sinne des Wortes) und Sprache besessen haben, so muß gleich von vorne herein hervorgehoben werden, daß sich das, was wir in dieser Hinsicht zu sagen wissen, örtlich auf Europa und die besonderen Naturverhältnisse beschränkt, welche in diesem Erdteil zur Zeit des ersten nachweisbaren Auftretens des Menschen geherrscht hatten. Nichtsdestoweniger können wir mit Gewißheit annehmen, daß der Entwicklungsgang des Urmenschen überall der gleiche war, daß also an allen Orten, wo jemals Menschen gelebt haben, die Ausbildung und Weiterentwicklung ihrer intellektuellen und sittlichen Anlagen und ihrer technischen Kunstfertigkeit durch den Kampf ums Dasein, durch die Notwendigkeit einer Verbesserung, bezw. gründlicheren Ausnützung der von der Natur gebotenen Lebensbedingungen bedingt und herbeigeführt worden ist. Stellen wir uns ein Wesen vor, das in der Entwicklungsreihe, deren gegenwärtiges Endglied der Mensch bildet, noch auf einer niedrigeren Stufe steht, also mehr Affen- als Menschenähnlichkeit besitzt, und versetzen wir dieses Wesen in eine Gegend tropischer Natur, wo alles, was zu den Lebensbedürfnissen eines solchen Wesens gehört, in reichstem Maße vorhanden ist, und wo auch keine Konkurrenz mit Stärkeren ihm den Kampf ums Dasein aufnötigt, so fehlt jeder Grund zur Annahme, daß ein solches Wesen Anlaß gehabt hätte, die ihm bereits innewohnenden Fähigkeiten stärker anzuspannen und dadurch zu höherer Entwicklung zu bringen. Die günstigen Lebensverhältnisse würden also einen Stillstand in der Entwicklung dieses Wesens zur Folge gehabt haben, und auch seinen Nachkommen wäre eine Weiterentwicklung nicht zum Bedürfnis geworden, solange eben die vorhandenen Lebensbedingungen die gleichen geblieben wären. Gerade unter einem Himmelsstriche, der doch sonst die Entwicklung der organischen Wesen überhaupt in hohem Maße begünstigt, würde somit unter solchen Voraussetzungen der Antrieb zur Entwicklung des Intellektes und der Kunstfertigkeit vollständig gefehlt haben. Nun finden wir aber gerade in derjenigen Zone der Erde, welche solche üppige Lebensbedingungen bietet, die Wohnstätte der ältesten Kulturvölker, die wir kennen; wir finden bei ihnen Kunst und Wissenschaft auf bedeutender Höhe, zu einer Zeit, wo in unserem Erdteil von Kultur in diesem höheren Sinne garnicht die Rede sein kann. Wir müssen also annehmen, daß diese Kultur nicht von den menschlichen Urbewohnern jener Gegenden geschaffen, sondern daß sie von Einwanderern aus anderen Gegenden dahin getragen worden ist, oder wir müssen annehmen, daß in jenen Gegenden zur Zeit des dortigen Urmenschen Verhältnisse anderer Art geherrscht haben, welche diesem den Kampf ums Dasein erschwert und dadurch den Antrieb zu seiner höheren intellektuellen Entwicklung gegeben haben. Vielleicht war es gerade der Zug nach jenen begünstigten Gegenden, der eine gewaltige Konkurrenz und damit einen intensiveren Daseinskampf hervorgerufen hat, möge nun diese Konkurrenz zur Zeit des Urmenschen oder schon vor derselben vorhanden, im letzteren Falle somit eine

von den Veranlassungen zur Entwicklung menschlichen Intellekts in den Zugehörigen einer auf niedrigerer Stufe stehenden Species gewesen sein.

Die Menschen, welche heutzutage die Tropenländer bewohnen, sind, soweit sie nicht aus Europa dahin eingewandert sind, der allgemeinen Fortentwicklung der Kultur nicht gefolgt, gehen vielmehr überall, wo sie mit derselben in Berührung kommen, dem Verfalle entgegen. Zur höchsten Kulturentwicklung ist der Mensch gelangt, wo ihm die Natur einen nicht allzu schweren, aber doch zu beständiger Uebung, Stählung und Fortbildung seiner Fähigkeiten hinreichenden Kampf ums Dasein fortdauernd aufnötigt. Natürlich bestimmt das Klima eines Landes für sich noch nicht allein die Kultur desselben, sondern die Entwicklung dieser letzteren hängt hauptsächlich von den physischen und intellektuellen Fähigkeiten und anderen Verhältnissen ab; doch lehrt die Erfahrung, daß der Mensch, trotz seiner außerordentlichen Anpassungsfähigkeit, am besten in einer dürftigen Natur gedeiht und am leichtesten und schnellsten da entartet und verfällt, wo die übrige lebende Natur ihre üppigste Entwicklung zeigt. Der schädliche Einfluß solch üppiger Naturverhältnisse auf das Kulturleben macht sich namentlich und in erster Linie in *sittlicher* Beziehung geltend.

Der Kulturhistoriker J. J. Honegger schreibt: „Die Kultur der Menschen als Entwicklung aller Anlagen und Fähigkeiten setzend, welche die Erreichung seiner Lebensbestimmungen erzwecken, hat man die Ausbildung und Auslebung der *moralischen Anlagen* ausgeschieden, die der *intellektuellen*, endlich die der *technischen Uebungen und Fertigkeiten*. Aber da stoßen wir gleich auf die in allen Perioden der Weltgeschichte mit unerbittlicher Schärfe beglaubigte Erscheinung, daß die Entwicklung dieser drei Gebiete menschlicher Wesenthätigkeit sich in keiner Weise deckt, nichts weniger als parallel läuft, sondern eher sich widerstrebt. Das ist ein für die Größe und Bedeutung der Menschheit verhängnisvolles Naturgesetz.“

Hiernach müßte als der vollkommenste Entwicklungszustand der Menschheit derjenige betrachtet werden, in welchem sich die sittlichen, intellektuellen und technischen Anlagen gegenseitig das Gleichgewicht halten.

Dieser Zustand kann gedacht werden unter Verhältnissen, in denen der Kampf ums Dasein des Einzelnen wie ganzer Völker und Staaten noch ein genügend großes Maß von Anspannung der intellektuellen Kräfte erfordert, um eine Vergeudung derselben im Dienste der Bequemlichkeit und Genußsucht zu verhindern, andererseits aber die Kulturarbeit bereits genügend vorgeschritten ist, um den sittlichen Anlagen Spielraum zur Entwicklung und Bethätigung zu gewähren. Solche Verhältnisse bietet zunächst nur ein gemäßigtes Klima mit kulturfähigem, aber anhaltender Sorgfalt bedürftigem Boden; eine allzu üppige Natur steigert das Wachstum zur Wucherung und bewirkt ebenso rasches Emporblühen wie raschen Verfall; sie erstickt so zu sagen im eigenen Fett. Die Kulturstaaten der heißen Länder geben ein deutliches Bild davon; die großen Reiche haben sich dort ebenso schnell entwickelt, als sie wieder zerfielen und neuen, ebenso raschlebigen Staatsgebilden Platz machen mußten. Der Kulturstillstand, der nach einseitiger, üppiger Entwicklung in allen Ländern jener Zone eingetreten ist, gleicht dem Brüten des tropischen Urwaldes, der trotz aller Ueberfülle mannigfaltigster Einzelleben doch keiner Entwicklung als Ganzes fähig ist. Nur im gemäßigten Klima könnte sich ein Staatswesen von idealen Kulturverhältnissen entwickeln und erhalten, ein Staatswesen, das dem Einzelnen als Gegenwert seiner Mitwirkung an der gemeinsamen Kulturarbeit Sicherheit, Recht und Freiheit in solchem Maße gewährt, daß er seine persönlichen Fähigkeiten sowohl im eigenen wie im Nutzen des Gemeinwesens zu voller Geltung bringen kann und an den Vorteilen des Geselligkeitsverhältnisses, als welches das Staatswesen sich darstellt, seinen vollen Anteil hat, insofern er auch seine ganze Kraft für die Gemeinschaft einsetzt. Was die technischen Fertigkeiten anbelangt, so kann die denkbar höchste Entwicklung derselben keinen Schaden, sondern nur Nutzen bringen, solange die sittlichen und intellektuellen Anlagen durch ihre Wirksamkeit nicht beeinträchtigt werden, solange sie also dem Bestreben dienen, den Kultur-

fortschritt der sittlichen und intellektuellen Fortentwickelung dienstbar zu machen und die sittlichen und Geisteskräfte zu bewahren und zu erhöhen.

Wo aber dieses Gleichgewicht gestört ist, werden wir überall auch das Gleichgewicht zwischen Staatsgewalt und Volkskraft gestört finden, wir werden mit dem Wachstum der Genußsucht eine Zunahme der Selbstsucht, der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, der gewissenlosen Ueberhebung der Mächtigen und Unterdrückung der Schwächeren, kurz das Einreißen jener ungesunden Verhältnisse beobachten können, die zur Sonderung der Staatsbürger in bevorrechtigte und rechtlose, in besitzende und besitzlose Klassen und schließlich zu Zuständen führen, die aus dem ursprünglich zur Förderung des Gemeinwohles geschaffenen Staatswesen eine Domäne für einzelne Gewalthaber und deren Anhang machen, in der es nur noch Herren und Sklaven giebt. Das natürliche Ende eines solchen Zustandes ist entweder der Untergang des betreffenden Staatswesens durch Zerfall und Eroberung infolge der Erschöpfung oder völligen Verkümmerung der Volkskraft, oder die gewaltsame Umwälzung infolge Wiederbelebung und siegreichen Erhebung der letzteren über die Unterdrücker. Die Geschichte bietet uns nach beiden Richtungen Beispiele genug; sie lehrt uns aber auch zugleich, daß der Erfolg der gewaltsamen Umwälzungen stets nur ein unvollkommener und vergänglicher ist. Nichts ist natürlicher als diese Erscheinung; denn einer gründlichen Umwälzung müßte ein langwieriger und tiefeingreifender Regenerations-Prozeß vorausgehen. Die durch Unterdrückung geschwächte Volkskraft, durch ihre Notlage zu vermehrter Anspannung ihrer intellektuellen Kräfte gedrängt, müßte zugleich auch ihre sittliche Vollkraft wieder gewinnen, um zu jenem Gleichgewichtszustande zu gelangen, der zur Begründung eines gesunden Staatswesens unentbehrlich ist; darüber würden aber Menschenalter vergehen. Mag auch die Thatsache einer gewaltsamen Umwälzung an und für sich schon darauf hinweisen, daß ein solcher Degenerations-Prozeß im Werden begriffen ist, so unterbricht sie diesen doch auch zugleich und hebt dadurch mehr oder weniger seine Wirksamkeit wieder auf. Das charakteristische Merkmal aller gewaltsamen Umwälzungen ist, daß sie viel Schutt und wenig neuen Baustoff liefern. Eine neue Ordnung der Dinge kann sich nur ganz allmälig aus dem Alten heraus entwickeln; sie kann nicht plötzlich fix und fertig in die Erscheinung treten, wie die gewappnet dem Haupte des Zeus entsprungene Minerva, denn die Kulturentwicklung ist wie jede andere ein Werdeprozeß, der weder Anfang noch Ende hat. Die gewaltsamen Umwälzungen sind daher weiter nichts als vorübergehende Erschütterungen, den Erdbeben vergleichbar, die eine in Jahrtausenden gebildete Ablagerungsschicht zwar auflockern und durchrütteln, aber keine neue bilden können, oder den Paroxysmen eines Ausschlagfiebers, die den vorhandenen Krankheitsstoff auszuwerfen bemüht sind, aber keinen Ersatz dafür zu schaffen vermögen.

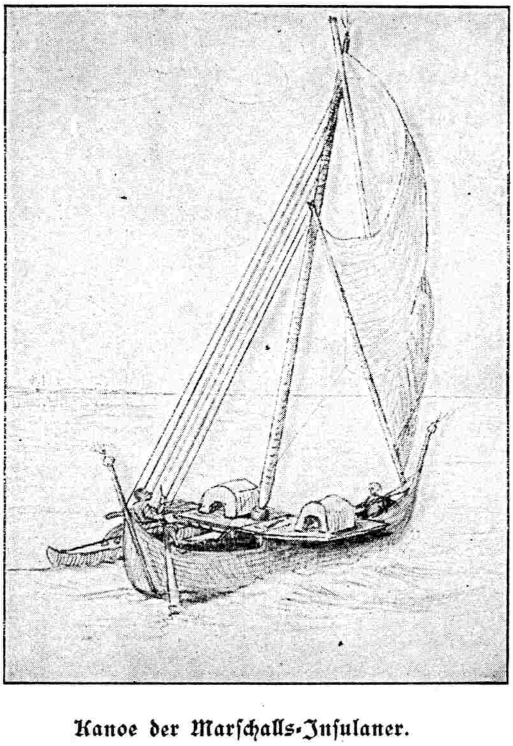
Wir wollen nach dieser Abschweifung zum Urmenschen zurückkehren, als dessen Typus wir, wie bereits gesagt, nur den Bewohner Europas in der Zeit des Diluviums vorzuführen haben.

Der diluviale Mensch und die Naturvölker der Gegenwart.

Der Mensch der Diluvialzeit stand, wie aus den aufgefundenen Werken seiner Hand geschlossen werden kann, noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. Als Waffen dienten ihm neben der Keule und der Schleuder Lanzen, deren Spitzen er sich aus Knochen- oder Feuersteinstücken durch roheste Bearbeitung mit steinernen Messern oder Hämmern zurecht machte. Der Gebrauch des **Feuers** kann erst aus der jüngeren Eiszeit nachgewiesen werden. In der älteren Diluvialzeit, in welcher der Mensch noch mit dem Mammuth zusammen lebte, und die daher mit Bezug auf ihre Kulturentwicklung auch das „**Zeitalter des Mammuths**“ genannt wird, ist von Töpfergeschirr ebenso wenig eine Spur zu finden, wie von irgend welchen Erzeugnissen aus Metall. Auch an Haustieren scheint es dem Menschen jenes Zeitalters noch gefehlt zu haben; er ernährte sich von Waldfrüchten, Fischfang und

Jagd und schlug seine Wohnstätte in Höhlen auf, am liebsten an Felswänden, die schwer zugänglich waren und ihm daher Schutz vor Raubtieren — auch solchen von seiner eigenen Art — gewährten. Das Land, das er bewohnte, war wenig wirtlich; zum großen Teile übergletschert, förderte es nur einen dürftigen Pflanzenwuchs; Mammuth und Nashorn, die es gleichzeitig mit dem Urmenschen bewohnten, trugen langes Wollhaar und nährten sich, wie die zwischen den Zähnen ihrer Skelette vorgefundenen Reste zeigen, von Fichtenzweigen. Um diesen gewaltigen Tieren, sowie dem Bären und dem Urstier beizukommen, wird sich der Mensch wohl eher der List als der Gewalt bedient haben, denn seine elenden Waffen eigneten sich nicht zum offenen Angriff gegen solche Ungetüme. Er wird sie daher wohl mit Schlingen oder in Fallgruben gefangen und dann erst getötet haben.

Trotz der Rohheit ihrer Bearbeitung waren die Waffen und Werkzeuge des diluvialen Menschen keineswegs in ungeschickter Weise angefertigt, sondern zeigen im Gegenteil, daß ihre Verfertiger sehr viel Scharfsinn und in gewissem Sinne auch Kunstfertigkeit besessen haben müssen, um mit den rohen Hilfsmitteln, die ihnen zu Gebote standen, derartiges überhaupt schaffen zu können. Mit Recht bemerkt Albrecht Müller in seiner Schrift: „Die ältesten Spuren des Menschen in Europa", der diese Schilderungen der Kulturzustände des Urmenschen teilweise entnommen sind, daß ein Kulturmensch der Gegenwart, der, bekannt mit allen großen Erfindungen der Neuzeit, durch einen Schiffbruch auf eine unbewohnte Insel verschlagen und sich lediglich auf das Material angewiesen sehen würde, das er auf jener Insel vorfände, sich kaum besser zu helfen wüßte, als jene Menschen der Diluvialzeit. Wir möchten noch hinzufügen, daß aus Feuersteinen und ähnlichen Stoffen, wie sie den Menschen jener Zeit zur Verfügung standen, auch mit unserm heutigen Handwerkszeug — von den Maschinen abgesehen — sich nicht viel Vollkommneres und Zweckentsprechenderes herstellen ließe, als die in Rede stehenden Gegenstände. Wir dürfen also aus den Funden der diluvialen Kulturschicht den Schluß ziehen, daß die Menschen jener Zeit bereits ein beträchtliches Maß von Intelligenz und Kunstfertigkeit besessen haben müssen, und es erscheint auch einleuchtend, daß der Zwang der Verhältnisse, in denen sie lebten und den harten Kampf ums Dasein gegen die widerwärtigen äußeren Zustände ausfechten mußten, sozusagen aus der Not eine Tugend gemacht und ihre Verstandeskräfte und technischen Fähigkeiten aufs wirksamste geschärft hat.



Kanoe der Marschalls-Insulaner.
Nach einer Zeichnung in der Zeitschrift „Wassersport".

Zu dieser Schlußfolgerung sind wir umsomehr berechtigt, weil sie durch Beispiele aus der Gegenwart bekräftigt wird. Bei manchen der jetzt lebenden Naturvölker, bei denen europäische Kultur noch nicht Eingang gefunden hat, läßt sich nicht nur eine bedeutende Kunstfertigkeit in der Herstellung alltäglicher Bedarfsgegenstände und das Bestreben, diese Kunstfertigkeit auch über das unbedingt Notwendige hinaus auf künstliche Ausschmückung und Verschönerung auszudehnen, sondern auch ein hoher Grad

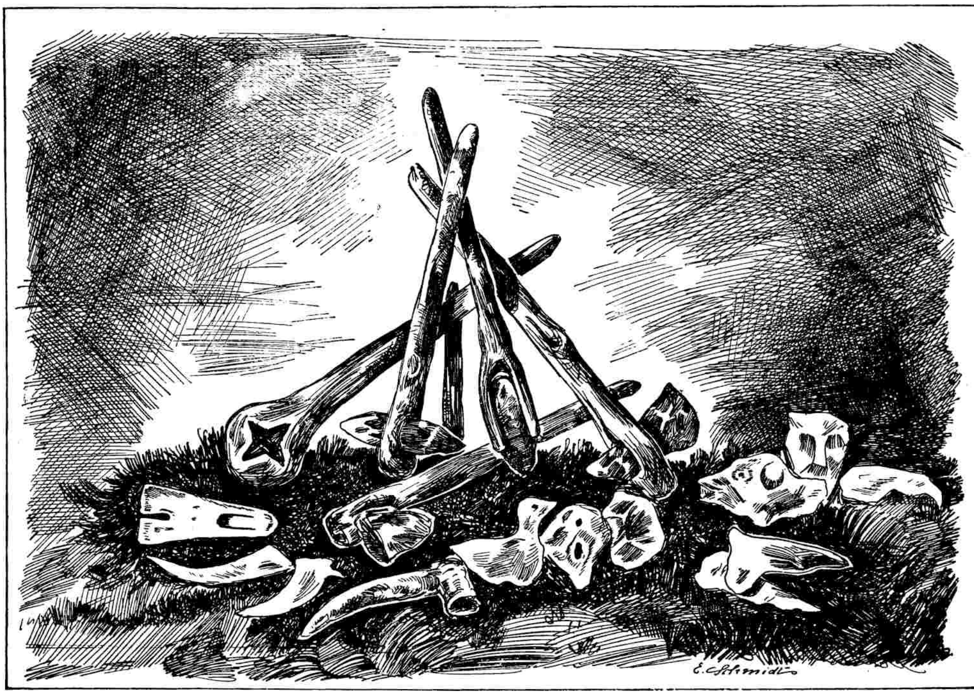
von Scharfsinn in der Beurteilung und Ausnutzung der Verhältnisse, mit denen sie im Kampf ums Dasein zu rechnen haben, nachweisen. Mit der Einführung europäischer Kunstbehelfe haben diese Fähigkeiten eher ab- als zugenommen. Wenn wir beispielsweise die Boote der Südsee-Insulaner betrachten, wie sie vor der Einführung eiserner Werkzeuge und bearbeiteter Materialien aus Europa nach jenen Inseln angefertigt wurden, so muß man die Geschicklichkeit und den erfinderischen Geist dieser Menschen bewundern, muß die aus unzähligen Stücken der verschiedensten Holzarten mittels aus Kokosfasern, Pandanusblättern und ähnlichen Stoffen gesponnenem Faden zusammengenähten Bootswände anstaunen und dem Scharfsinn alle Anerkennung zollen, womit da dem Mangel an geeignetem Schiffsbauholz auf jenen Inseln abgeholfen wurde. Die Konstruktion dieser Boote mit ihren das Gegengewicht gegen den Segeldruck bildenden Auslegern, ihrem äußerst schmalen, fischähnlichen Körper, der die Steuerführung ungemein erleichtert und dessen infolge dieser Bauart äußerst beschränkte Raumverhältnisse durch das weit überhängende, terrassenartige Deck ausgeglichen werden, ist eine durchaus zweckmäßige, und wenn wir noch hinzufügen, daß sich die Eingeborenen eine Art von Seekarten herzustellen wußten, die ihnen die nautischen Behelfe unserer Schiffer ersetzen mußten, so können wir nicht umhin, die hohe Intelligenz dieser Insulaner zu bewundern. Seit nun aber alle Hilfsmittel der europäischen Technik zu ihrer Verfügung stehen, haben die Südsee-Insulaner in der Bauart ihrer Schiffe fast gar keine weiteren Fortschritte gemacht; die Erleichterungen, die ihnen die Einführung der europäischen Kultur im Kampfe ums Dasein gebracht hat, haben sie sozusagen der Mühe enthoben, ihre eigenen intellektuellen und technischen Fähigkeiten weiter anzustrengen, und sie bleiben entweder beim Alten und benutzen die von den Europäern eingeführten Kulturerrungenschaften nur zu bequemerer und schnellerer Ausführung der seit je gewohnten Arbeiten, oder sie wenden sich einfach dem Neuen zu und führen es lässig und unvollkommen aus.

Die rasche Entartung, welche bei überseeischen Völkern eintritt, sobald sie mit der europäischen Kultur in dauernde Berührung gekommen sind, ist durchaus nicht allein dem verderblichen Einflusse des „Feuergeistes", sondern gewiß zu gutem Teile dem Umstande zuzuschreiben, daß ihnen diese Kultur Erleichterungen und Annehmlichkeiten verschafft, die über ihre ursprünglichen, den natürlichen Lebensbedingungen entsprechenden Bedürfnisse weit hinausgehen, und die daher naturgemäß zur Verweichlichung und Entartung führen müssen. Genau so wie die Muskeln erschlaffen und verkümmern, wenn sie nicht stetig benutzt und geübt werden, erlahmen und verkümmern auch die geistigen Kräfte, wenn es ihnen an fortgesetzter Thätigkeit fehlt. Auch bei den ersten Kulturvölkern werden wir Gelegenheit haben, die Ursache ihrer Entartung und ihres schließlichen Unterganges in jener Ueberkultur zu erkennen, die nicht mehr auf Erhöhung und bessere Ausnutzung der Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit, sondern auf Erleichterung und Verfeinerung des Genußlebens gerichtet ist und dem sogenannten „Luxus" frönt, der als eine krankhafte Wucherung der Kultur zu betrachten ist.

Die Rentierzeit.

Wir haben im diluvialen Menschen des Mammuthzeitalters die niedrigste Stufe der Kulturmenschheit überhaupt kennen gelernt; wir wollen nun einen Schritt weiter gehen und im Archiv der jüngeren diluvialen Geröllschichten nach urkundlichen Aufklärungen über den Kulturzustand seiner nächsten Nachkommen suchen. Von der Tierwelt, die den ältesten diluvialen Menschen im Mammuthzeitalter umgeben hat, fehlt jetzt der Höhlenbär gänzlich und der Mammuthelefant ist sehr selten geworden. Dagegen finden sich, wie Albr. Müller in seiner oben erwähnten Schrift „Die ältesten Spuren des Menschen in Europa" schreibt, neben den Resten des Riesenhirsches, des Urstieres, des Auerochsen und des Pferdes besonders häufig diejenigen der Gemse, des Steinbockes, des Elentieres, des Moschusochsen und anderer Arten, die gegenwärtig den hohen Norden oder die Hochregionen der Alpen

und Pyrenäen bewohnen. In überwiegender Menge jedoch stößt man auf die Geweihe, Schädel, Zähne und Knochen des **Rentieres**, das zur Zeit des Höhlenbären und des Mammuthes bei uns noch fehlte oder nur spärlich vorhanden war. Von dem Vorherrschen des Rentieres hat diese zweitälteste Periode der Entwicklung des europäischen Urmenschen den Namen „**Rentierzeit**“ erhalten. Das Vorwalten nordischer und alpiner Tiere in den Niederungen des mittleren Europa deutet auf die Fortdauer oder Zunahme des kalten nordischen Klimas, dessen Spuren wir schon in dem Zeitalter des Mammuthes erkannt haben. Wir stehen offenbar noch in der Eiszeit, oder vielleicht auch mitten in einer zweiten Eisperiode, wovon nach der Ansicht mancher Geologen in jüngeren Ablagerungen großer



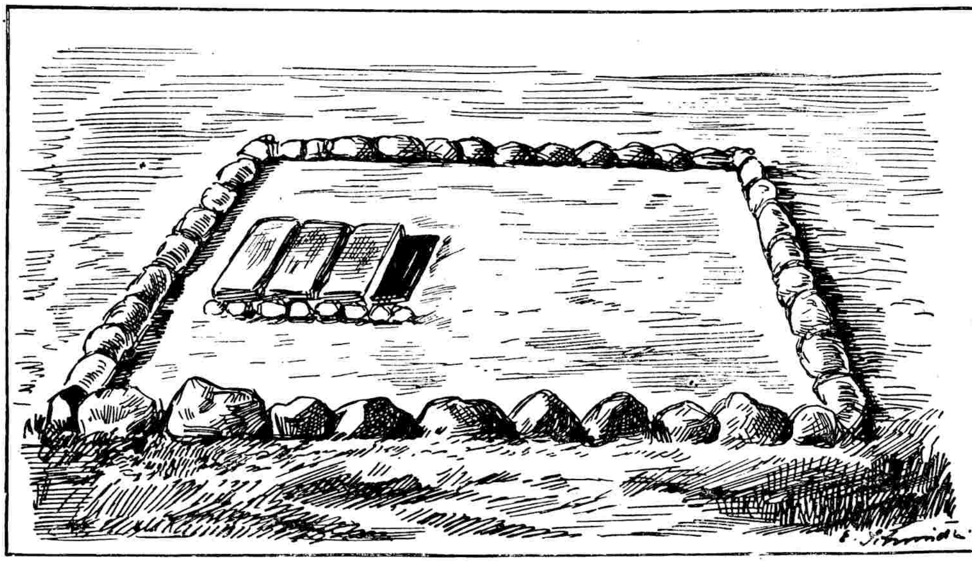
Waffen, Geräte und Idole aus der älteren Steinzeit.

Gesteinstrümmer über dem alten Diluvium unzweifelhafte Spuren vorhanden sind. Ohne Zweifel war der Rückzug dieser jüngeren Gletscher, welche vielleicht nicht ganz die Ausdehnung der früheren erreichten, von neuen Fluten begleitet.

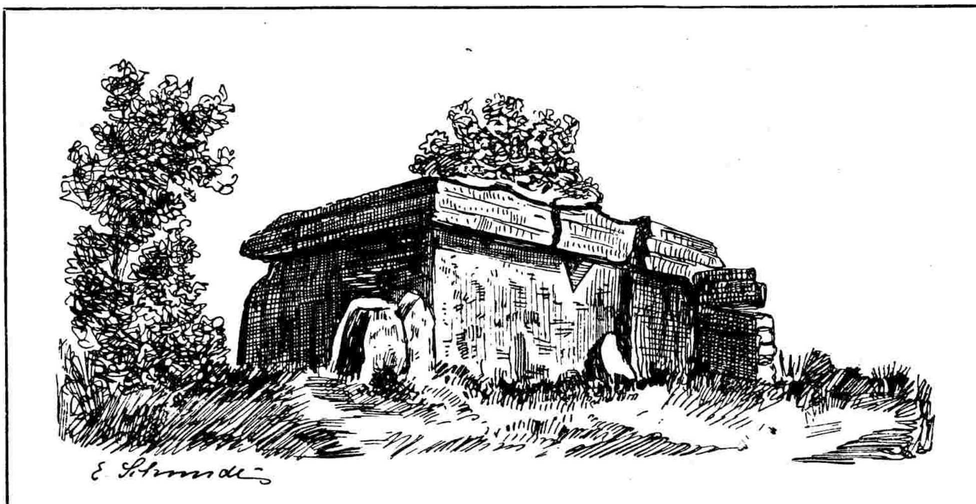
Der Mensch wohnte in dieser Zeit noch in Höhlen, teilweise aber auch, wenigstens im Sommer, auf freiem Land, in sogenannten Stationen, am Fuße steiler, überhängender Felswände, die ihn einigermaßen gegen die Unbill der Witterung schützten. Auch in dieser zweiten Periode gab es noch keine gezähmten Tiere. Selbst das Rentier scheint nur auf der Jagd erlegt worden zu sein, doch sind hierüber die Ansichten noch geteilt. Von metallenen Werkzeugen oder Waffen findet sich gleichfalls noch keine Spur. Alles deutet auf ein hohes Alter, das man aus verschiedenen Gründen auf mindestens zehntausend Jahre schätzen kann. Doch lassen einige Forscher dieses Zeitalter für das mittlere Europa noch bis in die ersten Zeiten der historischen Periode fortdauern.

Die Messer, Beile und Lanzenspitzen bestanden nur aus roh geschlagenen Steinen, die zum Teil weither — so z. B. die in Belgien gebrauchten aus der Champagne —

geholt zu sein scheinen. Die Bearbeitung ist im ganzen schon sorgfältiger und verrät mehr Geschicklichkeit als diejenige des vorhergehenden Zeitalters. Daneben wurden auch Knochen,



Hünengrab
mit Steinumfassung.



Hünengrab
(Ganggrab mit großen, geräumigen Steinkammern).

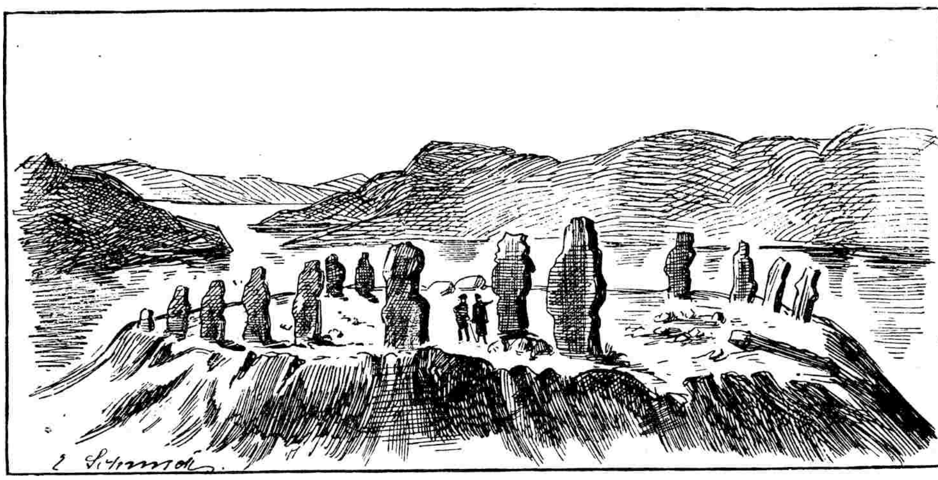
Hörner und Geweihe zu rohen Werkzeugen aller Art verarbeitet. Bunte glänzende Steine, Zähne, Muscheln wurden als Schmuck gebraucht, vielleicht auch der rote Thoneisenstein, von welchem Stücke unter anderen Geräten gefunden wurden, zum Bemalen des Körpers,

wie bei den jetzt lebenden Wilden, verwendet. Zur Bekleidung dienten wohl größtenteils Häute und Pelze, und es finden sich noch Nadeln aus Horn und Knochen, womit diese zusammengenäht, sowie Glättsteine oder Hornstücke, womit die Nähte geglättet wurden. Die Thongeschirre, die in dieser Zeit zuerst vorkommen, sind von Hand gearbeitet und ungebrannt. Auf Horn, Elfenbein und Schiefer finden sich eingegrabene Zeichnungen als erste Kunstprodukte im engern Sinne des Wortes. Leichen, die in ausgestrecktem Zustand in Höhlen begraben gefunden wurden, weisen darauf hin, daß der Mensch für seinesgleichen schon einen gewissen Grad von Pietät und vielleicht auch schon die Vorstellung hatte, daß der Tod die Individualität nicht aufhebe. Will man hierin einen Anfang von ethischer Kultur erblicken, so finden wir andererseits wieder Anzeichen von einem sehr niedrigen Kulturstande jener Menschen darin, daß sie noch dem Kannibalismus frönten; denn ein bei Chauveaux in Belgien entdecktes Knochenlager läßt deutlich erkennen, daß hier eine Mahlzeit von Menschenfressern abgehalten worden ist. Die zerbrochenen Schädel und Knochen gehören ausschließlich jungen Frauen und Knaben an; jene vorgeschichtlichen Kannibalen scheinen also — ebenso wie die noch heute lebenden — jungem Fleische den Vorzug gegeben zu haben.

Die Abbildung auf S. 26 zeigt verschiedene Waffen — Keulen und Aexte — so wie Geräte aus dieser Zeit der Kulturentwicklung des diluvialen Europäers, welche man auch unter der Bezeichnung „ältere Steinzeit" zusammenfaßt, sowie einige aus Stein zurechtgehauene Tierbilder, wie sie Boucher de Perthes in großer Zahl aufgesammelt und in seinen weiter oben angeführten Werken bildlich wiedergegeben hat. Vermutlich dienten diese rohen Bildwerke, unter denen sich auch solche von der Gestalt von Menschenköpfen befinden, als Idole (Hausgötzen).

Die jüngere Steinzeit.

Wie wir sehen, war der Kulturfortschritt im Zeitalter des Rentieres noch ein sehr geringer, und was wir etwa fünf Jahrtausende später finden, zeigt uns auch nur eine mäßige weitere Vervollkommnung. Das diluviale Zeitalter liegt jetzt abgeschlossen hinter uns, und wir sind in die alluviale Periode eingetreten. Statt der roh behauenen Steingeräte weist diese solche von sorgfältigerer Bearbeitung auf, die häufig fein poliert und mit

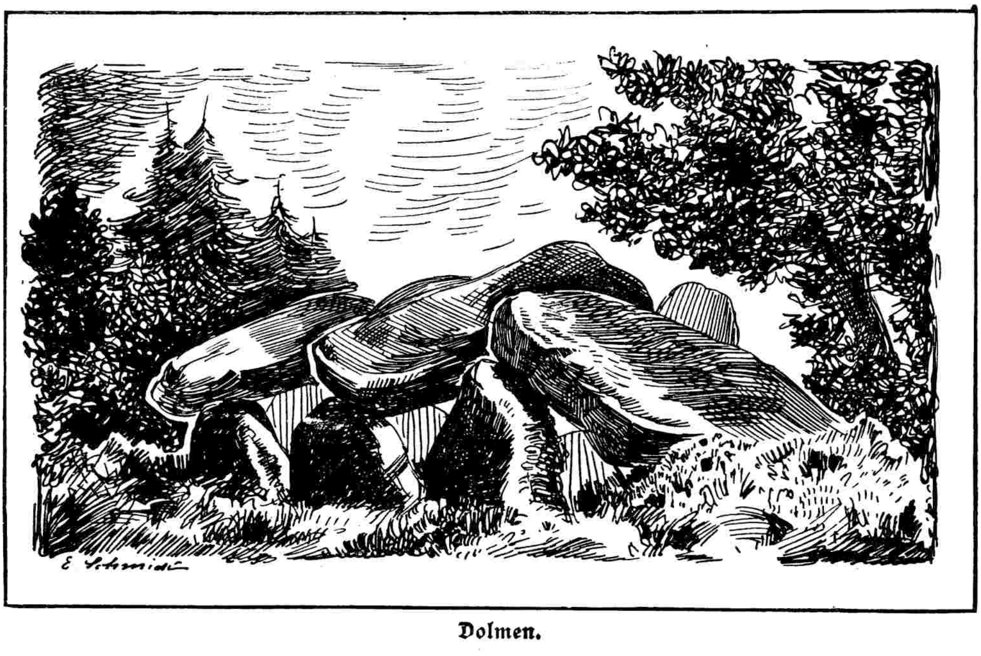


Cromlech

s. v. w. „Steinkreis", in England sehr häufig, in Frankreich, Spanien und Deutschland seltener vorkommende Grabanlagen oder Gedächtnisstätten für Tote.



Aus der jüngeren Steinzeit.
Flechtwerk, Thongefäße, Schleifstein (links hinten), hölzerne Suppenschüssel (rechts hinten), Axt, Schlägel mit Griff (links vorn), Kamm, Knochenstück mit Rentierfigur und Werkzeugteile aus poliertem Stein. An dem aufrecht stehenden Pfahlende ist zu erkennen, wie die Verzapfung von Bauholzteilen bewerkstelligt wurde.



Dolmen.

künstlerischem Zierat geschmückt sind. Diese jüngere Periode der Steinzeit wird deshalb auch das „Zeitalter der polierten Steine“ genannt. Zum ersten mal finden wir

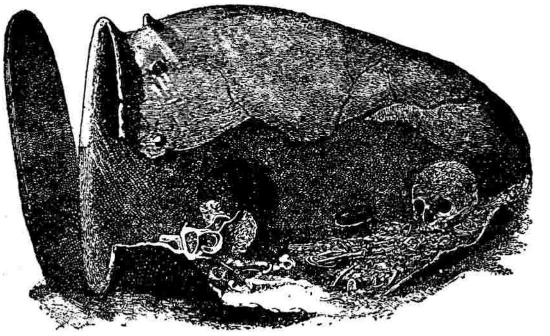
das gezähmte Haustier in der Gesellschaft des Menschen, während das charakteristische Tier des vorhergegangenen Zeitalters, das Rentier, sich nach dem Norden zurückgezogen hat, das Mammuth bereits völlig ausgestorben ist. Hatte der diluviale Mensch seine Lebensbedürfnisse ausschließlich durch Jagd und Fischfang bestritten, so wandten sich seine alluvialen Nachkommen nunmehr der Viehzucht zu; sie zogen sich aus ihren Höhlennestern in die Niederungen herab und verlegten ihre Wohnsitze, um sie gegen Ueberfälle von Raubtieren oder Angriffe feindlicher Nachbarn zu sichern, in Seen, Flüsse oder Sümpfe — die sogenannten „Pfahlbauten“, die in besonders großer Zahl in den Seen der Schweiz, ferner in Bayern, Kärnten, Mähren, Pommern, Mecklenburg, sowie in Frankreich und Oberitalien, in England und in Irland aufgefunden worden sind und mit den in ihnen enthaltenen Fundstücken ganze Museen gefüllt haben.*) Außer den Pfahlbauten hat man auch aus der älteren wie aus der jüngeren Steinperiode zahlreiche Reste von Landstationen in fast allen europäischen und vielen außereuropäischen Ländern gefunden. In dieser Periode scheint der Kunstgeschmack keine wesentlichen Fortschritte gemacht zu haben, dagegen zeigt sich bei der Bearbeitung der Werkzeuge und Geräte eine bedeutend vervollkommnete Technik. Auf mannigfaltige, mitunter recht scharfsinnige Weise wurden die sorgfältig zugeschliffenen Steinbeile an Griffe oder Stiele von Holz, Horn und Knochen befestigt. Die Geschirre sind noch roh und ungebrannt, mit spärlichem Zierrat. Manche der in den Pfahlbauten aufgefundenen Gegenstände sind so beschaffen, daß sich kaum eine andere Zweckbestimmung für dieselben ausdenken läßt, als diejenige zu Kultuszwecken; hierher gehören namentlich die zahlreichen halbmondförmigen Gebilde, die an den Mondkultus der Kelten und der alten Germanen erinnern. Der Leichenbestattung wurde eine erhöhte Sorgfalt zugewendet und mit derselben ein gewißer Pomp verbunden; man gab den Toten allerlei Gegenstände in die Grabstätte mit, ein Zeichen, daß der Glaube an die Fortdauer des Individuums nach dem Tode den Menschen jener Zeit völlig vertraut war. Noch heute zeugen die Ueberreste der mächtigen „Hünengräber“**) für die hohe Verehrung, welche man damals den Helden und Fürsten der zu jener Zeit wohl schon stärker entwickelten Stämme gezollt hat. Neben den Hünengräbern finden sich auch die sogenannten „Dolmen“, riesige Grabdenkmäler, die aus zwei großen aufrecht stehenden Felsblöcken bestehen, über die quer, einer Tischplatte ähnlich, ein dritter Felsblock gelegt ist. Solche Dolmen sind in Frankreich, und zwar die größten in der Bretagne, in Portugal und im nördlichen Afrika, aber auch in Nubien, Palästina und Indien zu finden. Auch das nördliche Europa hat solche aufzuweisen. Die Toten wurden darin in zusammengekrümmter Stellung, und zwar in der unter den Steinen im Boden befindlichen Gruft beerdigt. Da die Dolmen sich über das ganze Gebiet erstrecken, welches von den Völkern indogermanischer Abstammung bewohnt wird, so nimmt man an, daß diese Bestattungsweise eine Kulturüberlieferung sei, die sich aus dem fernen Osten Asiens bis in den nördlichen Teil Europas verbreitet hat.

Die Bronzezeit.

Man hat in der Nähe der Dolmen neben Steinwerkzeugen auch Gegenstände aus Bronze vorgefunden, ein Beweis, daß diese Bestattungsweise sich auch noch in ein späteres Zeit-

*) In der Gegenwart finden sich solche Pfahlbauten bei Naturvölkern in Südamerika, auf Borneo, Celebes, Neuguinea, Neuseeland, in Ostindien u. s. w. Im Altertum wußte Herodot von Pfahldörfern der thrakischen Päonier zu erzählen, die ganz ähnlich den in den Schweizerseen gefundenen angelegt waren und mit dem Lande nur durch eine einzige Brücke in Verbindung standen. Jeder Dorfinsasse hatte seine eigene Hütte, aus der eine Fallthür unmittelbar ins Wasser hinabführte. Sie banden ihre kleinen Kinder an einem Bein an, um zu verhüten, daß sie ins Wasser stürzten.

**) Als „Hünengräber“ bezeichnet man im allgemeinen die größeren Grabmäler aus vorgeschichtlicher Zeit. Auch die „Dolmen“ und die „Cromlechs“ (s. Abb.) gehören dazu.

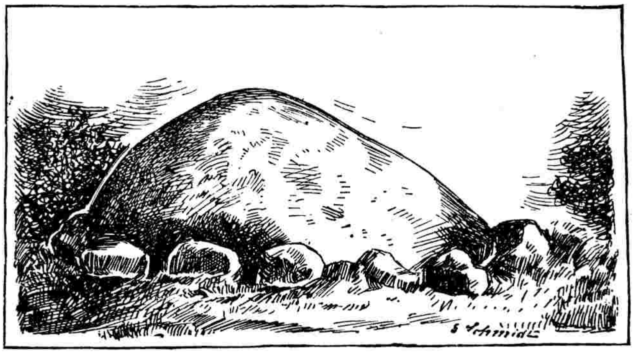


Leichenurne
aus der spanischen Provinz Almeria.

alter verpflanzt hat, in welchem die Kultur durch den Gebrauch der Metalle einen bedeutenden Fortschritt gemacht hatte. Man glaubt, den Beginn dieser neuen Kulturperiode, welche man das „Zeitalter der Bronze“ nennt, für Europa in das fünfzehnte Jahrhundert v. Chr. Geb. verlegen zu sollen. Es finden sich Kupfergeräte, deren Formen noch häufig denen der Steinzeit entsprechen; doch zeigen die meisten eine derart vervollkommnete Technik, daß man nicht annehmen kann, ihre Erzeugung sei am Orte selbst in der Anfangszeit der Einführung dieser Kultur geschehen. Die Herstellung der Bronze durch Zusammenschmelzen von Kupfer- und Zinnerzen ist jedenfalls die Erfindung eines schon weiter vorgerückten Kulturvolkes gewesen, und durch dieses den Bewohnern der Pfahlbauten zugebracht worden. Hiernach müßte also zu jener Zeit bereits ein richtiger Handelsverkehr stattgefunden haben. Aber auch die Pfahlbauer haben bereits die Bronze, wenn auch in roherer



Waffen, Gefäße und Schmuckstücke aus der Bronzezeit.
Links hinten sieht man einen Gußmodel, rechts einen Hohlkelt (axtartige Waffe, in deren Oeffnung das hakenförmig gekrümmte Schaftende gesteckt und befestigt wurde).



Tumulus (Hügelgrab).

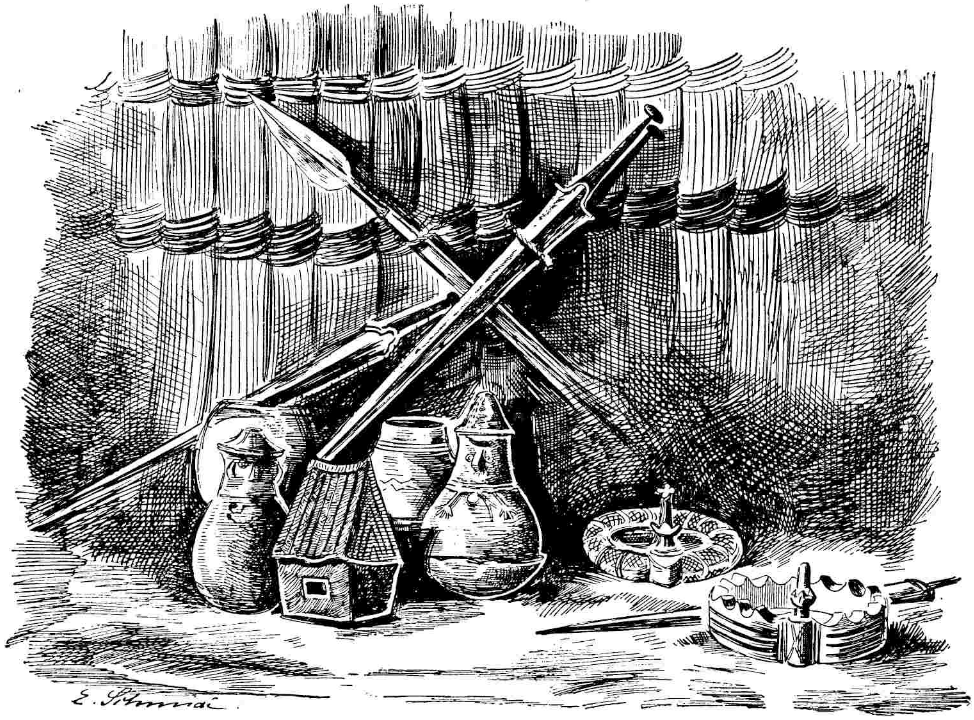
Weise, zur Herstellung von Geräten, Schmuckgegenständen und Waffen verwendet, denn man hat an ihren Wohnstätten Gußmodel gefunden, die zu diesem Zwecke verwendet wurden. In der späteren Bronzezeit ist an Stelle der Beerdigung die Leichenverbrennung*) getreten, die mit der Zeit zur allgemeinen Regel geworden zu sein scheint. In dieser Zeit verschwinden auch allmälig die Riesengräber und weichen kleineren Grabhügeln, den sogenannten „Tumuli", in denen die Leichen, mit Waffen und Schmuck ausgestattet, liegend hingestreckt, eingebettet wurden. Die Herstellung von Thongefäßen hat in dieser Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Zwar war die Verwendung der Töpferscheibe den Leuten der Bronzezeit noch völlig unbekannt, allein sie wußten doch schon ihren Gefäßen eine zierliche Form zu geben und sie mit reichen Verzierungen auszuschmücken. Auch die Viehzucht ist bereits ziemlich ausgebildet; die vorgefundenen Reste von Haustieren überwiegen jetzt schon gegenüber denen von wildlebenden Arten.

Die Eisenzeit.

Einen weiteren bedeutungsvollen Kulturfortschritt brachte die Einführung des Eisens mit sich, die in Europa ihren Eingang ebenfalls von Süden und Osten her gefunden hat. Anfangs wurde das Eisen vornehmlich zur Anfertigung von Waffen, nebenbei auch zu Nadeln, Ringen und anderen Schmuckgegenständen verwendet. Allmälig aber wurde seine Verwendung immer allgemeiner, und man verfertigte daraus die verschiedensten Haus- und Handwerksgeräte. Wenn der Uebergang von der Stein- zur Bronzekultur einige Menschenalter, vielleicht sogar Jahrhunderte, gedauert hat, so vollzog sich derjenige von der Bronze- zur „Eisenzeit" weit schneller. Es ist dies die natürliche Folge des gesteigerten Völkerverkehres, der wachsenden Entwicklung der menschlichen Geselligkeit, infolge deren jeder einzelne Kulturfortschritt immer rascher und in weiterer Ausdehnung zum Gemeingut der Menschheit wurde. Heutzutage, wo der Weltverkehr kaum noch einer wesentlichen Steigerung fähig ist, wird eine neue Erfindung in wenigen Wochen Gesamtgut der Kulturwelt. In jener Zeit war dagegen die Kulturverbreitung noch nicht Selbstzweck, sondern nur eine nebenhergehende Wirkung einzelner von Beutegier, Eroberungssucht und dem Drange nach Machtentwicklung beseelter Völker. Infolgedessen war die Richtung, in der sich die Kulturentwicklung vollzog, durch diejenige der Eroberungszüge jener Völker bedingt, und ihr früheres oder späteres, rascheres oder langsameres Vordringen war somit abhängig von den Zielen und Erfolgen der Eroberer. Kein Wunder daher, daß die unwirtlichen Gegenden des nördlichen Europa, die noch dazu von einer sehr kräftigen und tapferen Bevölkerung bewohnt waren und daher in keiner Weise ein ergiebiges Ziel für Eroberungszüge bildeten, erst zu einer Zeit mit der hohen Kultur in Berührung kamen, als in den Ländern am Mittelmeer die ägyptische und vorderasiatische Hochkultur bereits längst ihre Ableger gezeitigt hatte.

*) Die Reste der verbrannten Leichen wurden meist in Urnen unter Beigabe von Schmuck- oder Gebrauchsgegenständen (Waffen u. dergl.) beigesetzt. (S. Abb. auf S. 31.)

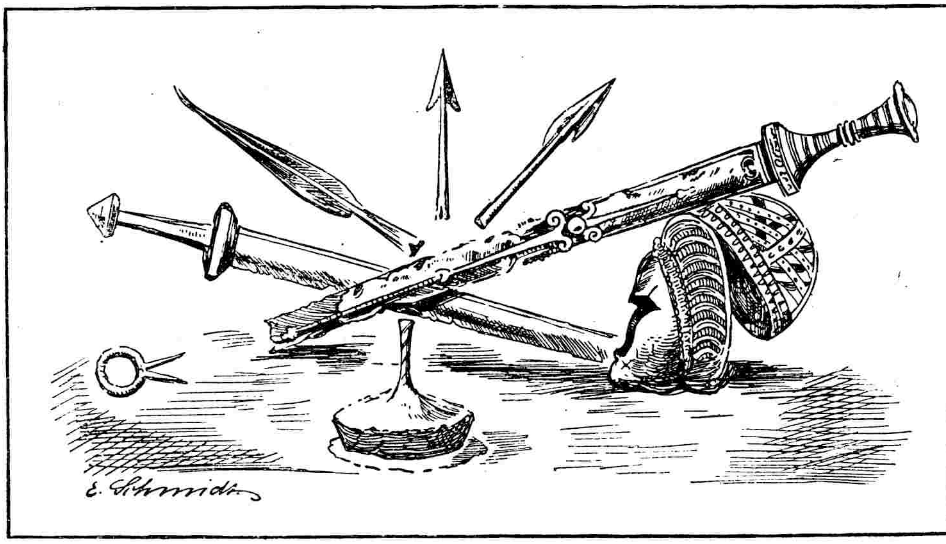
Das Zeitalter des Eisens tritt, wie auch schon dasjenige der Bronzezeit, im nördlichen Europa weit ausgeprägter hervor als in den mittleren und südlichen Ländern unseres Erdteiles, wo die unmittelbaren und mittelbaren Einflüsse der historischen Zeit bereits viel früher zur Geltung gekommen waren. Man unterscheidet hier eine ältere Eisenzeit, die ungefähr in den Zeitraum zwischen dem ersten Jahrhundert vor und dem fünften Jahrhundert nach Chr. Geb. fällt; ferner eine mittlere, das sechste bis achte Jahrhundert umfassende und eine jüngere Eisenzeit, die die nächstfolgenden zwei Jahrhunderte in sich schließt. Die ältere nordische Eisenzeit umfaßt die vorrömische, römische und Völkerwanderungszeit, die mittlerere reicht bis zur Zeit Karls des Großen und die jüngere oder Wikingerzeit bis



Waffen, Haus- und Gesichtsurnen und Kronen aus der Eisenzeit.

zur Vollendung der Eroberung Englands durch Knut den Großen. Im mittleren Deutschland dagegen zeigen sich die Anfänge der Eisenkultur schon mehrere Jahrhunderte früher und treten nach dem Süden und Südosten Europas hin in immer frühere Zeiträume zurück, ein Beweis, daß sie in umgekehrter Richtung von hier nach dem Norden getragen worden war. Von den Pfahlbauten, die noch nach der Einführung der Eisenkultur bestanden hatten, zeigen die unvermischtesten und reichsten Spuren dieser letzteren diejenigen von la Tène am Neuenburger See, deren Existenz bereits weit in die historische Zeit hereinreichte. Man hat nach den Pfahlbauten von la Tène das ganze Kulturzeitalter, das in den Funden derselben vertreten ist, die „la Tène-Zeit“ genannt. Sie schließt die letzten drei Jahrhunderte v. Chr., sowie das erste Jahrhundert n. Chr. in sich. Neben bronzenen Arm- und Halsringen, Ohrringen, die mit Glasperlen geschmückt wurden, und kronenähnlichen Schmuckstücken gab es eiserne Gürtelhaken, Messer, Nadeln zum Befestigen der Gewänder, hauptsächlich aber Lanzenspitzen und Schwerter, deren Form bereits eine sehr vollkommene Technik verrät. Jetzt finden sich auch schon auf der Drehscheibe verfertigte und gebrannte

Thongeschirre, sowie die ersten Gegenstände aus Gold und Silber. Die Benutzung der Metalle hat sich bereits zu einem Industriezweige herausgebildet, wie die Reste von Hochöfen bezeugen, die da und dort im Waldgebirge aufgefunden worden sind. Die Leichen wurden meistenteils verbrannt, doch finden sich auch wieder reich ausgestattete Gräber mit



Aus der nordischen Eisenzeit.
Schwerter, Lanzenspitzen, Schildbuckel und Totenmaske.

Skeletten, die der Wissenschaft ein höchst wertvolles Fundmaterial zur Beurteilung der Kultur jener Zeit geliefert haben. Mit dem Auftreten der Eisenkultur im nördlicheren Europa, das bereits mitten in die historische Zeit fällt, erscheint die Entwicklungsgeschichte des europäischen Urmenschen als abgeschlossen.

Kulturentwicklung in anderen Erdteilen.

Ueber die Anfänge und den Gang der Kulturentwicklung in anderen Erdteilen wissen wir sehr wenig. Die Kultur der morgenländischen Völker tritt uns in ihren ältesten hinterlassenen Spuren bereits als hochentwickelt entgegen, und außer den uralten Kulturstätten Aegyptens, Vorderasiens, Indiens und Chinas, sowie dem für Europa und die moderne Welt zum Urquell aller Kultur gewordenen Hellas hat die alte Welt überhaupt keine selbständige Kulturentwicklung mit eigener Wurzel und Ausgestaltung aufzuweisen.

Die Kultur Amerikas, soweit sie nicht als moderne Kultur von Europa ausgegangen ist, läßt drei Stufen erkennen, die sich sowohl örtlich als zeitlich der natürlichen Gliederung dieses Erdteiles anschließen. Man glaubt, daß hier eine Einwanderung aus Asien über die Behringstraße stattgefunden hat, daß die Einwanderer sich zunächst in Nordamerika niedergelassen und hier eine erste Kulturentwicklung durchgemacht haben, welcher dann bei weiterem Vorrücken nach Mittelamerika eine weit höher stehende Kulturperiode folgte, an die sich endlich — etwa im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung — die südamerikanische oder Inka-Kultur anschloß.

Die Denkmäler der nordamerikanischen Kulturperiode finden sich vornehmlich im Missisippigebiet und an der nördlichen Küste des Meerbusens von Mexiko. Sie bestehen

hauptsächlich aus Erdwerken, sogenannten „Mounds“ von seltsamer Gestalt, welche häufig Tierfiguren, ja selbst menschlichen Gestalten gleichen und von sehr verschiedener Größe sind. Diese Erd- und Steinwerke haben teils als Verteidigungswerke, teils als Kultusstätten, teils auch als Grabstätten gedient. Man findet darunter Opferhügel mit Altären aus gebranntem Thon, in denen neben Asche und verbrannten Menschenknochen große Massen gleichartiger Gegenstände geborgen sind, so in einigen lauter Pfeifen, in anderen nur irdene Geschirre, Gabeln, Lanzenspitzen u. s. w. Die Begräbnisstätten enthalten Waffen, Geräte und Schmucksachen aus Stein, Muscheln, Zähnen, Knochen und Kupfer, letztere zum Teil fein gearbeitet und mit Silber plattiert. Der bildnerische Sinn der Erbauer dieser „Mounds“ war sehr hoch entwickelt; denn abgesehen davon, daß sie den Bauten selbst neben mathematischen auch aus der Lebewelt entlehnte Formen gaben, brachten sie in denselben sehr fein und mit entschieden künstlerischem Geschmack geschnitzte Bilder, aus Bronze und Stein gefertigte Tierfiguren, ornamentalen Schmuck und anderen Zierrat an; auch verwendeten sie helle Thonarten und verschieden gefärbte thonige Ocker zur Bemalung ihrer Kunstwerke. Schalen in Muschelform und Flaschen in Gestalt von Früchten kommen neben Gefäßen von Tier- und Menschengestalt häufig vor; eine Spezialität sind die Tabakspfeifen, die aus Speckstein geschnitten sind, und deren Köpfe die Gestalt von Fischottern, Vögeln und anderen Tieren, auch solche von Menschen haben. Selten finden sich Waffen und Werkzeuge von Stein, weit häufiger dagegen solche, die aus Muschelschalen und Schneckengehäusen gearbeitet und mit allerlei ornamentalen und sinnbildlichen Zeichnungen, aber auch mit Tier- und Menschenfiguren geschmückt sind. Uebrigens sind diese Mounds teilweise auch noch in der Zeit gebaut worden, in der die Europäer bereits auf amerikanischem Boden Fuß gefaßt hatten; denn man fand in ihnen Glasperlen und andere Gegenstände, die ganz unzweifelhaft in Europa verfertigt worden sind. Eine ausgebildete Schrift haben die „Moundsbildner“ (Hügelbauer) nicht besessen; ob vorgefundene Spuren von bilderschriftartigen Darstellungen wirklich als Bilderschrift zu deuten sind, ist



Basrelief aus Yucatan.

Aus Reymonds „Weltgeschichte“.

Dasselbe stellt einen toltekischen Oberpriester dar, welcher der freiwilligen Selbstpeinigung eines seiner Untergebenen beiwohnt und diesen zur Standhaftigkeit aufmuntert. Die Marter besteht darin, daß sich der fromme Büßer eine mit Dornen gespickte Schnur durch die gespaltene Zunge zieht. Derlei an die Selbstpeinigung der indischen Dschogi, der muhamedanischen Fakire und der christlichen Flagellanten oder Geiselbrüder erinnernde Bußwerkheiligkeit wurde von den toltekischen Priestern vielfach geübt. Das Basrelief (Flachbild) ist in der Stadt Lorillard am oberen Usumasin auf der Halbinsel Yucatan gefunden worden.

noch nicht festgestellt. Jedenfalls waren die Hügelbauer ein vorzugsweise ackerbautreibendes, kriegerisches Volk, dessen Kulturzustand denjenigen der heutigen Indianer Nordamerikas übertroffen hat, dagegen hinter demjenigen weit zurückblieb, der sich in Mittelamerika in der Zeit zwischen dem fünften und dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entwickelt hat.

Träger dieser Kultur waren die Tolteken und Azteken, Volksstämme, die aus dem Gebiete der Hügelbauer hier eingewandert waren und große Städte gründeten, um dieselben mit Bauwerken von großer Kunst und Pracht auszustatten. Die Tolteken wurden von den Azteken überwunden und verdrängt; als letztere auf dem Gipfel ihrer Macht und Kultur standen, kamen die Spanier nach Amerika und machten ihrer Herrlichkeit ein Ende. Diese mittelamerikanischen Kulturvölker trieben Ackerbau, Bergbau und Handel und hatten eine bereits ziemlich entwickelte Bilderschrift, von der sowohl auf Denkmälern, wie auch auf Baumwollenzeug, Tierhäuten und einer Art von Pflanzenpapier Ueberreste erhalten geblieben sind; leider ist der größte Teil derselben der fanatischen Vernichtungswut der Spanier zum Opfer gefallen. Ihre Religion war ein roher Götzendienst mit scheußlichen Menschenopfern, dessen grausame Natur in den Götzenbildern von abschreckender Häßlichkeit gewissermaßen verkörpert ist. Trotz der Roheit ihres Gottesdienstes hatten diese Völker, namentlich die Azteken, eine hohe Kultur; sie bauten Wasserleitungen und Kunststraßen, Dämme von hoher technischer Kunst und großartige Schlösser, betrieben auch astronomische und geographische Studien und zeigten in ihrer gewerblichen Thätigkeit hohe Geschicklichkeit und Ausdauer. Auch der Pflege des Kriegswesens wandten sie große Sorgfalt zu.



Steinfigur aus Bolivia.

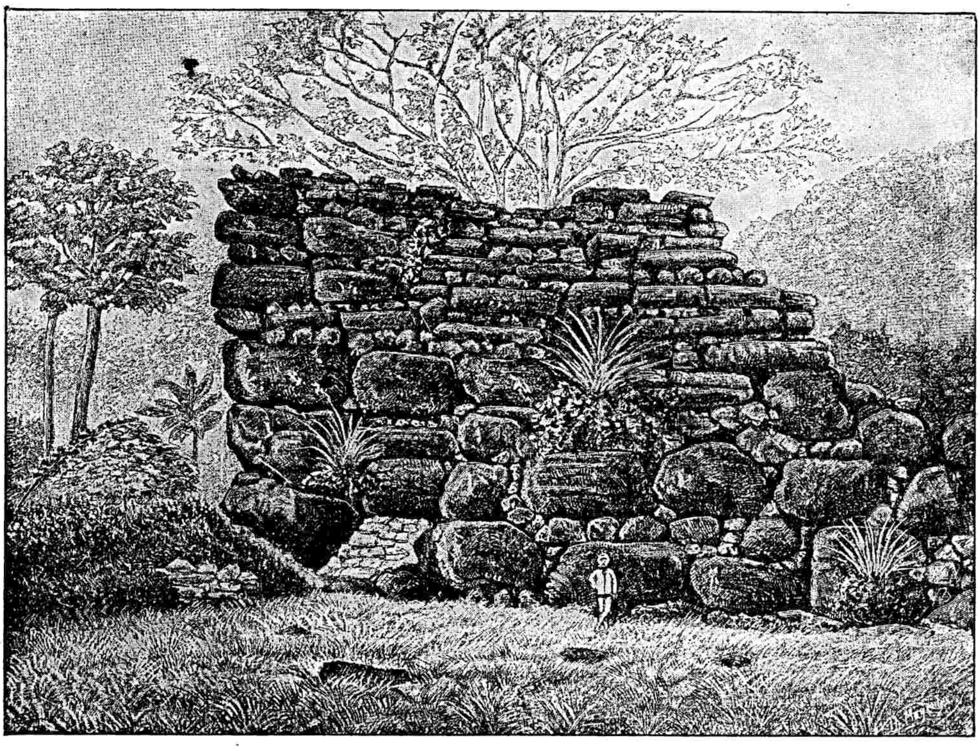
Aus Reymonds „Weltgeschichte“.

Dieselbe rührt von den Bymara-Indianern her, aus deren Geschlecht die Herrscher des alten peruanischen Inkareiches hervorgegangen sind. Der niedrigstehende Formsinn dieses Volkes, welches im Festungs-, Kanal-, Brücken- und Straßenbau bedeutende Leistungen aufzuweisen, auch großartige Tempel- und Palastbauten ausgeführt hatte, zeigt sich in dieser etwa $1/2$ Meter hohen, im geologischen Museum zu Paris aufgestellten Figur recht deutlich.

Am jüngsten ist die Kultur Südamerikas. Die Bewohner dieses Teiles der neuen Welt waren von mildem, friedliebendem und heiterem Charakter; ihre Religion war ein Sonnen- und Sternendienst, ihre Kunstfertigkeit mehr auf das Nützliche als auf das Schöne gerichtet. Auch die Inkakultur fiel nach dem Eindringen der Spanier der Vernichtung anheim.

Australien, der Erdteil, der in seiner Naturentwicklung am weitesten zurückgeblieben ist, hat von einer selbständigen, über das Maß der einfachsten Lebensbedürfnisse hinausgehenden Kultur fast gar nichts aufzuweisen. Wohl hat man einzelne Ueberreste von Steinbauten gefunden, die, da sie ganz und gar von der sonstigen Bautechnik der Australier abweichen, als Spuren einer untergegangenen höheren Kultur aufgefaßt werden könnten. Die Bodenbeschaffenheit dieses Erdteiles mit seinen durch die ganze Südsee ausgebreiteten Inselgruppen, den höchsten Spitzen einstiger Gebirge, auf deren im Meere versunkenen Gipfeln sich mächtige Korallenkronen gebildet haben, weist mit voller Bestimmtheit darauf hin, daß sich in

jenen Gegenden dereinst ein großes Festland ausgebreitet hat, das von der Südspitze Vorderindiens gegen Osten hin in der vollen Breite des tropischen Gürtels bis zu den Sandwichsinseln und vielleicht noch darüber hinaus gereicht hat. Die von einigen vertretene Ansicht ist daher nicht geradezu als absurd von der Hand zu weisen, daß auf jenem versunkenen Festlande, auf welchem Ernst Häckel sogar den Ursprung des Menschengeschlechtes sucht und auf dessen Grunde die Ueberreste derjenigen Zwischenformen vermutet werden können, die den Uebergang zwischen den Ureltern der Affen der alten Welt und denjenigen des zum



Steinbau auf der mikronesischen Insel Kusaie.

Nach Franz Hernsheim „Südsee-Erinnerungen".

Dieser Steinbau, welcher fast die ganze Insel bedeckt und dessen Mauerreste stellenweise bis 30 Fuß hoch und 16—18 Fuß dick sind, besteht aus Basaltblöcken, die zum Teil ein Gewicht von 40—50 Zentner haben und bildet unregelmäßige Vierecke, deren Innenräume vielfach mit flachen Steinen gepflastert sind, während außen schmale Gräben dieselben umziehen, die durch breitere Kanäle mit dem Hafen in Verbindung stehen; der Ursprung und das Alter dieser offenbar zu Vertheidigungszwecken angelegten Bauten ist völlig unbekannt, doch beweist ihr Vorhandensein, daß die Insel früher von einem stärkeren, thatkräftigeren und weit zahlreicheren Volke bewohnt gewesen sein muß, als gegenwärtig.

Menschen entwickelten Zweiges jener Stammesreihe bilden, dereinst ein Geschlecht mit höher entwickelter Kultur gehaust habe, das mit dem allmäligen Versinken jener gewaltigen Festlandmasse ebenfalls untergangen ist. Andererseits spricht aber die niedrige Entwicklung der australischen Tier- und Pflanzenwelt, wie sie sich uns noch heute darstellt, gegen eine solche Annahme, man müßte nur annehmen, daß infolge der durch die allmälige Verwandlung des Festlandes in ein zerrissenes Inselgebiet eingetretenen tief einschneidenden Veränderung der Lebensbedingungen ein Verkümmern der Tier- und Pflanzenwelt erfolgt sei.

Die Entwicklung des menschlichen Gemeinwesens.

Soviel wir einerseits aus den Fundschichten der vorgeschichtlichen Zeit, andererseits aus den Beobachtungen entnehmen können, die wir an den jetzt lebenden Völkern von niedrigem Kulturzustande, sogenannten „Naturvölkern", anzustellen Gelegenheit haben, hat sich die Entwicklung des Vormenschen zum Urmenschen und geselligen Kulturmenschen in folgender Weise vollzogen: Der erste bedeutsame Fortschritt war, wie schon erwähnt, der aufrechte Gang und als Folgewirkung desselben die Entwicklung der Kunstfertigkeit der Hand. Darnach erst dürfte aus dem sprachlosen Vormenschen („Alalus", wie ihn Häckel nennt) der sprachbegabte Mensch sich entwickelt haben; man kann dies aus dem Umstande schließen, daß bei niedrig entwickelten Völkern und Einzelmenschen die Kunstfertigkeit in der Regel höher entwickelt ist als die Sprache. Zudem setzt die Bildung und Ausgestaltung der Sprache einen weit höher entwickelten Intellekt voraus, als die Aneignung einer gewissen Kunstfertigkeit, die, wie wir wissen, selbst Tieren beigebracht werden kann. Sprache ohne geselliges, eng geschlossenes Zusammenleben ist undenkbar; der sprechende Mensch kann daher nur vorgestellt werden in einem größeren Verbande, dessen natürlicher Zweck kein anderer sein konnte, als der Schutz und die Förderung gemeinsamer Interessen zu Gunsten der Gemeinschaft sowohl, wie auch des einzelnen Wesens.

Solche gesellige Gemeinwesen kommen bekanntlich auch bei verschiedenen Tierarten vor (wir erinnern nur an den Bienen- und Ameisenstaat); da ihr Zweck aber hier nur auf die gemeinschaftliche Beschaffung des Lebensunterhaltes und den allen Lebewesen innewohnenden Trieb der Arterhaltung gerichtet ist, so beschränkt sich die Gesellschaftsordnung dieser Tierstaaten auf das Gesetz einer unabänderlichen Arbeitsteilung, der sich die Organe der einzelnen Arbeitsgruppen entsprechend angepaßt haben. Anders beim sprechenden und selbstverständlich auch denkenden Menschen. Hier bestimmt sich die Arbeitsteilung nicht nach den Unterschieden der angeborenen organischen Eigenschaften, sondern einzig und allein nach der mehr oder minder entwickelten Intelligenz des Einzelwesens. Die Gesellschaftsordnung ist keine unabänderliche, mechanische, sondern sie ist der Fortentwicklung in gleichem Maße fähig wie der Intellekt. Der Einzelne ist nicht auf eine bestimmte Rolle angewiesen, und es giebt nicht feststehende Gruppen, denen ihren angeborenen organischen Eigenarten gemäß ganz bestimmte Funktionen in Gemeinwesen zukommen, sondern das Einzelwesen hat Anspruch auf diejenige Stellung in der Gesellschaft, die seiner Intelligenz entspricht, und die Gruppenbildung muß sich naturgemäß innerhalb der an Eigenschaften und Fähigkeiten einander nahe stehenden Individuen vollziehen. Daß die Intelligenz ohne den Besitz physischer Vollkraft und wohlentwickelter Organe auch nur unvollkommen oder gar nicht sich bethätigen und eine entsprechende Stellung in der Gesellschaft sich aneignen kann, ist selbstverständlich; eben so klar ist es, daß in einem Gemeinwesen das Uebergewicht der physischen Kraft gegenüber der Intelligenz um so mehr zur Geltung kommen wird, je weniger hoch die Kulturentwicklung des betreffenden Gemeinwesens ist.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, dürfen wir annehmen, daß in den ältesten menschlichen Gemeinwesen solche Individuen die größte Machtstellung eingenommen haben werden, die durch physische Kraft sich besonders hervorgethan und zugleich ein Maß von Intelligenz besessen haben, das ihnen eine herrschende Stellung gegenüber dem Gemeindegenossen sichern konnte. Die Geschichte aller Kulturvölker läßt uns erkennen, daß sie aus einem Gemeinwesen hervorgegangen sind, das sich unter der Leitung einer gewaltigen Hand und eines gewaltigen Geistes entwickelt hat. Ueberall stehen an der Spitze der geschichtlichen Aufzeichnungen Sagen, die von großen und mächtigen Helden zu berichten wissen, Helden, die zugleich die Könige, wenn nicht gar die Götter ihres Volkes waren. Der in der Natur des Menschen liegende Geselligkeitssinn, der in der Sprache eine erhöhte Befestigung innerhalb des Gemeinwesens und zugleich einen engeren Zusammenschluß gegen fremdsprachliche Verbände hat, mußte der Staatsidee im Sinne einer einheitlichen kraftvollen Oberleitung wesentlich Vorschub leisten und in den Einzelwesen das Bewußtsein der

Abhängigkeit von dieser Oberleitung und den Willen zur Unterwerfung unter dieselbe hervorbringen. Die ältesten Staatswesen werden somit autokratisch regierte Monarchien gewesen sein, genau so, wie wir heute bei den noch außerhalb der Weltkultur stehenden Völkerschaften nur Staatswesen mit Königen oder Häuptlingen finden, die mit unbeschränkter Machtbefugnis ausgestattet sind und dieselbe in mehr oder weniger despotischer Weise ausüben.

Entwickelten sich solche Staatswesen durch Anwachsen der Volkszahl und durch kräftigeres Gedeihen ihrer Kultur zu einer gewissen Blüte, so mußte mit logischer Notwendigkeit ein Zeitpunkt eintreten, in welchem der Raum, den sie bewohnten, ihnen zu enge wurde; der Kampf ums Dasein, den schon im Urzustande der Einzelne gegen den Einzelnen, später die Familien- oder kleinen Stammesverbände gegen ihresgleichen zu führen hatten, wurde nun zum Kriegs- und Eroberungszuge ganzer Völkerschaften gegen einander. Diese Züge sind von zweierlei Natur: entweder gehen sie aus der zwingenden Notwendigkeit der Verbesserung der Lebensbedingungen hervor und führen zu einem vorübergehenden oder dauernden Wechsel des Wohnortes; in diesem Falle nennen wir sie *Wanderungen*, und sie entsprechen dann einem Naturgesetze, dem wir auch in der Pflanzen- und Tierwelt begegnen. Oder aber sie werden hervorgerufen durch das Streben der Mächtigen nach erhöhter Machtfülle, nach *Eroberungen*, und in diesem Falle sind es in der Regel nicht die Völker als solche, sondern ihre macht- und beutegierigen Führer, die den Impuls zu derartigen Eroberungszügen geben. Noch eine dritte Art von Wanderungen giebt es, die aber nur einem hohen Kulturzustande der betreffenden Völker entspricht, und die in ihrem ganzen Umfange ausschließlich der modernen Zeit angehört. Diese Art von Wanderungen ergreift nicht ganze Völker oder sonstige Gruppen, richtet sich auch nicht feindlich gegen Eigentum und Freiheit Anderer, sondern sie beruht auf der hochgesteigerten Beweglichkeit der einzelnen Gesellschaftsmoleküle, welche gegenseitig in die nationalen Verbände eindringen, sich denselben assimilieren und so allmälig zu einem Zustande führen, den wir „*Kosmopolitismus*", zu deutsch „*Weltbürgertum*", nennen. Der moderne *Weltverkehr* mit seiner außerordentlichen Bewegungsfähigkeit, seinen ausgedehnten internationalen Beziehungen, seinen die Freizügigkeit begünstigenden Gesetzen und Verträgen ist eine erste Stufe zum Kosmopolitismus der Zukunft, der die Grenzen der Nationalitäten und der politischen Sondergebilde immer mehr und mehr verwischen, und vielleicht ebenso, wie wir schon heute für die ganze Menschheit eine einheitliche Wissenschaft besitzen, dereinst auch zu einer einheitlichen Weltsprache und Weltpolitik führen wird.

Die Religion.

Der menschliche Intellekt unterscheidet sich vom tierischen Instinkt wesentlich dadurch, daß er sich nicht mit der erfahrungsmäßigen Erkenntnis der Wirkungen begnügt, sondern die Ursachen aller Erscheinungen innerhalb des Gebietes seines Erkenntniskreises zu ergründen und bis an die äußersten Grenzen dieses letzteren, ja — mit Hilfe der Einbildungskraft — sogar über dieselben hinaus zu verfolgen sucht. Wir finden dieses Bestreben nicht bloß bei hochkultivierten, sondern auch bei den auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Völkern. Auch der Wilde mit seinem äußerst beschränkten Erkenntniskreise hat ebensogut wie der Gelehrte der modernen Hochkulturwelt, das Bedürfnis jenes inneren Ausbaues seiner Gedankenwelt, aber er kommt dabei nicht über die dicht an das unmittelbare Sinnenleben herangerückte Erkenntnisgrenze hinaus. Er begreift, daß die Natur, die ihn umgiebt, die Freuden, die er genießt, die Gefahren, die ihm drohen, einer anderen Quelle entspringen, als der seines eigenen Wollens und Könnens; weil er aber von Naturgesetzen so gut wie nichts weiß, so sucht er den letzten Grund dieser Dinge in übernatürlichen Mächten und Einflüssen, und da das Bedürfnis nun einmal in ihm rege ist, mit diesem unbekannten Uebernatürlichen irgend eine Vorstellung zu verbinden, die seinem niedrigen Erkenntnisvermögen faßbar ist, so greift er

nach dem Fetisch, belebt in seiner Einbildungskraft irgend einen Gegenstand mit einem wunderthätigen Geiste und sucht sich nun mit diesem auseinander zu setzen, ihn für seine Sache zu interessieren, seine Hilfe zu erwirken oder seinen Zorn zu besänftigen. Kurz, der Fetisch ist für ihn die greifbare Hülle der unbegreiflichen Macht, der er sich auf diese Weise nähergerückt fühlt und auf deren Einfluß er gläubig vertraut. Erweitern sich das Urteils- und Begriffsvermögen, so wird auch die an den Fetisch geknüpfte Vorstellung nicht mehr genügen; die übernatürliche Macht wird einen höheren Ausdruck erhalten müssen, um der höheren Vorstellung von ihr zu entsprechen. An Stelle des Fetisch tritt das Götzenbild, ein Wesen der belebten Natur, wenn auch phantastisch ausgestattet und seltsam verzerrt, an Stelle des leblosen Gegenstandes. Der Tiergötze wird da genügen, wo sich die Vorstellung der übernatürlichen Macht mit den Begriffen roher Gewalt, bedrohlicher Wildheit und Grausamkeit deckt; hat sich aber das Erkenntnisvermögen bereits so weit gehoben, daß die Ueberlegenheit des Menschengeistes über die rohen Naturkräfte zum Bewußtsein kommt, dann nimmt das Götzenbild Menschengestalt an. Die Vorstellung von der übernatürlichen Macht ist auch auf dieser Stufe noch eine rein sinnliche, der Begriff von dem einheitlichen Walten der Naturgesetze noch nicht vorhanden; gute und böse, wohlthätige und feindselige Mächte teilen sich in die Herrschaft, und jede von ihnen findet ihre Verkörperung in einem eigenen Götzen. Allmälig gestaltet sich aus dem Götzendienste durch fortschreitende Vergeistigung des Begriffes der höheren Mächte der Gottesdienst; das Bild bleibt nur noch Gegenstand mittelbarer Verehrung; die Gottheit wird als ein übernatürliches Wesen gedacht, allerdings aber in nicht höherer Form als der einer zu höchst möglicher Vollkommenheit gediehenen Menschlichkeit. Die Natur wird mit den verschiedensten Göttern belebt, hinter denen der tiefere Denker nur noch Sinnbilder erblickt, während der beschränkte Menschenverstand dieselben als lebendige Wesen sich vorstellt, an ihren Altären und in ihren Tempeln ihre persönliche Einflußnahme auf seine Verhältnisse erfleht. Als ein Mittelding zwischen dem Bilder- oder Götzendienste und dem Glauben an lebendige Götter von verklärter Menschenart ist der sogenannte Sternendienst zu betrachten, der seine Gottheiten in Himmelskörpern erblickt und so gewissermaßen ein natürliches Bindeglied zwischen seinen übernatürlichen Begriffen vom Walten der höheren Mächte und der Natur selbst herstellt, wobei eine bereits hochstehende Weltanschauung schon dadurch zum Ausdruck kommt, daß sich der Gottesbegriff unmittelbar an das Höchste, Gewaltigste und Unerreichbarste anlehnt, was die Allnatur unserem sinnlichen Erkenntnisvermögen enthüllt.

Erst bei völliger Erkenntnis der Einheitlichkeit der Naturgesetze und der Abhängigkeit des Größten wie des Kleinsten in der Natur von diesen Gesetzen hört die Vorstellung von der Zersplitterung der höchsten Macht durch deren Verteilung auf eine Vielheit von Göttern auf, und der Glaube an einen einzigen Gott, einen allmächtigen und allweisen Meister der Welt gelangt zur Herrschaft. Dieser monotheistische Glaube hat aber auf seiner niedrigsten Entwicklungsstufe noch einen rein sinnlichen Charakter. Auch dem monarchischen Gotte werden rein menschliche Eigenschaften, eine rein menschliche Denk- und Handlungsweise zugeschrieben. Die Juden erblicken in ihm einen rein nationalen Gott, der die Geschicke der Welt von allem Anfang an und bis in die fernste Zukunft lediglich nach dem Interessenstandpunkt seines „auserwählten Volkes“ einzurichten, die Aufgabe hat. Der Islam macht aus seinem Allah einen Vertrauten des Propheten, der seine Machtbefugnisse zum größten Teile in die Hände Mohameds und seiner Nachfolger gelegt hat, und dessen Regierungsgeschäfte so ziemlich gleich Null sind, weil ja nach dem mohamedanischen Glauben die Weltgeschicke so gut wie diejenigen jedes Einzelnen von allem Anfang her festgesetzt sind und daher eines weiteren Eingreifens der höchsten Macht garnicht mehr bedürfen. Im christlichen Glauben, der sich ursprünglich aufs Allerinnigste an den jüdischen angeschlossen hatte, hat sich mit der Zeit eine Anschauung eingebürgert, die, sinnlich aufgefaßt, gleichbedeutend mit einem Rückgriff zum Glauben an die Vielteiligkeit der Gottheit ist; andererseits liegt in der Vergöttlichung des Religionsstifters und in der Verehrung und Anrufung der Heiligen ein weiteres Rückgreifen auf die polytheistischen Glaubensanschauungen. Diese Wandlungen

sind nicht das Ergebnis einer aus dem Volke selbst hervorgegangenen Anschauungsweise; sie sind vielmehr das Werk der Priester, deren Macht neben derjenigen der weltlichen Gewalthaber von jeher eine sehr bedeutende gewesen ist und sich jedenfalls gleich dieser letzteren aus der Zeit der ersten Anfänge des Staatswesens herdatiert. Wie die weltlichen Machthaber, so waren auch die geistlichen Auserwählte ihres Volkes und verdankten ihr Ansehen und ihren Einfluß den hervorragenden Eigenschaften ihres Intellektes. Der „Wundermann“ oder „Regendoktor“ der heutigen Wilden verdankt den Einfluß, den er besitzt, ausschließlich der Fähigkeit, den Gläubigen weiszumachen, daß er genauere Kenntnis von dem Wesen, der Macht und dem Willen der Gottheit besitze, als sie selbst. In dieser Weise werden wohl auch die ersten Priester zu ihrem Ansehen und Einfluß gekommen sein; bei höher entwickelten Völkern des Altertums finden wir die Priester bereits als eine Kaste oder wenigstens als Glieder einer eng geschlossenen Genossenschaft, die sich auf die Vertrauten der Götter hinausspielten und deren Geheimnisse zu besitzen vorgaben. Da sie zugleich der Pflege der Wissenschaften oblagen, so war ihnen ein beträchtlich erweiterter Gesichtskreis eröffnet, und sie konnten als Sternkundige, als Aerzte und als Schriftgelehrte nicht nur der blindgläubigen und unwissenden Masse des Volkes, sondern auch den hoch- und höchstgestellten Trägern der weltlichen Macht durch ihr Wissen imponieren, letzteren aber auch zugleich wichtige Dienste erweisen oder — umgekehrt — ihnen als Gegner sehr gefährlich werden. Sehr bald werden die Träger der Staatsmacht erkannt haben, daß das einträchtige Zusammengehen mit den Priestern das beste Mittel sei, um die Volksmassen auf einer Stufe der Abhängigkeit zu erhalten, die es jenen ermöglichte, ihren eigenen Machteinfluß immer mehr zu erhöhen und zu befestigen. Noch heute sind Staat und Kirche gleichwertige Machtfaktoren im gesellschaftlichen Leben der Menschheit, die sich je nach den Verhältnissen bald aufs Kräftigste gegenseitig unterstützen, bald wieder heftig anfeinden; wir werden später sehen, daß dies zu allen geschichtlichen Zeiten der Fall gewesen ist. Die Priesterschaft im Besitze der Wissenschaft hat nicht nur in der Kulturgeschichte, sondern auch im politischen Leben der Völker eine hochbedeutende Rolle gespielt und jedenfalls neben manchem schweren Schaden auch den größten Nutzen gestiftet; ob die Wissenschaft ohne Priesterschaft neben ihrer eminenten kulturellen Rolle jemals in die Lage kommen wird, auch eine gleichbedeutende politische Rolle zu spielen, ist fraglich. Sollte die Menschheit jemals eine so hohe Stufe ihrer Kulturentwicklung erreichen, daß die weltliche Gelehrtheit denselben Einfluß gewinnt, wie ihn die geistliche von altersher und bis auf unsere Tage besessen und ausgeübt hat, so wäre dies allerdings ein Gipfelpunkt der Kultur, neben dem wir uns nichts Höheres vorstellen können.

Wirtschafts- und Staatswesen.

Wir haben nun noch, ehe wir diese Betrachtungen über die allgemeine Kulturentwicklung der Menschheit schließen, einen Blick auf die materielle Entwicklung der menschlichen Gemeinwesen zu werfen. Auf ihrer niedrigsten Stufe werden diese wohl nicht über das Wesen jagender und raubender Horden hinausgekommen sein; mit der Einführung der Viehzucht mußte aber bereits ein höherer Kulturzustand verbunden gewesen sein, weil diese Art der Beschäftigung schon ein größeres Maß von Kenntnissen und Kunstfertigkeiten und eine höhere Entwicklung des Rechtsbegriffes voraussetzt als das rohe Jägerleben. Die viehzuchttreibenden Völker waren wohl durchwegs Nomaden, denn der Boden konnte ihnen bei ausschließlicher Ausbeutung für die Viehzucht bei mehr und mehr anwachsender Bevölkerung auf einem bestimmten Gebiete nicht für die Dauer genügenden Raum gewähren. Als die Gemeinwesen zu zahlreichen Stämmen angewachsen waren, werden sie zur Wanderung genötigt gewesen sein. Diejenigen nun, welche besonders günstige Weideplätze gefunden hatten, werden bald mit Konkurrenten in Konflikt geraten und gezwungen gewesen sein, sich des gewaltthätigen Andringens derselben zu erwehren. Wo die natürlichen Schutzmittel

gegen den Angriff feindlicher Scharen nicht ausreichten, oder wo eine Verstärkung derselben vorteilhaft oder notwendig erschien, werden sie gesucht haben, ihre Widerstandskraft durch Befestigungen zu erhöhen. Das auf solche Weise geschützte und dadurch weit wertvoller gewordene Gebiet werden sie aber dann nur notgedrungen wieder verlassen haben. Auf diese Weise wird sich das nomadisierende Volk an feste Wohnsitze gewöhnt haben. Damit war zugleich der Anlaß gegeben, auf eine sparsamere Verwertung des Bodens Bedacht zu nehmen, und so werden die viehzuchttreibenden Völker zum Ackerbau übergegangen sein. Die befestigten Punkte, sowie solche, die durch ihre Lage und Bodenbeschaffenheit günstigere Kulturbedingungen darboten, werden von den Ansiedlern besonders gesucht gewesen sein, so daß diese an solchen Orten sich verdichteten und größere Gemeinwesen daselbst entstanden. Die Befestigungen werden sich diesen angepaßt haben, auf welche Weise die Städte mit ihren Wällen und den sie noch besonders schützenden Burgen, den Sitzen der Fürsten, entstanden sind. Zählte ein größeres Gemeinwesen mehrere solcher Städte, so bildete sich um diese naturgemäß ein erweitertes Schutzgebiet, dessen Oberherr schon eine bedeutende Machtfülle besaß. Es entstand das Königreich, in welchem Regierung und Verwaltung schon wegen der bedeutenden Ausdehnung des Gebietes in entsprechender Weise gegliedert werden mußten. Zum Schutze dieser Machtgebiete mußte natürlich ein Heerwesen organisiert werden, das sich entweder der Wehrkraft der Gemeindeangehörigen selbst bediente, oder Söldlinge aufnahm, die unterworfenen oder wegen ihrer Schutzbedürftigkeit abhängigen Nachbarvölkern entnommen wurden. In diesem Stadium finden wir die geschichtlichen Kulturstaaten und im großen Ganzen bildet es auch die Grundlage der heute noch bestehenden Staatswesen.

Die Nation.

Die natürliche Grundlage des Staatswesens bildet die Nation. Nur eine staatliche Gemeinschaft, deren Zusammengehörigkeit auf gemeinsamer Abstammung, Sitte und Sprache beruht, trägt in sich die Elemente ihres Gedeihens und ihrer Dauerhaftigkeit. Wie schon früher erwähnt, ist es ja wohl möglich, daß im weiteren Verlaufe der modernen Hochkulturentwicklung die nationale Sonderart mehr und mehr einem kosmopolitischen Kulturmenschentum weichen wird; allein die notwendige Voraussetzung hierfür wäre, daß Bildungsstand und Fähigkeiten der einzelnen Staatsmitglieder auf ziemlich einheitlicher Entwicklungsstufe stünden, und zwar nicht nur in einzelnen, sondern in sämtlichen bestehenden Staatengebilden. Es ist zweifelhaft, daß dieser Zustand jemals eintreten wird, und darum werden die Massen des Volkes das nationale Bewußtsein zur Stärkung ihres bürgerlichen Bewußtseins und den nationalen Gedanken als Folie ihres staatsbürgerlichen Denkens und Empfindens nicht missen können. Uebrigens läge in der Verwirklichung der theoretisch konstruierten Idee eines staatlichen und sprachlichen Kosmopolitismus ein Widerspruch gegen das Gesetz der Differenzierung, wonach mit höchster Entwicklung auch reichste Differenzierung verbunden ist. In unserer Zeit ist der nationale Gedanke als Grundlage des Staatswesens eben erst praktisch zur Geltung gekommen, und er ist noch so sehr seiner weiteren Entwicklung und Verallgemeinerung bedürftig, daß der Fortschritt auf politischem Kulturgebiete nach dieser Richtung hin noch ein weites Feld vor sich offen hat.

Die Rassen.

Zwei Merkmale sind es, welche die Verschiedenheit der Nationen am kenntlichsten zum Ausdrucke bringen: Die Körperbildung mit ihren besonderen Eigentümlichkeiten der Statur, Haar- und Hautfarbe, und die Sprache. Nach den Unterschieden der Körperbildung hat man früher die Menschen in fünf Rassen geteilt, in die man die verschiedenen Nationen und Völkerstämme eingliederte; man sprach von der kaukasischen oder weißen,

der mongolischen oder gelben, der äthiopischen oder schwarzen, der amerikanischen oder roten und der malayischen oder braunen Menschenrasse. Diese Einteilung ist heute aufgegeben; sie wurde durch neue Systeme ersetzt, die bald die Schädelbildung, bald wieder die Beschaffenheit der Haare zur Grundlage hatten. Infolge der großartigen Fortschritte, welche die Sprachforschung in neuester Zeit gemacht hat, und durch die uns die wichtigsten Aufschlüsse über die Völkerverwandtschaft gegeben worden sind, erkennt man jetzt den sogenannten Rassenunterschieden nur eine ganz untergeordnete Bedeutung zu und legt das Hauptgewicht auf die Sprachenverschiedenheit. Die jetzt maßgebende Rasseneinteilung stellt sieben Rassen auf und zwar: Australier, Papua, Mongolen, Dravida, Hottentotten und Buschmänner, Neger und Mittelländer. Wie wenig Bedeutung diese Rassen für die Geschichte haben, erkennt man schon an ihrer einfachen Aufzählung. Alle Kulturvölker mit Ausnahme der Chinesen, deren geschichtliche Bedeutung aber über die Grenzen ihres Landes niemals hinausgegangen ist, und der Aethiopier, die eine Zeit lang neben den alten Aegyptern eine Kulturrolle gespielt haben, gehören der mittelländischen Rasse an.

Gliederung der Völker nach der Sprachgemeinschaft.

Die Sprachgemeinschaft ist für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit von der allergrößten Bedeutung. Zunächst sind es namentlich zwei große Gruppen, die in der Geschichte hervortreten, nämlich die semitischen und die arischen Völker.

Die semitischen Völker, zu denen ihrer Rasse gemäß auch die Aegypter gerechnet werden müssen, obwohl sie sich eigentlich als ein Mischvolk darstellen, teilt man in zwei Hauptgruppen: Süd- und Nordsemiten, von denen die letztere wieder in Ost- und Westsemiten eingeteilt werden.

Die nordsemitischen Völker sind:

a) Westsemiten, und zwar
  1. Aramäer in einem Teil Kleinasiens, in Syrien und dem westlichen Mesopotamien,
  2. Kanaaniter und Phöniker in ganz Kanaan, seit Einwanderung der Hebräer nur noch an der Mittelmeerküste.

b) Ostsemiten:
  1. Chaldäer in Babylonien und Assyrien;
  2. Hebräer, aus dem Lande östlich des Tigris in Palästina eingewandert.

Südsemiten sind die Araber und, von diesen abstammend, die Aethiopier in Ostafrika.

Die arischen Völker teilt man in zwei große Gruppen: Ostarier und Westarier. Nimmt man die Verbreitung der Völker über die Erde als von Osten ausgehend an, so hat man unter den Ostariern diejenigen zu verstehen, die ihre ursprüngliche asiatische Heimat niemals verlassen haben, wogegen die Westarier Europa bevölkerten. Beide Gruppen zusammen bezeichnet man auch jetzt noch als „Indogermanen“ oder — moderner — Indoeuropäer, durch welchen Namen die Ost- und Westgrenze ihrer Verbreitung bezeichnet werden soll. Früher hielt man die Germanen für das westlichste arische Volk; heute nimmt man jedoch an, daß auch die Kelten zur arischen Völkerfamilie gehören und hat deshalb die oben genannte modernere Bezeichnung gewählt.

Die Gliederung der arischen Völker ist folgende:

1. Ostarier:
  a) Iranier:
    1. Das Zendvolk, das als das Urstammvolk oder wenigstens als das diesem am nächsten stehende anzusehen ist und dem die Baktrer, Meder und Perser als nächstverwandte Sprossen angehören;

2. Die Skythen, bezw. die arischen Stämme, die unter diesem Namen in der Geschichte auftreten, die Skoloten und die Sarmaten;
3. Die Afghanen, die ein Mittelglied zwischen Iraniern und Indern bilden.

b) Inder;
c) Armenier, die nebst einigen anderen vorderasiatischen Stämmen, namentlich den Lykiern in Kleinasien, ein Mittelglied zwischen Ost- und Westariern bilden.

2. Westarier:
a) Griechen,
b) Italier,
die beide auch als Gräco-Romanen zusammengefaßt werden;
c) Kelten, als Wandervolk über weit auseinandergelegene Gebiete zerstreut, hauptsächlich aber in Westeuropa (Britannien, Irland, Belgien, Gallien und Spanien) und, mit den Iberern vermischt, als Keltiberer in den Hochebenen des mittleren Spanien niedergelassen;
d) Thrako-Illyrer, mit Griechen, Kelten und Phönikern vermischt;
e) Letto-Slaven (auch Slavo-Litauer genannt), die sich später in Litauer und Slaven schieden. Die Slaven vermischten sich vielfach mit den zur mongolischen Rasse gehörigen Finnen.
f) Germanen.

Die mongolische Rasse setzt sich in folgender Weise zusammen:
1. Mongolisch-tartarische Völker, die wieder in die eigentlichen mongolischen und in die finnischen Völker zerfallen;
2. Indochinesen und Malayochinesen mit einsilbiger Sprache;
3. Japanesen mit mehrsilbiger Sprache;
4. Nordostasiatische Völker, die den Uebergang zu den Eskimos Nordamerikas bilden.

Zu den finnischen Völkern zählen die Magyaren, Osmanen und Basken des südlichen und die Lappen, Esthen und Liven des nördlichen Europa. Hierher gehörten auch die einstens in das Abendland vorgedrungenen Hunnen, die Avaren, Chazaren, Kumanen und Petschenegen, die jetzt verschwunden, bezw. in anderen Völkern aufgegangen sind.

Einige Forscher wollen die amerikanische Urbevölkerung als „mongolenähnliche“ Völker in verwandtschaftliche Beziehung zur Mongolenrasse setzen und nehmen, wie schon erwähnt, eine Einwanderung von Angehörigen dieser Rasse in Amerika an.

Besondere Entwicklungsgeschichte.

Die Geschichte der oben aufgezählten Völkerstämme und Völker, soweit sie eine solche überhaupt haben, d. h. soweit ihre selbständige Entwicklung und ihr Einfluß auf die Entwicklung anderer Völker und auf die der Menschheit im allgemeinen aus Ueberresten, Denkmälern, Ueberlieferungen und Aufzeichnungen nachweisbar ist, ist Gegenstand des zweiten, besonderen Teiles der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, der, wie bereits am Eingange dieses Werkes erwähnt worden ist, sprachgebräuchlich als „Weltgeschichte“ bezeichnet wird.

Man pflegt die Weltgeschichte in drei Hauptteile zu zerlegen, die als „Altertum“, „Mittelalter“ und „Neuzeit“ bezeichnet werden; von letztgenanntem Abschnitt trennt man dann noch eine weitere Unterabteilung als „Neueste Zeit“ ab. Man hat gegen diese Einteilung vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte aus geltend gemacht, daß sie einen Widerspruch in sich schließe, da derjenige Zeitabschnitt, den man als „Altertum“ bezeichnet,

in Wirklichkeit gerade das früheste Entwicklungsstadium, also die **Jugend** des Menschengeschlechtes sei, an welche folgerichtig das Mittelalter als das **Mannesalter**, die Neuzeit als das mit Erfahrung und Kenntnissen gesättigte, mit völlig abgeklärter Urteilskraft auf alles Vergangene zurückblickende **Greisenalter** der Menschheit sich anschließen müsse. Allein diejenigen Geschichtsschreiber, die dieser von dem englischen Philosophen **Baco von Verulam** (1561—1626) zuerst vertretenen Anschauungsweise folgen und die vorgenannten Bezeichnungen der Hauptabschnitte der Weltgeschichte als verjährt und naiv-unwissenschaftlich erklären, haben gleichwohl keine zutreffenderen an deren Stelle zu setzen gewußt und sie aus Opportunitätsgründen einfach beibehalten. Thatsächlich haben diese Benennungen sowohl vom sprachgebräuchlichen wie vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte ihre volle Berechtigung: sprachgebräuchlich, weil wir überhaupt „alt" nennen, was in der Zeit weit hinter uns liegt, was lange vor uns dagewesen ist, und weil wir im gleichen Sinne von unseren „Aeltern" und „Altvordern" sprechen und als „gute, alte Zeit" diejenige bezeichnen, in der wir selbst in den Kinderschuhen staken oder in der „Großvater die Großmutter nahm"; entwicklungsgeschichtlich, weil die Geschichte der Menschheit nicht derjenigen eines Einzellebens, sondern vielmehr der eines Korallenstockes vergleichbar ist, dessen unterste, längst abgestorbene Schichten die ältesten, die obersten, noch lebenden, die jüngsten sind. „Jede Generation" — sagt Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums" — „steht auf den Schultern ihrer Vorfahren; sie übernimmt von diesen Anschauungen, Lebensweise, Sitten." — Die Generation vertritt in unserm Bilde der lebende, jüngste Teil am Korallenstock, der nicht tiefer als 30 m unter den Meeresspiegel hinabreicht; was darunter liegt, ist abgestorben. Wie unsere Vorfahren ins Meer der Vergangenheit versunken sind, so sind auch diese millionenlebigen Gesellschaften kleinster Wesen mit dem sinkenden Untergrunde in die Tiefe gegangen, die für sie den Tod bedeutete. Nichtsdestoweniger ist alles Leben in den oberen Schichten aus ihnen entsprossen und sozusagen die unmittelbare Fortsetzung ihres eigenen Lebens; die Einzelleben als solche sind zu Grunde gegangen, das Gesamtleben des Stammes hat aber keine Unterbrechung erlitten. In gleicher Weise ist auch das Altertum, das Mittelalter, die ganze Reihe der vergangenen Jahrhunderte und Geschlechter abgestorben, wenn auch alles Leben der Gegenwart auf ihnen sich aufgebaut, aus ihnen heraus sich unmittelbar entwickelt hat. Treffend stellt uns der Kulturhistoriker J. J. Honegger das richtige Verhältnis zwischen dem Entwicklungsleben der Vergangenheit und dem der nachfolgenden Zeitalter dar, indem er das Altertum als einen in sich völlig abgeschlossenen Entwickelungsgang behandelt, den er folgendermaßen gliedert:

a) Orient, Asiatentum, Aegypten inbegriffen: Es ist die Kindheit des antiken Geistes, weshalb der Orient auch kein weiteres Alter erlebt, sondern in der Kindheit abstirbt.

b) Griechentum: Jugendalter der antiken Welt, in dessen Blüte es auch abstirbt.

c) Römische Republik: Mannesalter.

d) Römisches Kaiserreich: Greisenalter, das kaum mehr Neues schafft. Es ist das bloße Invertriebsetzen der früher entwickelten Lebensprinzipien und zugleich ihr Absterben.

Hier faßt der genannte Gelehrte einen bestimmten Zeitabschnitt, eine Generation im weiteren Sinne, im Bilde eines Einzellebens zusammen, dessen stückweises Absterben mit dem Abschluß jeder einzelnen Unterabteilung etwa in demselben Sinne zu verstehen ist, wie das Dahinsterben unserer kindlichen Empfindungen und Anschauungen im reiferen, das allmälige Aufhören der produzierenden Lebensthätigkeiten im Greisenalter, oder wie das Vergehen der Blüte beim Beginn der Fruchtreife und der Frucht nach dem Heranreifen des Samens, der neues Leben erst wieder aus dem alles ernährenden Boden schöpfen muß. Dieser Nährboden ist aber in der Hauptsache nichts anderes, als das Zersetzungsprodukt abgestorbener älterer Generationen, das in der jüngeren Generation aufs neue organisches Leben gewinnt und für sie zum frischen Lebensquell wird, der aus dem Samen des abgestorbenen Lebens neues, vervielfältigtes Leben weckt.

Wohl mag dereinst die Zeit kommen, da auch das Entwicklungsleben des gesamten Menschengeschlechtes, als ein Einzelleben in der Entwicklungsgeschichte der belebten Natur

unseres Planeten oder des Kosmos im Ganzen aufgefaßt und betrachtet, auf der Stufe des Greisenalters angelangt sein wird. Aber wer vermöchte zu ermessen oder auch nur zu ahnen, wann dieser Zeitpunkt heranrücken wird, wo überhaupt der Höhenpunkt der menschlichen Entwicklungsfähigkeit liegt, wann der Stillstand, wann der Niedergang eintreten wird — jener unwiderrufliche Niedergang, der das Greisenalter kennzeichnet und mit Naturnotwendigkeit zum Verfall und Zerfall, zum Aufgehen des Einzellebens in einem neuen Entwicklungsvorgange führt? Die Summe von Kulturentwicklungsleben, die sich allein in unserem Jahrhundert neu entfaltet hat, ist so ungeheuer, daß wir eher Grund hätten, an eine krankhafte Wucherung als an ein greisenhaftes Nachlassen und Absterben der menschlichen Schaffenskraft zu denken. Aber wer möchte so verbohrt sein, die Erfindung der Dampfmaschine und der Eisenbahnen, des elektrischen Telegraphen und Fernsprechers, die Einrichtung des Weltverkehrs, die Erkenntnis des Entwicklungsgesetzes und all die andern zahllosen Kulturerrungenschaften, die uns die kurze Spanne Zeit eines einzigen Jahrhunderts gebracht hat, als krankhafte Neubildungen oder als einen durch überhitztes Lebensgetriebe hervorgerufenen Fieberausschlag anzusehen? Wir dürfen im Gegenteile gerade aus der so ungeheuer gesteigerten Produktivität unseres Kulturlebens im XIX. Jahrhundert den Schluß ziehen, daß wir an der Schwelle eines neuen Zeitalters stehen, dessen hochgradiger Schaffensdrang vornehmlich auf das Nützliche, Vernunft- und Zweckgemäße gerichtet sein und zu desto rascherer Wegräumung des abgenutzten und unbrauchbaren Kulturschuttes führen wird, der sich aus längst vergangenen Zeiten noch immer erhalten hat. Und in diesem Sinne möchten wir gerade die Gegenwart als das Jugendalter eines im Werden begriffenen Kulturabschnittes betrachten, dessen Gipfelpunkt noch in unabsehbarer Ferne liegt.

Dem Vorgesagten entsprechend behalten wir die bisherige Teilung und Benennung der Hauptabschnitte der Weltgeschichte bei, und ändern nur die Bezeichnung „Neueste Zeit“ in „Das XIX. Jahrhundert“ um, der eben dargelegten Auffassung gemäß, wonach diesem Zeitabschnitte keine abschließende, sondern vielmehr eine grundlegende Bedeutung zukommt, und zwar die des Ausgangspunktes einer neuen Kulturperiode, deren weitere Entwicklung der Zukunft angehört.

Wir unterscheiden also:

I. Das Altertum, beginnend mit den ersten geschichtlich nachweisbaren Staatenbildungen und abschließend mit dem Beginne der großen Völkerwanderung (375 n. Chr.)*), die, durch den Einbruch der Goten auf germanischem Boden in Bewegung gebracht, zur Zerstückelung des Römerreiches durch germanische Waffen geführt hat.

II. Das Mittelalter, von der Begründung der Germanenreiche auf vormals römischem Gebiete bis zur deutschen Reformation (375—1517 n. Chr.).

III. Die Neuzeit, umfassend den Zeitraum vom Beginn der deutschen Reformation bis zum Ausgang des XVIII. Jahrhunderts (1517—1800 n. Chr.).

IV. Das XIX. Jahrhundert.

In M. Reymonds „Weltgeschichte“ ist unseres Wissens zum erstenmale der Versuch unternommen worden, diese weltgeschichtlichen Zeitabschnitte auch aus dem Gesichtspunkte der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit zu begründen und mit der Entwicklungsgeschichte der Natur in Parallele zu stellen. Die Kulturentwicklung als den Kern der geistigen Entwicklung und zugleich — im Sinne der Darwinschen Lehre vom „Kampf ums Dasein“ — als fortdauernden „Kulturkampf“ auffassend, bezeichnet der Verfasser die vorgeschichtliche Zeit als das „Zeitalter des Kulturkampfes ums Dasein“. In diesem Zeitalter, das für die verschiedenen Wohngebiete von sehr verschiedener zeitlicher Begrenzung war und hinsichtlich der jetzt lebenden Naturvölker bis in die Gegenwart

*) Andere setzen als Grenzmarke zwischen Altertum und Mittelalter das Jahr 476 n. Chr., in welchem mit dem Untergange des weströmischen Reiches das Ende der Römerherrschaft über die Kulturwelt des Altertums besiegelt wurde. Da aber der Einbruch Odoakers in Italien nur eine Folgewirkung der Völkerwanderung war, so halten wir es für richtiger, diese als die eigentliche Ursache der neuen Ordnung der Dinge zur Bezeichnung des Wendepunktes zu wählen.

hereinreicht, dient die Kulturentwicklung nur der Beschaffung der unbedingt notwendigen Mittel zur Erhaltung und zum Schutze des Lebens und geht nur allmälig und nur insoweit über dieses niedrigste Maß von Bedürfnissen hinaus, als durch die Fortschritte in der Entwicklung der Kunstfertigkeit und durch die mit der Entwicklung der Sprache Hand in Hand gehende Hebung des Intellektes und Erleichterung der Arbeitsteilung der Wert der menschlichen Arbeitskraft erhöht und vervielfältigt wird. Von den geschichtlichen Zeitaltern wird dasjenige des Altertums als das „Zeitalter des Kulturkampfes zwischen Morgen- und Abendland" bezeichnet, weil in ihm die Kulturherrschaft vom Orient (dem in kulturgeschichtlichem Sinne Aegypten unbedenklich beizuzählen ist) auf das „Abendland", d. h. auf Europa, dauernd übergegangen ist. Das Mittelalter wird das „Zeitalter des romanisch-germanischen Kulturkampfes" genannt, weil Rom — einerseits infolge der Wiederaufrichtung des römischen Kaisertums, anderseits durch das Emporkommen des Papsttums — zum Ausgangspunkte eines Kulturkampfes wird, der in hervorragendem Maße die germanische Welt in Mitleidenschaft zieht und schließlich auf ihrem Boden ausgetragen wird. Die Neuzeit wird vorgeführt als das „Zeitalter des christlichen Kulturkampfes", der nichts anderes als die Fortsetzung und der Abschluß des romanisch-germanischen, mit dem Endergebnis der völligen Zurückdrängung der um Rom gruppierten Vormächte des Mittelalters, von denen die eine, das römische Kaisertum, vollständig verschwindet, die andere, das Papsttum, einen großen Teil seiner geistlichen Herrschaft einbüßt, seinen unmittelbaren politischen Einfluß auf das Völkerleben aber gänzlich verliert. Die neueste Zeit, im Grunde genommen eins und dasselbe mit unserm „XIX. Jahrhundert", wird auch hier als Ausgangspunkt einer neuen Kulturperiode hingestellt, die als „Zeitalter des wissenschaftlichen und nationalen Kulturkampfes" berufen erscheint, das zum Gedeihen der Menschheit notwendige Gleichgewicht in der Kulturentwicklung durch Hebung der intellektuellen und sittlichen Volkskraft auf die Höhe der technischen Leistungsfähigkeit der modernen Kulturwelt herzustellen. Die Mittel und Wege dazu sind im modernen Staatsleben bereits geboten — teilweise freilich erst auf dem Papier. Aber es genügt zur Charakterisierung unseres Zeitalters, daß die Grundlagen eines vollkommenen Kulturstaates: Wissens- und Gewissensfreiheit, Rechtsgleichheit und politische Vollberechtigung aller Staatsbürger und Aufbau des Staatswesens auf nationaler Basis, wenigstens im Prinzip in den meisten Kulturstaaten bereits anerkannt und verfassungsmäßig gewährt sind. Mag auch bis zur völligen Ausgestaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf diesen Grundlagen noch geraume Zeit verfließen und der Erreichung des Zieles ein harter Kampf vorangehen, der Zeitgeist drängt doch entschieden nach dieser Richtung hin, und die wider dieses Drängen sich richtenden Gegenströmungen werden den Durchbruch der Fortschrittsbewegung eher beschleunigen als verhindern.

Betrachtet man die vorstehend aufgezählten Zeitalter als ebensoviele Entwicklungsstufen, so ergiebt sich, daß dieselben vorschreitend sich immer mehr verkürzen. Interessant ist die an gleichem Orte angestellte Vergleichung zwischen der Dauer der Entwicklungsstadien der belebten Natur unserer Erde und derjenigen der einzelnen Abschnitte der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Der als einer der Hauptvertreter der Darwinschen Entwicklungslehre bekannte Naturforscher Ernst Häckel teilt die Entwicklungsgeschichte der irdischen Lebewelt in folgende fünf Abschnitte:

1. Die Primordialzeit (vergl. die Fußnote auf S. 3 u. 4) nimmt nach der Berechnung dieses Gelehrten . . . . 53,6 % der ganzen Entwicklungsdauer in Anspruch;
2. die Primärzeit . . . . 32,1 %;
3. die Sekundärzeit . . . . 11,5 %;
4. die Tertiärzeit . . . . 2,3 %;
5. die posttertiäre Zeit (Diluvium und Alluvium) . . . . . 0,5 %.

Zu Beginn des zuletzt genannten Abschnittes war der Mensch nachweislich bereits auf Erden vorhanden, über die rohesten Anfänge von Kunstfertigkeit aber noch nicht hinaus-

gekommen. Betrachtet man diesen winzigen Bruchteil der Entwicklungsgeschichte der organischen Welt unseres Planeten, die wieder nur das verhältnismäßig verschwindend kleine Schlußkapitel der Entwicklungsgeschichte der Erde als selbständigen Himmelskörper bildet, als ein für sich abgeschlossenes Ganzes, so entfallen:

auf die vorgeschichtliche Zeit, wenn wir sie vom Zeitpunkte des mutmaßlichen ersten Auftretens des Menschen an rechnen und dieses in den Beginn der Diluvialzeit, also etwa 50 Jahrtausende hinter die geschichtliche Zeitrechnung zurückverlegen (vergl. Fußnote S. 3), rund . . . . 90,00 %

auf das Altertum, von den ältesten geschichtlichen Nachweisen aus Aegypten (priesterlichen Angaben über die Regierungszeit des Königs Menes), rund 4000 v. Chr. bis 375 n. Chr., im ganzen $43 \frac{3}{4}$ Jahrhunderte umfassend . . . . 7,80 %

auf das Mittelalter, von 375—1517 n. Chr., $11 \frac{1}{2}$ Jahrhunderte umfassend . . . . 2,08 %

auf die Neuzeit, 1517—1800, 3 Jahrhunderte umfassend . . . 0,10 %

und endlich auf das XIX. Jahrhundert . . . . 0,02 %.

„Welch ein verschwindend kleiner Zeitraum“ — so schreibt der Verfasser am Schlusse dieser vergleichenden Gegenüberstellung — „ist im Vergleich zum Alter des Menschengeschlechtes derjenige, welchen unsere ganze moderne Kultur ausfüllt! Und welch kurze Spanne Zeit entfällt auf das Dasein des Menschen in der Erdgeschichte! Und was bedeutet das Sonnenstäubchen Erde und sein Alter im ewigen, unermeßlichen Weltall! Wir stehen voll stolzer Bewunderung vor den Riesenwerken, die des Menschen Geist und Kunst geschaffen; aber wie nichtig erscheinen uns all diese Werke, erscheinen wir selbst uns gegenüber der allgewaltigen Natur, die in einem einzigen Berge unseres kleinen Planeten mehr Arbeitsstoff, Arbeitskraft und Arbeitszeit aufgewendet hat, als wir in allen unseren Kulturschöpfungen zusammengenommen! Sollen wir deshalb unser Können und Wirken geringschätzen und unser Streben kleinmütig aufgeben? Mit nichten! Gerade der Umstand, daß die Menschheit so unendlich wenig Raum und Zeit zur Bethätigung ihrer Leistungsfähigkeit benötigt hat, erhöht den Wert und die Bedeutung dessen, was sie, weit über die Anforderungen des Daseinskampfes hinausgehend, thatsächlich zustande gebracht hat. Ziehen wir überdies noch in Betracht, daß die geistigen Urheber aller großen Kulturfortschritte immer nur einzelne Menschen gewesen sind, denen allenfalls ein beschränkter Kreis von Mitarbeitern zur Seite, häufiger aber noch das Widerstreben kulturfeindlicher Gewalten im Wege gestanden, so kann dies unsere Meinung von der Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes nur erhöhen.“

Das Altertum.

Das Altertum.

Der Zeitabschnitt, den wir als das „Altertum“ bezeichnet, kennzeichnet sich trotz aller Kulturarbeit, die während seiner Dauer geleistet worden ist, in jeder Hinsicht als das, was es in Wahrheit ist, nämlich als das Anfangsstadium geistiger wie äußerlicher Kulturentwicklung. Die Sinnenwelt hat noch entschieden das Uebergewicht über die Gedankenwelt und hält diese in völliger Abhängigkeit. Der Mensch trägt noch einen starken Rest jenes Naturcharakters an sich, den er aus dem ursprünglichen, kulturlosen Zustande in das Kulturleben mit herübergebracht hat und der sich in naiver Unmittelbarkeit der Anschauung und Auffassung der Dinge und Verhältnisse kundgibt. Das Aeußerliche, die Form, das unmittelbar auf die Sinne Wirkende ist die Hauptsache, besonders in der Religion, die alle ihre Vorstellungen aus der Sinnenwelt schöpft oder auf diese zurückführt; der höchste, geistige Aufschwung, zu dem es der Glaube, die Kunst, ja selbst die Wissenschaft bringt, ist der Sinn für Schönheit, Harmonie und Ebenmaß, und auch dieser Fortschritt ist allein bei den Griechen eingetreten, von denen er nur unvollkommen und wieder mehr veräußerlicht auf andere Völker übertragen worden ist. Der Staats- wie Rechtsbegriff sind rein formaler Natur, der sittlichen Grundlage völlig entbehrend oder ihr nur im formalen Sinne Rechnung tragend. Der Kampf ums Dasein wird noch in rohester Form verstanden und ausgeübt: Ausnutzung, Unterdrückung, Vernichtung des Schwächeren durch den Stärkeren. Die Größe der Völker gipfelt im Kriegsglücke, die Macht in der physischen Gewalt. Alle großen Thaten des Altertums, die wir anstaunen, sind nicht Thaten des Geistes, sondern der Waffen. Die Kultur des Altertums erschöpft ihre Kraft in einseitiger Auswucherung und stirbt ab; aber sie hat ihren Samen zurückgelassen, der unter dem Schutt des untergegangenen Zeitalters der Wiedererweckung harrt. Neue, rohe Lebenskraft strömt vom Norden herzu und beginnt eine neue Kulturarbeit.

Ueber die Entwicklung der ältesten Kulturstaaten und der geschichtlichen Vorgänge im im Altertum spricht sich Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums“ folgendendermaßen aus:

„Je weiter ein Volk in seiner Entwicklung fortschreitet, desto größeren Einfluß übt es auf seine Nachbarn. Diese suchen sich seine überlegene Kultur anzueignen, werden von den bei ihm herrschenden Anschauungen beeinflußt; die festere Ausbildung der Staatsform, die Entstehung erobernder Reiche führt zu ununterbrochenen politischen Beziehungen. Noch vielseitiger wird die Entwicklung, wenn zwei ursprünglich unabhängige Kulturen in Berührung treten, sich gegenseitig beeinflußen und auf neutralem Gebiet mischen, immer neue Nationen in den Bereich ihrer Einwirkung ziehen. So entstehen große, sich immer weiter ausdehnende, zu immer gesteigerter Wechselwirkung der einzelnen Glieder auf einander fortschreitende Kulturkreise. Schließlich haben sich in der alten Welt zwei solche Kreise gebildet, die zwar auch nicht ohne Berührung mit einander geblieben, aber doch im allgemeinen bis auf die

neueste Zeit herab jeder seinen eigenen Weg gegangen sind. Es sind dies der ostasiatische mit den Zentren China und Indien, und der der Mittelmeervölker — um ihn mit einem kurzen, annähernd zutreffenden Namen zu bezeichnen — mit den Ausgangspunkten Aegypten und Babylonien. Der letztere umfaßt alle Völker Nordafrikas, Europas und Vorderasiens bis an die Ostgrenze des iranischen Hochlandes. Den ersten großen Hauptabschnitt seiner Entwicklung bezeichnen wir als Geschichte des Altertums. In neueren Darstellungen*) hat man auch die Inder in den Bereich der letzteren gezogen, indessen mit Unrecht. Denn die Indier sind zwar mit den Iraniern und den Indogermanen Europas verwandt, und ihre Sprache, ihr ältestes Kulturleben, ihre ursprüngliche Religion ist für die Erkenntnis der Entwicklung dieser, namentlich der Iranier, von Bedeutung; aber in der historischen Entwicklung sind sie ganz andere Wege gegangen. Ihre Kultur ist von der der westlichen Völker zunächst garnicht und auch seit der hellenistischen Zeit nur vorübergehend beeinflußt worden, eine dauernde politische Verbindung mit denselben erst durch die mohammedanische Eroberung herbeigeführt. Dagegen ist die religiöse Entwicklung Indiens bekanntlich für ganz Ostasien maßgebend geworden. Der Buddhismus ist das Bindeglied zwischen Indien und China, die Grundlage der Kulturen der Mongolen und Tibetaner wie der hinterindischen Völker.

Die Geschichte der Mittelmeervölker zeigt uns zunächst in Aegypten und Babylonien die Entstehung hoher, von einander jedenfalls in allem Wesentlichen unabhängiger Kulturen. Mindestens seit dem zweiten Jahrtausend v. Chr. beginnen diese in die weiten zwischenliegenden Gebiete friedlich und erobernd überzugreifen; es entwickelte sich hier eine vorderasiatische Gesamtkultur, die durch Handel und Schiffahrt an alle Küsten des mittelländischen Meeres getragen wird. Gleichzeitig entstehen erobernde Reiche, die vergeblich sich abmühen, die verschiedenen Völkerschaften, welche sie ihrer Macht unterwerfen, zu einem Staate zusammenzufügen, und in fortwährenden Kriegen ihre Kräfte erschöpfen. Auf geistigem Gebiet führt gerade die Höhe der Kultur zum Stillstand, zum Sieg der Formel; überall erhalten fest ausgebildete religiöse Systeme die Herrschaft. So gehen die Nationalitäten äußerlich und innerlich zu Grunde, und schließlich werden alle Völker des vorderasiatisch-ägyptischen Kreises von dem zuletzt zu historischem Leben erwachten und frischesten, den Persern, zu einem gewaltigen Weltreiche vereinigt, das zusammhält, bis ein Stoß von außen es über den Haufen wirft.

Inzwischen entwickelt sich in Hellas, in stetem Zusammenhange mit dem orientalischen Leben und vielfach von demselben beeinflußt, ein neues, weit höher fortschreitendes Kulturleben, in dem die Individualität**) in ganz anderer Weise sich entfaltet als im Orient. Eine kurze Zeit lang führt dies zu einem Aufschwung der Nation, aber nur um so schärfer treten dann die inneren Gegensätze hervor und führen zu ihrer politischen Vernichtung. Die überschüssigen Kräfte fließen nach außen ab, unterwerfen ganz Vorderasien den griechischen Waffen und der griechischen Kultur. Ein unendlich reges und mannigfaltiges Leben, ein großartiger geistiger Gärungsprozeß ist das Ergebnis dieser Völkermischung. Indessen zu politisch dauerhaften, fest auf sich selbst ruhenden Schöpfungen erweist sich die Zeit um so unfähiger. Es bedarf einer neuen, geschlossenen staatlichen Form, welche die Kräfte der Nation in Krieg und Frieden einigt und sie unüberwindlich macht. Darauf, daß sie diese gefunden haben, beruht die Größe der Römer. Nachdem sie Italien unter ihrer Suprematie***) geeinigt, fällt ihnen in hartem Ringen die Herrschaft über den Westen, dann in raschem Siegeslaufe der westliche Teil des Erbes Alexanders zu, während der Osten sich loslöst und noch einmal seine alten Wege einschlägt.

*) Wir folgen diesem Beispiele aus dem einfachen Grunde, weil in einer allgemeinen Weltgeschichte, die zugleich eine Entwicklungsgeschichte der Menschheit sein soll, der Schwerpunkt der Bedeutung der Inder als geschichtliches und Kulturvolk ausschließlich in die Zeit des Altertums fällt.

**) Die geistige Eigenart, die, von der Herrschaft der Formel sich frei machend, ihre eigenen Wege geht.

***) Oberherrschaft.

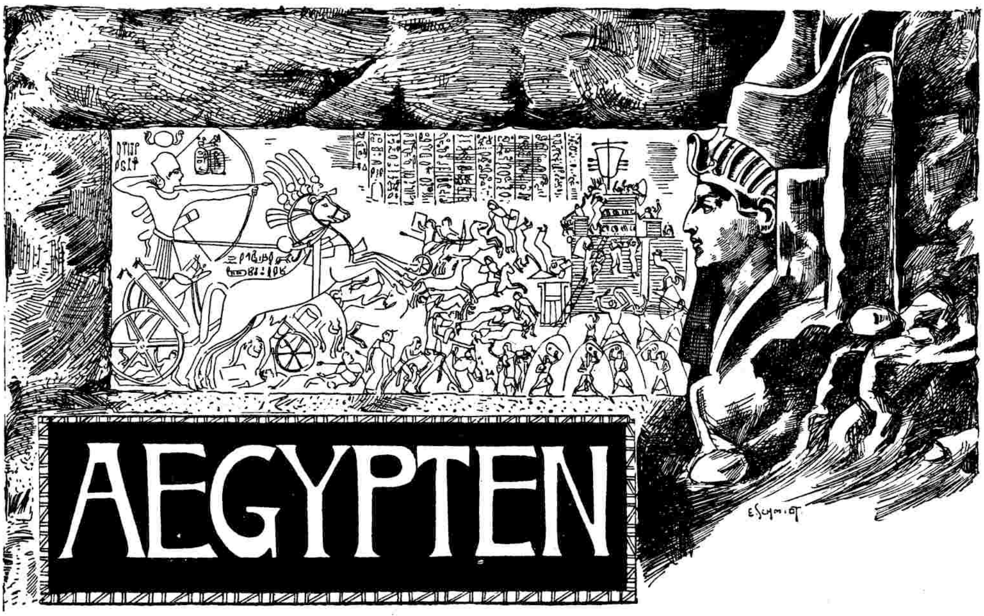
Nach einem langen, von den gewaltigsten Krisen begleiteten Zersetzungsprozeß entsteht aus der Weltherrschaft der Republik das römische Kaiserreich, der großartigste Staatsbau, den die Geschichte kennt. Eine zweihundertjährige, kaum getrübte Friedensperiode folgt seiner Begründung. Indessen unter seiner Herrschaft vollendet sich nur der Zersetzungsprozeß der antiken Völker und des antiken Lebens. Alle Nationen sind vollkommen nivelliert*); das nationale Leben erlischt, der Staat arbeitet als Maschine, deren Gang von der Regierung geordnet wird, während die Masse der Unterthanen nirgends in ihn eingreift und alles Interesse am staatlichen Leben verliert. So bricht der gewaltige Bau urplötzlich in sich zusammen; mit einem Schlage vollzieht sich nach dem Tode des Commodus der Uebergang zur vollkommenen Anarchie. Alle Versuche, den Staat aufs neue zusammenzufügen, sind vergeblich. Dadurch wird das Reich zugleich unfähig, den äußeren Feinden kräftig zu widerstehen, ein Stück nach dem andern erliegt dem Ansturm der Barbaren. Hand in Hand damit geht der Zerfall des Geisteslebens. Alle Anschauungen sind ausgelebt, der ganze Kreis der Ideen ist durchmessen, die religiösen Vorstellungen der früheren Zeiten sind sinnlos geworden und genügen niemandem mehr, die Philosophie, welche zeitweilig an ihre Stelle getreten war, vermag auf die Dauer die Masse nicht zu befriedigen. In diesem Gärungsprozeß entwickelt sich eine neue Religion**), welche von überall her die bewegenden Ideen in sich aufnimmt und mit dem Anspruch auf Universalität auftritt. Sie erringt den Sieg, hat aber weder Staat und Kultur neu gestaltet, noch die Weltherrschaft behauptet. Der Unterschied der Denkweise des Orients und des Occidents, welcher lange geschlummert, bricht in tausend Gegensätzen hervor; überall sind die Völker bis in ihre untersten Tiefen hinein aufgeregt. Der schroffste Gegensatz führt auch die Katastrophe herbei. Der semitische Geist empört sich gegen die philosophische Religion der hellenistischen Welt***). Eine neue Religion†), die seine Anschauungen wiederspiegelt, gewinnt den Sieg und zerreißt die bisher geeinigte Welt der Mittelmeer-Völker in zwei Hälften. Mit dem Siege der Germanen im Westen, der Araber im Osten endet die Geschichte des Altertums. Die spezifische religiöse Färbung, welche beide Bewegungen angenommen haben, bestimmt den geschichtlichen Charakter der nächsten großen Epoche."

*) Auf ein „Niveau", d. h. in eine Ebene gebracht, die nationale Individualität somit aufgehoben.

**) Das Christentum.

***) Das Christentum war durch den Einfluß, den die Hauptstütze hellenistischen, d. h. aus der hellenischen (griechischen) Weltanschauung und Denkweise hervorgegangenen Geistes, die (später noch ausführlicher zu besprechende) sog. Alexandrinische Schule, im Orient auf dessen Entwicklung ausgeübt hat, bald in eine philosophisch-spekulative Richtung geraten, die in den weiteren Kreisen in die widerlichsten Meinungsstreitigkeiten ausartete und heftige Glaubenskämpfe zur Folge hatte, die den Abfall der semitischen Christen beim Auftauchen des Islam (der Lehre Mohammeds) wesentlich begünstigt hat.

†) Damit ist — zeitlich vorgreifend — der Islam gemeint, dessen Verbreitung im Orient für diesen allerdings einen weit schärfer ins Auge fallenden Markstein der Grenze zwischen Altertum und Mittelalter darstellt als die Völkerwanderung des 4. Jahrhunderts n. Chr. oder der Untergang des weströmischen Reiches, die hier keinerlei Wirkung äußerten.



Ursprung der Aegypter und ihrer Kultur.

Es ist eigentümlich, daß die ältesten Spuren einer hoch entwickelten Kultur sich in einem Erdteile finden, der neben Australien am allerwenigsten die Vorbedingungen zu gedeihlicher Kulturentwicklung bietet. Zum weitaus größten Teile in der heißen Zone gelegen, innerhalb ungeheuerer Gebiete durch die Glut der Tropensonne völlig ausgebrannt und in trostlose Wüstenei verwandelt, infolge der ungünstigen, wenig gegliederten, an Häfen armen Küstenbildung und der meist ungesunden klimatischen Verhältnisse an den Gestaden zur Ansiedlung von außenher wenig einladend und von einer Bevölkerung bewohnt, die hinsichtlich ihrer Entwicklung eine der niedrigsten Stufen einnimmt, ist Afrika — abgesehen von Bruchteilen an der Mittelmeerküste und an der äußersten Südspitze des Erdteiles — bis heute der höheren Kultur unzugänglich geblieben. Selbst da, wo ein gewaltsamer Einbruch von Kulturvölkern von außen her stattgefunden hat, ist er der eingeborenen Bevölkerung weit eher zum Fluche als zum Segen gediehen, so im Norden Afrikas der Islam, der hier die letzten Reste des aus dem Altertum stammenden Kulturlebens zerstört hat, und im Süden die Förderung des Sklavenhandels durch europäische und arabische Händler. Alles, was in Afrika von Seite der Kulturwelt bisher zur Hebung der dortigen Verhältnisse unternommen worden ist, diente nur dem selbstsüchtigen Zweck, die eigenen industriellen, Handels- und Macht-Interessen zu fördern und das eigene Einkaufs- und Absatzgebiet zu erweitern. Den Interessen der Eingeborenen kann aber weder die materielle noch die geistige Kultur förderlich sein, die ihnen auf solche Weise zugetragen worden ist; sie führt sie im Gegenteil, wie die Erfahrung zeigt, mehr oder minder rasch dem Untergange zu.

In diesem für höhere Kultur so wenig empfänglichen Erdteile hat nun — allerdings auf einem räumlich scharf begrenzten Gebiete — zu einer Zeit, die von Einigen an sechstausend Jahre hinter unsere christliche Zeitrechnung zurückgesetzt wird, die aber wahrscheinlicher nur vier bis fünf Jahrtausende hinter der Gegenwart liegt, ein hochentwickeltes Kulturvolk gelebt und gewirkt. Die Griechen nannten das Land, das dieses Volk bewohnte, Aegypten; die Aegypter selbst nannten es Keme oder Chemi, d. i. „das Land der schwarzen Ackererde". Daß dieses Kulturvolk die Ureinwohnerschaft jenes Landes gebildet hat, in

dem sich die Ueberreste seiner Kultur bis auf den heutigen Tag erhalten haben, ist ebenso wenig anzunehmen, als daß es seinen Kulturentwicklungsgang von allem Anfang an hier zurückgelegt hat. Wenn sich auch die Aegypter selbst als Ureinwohner des Landes betrachtet und im Gegensatze zu den barbarischen Nachbarvölkern kurzweg die Bezeichnung „Rômet", d. h. s. v. w. „Menschen" beigelegt haben, so ist doch höchstens eine teilweise Vermischung mit den Ureinwohnern anzunehmen, die eigentliche Heimat des ägyptischen Urvolkes aber jedenfalls anderwärts zu suchen. Die alten Aegypter waren sprachlich den semitischen Völkerschaften des Altertums verwandt; nach den Abbildungen, die sie auf ihren Denkmälern von ihrer eigenen körperlichen Erscheinung zurückgelassen haben, standen sie auch physisch den Semiten viel näher, als den Negervölkern, in denen wir die eigentliche Ureinwohnerschaft des „schwarzen Erdteils" erkennen müssen. Es muß somit angenommen werden, daß die Aegypter ebenso wie die ihnen sprachverwandten Berberstämme des nördlichen Afrika und einige andere Völker, die den Norden und Osten dieses Erdteils bewohnen und sich von den eigentlichen Negern auffällig unterscheiden, in vorgeschichtlicher Zeit aus Asien eingewandert sind, und daß sie von da bereits eine höhere Kultur mitgebracht haben; durch diese werden sie sich eben von vornherein das Uebergewicht über die eingeborenen Negerstämme gesichert und nach deren Unterjochung und Verdrängung sich in den Besitz des Landes gesetzt haben. Wenn also, wie einige Gelehrte behaupten, auf ägyptischem Boden die Spuren rohester Kulturanfänge — eines sogenannten Steinzeitalters — nachweisbar sein sollten, so dürften diese wohl nicht den Aegyptern, sondern vielmehr der von ihnen verdrängten Urbevölkerung zuzuschreiben sein. Die Aegypter selbst treten uns in den von ihnen hinterlassenen Denkmälern als ein fertig entwickeltes Kulturvolk mit wohl ausgebildeter Verfassung, Kunst und Schrift entgegen.

Das Nilland.

Das Gebiet, das die alten Aegypter bewohnten, war durch seine natürlichen Verhältnisse von vorneherein zur Kulturstätte bestimmt. Einer der mächtigsten Ströme, der Nil, durchfließt dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden und lagert seinen äußerst fruchtbaren Schlamm in regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen auf der Thalsohle ab, die dadurch bis zu einer Breite von 15 Kilometern in ein außerordentlich ertragfähiges Kulturland verwandelt wird. Schon der alte griechische Geschichtsschreiber Herodot*), der das Nilland bereist und geschildert hat, nannte das Land Aegypten ein „Geschenk des Nils", und in der That verdankte es diesem allein seine Blüte. Zu beiden Seiten des Nilthales streckt sich weites, wüstes Gebiet hin; im Westen das unermeßliche Sandmeer der Sahara, hier auch „Libysche Wüste" genannt, im Osten die sogenannte arabische Wüste, die sich bis an das Rote Meer ausdehnt. An der Mündung ins Mittelmeer teilt sich der Strom in zahllose Arme, die das sogenannte Nil-Delta**) bilden, ein bis zu 270 Kilometer sich verbreiterndes Gelände, dessen Boden von üppigster Ertragfähigkeit ist. In einer Strecke von 1125 Kilometer bewegt sich der Strom von den Stromschnellen***), an denen die Grenze des alten Aegypten lag in sanftem Gefälle dem

*) Herodot, der älteste griechische Geschichtsschreiber, lebte 500—430 v. Chr. Er war zu Halikarnaß in Karien geboren und unternahm weite Reisen, die einen großen Teil seines Lebens ausfüllten und hauptsächlich zu dem Zweck unternommen wurden, durch Selbstanschauung die Verhältnisse anderer Völker kennen zu lernen, um sie in einem großen geschichtlichen Werke der Nachwelt zu überliefern.

**) Der Name Delta ist von der dreieckförmigen Gestalt des griechischen Buchstaben Delta hergeleitet und bezieht sich auf die ebenfalls dreieckähnliche Form solcher verzweigter Flußmündungen.

***) Der Hauptlauf des Stromes wird zwischen der Nilinsel Philae an der Südgrenze des alten Aegypten und dem Vereinigungspunkte des weißen mit dem blauen Nil an sechs verschiedenen Stellen von Stromschnellen oder Katarakten unterbrochen, deren erster nördlich von der genannten Insel liegt.

Meere zu und befruchtet in dieser ganzen Strecke das Thal. Es ist selbstverständlich, daß dieses verhältnismäßig enge Gebiet mit seiner trostlosen Umgebung von Sand und Felsenwüste seinen Besitzern als ein kostbarer Schatz galt, dessen Behütung und Ausnützung sie als ihre wichtigste Lebensaufgabe betrachteten und dessen Besitz ihnen als ein Geschenk von Götterhand erschien. Die natürlichen Vorgänge, die sich hier mit größter Regelmäßigkeit abspielten und deren Unterbrechung für sie gleichbedeutend mit der Vernichtung gewesen wäre, betrachteten sie als den unmittelbaren Ausdruck göttlichen Waltens, und ihre religiösen Vorstellungen gestalteten sich demgemäß zu einem Spiegelbilde dieser Naturvorgänge. Der Ackerbau war natürlich ihre vornehmste Beschäftigung, Grundeigentum und fester Wohnsitz als selbstverständliche Vorbedingungen dieser Kulturrichtung der Schwerpunkt ihres Interessenkreises. Die Notwendigkeit, das Kleinod ihres Landes gegen die Begehrlichkeit der Nachbarvölker zu schützen, die in den angrenzenden Wüstengebieten ein armseliges Nomadenleben führten, bedingte eine feste kriegerische Organisation, die der Entwicklung eines auf Waffengewalt sich stützenden starken Königtums Vorschub leistete. Andererseits begünstigte die aus den Naturverhältnissen hervorgewachsene religiöse Anschauungsweise das Aufkommen eines einflußreichen Priestertumes.

Die Urgeschichte Aegyptens.

Die Urgeschichte der Aegypter verliert sich wie diejenige der meisten Völker in eine sagenhafte Götterlehre und verdankt, wie dies ebenfalls meistens der Fall ist, ihre Entstehung einer viel späteren Zeit. Wie bereits erwähnt, war der Götterglaube der Aegypter so enge mit ihrem Natur- und Kulturleben verknüpft, daß sie auch die älteste Geschichte ihres Landes in unmittelbare Beziehung zu den Göttern brachten und diese als die ersten Könige ihres Reiches bezeichneten. Nach Herodot folgten sich drei Götterdynastien in der Herrschaft über Aegypten; auch Manetho*) berichtet ähnliches, und nach dem in Turin aufbewahrten Königs-Papyrus**) hätte zuerst Ptah, der Feuergott von Memphis (gleichbedeutend mit dem griechischen Hephaestos), nach diesem der Sonnengott Ra von Heliopolis in Unterägypten, dem sein Sohn Schu folgte, regiert. Weiters gelangten der Gotterkreis der Osiris-Mythe, Thot, Anubis und andere Götter zur Herrschaft. Auf diese folgte dann eine Reihe von Halbgöttern, die als Diener des Horus bezeichnet wurden und als Vorläufer der menschlichen Könige gewissermaßen den Uebergang zur geschichtlichen Zeit bildeten.

Das Land scheint ursprünglich kein einheitliches Reich gebildet zu haben, sondern in zwei Staaten geteilt gewesen zu sein, die häufig als Ober- und Unterägypten genannt werden (vergl. die Abbildung der Hieroglyphen auf S. 15); nilaufwärts von Memphis befand sich die Grenze zwischen beiden. Ueberdies zerfiel der Staat in eine Reihe von Fürstentümern, die ihre ursprüngliche Selbständigkeit bei jeder Gelegenheit wieder geltend zu machen suchten. Ueberhaupt war der Sinn für nationale Einheit bei den Aegyptern nicht besonders entwickelt; die einzelnen Gauen, ja sogar größere Städte besaßen ihre eigenen Gottheiten, und diese führten mitunter nicht einmal besondere Namen, sondern wurden kurzweg nach dem Orte benannt, der ihr Hauptheiligtum barg.

---

*) Manetho, Oberpriester zu Heliopolis, lebte im dritten Jahrhundert v. Chr. und schrieb mehrere Werke über Aegypten, von denen besonders eine „Aegyptische Geschichte" in drei Büchern von Bedeutung ist.

**) Papyrus, eine in Afrika und Sizilien wachsende Sumpfpflanze, lieferte das Material zum Papier der Alten. Eine Anzahl von Papyrusstreifen wurden aneinander geleimt und bildeten die sogenannten Papyrusrollen, welche über ein am Ende des ganzen Stückes befestigtes Rundholz gerollt wurden. Schriftstücke auf solchen Papyrusrollen werden kurzweg „Papyrus" genannt und durch Beifügung des Namens ihres Entdeckers oder eines den Inhalt kennzeichnenden Schlagwortes näher bezeichnet daher „Königs-Papyrus" s. v. w. Papyrus, der Aufzeichnungen über Könige enthält.

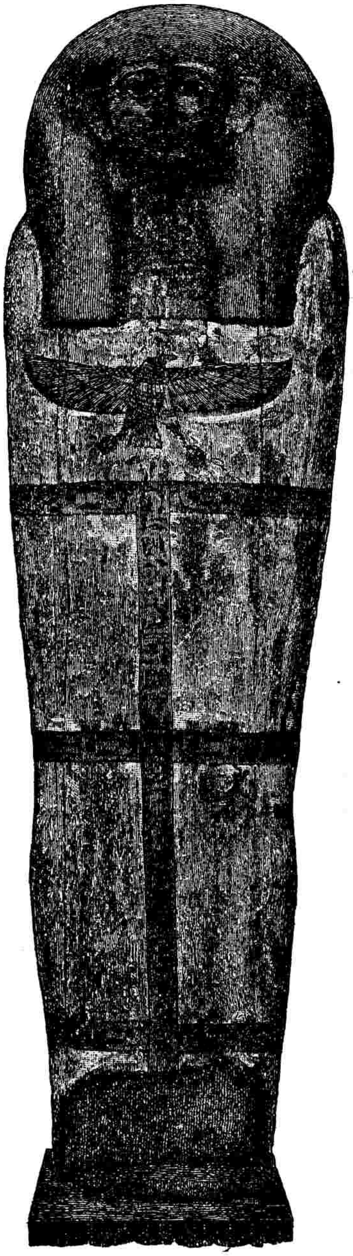
Die Götterlehre der Aegypter.

Wie schon erwähnt, war die Götterlehre der Aegypter ursprünglich keine einheitliche, sondern jeder Landesteil hatte seine besonderen Gottheiten oder kleidete wenigstens den Gedanken, der der betreffenden, als Gottheit verkörperten höheren Macht oder Naturkraft zu Grunde lag, in eine besondere Form. So finden wir beispielsweise die Sonnengottheit zu Memphis als Ptah, zu Theben als Ammon oder Amun mit dem Widderkopfe. In Oberägypten wurde der (in unserer Hieroglypheninschrift genannte) Gott Chnum verehrt, der auf den Denkmälern ebenfalls widderköpfig dargestellt und in späterer Zeit dem Ammon gleichgesetzt wurde. Der bekannteste und wichtigste Göttermythus der Aegypter ist derjenige des Osiris, der seine Entstehung der Priesterschaft von Abydos verdankt und in dem sich die altägyptische Naturanschauung am klarsten wiederspiegelt. Osiris und Isis sind Kinder der Nut (des Raumes) und des Seb (der Erde); diesen beiden stehen Set (Typhon), der Gott der Finsternis und des Bösen, sowie Beschützer der Landesfeinde und der Wüste, mit seiner Schwester und Gattin Nephthys, der Göttin des Schattenreiches, gegenüber. Set, der sich mit 72 Genossen gegen seinen Bruder Osiris verschworen hat, tötet diesen, indem er ihn beredet, sich in eine Lade zu legen, die er dann heimtückisch zuschlägt und in den Nil wirft. Nach drei Tagen findet Isis den Leichnam und verbirgt ihn; Typhon aber bringt ihn in ihrer Abwesenheit wieder an sich und zerstückelt ihn in vierzehn Teile, die er in verschiedenen Gegenden des Landes aussetzt. Indessen hat sich der Schatten des Osiris aus der Unterwelt zu Horus (dem Sohne des Osiris und der Isis) begeben und diesen zum Kampf gegen Typhon vorbereitet. Dieser Kampf findet, den Blicken der Menschen verborgen, an verschiedenen Orten statt und endigt, obgleich Typhon nach jeder erlittenen Niederlage wieder auflebt, mit dem Siege des Horus. In diesem Mythus erscheint Osiris als Verkörperung der Sonne, zugleich aber auch als solche des Nil, während Isis das von diesem befruchtete Land Aegypten darstellt. Typhon ist die Nacht und als Vertreter aller den Menschen feindlichen Naturgewalten zugleich die Dürre, die alljährlich vor der Ueberschwemmung in dem regenlosen Nilthale eintritt. Horus, der zur Zeit der Wintersonnenwende geborene Sprößling des Osiris, stellt den jugendlichen Tag dar, der die Finsternis immer wieder besiegt, und zugleich das neu erwachende Jahr, welches neue Fruchtbarkeit weckt. Der Kampf zwischen ihm und Typhon vollzieht sich unter dem Schleier der Dämmerung, der ihn den Blicken der Menschen verbirgt. Die 72 Verschworenen sind die 72 Tage der Trockenheit, deren Eintritt im Mythus damit begründet wird, daß Osiris, das befruchtende Element des Nils, in Typhons Lade eingeschlossen dem Meere zutreibt, d. h. das Land verläßt. Durch die Zerstückelung des Leichnams des Osiris in vierzehn Teile wird die Teilung des Nils in die vierzehn das Delta durchziehenden Hauptarme versinnbildlicht. Giebt man dem Osiris-Mythus eine vergeistigte Bedeutung, so wird Isis zum physischen, Osiris zum geistigen Leben, jene stellt also den Leib, dieser die Seele, Horus die Unsterblichkeit und Typhon den Tod dar, der aber nicht Vernichtung, sondern nur Verjüngung, d. i. Neuentwicklung zu bewirken vermag.

Neben den in Menschengestalt verkörperten Göttern genossen bei den Aegyptern auch gewisse Tiere infolge ihrer Bewunderung oder Furcht einflößenden Eigenschaften besondere Verehrung, so in einigen Gegenden Ober-Aegyptens die Krokodile, in Unter-Aegypten die Katzen und Ibisse; auch war die Zahl der heiligen Stiere und Widder eine sehr bedeutende. Man wählte ein durch gewisse Eigenschaften besonders ausgezeichnetes Exemplar aus und erwies demselben göttliche Ehren, wie beispielsweise in Memphis dem Apis-Stier*), den man als eine Verkörperung des Osiris, beziehungsweise des Ptah ansah und der nach

*) Der Apis-Stier mußte von schwarzer Farbe sein und an der Stirne einen dreieckigen weißen Fleck tragen; der untere Teil des Halses, sowie Bauch, Beine und Schwanzende waren weiß. Auf dem Nacken trug er als Abzeichen des Sonnengottes die geflügelte Sonnenscheibe oder auch einen Geier mit ausgebreiteten Flügeln. Man stellte ihn auch mit der Sonnenscheibe dar, an der sich vorne eine Schlange emporreckt.

seinem Tode in einer eigenen Gruft, dem sogenannten Serapeum, beigesetzt wurde. Ein anderes dem Sonnengotte als Symbol der Schöpferkraft geheiligtes Tier war der Scarabaeus, der in Stein und gebrannter Erde massenhaft nachgebildet, an der glatten Unterseite mit hieroglyphischen Namen von Göttern oder Königen, oft auch mit kurzen religiösen Inschriften oder heiligen Bildern versehen und als Amulet (Schutzmittel gegen Krankheit, Verwundung oder Bezauberung) getragen, auch als Siegel benutzt wurde. Das als heilig betrachtete Tier hielt man für den sichtbaren Stellvertreter der Gottheit, der es geheiligt war und pflegte diese selbst in unmittelbare Beziehung zu dem betreffenden Tiere dadurch zu bringen, daß man sie zwar in Menschengestalt abbildete, ihr aber zugleich den Kopf des ihr geheiligten Tieres gab. So wußten die ägyptischen Priester ihre Götterlehre auch für die rohsinnliche Anschauungsweise der ungebildeten Volksmassen mundgerecht zu machen. Die lokalen Götter, die heiligen Tiere und die Verkörperung beider in den abenteuerlichen Götzenbildern genügten für das Bedürfnis des Volksglaubens; daneben wurde aber auch der Glaube an überirdische Mächte als Träger der schaffenden, leitenden und erhaltenden Gewalt gepflegt, und wenn im einzelnen die Vorstellungen, die man sich von diesen höheren Mächten bildete, von einander abwichen, so war doch der Glaube an ihr Bestehen ein allgemein verbreiteter und lokalen Unterschieden nicht unterworfen. Insbesondere war mit den Begriffen Sonne, Licht und Himmel die Vorstellung einer höchsten Naturmacht verbunden, und die Verkörperung derselben in einer alle anderen Gottheiten beherrschenden oder in sich einschließenden Sonnengottheit so allgemein, daß sich die ägyptische Religion leicht zum Monotheismus hätte ausgestalten können, wenn nicht die Priesterschaften in den einzelnen Landesteilen eifersüchtig bestrebt gewesen wären, die Würde des von ihnen hochgehaltenen Spezialgottes aufrecht zu erhalten.



Der Deckel eines ägyptischen Totenschreines.

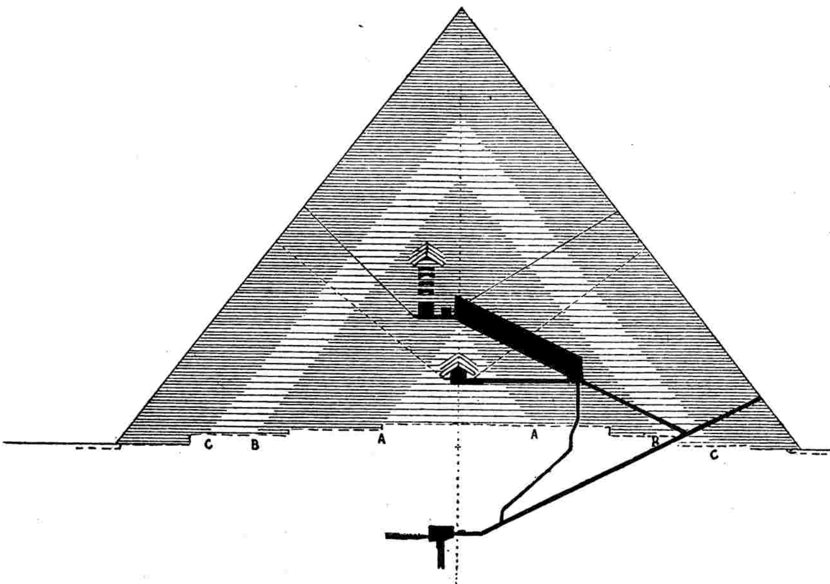
Aus Reymonds „Weltgeschichte".

Derselbe diente der Mumie des Königs Thutmosis II. zur Hülle und ist gegenwärtig im Museum zu Bulak bei Kairo aufgestellt.

Der ägyptische Totenkultus.

Eine besonders hervorragende Rolle im religiösen Leben der alten Aegypter spielte die Sorgfalt, die man den Verstorbenen zuwandte. Einerseits das großartige Bild des starren Todes, das sich den Bewohnern des Nilthales in der unmittelbaren Umgebung ihrer Heimstätte aufthat, die unermeßliche, schweigende, allen Lebens entkleidete Wüste, andererseits der fortwährende Wechsel zwischen dem zeitweiligen Versiegen und dem üppigen Wiederaufblühen reichsten Lebens auf ihrem eigenen Grund und Boden mußte ihnen den Gedanken an die Wiederkehr des erloschenen Lebens, oder, in tieferem Sinne aufgefaßt, an die Fortdauer des-

selben besonders nahe rücken. Die Vorstellung vom Leben nach dem Tode war zwar bei ihnen keine einheitliche; einerseits betrachtete man das Grab als die Wohnstätte der Verstorbenen, andererseits verlegte man diese auf eine besondere Insel, als Aufenthaltsort der Seligen. Auch dachte man sich den Menschen als eine Art Wesensdreiheit, die sich aus Körper, Seele und Schatten („Ka“) zusammensetzt. Die Seele dachte man sich gewöhnlich unter dem Bilde eines Vogels, den Schatten als getreuen Abklatsch des Gesamtwesens. Beide, wie natürlich auch der Körper, waren von Natur vergänglich und konnten nur dadurch erhalten bleiben, daß für ihre Fortdauer genügend gesorgt wurde. Dies geschah nun durch Einbalsamierung des Körpers, sorgfältige Umhüllung desselben mit



Querschnitt der Cheops-Pyramide.

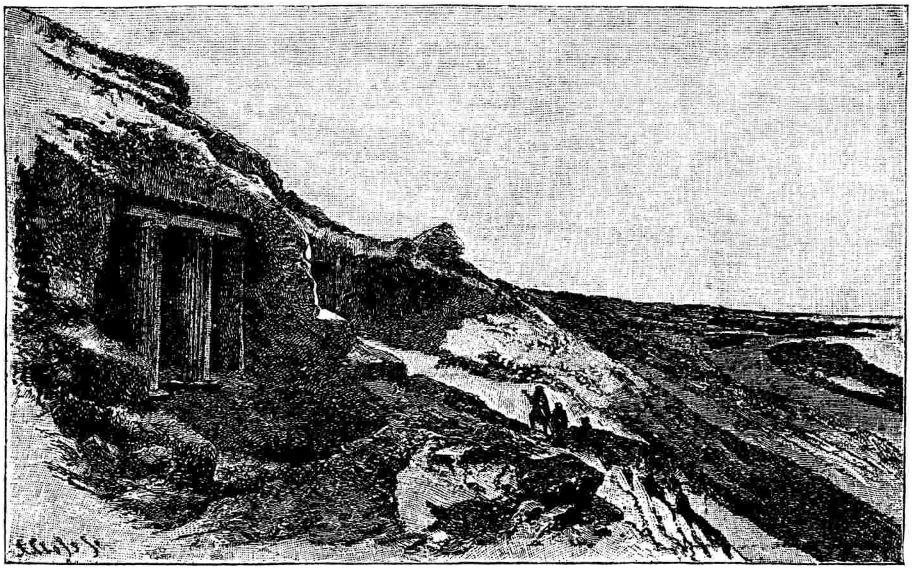
Aus Petrie „The Pyramids and Temples of Gizeh“.

Diese auf quadratischer Grundfläche vierseitig aufgebauten, in eine Spitze auslaufenden Grabmäler der Pharaonen wurden aus Stein oder aus schwarzen Nilziegeln gebaut, im letzteren Falle mit einer steinernen, glatt polierten Bekleidung versehen. Sie wurden schon bei Lebzeiten des Herrschers, für den sie bestimmt waren, errichtet, und zwar so, daß der ursprüngliche Bau nur mäßige Größenverhältnisse zeigte; nach dessen Vollendung ließ der Pharao, der sich in seiner künftigen Grabstätte zugleich selbst ein Denkmal setzte, diesen ersten Bau mit einem Mantel umgeben, wodurch er vergrößert wurde. Glaubte der Pharao nach Vollendung eines solchen Mantels noch Zeit genug zu weiterer Vergrößerung der Pyramide zu haben, so wurde ein zweiter Mantel darüber gelegt u. s. f. Unsere Abbildung läßt die verschiedenen mit A—A, B—B und C—C bezeichneten Bauschichten erkennen. Auf dem Grunde der Pyramiden, ausnahmsweise auch in deren Körper eingemauert, wurden die Grabkammern angebracht, zu denen schmale Eingänge führten. Nach Beisetzung der Leiche wurden diese sowohl als auch die Zugänge zu denselben mit gewaltigen Steinthoren und Blöcken verschlossen und verrammelt und die Eingänge durch Verkleidung unkenntlich gemacht. Die Cheops-Pyramide ist die größte von allen noch vorhandenen und mißt an der Grundlinie 240 m, in der Höhe 161 m. Sie enthält drei Grabkammern übereinander.

langen Binden und Verwahrung in Totenschreinen, deren Deckel das Bildnis des Verstorbenen trug, wie dies aus der Abbildung auf S. 58 ersichtlich ist; ferner durch fortdauernde Gebete für das Weiterleben der Seele und durch Beisetzung von Bildnissen des Verstorbenen, die als Wohnstätte des „Ka“ zu dienen hatten. Zum Unterhalt dieses letzteren wurden Opfergaben dargebracht und Stiftungen gemacht; auch bemalte man die Wände des Grabes mit Lebensmitteln und stellte Figuren von Dienern und Dienerinnen ins Grab, die für die Pflege des Schattens wie bei Lebzeiten sorgen sollten. Zur Abwehr feindlicher Gewalten dienten Amulete und sonstige Zaubermittel, die den Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurden. Die Grabstätten selbst wurden aber für diejenigen, denen ihre Mittel das erlaubten, mit besonderer Sorgfalt hergerichtet. Einen großen Teil unserer

Kenntnis von dem Kulturleben der Aegypter verdanken wir neben den mit Inschriften über und über bedeckten Resten der Tempel den in den Grabstätten der Könige und Vornehmen wohl verwahrten Aufzeichnungen, die zum Gedächtnis, zur Erbauung und zur Empfehlung der Verstorbenen an die Mächte des Jenseits den Toten in ihre Ruhestätte mitgegeben wurden.

Die Gräber der Könige hatten die allgemein bekannte Pyramidenform; diejenigen der Vornehmen wurden gewöhnlich straßenartig um die Grabpyramide des Königs gruppiert. Sie hießen „Mastaba" („Bank") und bestanden aus viereckigen Bauten mit abgeschrägten Seitenflächen von sehr verschiedener Größe, die in der Regel eine Kapelle als Raum zur Niederlegung der Opfer für den „Ka", ferner ein Gemach für das Bildnis des Toten und



Felsengrab von Beni-Hassan.

Aus O. Jaeger's „Weltgeschichte".

Beni Hassan ist ein Dorf in Mittel-Aegypten am östlichen Nilufer. Die dortigen Gräber sind in der Zeit zwischen 2200 und 1900 v. Chr. angelegt worden und bieten in ihren Darstellungen und Inschriften äußerst wertvolle Beiträge zur politischen und Kulturgeschichte der damaligen Zeit.

eine Sargkammer enthielten, die unterirdisch angelegt wurde. Der Eingangsschacht wurde nach Einbringung der Leiche vollständig ausgefüllt und vermauert. In späterer Zeit ließen sich die Vornehmen nicht mehr in unmittelbarer Umgebung des Königsgrabes, sondern an ihrem eigenen Wohnorte zur Ruhe bestatten, und es wurden zu diesem Zwecke meistens Grabkammern in den Felsen gehauen, wie dies durch die obenstehende Abbildung anschaulich gemacht ist. Noch später verzichteten auch die Könige auf die kolossalen Pyramidengräber und verlegten ihre Grüfte in die Bergabhänge am westlichen Nilufer bei Theben. Diese Königsgräber bestanden aus langen Gängen und einer Reihe von Sälen, deren hinterster als Sargkammer diente; an Stelle der Kapelle traten große in der Ebene angelegte Tempel.

Das Staatswesen der Aegypter.

Wie schon erwähnt, tritt uns Aegypten in seinen ältesten Denkmälern und Ueberlieferungen als ein ausgebildeter Kulturstaat gegenüber. Seine Kultur ist derjenigen Mesopotamiens verwandt und stammt wohl aus gleichem Urquell. Das Königtum, gestützt auf einen eigenen Kriegerstand und einen einflußreichen Priesterstand — beide jedoch nicht in jenem strengen Sinne als „Kasten“ aufgefaßt, wie bei den Indern — war im Besitze selbstherrlicher Machtvollkommenheit; die Pharaonen*) waren ausschließliche Besitzer des Bodens, Gesetzgeber, Oberpriester und Regenten in einer Person und genossen göttliche Verehrung. Die Priester hatten die wichtigsten Staatsämter inne und waren zugleich die Träger der Wissenschaften und Künste. Von ersteren waren namentlich Stern- und Heilkunde, von letzteren die Baukunst mit ihren Hilfsmitteln der Bildhauerkunst und Malerei, nicht minder aber auch die Dichtkunst hochentwickelt. Ackerbau und Gärtnerei, Weinbau und Viehzucht standen in hoher Blüte; den Handel besorgten bis zur Zeit Psammetichs die Phöniker, dann erst nahmen ihn die Aegypter selbständig auf und brachten ihn zur Zeit der Ptolemäer zur Blüte. Auch die Schiffahrt machte erst zur Zeit des zweiten Ramses einen nennenswerten Fortschritt. Gewerbefleiß und gewerbliche Kunstfertigkeit zeichneten die Aegypter in hohem Maße aus. Sie hatten auch eine wohl entwickelte Rechtspflege und ein strenges Sittengesetz, das aber nicht hindern konnte, daß, wie in allen selbstherrlichen Staaten, Gewalt vor Recht ging und in der Behandlung des schuldig Befundenen — in Kriegszeiten selbstverständlich auch der Besiegten und Gefangenen — die grausamste Barbarei vorherrschte. Davon geben zahlreiche Abbildungen Zeugnis, die die siegreichen Pharaonen darstellen, wie sie den besiegten Feinden gleich massenweise die Köpfe abschlagen**), die Gefangenen mit verrenkten Gliedmaßen fesseln lassen u. s. w. Der leitende Gedanke des Strafgesetzes war, den Verbrecher zur Erneuerung seiner Missethat unfähig zu machen; deshalb schlug man beispielsweise Falschmünzern beide Hände, den Fälschern von Schriftstücken oder Maßen eine Hand ab, beraubte Verräter der Zunge u. s. w. Daß die Kriegsgefangenen bei der Herstellung der großartigen Tempelbauten und Pharaonengräber in großen Massen zum härtesten Frondienst verwendet wurden, geht ebenfalls aus zahlreichen Bildwerken hervor. Von einem eigentlichen Volkswohlstand konnte bei einem Kulturwesen, das nur auf die Verherrlichung der Götter und Herrscher und auf Prachtentwicklung und Luxus im Dienste der Vornehmen und Begüterten gerichtet war, nicht die Rede sein.

Die Geschichte der alten Aegypter

wird in folgende fünf Abschnitte geteilt: 1) Das alte Reich, welches etwa die Zeit von 3200—2200 v. Chr. umfaßt; 2) das mittlere Reich (2200—1600 v. Chr.); 3) das neue Reich (1600—950 v. Chr.); 4) die Zeit der libyschen, äthiopischen und assyrischen Herrschaft (950—663 v. Chr.), an die sich noch vor dem Eintritt der dauernden Fremdherrschaft 5) eine sogen. Spätzeit (663—331 v. Chr.) anschließt.

Der Priester Manetho hat eine andere Einteilung nach Dynastien (Herrschergeschlechtern) vorgenommen, wonach die Zeitrechnung derägyptischen Geschichte, beginnend mit dem ältesten historischen König Menes und fortlaufend bis zur Zeit Alexanders des Großen auf einunddreißig Herrschergeschlechter verteilt wird. Doch ist diese Einteilung bei der Ungenauigkeit und Unvollständigkeit der Aufzeichnungen des Manetho lückenhaft und nur teilweise mit der oben angegebenen in Einklang zu bringen.

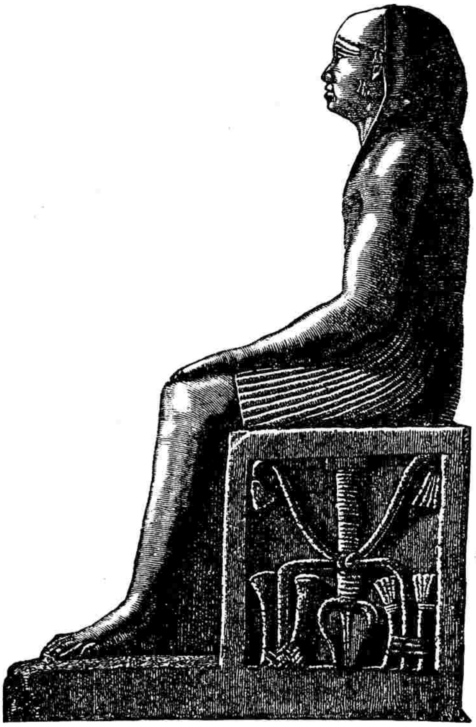
---

*) Das Wort Pharao, hebräisch Par-'o, ägyptisch Per-'o, bedeutet s. v. w. „das große Haus“, nennt also anstatt des Regenten selbst dessen Palast als Sitz der Regierung, ähnlich wie heute noch die Regierung des türkischen Großherrn „Hohe Pforte“ genannt wird.

**) Eine solche Abbildung geben wir in der Darstellung des Königs Scheschonk auf S. 65.

Das alte Reich.

Alle ägyptischen Könige, von deren Dasein wir geschichtliche Kunde haben, führten den Titel der „Vereiniger der beiden Lande" oder auch der „Herren von Ober- und Unterägypten", wobei Oberägypten, d. i. der südliche Teil des Reiches, stets zuerst genannt wird. Aus diesem letzteren Umstande schließt man mit Recht, daß die Vereinigung der beiden Länder, wie sie seit Anbeginn der geschichtlichen Zeit bestanden hat, durch den Beherrscher des südlichen Gebietes bewerkstelligt worden ist. Als ältester Beherrscher des geeinigten Reiches wird Menes oder Mena genannt, der um 3180 v. Chr. regiert hat und Begründer der ersten Reichshauptstadt, Memphis, sowie des dortigen Tempels ihres Hauptgottes Ptah war. Seine Dynastie (I.) hat nach Manetho durch 253 Jahre regiert und wurde von zwei weiteren gefolgt, über die aber keine beglaubigten Nachrichten vorhanden sind.



König Chafra,

Der Erbauer der zweitgrößten von den großen Pyramiden bei Gizeh, am Nil gegenüber Kairo im Gebiete des alten Memphis gelegen. Dieses Standbild ist das älteste von von allen in Aegypten aufgefundenen und wahrscheinlich überhaupt das älteste Herrscherbild der Erde.
(Aus Reymonds „Weltgeschichte".)

Erst mit der IV. Dynastie beginnt ein reiches Kulturleben. Der erste Pharao aus derselben hat die Hirtenvölker der Sinaihalbinsel besiegt und diese der ägyptischen Herrschaft unterworfen. Einer seiner Nachfolger war Cheops (Chufu)*) welcher um 2700 v. Chr. regierte und sich die berühmte große Pyramide bei Gizeh (s. Abb. S. 59) erbauen ließ, das größte Bauwerk der Erde, das etwa 2300000 Steine von je 40 Kubikfuß Inhalt in sich schließt und in seiner ursprünglichen Höhe das Straßburger Münster überragte. Um zur Herstellung dieses Riesenwerkes genügende Arbeitskräfte zu gewinnen, preßte er seine Unterthanen mit großer Härte zum Frondienste und soll sogar die Schließung der Tempel angeordnet haben, um zu verhindern, daß durch den Besuch des Gottesdienstes allzuviel kostbare Zeit verloren gehe. Ein weiterer Herrscher aus dem IV. Pharaonengeschlechte war Chafra, unter dessen Regierung Aegyptens Machtbereich wahrscheinlich schon über die Stromschnellen hinausgegangen war, denn zum Bau seiner Pyramide ist eine bunte Gesteinsart verwendet worden, die nördlich von jenen Stromschnellen nicht vorkommt.

Von den Pharaonen der V. Dynastie weiß man nur wenig, und während der Herrschaft der VI. Dynastie verblich der Glanz von Memphis allmälig, das Reich zersplitterte sich in kleine Fürstentümer, die sich gegenseitig bekämpften, und es wurde eine Neugestaltung desselben notwendig, die von einem thebanischen Fürstengeschlechte durchgeführt wurde. So entstand

*) Cheops ist der griechische, Chufu der ägyptische Name. Neben letzterem wird auch bei anderen Pharaonen die griechische Bezeichnung häufig gebraucht, weil die Geschichtsforschung aus ägyptischen Quellen noch verhältnismäßig neu ist und früher nur die von den griechischen Geschichtsschreibern überkommenen Namen bekannt und gebräuchlich waren.

Das mittlere Reich,

unter welchem Verwaltung, Recht, Kunst und Schrifttum zu neuer Blüte kamen und Aegypten den Gipfel seiner Machtstellung erreichte. Die thebanischen Pharaonen der XI. Dynastie traten im Gegensatz zu dem friedlichen Regimente ihrer Vorgänger als Eroberer auf, bekämpften siegreich die nachbarlichen Wüstenstämme sowie die nubischen Völkerschaften, deren vollständige Unterwerfung unter der Herrschaft der XII. Dynastie (2100—1900 v. Chr.) erfolgte. Unter dieser Dynastie nahm auch die Bauthätigkeit einen überaus großen Aufschwung. Einer der Herrscher dieser Epoche, Amenemha III., führte mittels eines Kanals das überschüssige Nilwasser in ein großes künstlich angelegtes Wasserbecken, den sogenannten Mörissee, und bewirkte dadurch die Urbarmachung eines großen Gebietes im westlichen Nildelta. Unter Usertesen III. wurde das äthiopische Land jenseits der zweiten Stromschnellen erobert und die Südgrenze des Reiches durch zwei Burgen, Semne und Kumme, geschützt. Mit Syrien und Süd-Arabien wurden freundnachbarliche Beziehungen behufs Förderung des Handels angeknüpft. Aber schon unter dem Sohne Amenemha's III., Amenemha IV., der eine Zeit lang Mitregent seines Vaters war, erlosch plötzlich der Glanz der XII. Dynastie und es folgte ihr ein neues Herrschergeschlecht (XIII. Dynastie), unter dessen Regierung innere politische Wirren das Land zerrütteten. Um 1700 v. Chr. benutzte ein wahrscheinlich semitisches Hirtenvolk die Schwäche des ägyptischen Reiches, um sich des fruchtbaren Nilthales zu bemächtigen. Die Hyksos*) (Hirtenkönige) brachen, durch Zuzug aus Syrien verstärkt, von Nordosten her in das Land ein, unterwarfen sich das Delta, wo sie sich in der Festung Auaris im östlichen Delta festsetzten und von da aus Unterägypten nebst der Hauptstadt Memphis eroberten. Oberägypten scheint aber diesen Eindringlingen gegenüber seine Selbständigkeit bewahrt zu haben. Ueberhaupt übte die Hyksos-Herrschaft, wiewohl sie an zwei Jahrhunderte (nicht fünf, wie alte Gischichtsschreiber ausgerechnet haben) gedauert hat, keinen tieferen Einfluß auf die Zustände Aegyptens aus; nach Unterwerfung des Reiches nahmen die Hyksos bald die Kultur der Aegypter selbst an, ließen sogar die alte Verwaltung fortbestehen und beschränkten sich nur auf die Beibehaltung ihrer heimischen Götter, denen zu Ehren allerdings mehr als ein ägyptischer Tempel der Zerstörung anheimgefallen sein mag. Wie sehr diese Hirtenkönige den ägyptischen Verhältnissen sich anzupassen gesucht haben, geht schon daraus hervor, daß einige Sphinxe aus jener Zeit die Züge der Barbarenkönige tragen (vergl. obenstehende Abbildung).



Hyksoskopf.
Sphinxe mit den Porträtköpfen der Barbarenkönige, von ägyptischen Künstlern angefertigt, erhalten zu Tanis.
Aus O. Jägers „Weltgeschichte".

Während Unterägypten den Eindringlingen gegenüber auf den passiven Widerstand sich beschränkte und das Joch der verhaßten Fremdherrschaft mit verbissenem Ingrimm trug, raffte sich Oberägypten unter der Führung des in Theben residierenden Pharaonengeschlechtes der XVIII. Dynastie zum nationalen Befreiungskriege auf, der aber erst nach langwierigen Kämpfen unter Amosis um 1600 v. Chr. mit der Einnahme der Hyksos-Burg Auaris zum Ziele führte. Das alte Reich wurde in ganz Aegypten wieder hergestellt, und es begann ein neuer glorreicher Abschnitt in dessen Geschichte, der als

*) „Schasu" nannten die Aegypter dieses Volk; „Hakschasu" s. v. w. Fürsten der Schasu, woraus die Benennung Hyksos gebildet wurde

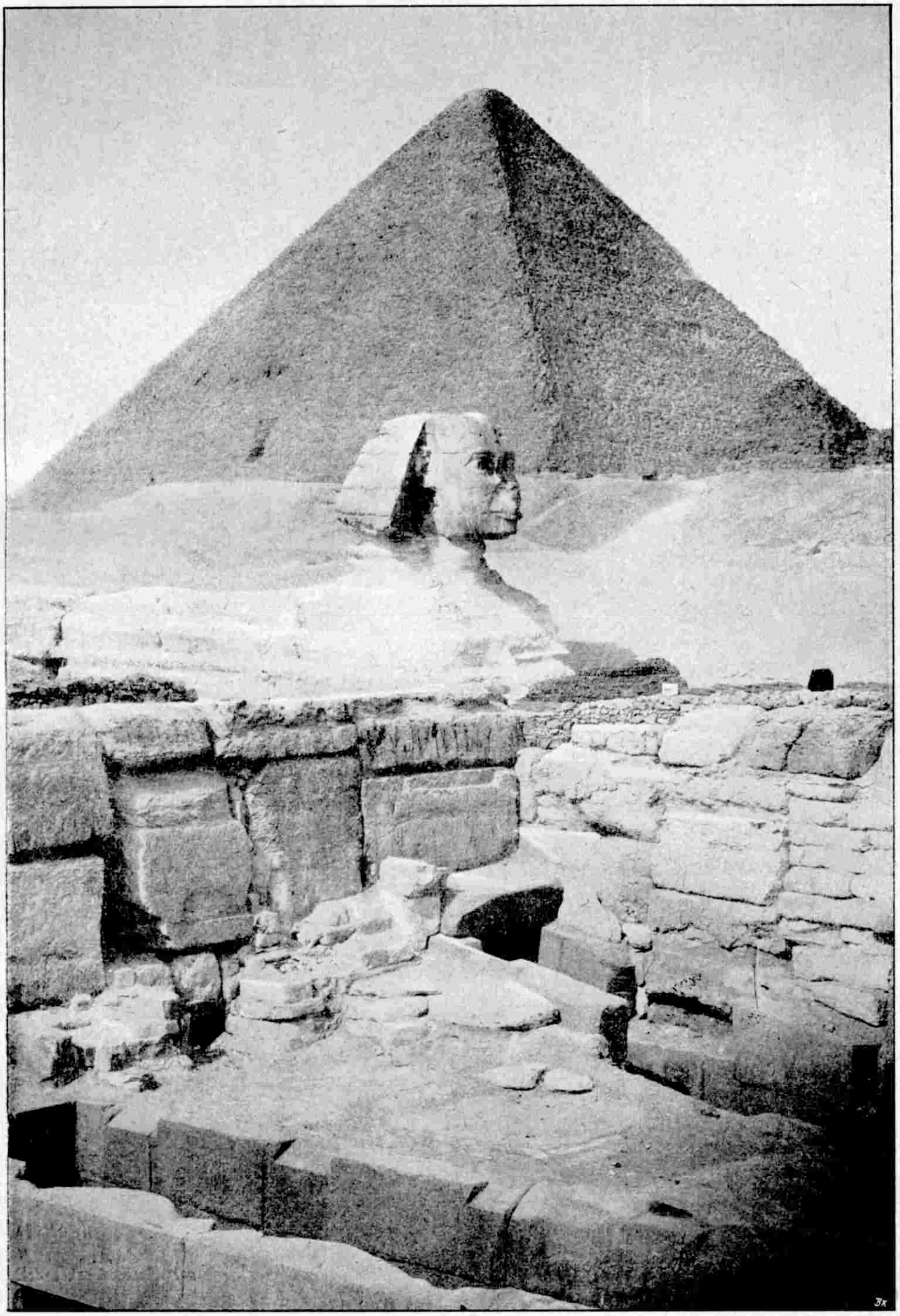
Das neue Reich

bezeichnet wird. Theben blieb von da an unter der Herrschaft der XVIII.—XXI. Dynastie der Mittelpunkt des Reiches, das unter den Pharaonen Thutmosis III. und Amenophis III. seine Macht über die angrenzenden Länder Asiens ausbreitete, viele Völker Syriens, Palästina's und Mesopotaniens tributpflichtig machte und im Süden die Reichsgrenze noch weiter ins äthiopische Gebiet hinausrückte. Sogar das mächtige Assyrien und Babylonien wird neben Cypern und Cilicien unter den Staaten genannt, die zur Zeit Thutmosis III. (1503—1449 v. Chr.) um die Freundschaft Aegyptens warben und Geschenke dahin sandten. Besonders nahe Beziehungen bestanden unter dem Sohne des Vorgenannten, Amenophis III. und dessen Sohn Amenophis IV.*) zwischen Aegypten und Naharina (Naharain), dem „Stromland" zu beiden Seiten des Euphrat, oberhalb Mesopotamiens; beide hatten Prinzessinnen von Naharina zu Gemahlinnen. Amenophis IV. verursachte jedoch durch den Versuch, den Aegyptern unter Abschaffung ihrer zahllosen Lokalgötter mit Gewalt einen einheitlichen Sonnenkultus aufzudrängen, innere Wirren, die nach außen den Verlust Syriens zur Folge hatten und denen bald das Ende der XVIII. Dynastie folgte. Die Ramessiden (sogenannt nach Ramses I., dem ersten Pharao dieser neuen, XIX. Dynastie, welche von 1400—1270 v. Chr. über Aegypten herrschte) gingen nach Wiederherstellung der Ruhe im Innern an die Wiedergewinnung der Besitzungen Aegyptens in Asien, stießen jedoch hier auf den Widerstand eines Volkes, der Cheta oder Hethiter, die in der Zeit der Herrschaft der XVIII. Dynastie zu bedeutender Machtstellung sich emporgeschwungen hatten. Dieses syrische Volk stand im 14. Jahrhundert v. Chr. an der Spitze eines syrischen Völkerbundes; es hatte sich in den Besitz Naharinas gesetzt und trat nun auch feindlich gegen Aegypten auf. Ramses I., der nur kurze Zeit regiert hat, suchte sich mit Cheta auf friedlichen Vertragsfuß zu stellen; sein Nachfolger Setos I. nahm jedoch den offenen Kampf gegen die Hethiter auf und soll sie nach den ruhmredigen Inschriften, die sich hierauf beziehen, besiegt haben. Doch mußte sein Sohn Ramses II.**) neuerdings gegen die Cheta zu Felde ziehen, und erst diesem gelang es, im einundzwanzigsten Jahre seiner Regierung, ein dauerndes Friedensverhältnis mit den Hethitern herzustellen und einen Vertrag mit ihnen zu schließen, durch welchen Aegypten im Besitze des südlichen Palästina blieb, wogegen der Norden den Hethitern zufiel. Ramses II. regierte nun noch weitere 46 Jahre; er vermählte sich mit einer hethitischen Königstochter und benutzte die nun eingetretene lange Friedenszeit zur Entfaltung einer ungeheuren Bauthätigkeit, der Aegypten wohl die Hälfte aller in ihren Ueberresten noch vorhandenen Bauwerke verdankte. Hauptresidenz wurde das im östlichen Nildelta gelegene Tanis, von wo aus die engen Beziehungen Aegyptens zu Syrien am bequemsten unterhalten werden konnten. Auch legte Ramses II. hier neue

---

*) Amenophis IV. soll, wie Lauth in seiner Geschichte Aegyptens vermutungsweise schreibt, während eines Feldzuges in Aethiopien in Kriegsgefangenschaft geraten und entmannt worden sein, aus diesem Grunde seinen vom Gotte der Zeugungskraft, Amon, hergeleiteten Namen abgelegt und dafür den Namen Chuenaten, d. i. s. v. w. „Abglanz der Sonnenscheibe", angenommen haben; den Gott Amon verfolgte er darum auch mit besonderem Hasse. Nach seinem vielleicht gewaltsamen Tode wurde von seinen Nachfolgern der Dienst des Amon und der übrigen alten Götter sofort wieder eingeführt.

**) Die Titelvignette zu diesem Abschnitt zeigt eine Nachbildung des Wandgemäldes im Tempel Ramses II. zu Theben, welches den Sieg dieses Königs über die Cheta (Hethiter) und die Erstürmung der Festung Dapur auf dem Berge Tabor in Galiläa zur Anschauung bringt. An dem Angriffe beteiligten sich sechs Söhne des Pharao, die auf dem Original an ihrer braunen Hautfarbe und der zur Seite des Kopfes herabhängenden prinzlichen Haarlocke deutlich zu erkennen sind, auf unserer sehr verkleinerten Nachbildung aber schwerer aufzufinden sind. Zwei derselben stehen auf dem unteren Bildrande dicht hinter einander, der eine senkrecht unter den Vorderhufen der Rosse am königlichen Streitwagen, der andere vor ihm, eben im Begriffe, einen Hethiter, den er am Schopfe festhält, zu töten. Die andern vier bilden die unterste Reihe der die Festung erstürmenden Krieger; jeder von ihnen steht in einem besonderen Thorbogen. Das aus Stein gemeißelte Pharaonenhaupt rechts von diesem Wandgemälde ist dasjenige Ramses II. nach einem Kolossalbilde am Tempel zu Abu-Simbul.



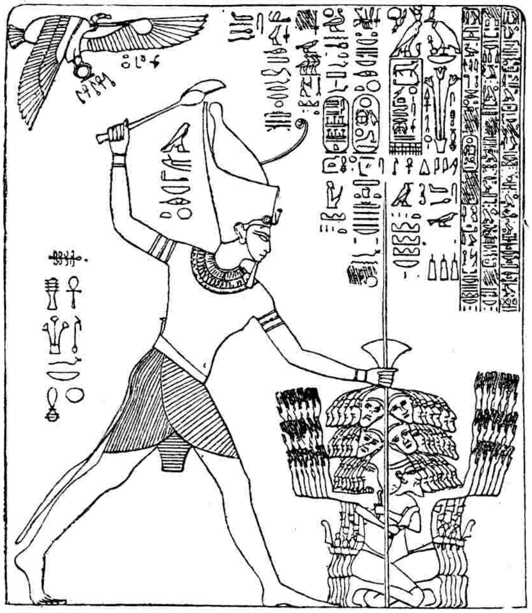
Die Pyramide des Cheops mit der Sphinx und den Tempelüberresten.

(Photographie nach der Natur.)

Städte und feste Plätze an, unter letzteren das nach ihm benannte Ramses, an dessen Bau die Hebräer*) Frondienste leisten mußten. Ramses II. hat auch für die Förderung der Schiffahrt, die bis dahin noch wenig entwickelt war, viel gethan; sein Plan, den Nil mit dem roten Meere durch einen Kanal zu verbinden, wurde erst viel später unter persischer und makedonisch-griechischer Herrschaft (unter den Ptolemäern) zur Vollendung gebracht. Der Sohn und Nachfolger Ramses II., Menephta I., vermochte das Reich seines Vaters noch zusammenzuhalten und den Einfall libyscher Stämme und deren kleinasiatischer Bundesgenossen in das westliche Delta siegreich abzuwehren. Nach dessen Tode traten aber infolge von Thronstreitigkeiten langjährige innere Wirren ein, die erst mit dem Sturze der XIX. Dynastie endigten. Die nun folgende XX. Dynastie (1270—1150), deren erster Pharao Ramses III. (Rampsinit) mit Erfolg die erneuerten Angriffe libyscher und kleinasiatischer Barbarenvölker abwehrte, that sich durch gottesdienstlichen Eifer sehr hervor, geriet aber infolgedessen in eine verhängnisvolle Abhängigkeit von der Priesterschaft und fand schließlich das Ende ihrer Herrlichkeit dadurch, daß die Hohenpriester von Theben sich selbst die pharaonische Doppelkrone aneigneten. Der Oberpriester Hrihor, der diesen entscheidenden Schritt that, führte nacheinander die Titel „Leiter aller königlichen Bauten", „Erster in Ober- und Unterägypten", „Prinz von Kusch", „Oberbefehlshaber des Heeres", „Vorsteher der beiden Lande", „Großbevollmächtigter des ganzen Reiches" — eine recht lehrreiche Liste, die zugleich als Anweisung dienen kann, wie man König wird. Gleichzeitig mit diesem ersten Priesterkönige erstand in Tanis ein neues fremdländisches Herrschergeschlecht, das der XXI. Dynastie (1150—950 v. Chr.), als welche die Priesterpharaonen bezeichnet werden, ihr Ende bereitete. Die Zeit dieser Fremdherrschaft bezeichnet man als

Die Epoche der libyschen Herrschaft.

Die Begründer des Fürstengeschlechtes, das sich in solcher Weise in den Besitz der Herrschaft über Aegypten gesetzt hatte und das als XXII. Dynastie bezeichnet wird, waren als Führer von Söldnern ins Land gekommen, hatten sich im östlichen Delta festgesetzt, die Stadt Bubastis zu ihrer Residenz gemacht und waren dann bald zu unbeschränkter Macht gelangt. Von den Pharaonen dieser Dynastie ist besonders Scheschonk I. (auch Sesak, in der Bibel Sisak genannt) zu nennen. Er unternahm zur Rückgewinnung Syriens mehrere Beutezüge nach diesem Lande, fiel zur Zeit des Königs Rehabeam



Scheschonk I. (Sesak),

mit einem Streiche die Gefangenen köpfend.
Nach Lepsius „Wandgemälde des Berliner Museums" aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

*) Hebräische Einwanderung — nach der biblischen Geschichte diejenige der Familie Jakobs, die durch Joseph, den Günstling des Königs, dahin berufen worden sein soll, hatte schon zur Zeit Sethos I. stattgefunden. Es scheint seither eine beträchtliche Vermehrung der Fremdlinge eingetreten zu sein, so daß diese ihren Schutzherren überlästig geworden und darum einem je länger je mehr sich steigernden Drucke unterworfen worden sein mögen, bis schließlich die Eingewanderten den Kriegsgefangenen gleichgehalten und als Sklaven und Fronarbeiter benutzt wurden.

von Juda in Palästina ein, eroberte Jerusalem und plünderte den Salomonischen Tempel. Seine Nachfolger vermochten jedoch nicht die Zersetzung des Reiches aufzuhalten, die namentlich im Norden zur Bildung vieler kleiner Fürstentümer führte. Im Jahre 728 v. Chr. fiel Aegypten unter

Aethiopische Herrschaft.

Schon früher hatten sich die Aethiopier eines Teiles des südlichen Aegyptens bemächtigt; jetzt machte sich ihr Führer Sabako zum Herrn des ganzen Reiches und wurde Begründer der XXV. Dynastie (728—671 v. Chr.), die hauptsächlich gegen das Vordringen der Assyrier anzukämpfen hatte, ohne jedoch dasselbe aufhalten zu können, nachdem diese in Syrien erobernd vorgedrungen waren, brachen sie unter Assarhaddon 671 v. Chr. in Aegypten ein und bemächtigten sich des Nilthales bis nach Theben hinauf. Der äthiopische König Tirhaka floh in sein Stammland zurück, wo er das Reich Meroë*) gegründet haben soll, und die kleinen Fürstentümer in Unterägypten wurden zur leichten Beute der Eroberer. So wurde

Aegypten assyrische Provinz.

Aber schon 662 v. Chr. gelang es einem dieser Fürsten, Psammetich von Sais im westlichen Delta, mit Hilfe des Königs Gyges von Lydien die zu jener Zeit in Asien in Krieg verwickelten Assyrer wieder aus dem Lande zu treiben, die Dodekarchie („Zwölfherrschaft", so genannt, weil Unterägypten nach griechischer Ueberlieferung zu jener Zeit in zwölf Fürstentümer zersplittert war), wieder unter einen Hut zu bringen und so die Einheit des Reiches aufs neue herzustellen. Psammetich regierte von 663—610 v. Chr. und war Begründer der XXVI. Dynastie, deren Herrschaft dem alten Aegypten eine letzte kurze Blütezeit brachte. Den Griechen, deren Hilfe Psammetich die Befreiung des Reiches zu verdanken hatte, ward von nun an weitgehende Gastfreundschaft gewährt, und ihnen war vornehmlich die Belebung des Handels und die Hebung des Wohlstandes zu verdanken, die jetzt in Aegypten eintrat. Allein diese Zeit der Nachblüte währte nur kurz, denn inzwischen hatte sich in Asien eine neue, die persische Großmacht entwickelt, und 525 v. Chr. eroberte Kambyses Aegypten, das von da an nur noch vorübergehend seine Selbständigkeit durch erfolgreiche Aufstände für kurze Zeitabschnitte wieder zu gewinnen vermochte.

Aegypten unter der Fremdherrschaft.

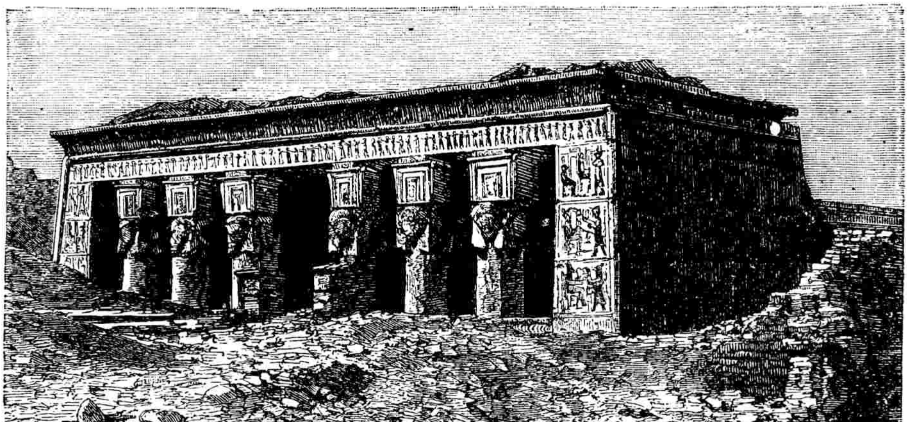
Bis zum Jahre 332 v. Chr. war Aegypten, von den obenangedeuteten Unterbrechungen abgesehen, persische Provinz. Im genannten Jahre ward es dem Weltreiche Alexanders des Großen einverleibt. Ptolemäus Lagi, der nach Alexanders Tod die Statthalterschaft daselbst angetreten hatte, nahm im Jahre 305 v. Chr. den Königstitel an und wurde Begründer der Ptolemäischen Dynastie, die in den nun folgenden drei Jahrhunderten bis zum Jahre 30 v. Chr. das um Palästina vermehrte ägyptische Reich — jetzt Reich der Ptolemäer genannt — beherrschte. Dank seiner äußerst günstigen Lage am Mittelmeer,

*) Meroë, ein altäthiopisches Reich, das sich von der großen Nilkrümmung in Nubien bis an die abessinischen Berge und Sennar erstreckt hat und von dessen Hauptstadt gleichen Namens jetzt noch die Ueberreste von Tempeln und zwei Pyramidengruppen vorhanden sind. Die Ansicht, daß von hier die ägyptische Kultur ausgegangen sei, hat sich als irrtümlich erwiesen; vielmehr ist das Umgekehrte der Fall. Meroë war ein mächtiger Priesterstaat mit einem vom Priesterkollegium aus dessen Mitte gewählten Könige, im Besitz eines bedeutenden Heeres und zugleich einer der wichtigsten Handelsstaaten der alten Welt. Die große und reiche Hauptstadt desselben lag schon zu Neros Zeit in Trümmern.

wurde dieses Reich nun eines der hervorragendsten Handels-Emporien des Altertums und seine Hauptstadt **Alexandria** am Endpunkte des westlichen Nildeltas der Mittelpunkt hellenistischen Geisteslebens. Dagegen war mit der Ptolemäerherrschaft das Ende der nationalen Kultur Aegyptens herangekommen; der griechische Geist eignete sich mit jugendlicher Thatkraft und Geschmeidigkeit die seit Jahrtausenden aufgespeicherten Kulturschätze des alten Aegypten an und gestaltete diese nach seinem Sinne um. Die prächtigen Tempel, die in der Ptolemäerzeit und auch noch lange nach derselben unter dem nachwirkenden Einflusse Ptolemäischen Geistes auf dem Boden des alten Nillandes entstanden und von denen wir einen der schönsten, den **Hathortempel zu Dendrah**, unten im Bilde wiedergeben, behielten zwar noch die alten Formen bei, aber der fremdländische Geschmack gewann immer mehr das Uebergewicht. Mit dem zu jener Zeit durch asiatischen Einfluß bereits in den Wurzeln verderbten griechischen Kulturwesen griff auch in Aegypten eine tiefe Sittenverderbnis immer mehr um sich und erreichte im Hofleben ihre höchste Steigerung. Das war mit eine der Ursachen des Verfalles des Ptolemäerreiches, das unter der berüchtigten **Kleopatra** nach der Schlacht bei **Actium** (30. v. Chr.) seinen endgiltigen Untergang fand und als Provinz dem Römerreiche einverleibt wurde. Damit schließt die selbständige Geschichte des ältesten Kulturreiches ab

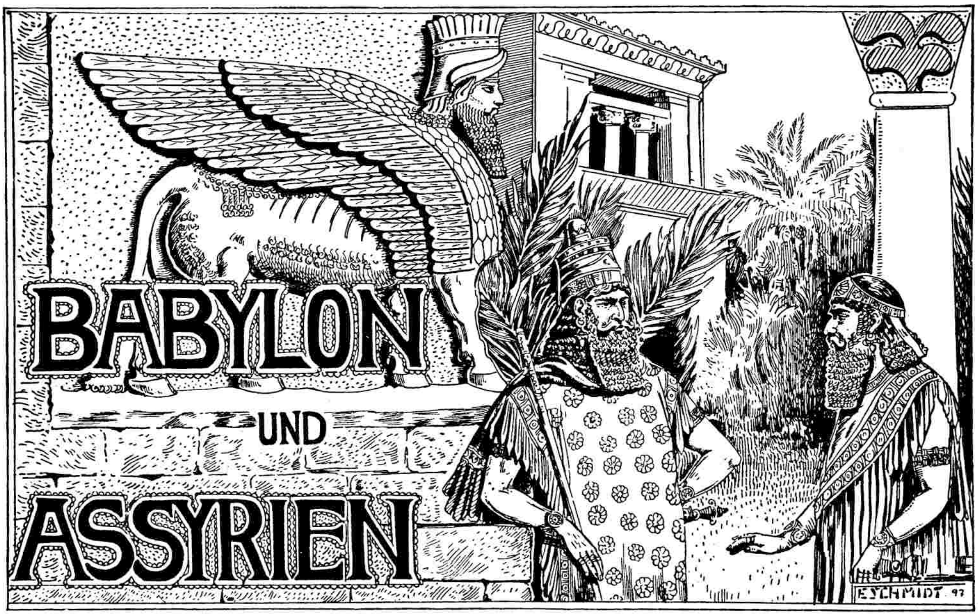


Münzporträt Ptolemäos I. Lagi
(d. h. Sohn des Lagus).
Nach Visconti, aus Hertzberg „Geschichte der Griechen im Altertum“.



Der Hathor-Tempel zu Dendrah.
Aus Reymonds „Weltgeschichte“.

Der jetzt verlassene Ort, in Oberägypten, nördlich von Theben am linken Nilufer gelegen, hat seinen Namen von der alten Stadt Tentyra, deren Ruinen auf einer Bergebene am Rande der Wüste liegen. Der Tempel, welcher der Hathor, der Göttin der Unterwelt, geweiht ist, wurde erst in der römischen Kaiserzeit genau nach den vorhandenen Grundrissen einer älteren Anlage und im ägyptischen Stile erbaut und wahrscheinlich unter Nero vollendet.



Babylonien.

Von den semitischen Kulturvölkern Vorderasiens haben die Babylonier die ältesten geschichtlichen Aufzeichnungen hinterlassen. Bis in unser Jahrhundert war man in Bezug auf die Geschichte dieses Volkes auf die Mitteilungen des Babyloniers Berosus angewiesen, der um 250 v. Chr. geschichtliche Aufzeichnungen über Chaldäa*) geschrieben hat, von denen aber leider zum allergrößten Teile nur Sagenhaftes erhalten geblieben ist. Auch dasjenige, was Herodot und die Bruchstücke untergegangener Schriften, namentlich jener des Ktesias aus dem 4. Jahrh. v. Chr., über diese Reiche zu melden wissen, ist nur Stückwerk und enthält soviel Widersprechendes, daß das Dunkel, das bezüglich derselben bis in die jüngste Zeit geherrscht hat, dadurch eher vermehrt als aufgehellt werden konnte. Erst durch die Forschungen der Engländer Layard und Rawlinson, des Deutschen Oppert, des Italieners Botta, des Franzosen Place u. a., die auf deren Anregung in großartigem Maßstabe vorgenommenen Ausgrabungen und die Entzifferung der Keilschrift sind wir in den Besitz eines reichhaltigen Materials an Ueberlieferungen in Bild und Wort gelangt, das uns einen tieferen Einblick in die Geschichte der genannten Länder gewährt.

Was Berosus von 432000jährigen und 30109jährigen Regierungsperioden von Herrschern chaldäischen und sipparischen Geschlechtes, vom König Xisuthros, der gar 64800 Jahre lang regiert haben und unter dessen Herrschaft eine Sintflut eingetreten sein soll, die ihn nach Armenien verschwemmte, von ferneren Dynastien langlebiger Herrscher und von sonstigen Märchen zu erzählen weiß, gehört selbstverständlich ebensowohl in das Reich der Fabel, wie die Erzählung vom göttlichen Fischmenschen Oan, der den Babyloniern Sprache, Schrift und alle sonstigen Kultursegnungen fix und fertig vom Meeresgrunde herauf

*) Der Name Chaldäa wird sowohl in der Bibel wie auch von den griechischen Schriftstellern gewöhnlich für das ganze südliche Mesopotamien, zuweilen aber auch nur für das Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris gebraucht. Später wurde aber auch Babylonien kurzweg als Chaldäa bezeichnet, wie überhaupt der mit dem Namen „Chaldäer" verbundene Begriff ein sehr schwankender ist und diese Bezeichnung auch vielfach für Sterndeuter und Wahrsager gebraucht wurde.

gebracht und ihnen sodann den Chaldäer Aloros als ihren ersten König persönlich vorgestellt haben soll. Schon etwas glaubhafter erscheinen andere Angaben desselben Geschichtsschreibers, der als Priester des Bel zu Babylon seines Amtes waltete; diesen zufolge wäre das Reich wiederholt unter Fremdherrschaft gefallen, und zwar hätte dort eine Medische Dynastie, aus acht Herrschern bestehend, durch 234 Jahre, eine weitere mit elf Königen 248 Jahre und eine dritte Chaldäische mit 49 Königen 458 Jahre lang geherrscht.

Soviel sich geschichtlich erkennen läßt, schreibt sich die Entstehung der babylonischen Kultur von einem Volke her, das nicht dem semitischen, sondern einem turanischen Stamme entsprossen ist (vergl. S. 44). Dieses Volk bewohnte das Land Sumer oder Schumir und das nördlich davon gelegene Akkad; seine Könige nannten sich „Könige von Sumir und Akka", und diesen Titel führten in späterer Zeit auch noch die assyrischen Könige. Die von Priesterfürsten regierten Sumerier wurden von den aus Südosten eingebrochenen Elamitern unterworfen; diese, ein ackerbautreibendes, dabei aber sehr kriegerisches Volk, bewohnten ursprünglich die Landschaft Elam, die sich am östlichen Ufer des Tigris bis an den persischen Meerbusen erstreckte; sie waren im Altertum als Bogenschützen berühmt, besaßen schon um 2500 v. Chr. ein geordnetes Staatswesen und behaupteten sich etwa von 2300 bis 2000 v. Chr. in der Herrschaft über Babylonien und Mesopotamien bis nach Syrien hinauf. Hauptstädte des Babylonischen Reiches waren in jener Zeit Sippara, Erech und Nipur; Babylon wurde erst später dazu gemacht. Als erster König wird Sargon I. genannt.

Auf die Herrschaft der Elamiten folgte in Babylonien diejenige der Chaldäer, eines aus dem Berglande im Norden von Mesopotamien eingedrungenen semitischen Volkes, das nach Unterwerfung der früheren Bevölkerung dort ein Reich gründete, welches zur Hauptmacht Vorderasiens sich emporhob. Die Elamiten wußten aber die Selbständigkeit ihres Heimatlandes bis ins 7. Jahrh. v. Chr. gegen die nachbarliche Großmacht, an deren Stelle später Assyrien trat, zu behaupten und wurden erst 658 v. Chr. von Assurbanipal V. nach Eroberung ihrer Hauptstadt Susa*) unterworfen und zu Unterthanen seines Reiches gemacht.

Assyrien.

Als Begründer des assyrischen Reiches wird in der Bibel der gewaltige Jäger Nimrod genannt, ein Sohn des Kusch, mit dessen Namen von den Aegyptern Land und Leute in Aethiopien bezeichnet wurden, und Enkel des Ham, des angeblichen Stammvaters aller hamitischen Völkerschaften. Bei Ktesias werden Ninus und Semiramis als die Begründer des Reiches bezeichnet und die Gründungsgeschichte derselben in derb-abenteuerlicher Weise ausgeschmückt. Sicher scheint nur soviel zu sein, daß Assyrien seine Kultur von Babylonien erhalten und sich im gleichen Schritte mit den nordbabylonischen Landschaften weiter entwickelt hat. Die Bevölkerung Assyriens war an Sprache und Stammeszugehörigkeit derjenigen Babylons gleich und die Geschichte beider Länder war aufs innigste verknüpft. Noch vor dem Jahre 1500 v. Chr. trennte sich Assyrien vom Mutterlande los und es entspann sich ein langwieriger Kampf zwischen den beiden Staaten, der durch Jahrhunderte fortdauerte, in welchem jedoch Assyrien seine Unabhängigkeit zu wahren vermochte.

Der älteste Sitz der assyrischen Könige war Assur am rechten Ufer des Tigris, später Ninive und noch vor 1300 v. Chr. kam eine dritte Residenzstadt dazu, die von Salmanassar I. erbaut und Nimrud oder Chalah genannt wurde. Während so der

*) Susa, die Hauptstadt der Landschaft Susiana, deren semitischer Name Elam ist, gewöhnlich aber nur für den oberen Teil der Landschaft gebraucht wird. Susa kam aber erst unter den Perserkönigen zu höherer Bedeutung.

Glanz des Reiches im Innern sich mehrte, ward Assyrien zur erobernden Macht auch nach außen und gewann unter Tiglath-Pilesar I. (1130—1110 v. Chr.) das südliche Armenien, von wo seine Heere bis an die Küste Syriens, ja vielleicht sogar bis an diejenige des Schwarzen Meeres vordrangen. Auch gegen die Hethiter, deren schon in der Geschichte Aegyptens gedacht worden ist, und deren Reich nach assyrischen Berichten um diese Zeit in viele kleinere Einzelstaaten zerfallen war, wandte sich die Eroberungslust der Assyrer; doch gelang es ihnen erst gegen Ende des 8. Jahrh. v. Chr., Cheta gänzlich zu unterjochen. Sardanapal I. (883—859 v. Chr.) machte die Phöniker tributpflichtig; unter Samsi-Bin II. (823—810 v. Chr.) und Bin-Nirar III. (810—781 v. Chr.) wurden die Angriffe gegen die westlichen Nachbarländer neuerdings aufgenommen; Damaskus, Israel, Edom und das Philisterland werden in einer der auf den letztgenannten König bezüglichen Inschriften als Besiegte aufgeführt, ebenso die östlichen Nachbarländer Medien und Persien. Der vierte Nachfolger Bin-Nirars, Tiglath-Pilesar II. (745—727 v. Chr.) unternahm mehrere Feldzüge gegen Syrien, ließ den König Rezin von Damaskus hinrichten und zwang den Israeliten einen König seiner Wahl, Hosea, auf. Assyrien war jetzt zur Vormacht in den vorderasiatischen Ländern geworden, und sein Reich erstreckte sich über Syrien hinaus bis an die Grenze Aegyptens. Nach dem Tode Tiglath-Pilesars trat der von ihm eingesetzte Hosea in ein geheimes Bündnis mit dem Aethiopier Sabako, der, wie wir bereits wissen, um diese Zeit der Herrschaft über Aegypten sich bemächtigt hatte, veranlaßte diesen, ein Heer gegen die Assyrer zu rüsten und verweigerte letzteren den Tribut. Allein schon unter Tiglaths zweitem Nachfolger Sargon II. (722—705 v. Chr.) wurde dieser Treubruch gerächt, Samaria, die vom israelitischen Könige Omru 850 v. Chr. erbaute starke Bergfestung und Hauptstadt des nördlichen Reichsteiles, erobert, nachdem sie durch drei Jahre der Belagerung unter Sargons Vorgänger Salmanassar IV. (727—722 v. Chr.) den hartnäckigsten Widerstand geleistet hatte.



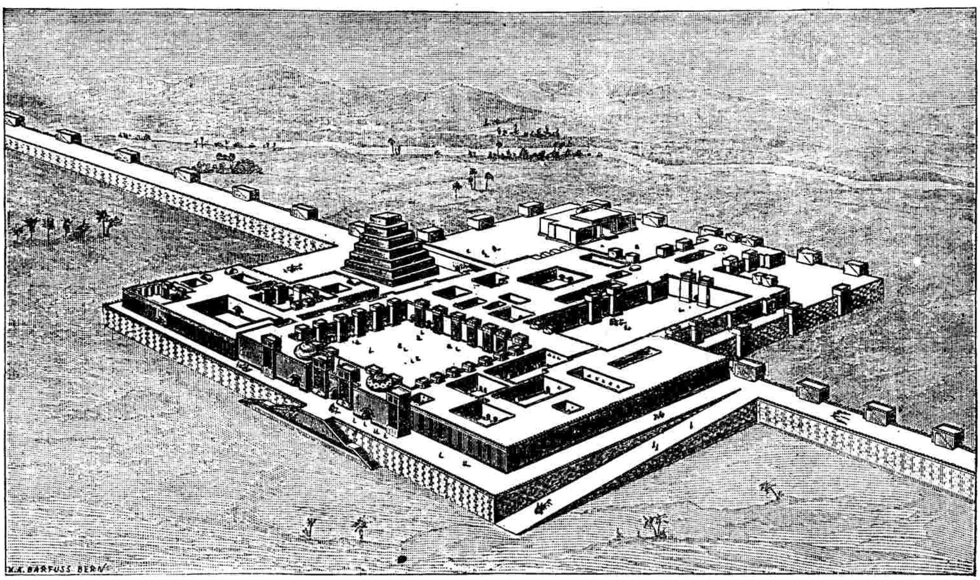
Der assyrische König Sargon II.
Relief aus Khorsabad (nach Botta).
Aus Kaulens „Assyrien und Babylonien".

Sargon unterwarf Israel nun vollständig und führte über 27000 Häupter des auserwählten Volkes in die Gefangenschaft. Jetzt erst rückten die Aegypter heran, um ihren Verbündeten Hilfe zu bringen; sie wurden aber bei Raphia (südl. v. Jerusalem) geschlagen, worauf die Assyrer in die Halbinsel des Sinai und in Arabien vordrangen, dieses letztere tributpflichtig machten und auch Aegypten zur Tributleistung zwangen. Zur Verherrlichung seiner Regierung erbaute Sargon zwei Meilen oberhalb Ninive eine neue Residenz, die Festung Dur-Sargon, deren Ueberreste 1843 von Botta aufgedeckt worden sind und die ersten Bausteine der assyrologischen Wissenschaft bildeten. (Die nachstehende Abbildung (S. 71) zeigt das an diesem festen Platze erbaute Königsschloß in einer von Place nach den vorgefundenen Trümmern und Baumaßen mit großer Sorgfalt hergestellten Rekonstruktion.)

Sargon starb eines gewaltsamen Todes; ihm folgte sein Sohn Sanherib, unter dessen Regierung (705—681 v. Chr.) Syrien, welchem die Aegypter unter Tirhaka

neuerdings zu Hilfe geeilt waren, für Assyrien wieder verloren ging. Der König Iskia von Juda, der die Aegypter herbeigerufen hatte, wurde von Sanherib in seiner Hauptstadt eingeschlossen, aber von Tirhaka entsetzt, wonach Sanherib, der 701 bei Altaku (Elthekeh) eine empfindliche Niederlage erlitten hatte, Syrien aufgeben mußte, immerhin aber die Genugthuung hatte, einige tausend Juden mit in die Gefangenschaft zu schleppen.

Sanherib hatte ebenso wie schon sein Vater unaufhörlich mit der gewaltsamen Niederhaltung der Babylonier zu thun, die das großmächtliche Treiben des Nachbarreiches natürlich nur mit Neid und Ingrimm mit ansehen konnten. Im Jahre 700 rüstete er sich zu einem entscheidenden Schlage gegen die Babylonier, welche thatkräftige Bundesgenossen in



Der Palast Sargon II. in Dur-Sargon.
(Khorsabad.)

Der Palast steht auf einer Terrasse von 16 m Höhe und ist in die Stadtmauer der Residenzstadt, die Sargon sich hier errichtet hat, weil der Königspalast in Ninive damals noch in Ruinen lag, so eingefügt, daß er einerseits in die Stadt hineinragt (da, wo die links im Vordergrunde des Bildes sichtbare, nach Südosten gekehrte Doppeltreppe aus der in der Zeichnung nicht mit dargestellten Stadt zur Terrasse des Königsbaues emporführt), andererseits von der mit zahlreichen Warttürmen versehenen, 24 m breiten Stadtmauer in weitausspringendem Viereck umfaßt wird. Die vier Ecken des Baues und aller seiner Nebenteile sind genau orientiert d. h. nach den vier Himmelsrichtungen gestellt, so daß weder die glühende Mittagssonne noch der kalte Nordwind irgendwo voll auf eine Front auftraf, sondern sich überall an den Ecken brach. Von den einzelnen Teilen des Baues sind hervorzuheben: der Tempel an der (in der Abbildung dem Hintergrunde zugewandten) Westecke der Terrasse; die abgestutzte Stufenpyramide an der Südwestfront, wahrscheinlich auch für astronomische Zwecke benutzt; die Königswohnung, die sich aus je in besonderen Teilen untergebrachten Prunksälen (nächst dem bereits erwähnten Tempel) und eigentlichen Wohnräumen zusammensetzte und um die beiden großen Höfe im inneren Teile der Burg sich gruppierte; endlich der Harem an der Südecke der Plattform und die Wirtschaftsgebäude (Stallungen, Vorratskammern u. s. w.), die sich um acht Höfe gruppieren und die östliche Ecke der Plattform einnehmen.

den Elamiten gefunden hatten, denen sich noch andere Landschaften des südlichen Mesopotamien anschlossen. Sanherib erfocht bei Chalule am Tigris, nördlich von Babylon, einen vollständigen Sieg und zog dann gegen Babylon, das er nach kurzer Belagerung eroberte, ausplündern und in Brand stecken und vollständig zerstören ließ (692 v. Chr.). Ein assyrischer Statthalter wurde dort eingesetzt; auch Südbabylonien erhielt assyrische Präfekten.

Sanherib starb wie sein Vater unter Mörderhand; er wurde von zweien seiner Söhne während eines Tempelbesuches erschlagen. Einer der Mörder bemächtigte sich der Herrschaft, erfreute sich jedoch nicht lange derselben, denn Sanheribs vierter Sohn Assarhaddon zog

gegen ihn und den mit ihm verbündeten Bruder zu Felde, nötigte beide zur Flucht nach Armenien und wurde sodann von den zu ihm übergetretenen Truppen der beiden Vatermörder als König anerkannt.

Assarhaddon regierte von 681—668 v. Chr., eroberte 672 Aegypten und machte dort, wie schon im vorigen Abschnitt berichtet, der Herrschaft der Aethiopier ein Ende. Sein Sohn Assurbanipal (668—626 v. Chr.) bezwang Lydien, verlor aber infolge des Aufstandes des Psammetich Aegypten. In Babylon zettelte sein Bruder Samulsumukin einen Aufstand gegen ihn an, der vornehmlich daran Ursache war, daß Assarhaddon nicht mit voller Kraft gegen Aegypten vorgehen konnte, der aber von diesem glücklich niedergeschlagen wurde. In Syrien, Nordarabien, Elam und Cilicien befestigte Assarhaddon aufs neue die assyrische Herrschaft und warf auch 633 eine in Medien unter dem Stammfürsten Phraortes ausgebrochene Empörung nieder, wobei Phraortes das Leben einbüßte.



Sanherib auf dem Thron.
Aus Layards „Niniveh und Babylon“. Der Thron des Königs steht auf einer ererhöhten Plattform. An den Armlehnen und Seiten desselben sind drei Reihen von Figuren übereinander angebracht. Das Holz des Stuhles ist mit reichem Schnitzwerk oder mit Einrahmungen von getriebenem Metall verziert, und die Beine haben am unteren Ende Verzierungen in Gestalt von Pinienäpfeln, die wahrscheinlich aus Bronze waren. Ueber die hohe Rückenlehne hängt ein gesticktes Tuch herab.

Ein Jahr später fielen in Medien skythische Stämme ein. Schon im Laufe des achten Jahrhunderts hatte sich einer der iranischen Nomadenstämme, die skolotischen Scythen, von den Nordküsten des schwarzen Meeres her in Bewegung gesetzt, um über die Wolga und den Don den gegen sie andrängenden Massageten zu entgehen und sich nun ihrerseits in den Besitz der Wohnsitze der dort hausenden Kimmerier zu setzen. Die Kimmerier brachen gegen 700 v. Chr. im Verein mit thrakischen Stämmen in Kleinasien ein und plünderten und verwüsteten weit und breit das Land. Assarhaddon kam mit ihnen auf seinem Feldzuge nach Cilicien in Berührung. Indessen durchzogen auch die Skythen während einer Reihe von Jahren Vorderasien bis an die Grenze Aegyptens, das Psammetich nur durch Geschenke und Bitten vor ihrem Besuche bewahren konnte. In Assyrien brachen sie gleichfalls ein und fügten dem Reiche schweren Schaden zu, indem sie seine Streitkräfte zersplitterten und schwächten. Dagegen gelang es dem Sohne des Phraortes, Kyaxares, die Eindringlinge



Skythische Tracht und Bewaffnung.
Von einer Metallvase aus der Krim, nach Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas“.

zu Paaren zu treiben; nach Herodot soll er sie sogar zu Söldnerdiensten verwendet haben. Kyaxares, der entschlossen war, den Tod seines Vaters an den Assyrern zu rächen, verband sich mit dem Chaldäer Nabopolassar, der seit 625 als assyrischer Statthalter zu Babylon residierte, jedoch die Gelegenheit des Skytheneinfalles benutzt hatte, um sich unabhängig zu machen, und ging nun zum Angriffe gegen Assyrien über. Hier herrschte seit 626 der Sohn Assurbanipals, Assuridilili (Sarakos), welcher dem Angriffe nicht gewachsen war und nach harten Kämpfen, die mit der Belagerung und Zerstörung der Hauptstadt Ninive endete (606 v. Chr.), Reich und Leben verlor. Er soll seine Burg in Brand gesteckt und darin samt seinen Weibern den Flammentod gefunden haben. Die Legende hat sein tragisches Geschick in der weibisch weichlichen Gestalt des „Sardanapal" verkörpert, in Wirklichkeit war aber Sardanapal der griechische Name für Assurbanipal, der, wie wir gesehen haben, ein sehr kräftiger Regent war, und es liegt hier wahrscheinlich eine Verwechselung mit dessen Bruder Samulsumukin vor, der thatsächlich anläßlich eines Aufruhres seiner Unterthanen den Tod in den Flammen gefunden haben soll.

Nach dieser so plötzlich über Assyrien hereingebrochenen Katastrophe, durch die nicht nur das Reich und seine glänzenden Städte, sondern auch die Nation selbst im wahren Sinne des Wortes vernichtet worden ist, fiel das Land teils an Medien, das sich nun zum Range einer Großmacht emporschwang, teils an Babylon. Nabopolassar starb bald nach dem Falle Ninives; sein Sohn Nebukadnezar (Nabukuduriussur) aber begründete

Das babylonisch-chaldäische Reich.

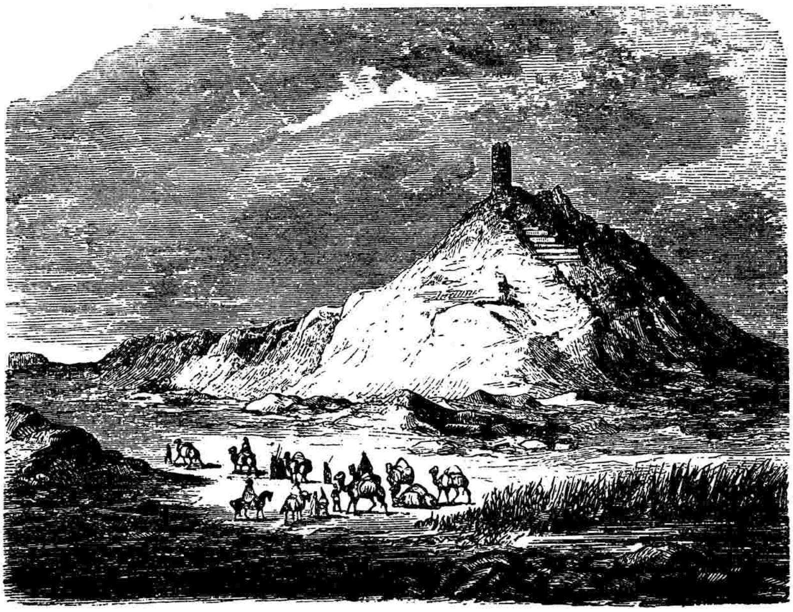
(605—538 v. Chr.)

Nebukadnezar war nach den Begriffen der damaligen Zeit ein ganz tüchtiger König, der während seiner 45jährigen Regierungszeit (605—561 v. Chr.) viele Siege erfocht und viele stolze Bauwerke aufrichtete. Schon vor seinem Regierungsantritte hatte er die Aegypter bei Karchemisch am Euphrat (605 v. Chr.) geschlagen und den König von Juda, Jojakim unterworfen. Thörichterweise versuchte drei Jahre später dieser letztere neuerdings, die assyrischen Fesseln, auf ägyptische Hilfe rechnend, wieder abzustreifen. Nebukadnezar eilte herbei, warf die Aegypter zurück und ging dann direkt auf Jerusalem los, wo er den mittlerweile an Stelle des Vaters getretenen Sohn Jojakims, Jechonja, der nach seinem Lager gekommen war, um Frieden zu erbitten, nebst seinem Gefolge gefangen nahm und ihn mit 10000 seiner vornehmeren Unterthanen nach Babylon abführte (die „babylonische Gefangenschaft" der Bibel). Das Land, über welches sogleich ein babylonischer Statthalter gesetzt wurde, erfuhr diesesmal eine verhältnismäßig milde Behandlung; als sich aber im Jahre 589 anläßlich einer neuerlichen Erhebung Aegyptens gegen die neubabylonische Macht auch Juda unter seinem Könige Zedekia zu einer solchen verleiten ließ, schritt Nebukadnezar zu gründlicher Züchtigung der Empörer. Er rückte vor Jerusalems Mauern, warf das zum Entsatze der Stadt herbeigeeilte Aegypterheer zurück und setzte dann die Belagerung der heiligen Stadt durch anderthalb Jahre fort, bis sie endlich im Sommer 586 v. Chr. fiel. Nebukadnezar ließ die Stadt und den salomonischen Tempel in Asche legen, die Mauern schleifen und den König Zedekia in Ketten legen, des Augenlichtes berauben und nach Babylonien abführen, wohin ihm ein großer Teil der Bewohner Jerusalems und des platten Landes in die Gefangenschaft folgten.

Ganz Syrien hatte sich der Gewalt des neubabylonischen Reiches unterworfen, und selbst die phönikische Inselstadt Tyrus, die als unüberwindlich galt, erkannte nach langjähriger, fruchtloser Einschließung von der Landseite her im Jahre 573 v. Chr., vermutlich auf Grund eines gütlichen Vergleiches, die Oberherrschaft Babylons an, ohne jedoch ihre Thore den babylonischen Truppen zu öffnen.

Unter den Bauten, die während der Regierung Nebukadnezars aufgeführt wurden, waren neben stolzen Prunkgebäuden auch viele solche, die dem öffentlichen Nutzen zu dienen hatten. So wurde der Euphrat durch ein System von Kanälen und Anlage eines groß-

artigen Wasserbeckens bei Sippara reguliert und mit dem Tigris durch Kanäle verbunden. Gegen das mächtig aufwachsende Medien ließ er zwischen den beiden Strömen eine Schutzmauer errichten und auch die Hauptstadt selbst mit mächtigen Befestigungswerken umgürten. Unter den Bauwerken, die von Nebukadnezar errichtet oder erneuert wurden, ist auch der



Birs Nimrud (Nimrodsturm).

Nach Kaulens „Assyrien und Babylonien".

Der Birs Nimrud liegt an der rechten Euphratseite auf dem Wege zwischen Bagdad und Hillah und ist schon auf 12 Stunden Entfernung sichtbar. Er zeigt eine viereckige, rechtwinklige Grundfläche von 710 m Umfang und 18 m Höhe, die mit ihren Ecken nach den Himmelsgegenden gestellt ist. Diese Unterlage trägt auf der südwestlichen Hälfte einen kegelförmigen Aufsatz von etwa 46 m Höhe, der nach Nordosten hin allmälig in den Unterbau ausläuft, nach Nordwest und Südost aber steiler abfällt und in der Unterlage eine Vorstufe hat. Demnach steigt der ganze Bau auf der Südseite 160 m breit bis zu einer Höhe von 65 m, wo ein gewaltiger Mauerpfeiler von 10 m Höhe und 8 m Breite und Dicke die Spitze krönt. Dieses sonderbare Bruchstück bildet augenscheinlich die Ecke eines früheren weiter fortlaufenden Mauerwerkes und trägt die Spuren gewaltsamer Zerstörung durch Feuer an sich. Ringsherum zieht sich eine Reihe niedriger Hügel und Mauertrümmer, welche sich deutlich als eine rechtwinklige Umwallung von fast 5 km Länge und Breite erkennen läßt, und die auf der Nordostseite wie zum Eingang unterbrochen ist. Das Bauwerk diente gottesdienstlichen Zwecken und wurde vermutlich auch als Sternwarte benutzt, da die Stadt Borsippa, welcher der Bau angehörte, als Stätte der Gelehrsamkeit im Altertum berühmt war und auch die Wissenschaft der Sternkunde dort eifrig gepflegt wurde.

Turm des Bel zu nennen, dessen gewaltige Ueberreste unter dem Namen des Nimrodturmes (Birs Nimrud) noch heute von der Macht des einstigen babylonischen Reiches zeugen.

Nach dem Tode Nebukadnezars ging das von ihm geschaffene Reich ebenso rasch seinem Verfalle zu, als es in seiner starken Hand zur Blüte gekommen war. Schon 555 v. Chr. erlosch seine Dynastie; sein Sohn Amilmarduk wurde schon nach zwei Jahren von seinem Schwager umgebracht, der nun seinerseits vier Jahre regierte, dessen bösgeratener Sohn Labasimarduk aber schon nach neunmonatlicher Regierung einer Palastrevolution*)

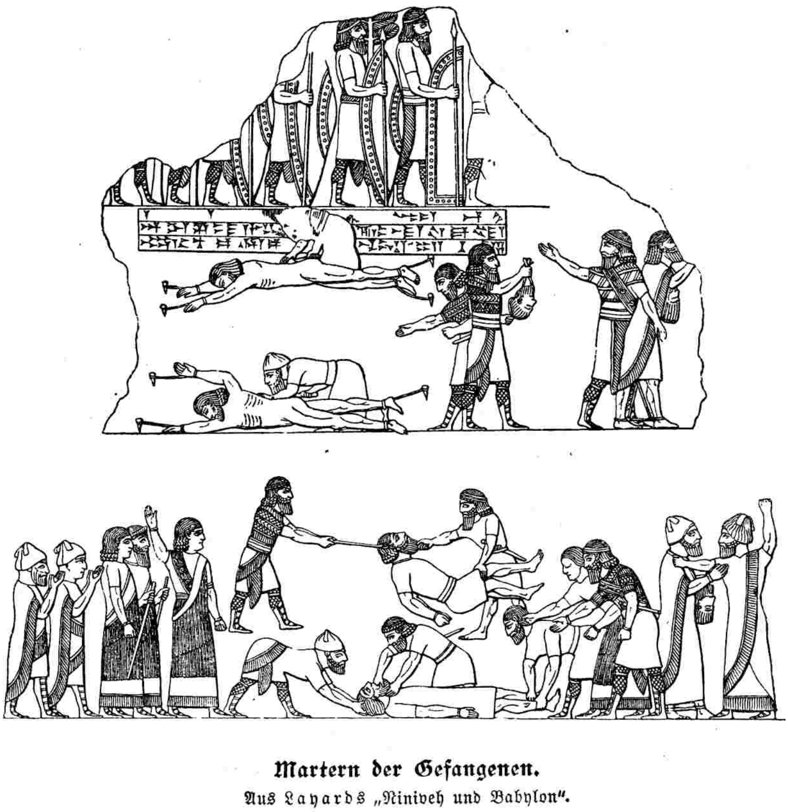
*) Als „Palastrevolutionen" bezeichnet man diejenigen, an denen das Volk als solches nicht beteiligt ist, sondern die von Verschworenen in der unmittelbaren Umgebung des Herrschers, auf dessen Sturz sie abzielen, von Angehörigen seines Hauses, hohen Würdenträgern, Höflingen und dergl. Personen angezettelt werden.

zum Opfer fiel, und dem 555 v. Chr. Nabonedos (Nabunahid), der dem Königsgeschlecht nicht angehörte, auf dem Throne folgte.

Nabonedos hat siebenzehn Jahre lang regiert und während seiner größtenteils friedlichen Regierungszeit eine große Bauthätigkeit entwickelt, die sich aber weniger der Hauptstadt als den übrigen Städten des Landes und namentlich deren Tempeln zuwandte, so daß die babylonischen Priester den König beschuldigten, von Marduk, dem Stadtgotte von Babylon, abgefallen zu sein und dadurch über Stadt und Reich die Vernichtung heraufbeschworen zu haben. Im Jahre 530 endigte seine Herrschaft und mit ihr zugleich das babylonisch-chaldäische Reich; dieses fiel dem Perserkönig Kyros zu, von welchem später die Rede sein wird. Der Belsazar der Bibel, welcher als letzter König Babylons bezeichnet und dem durch die bekannte feurige Schrift an der Wand des Königssaales der bevorstehende Untergang des Reiches verkündet worden sein soll, ist wohl gar nicht zur Regierung gelangt; wenigstens wird in den vorgefundenen Inschriften Nabonedos dessen Sohn Belsarusur, auf den jener Name sich bezieht, nur als Kronprinz angeführt.

Die babylonisch-assyrische Kultur

war ihrem inneren Wesen nach derjenigen Aegyptens verwandt. Sie hatte wie diese eine Religion zur Grundlage, deren Hauptgedanke die Willkürherrschaft von Göttern war nach



Martern der Gefangenen.

Aus Layards „Niniveh und Babylon".

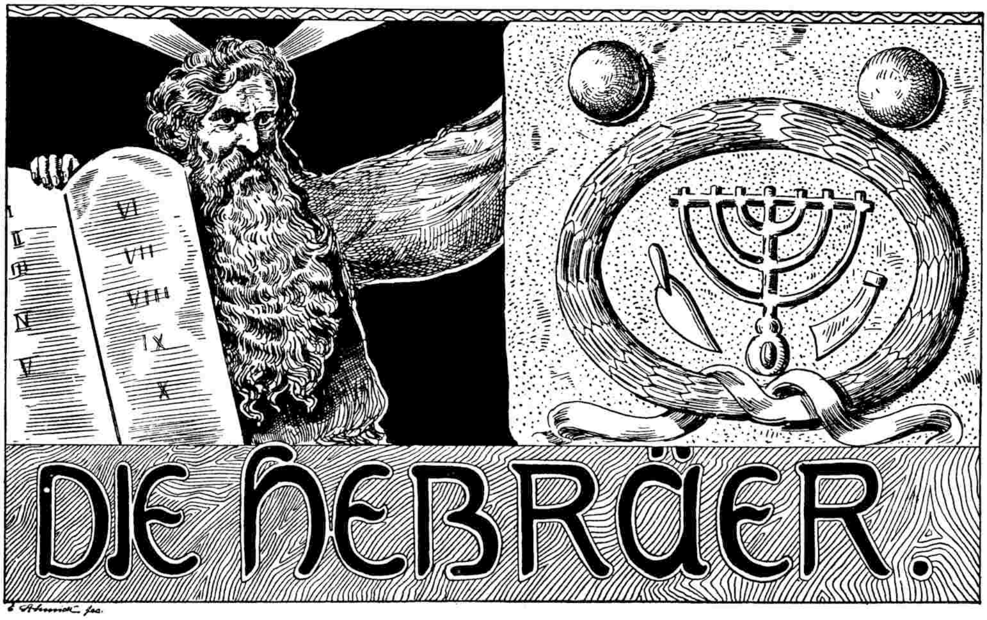
König Assordanes, Sanheribs Enkel, läßt die Gefangenen martern. Einige werden lebendig geschunden, andere enthauptet, noch anderen wird die Zunge ausgerissen, bevor sie den Martertod erleiden, weil sie, wie eine kurze Inschrift zu dieser Gruppe besagt, den assyrischen Gott Aschur gelästert haben sollen.

deren Muster auch ihre menschlichen Stellvertreter, die Könige, ihres Amtes walteten; dazu ein starkes Priestertum, dessen Kraft teilweise in der Natur der Religion, teilweise darin lag, daß die Priester die ausschließlichen Verwalter des gesamten geistigen Kulturschatzes waren. Das Volk hatte nur als willenlose Arbeitskraft zu dienen, der die Ausführung der Friedenswerke wie der Eroberungspläne seiner Gewalthaber oblag. Zur Vermehrung der hierzu erforderlichen Kräfte mußten auch hier, wie in Aegypten, die Kriegsgefangenen dienen, die gleich völkerweise in das Machtgebiet der Sieger verschleppten Besiegten, soweit sie nicht zum abschreckenden Beispiel behufs Erstickung allen Geistes der Widerspenstigkeit und des Freiheitsdranges grausamen Martern unterworfen und durch diese entweder getötet oder verstümmelt wurden; hiervon sind die zwei vorstehenden Abbildungen (S. 75) — eine der zahlreichen monumentalen Selbstverherrlichungen solcher Greuelthaten seitens der Könige, die sie hatten vollbringen lassen — beredte Beispiele.

Der Kulturhistoriker A. von Eye charakterisiert den geistigen Inhalt der babylonisch-assyrischen Kultur in folgender Weise: „Nicht aus der Natur eines fest umgrenzten und gesicherten Landbezirkes entsprungen, sondern nur der Obmacht einzelner Gewalthaber sein Entstehen wie sein Bestehen verdankend, entfaltete sich in diesen Ländern die Kultur nur soweit und wie die Anlage der vorherrschenden Volksrasse am Throne des Herrschers Sicherung und Teilnahme fand. Wenn auch in weit weniger ausgeprägter Weise als in Aegypten, hatte auch die asiatische Gesittung einen vorzugsweise formellen Charakter, und ihr Priestertum erhielt sich, ohne das Volk je zu einer eigentlich ethischen Erhebung zu führen, durch die furchtbarsten politischen Umwälzungen, bis Christentum und Mohammedanismus ihr ein Ende machten.

Die innere Politik aller auf Tyrannei begründeten Staaten, die Zentralisation, wurde im assyrischen Reiche zuerst und rückhaltlos geübt. Was innerhalb der weitgedehnten Grenzen durch Intelligenz und Unternehmungsgeist sich bemerkbar machte, zog man in die Hauptstadt, und so entstanden jene ungeheueren Heerlager der vereinigten Verwaltung und Gottesverehrung, bewegliche Ansammlungen von Zelten der Nomaden und Hütten der Ackerbauer, aber mit Tempeln und Palästen versehen, von Mauern umgeben, mit Luxus erfüllt, jene kolossalen Städtebilder darstellend, die wir selbst in ihren Trümmern noch bewundern müssen. Statthalter, welche nicht weniger despotisch als ihre Oberherren regierten und dieselben Mittel zur Aufrechterhaltung ihrer Macht anwendeten, wie diese; Unterkönige, die von oberhoheitlicher Stelle unbehelligt blieben, solange sie ihren, dem eigenen Volke abgepreßten Tribut an diese entrichteten, vertraten dieselben Grundsätze und behandelten ihre Unterthanen in der gleichen Weise, wie die leitende Macht."

Der Schwerpunkt der babylonisch-assyrischen Kultur fällt, wie derselbe Kulturhistoriker schreibt, in die Umwandlung der Völker aus umherziehenden, Jagd, Viehzucht und auch wohl Raub treibenden Horden in seßhafte Gesellschaften, die den schweifenden Stämmen der arabischen Wüsten gegenüber, welche allein von der damals vor sich gehenden Umwandlung des menschlichen Geschlechts unberührt blieben, trotz des mannigfach abstoßenden Bildes ihrer sowohl im Kult wie in der sozialen Verfassung ganz in Sinnlichkeit aufgehenden Gesittung einen höheren Standpunkt einnahmen.



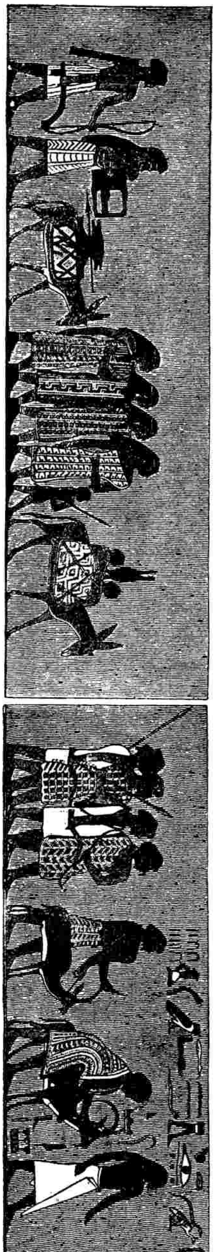
Der Name „Hebräer“

oder auch „Ebräer“ wird von den Genealogen*) des Volkes Israel, dem dieser Name gegeben worden ist, auf einen Urenkel Sems, des Sohnes Noahs, zurückgeführt, der Eber geheißen haben und dessen direkter Nachkomme in sechster Generation Abraham gewesen sein soll, in welchem die Israeliten den Urahnen ihres Geschlechtes erkennen. Der Name „Hebräer“ bedeutet s. v. w. „die Jenseitigen“ und wird darauf bezogen, daß Abraham aus einem Lande „jenseits des Euphrat“ in Palästina, dem Reiche der Israeliten, ein gewandert sein soll. Da aber, wie die Geschichtsforschung zweifellos festgestellt hat, Eber nur ein genealogischer Typus, keine geschichtliche Person war und der ganze mit großer Ausführlichkeit durchgearbeitete Stammbaum Abrahams sich als ein Machwerk späterer Zeit erwiesen hat, ähnlich den genealogischen Aufzeichnungen des Berosos betreffend dier langlebigen Königsgeschlechter der Babylonier, so findet sich eine viel näherliegende und wahrscheinlichere Deutung des Namens „Hebräer“ in der Annahme, daß sie von den Nachbarvölkern am rechten Jordanufer die „Jenseitigen“ d. h. die jenseits dieses Flusses Wohnenden, genannt wurden, daß der Name also zu einer Zeit entstanden ist, in der die Israeliten über den genannten Fluß noch nicht erobernd nach Kanaan**) vorgedrungen waren.

---

*) Genealogie s. v. w. Kunde und Lehre von der Abstammung, den „Geschlechtern“; Genealogen – diejenigen, die sich mit Genealogie beschäftigen. Das Wort ist von dem lateinischen genus, Geschlecht, abgeleitet und wird in geschichtlicher Beziehung gebraucht, um die auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse von Völkern, Fürstenhäusern u. s. w. bezüglichen Forschungen und Aufschreibungen zu bezeichnen.

**) Kanaan, s. v. w. „Tiefland“, nannte man im Altertum den westlich vom Jordanfluß gelegenen Teil Palästinas mit Einschluß von Phönikien und Philistäa. Dieses äußerst fruchtbare Land, das für die Israeliten den Gegenstand langgehegter Wünsche und vielfach wiederholter Verheißungen bildete, war von zahlreichen, wahrscheinlich vom Süden her eingewanderten, semitischen Völkerschaften bewohnt (darunter auch die bereits in der Geschichte Aegyptens erwähnten Hethiter), die zu kleinen Königreichen zusammengeschlossen waren und schließlich von den Israeliten nach hartnäckigem Widerstande verdrängt wurden.



Die Vorgeschichte des Volkes Israel.

Wie im 11. Kapitel des 1. Buches Mose erzählt wird, wanderte Abraham mit seinem Vater Tharah und seinem Neffen Lot aus seinem Heimatsorte Ur in Chaldäa (vielleicht der Hauptstadt dieses Namens des babylonischen Reiches Sumir und Akkad) aus, um sich in Kanaan niederzulassen. Sie kamen aber nur bis Haran in Mesopotamien, wo Tharah starb. Hier war es, wo Abraham zum erstenmal die göttliche Verheißung einer großen Zukunft seines Stammes empfangen haben soll, die dann später auf den Besitz von Kanaan ausgedehnt worden ist. Er brach mit seiner Familie neuerdings auf, erreichte Palästina und machte sich da nach Hirtenart ansässig, d. h. er machte sich — vielleicht gegen Entrichtung von Abgaben an die seßhaften Stämme — die reichen Weideplätze des Landes zu nutze. Infolge eingetretener Dürre — Luther übersetzt das hebräische Wort in „Teuerung" — verließ Abraham mit den Seinigen das Land zeitweilig wieder und kam bis Aegypten*), sein Enkel Jakob**) ging sogar wieder bis Mesopotamien zurück, wo sich auch schon sein Vater Isaak seine Gattin geholt hatte und wo auch er selbst nun seine Familie begründete. Seine zwölf Söhne — die Stammhäupter der zwölf Stämme Israels — waren mit einziger Ausnahme Benjamins, des Jüngsten, in Mesopotamien geboren. Nach Jakobs Rückkehr nach Palästina ereignete sich der aus der Bibel bekannte Verkauf Josephs, des nachmaligen ägyptischen Ministers, durch seine Brüder, der die Auswanderung des ganzen Stammes Jakob nach Aegypten zur Folge hatte. Die ägyptische Gastfreundschaft wandelte sich aber in späterer Zeit in harte Bedrückung um und veranlaßte die Israeliten, unter Führung eines ebenso klugen als kühnen Mannes ihres Volkes, Moses, das Land zu verlassen. Am Fuße des Berges Sinai angekommen, schlugen die Israeliten hier ein Lager auf, in dem sie längere Zeit verweilten, und erhielten in dieser Zeit durch Moses das neue göttliche Gesetz, das die Grundlage ihres ferneren religiösen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens wurde. Obwohl der Volksgott Jahwe (Jehovah) seine Verheißung, die Israeliten in das gelobte Land Kanaan zu führen, aufs neue bekräftigt hatte, wurde der Versuch, vom Süden her in das westliche Ufergebiet des Jordan einzudringen, von den dort seßhaften Edomitern — angeblich Abkömmlingen Edoms oder Esaus***), des Zwillingsbruders Jakobs — zurückgewiesen, und erst ein Menschenalter später gelang es den Israeliten, unter Umgehung des edomitischen Gebietes

---

*) Die Randleiste auf dieser Seite ist eine aus der „Ill. Hausbibel" entnommene Nachbildung einer Wandmalerei aus einem Grabe von Beni Hassan (s. S. 60), ungefähr dem 1600. Jahrhundert v. Chr. angehörend, die mehrfach als Darstellung der Einwanderung der Familie Jakobs in Aegypten aufgefaßt worden ist. Da aber das Grabgemälde aus weit früherer, etwa aus Abrahams Zeit stammt, so könnte es wohl eher auf dessen Wanderung nach dem Lande der Pharaonen Bezug haben.

**) Jakob erhielt den Beinamen „Israel", der nach der Sage s. v. w. Gotteskämpfer bedeutet. (Vergl. 1. Buch Mose 32, 24—28.)

***) Esau (d. i. „der Rauhe" oder „Haarige"), der erstgeborene Zwillingsbruder Jakobs, führte auch den Namen „Edom", der s. v. w. „der Rote" bedeutet. Seinen angeblichen Nachkommen, den Edomitern, begegnen wir in der Geschichte auch unter dem latinisierten Namen „Idumäer"

im Ostjordanlande festen Fuß zu fassen. Moses starb, und in Josua gewannen die Israeliten nun einen vorzüglichen Heerführer, überschritten den Jordan und schlugen im Verein mit Gibeon die kanaanitischen Völker, worauf deren Länder unter die zwölf Stämme verteilt wurden. Auf Josuas Diktatur folgte nach der Ueberlieferung eine Zeit, in der Israel von Richtern (Schofethim) geleitet wurde. Der letzte derselben war Samuel, der auf Verlangen des Volkes Saul zum Könige salbte, später aber mit diesem sich entzweite und ihm in David einen Gegenkönig setzte, der Saul besiegte und ihn zum Selbstmorde trieb.

Die Quellen der Vorgeschichte Israels.

Bis in die neueste Zeit wurden diese Ueberlieferungen als vollbeglaubigte Geschichte des israelitischen Volkes angesehen, und in den Schulen werden sie noch heute als solche gelehrt. Das Ansehen der Bibel, in der dieselben enthalten sind, erhob sie über allen Zweifel; auch die bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Ausführlichkeit der Mitteilungen über Personen, Geschlechter und Ereignisse, die darin enthalten sind, verleiht diesen den Schein urkundlicher Genauigkeit und konnte nur vertrauenerweckend wirken. Allein die Fortschritte der Geschichtsforschung (um die sich in dieser Richtung die deutsch-protestantische Wissenschaft besonders verdient gemacht hat), unterstützt durch diejenigen der Sprachwissenschaft, führten immer mehr und mehr zu der Erkenntnis, daß die Schriften, in denen diese Ueberlieferungen enthalten sind, ihre Entstehung, beziehungsweise Umbildung der Denkrichtung einer Zeit verdanken, in der das Bedürfnis nach strammer nationaler Einigung auf Grund einer durchgreifenden, religiösen Reform besonders einschneidend sich geltend machte. Die ältesten Aufzeichnungen enthalten, wo sie sich aus dem jetzt vorliegenden Stück- und Flickwerk aussondern lassen, vielfach zuverlässiges Material; durch die späteren Zusätze wurde aber das Thatsächliche mehr und mehr entstellt und verdunkelt und, wie Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums" rund heraussagt, schließlich völlig und bewußt gefälscht. Die älteste Bearbeitung der Sagengeschichte des Volkes Israel, der selbstverständlich weit ältere Aufzeichnungen*) zu Grunde liegen, stammt, wie derselbe Gelehrte feststellt, aus dem Jahre 850 v. Chr. und von einem Schriftsteller her, den man, weil er die Gottheit immer mit dem Namen „Jahwe" bezeichnet, den „Jahwisten" nennt; etwa ein Jahrhundert später hat ein anderer Schriftsteller aus Ephraim, dem Lande des gleichnamigen Stammes in Mittel-Palästina, abhängig von dem eben erwähnten Jahwisten denselben Stoff noch einmal behandelt, ohne jedoch der naiv-schlichten Darstellungsweise seines Vorgängers zu folgen. Er zeigt sich durchweg von priesterlichen und religiösen Gesichtspunkten beherrscht und läßt das Bestreben erkennen, die Lücken der Ueberlieferung auszufüllen und ein zusammenhängendes Ganze zu schaffen. Diesen Schriftsteller nennt man, weil er sich zur Bezeichnung der Gottheit stets des Namens „Elohim**) bedient, im Gegensatze zum „Jahwisten" den Elohisten. Die Werke Beider sind später wiederholt

---

*) Von den ältesten Aufzeichnungen besitzen wir Lieder, darunter das Siegeslied der Deborah (Buch der Richter, 5), Geschichten von Gideon und Abimelech, von Saul und David. In den Reichen Israel und Juda wurden Aufzeichnungen geführt, von denen in den Büchern der Könige unserer Bibel nur ein knapper Auszug enthalten ist. Daneben stehen volkstümliche Erzählungen, Legenden, Sagen; später kommen auch zweckbewußte Ueberarbeitungen der älteren Geschichte hinzu.

**) Elohim s. v. w. Gottheit im allgemeinen Sinne; die Pluralform kann als Hinweis auf den Inbegriff aller göttlichen Mächte betrachtet werden, der in dem einen höchsten Wesen liegt, aber ebensowohl den einzigen, wie mehrere Götter, ebensowohl den Gott des israelitischen Volkes, wie irgend eine fremde Gottheit bezeichnen, im Gegensatz zu „Jahwe", unter welchem Namen die Israeliten ausschließlich ihren eigenen Volksgott verstanden und der ihnen so heilig erschien, daß sie ihn nicht aussprachen und beim Schreiben zwischen die Konsonanten J, h, w die Zeichen für die Vokale des Wortes „Adonai" („der Herr") setzten, woraus sich in der protestantischen Kirchensprache die Aussprache „Jehovah" gebildet hat.

mit Zusätzen der verschiedensten Art*) versehen, Einzelnes nach den sich weiter entwickelnden religiösen Anschauungen erweitert oder umgeändert und schließlich beide in ziemlich mechanischer Weise in einander gearbeitet worden, wobei der Verfasser, den man als „Jehovisten" bezeichnet, an einzelnen Stellen, so namentlich in der Gesetzgebungsgeschichte, wieder sein eigenes Licht hat leuchten lassen. Aus diesem Gemenge ist dann das sogenannte deuteronomische Gesetzbuch entstanden (in der Bibel als 5. Buch Mose enthalten und von den griechischen Uebersetzern „Deuteronomium" d. h. „die Wiederholung des Gesetzes" genannt), das angeblich vom König Josia von Juda im Jahre 621 v. Chr. im Tempel aufgefunden worden ist. Josia war der Schöpfer jener Reform, durch die das ganze israelitische Volk, den Anforderungen der Propheten entsprechend, eine einheitliche Glaubens- und Kultusnorm erhalten und durch einheitliche Sittengesetze von Staatswegen auf einen festen national-religiösen Untergrund gestellt werden sollte. Fast zwei Jahrhunderte später, im Jahre 444 v. Chr. — nach der Rückkehr der Juden**) aus der babylonischen Gefangenschaft — wurde durch Esra und Nehemia und durch Einführung des von ersterem aus der Gefangenschaft mitgebrachten Priestercodex das national-religiöse Gebäude zum vorläufigen Abschluß gebracht. Dieser Priestercodex war eine Verquickung früherer und neu hinzugetragener Gesetzesvorschriften, aus denen als bezeichnend die besonders scharfe Betonung des Ausschlusses aller Fremden aus der Gemeinde der Gläubigen und des Verbotes der Mischehen (d. h. solcher mit Nichtisraeliten) hervorzuheben ist. Im Jahre 537 wurde die neue Gemeinde mit Jerusalem als unverrückbarem Mittelpunkt begründet, die sich die jüdische nannte, weil ihr zunächst größtenteils Judäer angehörten. Damit war der Schwerpunkt der ferneren Entwicklung des Volkes Israel und seiner Geschicke nach Juda verlegt, das Judentum übernahm fortan die führende Rolle.

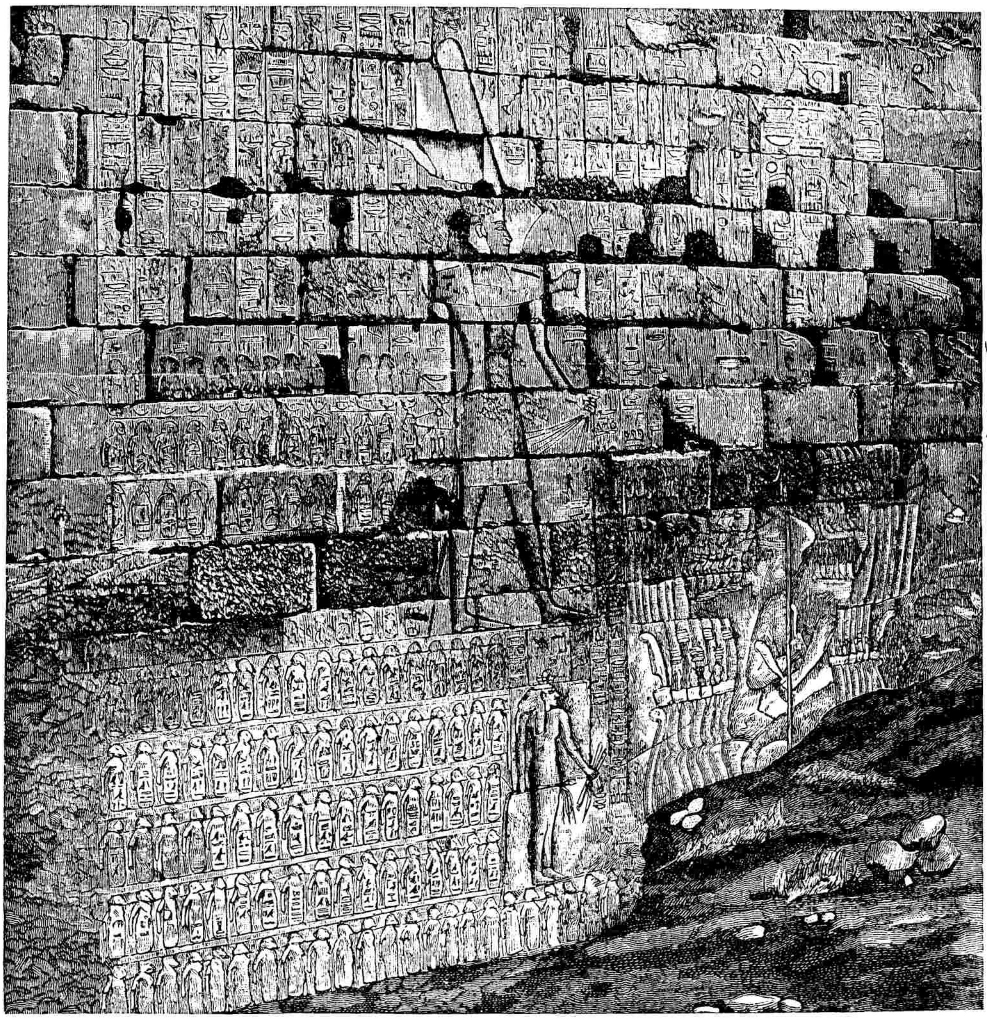
Sage und Wirklichkeit in der Geschichte Israels.

Wir haben im Vorstehenden dem zeitlichen Verlaufe in der Geschichte Israels weit vorgegriffen; dies erschien jedoch nötig, um eine geschlossene Uebersicht über die eigenen Geschichtsquellen der Israeliten und die Ursache ihrer eigenartigen Entwicklung zu gewinnen. Wie wir gesehen haben, stammt die älteste uns bekannt gewordene Bearbeitung der Vorgeschichte Israels aus der Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr., also aus einer Zeit, die, wie wir später sehen werden, um etwa zwei Jahrhunderte jünger ist, als die Gründung des israelitischen Königreiches, und in der dieses bereits in zwei Teile (Israel und Juda) gespalten war, der eine dieser Teile, Israel, zur tiefen Betrübnis der Propheten (Elias

*) Von welcher Art diese Zusätze waren, davon giebt Eduard Meyer folgendes charakteristische Beispiel: Als etwa im 7. Jahrhundert v. Chr. die babylonische Flutsage (deren wir im vorigen Abschnitte kurz Erwähnung gethan,) in das Werk des „Jahwisten" eingeschaltet wurde, gab man dem Noah drei Söhne: Sem, Japhet und Kanaan, die als Stammväter der Hebräer, Philister (so vermutet wenigstens Wellhausen im „Jahrbuch für Deutsche Theologie") und Kanaaniter gelten sollten. Später wurden dann diese zu Stammvätern der gesamten Menschheit gemacht, dem Sem alle den Hebräern nahestehenden Völker, dem Japhet die nördlichen Völker zugelegt und Kanaan um eine Generation heruntergerückt, indem man ihm Ham zum Vater gab und diesen an seiner Stelle in das Brüderkleeblatt einschob. So wurden die eng verwandten Hebräer und Kanaaniter völlig auseinandergerissen und die letzteren mit Aegyptern und Negern in einen Topf geworfen.

**) Schon 536 waren 42 360 Israeliten von den Stämmen Juda und Benjamin nach Palästina zurückgekehrt. 458 folgte eine zweite Schar unter der Führung des Priesters Esra. 445 wurde der Israelite Nehemia, der als Mundschenk im Dienste des Perserkönigs Artaxerxes Longimanus gestanden hatte, als Statthalter nach Judäa geschickt und dieser setzte dann die Einführung des Gesetzbuches Esras durch.

u. a.) dem phönikischen Götterglauben anhing und bald darnach den Assyrern tributpflichtig*) wurde, der andere, Juda, von den Aegyptern arg heimgesucht, mit Israel in innere, mit



Pharao Scheschonk

führt der Schutzgöttin Oberägyptens die Namensschilde der in Palästina eroberten Orte vor. Basrelief aus dem Ammonstempel zu Theben (Aus der „Ill. Hausbibel"). Diese Schilder sind vor Personen gestellt, die als Vertreter der besiegten Städte und Länder anzusehen und durch Fesselung der Arme als Gefangene gekennzeichnet sind. Die Namen sind stets von einem Reif oder Mauerring umgeben, der ihnen das Aussehen von Schildern gibt.

Assyrien in äußere Kämpfe verwickelt und ebenfalls von Abgötterei durchseucht war. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein Volk, bei welchem Schriftwesen und Dichtung so hoch

*) Tribut- oder Zinspflichtigkeit war die mildere Form der Abhängigkeit von einem auswärtigen Staate; die Selbstregierung blieb den tributpflichtigen Staaten bewahrt, während in den eroberten Ländern vom Sieger Statthalter eingesetzt und in dieselben Truppen zu ihrer Ueberwachung gelegt, auch, wie wir bereits gesehen haben, ihre Bevölkerungen durch „Verpflanzung", d. h. Fortschleppung in die Gefangenschaft gelichtet oder vernichtet wurden.

entwickelt waren, nicht schon in der Blütezeit seines Königtums, unter David, und noch mehr unter dem ganz morgenländisch-großherrlich auftretenden Salomo, Aufschreibungen über seine Vorgeschichte besessen haben sollte. Wie in allen Kulturstaaten des Altertums hatte auch in Israel das Schriftwesen am Sitze des Hofes und des Hohenpriestertums seinen Schwerpunkt, wenn nicht seine ausschließliche Pflegestätte gehabt, und mußte auch hier, wie in Aegypten, in Babylon und Assyrien, hauptsächlich zur Verherrlichung der Götter und der Herrscher dienen. Hiernach darf also wohl mit gutem Grunde angenommen werden, daß die aus der Sagengeschichte Israels deutlich hervorleuchtende Absicht, der israelitischen Nation einen festen Stammesuntergrund und dem Glanze des Davidischen Königshauses eine haltbare Folie dadurch zu geben, daß man beides in unmittelbare Verbindung mit göttlicher Urheberschaft und Offenbarung brachte, in den vorhandenen, schwerlich vor Davids Zeit entstandenen Aufzeichnungen unter dem Einflusse der leitenden Gewalten zum Ausdruck gebracht worden ist. Von dieser Voraussetzung geht u. a. Hugo Winckler in seiner „Geschichte Israels in Einzeldarstellungen" aus, wenn er die Vorgeschichte dieses Volkes im wesentlichen als Davidische Legende hinstellt, die zu dem Zwecke geschaffen worden ist, um die oben erwähnten Vorbedingungen einer starken National- und Königsmacht zu Gunsten der neuerstandenen Dynastie unter der Signatur einer geheiligten Volksüberlieferung herzustellen.

Kehren wir nun zu dem obenangeführten wesentlichen Inhalte der vorgeschichtlichen Sagen zurück, um dieselben auf Grund der neueren Forschungen auf ihre geschichtliche Stichhaltigkeit zu prüfen, so ergiebt sich, daß der Aufenthalt der israelitischen Altvordern in Palästina vor demjenigen in Aegypten jedenfalls nicht geschichtlich ist und alles, was da von Abraham, Isaak, Jakob und dessen Söhnen erzählt wird, auf Sagen der kanaanitischen Lokalheiligtümer zu Sichem, Hebron u. a. zurückzuführen sind, so daß die Persönlichkeiten, die in diesen Sagen die Hauptrolle spielen, wahrscheinlich Kanaaniter waren. Geschichtlich scheint dagegen der Aufenthalt hebräischer Stämme in Aegypten und derer Befreiung durch Moses zu sein. Die Hauptmasse des Hirtenvolkes, dem jene Stämme angehörten, wird aber wohl auf der Sinai-Halbinsel verblieben sein, wo der Dienst des Gottes Jahwe sich ausgebildet haben dürfte, und von wo aus — vielleicht nach Aufnahme einer größeren oder kleineren Zahl aus Aegypten zurückkehrender Stammesgenossen — das Vordrängen gegen Palästina stattgefunden hat. Von beträchtlichem Umfange kann der Auszug aus Aegypten unmöglich gewesen sein, denn die sonst so schreibseligen Aegypter erwähnen desselben mit keiner Silbe. Auch die Annahme des Jahwekultes ist zur Zeit des Aufenthaltes am Sinai keineswegs eine allgemeine gewesen und ist dies auch nicht sofort nach der Festsetzung des Volkes Israel in Palästina geworden; dieses war überhaupt zu jener Zeit noch kein geeintes Volk, sondern ist erst von David dazu gemacht worden, wie es auch David war, der den Dienst des Jahwe, ursprünglich wohl gleichbedeutend mit dem kanaanitischen Gotte Jahu, zu einem allgemein israelitisch-judäischen gemacht hat, neben dem aber die älteren einheimischen Kulte Israels weiter bestanden. So finden wir ein von Salomo dem phönikischen Moloch auf dem Oelberge errichtetes Heiligtum; Baal wurde in Moab, das vom Stamme Lots, des angeblichen Neffen Abrahams, bewohnt war, als Baal-Meon verehrt; viele Juden hatten mit „Baal" zusammengesetzte Namen, darunter ein Sohn Davids, Baal-Jada, dessen Name aber in den nachweislich erst um 300 v. Chr. entstandenen Büchern der Chronik in El-Jada umgewandelt wurde, um ihn weniger anstößig zu machen*). Die monotheistischen Anschauungen sind erst durch das Prophetentum im israelitischen Volke befestigt und verallgemeinert, erst durch das Judentum zum Glaubensgesetze gemacht worden; dem Judentum als solchem kommt also der Rechtsanspruch auf diesen gewaltigen Kulturfortschritt zu. Immerhin mag Moses der Begründer eines Jahwekultes gewesen sein, der besonders in Juda festen Fuß gefaßt hat, für die Israeliten im allgemeinen aber war dieser Jahwe zunächst ein Gott neben andern und erst in späteren Jahrhunderten wandelte

*) „El" bezeichnet ebensowohl wie „Elohim" (siehe Fußnote auf Seite 79), jede beliebige Gottheit.

er sich in jenen Volksgott um, der seinen Willen durch den Mund eines erstarkten Priester- und eines begeisterten Prophetentums kundgab.

Die Besitzergreifung von Kanaan, deren Schwierigkeit und Umständlichkeit von der Sage selbst zugegeben wird, muß man sich als eine ganz allmälige, in einzelnen voneinander völlig getrennten Vorstößen vollzogene vorstellen. Man darf sie wohl mit Recht in eine Zeit verlegen, die der Auflösung des Chetareiches (vergl. S. 70) und der Verdrängung der Aegypter aus Syrien unter den letzten Ramessiden unmittelbar folgte, also etwa in die Mitte des 12. Jahrhunderts v. Chr. Vielleicht giebt die Sage den Anfang derselben, den vergeblichen Versuch des Eindringens von Süden her, richtig wieder. Im weiteren Verlaufe des Vordringens in Palästina hat sich jedoch der von Moses begründete Volksverband aufgelöst; die einzelnen Teile desselben haben sich vielfach mit den früheren Einwohnern verschmolzen, so beispielsweise in Judäa, wo aus dem Stamme Kaleb in Hebron und anderen kanaanitischen Stämmen später offenbar der Hauptbestandteil der Bevölkerung hervorgegangen ist, so daß der Stamm Juda zwar als der zahlreichste, aber zugleich auch als der am wenigsten rein erhaltene von allen Stämmen Israels gilt. Es entstand so ein völlig neuer Volkskörper, der, die im Lande vorgefundene Kultur aufnehmend, die Gewohnheiten des Nomadenvolkes abgelegt und sich dem Ackerbau zugewendet hat. Die alten Heiligtümer der früheren Bevölkerung gingen in Besitz und Gebrauch der Einwanderer über, die wohl auch manche ihrer gottesdienstlichen Gebräuche mit übernommen und sich so einen den neuen Verhältnissen angepaßten Mischkult geschaffen haben. Bis an die Meeresküste sind die Israeliten niemals vorgedrungen, und darin liegt wohl eine der vornehmsten Ursachen, daß ihre politische wie ihre Kulturentwicklung nur ein beschränktes Maß erreicht hat. Auch die festen Städte im Innern widerstanden lange, einige, wie Sichem, Gibeon und Jebus, bis zu den Anfängen der Königszeit.

Die Heldenfigur des Josua, dessen Name, hebräisch „Jehoschua", d. h. „dessen Hilfe Jehowa ist" allein schon auf die viel spätere Erfindung hinzuweisen scheint, gehört ebensowohl dem Bereiche der Sage an, wie diejenigen der übrigen angeblichen Eroberer des Kanaaniter-Landes. Auch die Herrschaft der Richter in der Zeit zwischen Josua und Saul läßt sich historisch nicht nachweisen; nur Abimelech, der Sohn Gideons*), von dem das neunte Kapitel des Buches der Richter erzählt, gehört als König von Ophra der Geschichte an. Der als Richterzeit bezeichnete Abschnitt sah das israelitische Volk in zahlreiche Stämme und Geschlechter gespalten, die vergeblich bemüht waren, der aus der Wüste gegen das Westjordanland vordrängenden Nomadenstämme und später der ebendahin gerichteten Angriffe der Philister sich zu erwehren; diese letzteren blieben Sieger und machten das zersplitterte Israel tributpflichtig. Dieses suchte nun seine Rettung in der Vereinigung unter starker Führung und schritt zur Gründung des Königtumes.

Israel wird Königreich.

Es fand sich in Saul (hebräisch „der Erbetene" — der Name macht hier den Eindruck, als wäre er von einem „nachempfindenden" Sehergeiste hinterher in die Geschichte hineingeheimnißt worden —) der rechte Mann, wenigstens zur Einführung der neuen Staatsform. Der Schilderung nach war Saul ein richtiger Volkskönig: einfach von Sitten, schlicht von Verstand, stattlich von Wuchs und tapfer von Herzen. Nach einem siegreichen Zuge gegen die Ammoniter, ein kanaanitisches Volk, das die südöstliche Ecke Palästinas

---

*) Gideon, dessen eigentlicher Name Jeru-Baal war, wurde infolge seines Siegeszuges gegen die Midianiter zum Richter erhoben und hat als solcher zuerst den Namen König geführt, was durch den Namen seines Sohnes („Abimelech", d. h. „mein Vater ist König") bekräftigt erscheint. Mit Abimelechs Fall bei der Erstürmung der Festung Tebes hat dieses Königtum wohl wieder sein Ende gefunden.

bewohnte und mit Israel bis zu seinem Verschwinden von der Bildfläche der Geschichte (im 2. Jahrhundert v. Chr.) in Erbfeindschaft lebte, erhob ihn das Volk zum Könige. Mit dem kühnen Wagemut, den der Erfolg stets verleiht, warf sich Saul nun gegen die Philister. Aber er hatte es hier mit einem überlegenen Gegner zu thun, dem namentlich sein höher entwickelter Kulturstand zu gute kam. Zudem lebte in seinem eigenen Volke bald wieder der Sondergeist auf, oder richtiger gesagt, er war niemals ganz erloschen. Auch stand Saul nicht mehr in den Jahren der vollen Manneskraft; er hatte bereits erwachsene Kinder. Den ersten Erfolgen seiner Waffen folgten Niederlagen, unter denen Saul auch geistig zusammenbrach. Die Philister unternahmen einen gewaltigen Vorstoß gegen den Norden des Reiches; am Berge **Gilboa** kam es zur Schlacht, in der Saul vollständig geschlagen wurde und sich verzweifelnd in sein Schwert stürzte. Sein Sohn **Isboseth** (**Esch-Baal**) wie dessen Feldhauptmann **Abner** hielten sich mit den ihm treu gebliebenen Stämmen im Ostjordanlande in abwartender Stellung. Diesseits des Jordan aber erstand ein neuer König, und zwar mit Hilfe desselben Mannes, der den alten zu Falle gebracht. Dies war **David**.

Was war David, der Hirtenknabe und Harfenspieler der Bibel? Nach der Ueberlieferung der Sohn des Isai, eines judäischen Häuptlings; Oskar Jäger nennt ihn in seiner „Geschichte des Altertums" einen hochstrebenden jungen Mann, was jedenfalls eine sehr wohlklingende Umschreibung des jetzt landläufigen Begriffes ist, der mit dem Worte „Streber" verbunden wird. Weniger wohlklingend nennt ihn Winckler in seinen „Einzeldarstellungen" „Räuberhauptmann", wofür sich wieder Andere des rücksichtsvolleren Ausdruckes „Freischarenführer" bedienen. Was das I. Buch Samuelis in seinem 25. Kapitel von ihm berichtet, die an dem Kalebiter **Nabal** versuchte Brandschatzung, deren Abweisung, die darauf folgende Verständigung mit Nabals schönem Weibe **Abigail**, der dem David sehr gelegen gekommene Tod des Alten und die schließliche Heimführung der Witwe als Braut — das Alles sieht in der That nach einem echten Räuberstücklein aus; aber trotzdem giebt es einen bezeichnenderen Namen für David: er war ein vortrefflicher Diplomat.

Schon seine erste staatsmännische Leistung war ein diplomatisches Meisterstück. Nachdem er sich, wie die Ueberlieferung berichtet, am Hofe Sauls als des Königs Waffenträger Stellung verschafft, dessen Sohn **Jonathan** zum Busenfreunde, dessen Tochter **Michal** zur Gattin gewonnen und mit **Samuel***), der bei dem schlichten Saul wohl nicht das nötige Verständnis für ein durch priesterlichen Einfluß verstärktes Königtum nach ägyptischem oder babylonischem Zuschnitte gefunden haben mochte und deshalb mit Saul auseinander geraten war, insgeheim gegen seinen Herrn und Gönner sich verbündet hatte, suchte und fand er Anhang in Juda, organisierte daselbst eine Freibeuterschar und begann ein richtiges Wegelagererleben in den Grenzgebieten der Wüste, gleichzeitig den alten Kampf gegen die amalekitischen Beduinenhorden fortsetzend. Schließlich warf er sich — angeblich von Saul verfolgt — den Philistern in die Arme und bot ihnen seine Dienste als Parteigänger an, wofür er mit einer an der judäischen Grenze belegenen Stadt belehnt wurde. Nach dem Selbstmorde Sauls und dem Falle seines Freundes Jonathan in der Schlacht am Berge Gilboa findet er sich als Fürst von Kaleb auf israelitischem Boden wieder und wird von Juda und den südlichen Stämmen, die von Saul abgefallen und ein eigenes Reich unter philisteischer Oberherrschaft gegründet hatten, als König anerkannt. **Abner** wandte sich mit seiner Streitmacht gegen das neue Königreich, um es für Israel und dessen rechtmäßigen König Isboseth, Sauls Sohn und Erben, wiederzugewinnen. Er kam jedoch gegen **Joab**, den Feldhauptmann Davids, nicht auf und ließ schließlich seine Sache, an deren Erfolg verzweifelnd, treulos im Stich. Sein Uebertritt in Davids Lager bekam ihm aber schlecht, denn Joab schlug ihn — nach dem Hoflager zurückkehrend —

---

*) **Samuel**, auf dessen Rat Saul zum König gewählt worden war, ist allerdings erst nachträglich von Priesterhand in die Ueberlieferung hineinredigiert worden, um die priesterliche Macht und deren Einfluß zu Gunsten ihrer Schützlinge ins richtige Licht zu stellen. Aber er paßt so vortrefflich zu dem ganzen Charakterbilde Davids und seiner Zeit, daß dieser Figur, wenn auch kein geschichtlicher, so doch jedenfalls ein eminent logischer Wert zuerkannt werden muß.

einfach nieder; bald darnach fiel auch der verlassene Isboseth unter den meuchlerischen Händen zweier seiner Hauptleute. David ließ, um der Welt zu beweisen, daß er an dieser Mordthat völlig unschuldig war, die Mörder hinrichten; aber die nunmehr erledigte Königskrone von Israel nahm er mit Dank aus den Händen Samuels entgegen, der ihn — nach der Ueberlieferung — vor versammeltem Volke zu Hebron zum Könige gesalbt haben soll. Die Philister, die sich von ihrem Schützling in gröbster Weise angeführt sahen, griffen sofort gegen das neue Königreich zum Schwerte; aber sie fanden in David den Stärkeren und mußten nach langwierigem Kampfe alle weiteren Versuche, das Hinterland ihres Küstengebietes für sich zu gewinnen, aufgeben.

Das Reich Davids.

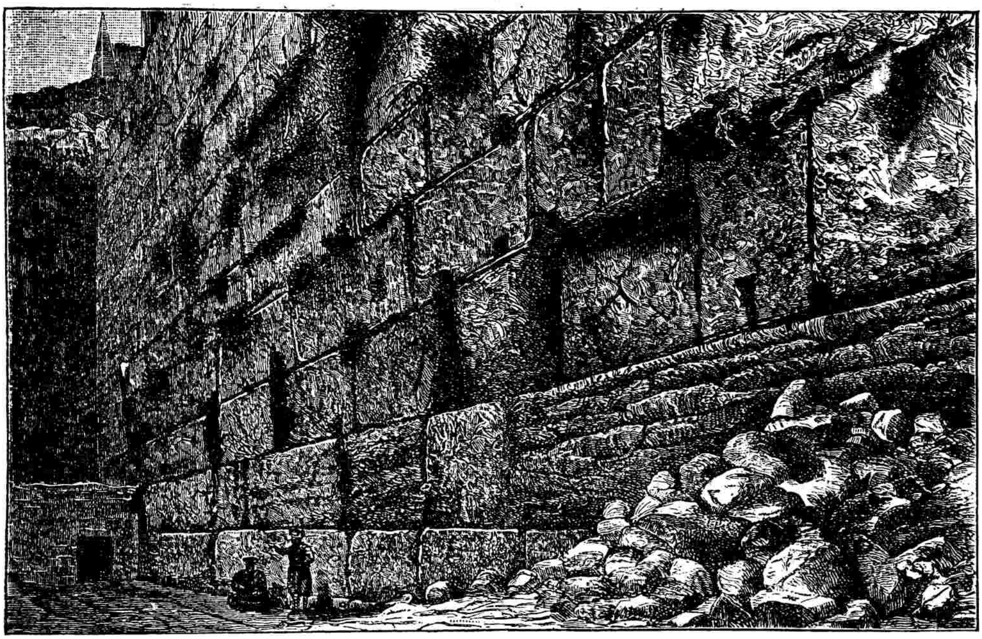
Mit unwiderstehlicher Macht entwickelte sich nun das Reich Israel. Joabs Kriegsglück — der König selbst beteiligte sich an den weiteren Kämpfen nicht mehr persönlich — bewährte sich gegen alle alten Widersacher der Israeliten. Die Amaletiker wurden vernichtet, Moab und Edom völlig unterworfen, unter den Ammonitern ein entsetzliches Blutbad angerichtet, ohne daß jedoch ihre völlige Unterwerfung gelungen wäre. Im Norden rückten die Grenzen des Reiches bis hart an den Libanon und Antilibanon vor; die kanaanitischen Städte im Innern, die bis dahin ihre Selbständigkeit behauptet hatten, wurden nun, eine nach der andern, dem Reiche einverleibt, darunter vor allem die Felsenburg Jebus, der feste Rückhalt der Jebusiter, die sich seit Beginn der hebräischen Einwanderung gegen deren Eroberungsgelüste behauptet hatte und die nun unter dem schönen Namen Jerusalem („Erbteil des Friedens") zur Hauptstadt des Reiches erhoben wurde. Noch war eine Großthat zur Befestigung des Reiches Davids zu thun; von Sauls Familie lebten noch einige Mitglieder; diese wurden von David als Sühnopfer zur Abwendung einer Hungersnot an die Gibeoniter*) ausgeliefert und von diesen dem Gotte Jahve dargebracht und aufgeknüpft — die Mutter zweier der Geopferten wehrte von deren Leichen die Raubvögel ab. Man sieht daraus, wie zu Davids Zeit der „einzige Gott" noch aufgefaßt wurde. Nur der Enkel Sauls, Jonathans Sohn Mephiboset — eigentlich „Meribaal" d. h. „Mein Herr ist Baal" genannt — blieb verschont, denn er war ja der Sproß von Davids einstigem Busenfreund und — an beiden Füßen lahm, daher kein gefährlicher Prätendent! — Seinen Neffen Joab, dessen kriegerischer Umsicht und Entschlossenheit er seine größten und wichtigsten Erfolge zu verdanken hatte, haßte und fürchtete David wegen seiner Verschlagenheit und Gewaltthätigkeit aus vollem Herzen; aber er hütete sich, ihm ans Leben zu gehen, denn er wußte, wie gut er ihn brauchen konnte. Dagegen beeilte sich sein Sohn Salomo, den gefährlichen Mann gleich nach seiner Thronbesteigung aus dem Wege räumen zu lassen.

Damit wäre in gedrängten Zügen die Geschichte, wie David König von Israel geworden ist, erzählt. Es erübrigt nun noch, einiges über dessen Regierung zu berichten, die nach herkömmlicher Rechnung in die Zeit von 1055—1015 v. Chr. verlegt wird. Von der Art der Verwaltung ist nur sehr wenig bekannt, es scheint jedoch, daß die Aussaugung der Mittel und Kräfte des Volkes nach asiatischem Muster zur Befriedigung der Prunksucht und des Ehrgeizes des Herrschers erst unter Davids Sohn und Nachfolger Salomo ihren Höhepunkt erreicht hat. Zum Kriegsdienst mußte sich im Falle des Bedarfes jeder freie Israelit stellen und die Kosten der Ausrüstung selbst tragen, wogegen die unterworfenen Stämme Tribut und Frondienst zu leisten hatten. Neben dem Volksheer

*) Die Gibeoniter waren die Bewohner der Stadt Gibeon, die — nach der sagenhaften Ueberlieferung — von unter Josua andrängenden Israeliten durch List das Freundschaftsrecht errungen hatten. Saul hatte dieses heilig gehaltene Recht dadurch verletzt, daß er die Stadt unterwarf und hart behandelte; der fromme David sühnte dieses Vergehen durch das oben erwähnte Opfer, das ihn selbst allerdings nicht viel gekostet hat.

hielt sich der König eine Leibwache von 600 Söldnern, meist aus Fremden, namentlich Philistern bestehend. Auf dem Hügel Zion, der die neue Hauptstadt überragte, ließ sich David ein prächtiges Königshaus bauen, im dem es selbstverständlich auch nicht an einem reich ausgestatteten Weiberhause (Harem) fehlte.

Weniger glänzend als die äußeren Verhältnisse des neuen Königreiches waren diejenigen im Königshause selbst. Von den älteren Söhnen Davids war Amnon ein Wüstling, der seine Halbschwester Thamar, die richtige Schwester seines Halbbruders Absalom, schändete, wofür der schwache Vater ihn nicht zu strafen wagte, so daß Absalom selbst Blutrache an dem Verbrecher übte und ihn tötete. Absalom stiftete daraufhin in Verbindung mit Unzufriedenen des judäischen Adels eine Verschwörung gegen David an und nötigte ihn zur Flucht über den Jordan. Die Kerntruppen Davids, jene „Gibborim“ oder „Gewaltigen“, die mit ihren Knechten und Waffenträgern stets das Hoflager des



Ueberreste der Salomonischen Tempelmauer.
Aus der „Ill. Hausbibel“.

Königs teilten, trieben jedoch die Empörer rasch zu Paaren und Absalom wurde gegen Davids ausdrücklichen Willen von Joab getötet, was den alten Groll des Königs gegen seinen Feldherrn nur noch vermehren mußte. Noch blieben David zwei Söhne: Adonia, der rechtmäßige Thronerbe, und Salomo, der Sohn seiner Lieblingsfrau Batseba, die er dadurch gewonnen hatte, daß er deren Gatten, seinen Feldhauptmann Uria, ermorden ließ. Es gelang der Batseba, den alten David auf seinem Sterbebette zu bewegen, ihren Sohn mit Beiseitesetzung Adonias zum Thronfolger zu erklären, und kaum hatte der König die Augen geschlossen, als der junge Salomo („Schelomoh“ d. h. „der Friedensfürst“) die nötigen Maßregeln ergriff, um sich die auf solche Weise gewonnene Krone zu sichern. Adonia und der alte Joab, der für dessen Recht eingetreten war, wurden getötet, der Hohepriester Abjathar, der sich ebenfalls für Adonia erklärt hatte, in die Verbannung geschickt. Wie viele von den Anhängern Adonias sonst noch um der Ordnung und des Friedens willen niedergemetzelt wurden, ist nebensächlich.

Unter Salomo strebte der neue Kurs nun mit vollen Segeln der großmächtlichen Ausgestaltung Israels zu. Salomo war ein morgenländischer Fürst von richtigem Schlage, aber ohne die hervorragenden Eigenschaften, welche einige von diesen ausgezeichnet haben. „Niemand verdient", wie Eduard Meyer erklärt, „den Glorienschein, mit dem die Nachwelt ihn umgeben hat, weniger als er." Das großartige Weiberhaus, das er seiner ersten Gemahlin, der Tochter des Pharao Pasebchanen II. (wahrscheinlich 989—975 v. Chr.) zu Ehren erbauen ließ, der neue Palast, dessen Bau 3 Jahre dauerte, und der berühmte Salomonische Tempel*), an dem sieben Jahre lang gebaut wurde, sind beredte Zeugen seiner Prunk- und Verschwendungssucht. Neben dem neuen Königshause mit seiner Halle aus Cedernholz verschwand die kleine Davidsburg; der Tempel, der an die Stelle eines umzelteten Hofes trat, in welchem David die Bundeslade**) hatte aufstellen lassen, war zwar im Vergleich zu ägyptischen und assyrischen Bauwerken nur von geringfügiger Bedeutung, allein in seiner inneren Ausstattung wurde doch eine für das kleine und noch junge Königreich verschwenderische Pracht entwickelt, deren Bestreitung nur dadurch ermöglicht wurde, daß Salomo seinem Volke schwere Lasten an Steuern und Frondiensten auferlegte. So sollen zum Holzschlagen und Steinbrechen im Libanon allein jährlich 30000 Mann ausgehoben worden sein. Die Volkszählung, die noch unter David vorgenommen worden war, hatte wohl hauptsächlich den Zweck, die Ziffer der Geld- und Blutsteuerkraft des Volkes kennen zu lernen; David kam nicht mehr dazu, diese Ziffer praktisch auszunutzen, desto gründlicher holte aber sein Sohn und Thronerbe das Versäumte nach.

Die Folge davon war eine Erschöpfung der Volkskraft, die nicht zum geringsten Teile an dem raschen Verfalle des Königreiches nach dem Tode Salomos schuld war. Das Land war zu arm, um aus sich selbst die nötigen Mittel zu einer so kostspieligen Königswirtschaft zu schöpfen, das Volk zu klein, um durch Eroberungen seinen Besitzstand zu vergrößern und durch Beutezüge von außen her Hilfsmittel zu schaffen. Auch zum Handelsstaate konnte es vermöge seiner Lage niemals werden; aus allen diesen Gründen mußte es notwendig an dem Versuche, ein Staatswesen nach dem Muster der asiatischen Großstaaten des Altertums zu begründen, zu Grunde gehen. Als Salomo nach 40jähriger Regierungsdauer (nach herkömmlicher Rechnung von 1015 bis 975 v. Chr.) starb, hinterließ er sein Reich im Zustande beginnender Zersetzung. Das Volk war unzufrieden, und schon bei seinen Lebzeiten brach infolge des ungeheueren Druckes ein Aufstand aus. Die Begünstigung des ausländischen Götzendienstes, zu der sich Salomo wahrscheinlich durch seine Weiber, wohl auch durch die mit besonderer Vorliebe gepflegten Beziehungen zu fremden Fürstenhäusern verleiten ließ, weckte den Widerspruchsgeist der Nation, der sich allmälig im Prophetentum Bahn brach. Aeußerte sich dieses auch vorerst in der Form religiöser Besessenheit in wilden Auftritten, die beim Schall lärmender Instrumente unter Geschrei und tollen Tänzen bis zur Verzückung Einzelner und auch ganzer Gruppen sich steigerten, so erwuchs daraus doch allmälig eine ernstere, mehr vergeistigte Bewegung, die neben dem religiösen auch einen entschieden nationalen Charakter hatte. Hinter dem Samuel der Ueberlieferung stand gewiß

---

*) Zum Tempelbau sollen 150000 Mann aus der kanaanitischen Bevölkerung des Landes herangezogen worden sein, die als Handlanger unter mehr als 3000 israelitischen Aufsehern mit der Gewinnung und Heranschaffung der Bausteine beschäftigt wurden. Die nötigen Bauhandwerker stellte der König Hiram von Tyrus, mit dem Israel ein Freundschaftsbündnis abgeschlossen hatte; in Israel selbst waren solche nicht aufzutreiben. Auch das Cedern- und Cypressenholz aus dem Libanon lieferte Hiram gegen Zahlung in Weizen, Wein und Oel, welche Naturalien selbstverständlich zum größten Teile vom Volke beigesteuert werden mußten. Nach Vollendung des Tempelbaues stand Salomo so tief in der Schuld seines königlichen Freundes, daß er ihm zwanzig im Norden des Reiches gelegene Städte abtreten mußte. Hiram schickte Ansiedler von verschiedenen Volksstämmen dahin, weshalb man diesem Landesteile den Namen des „Gebietes der Völkerschaften", hebräisch „Galil" gab. Daraus ist dann später der Name „Galilea" entstanden.

**) Die Bundeslade war ein hölzerner Kasten, der das Heiligtum der Israeliten enthielt — nach der Ueberlieferung zwei steinerne Tafeln, auf denen die zehn Gebote Mose eingegraben waren. Sie ging bei der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar verloren.

schon das von priesterlichem Geiste erfüllte Prophetentum, das sich gegen die Begründung eines Volkskönigtumes in Israel auflehnte, weil es von demselben eine Verringerung des göttlichen — und damit zugleich des priesterlichen — Ansehens fürchtete. Wie es dem Diplomaten David gelungen sein mag, diese priesterlichen Bedenken zu beschwichtigen, wissen wir nicht; daß aber Salomos heidnisches Gebahren dieselben in hohem Grade wieder erwecken mußte, liegt auf der Hand. Das Priestertum als solches war bei den Massen niemals volkstümlich; das Prophetentum dagegen war es immer und überall in hohem Maße; man könnte es fast das aus dem Volksgeiste hervorgewachsene Priestertum nennen. Das in seiner Bedeutung und Machtstellung durch das Emporwuchern der Vielgötterei gefährdete Priestertum mußte daher in der Gestalt des Prophetentums auftreten, um auf das Volk zu wirken. Dies geschah durch das Auftreten des Propheten Achijah von Siloh gegen Schluß der Regierungszeit Salomos.

Das Reich Israel war behufs wirksamerer Eintreibung der Steuern in zwölf Bezirke geteilt worden, an deren Spitze Steuerverwalter gestellt wurden. Ein solcher war Jerobeam. Als Achijah diesen eines Tages vor den Thoren Jerusalems antraf, zerriß er sein Oberkleid in zwölf Stücke, von denen er zehn dem Steuervogte mit dem Beifügen übergab, es seien dies die zehn Stämme, die sich von Davids Haus losreißen würden und deren König er — Jerobeam — sein solle. Der ehrgeizige Jerobeam nahm die Worte des Propheten mit gläubigem Sinne als bare Münze und stiftete im Stamme Ephraim, dem er selbst angehörte, einen Aufstand an. Dieser wurde im Keime erstickt; Jerobeam entkam aber nach Aegypten, wo er beim Pharao Pasebchanen II.*) gastliche Aufnahme fand, obgleich derselbe, wie schon erwähnt, Schwiegervater Salomos war. Wahrscheinlich ist dies zu dem Zwecke geschehen, um eine etwa sich ergebende Möglichkeit, den unter der XXI. Dynastie völlig verloren gegangenen Einfluß Aegyptens in Syrien wieder aufleben zu machen, nicht aus der Hand zu geben. Zu jener Zeit war noch ein anderer Flüchtling aus Israel in der Pharaonenstadt anwesend: Hadad, der Sohn eines von David besiegten Edomiterkönigs. Die Beiden beschlossen nun, in ähnlicher Weise, wie dies seiner Zeit David gegenüber dem jungen Königreiche Sauls gethan hatte, einen kleinen Freibeuterkrieg gegen Salomo in Szene zu setzen, dessen Karawanen zu plündern und Unruhe ins Land zu bringen. Eine andere Räuberschar entsandte der König Rezin von Damaskus und fügte durch dieselbe dem Verkehr der von Salomo begründeten Karawanenstation Tadmor, auch Palmyra, die „Palmenstadt" genannt, bedeutenden Schaden zu. In dieser Zeit starb Salomo und hinterließ das Reich seinem Sohne Rehabeam, der seinem Vater ziemlich ähnlich veranlagt war und bei seinem Regierungsantritte bereits in mittleren Mannesjahren stand. Salomo hat außer den bereits aufgezählten Prachtbauten und einem auf die Stärke von 20000 Mann gebrachten Heere nebst mehreren starken Grenzfestungen, zu denen sich auch neue Verteidigungswerke der Hauptstadt gesellten, einer beträchtlichen Erweiterung der Handelsverbindungen, namentlich auch zur See durch Vermittelung phönikischer Rheder und der Anlage von gepflasterten Landstraßen in der Umgebung Jerusalems, seinem Nachfolger die große Sorge hinterlassen, das unter Aufwand eines Uebermaßes von Kräften und Mitteln zum Hochkulturstaate aufgebauschte Reich gegen die zersetzenden Neigungen im Lande selbst, gegen den Neid der Nachbarländer und gegen die Begehrlichkeit der asiatischen Großstaaten zu verteidigen. Dazu hätte es einer gewaltigen Kraft bedurft; Rehabeam war aber nur ein beschränkter Kopf von unkriegerischem Geiste, entnervt durch üppiges Wohlleben und daher vollständig unfähig, die ihm zugefallene Aufgabe zu erfüllen.

---

*) Dieser Pharao gehörte der XXI. Dynastie an, deren Könige in Tanis residierten. Auch Hadad von Edom fand bei demselben Zuflucht.

Die Trennung des Reiches.

Gleich nach dem Tode Salomos riefen die Ephraimiten Jerobeam aus Aegypten zurück. In der alten Bundesstadt Sichem fand eine große Volksversammlung statt, zu der auch Rehabeam erschien. Da dieser aber den Forderungen des Volkes hoffärtigen Widerstand entgegensetzte, erklärte ihn die Versammlung als abgesetzt und wählte Jerobeam zum Könige. Juda*), Benjamin und die Reste des Stammes Levi, der in Jerusalem zu großer Macht angewachsen war, blieben jedoch Rehabeam treu und es trennte sich nun wieder, wie zur Zeit Isboseths, ein Königreich Juda von dem Gesamtreiche ab, das hinfort in einen nördlichen Teil, das Königreich Israel, und in einen südlichen, das Königreich Juda, gespalten blieb. Hauptstadt des neuen Sonderreiches Israel wurde zunächst Sichem, später Samaria. Zwischen den beiden Reichen herrschte beständiger Krieg, Juda rief sogar die Syrer zu Hilfe. Dagegen wurde es selbst von einem Angriffe des mittlerweile zur Regierung gelangten Pharao Scheschonk I. überrascht, der Jerusalem einnahm und die Schätze der Königsburg und des Tempels mit fortschleppte (vergl. S. 65). Besser gestaltete sich das Verhältnis zwischen den beiden Reichen erst unter der Dynastie Omri (bei Luther Amri), des sechsten Königs von Israel, der um 900 v. Chr. regierte und dessen Nachkommen sich mit der Familie der Davidischen Dynastie in Juda befreundeten und verschwägerten, ein Verhältnis, das sich unter der politischen Zwangslage beider Länder zum Bündnis gegen ihre gemeinsamen Feinde ausgestaltete. Unter Omri fand die Verlegung der Residenz Israels nach Samaria statt; auf seine Zeit bezieht sich auch eines der wichtigsten Denkmäler der israelitischen Geschichte, die Siegessäule des Moabiterköniges Mesa, der sich in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr. von der Herrschaft Israels, von dem er stark bedrückt worden war, freigemacht hatte. Omri war den Assyrern bereits tributpflichtig.



Siegessäule des Mesa,

gefunden vom Missionar F. A. Klein im Jahre 1867 bei Dibon, östlich vom toten Meere.
Aus der „Ill. Hausbibel".
Dieser aus schwarzem Basalt gearbeitete 3 Spannen breite, 5 Spannen hohe, 1½ Spannen starke Denkstein ist eins der wichtigsten auf israelitischem Boden gefundenen Denkmäler. In moabitischer Sprache, mit altsemitischen Buchstaben geschrieben, berichtet die Inschrift des Königs Mesa über dessen Abfall von Ahab, über die Streifzüge und Städte-Eroberungen, die er dem Abfall folgen ließ, über das Herannahen des israelitischen Königs, wie dieser dann eine Stadt nördlich von Dibon belagert habe und — so sagt der König — durch die Hand des Gottes Kamos „von seinem (des Königs) Angesicht vertrieben" worden sei. Auch von gleichzeitiger Besiegung der Edomiter ist auf dem Stein die Rede.

Omris Sohn und Nachfolger Ahab zog sich den Haß der zu seiner Zeit schon sehr erstarkten Partei der Propheten dadurch zu, daß er sich mit der tyrischen Prinzessin Isebel (Jezabel) vermählte und in Samaria den Kult ihres heimatlichen Gottes Melkart einführte. Das Volk wandte sich von dem sonst kraftvollen und tapferen Könige, der mit wechselndem Erfolg gegen den räuberischen König Benhadad von Damaskus gekämpft hat, wegen eines aus Habsucht begangenen Justizmordes**) ab, und so konnte die Prophetenpartei,

---

*) Mit dem Stamme Juda waren auch die Reste des Stammes Simeon verschmolzen, der in einem Rachekriege der Kanaaniter gegen ihn und den Stamm Levi wegen vertragsbrüchigen Ueberfalles der Stadt Sichem zersprengt wurde. Das gleiche Schicksal traf auch den Stamm Levi; der Stamm Benjamin schlug sich bei der Reichsspaltung zu Israel, einige vor den Thoren Jerusalems liegende Ortschaften desselben vereinigten sich dagegen mit Juda. Jerusalem selbst gehörte eigentlich dem Stamme Benjamin an, wurde aber stets von Juda als sein Eigentum betrachtet.

**) Mit dem Ausdrucke „Justizmord", der hier jedoch in buchstäblich blutigem Sinne des Wortes zu verstehen ist, bezeichnet man den Mißbrauch der strafrichterlichen Gewalt durch Verurteilung eines Unschuldigen, sofern die ungerechte Verurteilung bewußt und absichtlich erfolgt ist, und zwar auch dann, wenn das Urteil nicht auf Tod lautet; denn nicht der gemordete Verurteilte,

gestützt auf die öffentliche Meinung, zur Vollstreckung des göttlichen Strafurteils schreiten, das der Prophet Elias (hebräisch „Elija“, d. i. „Jaweh ist mein Gott“) dem König angekündet hatte, und das dahin lautete, sein „Blut“ solle auf dem Acker des Gemordeten, den Ahab durch sein Verbrechen gewonnen hatte, vergossen werden. Ahab entging zwar für seine Person dieser Strafe; er fiel auf dem Schlachtfelde vor Rama in Gilead; aber sein Sohn Joram wurde von seinem Feldhauptmann Jehu, der sich an die Spitze der prophetischen Verschwörung gegen Ahabs Haus gestellt hatte, auf dem vom Gottesurteil bezeichneten Boden überfallen und getötet, die ganze Familie Ahabs ausgerottet, der Baalstempel zu Samaria zerstört und seine Priester niedergemacht, Isebel aus dem Fenster des Königspalastes gestürzt und Jehu als König von Israel ausgerufen. Auch der König Ahasja von Juda, der zu jener Zeit gerade zu Besuche bei seinem Schwager Joram war, wurde getötet (843 v. Chr.).

Die neue Dynastie Jehu erhielt sich, obgleich sie unter Jehus Sohn und Nachfolger Joahas in tiefste Schwäche und Not verfiel, und nahm unter des letztern Nachfolger Joas (um 800 v. Chr.) einen neuen Aufschwung. Der flüchtige Freundschaftsbund mit Juda war jetzt wieder ins Gegenteil umgeschlagen; es kam zum Kriege zwischen beiden Reichen, der König Amazia von Juda wurde in der Schlacht bei Bethsemes gefangen genommen, Jerusalem besetzt und die Schätze des Tempels und Königshauses neuerdings geplündert. Im Jahre 734 v. Chr. fiel Tiglatpilesar III. von Assyrien, dem sich der König Ahas von Juda (736—727 v. Chr.), von den diesmal gegen Juda verbündeten Syriern und Israeliten hart bedrängt, zum Vasallen erklärt hatte, in Israel ein und unterwarf es (734). Trotzdem knüpfte Israel ein Bündnis mit Aegypten an, was seinen Untergang herbeiführte. 722 zerstörte König Sargon seine Hauptstadt, schleppte über 27000 Kriegsgefangene aus dem Lande und schlug dieses zum assyrischen Reiche. Die zurückgebliebene israelitische Bevölkerung vermischte sich mit den von den Assyrern in ihr Land gesetzten fremden Ansiedlern, die Kriegsgefangenen gingen in der assyrisch-babylonischen Bevölkerung auf.

Das Reich Juda.

Die Geschicke des Reiches Juda in der ersten nachsalomonischen Zeit haben wir, soweit sie allgemeineres Interesse bieten, im Obigen bereits kennen gelernt. 873—848 v. Chr. herrschte dort König Josaphat, der, um den Frieden mit Israel herzustellen, seinen Sohn Joram (848—844) mit der Tochter des Israeliterkönigs Ahab und der Isebel, Athalja vermählte. Diese setzte sich durch Ermordung aller männlichen Nachkommen Davids mit Ausnahme des Joas, den seine Tante Joseba vor dem Mordstahl der Großmutter rettete, in den Besitz der Krone und führte in Jerusalem den Baaldienst ein. Doch Athalja ward 837 von dem Hohenpriester Jojada gestürzt und getötet, der Baaldienst wieder aufgehoben und Joas als König eingesetzt.

Die Priestermacht stieg noch höher unter dem Könige Iskia (727—697), der sich ganz der Leitung des Propheten Jesaja überließ und ein Bündnis mit Aegypten schloß, auf das gestützt er den Assyrern den Tribut verweigern zu können glaubte. Den Ausgang dieses Beginnens haben wir bereits in der Geschichte Aegyptens erfahren. Iskias Sohn Manasse (697—642) führte aufs neue den phönikischen Kult ein; er hielt Assyrien die Vasallentreue*) und erzielte dadurch Frieden und Wohlstand im Lande. Seines Götzendienstes halber schrieben aber die Propheten den fast sechzig Jahre später erfolgten

sondern das gemordete Recht soll mit dieser Bezeichnung gekennzeichnet werden. Im obigen Falle handelte es sich um einen gewissen Nabot von Jezrael; weil Nabot dem Könige einen Weinberg nicht abtreten wollte, den dieser zu besitzen wünschte, rief Ahab falsche Zeugen wider ihn auf und ließ ihn als Gotteslästerer steinigen.

*) „Vasall“ s. v. w. Lehensmann, im obigen Sinne ein Fürst, der unter der Oberhoheit eines andern Fürsten steht.

Untergang des Staates ihm zu, und die nachexilischen*) Geschichtsverbesserer, denen es nicht paßte, daß dieser Heide eine so lange und glückliche Herrschaft geführt hatte, ließen ihn in die Gefangenschaft nach Babylonien wandern, wo er sich bekehrt haben soll.

Unter dem Könige Josia (640—609) litt das Land unter dem Einfall der Skythen (vergl. S. 72). Dieser König war es, der im Tempel jenes Gesetzbuch aufgefunden hat, das 621 durch Volksbeschluß als Glaubensgesetz für das ganze Reich erklärt wurde und das die Grundlage des ganzen noch heute bestehenden, sogenannten Mosaischen Religionsgebäudes bildet (vergl. S. 80). Josia fiel gegen die Aegypter in der Schlacht bei Megiddo.

Juda wurde nach der hier erlittenen Niederlage den Aegyptern und nach der Schlacht bei Karchemis (605) den Babyloniern unterthan. Vergeblich versuchte sein letzter König Zedekia mit ägyptischer Hilfe die Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Er mußte den Versuch grausam büßen; Nebukadnezar, der ihn 597 v. Chr. als babylonischen Vasallenkönig über Juda gesetzt hatte, konnte es ihm nicht verzeihen, daß er aus gutmütiger Schwäche von der nationalen Partei sich zum Abfall hatte fortreißen lassen. Bei Jericho eingeschlossen und gefangen genommen, wurde er vor Nebukadnezar geführt und mußte zusehen, wie seine Söhne hingerichtet wurden; darauf ließ der rachsüchtige König ihn blenden und nach Babylonien ins Gefängnis führen. Mit der Eroberung und Zerstörung Jerusalems und der Abführung der vornehmeren Geschlechter des Landes in die babylonische Gefangenschaft endigt dieser letzte Abschnitt der vielbewegten Geschichte Judas.

Die nachexilische Zeit.

Im Jahre 537 v. Chr. kehrten 42000 Israeliten aus allen Stämmen, deren Hauptmasse sich jedoch aus solchen aus dem Stamme Juda — daneben Benjaminiten, Ephraimiten und Leviten — zusammensetzt, aus der babylonischen Gefangenschaft, aus der der Perserkönig Cyrus weniger aus Gründen der Menschenfreundlichkeit als vielmehr aus politischen Rücksichten sie entlassen hatte, nach Palästina zurück, um in Judäa**) unter persischer Aufsicht eine Ansiedlung von national-genossenschaftlichem Wesen zu begründen. Der reine Jahwe-Kult, wie er in der sogenannten mosaischen Lehre und Gesetzgebung ausgeprägt ist, bildete hinfort die Grundlage des religiösen Gemeindelebens der Niederlassung; ein neuer Tempel wurde zwischen 520 und 516 erbaut; da aber durch Zulassung von Resten der altisraelitischen Bevölkerung zu der neuen Glaubensgemeinde eine Verschmelzung durch Mischehen mit diesen Platz griff und dadurch Elemente in die Gemeinde kamen, die durch Berührung mit außerhalb derselben gelegenen Elementen deren strammen Glaubenssinn erheblich zu gefährden drohten, so erwachte der Propheteneifer aufs neue und suchte dieser Gefahr zu begegnen. Dies gelang, als Esra 458 v. Chr. mit einer weiteren Schar von Exilirten nach Jerusalem zurückkehrten und zunächst gegen die Mischehen energisch vorging, wozu ihm die weitgehenden Vollmachten, die er vom persischen König empfangen hatte, die nötigen Machtmittel an die Hand gaben. Die Folge dieses Eingreifens war zunächst der Ausbruch einer Volksbewegung, die in einem Angriff der benachbarten israelitischen Bevölkerung auf die jüdische Gemeinde gipfelte. Jerusalem wurde erobert, seine Mauern teilweise geschleift

*) „Exil" s. v. w. Verbannung, wobei zwischen der einfachen und der zwangsweisen Entfernung aus dem betreffenden Staate zu unterscheiden ist. Letztere wird auch Deportation, Verpflanzung oder Verschickung genannt. Unter nachexilischer Zeit versteht man diejenige, die auf die babylonische Gefangenschaft folgte.

**) Judäa wurde ursprünglich das den Juden nach der Rückkehr aus dem Exil überwiesene Gebiet in der Umgebung von Jerusalem genannt. Später erweiterte sich das Gebiet, und seine Grenzen verschoben sich mehrfach. Die römische Provinz Judäa umfaßte seit 67 n. Chr. ungefähr das heute als Palästina bezeichnete Gebiet.

und die Zurücknahme der Verfügung betreffs Auflösung der Mischehen erzwungen. Als aber im Jahre 445 Nehemia als Statthalter des Perserkönigs nach Jerusalem kam, führte dieser mit starker Hand die von Esra angestrebte Reform durch, bewirkte die Ausschließung der nicht zur Gemeinde Gehörigen vom Gottesdienste sowie die Auflösung der Mischehen und ließ die Mauern Jerusalems wieder herstellen. Durch Zusammenschweißung des bis dahin in Kraft gestandenen Gesetzbuches des Josia mit dem von Esra aus Babylon mitgebrachten, das die von ihm angestrebten Reformen enthielt und das als „Priestercodex“ bezeichnet wurde, entstand der Pentateuch*), der von den Juden als Thora (d. h. „Lehre“) als Grundlage und Inbegriff ihres religiösen und Volkslebens anerkannt und bis auf den heutigen Tag bewahrt wird.

Judäa.

Die politische Geschichte des Volkes Israel hat mit der Begründung der judäischen Gemeinde ihr Ende erreicht oder ist, richtiger gesagt, in ihr aufgegangen. Was diese letztern betrifft, so blieb das Land, das sie bewohnte und dessen Regierung von Hohenpriestern und Beamten besorgt wurde, von 538—332 unter persischer Oberhoheit, fiel dann unter das Reich Alexanders des Großen (332), bildete 323—198 einen Bestandteil des Ptolemäer-Reiches und stand 198—167 unter der Herrschaft der Seleukiden von Syrien. Im Jahre 167 brach der Aufstand der Makkabäer aus, hervorgerufen durch die Erpressungen der syrischen Machthaber, zu denen sich seit 174 auch Religionsverfolgungen gesellten. Der zu jener Zeit herrschende Syrerkönig Antiochus IV. (175—163 v. Chr.) wollte die Einheitlichkeit seines Reiches durch gewaltsame Hellenisierung herstellen, und es ist selbstverständlich, daß die in ihrer Eigenart so einzig dastehende und so streng abgeschlossene judäische Gemeinde ganz besonders zum Ziele seiner Bestrebungen in diesem Sinne werden mußte. Um dem Jahwekultus den Todesstoß zu versetzen, befahl er, daß im Tempel zu Jerusalem dem Zeus geopfert werden solle, und als die Gemeinde gegen diese Entweihung ihres Heiligtums Widerspruch erhob, wurde der Befehl noch verschärft. Infolge dessen erhoben sich die Juden unter dem Priester Mattathias aus dem Geschlechte der Hasmonäer**) und dessen fünf Söhnen, von denen Judas-Makkabi***) der hervorragendste war, und wußten ihre Unabhängigkeit in vierzigjährigem Kampfe mit beispielloser Ausdauer zu behaupten. Ein Urenkel des Mattathias, der Hohepriester Judas, nahm 105 v. Chr. als Aristobul I. den Königstitel an, der sich nun im Geschlechte der Hasmonäer bis Aristobul III. erhielt, mit dessen Tode aber 35 v. Chr. erlosch. Während der Herrschaft der Hasmonäer erhoben sich Zwistigkeiten zwischen den Religionsparteien der Pharisäer und Sadducäer†), welche die Errungenschaften der

---

*) „Pentateuch“ ist die griechisch-alexandrinische Bezeichnung für die Thora der Juden und gleichbedeutend mit den fünf Büchern Mose, auf deren Zahl sich der griechische Name bezieht.

**) „Hasmonäer“, die Nachkommen des Hasmonäus, der des Mattathias Urgroßvater gewesen sein soll und darum als Ahne der Makkabäer galt.

***) „Makkabi“, hebräisch s. v. w. „Hammer“, der Beiname des Sohnes Judas des Mattathias, der nach dem Tode seines Vaters Führer des jüdischen Befreiungskampfes wurde, die syrischen Feldherren in mehreren Schlachten schlug und 160 v. Chr. im Kampfe gegen das übermächtige Heer des Bacchides fiel, dem er nur wenige hundert Mann hatte gegenüber stellen können. Ihm folgte zunächst sein jüngster Bruder Jonathan, auf diesen der älteste Bruder Simeon in der Führung des Aufstandes; letzterer nahm 142 Jerusalem ein und sein Sohn Hyrkanos herrschte 135—105 über Judäa, dessen Machtgebiet er, dank der inneren Schwäche des syrischen Reiches, beträchtlich vergrößerte. Die Samaritaner, die den Kern der altisraelitischen Gegnerschaft bildeten, wurden unterworfen und ihr Tempel auf dem Berge Garizim zerstört, die Idumäer (Edomiter) zur Annahme des Gesetzes gezwungen. Von seinen Söhnen regierten Aristobul I. und Alexander unter den Titel von Königen.

†) Die Pharisäer (hebräisch „Peruschim“ d. h. die „Abgesonderten“) bildeten die streng gesetzliche Partei des Judentums, die bemüht war, alle Gebiete des öffentlichen und Privat-

Makkabäer wieder zu nichte machten. Schon unter Hyrkanus I. war die Sadducäische Richtung zur Herrschaft gekommen; die Pharisäer hatten aber die Volksstimmung für sich. Sein Enkel Hyrkanus II., Alexanders Sohn, der 96 v. Chr. von der pharisäischen Partei zum König ausgerufen, von seinem jüngeren, sadducäisch gesinnten Bruder Aristobul II. aber nicht anerkannt und mit Waffengewalt zur Abdankung gezwungen worden war, versuchte mit fremder Hilfe den Thron wiederzugewinnen. Der römische Heerführer Scaurus, der 65 in Palästina erschien, nahm die Partei Aristobuls; die Juden riefen hierauf Pompejus zum Schiedsrichter an und dieser kam 63 nach Palästina und erklärte sich zu Gunsten der vom Volke getragenen pharisäischen Partei, schritt mit Waffengewalt zu deren Gunsten ein, eroberte den Tempelberg, schaffte das jüdische Königtum ab und setzte Hyrkanus II. als Hohenpriester und Fürsten von Judäa ein. Im Jahre 47 v. Chr. wurde dieser in der erblichen Hohenpriesterwürde von Julius Caesar bestätigt. Aristobul war von Pompejus als Kriegsgefangener nach Rom gebracht und dort in seinem Triumphzuge mit aufgeführt worden; sein Sohn Antigonus suchte nun bei den Parthern Hilfe und wurde durch sie wieder auf den Thron gebracht, worauf er Hyrkanus, um ihn zum Priestertum dauernd unfähig zu machen, die Ohren abschneiden ließ. Von den Parthern 40 v. Chr. in Gefangenschaft geschleppt, erwirkte ihm später seine Enkelin Mariamme von Herodes die Erlaubnis zur Rückkehr, doch ließ ihn derselbe Herodes 31 v. Chr. unter der Beschuldigung des Hochverrates hinrichten.

Herodes, der Große genannt, war ein Sohn des Idumäers Antipater, der von Cäsar dem zweiten Hyrkanus als Prokurator (Regierungsbevollmächtigter) beigegeben worden war. Er wurde 47 v. Chr. Statthalter von Galiläa und erlangte durch die Gunst Roms auch die Verwaltung von Samaria und Cölesyrien. Den Sohn des Aristobul, Antigonus, besiegte er und ließ ihn töten, worauf er durch Vermählung mit dessen Nichte Mariamme, der Enkelin Hyrkanos II., das Erbteil des Makkabäergeschlechtes an sich brachte. Seine Herrschaft über Judäa besiegelte er, nachdem er im Jahre 37 von den römischen Triumvirn Antonius und Octavianus zum König von Judäa ernannt worden war, durch Einnahme Jerusalems und verlieh ihr einen Glanz, wie er seit Salomos Zeiten nicht mehr gesehen worden war. Aber das Bewußtsein, daß seine Stellung eine äußerst gefährliche war, da er als erster Ausländer auf dem Throne und als Angehöriger des Edomitischen Stammes, der schon in den ältesten Zeiten zu Israels erbittertsten Feinden gezählt hatte, dem Volke verhaßt sein mußte, ließ ihn seines Thrones nicht froh werden und erfüllte ihn mit Argwohn und Furcht. Seine eigene Gemahlin, seinen Schwager Aristobul III. und dessen Mutter Alexandra, sowie drei seiner eigenen Söhne schaffte er aus diesem Grunde beiseite; noch fünf Tage vor seinem eigenen Tode ließ er seinen Sohn Antipater, der eine Verschwörung gegen ihn angezettelt hatte, erdrosseln. Gegen den Haß des Volkes, den er auch durch einen prächtigen Neubau des Salomonischen Tempels nicht zu versöhnen vermochte, suchte er sich durch kriecherische Unterwürfigkeit gegen die jeweiligen Machthaber in Rom zu schützen. Er führte siegreiche Kämpfe gegen die Araber und erlangte von Augustus eine ansehnliche Vermehrung seines Ländergebietes. Am Ende seiner 33jährigen Regierungszeit wurde Christus*) geboren. Er starb vier Jahre v. Chr. und sein Reich wurde an drei seiner Söhne verteilt, von denen der zweite Herodes-Antipas (der in

---

lebens unter die Herrschaft der religiösen Satzungen zu stellen. Ihnen gegenüber vertraten die Sadducäer, deren Name wahrscheinlich von dem des Oberpriesters Salomos, Zadok, hergeleitet war, die Wahrung des Standpunktes des geschriebenen Gesetzes, dessen Erweiterung durch den übereifrigen Gesetzesgeist der Pharisäer sie ablehnten; dabei waren sie nicht frei vom Einflusse des hellenistischen Geistes, mit dem sie, da sie die Tempelaristokratie d. h. den vornehmsten Teil der Gemeinde bildeten und vermöge ihres Reichtums die Lebensgewohnheiten und Neigungen der höheren Gesellschaftsklassen angenommen hatten, in nähere Berührung gekommen waren.

*) Die christliche Zeitrechnung beruht auf einer vom römischen Abt Dionysius 525 n. Chr. aufgestellten Ostertafel, bei deren Berechnung die Geburt Christi, die den Ausgangspunkt unserer Zeitrechnung bildet, um mindestens 4—5 Jahre zu spät angesetzt worden ist. Jesus ist nach den Evangelisten unter der Regierung Herodes des Großen, also vor dem Jahre 4 v. Chr. oder in diesem geboren.

der Bibel genannte Landesherr Jesu als Tetrarch von Galiläa und Peräa) gewesen ist. Im Jahre 6 n. Chr. wurde Judäa mit Samaria der römischen Provinz Syrien einverleibt und um 44 n. Chr. wurde anläßlich des Todes Herodes-Agrippas I., des Enkels Herodes d. Großen, ganz Palästina zum römischen Gebiete geschlagen. Der Sohn des Herodes-Agrippa I., Herodes-Agrippa II., war vollständig Römling geworden, und als im Jahre 66 n. Chr. die Juden gegen die römische Herrschaft unter Vespasian sich empört hatten und von dessen Sohn Titus unter blutigen Greueln unterworfen wurden, war er den Römern bei der Eroberung Jerusalems behilflich, erhielt danach die Prätorwürde und starb 100 n. Chr., wonach sein Land zu Syrien geschlagen wurde.

Ein schreckenvolles Schauspiel war der Schlußakt der Geschichte Judäas: Von dem zum Passahfeste in Jerusalem versammelten Volke kam, als Titus im Jahre 70 n. Chr. die Stadt in seine Gewalt bekam, ein großer Teil teils durch das Schwert, teils durch Hunger um, und viele Tausende wurden in die Gefangenschaft geführt. An Stelle der gründlich zerstörten Stadt Davids legte der römische Kaiser Hadrian 130 n. Chr. eine Niederlassung, Aelia-Capitolina an und rief dadurch einen letzten verzweifelten Aufstand der Juden hervor, der sich bis 135 n. Chr. hinauszog. An Stelle des Salomonischen Tempels wurde ein solcher des Jupiter Capitolinus errichtet und den Juden bei Todesstrafe der Zutritt zu der Niederlassung verboten.

Seitdem verödete Judäa völlig und die Juden zerstreuten sich nach allen Ländern; besonders in den Küstenländern des Mittelmeers entstanden zahlreiche jüdische Niederlassungen. Das Judentum als solches aber hat sich gerade infolge seiner grausamen Geschicke einig erhalten, oder besser gesagt, ist es durch dieselben erst geworden. Das Bewußtsein, das auserwählte Volk Gottes zu sein, und die zuversichtliche Erwartung, daß die Verheißungen der Propheten von einer dereinstigen Erhebung dieses Volkes zu herrschender Stellung endlich in Erfüllung gehen müssen, haben bei den Juden ein Nationalbewußtsein erweckt und erhalten, das in seiner Art einzig dasteht und ein festes Band zwischen den in aller Welt zerstreuten Angehörigen dieses Volkes geschaffen hat. Von praktischer politischer Bedeutung kann dieses nationale Bewußtsein selbstverständlich niemals werden, und damit ist ihm zugleich der Boden entzogen, auf dem allein der nationale Gedanke fruchtbringend werden kann; für die Juden ist daher ihr Nationalbewußtsein und die Pflege ihrer nationalen Eigentümlichkeiten im politischen und gesellschaftlichen Leben zwischen anderen Nationen weit eher hinderlich als förderlich, weil es sie eben in Gegensatz zu der Umgebung stellt, in und mit der sie leben müssen. Das schmälert aber keineswegs die geschichtliche und sittliche Bedeutung dieser in ihrer Art einzig dastehenden Erscheinung.

Das Land Palästina.

Das Land, in welchem sich die vielbewegte Geschichte des Volkes Israel im Altertum abgespielt hat, vereinigt, wie Grätz in seiner „Geschichte der Juden“ schreibt, auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiete eine Reihe von Gegensätzen, die ihm einen eigentümlichen Charakter verleihen. Die ewigen Schneehäupter der Hochgebirge Libanon und Hermon im Norden blicken über eine Reihe von Bergkuppen und Thäler hinweg bis zur Sandwüste im Süden, wo afrikanische Gluthitze allen Pflanzenwuchs versengt. In enger Nachbarschaft gedeihen hier nebeneinander Baumgattungen, welche sonst einander fliehen: die schlanke Palme, welche nur in einem hohen Wärmegrad emporschießt, und die Eiche, welche eine solche Hitze nicht ertragen kann.

Von Wasser ist das Land von zwei Seiten eingerahmt, im Westen vom Mittelländischen Meer, das an seinem Küstensaume Hafenstätten für Schiffe bildet, und im Osten von dem langgestreckten Strom, dem Jordan, der, aus dem Schoße der Hermonhöhe geboren, in beinahe schnurgerader Richtung von Nord nach Süd läuft und fast in seinem

Anfangs- und Endpunkte von zwei großen Binnenseen scharf abgezeichnet ist. Im Norden fließt er durch den Harfensee (Tiberiassee), und im Süden verliert sich das Jordanwasser in dem wunderbaren Salzsee. Auch diese beiden Seen bilden einen Gegensatz. Der Harfensee (Kinâret) enthält Süßwasser; in seiner Tiefe tummeln sich Fische verschiedener Gattung; an seinen fruchtbaren Ufern gedeihen Palmen, Feigen, der Weinstock und andere Fruchtbäume. Der hohe Wärmegrad zeitigt in seiner Nähe die Früchte um einen Monat früher als auf den Höhen. Der Salzsee hat eine entgegengesetzte Wirkung und führt mit Recht den Namen: das Tote Meer, weil Wirbeltiere in seinen Gewässern nicht leben können. Das viele Salz, das er enthält, verbunden mit Bittererde und Asphaltklumpen, tötet alles Lebendige in seinen Fluten. Auch die Luft dort ist von Salz geschwängert, und der Erdboden in der Nähe ringsherum mit Salzgruben angefüllt, eine schaurige Wüste. Der oval gestaltete Bergkessel, der das Tote Meer umgiebt, dessen Wände sich stellenweise mehr als 1300 Fuß vom Wasserspiegel erheben, und der pflanzenlos und öde ist, giebt der ganzen Umgebung ein düsteres Aussehen. Doch finden sich an seinen Ufern zwischen Wasserspiegel und Bergwand Oasen, die an Fruchtbarkeit den gesegnetsten Flecken der Erde nicht nachstehen und die seltenen Balsampflanzen nähren.

An den Ufern beider Seen entspringen heiße heilkräftige Schwefelquellen.

Israel ist vorherrschend ein Gebirgsland. Zwei langgestreckte majestätische Gebirgsketten, durch ein Tiefthal voneinander getrennt, ragen im Norden wie zwei mächtige Riesen mit weißen Häuptern: Der Libanon, mit seinen bis zu 10000 Fuß Höhe in die Schneeregion hineinragenden Häuptern, und der Hermon (Antilibanon), mit der höchsten Erhebung von 9300 Fuß. Der Libanon hat nie zum Lande Israel gehört, er war stets im Besitze der Phöniker und Aramäer und ihrer Erben. Aber die berühmten Cedernwälder dieses Gebirges sind von den Israeliten benutzt worden. Näher lag diesen der Hermon (Antilibanon) und dessen glänzendes Schneehaupt. Er wird mehr als 150 Kilometer weit, wenn er nicht von Vorbergen verdeckt ist, mit Bewunderung geschaut. Bis an den Fuß seines jähen Abhanges im Süden reichte die Grenze des Landes Israel. Die Ausläufer beider Bergketten bildeten die Berge Israels im Norden.

Von Nord nach Süd ist das Land in drei Gürtel eingeteilt. Der breite Gebirgsgürtel nimmt die Mitte ein, die Niederung den Westen bis zum Meere und die Auen den Osten bis zum Jordan. In der Niederung ist das Klima mild, im Gebirge in der Regenzeit rauh und in der heißen Jahreszeit gemäßigt, in der Jordanau den größten Teil des Jahres hindurch heiß.

Palästina bildet einen Teil des unter dem Namen Syrien zusammengefaßten Länderstriches, der außerdem noch den phönikisch-philisträischen Küstenstrich und das peträische Arabien in sich schließt, im Ganzen etwa den gleichen Flächenraum wie Italien einnimmt. Der Libanon und der Antilibanon schließen das vom Orontes (jetzt Nahr-el-Asi d. h. „der Widerspenstige") durchströmte Tiefland Coelesyrien (das „hohle", d. h. muldenförmig zwischen den vorgenannten Hochgebirgszügen „ausgehöhlte" Syrien) ein, welches den mittleren Teil des syrischen Länderstriches bildet; nördlich davon liegt, umschlossen von Cilicien im Westen, Armenien im Norden und Mesopotamien im Osten das eigentliche Syrien, südlich schließt sich Palästina an. Das peträische Arabien, das kultur- wie völkergeschichtlich stets mit Palästina und Aegypten, nicht mit Arabien zusammenhing, umfaßt die syrisch-arabische Wüste mit zwei altberühmten Kultur-Oasen: Palmyra und Damaskus. Syrien stand zu Babylonien von altersher in politischen und Handelsbeziehungen und zeigte daher nahe Verwandtschaft zu diesem sowohl in seiner Kultur als auch in seinen verschiedenen Religionssystemen, die gleich jenen der Chaldäer auf einem Natur- und Sternkultus beruhten und die Naturkräfte in Gottheiten verkörperten, die zwar in den verschiedenen Ländern verschiedene Namen, aber überall dieselbe Bedeutung hatten. Auch die auf die Schöpfungsgeschichte bezüglichen Mythen waren in der Hauptsache übereinstimmend.

Die Kultur der Israeliten

schloß sich in allem Aeußerlichen eng derjenigen der übrigen semitischen Völker an. Aus ägyptischen, assyrischen und persischen Denkmälern — eigene haben die Israeliten nicht hinterlassen — sieht man, daß sie dieselben einfachen, hemdartigen Gewänder trugen, wie die Westasiaten im allgemeinen. Erst in dem Aufblühen des nach allgemein morgenländischem Muster zugeschnittenen Königstums griff der Luxus auch bei den Vornehmeren des Volkes, das nun kein bloßes Hirtenvolk mehr war, mehr und mehr um sich. Jenes Hemd wurde — wie der Kunst- und Kulturhistoriker A. v. Eye in seinem „Atlas der Kulturgeschichte" schreibt — zum Untergewand, dem der assyrische Umwurf und später andere Kleidungsstücke, je nachdem sie mit fremden Völkern in Berührung kamen oder Muße fanden, die heimische Tracht selbst weiter auszubilden, als Obergewänder hinzugefügt. In einem solchen haben wir auch das Wesentliche der priesterlichen Kleidung zu erkennen, wie die vom Gesetz gebotenen Quasten mit purpurnen Schnüren, das hauptsächlichste Abzeichen der Pharisäer, auf den alten Skulpturen nicht übergangen sind. Von den benachbarten Phönikern, deren Kunstfertigkeit, wie beim Bau der Tempel, man überhaupt gern in Anspruch nahm, lernte man den Purpur, von anderen goldenes Geschmeide schätzen. An der altpersischen Abbildung eines Juden sehen wir sogar, daß die Hebräer sich die hohe Mütze dieses Volkes angeeignet hatten. Daß die Juden die Ueppigkeit der reichen Phöniker in Tracht und Lebensweise nachahmten, daß vorzugsweise die Frauen es waren, welche einer maßlosen Putzsucht sich hingaben, „hochmütig ihre Hälse aufwarfen, mit geschminkten Augen, mit Spangen und Ketten an den Füßen, Ringen an Arm und Fingern, an Ohr und Nase, mit kleinen Sonnen und Monden (den Sinnbildern der heidnischen Astarte), kostbaren Gehängen, Bändern, Gürteln, Schleiern, Spiegeln, Beuteln, weiten Gewändern, Balsamduft" u. s. w. auftraten, erfahren wir aus den Schriften der Propheten. Doch ist durch nichts erwiesen, daß sie ihren gewerblichen Erzeugnissen eine stilistische Weiterbildung gegeben hätten.

Auch in der Baukunst leisteten die Israeliten nichts Eigenartiges. Ihre Wohnungen glichen denjenigen der übrigen asiatischen Völker, und in den kleineren Orten Palästinas wohnt das Volk noch heute so wie vor zweitausend Jahren. Als die Hebräer als Eroberer auftraten, fanden sie zwar große und schöne Städte vor, aber sie verwüsteten dieselben größtenteils, behielten für ihren eigenen Gebrauch noch lange Zeit die Zelte bei, welche sie aus dem Nomadenleben mitgebracht und verließen sie niemals ganz in jenen Gegenden, welche, wie die östlichen Grenzen des Gebiets, dem Ackerbau und der Seßhaftigkeit wenig förderlich waren. In den besseren Landstrichen und befestigten Orten wohnte man in Ziegelhütten, die einen ummauerten Platz vor sich hatten. Die dunkle Hütte diente aber nur als Zufluchtsort für die selten sich geltend machenden Unbilden des Wetters, oder als Schatzkammer für das Besitztum; der gewöhnliche Aufenthalt der Familie war auf dem flachen Dach oder im Hofe. Dieser pflegte mit einer Cisterne ausgestattet zu sein; auf dem Dache wiederholte man anfangs, um sich vor der Glut der Sonne zu schützen, den Zeltbau und errichtete später Obergemächer, deren im Alten Testament häufig Erwähnung geschieht. Das Dach mußte gesetzlich, damit niemand hinabstürzen könne, mit einem Geländer umgeben sein.

Doch hinderte die einfache Bauart keineswegs eine kostbare Ausstattung, und die Propheten sprechen wohl nicht umsonst von Prachtpalästen und elfenbeinernen Häusern. Ausgedehntere Bauten waren nur aus mehreren Gebäuden von obiger Anordnung, jedoch verschiedener Bestimmung und Einrichtung zusammengesetzt.

Eine Treppe führte unmittelbar vom Hofe, auch wohl von der Straße auf das Dach oder in das obere Stockwerk, das als „Sommerhaus" ausdrücklich vom unteren „Winterhause" unterschieden wird. Jenes hatte seinem Zwecke entsprechend auch Fenster, d. h. kleinere Luftöffnungen, die mit Gittern geschlossen werden konnten und „ägyptische" genannt wurden, oder „tyrische", mit Teppichen verhängte Wandöffnungen. War der

ursprüngliche Hof verbaut, so legte man wohl einen Vorhof an; auch Gärten neben den Häusern kamen vor. Die Wände des Hauses waren beim gemeinen Manne getüncht, beim reichen bemalt, im Innern mit Holz vertäfelt, mit Marmorplatten belegt oder mit Teppichen behangen. Der Fußboden hatte einen Estrich oder Pflaster von Backsteinen. Alle Eingänge waren eng und niedrig; die Thüren drehten sich in der Mitte um ihre Angeln und wurden auf eine äußerst einfache, im Morgenlande noch jetzt gebräuchliche Art geschlossen.

Bezüglich der sittlichen und geistigen Kultur erhoben sich die Israeliten trotz ihres monotheistischen Glaubens, auf welchen wir noch besonders zurückkommen werden, nicht sonderlich über ihre Stammesverwandten. Sie hatten zwar einen stark ausgeprägten Familien- und Nationalsinn, der aber auch anderen semitischen Völkern nicht fehlte; aber dieser Sinn machte sich mehr in der Richtung materieller Interessen als in derjenigen einer vertieften Sittlichkeit geltend. Die Stellung der Frau im Hause war eine geachtete, aber das Weib als solches war eine käufliche Ware und dem Manne gegenüber völlig rechtlos. Innerhalb der Familie wurde streng auf Sittlichkeit gesehen; der Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft, wenn er an der Frau eines andern Mannes begangen wurde, der Schänder eines weiblichen Familiengliedes verfiel der Blutrache der betreffenden Familie. Aber seiner eigenen Gattin gegenüber brach der Mann die Ehe durch Umgang mit andern Weibern nicht; es stand ihm zu, so viele Frauen neben seiner ersten zu nehmen, als ihm beliebte, so viele Beischläferinnen von seinen Mägden und Sklavinnen, als ihm gut schien. Der Mann konnte seine Frau verstoßen, „wenn sie nicht Gnade fand vor seinen Augen", während die Frau ihrerseits niemals die Ehe auflösen oder die Scheidung verlangen konnte; sie besaß keinen rechtskräftigen Willen. Mit der Frau standen die Kinder im Verhältnis der strengsten Abhängigkeit zum Vater. Er verkaufte nicht bloß seine Töchter zur Ehe, er konnte sie auch als Pfandstücke weggeben, ja, er durfte sie als Sklavinnen — nur nicht außer Landes — verkaufen, und wenn der Vater nicht auch den Sohn als Sklaven verkaufen durfte, so war es ihm doch erlaubt, ihn zu verstoßen.

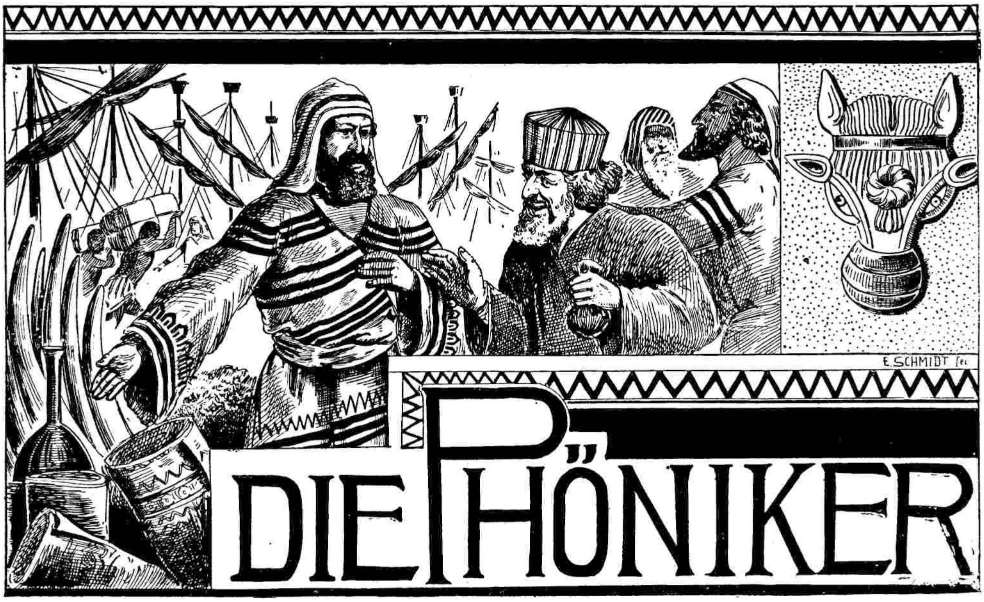
Von Sittenroheit haben sich die alten Israeliten niemals freigemacht. Auch die Sklaverei stand bei ihnen in voller Blüte. Die Zahl der Sklaven scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein. Es waren teils Kriegsgefangene, teils im Wege des Handels erkaufte Fremde, teils Hebräer, welche, auf Diebstahl ertappt, den Ersatz nicht leisten oder ihre Schulden nicht tilgen konnten, hebräische Töchter, welche von ihren Eltern verkauft waren. Die Ehen der Sklaven untereinander mehrten ihre Menge. Doch bestanden zu Gunsten der Sklaven milde gesetzliche Bestimmungen. Nach denselben sollten auch die Sklaven am Sabbath ruhen, und schon die ältesten Satzungen beschränkten das Recht des Herrn über Leben und Tod des Sklaven, indem sie vorschrieben, daß der Sklave, wenn ihm sein Herr eine schwere Wunde beigebracht hatte, freigelassen werden mußte, und daß der Herr bestraft werden sollte, wenn er seinen Sklaven erschlagen hatte. Den geborenen Israeliten sollten seine Blutsverwandten lösen, wenn sie es vermochten; der hebräische Sklave sollte von seinem Herrn wie ein Lohndiener und Beisasse gehalten werden. Nachdem der hebräische Sklave sechs Jahre gedient, sollte ihn der Herr im siebenten ohne Lösegeld entlassen. Nur dann sollte ein Israelit für immer Sklave bleiben, wenn er nach sechs Dienstjahren freiwillig selbst erklärte, bei seinem Herrn bleiben zu wollen. Hatte er dies erklärt, dann sollte ihm, zum Zeichen seiner fortdauernden Zugehörigkeit zum Hause des Herrn bis an seinen Tod, das Ohr mit einem Pfriemen an dem Thürpfosten durchstochen werden.

Die staatliche Ausbildung des israelitischen Volkes ist immer eine sehr schwache geblieben; ihr wesentlichster Zug ist, daß den bürgerlichen Gemeinden in Stadt und Dorf ein starkes Maß von Selbstregiment zukam. Die Rechtspflege lag bei lokalen Richtern, in höherer Instanz bei den Priestern der Hauptstadt. Nach außen erwies sich das theokratische Regiment mit seiner national engabschließenden Einwirkung auf die staatlichen Verhältnisse des verhältnismäßig kleinen Volkes als machtlos. Der theokratische Gedanke

verlegte den Schwerpunkt der politischen Denkweise sozusagen auf einen nur gedachten Boden, machte alles Handeln abhängig von dem bestimmenden Willen des göttlichen Herrschers, der, da er doch nur durch die Vermittelung der Priester und Propheten zur Kenntnis des Volkes gebracht werden konnte, ziemlich unsicher und schwankend war. Große Thatkraft legte das israelitische Volk an den Tag, als es sich darum handelte, von dem von Gott ihm verheißenen und als Eigentum zuerkannten kanaanitischen Lande Besitz zu ergreifen; in späterer Zeit ist aber in der Abwehr der äußeren Feinde, die von den Propheten als die Zuchtrute Gottes hingestellt wurde, ein fatalistischer Zug zu erkennen, der die Widerstandskraft des Volksgeistes lähmt und bricht. Es ist derselbe fatalistische Geist, der aus dem großen, im Buche Hiob uns überlieferten Lehrgedichte spricht und dessen Kern der Gedanke der unbedingten Unterwerfung unter den Willen Gottes ist. Erst in den Kämpfen gegen die Römer, in denen Israel als ein begeisterter Glaubensstreiter auftritt, kommt der alte Heldensinn wieder zum Durchbruch — ein Heldensinn, der sich aber vorwiegend in der Form fruchtlosen Martyriums kundgiebt.

Während der kurzen Blütezeit des israelitischen Königtums zeigt uns das israelitische Staatsleben kein anderes Bild als dasjenige irgend eines anderen semitischen Reiches, das in großstaatlicher Entwicklung begriffen ist: Prunksucht und Sittenverderbnis sind die Hauptzüge dieses Bildes, ganz ebenso, wie in Aegypten, in Assyrien, in Babylonien und später auch in dem arischen Persien. Es ist das ein gemeinsames Merkmal alles asiatischen Kulturlebens, dem der arische Geist ebensowenig zu widerstehen vermocht hat, wie der semitische, aus dem er hervorgewachsen ist.

Die einzig bedeutende Kulturthat des israelitischen Volkes ist die durchaus nationale, d. h. völlig selbständig aus seiner eigenen Art hervorgewachsene Litteratur und Dichtkunst, in der die prophetischen Schriften einen besonders hervorragenden Platz einnehmen, und die Begründung des Monotheismus, d. h. des Glaubens an einen einzigen Gott (vergl. S. 40). Wenn auch der israelitische Monotheismus in der Weise, wie ihn die mosaische Gesetzeslehre für das „auserwählte Volk" zurecht gemacht hat, niemals zu weltbeherrschender Machtstellung gelangen konnte, so war er doch die Quelle, aus der die beiden thatsächlich zur Weltherrschaft gelangten Hauptreligionen der Gegenwart: das Christentum und der Islam — ersteres voll und unmittelbar, letzterer wenigstens unter starker, durch die semitische Rassen- und Geistesverwandtschaft mächtig unterstützter Anlehnung — hervorgegangen sind. Mit der monotheistischen Weltanschauung ist ein einheitlicher Grundgedanke in die Denkrichtung der Menschheit gebracht worden, die dadurch, daß sie das Gute und Böse nicht als Ausfluß verschiedener, einander gleichstehender Mächte, sondern nur im Guten das Walten Gottes, im Bösen nur den sträflichen Widerstand gegen dieses Walten erblickt, einen mächtigen Stützpunkt für die Entwicklung der moralischen Anlagen im Menschen und zugleich die Grundlage für alle weiteren Fortschritte der Philosophie eine einheitliche Weltanschauung geschaffen hat. In dieser Richtung hat sich also das Judentum in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit unbestreitbar eine Stellung von hoher und dauernder Bedeutung geschaffen.



Allgemeines.

Vom Karmel*) an, welcher die vom Kison durchströmte Ebene von Jezreel südlich begrenzt, wohnten die Phöniker bis Cypern gegenüber an dem fruchtbaren, von herrlichen Waldungen und erzreichen Gebirgen begrenzten Küstensaum. Die Herkunft der Phöniker ist, wie Justi in seiner „Geschichte der orientalischen Völker im Altertum" schreibt, nicht sicher ermittelt. Eine von Herodot bewahrte Ueberlieferung läßt sie vom erythräischen Meere, d. h. vom persischen Golf herkommen, was nur durch eine Jahrhunderte währende Uebersiedelung vermittels Handelskolonien denkbar ist. Der griechische Name „Phöniker" scheint mit Anlehnung an Phoinix (Palme) gebildet zu sein; der echte Name wird von den Römern als Bezeichnung der phönikischen Karthager gebraucht: Poini oder Punier. Dieser Name erweist sie als Verwandte der ägyptischen Pun, deren Mutterland die Küsten am Ausgang des Roten Meeres sind, und welche in den urältesten Zeiten Seefahrt und Handel an den afrikanischen und arabischen Küsten betrieben haben. Ihre Niederlassung in Kanaan muß die Annahme der dort herrschenden Sprache zur Folge gehabt haben, denn die phönikische Sprache ist mit der moabitischen, ebräischen und andern Mundarten Palästinas identisch. Auch die Religion der Phöniker ist die kanaanäische. Sie bestand wie diese in einer Verehrung personifizierter Naturkräfte. Der Volksglaube haftete an der Anbetung von Sonne, Mond und Planeten, welche man als beseelte intelligente Kräfte dachte, die den menschlichen Willen und die Geschichte beeinflußten. Die schaffende männliche Kraft der Sonne ist durch Baal personifiziert, die empfangende und gebärende, deren Träger der Mond ist, durch Astarte. Die versengende Glut der Sonne wird als Moloch bezeichnet, der mit einem Stierkopf**) oder ganz als Stier abgebildet wird, dem auch der Eber geweiht ist, welcher

*) Karmel wird der ganze waldige Gebirgszug genannt, der sich von der Mittelmeerküste in südöstlicher Richtung und in einer Länge von ungefähr 60 Kilometer bis an das westliche Höhenland Mittelpalästinas, die Landschaft Samaria, heranzieht; im Besondern trägt aber diesen Namen auch das mächtige Vorgebirge, das den nördlichen Endpunkt dieses Gebirgszuges bildet und an der Südseite des Golfes von Akka seine vielfach zerklüfteten und durchhöhlten Hänge zum Meere niedersenkt.

**) Das Bild, das die Ueberschrift dieses Abschnittes enthält, zeigt den Molochkopf in der rechten Ecke.

in der Sommerhitze wütend wird; er ist darum eine Form des Baal, und man suchte ihn durch das Verbrennen von Kindern zu besänftigen. Von der Idee ausgehend, daß der erzürnten Gottheit das Beste, was man hat, als Sühnopfer darzubringen sei, hat dieser schreckliche Wahn trotz ihrer hohen Bildung bei den Phönikern — z. B. in Karthago — bis in die spätesten Zeiten fortgedauert. Baal wurde in vielen Formen verehrt, als Baal-Schamim oder Himmelsgott, Baal-Hamon, Sonnengott, Baal-Berith oder Bundesgott, Baal-Gad, Glücksgott, Baal-Zebub, der Belzebub der Bibel, der Fliegen abwehrende Gott u. s. w. Die Astarte, hebräisch Aschtoreth, von allen syrischen Völkern als die gebärende Kraft der Natur verehrt, ist die assyrische Istar, und die arabische Attar, die auch männlich vorkommt; sie hieß bei den Philistern Derketo und wurde als Atargatis in dem berühmten Tempel zu Hieropolis (Membidj) in der Nähe des Euphrat verehrt. Ihr Tier ist der Löwe; auf einem solchen stehend, oder in griechischer Umbildung in einem von Löwen gezogenen Wagen fahrend, wird sie abgebildet. Das Symbol der Astarte war ein Baumstamm. Ihre Tiere sind die durch Zeugungskraft ausgezeichneten Widder, Ziegenbock, Tauben und Fische. Arge Greuel, in der Ekstase unter dem betäubenden Lärm von Pauken, Cymbeln und Pfeifen verübt, kamen bei den Festen der Astarte vor; sie selbst war aber gemäß der Verwandtschaft des Sinnentaumels mit der Selbstqual bald die wollüstige, bald die keusche Göttin, Dido und Anna in Karthago, die keusche Jagdgöttin Artemis und die ephesische große Mutter, und hatte als Dienerinnen die Amazonen, welche, den Männern feindlich, an ihren Festen Waffentänze aufführten.

Aus einer Verschmelzung des Baal und Moloch hat sich der Nationalgott der Phöniker, Melkart, entwickelt, der als Beschützer der Städte, der Schiffahrt und der Ansiedelung, sowie als sieghafter Führer gegen die Barbaren verehrt wurde. Der Mythus läßt ihn die spröde Astarte, die vor ihm als „Dido" („die Dahinschweifende") flieht, im fernen Westen (Karthago) einholen und als „Anna" („die Freundliche, Anmutige") zur Gattin gewinnen. Melkart wurde besonders in Tyrus als Schutzgott verehrt. Die Stadt Byblos hatte auch einen sehr entwickelten Adonis-Dienst, der, sinnverwandt dem ägyptischen Osirisdienste, die Freude über die wieder erwachende Frühlingssonne und den Schmerz über das Verdorren der Natur zum Ausdrucke brachte. Neben diesen Göttern gab es noch andere, welche als Schutzherren der einzelnen Städte verehrt wurden. Die phönikischen Priester stellten aus ihnen die heilige Siebenzahl der „Kabirim" (d. h. der Gewaltigen, Großen) zusammen und fügten einen achten, Esmam (d. h. der Achte) hinzu, welcher die Eigenschaften der anderen Sieben in sich vereinigt zu haben schien. Unter diesen Kabiren finden wir die Astarte als Chusactis oder Thuro als Wahrerin des Gesetzes (Thora, die hebräische Bezeichnung für Gesetz), den Baal-Melkart als Erfinder des Steinbaues und Gewinnung der Erze und — weil er durch seine Vermählung mit Astarte diese in eine gutartige Gottheit umgewandelt hatte — als Schutzherrn der Ehe und der Familie wieder. Später nahmen auch die auf den ursprünglich phönikischen Inseln sich ansiedelnden Griechen den Dienst der Kabiren an. Die Gesamtzahl der phönikischen Gottheiten war 22; nach ihnen benannten sie die 22 Buchstaben des von ihnen erfundenen Alphabetes (vergl. S. 17).

Im Gegensatz zu allen andern semitischen Völkern verlegten die Phöniker den Schwerpunkt ihrer Kulturthätigkeit auf die Schiffahrt und den Handel. Einerseits durch den Ueberfluß des eigenen Bodens an Wein, Oel und Getreide, für den sich bei den Stämmen der Wüste und in anderen von der Natur nicht so reich gesegneten Nachbarländern ein weites Absatzgebiet fand, andererseits durch die schöpferische Fruchtbarkeit ihres gewerblichen Sinnes auf den Tausch- und Handelsverkehr angewiesen, bot ihnen die Lage ihres Landes an einer hafenreichen Küste und an einem Meere, dessen Gestade mit den mannigfachsten Schätzen der Natur gesegnet waren, die trefflichste Gelegenheit, Handelsbeziehungen im weitesten Umfange anzuknüpfen. So wurden die Phöniker das erste seefahrende Kulturvolk und kamen am frühesten über den engen Gesichtspunkt des Altertums hinaus, indem sie von der Küstenschiffahrt zur Aufsuchung ferner Länder übergingen und die eigene Kultur teils auf dem Wege des Handels vorübergehend, teils durch Gründung von Niederlassungen

dauernd in entlegene Gebiete verpflanzten. Auf den Landstraßen sehen wir ihre Karawanen bis nach Babylonien und Südarabien, nach dem äthiopischen Kulturreiche Meroe und Aegypten ziehen; zur See entsandten sie ihre Schiffe nach allen Häfen des Mittelmeeres und über dieses hinaus bis weit hinab an die Westküste Afrika und hinauf nach den britischen Zinninseln und der Nordseeküste. Von ihren Niederlassungen im östlichen Mittelmeer sind neben Cypern vornehmlich Rhodus, Kreta und Cythera zu nennen, auch auf dem kleinasiatischen Festlande, in Cilicien, setzten sie sich auf einzelnen Punkten fest und im 12. Jahrh. hatten sie auch schon an der griechischen Küste Kolonien begründet. Später breiteten sie sich immer mehr nach Westen aus; im 11. Jahrh. hatten sie die Meerenge an den „Säulen des Herkules", die das Mittelmeer mit dem atlantischen Ozean verbindet, durchfahren und jenseits derselben die feste Stadt Gades (das heutige Cadiz) gegründet. Zu dem in großartigem Stile betriebenen Kolonialwesen*) der Phöniker mag wohl teilweise auch der Druck beigetragen haben, der vom Hinterlande her durch das Vordrängen der Hebräer ausgeübt wurde und auf ihr schmales Küstengebiet rückzuwirken drohte. Die Phöniker waren bedeutend als Baukünstler, und als solche vornehmlich im Auslande gesucht, während auf ihrem eigenen Boden sich keine Reste ihrer Kunst erhalten haben; offenbar hat sich das, was sie an Bauwerken für den eigenen Bedarf geschaffen haben, hauptsächlich auf das schwimmende Material der Schiffahrt konzentriert. Purpurfärberei, Wirkerei und Weberei, Bergbau zum Behufe der Erzgewinnung, Metallarbeit, Schnitzerei, Bereitung wohlriechender Stoffe und Glasfabrikation waren diejenigen Gewerbszweige, in denen die Phöniker besonders Hervorragendes leisteten. Mit Kunst im engeren Sinne des Wortes befaßten sie sich nur wenig. Ihr Verdienst um das Schriftwesen durch Erfindung der Buchstabenschrift ist bereits gebührend hervorgehoben worden (S. 17). Ihr Staatswesen beschränkte sich selbstverständlich auf kleine Verhältnisse, war aber insofern das am weitesten entwickelte von allen asiatischen Völkern, als es im Gegensatze zu dem hier vorherrschenden despotischen**) Regierungsprinzip eine Vereinigung von Volksherrschaft, Aristokratie***) und Königsmacht in sich schloß. Dem Könige stand ein engerer und ein weiterer Senat zur Seite; in Fällen, wo zwischen den obersten Gewalten Zwiespalt herrschte, entschied die Bürgerversammlung. In den Niederlassungen standen an Königs Statt je zwei Suffeten an der Spitze der Staatsgewalt. Die Stände stuften sich nach dem städtischen Prinzip des Verhältnisses von Stadt zu Land in der Weise ab, daß den Städten das Uebergewicht eingeräumt war; innerhalb der Städte nahmen wieder die Altbürger eine bevorrechtigte Stellung gegenüber den Neubürgern ein. Das phönikische Verfassungswesen ist später zum Vorbilde für dasjenige in Griechenland und Italien geworden, und wir finden Erinnerungen an dasselbe in den Republiken des Mittelalters und selbst der Neuzeit. Neben den freien Bürgern gab es natürlich, wie überall im Altertum, auch Sklaven, und der Bauernstand wurde, wie auch anderwärts und ebenfalls bis in die Neuzeit herein, als minderwertig angesehen und bedrückt.

Geschichte.

Da über Phönikien nur spärliche Litteraturberichte aus alter Zeit vorhanden sind und Denkmäler gänzlich fehlen, so wissen wir von der Geschichte dieses Landes und Volkes —

*) „Coloni" nannten die Römer die unfreien Ackerbauer; daher leitet sich die Bezeichnung „Kolonie" ab, die so viel wie „Anbau" oder „Ansiedelung" bedeutet. Unter „Kolonialwesen" faßt man alles zusammen, was sich auf Entwicklung und Verwaltung der Kolonien eines Staates bezieht.

**) Despot, griechisch s. v. w. „Herr", insbesondere im Verhältnis zwischen Gebieter und Sklaven; in übertragener Bedeutung s. v. w. willkürlich schaltender Machthaber.

***) Aristokratie griechisch s. v. w. „Herrschaft der Besten", ist die Bezeichnung für die Vornehmen und Hochgestellten und für eine Regierungsform, welche diesen eine bevorrechtigte Stellung im Staatsleben einräumt.

abgesehen von seinen Kolonien — nur wenig; es war eben ein Handelsstaat, der seine Beziehungen zu den Nachbarvölkern möglichst friedlich zu gestalten suchte und feindlicher Angriffe von außen her sich kräftig erwehrte. Das Volk teilte sich in die drei Stämme der Arvaditer, Gibliter und Sidonier; die letzteren wurden von den Hebräern als der älteste der drei Stämme angesehen und waren jedenfalls der bedeutendste derselben. Die Städte der Sidonier waren Sidon und Tyrus; dieses schwang sich unter der Regierung seines Königs Hiram (969—936 v. Chr.), des Freundes Davids und Salomos, zum bedeutendsten See- und Handelsplatze Phönikiens empor und war auch politisch das hervorragendste Staatswesen dieses Landes. Hiram schuf durch Verbindung zweier vor der alten Stadt gelegener Felseninseln eine Hafenanlage, die in Verbindung mit der starken Befestigung der Stadt selbst den Platz fast uneinnehmbar machte. Tyrus trotzte den Assyrern und Babyloniern während jahrelanger Belagerungen und wurde erst 333 v. Chr. von Alexander dem Großen nach siebenmonatlicher Belagerung durch Flotte und Landheer erobert. Selbst in der gewaltigen Römerzeit vermochte Tyrus seine Freiheit und eigene Verfassung noch lange zu behaupten. — Die Städte der Gibliter waren Byblos und Berytos. Die Arvaditer bewohnten das Gebiet nordwärts von Byblos und hatten ihre Stadt Arvad oder Aradus auf einer nahe der Küste gelegenen Felseninsel angelegt. Jeder der drei hier genannten Stämme hatte seine eigene Staatsverfassung und seinen eigenen König.

Aus Tyrus war — laut griechischen, größtenteils wohl sagenhaften Berichten — infolge der Bedrohung durch die Assyrer und innerer Wirren um die Mitte des 9. Jahrh. v. Chr. ein großer Teil der Altbürgerschaft ausgewandert. Der letzte Sprosse der Hiram-Dynastie war dort von Ethbaal, einem Oberpriester der Astarte, ermordet worden, und Ethbaal hatte sich des Thrones bemächtigt. Sein Enkel Mutton hinterließ einen unmündigen Sohn Pygmalion und eine Tochter Elissa*), die mit ihrem Oheim Sicharbaal vermählt war und nach der letztwilligen Anordnung ihres Vaters gemeinsam mit dem Bruder unter Sicharbaals einstweiliger Vormundschaft über Tyrus herrschen sollte. Das Volk scheint aber unter dem Priesterregiment keine allzuguten Erfahrungen gemacht zu haben, denn als Pygmalion großjährig geworden war, verlangte es dessen Alleinherrschaft, um dem ferneren Einflusse Sicharbaals auf die Regierung (als Gemahl der Mitregentin) vorzubeugen. Sicharbaal scheint sich diesem Volksbeschlusse widersetzt zu haben und wurde deshalb von seinem Neffen getötet. Elissa verzichtete unter solchen Umständen auf die Mitregentschaft und entfloh, um dem Schicksal ihres Gatten zu entgehen, samt ihrem Anhange nach Cypern, das seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im Besitze der Phöniker war. Von da aus erreichten die Flüchtlinge die Nordküste Afrikas in der Nähe der alten phönikischen Kolonie Ityke (Utika) und erbauten dort auf einem den Libyern abgekauften Stück Landes**) eine „neue Stadt“ (Karth-chadascht“), deren Name von den Römern in „Karthago“ umgewandelt worden ist.***)

Die neue Ansiedlung erweiterte bald ihr Gebiet teils in ihrer nachbarlichen Umgebung, indem sie deren Bewohner sich unterthan machte, teils durch Gründung neuer

*) Viel bekannter unter ihrem andern Namen „Dido“ d. h. „die Flüchtige“ — unter dem sie, wie schon erwähnt, mit der Göttin Astarte identifiziert (d. h. als eine und dieselbe Person betrachtet) worden ist.

**) Bekanntlich soll bei der Erwerbung dieses Grundstückes von Seite der phönikischen Ansiedler die List gebraucht worden sein, daß sie eine gewisse Kaufsumme für ein Stück Landes anboten, das mit einer Kuhhaut umfaßt werden könne. Sie zerschnitten die besagte Kuhhaut in ganz schmale Streifen und legten diese dann der Länge nach aneinander, so daß eine ganz ansehnliche Grenzlinie entstand. Diese Sage ist vielleicht dahin zu deuten, daß die bezahlte Kaufsumme zwar sehr mäßig angesetzt, dagegen ein fortlaufender Tribut ausbedungen wurde. Die Karthager werden sich wohl der Zinspflichtigkeit, dank ihrer schnell angewachsenen Macht, bald entledigt haben.

***) Der griechische Geschichtsschreiber Timäus setzt die Gründung Karthagos durch die tyrische Königstocher mit voller Bestimmtheit in das Jahr 814/13 v. Chr., doch muß angenommen werden, daß die ganze ausführliche Gründungsgeschichte nebst ihrem Vorspiel der Mythe entnommen ist, was durch die Verwandlung ihrer Heldin in die Astarte nur noch mehr bekräftigt zu werden scheint. Eine geschichtlich nachgewiesene Zeitangabe für die Gründung Karthagos fehlt.

Ansiedlungen an verschiedenen Punkten des nordafrikanischen Küstenstriches. Zu den schon von früher her hier vorhandenen phönikischen Kolonien trat Karthago in ein Bundesverhältnis, das für die ersteren beinahe soviel wie Abhängigkeit bedeutete. Die Inseln Sicilien (Trinakria) und Sardinien (Sardo) wurden gleichfalls von Karthago kolonisiert.

Gegen 600 v. Chr. begann Karthago angesichts der wachsenden Macht der Griechen, die schon um das Jahr 1000 v. Chr. die Phöniker aus dem ägäischen Meere verdrängt hatten und nun auch an den Küsten und auf den Inseln des westlichen Mittelmeeres sich ausbreiteten, die übrigen phönikischen Städte unter seiner Führung zu sammeln, um in Gemeinschaft mit ihnen der griechischen Wettbewerbung um die Herrschaft im Mittelmeer entgegenzutreten, namentlich aber sie an der Erweiterung ihrer Machtsphäre auf afrikanischem Boden, wo sie um 631 die Stadt Kyrene gegründet hatten und von da aus weiter um sich zu greifen suchten, zu verhindern. Während hier sich harte und langwierige Kämpfe entspannen, ohne den Karthagern einen nennenswerten Erfolg zu bringen, machten diese in Südspanien und Sardinien weitere Fortschritte und vertrieben 546 die Phokäer, die aus ihrem früheren Wohnsitze in Jonien infolge der Belagerung ihrer Stadt durch die Perser ausgewandert waren und sich auf Kyrnos (Corsica) niedergelassen hatten, von dieser Insel.

Das Mutterland Phönikien, das schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. unter die Botmäßigkeit des neubabylonischen Reiches gefallen war, kam 538 v. Chr. nach der Zerstörung dieses Reiches durch die Perser unter deren Herrschaft. Doch behielten die phönikischen Städte ihre Selbstverwaltung und ihre Könige. Von dieser Zeit an bildeten phönikische Schiffe den Hauptbestandteil der persischen Seemacht. Für Sidon kam eine Zeit neuer Blüte, in der Tyrus in den Schatten trat. Auch entstand eine neue Stadt, Tripolis*) (die „Dreistadt“), welche als Bundesstadt von den drei Städten Sidon, Tyrus und Aradus gegründet worden war. Im 4. Jahrhundert trat die Eroberung Phönikiens durch Alexander den Großen und dessen Einverleibung in die griechisch-makedonische Monarchie ein, nach deren baldiger Zerstückelung das Land zuerst einen Bestandteil des Reiches der Seleukiden bildete und dann zeitweilig dem Ptolemäerreiche zufiel.

Karthago

blieb von den Schicksalen seines Mutterlandes unberührt und hatte hinfort seine eigene, freilich nicht glücklichere Geschichte. Bis zum Aufblühen der Macht Roms entwickelte es sich zur Vormacht am Mittelmeere, und selbst die Macht des großen Alexander wälzte ihre Wogen nicht bis an seine Grenzmarken heran. Der Kampf mit den Griechen auf Sicilien um den Besitz dieser Insel zog sich durch volle zwei Jahrhunderte hin; im Jahre 480 v. Chr. rückten die Karthager unter der Anführung Hamilkars mit 300 000 Mann gegen Theron von Agrigent (Girgenti) zu Felde, erlitten aber durch den mit diesem verbündeten Gelon von Syrakus eine schwere Niederlage, durch die das ganze Karthagerheer vernichtet und der Krieg um Sicilien für längere Zeit zum Stillstande gebracht wurde. Erst am Ausgang des 5. Jahrhunderts, 409 v. Chr., eröffnete Karthago die Feindseligkeiten wieder und geriet mit dem Tyrannen**) Dionysius dem Aeltern von Syrakus in

*) Das von den Phönikern gegründete Tripolis, das heutige Tarabolus-esch-Scham, ist nicht zu verwechseln mit dem Tripolis in Nordafrika. Es liegt am Fuße des Libanon im Nord-Nordost von Beirut. Das ursprüngliche Tripolis ist schon 1170 durch Erdbeben, und nach seinem Wiederaufbau 1289 vom ägyptischen Sultan Kilawun aufs neue zerstört worden. Die jetzige Stadt liegt etwas mehr landeinwärts als die ursprüngliche.

**) „Tyrannen“ nannten die Griechen solche Männer, die sich vermöge ihres Geistes, Reichtums oder sonstiger hervorragender Eigenschaften in den Besitz der Alleinherrschaft setzten, manchmal sogar mit Unterstützung des Volkes, das eine tüchtige und gerechte Tyrannenherrschaft mit gutem Grunde dem Willkürregiment der Adelsgeschlechter vorzog. Im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. bildete die „Tyrannis“, d. h. die Herrschaft von Tyrannen, in vielen von den kleinen- und kleinsten Staatswesen Griechenlands den Uebergang von der Aristokratie zur Demokratie, d. h. von der Adels- zur Volksherrschaft.

Händel, die, wiederholt unterbrochen, für keinen der streitenden Teile zu dauerndem Siege gediehen. Mit wechselndem Erfolge wurden die Kämpfe auf Sicilien bis gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts fortgesetzt, und schließlich spielten sie sich auch auf das italische Festland hinüber, wo die Römer mittlerweile durch die Unterwerfung des südlichen Teiles der Halbinsel bis unmittelbar an den sicilianischen Kriegsschauplatz herangerückt waren.

Schon längst war die Eifersucht zwischen der ersten Landmacht, Rom, und der ersten Seemacht des Westens der alten Welt, Karthago, zu hoher Spannung gediehen; hier ergab sich nun eine Gelegenheit zur Entladung des aufgesammelten Brandstoffes. Agathokles von Syrakus, Töpfer von Beruf, aber ein Mensch von bedeutender kriegerischer Begabung, Kühnheit und Thatkraft, hatte 317 v. Chr. einen Staatsstreich gegen die Aristokratie von Syrakus ausgeführt, wobei 4000 der namhaftesten Bürger ermordet, 6000 in die Flucht getrieben wurden. Das Volk ernannte den Agathokles zum Oberfeldherrn, er selbst aber errang sich durch seine weiteren Erfolge, die sogar den mächtigen Karthagern Schrecken eingeflößt hatten, im Jahre 306 den Königstitel. Eine seiner Töchter wurde die Gattin des Königs Pyrrhos von Epirus. Durch entsetzliche Gewaltthaten befestigte



Silbermünze des Agathokles, Königs von Syrakus.

Aus Hertzberg „Geschichte der Griechen im Altertum“.

Auf der Vorderseite Kopf der Kora (Persephone) mit Aehrenkranz. Auf der Rückseite Nike, mit Hammer und Nagel einen Helm an die von ihr errichtete Trophäe, Panzer, Schild und Beinschienen, an einen Baumstamm befestigend.

er seine Herrschaft auf Sicilien; die Truppen, auf die sich sein Schreckensregiment stützte, waren meist Söldner aus Campanien, sogenannte Mamertiner (d. h. etwa so viel wie Marssöhne, da „Mamers“ gleichbedeutend mit Mars ist), ein Ausbund von wilder, räuberischer Soldateska. Nachdem nun Agathokles 289 auf Anstiften seines nach der Krone lüsternen Enkels Archagathos von seinen eigenen Blutgesellen in grausamer Weise getötet worden und gleich darauf der Anstifter dieses Mordes dem gleichen Schicksal verfallen war, suchte Syrakus der gefährlichen Bande sich schleunigst zu entledigen. Das ging aber nicht so leicht und die Bürgerschaft mußte zu den Waffen greifen. Erst nach heftigen Kämpfen entschlossen sich die Mamertiner zum Abzuge und gingen nach Messana, dessen Bürger unvorsichtig genug waren, ihnen trotz der in Syrakus gemachten Erfahrungen die Aufnahme in ihren Sold anzubieten. Zum Dank dafür setzten sich die Mamertiner 288 plötzlich in den Besitz der Stadt, machten die Bürger nieder, bemächtigten sich der Weiber und tauften die Stadt, die auf solche Weise mit einem Schlage der Sitz eines neuen kriegerischen Gemeindewesens geworden war, „Mamertina“. Es war der richtige Raubstaat, der nun durch zwei Jahrzehnte sein Unwesen trieb, bis endlich — um 269 — Hiero II. von Syrakus (275—215 v. Chr.) die Mamertiner besiegte. Diese riefen aber nun, in zwei Parteien gespalten, Rom und Karthago zu gleicher Zeit zur Hilfe und damit war die Gelegenheit zum Zusammenstoße zwischen den beiden Großmächten des Westens gegeben. Die Karthager besetzten Messana; die Römer erschienen (264 v. Chr.) und vertrieben die karthagische Besatzung. Hiero II. verbündete sich mit Karthago gegen Rom, und Messana wurde (263) von den Verbündeten eingeschlossen; diese wurden aber von den Römern besiegt und Hiero ließ infolgedessen seine Bundesgenossen im Stich und ging in Roms Lager über. So entspann sich eine Reihe von Kriegen, die man unter der Bezeichnung der drei punischen Kriege*) zusammengefaßt hat und die nach über hundertjähriger Dauer (264—146) zum Untergange Karthagos führten. Rom beeilte sich, eine Flotte zusammenzubringen, die derjenigen der Karthager wenigstens einigermaßen die Spitze bieten konnte. Zunächst mußte es sich zum größten

---

*) Wie die Phöniker, so wurden auch die Karthager Punier genannt. (Vergl. S. 99.)

Teile der Schiffe seiner süditalischen Bundesgenossen bedienen, da es selbst so gut wie keine besaß. 262 wurde der Bau einer großen Kriegsflotte beschlossen und mit außerordentlicher Raschheit durchgeführt. 260 erfochten die Römer bei Mylae, westlich von Messana, den ersten Seesieg über die Karthager, die auf die Westseite Siciliens zurückgedrängt wurden. Im Jahre 257 ist die Seemacht Roms bereits genügend erstarkt, um eine Landung in Afrika mit 330 Fahrzeugen unternehmen zu können. Die Flotte der Karthager, die um 20 Schiffe mehr zählt, will die Ueberfahrt verhindern, wird aber auf der Höhe von Eknomos an der Südküste Siciliens völlig geschlagen (256) und die Römer landen bei Clupea östlich von Karthago und dringen verwüstend in karthagisches Gebiet ein. Karthago bietet den Frieden an, scheut aber vor den übermäßigen Forderungen des römischen Feldherrn und Konsuls Regulus zurück und entschließt sich den Krieg fortzusetzen, der sich anfangs für die Karthager günstig gestaltet. Regulus wird 255 bei Tunes geschlagen und gerät in Gefangenschaft, ein Teil seines Heeres wird vernichtet, der Rest bei Clupea eingeschlossen. Wieder sendet der römische Senat eine Flotte nach Afrika, die am hermäischen Vorgebirge der karthagischen eine Niederlage bereitet und den Eingeschlossenen Befreiung bringt, auf der Rückfahrt nach Italien aber zum größten Teil durch Sturm vernichtet wird. Im nächsten Jahre verliert Rom zum zweitenmal seine Flotte durch Sturm und der Senat sieht sich dadurch zu dem Beschlusse veranlaßt, auf den Seekrieg einstweilen zu verzichten. Dagegen erkämpfen die Römer zu Lande im Jahre 251 einen glänzenden Sieg über die Karthager bei Panormus, dem heutigen Palermo, und weisen infolgedessen die erneuerten Friedensanerbietungen Karthagos zurück. Ihre neue Flotte wird aber 249 bei Drepana von den Karthagern zu drei Vierteilen vernichtet, und zu Lande weiß der junge Hamilkar Barkas*) (auch „Barak" d. i. „der Blitz" genannt) durch tüchtige Verteidigung und fortwährende Beunruhigung der italischen Küsten durch Kaperschiffe, gegen die Rom infolge seiner wiederholten schweren Flottenverluste nichts auszurichten vermag, den für die Römer recht lästigen kleinen Krieg durch sechs Jahre hinzuziehen. Da der Senat nach der unglücklichen Seeschlacht bei Drepana zum zweitenmale beschlossen hat, auf die Fortsetzung des Kampfes zur See zu verzichten, so erhebt sich die wohlhabende Bürgerschaft Roms zu dem großherzigen Entschlusse, auf eigene Kosten eine neue Flotte herzustellen, und mit dieser erringt 241 der Konsul Lutatius Catulus bei den ägatischen Inseln an der Westspitze Siciliens einen entscheidenden Sieg über die Karthager, der diese zwingt, auf die heißerworbene Insel gänzlich zu verzichten. Der westliche Teil derselben fällt als erste römische Provinz dem Sieger zu, den kleineren östlichen Teil erhält Hiero II. als Lohn für die als Bundesgenosse Roms diesem geleisteten guten Dienste.



Hamilkar-Barkas.
(237—228 v. Chr.)
Nach einer nicht mehr vorhandenen Münze, wahrscheinlich aus der klassischen Porträtsammlung des gelehrten Altertumsfreundes Fulvius Ursinus, welcher im 16. Jahrh. n. Chr. zu Rom lebte.
Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Es war nur ein fauler Friede, durch den der erste punische Krieg zum Abschlusse kam. Rom hatte hinterher Bedenken, ob der Gegner nicht etwa gar zu gut bei dem Geschäfte weggekommen sei, und Karthago konnte den Verlust Siciliens umsoweniger verschmerzen, als sich demselben — infolge eines auf der Insel Sardinien ausgebrochenen Söldlingsaufstandes, gegen den von dorther der Beistand Roms angerufen wurde, auch der Verlust dieser Insel zugesellte (238). Dieser Söldlingsaufstand stand aber nicht vereinzelt

*) Hamilkar Barkas war der Vater Hannibals, an dessen Namen sich der glanzvollste Teil der Kriegsgeschichte Karthagos knüpft. Er selbst war ein ausgezeichneter Truppenführer, dessen Willens- und Thatkraft Karthago nicht bloß die verhältnismäßig immer noch milden Bedingungen des Friedensabschlusses zu Ende des ersten punischen Krieges, sondern auch die Rettung aus der großen Gefahr, die ihm 238 durch einen Aufstand der Söldner drohte, und die Kräftigung der punischen Waffen vor Beginn des zweiten punischen Krieges zu verdanken hatte.

da; er war im Gegenteil nur die Rückwirkung eines viel bedeutenderen, gegen den Karthago auf seinem eigenen Boden anzukämpfen hatte. Man hatte nämlich unterlassen, die aus aller Herren Ländern zusammengelaufenen Truppen nach Friedensschluß abzulohnen und heimzuschicken, es vielmehr vorgezogen, sie in großen Haufen beisammen zu halten und ins Innere des Landes zu führen, wo man dann wegen des rückständigen Soldes mit ihnen zu markten anfing. Die Antwort darauf war der Vormarsch auf die Hauptstadt, gegen die nun auch die argbedrückte libysche Landbevölkerung sich erhob. Ja selbst Utika und Hippo, die alten phönikischen Niederlassungen, denen der eigennützige Krämergeist und Hochmut der in Karthago herrschenden Handelsherren in besseren Tagen wohl auch manche Unbill zugefügt haben mochte, traten auf die Seite der Empörer. In dieser kritischen Lage war es nun Hamilkar-Barkas, der, nachdem der anfänglich mit dieser Aufgabe betraute Führer der herrschenden Partei, Hanno, seine Unfähigkeit zur Erfüllung derselben bewiesen hatte, in aller Eile eine Streitmacht sammelte, gegen die Aufrührer zog und ihrer 40 000 niedermetzeln ließ, wobei auch Hippo und Utika wieder zurückerobert wurde und der blutige Krieg nach mehr als dreijähriger Dauer sein Ende fand (238 v. Chr.). Während nun Karthago durch diesen Aufstand nach außen hin vollständig gelähmt war, schritt Rom, dem vorhin erwähnten Notruf aus Sardinien bereitwilligst Folge leistend, gegen die Aufständigen auf dieser Insel ein, setzte sich in den Besitz derselben und forderte unter Androhung sofortiger Wiedereröffnung der Feindseligkeiten die Abtretung Sardiniens, die Karthago in seiner argen Notlage natürlich zugestehen mußte.

In Karthago traten nun zwei Parteien auf, von denen die eine um jeden Preis mit Rom Frieden halten und die Thätigkeit Karthagos nach außen ausschließlich dem Handelsverkehr und anderen gewinnbringenden Geschäften zuwenden wollte, wie das auch stets die Politik des phönikischen Mutterlandes gewesen war. Vielleicht wäre es für Karthago ein Glück gewesen, wenn diese Partei ihren Willen durchgesetzt hätte. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß das mächtig aufstrebende Rom für alle Zukunft einen selbständigen, blühenden und durch Reichtum und weitverzweigte Verbindungen mächtigen Staat friedlich neben sich geduldet hätte, sei es nun als Verbündeten oder als willfährigen Kommissionär für solche Geschäfte, zu deren Besorgung ihm selbst noch das nötige Verständnis fehlte, so hätte sich doch jedenfalls die angesichts des Entwicklungsganges Roms notwendige und unausbleibliche Unterwerfung Karthagos in ganz anderer Weise vollzogen, wenn dieses Rom nicht als Gegner zu schlagen, sondern als Gönner zu gewinnen versucht hätte. Den Sieg im Widerstreite der Meinungen trug aber die andere Partei davon, als deren Führer jetzt Hamilkar-Barkas und neben ihm dessen Schwiegersohn Hasdrubal auftraten. Hamilkars Stellung war durch die Niederwerfung des Söldneraufstandes eine so mächtige geworden, daß er, ohne erst lange nach dem Willen der von der Friedenspartei beeinflußten Gerusia*) zu fragen, sein Heer nach Spanien führte, um dort durch neue Eroberungen einen Ersatz für die im ersten punischen Kriege verlorenen Inseln zu schaffen. Neun Jahre lang kämpfte er mit gutem Glück gegen die Völker auf der Pyrenäenhalbinsel und gewann daneben auch eine ansehnliche Zahl von Häuptlingen iberischer Stämme zu Bundesgenossen. Sein Schwiegersohn Hasdrubal begleitete ihn in diesem Feldzuge und wirkte an den Erfolgen desselben kräftigst mit. Auch der Sohn Hamilkars, Hannibal, der zu jener Zeit noch in den ersten Jünglingsjahren stand, machte den spanischen Eroberungszug mit und empfing da die Grundlage zu seiner kriegerischen Ausbildung. Im Jahre 228 v. Chr. starb Hamilkar Barkas eines plötzlichen Todes, ob auf dem Felde der Ehre oder durch Mörderhand, ist nicht aufgeklärt. Die Führung seines Heeres fiel nun

*) „Gerusia“ nannten die Griechen, deren Nachrichten wir das, was wir über Karthago wissen, zum weitaus größten Teile verdanken, den obersten Rat, dessen einzelne Mitglieder Geronten d. i. „die Alten“ genannt wurden, weil zur Erlangung der Mitgliedschaft ein bestimmtes höheres Alter gehörte. Der mit dem Namen der Geronten verbundene Begriff deckt sich daher völlig mit dem, der durch das lateinische Wort „Senat“ ausgedrückt wird; denn auch die „Senatoren“ bildeten den „Rat der Alten“ („senex“ lateinisch s. v. w. „der Alte“).

Hasdrubal zu, der in seinem Sinne weiter wirkte und namentlich das gute Verhältnis zu der einheimischen Bevölkerung zu befestigen und zu erweitern suchte. Durch Gründung einer neuen Stadt in vortrefflicher Lage an einer tiefen Einbuchtung des Mittelmeeres schuf er einen Hauptwaffenplatz für die Karthager, der sich rasch zum Mittelpunkt des Handels zwischen Afrika und Spanien erhob und den er Neu-Karthago nannte. Es ist dies das heutige Cartagena.

Auch Hasdrubal kehrte aus Spanien nicht mehr in die Heimat zurück; er fiel 221 v. Chr. durch Mörderhand, und Hannibal, der nun 26 Jahre alt geworden war, folgte ihm im Oberbefehl und setzte den Siegeszug seines Vaters und Schwagers mit vollem Erfolge fort, so daß bis zum Jahre 220 v. Chr. ganz Spanien bis an den Iberus (Ebro) in der Gewalt der Karthager war.

Rom, das infolge anderwärtiger Abhaltung die Karthager bis dahin in Spanien nicht gestört hatte, da sein Machtgebiet zur Zeit die iberische Halbinsel noch völlig unberührt gelassen hatte, wurde im Jahre 219 v. Chr. von der Stadt Saguntum, die von Hannibal angegriffen und belagert worden war, um Schutz angerufen. Im römischen Senat war man über die Frage, ob man auf das Ansinnen Sagunts eingehen solle oder nicht, durchaus nicht einer Meinung, und es wurde darum zunächst versucht, den unbequemen Fall auf dem Wege der Verhandlungen aus der Welt zu schaffen. Während des Verlaufes derselben fiel Saguntum nach heldenmütiger Verteidigung Hannibal in die Hände und wurde von diesem zerstört. Es verletzte den bereits mächtig gewachsenen Stolz der Römer, daß die Entsendung ihrer Gesandtschaft in dieser Sache fruchtlos geblieben und die Stadt, die sich ihrem Schutze anvertraut hatte, trotzdem verloren war. Daran aber ließ sich nun nichts mehr ändern, und Rom konnte sich daher nur noch Genugthuung mit dem Schwerte verschaffen. Es erklärte Karthago den Krieg, der nun durch weitere 18 Jahre zwischen den beiden Staaten wütete und unter dem Namen des zweiten punischen Krieges (218—201 v. Chr.) zu den bedeutendsten Ereignissen der Kriegsgeschichte gezählt wird.

Hannibal, der im Hasse gegen Rom aufgewachsen und von dem glühenden Verlangen beseelt war, sein Vaterland zu rächen, faßte sofort den Plan, die Römer auf ihrem eigenen Boden anzugreifen, und zwar nicht zur See, weil die Ausschiffung eines Heeres einem so mächtigen Feinde gegenüber zu große Schwierigkeiten geboten hätte, um einen Erfolg auch nur hoffen zu lassen, sondern von der Landseite her; um aber diesen Plan ausführen zu können, mußte er einen Weg nehmen, der alle bis dahin bekannt gewordenen Kriegszüge an Kühnheit und Großartigkeit weit übertraf. Seinen jüngeren Bruder Hasdrubal als Oberbefehlshaber in Spanien zurücklassend, zog er von Neu-Karthago aus mit 100000 Mann durch Süd-Gallien, ging über die Rhône und überstieg sodann im Passe des kleinen St. Bernhard die Alpen. Nur 26000 erreichten nach fünfzehntägigem Marsche den südlichen Fuß des mächtigen Hochgebirgswalles; aber diese 26000, die sich gegen die ungeheueren Anstrengungen und Schwierigkeiten dieses Marsches als gefeit erwiesen hatten, bildeten eine Kerntruppe, von der man die höchsten Leistungen erwarten durfte. Die Römer ahnten die Gefahr nicht, die ihnen aus einer Richtung drohte, in der sie den Angriff niemals erwartet hätten; ihr Angriffsplan war auf Spanien und von Sicilien aus auf Afrika gerichtet. Erst auf der Seefahrt nach Spanien erhielt der Konsul P. Scipio, der dort die Operationen leiten sollte, von Hannibals Marsch Kunde und kehrte sofort um, um möglichst schnell das bedrohte Gebiet, Oberitalien, zu erreichen. Am Ticinus, dem heutigen Tessinflusse, stieß er auf Hannibal, der ihn mit seinen numidischen Reitern zurückwarf, wobei Scipio verwundet wurde. Sein Mitkonsul Tiberius Sempronius Longus rückte in Eilmärschen heran, um ihn zu unterstützen und die beiden Heere vereinigten sich an der Trebia, wo sie (217) eine schwere Niederlage erlitten. Sofort schlossen sich die cisalpinischen (auf der diesseitigen d. h. italienischen Seite der Alpen wohnenden) Gallier Hannibal an. Dieser überstieg nun auch den Apennin, zog das Arnothal hinab, traf am Trasimenischen See ein Heer unter dem Konsul Flaminius, das er vernichtete, worauf der Weg nach Rom frei vor ihm lag. Ihm war aber weniger

darum zu thun, einen Schlag gegen die Hauptstadt zu führen, als vielmehr darum, den Stamm der Römermacht bis ins Mark zu treffen, um ihn gründlich zu vernichten. Deshalb wandte er sich nach Unteritalien, um die Bundesgenossen der Römer von diesen abspenstig zu machen. Rom erkannte jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihm drohte und zog eine Streitmacht zusammen, wie sie vordem noch nie auf seinem Gebiete an einem Punkte vereint gewesen war. Bei Cannä schritten die Römer zum Angriffe, erlitten aber eine furchtbare Niederlage, die den Abfall zahlreicher unteritalienischer Städte und Völker zur Folge hatte. Auch Syrakus fiel nach dem Tode des neunzigjährigen Hiero II. (215) von Rom ab. Eine nach dem cisalpinen Gallien entsandte Legion wurde vernichtet.

In dieser Zeit der höchsten Bedrängnis hielt sich Rom musterhaft. Unter Heranziehung der jüngsten Mannschaft und aller irgend Waffenfähigen — selbst der Sklaven, die sonst von der Ehre des Kriegsdienstes ausgeschlossen waren, wurde unter Claudius Marcellus ein neues Heer aufgestellt, das im Jahre 215 Hannibal bei Nola besiegte und zum Rückzuge nach Apulien nötigte. Die Streitmacht Roms wurde auf 21 Legionen gebracht, die Flotte unternahm wiederholte Streifungen an der Küste Nordafrikas. Hannibal erhielt auf seine dringenden Forderungen von Verstärkungen nur einen Zuzug von 4000 Mann; die Friedenspartei machte eben wieder ihren Einfluß auf den Senat geltend. Mit König Philipp V. von Makedonien war unter dem Eindruck der großen Erfolge Karthagos zu Beginn des Krieges ein Bündnis zu Stande gekommen, dem sich auch Syrakus anschloß. Das Ergebnis desselben war aber nur, daß Rom die beiden Bundesgenossen einzeln angriff und, nachdem 212 das abtrünnige Syrakus erobert und geplündert, 206 mit Makedonien Frieden geschlossen worden war, Karthago isoliert dastand. In Spanien waren die Römer in den Jahren 208—211 im Vorteil über Hasdrubal, und Hannibals Hoffnung, von dort Zuzug zu erhalten, blieb daher unerfüllt. Mit wechselndem Erfolge setzte er den Kampf in Italien fort, gewann (212) in der Griechenstadt Tarent, die 272 von den Römern erobert worden war, einen Bundesgenossen, von dem er aber schon 209 durch die Gewalt der römischen Waffen wieder getrennt wurde, worauf Tarent seine Unbotmäßigkeit hart büßen mußte und 30000 seiner Bürger als Sklaven verkauft wurden. Nicht besser ging es der Stadt Capua, die sich nach der Schlacht bei Cannä Hannibal angeschlossen und in der dieser im darauffolgenden Winter die Winterquartiere bezogen hatte. Sie wurde von den Römern belagert, von Hannibal (212) entsetzt, nach dessen Abzug aber aufs neue eingeschlossen und (211) zur Uebergabe gezwungen, worauf viele ihrer Bürger enthauptet, andere als Sklaven verkauft wurden und die bis dahin bestandene Selbstregierung der Stadt aufhörte.

In dieser Zeit war in Spanien eine für die Römer unglückliche Wendung des Krieges eingetreten. Die beiden Scipio, welche dort die römische Streitmacht befehligten, erlitten Niederlagen, fielen in die Hände des Feindes und wurden getötet, worauf die Römer über den Ebro zurückgehen mußten. Darauf wurde der Sohn und Neffe der gefallenen Brüder, P. Cornelius Scipio, nach Spanien geschickt, rückte wieder über den Ebro vor und eroberte Neu-Karthago, den Stützpunkt der karthagischen Streitmacht. Doch konnte er nicht verhindern, daß Hasdrubal über die Pyrenäen ging, um seinem Bruder Hannibal die langerwartete Hilfe zu bringen. Er rief in Ober-Italien die cisalpinischen Gallier (207) zu den Waffen; doch auch die Römer hatten großartig gerüstet und konnten sowohl dem Hannibal als auch dem Hasdrubal bedeutende Streitkräfte entgegenstellen. Der Letztere verlor bei Sena Gallica Schlacht und Leben. Sein blutiges Haupt ließen die grausamen Römer den Vorposten vor Hannibals Lager zuwerfen, und dieser soll bei dessen Anblicke ausgerufen haben: „Das ist das Schicksal Karthagos." — Die Karthager wurden nun vollständig aus Spanien herausgetrieben; der ostnumidische König Massinissa*), der mit ihnen gemein-

*) Dem Massinissa der seine Jugend in Karthago zugebracht hatte, war, wohl um ihn für die Sache Karthagos zu gewinnen, Sophoniba, die Tochter Hasdrubals, der neben den beiden Brüdern Hannibals Führer im spanischen Kriege war, als Verlobte zugesprochen, später aber seinem Nebenbuhler Syphax, dem Könige der Massäsylier im westlichen Numidien, der bis dahin auf Seite der Römer gestanden hatte, zum Weibe gegeben, um seine Freundschaft zu gewinnen. Dies

schaftlich auf spanischem Boden gekämpft und an dem Siege gegen die beiden Scipionen (211) den Hauptanteil erfochten hatte, schloß jetzt ein geheimes Bündnis mit Cornelius Scipio und ward von da an eine der Haupttriebfedern in dem gegen Karthago gerichteten Vernichtungskampfe. Mago, der jüngste Bruder Hannibals, führte die Reste des spanischen Karthagerheeres nach Ligurien und rief die dortige Bevölkerung zu den Waffen. Sofort setzten sich aber drei römische Heere gegen ihn in Bewegung; er wurde (203) geschlagen, selbst verwundet, schiffte sich hierauf auf Befehl des karthagischen Senates nach Afrika ein, erlag aber während der Ueberfahrt seiner Wunde.

Auch Hannibal wurde, weil der zum Konsul erwählte Scipio 205 in Sicilien einen Zug nach Afrika vorbereitete, nach Karthago zurückberufen, wo nun (203) die Entscheidungsschlacht bei Zama geschlagen wurde, die mit der Vernichtung des karthagischen Heeres endete. Hannibal sammelte die Trümmer des Heeres in der alten tyrischen Niederlassung Hadrumetum (südl. v. Karthago am Mittelmeer gelegen) und kehrte nach Karthago zurück, wo er nun selbst den Frieden als einzige Rettung Karthagos empfahl. Die Bedingungen waren hart genug: Spanien und alles, was Karthago im Mittelmeer noch an Inseln besaß, ging verloren, alle Kriegsschiffe bis auf zehn mußten ausgeliefert und verbrannt werden; ohne Erlaubnis Roms sollten die Karthager nicht mehr Krieg führen dürfen und zudem durch 50 Jahre einen jährlichen Tribut von 200 Talenten (1020000 Mark) bezahlen. Das Reich des Syphax ging an Massinissa über, der den Karthagern gewissermaßen zum Vogt und Wächter bestellt wurde, um jeden Versuch zur Wiederaufrichtung ihrer Macht zu vereiteln.

Bald nach Abschluß dieses Friedens (201) wurde Hannibal als Suffet (vergl. S. 101) an die Spitze der Regierung gesetzt, nahm eine durchgreifende Neugestaltung der Verfassung und des Verwaltungswesens vor und ordnete die zerrütteten Finanzen des Staates durch Regelung der Zölle und Einkünfte. Die Folge dieses Vorgehens war, daß die dadurch in ihren eigennützigen Interessen geschädigte Partei des früheren Systems*) auf Hannibals Sturz hinarbeitete. Die elenden Krämerseelen scheuten sich nicht, Hannibal in Rom anzuklagen, daß er sich mit dem König von Syrien, Antiochos III., in Rom feindlicher Absicht in Verbindung gesetzt habe, worauf sofort eine Gesandtschaft in Karthago erschien, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Diesem gelang es jedoch, durch rasche Flucht dem ihm drohenden Schicksale zu entgehen (195). Antiochos nahm den Flüchtling gerne auf, da er eben Vorbereitungen zum Kriege gegen Rom traf und die Kraft Hannibals wohl zu schätzen wußte. Dieser riet ihm ein kühn entschlossenes Vorgehen gegen die bedrohlich sich entfaltende Macht der Römer und suchte auch Karthago zu veranlassen, an dem Kriege teilzunehmen. Aber Antiochos erwies sich als ein Zauderer und Stümper in der Kriegführung, und in Karthago behielten Hannibals Gegner die Oberhand. So gestaltete sich der syrische Krieg zu einem neuen Triumphe Roms, und Antiochos wurde zum Abschluß eines Friedens gezwungen, unter dessen Bedingungen natürlich die Auslieferung des Hannibal nicht vergessen war. Abermals floh dieser, fand beim Könige Prusias von Bithynien Zuflucht, stachelte auch diesen zum Kriege gegen das

---

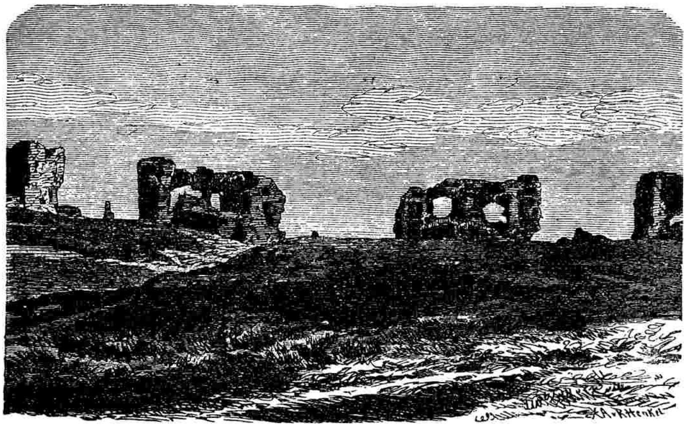
war der Grund des Abfalles Massinissas, der, nachdem Syphax nach der Landung Scipios in Afrika (203) in seine Gewalt geraten war, seine einstige Verlobte nun zur Gattin nahm. Da aber die Römer von ihm verlangten, die Sophoniba auszuliefern, um sie in Gemeinschaft mit ihrem früheren Gemahl im Triumphzuge Scipios aufführen zu können, „opferte“ sie Massinissa „der Freundschaft der Römer“ und ließ sie Gift nehmen, um ihr und sich selbst diese Schmach zu ersparen.

*) „System“ (griechisch s. v. w. „Das Zusammengestellte“) nennt man jedes nach einer bestimmten Ordnung aus Teilen zusammengesetzte Ganze; im politischen Sinne die nach bestimmten Grundsätzen festgesetzte Richtung und entwickelte Thätigkeit einer Regierung oder Partei. Das System, welches die Gegenpartei Hannibals und seiner Vorgänger verfolgte, war dasselbe, das von den meisten aus ähnlichen Elementen zusammengesetzten Parteien, d. i. von den vornehmen, besitzenden und bevorrechtigten Ständen zu allen Zeiten und an allen Orten verfolgt worden ist: die Ausnützung des Staats-, Rechts- und Wirtschaftswesens zur Förderung der eigenen Interessen, zur Mehrung der eigenen Macht, Reichtümer und Vorrechte.

verhaßte Rom auf und leistete ihm in einem Feldzug gegen den römerfreundlichen Eumenes von Pergamon gute Dienste, wurde aber zum Dank dafür von Prusias, der eine heillose Angst vor Rom hatte, an dieses preisgegeben. Müde der Hetze und verzweifelnd an der Möglichkeit, gegen den mächtigen Feind noch etwas ausrichten zu können, tötete sich Hannibal durch Gift (wahrscheinlich 183).

Karthago hatte für den an Hannibal verübten Verrat schlechten Lohn. In schmählichster Weise blieb es von Seite Roms den Uebergriffen des Numidierkönigs Massinissa preisgegeben; dieser benutzte die ihm eingeräumte Stellung, um den Karthagern ein Stück ihres Gebietes nach dem andern wegzunehmen, und als Karthago endlich gegen den frechen Peiniger zu den Waffen griff, erklärte dies Rom als eine Verletzung des Friedens von 201 und eröffnete — namentlich auf Betreiben des Censorius Porcius Cato, der jede seiner Reden im Senat mit der sprichwörtlich gewordenen Redensart: „Im übrigen bemerke ich, daß Karthago vernichtet werden muß" — im Jahre 149 den Krieg.

Dieser „dritte punische Krieg" dauerte nur drei Jahre; es zeigte sich deutlich, daß alle Heldenkraft und aller Mut von Karthago gewichen war. Demütig bot es nach der Landung zweier römischer Heere seine Unterwerfung an und lieferte auf Verlangen der beiden die Heere befehligenden Konsuln seine Kriegsschiffe und Waffen aus. Aber Roms Forderung ging noch weiter: die Karthager sollten auch ihre Stadt verlassen und zwei Meilen vom Meere entfernt sich neu anbauen. Daraufhin entschlossen sie sich — natürlich zu spät — zu verzweifeltem Widerstande. Alles, was Waffen schmieden und Schiffe zimmern konnte, ward aufgeboten, um für die Verteidigung der Stadt neue Streitmittel zu schaffen; Alles, was Arme hatte, um sie gegen den Feind zu brauchen, rüstete sich zum Verzweiflungskampfe. Nachdem ein Sturm der Römer abgeschlagen war, schritten diese zur regelmäßigen Belagerung und schlossen die Stadt von der Land- und Seeseite vollständig ein. Darüber verging das Jahr 147; im nächsten Jahre aber erfüllte sich das Schicksal Karthagos. Nach sechstägigem Straßenkampfe wurde die Stadt der Dido, die schon seit siebenzehn Tagen in Flammen stand, eingenommen und vollständig zerstört, der Rest der Einwohner als Sklaven verkauft. Aus einem Teil des karthagischen Gebietes wurde die römische Provinz Afrika mit der Hauptstadt Utica gebildet, das übrige Land zu Numidien geschlagen, in das, da Massinissa schon 149 gestorben war, dessen drei Söhne sich teilten.



Reste des alten Seethores von Karthago
(nach Davis).
Aus Hertzberg „Geschichte der Römer im Altertum"



Wir haben im vorstehenden Abschnitte die Entwicklungsgeschichte der bedeutendsten semitischen Kulturvölker des Altertums zum Abschlusse gebracht und den Leser dabei bereits mitten in die Geschichte anderer, jüngerer Kulturvölker eingeführt, die mit jenen im Verlauf der Dinge in Berührung gekommen sind. Nun wollen wir uns der Betrachtung eines Volkes zuwenden, das außer aller Verbindung mit den uns bis jetzt bekannt gewordenen geblieben ist, und das nur deshalb an dieser Stelle eingeschaltet wird, weil es gemäß seines Alters mit Aegyptern und Babyloniern auf eine Stufe gestellt werden muß und weil es allen Kulturvölkern der späteren Zeiten gegenüber eine ebenso scharf abgesonderte Stellung einnimmt, wie gegenüber jenen des Altertums, so daß seine Einreihung an diesem Orte den Verhältnissen noch am besten entspricht.

China hat eine uralte, hochentwickelte, von derjenigen aller übrigen Völker völlig abweichende Kultur, die sich durch vier Jahrtausende ihre ursprüngliche Lebensfähigkeit bewahrt hat, die aber nur auf den nächst gelegenen Teil Ostasiens übergegangen ist, während ihr der ganze Westen Asiens verschlossen blieb. Diese Kultur ist ureigene Schöpfung der Chinesen selbst; Kulturbeziehungen, die in unvordenklicher Zeit zwischen China und andern Ländern bestanden haben sollen, lassen sich durch nichts nachweisen.

Immerhin finden wir in den Ueberlieferungen des chinesischen Volkes, die sich auf dessen Urgeschichte beziehen, einzelne Anknüpfungen an die altsemitische Gedankenrichtung. Wie dort ist auch hier diese Urgeschichte eine völlig sagenhafte; sie beginnt mit der Entwicklung der Welt aus dem Chaos*) und der Scheidung des Flüssigen von dem Festen (vergl. 1. Buch Mose 1, 7). Hierauf folgt ein Zeitabschnitt, der als halb=

*) Chaos nannten die alten Griechen die unermeßliche, formlose Masse, aus der sie sich die Welt hervorgegangen dachten.

mythische*) Periode bezeichnet wird und die verschiedenen Entwicklungsphasen der chinesischen Kultur zunächst in drei Kaisern: Fu-hi, Schen-nung und Hwang-ti verkörpert, in deren Regierungszeit das Familienleben, der Ackerbau, die Schrift und die Seidenzucht eingeführt wurden. Zwei weitere Kaiser: Jao (2356—2258 v. Chr.) und dessen Mitregent und Nachfolger Schun (gest. 2205 v. Chr.) führen bereits in die geschichtliche Zeit über, die mit Jü, dem Begründer der Hia-Dynastie (2205—1766 v. Chr.) beginnt. Die Chinesen besitzen Annalen („Jahrbücher"), gegen deren Zuverlässigkeit kein Zweifel besteht und die ein deutliches Bild von dem chinesischen Staatswesen geben, wie es nach den darin enthaltenen Angaben von Jü eingerichtet worden ist. Das chinesische Reich war nach diesen Annalen ein Feudalstaat**), annähernd von der Ausdehnung des jetzigen nördlichen Chinas bis an den Jang-tse-kiang, mit vielfach und äußerst genau gegliederter Verwaltung, dessen Bevölkerung hauptsächlich Ackerbau, Seidenzucht und Bergbau betrieb und dieser reichhaltigen Gewerbsthätigkeit entsprechend sicher auch schon einen wohlentwickelten Handel hatte. Dabei war China fortwährend bestrebt, sein Gebiet zu erweitern und die Barbarenvölker, die seine Nachbarschaft bildeten, weiter zurückzudrängen. Unter letzteren waren auch die Miao-tse, von den Chinesen mit diesem Namen belegt, der s. v. w. „Kinder des Bodens" bedeutet, ganz und halbwilde Bergvölker von so bedeutender Zahl, daß sie, wie es scheint, sogar nach der Hegemonie***) streben konnten. Die feudale Einrichtung des Reiches hatte natürlich, wie auch anderswo, den Wettbewerb um die Oberherrschaft zur Folge und war die Ursache wiederholter Dynastiewechsel. Im Jahre 1760 v. Chr. trat an Stelle der Hia-Dynastie die Schang-Dynastie und diese wurde 1122 durch die Tschou-Dynastie (1122 bis 249 v. Chr.) ersetzt. Wu-Wang†), der erste Kaiser dieser Dynastie, war ein ausgezeichneter Herrscher, der heute noch wegen seines hohen Eifers für die sittliche Hebung des Volkes hochgepriesen und an die Seite seines ebenso verdienstvollen ältesten Vorgängers, des großen Jü (s. oben) gestellt wird. Trotzdem beging er den großen Fehler, das Feudalwesen noch mehr zu stärken und ihm eine Gestaltung zu geben, die geradezu erstickend auf die oberste Reichsgewalt wirkte. Dem Kaiser blieb zwar gegenüber den Lehensfürsten die höhere Machtbefugnis, im übrigen aber war diesen letzteren in ihren Provinzen souveräne††) Gewalt eingeräumt und zugleich, da sie die Pflicht hatten, die Barbaren an den Grenzen des Reiches zu bekämpfen, die Möglichkeit geboten, ihr Gebiet nach außen hin auszudehnen, während das im Mittelpunkte des Reiches gelegene Stammland des Herrscherhauses keiner Ausdehnung fähig war. Dieses kaiserliche Leibgut hatte nur einen Umfang von 1000 Li (444 km). Kein Wunder daher, daß die Lehensfürsten dem Kaiser, dem sie nur im Sinne persönlicher Ehrfurchterweisung und nach den Regeln einer aufs umständlichste ausgestalteten Etikette Unterwürfigkeit zu bezeigen hatten, an wirklicher Macht über den Kopf wuchsen. Schon Anfang des neunten Jahrhunderts brachen heftige Fehden unter den Fürsten aus;

---

*) „Mythos" heißt im allgemeinen s. v. w. „Rede", auch „Ueberlieferung"; im engeren Sinne wird unter dieser Benennung derjenige Teil der Ueberlieferungen eines Volkes verstanden, der die vorgeschichtliche, d. h. jene älteste Zeit umfaßt, aus der geschichtliche Nachweise nicht vorhanden sind. Von Mythos leitet sich die gewöhnlich für die Götterlehre gebrauchte Benennung „Mythologie" her. Daraus ergiebt sich von selbst die Bedeutung der obigen Bezeichnung.

**) Feudal- oder Lehensstaaten nennt man solche, in denen die staatlichen Hoheitsrechte in Gestalt von Lehen (Belehnungen), d. h. nicht willkürlich entziehbaren, sondern vererblichen Rechten an durch Geburt oder Verdienste ausgezeichnete Staatsangehörige vergeben werden.

***) „Hegemonie", griechisch s. v. w. Oberbefehl oder Obergewalt, namentlich in dem Sinne der freiwilligen oder abgenötigten Uebertragung staatsmännischer und militärischer Führung an einen einzelnen Staat von Seite anderer, denen er in irgend einer Weise überlegen ist.

†) Der eigentliche Name war Wu, den Zusatz „Wang" fügte man den Namen aller Herrscher hinzu; er hat nicht die volle Bedeutung von „Kaiser" in unserm Sinne, mag aber trotzdem durch diesen Titel vertreten bleiben.

††) „Souverän" (mittellateinisch superanus) ist der mit der höchsten Staatsgewalt bekleidete, für seine Handlungen niemandem verantwortliche Machthaber; doch bezeichnet man mit dem Worte auch das unabhängige Verhältnis gewisser Körperschaften und Aemter im Rechtsstaate, wie der Parlamente, der Geschworenen und des höchsten Gerichtshofes.

einige derselben machten sich unabhängig, und das Reich geriet in einen Zustand der Verwirrung und Zersetzung, der gegen die Mitte desselben Jahrhunderts zu vierzehnjähriger Einstellung der Zentralregierung, einer „kaiserlosen Zeit", führte, die merkwürdigerweise von den chinesischen Geschichtsschreibern mit dem Namen „Eintracht" bezeichnet und sehr gerühmt wird. Als die Tschou-Dynastie sich wieder soweit ermannt hatte, daß sie die Herrschaft aufs neue antreten konnte, war von der kaiserlichen Macht nur noch ein Schatten vorhanden; das Reich hatte sich in zahllose Teilfürstentümer zersplittert, in denen ein wüstes Raubstaatenwesen herrschte. Von späteren Geschicken der III. Dynastie ist ein Erbfolgekrieg zwischen den Söhnen des Kaisers King-wang zu verzeichnen, der aber keinen der Streitenden, sondern deren Oheim auf den Thron brachte; zu dieser Zeit trat Kong-tse, auch Kong-fu-tse oder Confucius auf, der berühmte chinesische Philosoph, dessen Lehren noch jetzt in China herrschen.



Kong-tse (Confucius).
Nach einem chinesischen Original.
(Aus Jul. Harts „Geschichte der Weltlitteratur".)

Die verfahrenen Zustände in seinem heimatlichen Reiche, das Schwinden des kaiserlichen Ansehens, die Kämpfe der Parteien, die Verderbnis des Beamtentums und die Sittenlosigkeit der Gesellschaft tief betrauernd, trat Confucius in öffentliche Aemter ein, um wenigstens an seinem Teil den öffentlichen Uebeln zu steuern, machte sich aber durch die Rücksichtslosigkeit, womit er diese aufdeckte und geißelte, nur selbst unmöglich und zog sich deshalb ins Privatleben zurück, um als Reformator eine langsame Besserung vorzubereiten. Dabei ging er von der Meinung aus, daß die Zustände der „guten alten Zeit" die allein glückbringenden seien und durch eine patriarchalische Staats- und Gesellschaftsordnung herbeigeführt werden müßten, als deren Grundpfeiler er fromme Ehrfurcht vor dem Göttlichen und Althergebrachten, sowie unbedingte Unterordnung unter die höhere Macht und Weisheit der zur Leitung der Geister im Allgemeinen und der öffentlichen Angelegenheiten im Besonderen Berufenen betrachtete. Im Ganzen erhebt sich seine Lehre nicht über den Standpunkt einer nüchternen Sittenlehre für den alltäglichen Gebrauch und enthält nur gelegentliche Betrachtungen über die vornehmsten Tugenden der Menschlichkeit, Rechtlichkeit, Schicklichkeit, Weisheit und Treue mit besonderer Betonung der Pietät*) und Kindesliebe, über Staats-, Gesellschafts- und Familienleben, kurz über die Verhältnisse des Alltagslebens. Auf höhere philosophische Fragen, besonders solche, die auf das übernatürliche Gebiet hinübergreifen, ließ sich Confucius nicht ein, auch dachte er nicht entfernt daran, eine neue Religion zu stiften, und wenn trotzdem seine Lehre sich bis auf den heutigen

*) „Pietät", vom lateinischen „Pietas", die liebevolle Ehrfurcht vor Eltern, Fürsten und andern übergeordneten und der Verehrung würdigen Personen, sowie vor Gegenständen, Gedenkzeichen und Erinnerungen, die von solchen herrühren, und vor Einrichtungen und Ueberlieferungen, die die Religion, die Geschichte des Vaterlandes u. a. betreffen.

Tag erhalten hat, so ist dies einzig und allein dem Umstande zuzuschreiben, daß sich in ihr das echte Chinesentum verkörpert. Das religiöse Gepräge erhielt sie erst von Staatswegen. Confucius starb in hohem Alter 479 v. Chr., und bald nach seinem Tode fing man an, ihm höhere Verehrung zu zollen (er wurde sogar nachträglich in den Herzogsstand erhoben), Tempel zu errichten und Opfer darzubringen. Seine Schüler — 86 an der Zahl — wurden heilig gesprochen und ihre Ahnentafeln neben seiner eigenen in den Tempeln aufgestellt. Schon einige Zeit vor Confucius war ein anderer Reformator — Laotse — aufgetreten, der ein tiefsinniges auf die Vernunft als höchstes Wesen („Tao") begründetes Religionssystem aufstellte, das sich der höchsten Anerkennung von Seiten des Confucius erfreute, bei den Chinesen aber nicht durchzudringen vermochte. Von seiner Sittenlehre ist jedoch manches in die des Confucius übergegangen.

Die Bestrebungen dieser wie auch späterer Sittenlehrer konnten indes den Verfall des Reiches nicht aufhalten. 249 v. Chr. wurde die Dynastie der Tschou durch den König Tsching des chinesischen Lehensfürstentumes Tsin, das sich 325 v. Chr. unabhängig gemacht hatte, gestürzt und gleichzeitig an Stelle des Feudalstaates ein unbeschränkt herrschendes Kaisertum begründet. Tsching zog alle Lehen ein, teilte das Reich in 36 Gouvernements, vertauschte den alten Titel Wang mit „Hwang-ti" („Herr und Kaiser") und nannte sich selbst als Begründer der neuen (IV. Dynastie) Schi-Hwang-ti (erster Herr und Kaiser). Um völlig mit der Vergangenheit zu brechen, ordnete er die Verbrennung der Schriften des Confucius an. Die Vereinigung aller Gewalt in seiner Hand fand greifbaren Ausdruck in der von ihm erbauten „chinesischen Mauer", durch die das Reich zunächst vor dem Einbruch der nördlichen Barbarenstämme gesichert und dadurch in die Lage gesetzt wurde, seine Kraft ungeteilt an die Erweiterung im Süden zu wenden. Für Europa hat — nach der Meinung des Geographen Karl Ritter u. a. Gelehrter — die Errichtung dieses Schutzwalles zur Folge gehabt, daß sich die Schwärme der mongolischen Wandervölker an ihr brachen und nach Westen abschwenkten, wodurch die europäische Völkerwanderung verursacht worden sei. Daß die chinesische Mauer ihren Zweck nur so lange erfüllen konnte, als es sich um Einfälle einzelner Haufen handelte, nicht aber dauernd dem fortgesetzten Andrängen großer Völkermassen Widerstand zu leisten vermochte, ist selbstverständlich und hat sich im weitern Verlaufe der Geschichte auch zur Genüge erwiesen.

Tsching regierte 40 Jahre (249—209 v. Chr.). Nach seinem Tode erhoben sich jedoch die Lehensfürsten sofort wieder gegen das Gesamtreich, Tschings Sohn wurde schon 207 ermordet und eine neue (V. Dynastie) erstand, begründet von Lieu-pang, der bis dahin Fürst von Han gewesen war. Diese Dynastie, die Han-Dynastie genannt, erhielt sich volle 400 Jahre (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.). Das unter ihr wieder geeinigte Reich gelangte nun zu hoher Machtentwicklung. Der Süden wurde endgiltig unterworfen, Turkestan bis zum kaspischen Meere erobert und sogar mit der Außenwelt Fühlung genommen.

Im ersten Jahrhundert n. Chr. drang eine neue Glaubenslehre in China ein und fand dort große Verbreitung; es war dies der Buddhismus, von dem in der Geschichte der Inder eingehender die Rede sein wird. Von da an verfiel aber die Macht der Kaiser wieder, und 221 n. Chr. ging die Herrschaft der Han-Dynastie zu Ende. China zerfiel in die drei Reiche der Wu, Wei und Schu-han. Dieser Zustand dauerte vier Jahrzehnte, wurde durch Wu-ti, den Begründer der VI. Dynastie (Tsin-Dynastie), mit Waffengewalt vorübergehend aufgehoben und die Einheit des Reiches wieder hergestellt; aber schon 281 sehen wir neben und nacheinander nicht weniger als 17 Dynastien auftauchen, die das ganze Land in den Zustand unsäglicher Verwirrung brachten. Im Norden bildeten sich mehrere unabhängige Reiche, die teils von Chinesen, teils von tibetanischen Fürsten regiert wurden und schließlich in einem Nordchinesischen Reiche unter der Neben-Dynastie Wei (386—535 n. Chr.) aufgingen. Dieses Reich bestand bis 581 n. Chr.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sich im Stammreiche drei Dynastien (die VII. bis IX.) vergeblich mit der schwierigen Aufgabe befaßt, in den allgemeinen Reichswirrwarr

wieder Ordnung zu bringen. Erst Jang-hian, Fürst von Sui, stellte, nachdem er zuvor die Nordreiche unter seiner Herrschaft vereinigt hatte, am Ausgang des sechsten Jahrhunderts die Reichseinheit wieder her. Die von ihm gegründete (X.) Sui-Dynastie ging schon mit seinem Sohne unter, der wegen seines ausschweifenden Lebenswandels ermordet wurde, und es folgte die XI. Dynastie der Thang, welche von 618—906 n. Chr. am Ruder blieb, und deren Glanzperiode in die Zeit bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts fiel. Ganz Zentral-Asien kam in dieser Zeit wieder unter die Botmäßigkeit Chinas, das nach innen einig, nach außen hochangesehen war. Auch die Kultur des Landes, besonders Malerei und Dichtkunst, nahmen ein hohen Aufschwung. Dann folgten aber wieder innere Wirren, ein Einbruch der Tataren und ein weiterer der Araber, durch die das Reich im Süden große Gebiete verlor. Nach dem Erlöschen der Thang-Dynastie folgten sich mehrere von kurzer Dauer; ihre Ohnmacht giebt sich schon dadurch zu erkennen, daß China in dieser Zeit der Schauplatz fortwährender innerer Kämpfe war, immer mehr unter dem verderblichen Einflusse der Tatarischen Grenzvölker auf die inneren Verhältnisse zu leiden hatte und fast jede Provinz ihre eigenen unabhängigen Regenten besaß. Ein neuer Aufschwung trat erst mit Tschao-kwang-jin (Tait-su) ein, dem Begründer der zweiten Sung-Dynastie (XVIII. Dynastie, 960—1260, nach den chinesischen Geschichtsschreibern 1280), den das Heer, das von ihm siegreich gegen die im Norden entstandenen tatarischen Khitan-Fürstentümer geführt worden war, auf den Thron erhoben hatte. Bis 1127 behauptete sich China im Kampfe gegen die Khitanfürsten und das von Tibetanern begründete Reich Hia, wenngleich in dieser Zeit die Khitan-Tungusen, die sich schon 937 unabhängig gemacht und das jetzige Peking zu ihrer südlichen Hauptstadt gemacht hatten, die Chinesen während der Regierungszeit ihres Kaisers Tschin-tsung (998—1023) sogar gezwungen hatten, an die mächtigen Eindringlinge Tribut zu zahlen. Ein Nachfolger dieses Kaisers, Hwei-tsung, brachte im Bunde mit den Shutschi-Tungusen das Khitanreich zu Falle (1122); nun setzten sich aber die Shutschi selbst in den Besitz der Gewalt, gründeten eine Nebendynastie Kin*) (1125—1234), und schoben ihr Machtbereich noch über den Hoang-ho vor. Der über die südlichen Provinzen herrschende Kaiser Kao-tsung (1127—1163) mußte seine Residenz zuerst nach Nanking, dann nach Hang-tschao südlich vom Jang-tse-kiang verlegen. Unfähig, aus eigener Kraft gegen die Shutschi aufzukommen, warf sich der Kaiser Ning-tsung (1195—1225) dem Mongolenhäuptling Dschingis-Khan in die Arme, und dieser warf allerdings die Shutschi, aber auch die Chinesen nieder und bemächtigte sich 1215 Pekings.

Dschingis-Khan, dessen eigentlicher Name Temudschin war (der geschichtlich bekannte Name ist nur ein Titel, der soviel wie „höchster Herrscher" bedeutet), war der Sohn eines über dreizehn Mongolenhorden herrschenden Häuptlings, der, nach dem Tode seines Vaters vertrieben, als dreizehnjähriger Knabe zu den Koraiten**) floh, später die Tochter seines Schutzherrn zur Frau bekam, zum Dank dafür das Reich seines Schwiegervaters an sich riß, hierauf die aufständigen Häuptlinge seines eigenen Erbreiches unterwarf und sich allmälig zum Herrn des größten Teiles der Mongolei und Tatarei machte. Den Titel „Dschingis-Khan" nahm er an, nachdem ihm ein Schamane***) die Welt-

*) Dem Tungusischen Volke der Kin sind die Mandschu entsprossen, denen die noch heute regierende Dynastie angehört.

**) Als Hauptstadt dieses Stammes wird Karakorum genannt. Die Stadt lag im Nordwesten des heutigen chinesischen Reiches, am Nordabhange des Changai-Gebirges, und war bis 1264 Residenz der Mongolenkaiser. Die Ruinen, welche von Remüsat als diejenigen dieser Stadt bezeichnet werden, bestehen aber nur in viereckigen Erdwällen.

***) „Schamanen", wahrscheinlich von der Benennung der Bettelmönche in der Sanskritsprache hergeleitet, nannte man die buddhistischen Priester, von denen diese Bezeichnung wohl durch die Chinesen auf die Priester der ural-altaischen Völker übertragen wurde. Diese Priester waren die Vertreter einer eigentümlichen Religion, des Schamanismus, der hauptsächlich auf Zauberei, Geisterglauben und Totenkult beruhte und dem ein großer Teil der ural-altaischen Völker anhing, der aber jetzt durch Christentum und Buddhismus auf einige Völker Inner- und Nordasiens beschränkt worden ist.

herrschaft verheißen hatte, die zu erringen von da an der leitende Gedanke seines Lebens war. Des nördlichen China bemächtigte er sich mit Hilfe der Khitan-Tataren. Darauf (1216) wandte er sich mit seinem auf 700000 Mann angewachsenen Heere gegen Turkistan, den westlichen Teil der Tatarei, um die Ermordung eines seiner Gesandten an dem Khan von Khowaresm (dem heutigen Khiwa) zu rächen. In furchtbarer Weise wurden die Länder verheert, über 200000 Menschen getötet, die Städte Khiwa, Samarkand und Buchara (das eine kostbare Bibliothek besaß) in Asche gelegt (1220). In den nächsten Jahren setzte er seinen Eroberungs- und Verwüstungszug nach dem nördlichen Tibet fort, hier aber machte seinen weiteren Eroberungsplänen der Tod ein plötzliches Ende (1227). Sein Enkel Kublai-Khan vollendete die Eroberung Chinas und machte sich nach dem Tode des Kaisers Ti-ping (1279) zum Begründer der XIX. (mongolischen) Jüan-Dynastie, als deren erster Herrscher er in der chinesischen Regentenliste als Schi-tsu aufgeführt wird und die thatsächlich von 1260 (nach den chinesischen Geschichtsschreibern aber, wie schon erwähnt, von 1280) an bis 1367 in China geherrscht hat. Kublai-Khan begründete das heutige Peking, das er Khanbaligh („königliche Stadt") nannte. Die Eroberer nahmen indes die Kultur und die Einrichtungen der Unterworfenen an und ließen gegen das Ende ihrer Herrschaft auch Chinesen wieder zu Aemtern und Würden zu. Unter Kublai geschah viel für den Verkehr durch Straßen- und Kanalbau und Hebung der Schiffahrt; China öffnete sich dem Verkehr mit anderen Völkern, und an dem prächtigen Hofe zu Peking fanden sich Gelehrte aller Länder ein, um das merkwürdige Land, seine eigenartige Kultur und seine reichen Schriftschätze kennen zu lernen. Der Venetianer Marco Polo war in Begleitung seines Vaters und Oheims als siebenzehnjähriger Jüngling im Jahre 1271 aus einem Anlaß an den Hof Kublais gekommen, der bezeichnend ist für den weitausblickenden und vorurteilsfreien Geist dieses Mongolenfürsten. Derselbe hatte sich nämlich an den Papst um Zusendung einiger christlicher Missionare gewendet, die im Jahre 1271 von den beiden Polo dahin geleitet worden, aber schon in Armenien zurückgeblieben waren. Kublai fand Gefallen an dem jungen Marco Polo und behielt ihn an seinem Hofe, ließ ihn in seinen Angelegenheiten verschiedene Reisen in China machen und ernannte ihn sogar zum Statthalter einer Provinz. Erst im Jahre 1295 entließ der Groß-Khan die drei Polo, die nun zunächst nach Persien im Gefolge einer Prinzessin des kaiserlichen Hauses reisten, die sich dort mit Kublais Großneffen vermählen sollte, worauf sie nach Venedig zurückkehrten. Durch Marco Polos Reisebericht erhielt die Wissenschaft der Erdkunde die ersten umfangreicheren Kenntnisse über Hochasien, China und andere ferne Länder, von denen man bis dahin soviel wie nichts gewußt hatte. Dieser Reisebericht gab den ersten Anstoß zu den großen Entdeckungsreisen, welche zu Ende des Mittelalters unternommen worden sind, und die einen völlig neuen Zug in die Kulturbewegung der gesamten Menschheit brachten. Man darf also wohl sagen, daß Kublais internationaler Geist an diesem weit ausgreifenden Kulturfortschritte auch seinen unbestreitbaren Anteil hatte.

Kublais Kriegszüge gegen die südlichen Nachbarvölker sicherten China seinen dortigen Besitzstand; der Versuch, auch Japan und Java in seine Gewalt zu bekommen, schlug fehl. Er starb 1294; ihm folgte sein Enkel Timur (chinesisch Tsching-tsung), der im gleichen Sinne wie der Großvater bis 1308 regierte. Bald nach diesem erlosch die Jüan-Dynastie, deren letzter Kaiser Toghon-Timur (Schün-ti) nach 34jähriger Regierung (1333—1367) durch einen von dem Bonzen*) Tschu-jüan-tschang ins Werk gesetzten Aufstand gestürzt wurde. Tschu-jüan-tschang hatte sich zunächst einige südliche Provinzen unterworfen, dann die unter sich uneinig gewordenen Aufständigen zu Paaren getrieben, die Mongolenhäuptlinge, welche inzwischen den Kaiser abgesetzt hatten, besiegt und nach der

*) „Bonzen" werden die buddhistischen Priester in Japan, China und Hinterindien genannt. Das Wort ist wahrscheinlich aus dem japanischen „Bon-si" („indischer Priester") oder „Bo-si" („Lehrer des Gesetzes") gebildet.

Tatarei getrieben, wo sie unter Bisurdas, dem Sohne Schün-tis, der 1370 gestorben war, ein neues Reich, das der Chalcha gründeten; im Reiche selbst befestigte er durch seine kluge und gemäßigte Haltung seine persönliche Stellung dermaßen, daß er 1368 als Begründer der XX. Ming-Dynastie (1368—1644) unter dem chinesischen Namen Hung-wu den Thron besteigen konnte. Die Herrscher der Ming-Dynastie waren fast durchweg tüchtige Regenten, deren Gewalt sich aber nur auf das eigentliche China beschränkte, während sich im Norden die mongolischen Fürsten behaupteten. Unter dieser Dynastie erlangte die Regierungsform des Reiches jene Ausgestaltung, in der sie im wesentlichen noch heute besteht. In Makao setzten sich die Portugiesen fest, auch kamen jetzt katholische Missionäre ins Land und wurde der Grund zur römisch-katholischen Mission gelegt. Der letzte Kaiser der XX. Dynastie war Hwai-tsung (1628—1644). Schon unter seinem Vorgänger Schin-tsung (1573—1619) hatte ein durch Aufnahme der Shutschi, Khitan und anderer Tatarenstämme zu einiger Macht gelangter tungusischer Volksstamm, nämlich der der jetzigen Mandschu, dem Schin-tsung die Niederlassung in der Provinz Liau-tung bewilligt hatte, sich zum Herrn dieser Provinz gemacht und einen Krieg gegen das Reich begonnen, der sich bis 1643 fortspann. In China selbst entstand aber jetzt ein Aufstand, dem sich der Kaiser Hwai-tsung nicht gewachsen zeigte. Er nahm sich 1644 selbst das Leben, die Aufständigen riefen die Mandschu herbei und diese eroberten Peking und machten sich zu Herren des Reiches. So wurde ihr Kaiser Schun-tschi*) (1644—1662) Stifter der XXI. Dynastie Tsing, welche noch heute den Thron von China einnimmt.

Die staatsgeschichtliche Entwicklung Chinas ist damit zum Abschlusse gelangt; seine weitere innere Geschichte entbehrt der allgemeinen Bedeutung und fällt daher aus dem Rahmen unserer Betrachtung. Sie ist, wie die ganze Geschichte des Landes, auf den lokalen Schauplatz beschränkt und ohne jeden Einfluß auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Menschheit geblieben.

Die Kultur der Chinesen

hat sich vornehmlich nach der Richtung der technischen Fertigkeiten entwickelt. Wir sehen hier ein außerordentlich thätiges Volk, das sich aber in jeder Beziehung auf die Arbeit im Kleinen verlegt und hier mit ebenso großer Emsigkeit wie Geschicklichkeit Treffliches schafft, große Züge jedoch sowohl in seinen Kunstleistungen als auch in seiner Geistesarbeit, namentlich aber im staatsbürgerlichen Leben, vollständig vermissen läßt. Ganz vereinzelt stehen die bedeutenden Herrscher da; diejenigen von ihnen, die es nach unserer Auffassung in Wirklichkeit waren, gehörten nicht dem Chinesentum an, die andern waren es nur nach chinesischen Begriffen. Im chinesischen Schrifttum macht sich dieselbe kleinmeisterliche Richtung geltend wie in der Kunst und im Kunstgewerbe: ungeheuere Emsigkeit und Fruchtbarkeit, peinliche Sorgfalt und Genauigkeit in der Ausführung des Einzelnen, in der Dichtkunst dieselbe kleinliche Zierlichkeit wie in der Malerei, in allem aber Einseitigkeit und Beschränktheit.

China erfreut sich eines außerordentlichen Reichtums an Naturprodukten und seine Bevölkerung war daher von vorneherein darauf hingewiesen, ihren Fleiß und ihre Intelligenz zur Ausnützung dieser Schätze zu verwenden. Dazu bedurfte es aber gerade wegen des Reichtums und der Mannigfaltigkeit der Naturprodukte keiner besonderen Anspannung der Geisteskräfte, sondern nur ausdauernden Fleißes, um die Masse des Vorhandenen auch bewältigen zu können. Von einem Kampf ums Dasein konnte weder im wirtschaftlichen noch im intellektuellen Sinne bei diesem Volke und unter den gesegneten Verhältnissen, die die Natur seines Landes ihm bot, je die Rede sein; die Arbeit wurde ihm nicht zur Last, sondern vielmehr zum Vergnügen. Selbstverständlich gilt dies nur in soweit, als das Volk

*) Die Mandschufürsten hatten schon seit Tai-tsu, der sich 1618 zum selbständigen Herrscher von Liau-tung gemacht hatte, den Kaisertitel angenommen.

als Ganzes in Betracht kommt; innerhalb der Gesellschaft traten hier dieselben Gegensätze hervor wie anderswo, die ungleiche Verteilung von Macht, Gut und Recht, unter der der eine Teil zu leiden hat, während der andere im Ueberflusse schwelgt. Die Kulturrichtung im Ganzen aber und die Entwicklung des Volkscharakters der Chinesen ist sichtlich das Ergebnis der Naturverhältnisse ihres Landes.

Die frühzeitig festgesetzte politisch-gesellschaftliche Organisation und Verwaltung Chinas geht Hand in Hand mit einem von gleichen Grundanschauungen ausgehenden Familienleben; dort wie hier ist die völlige Beugung des Einzelwillens und der individuellen Selbständigkeit unter die unbeschränkte Macht des Oberhauptes das leitende Prinzip; aber klein wie die Beherrschten ist auch der herrschende Geist, und so erscheint der Despotismus, den das Familienoberhaupt über seine Angehörigen ausübt, die Pietät für die Ahnen, die den Familiendespotismus auch noch ins Jenseits hinüberträgt und die zu einem förmlichen Hauskultus ausgestaltet ist, ebenso unansehnlich und nur aufs Geringfügige und Alltägliche gerichtet wie dessen Ausgestaltung zu jenem patriarchalischen Staatswesen, das sich in China durch alle Jahrhunderte erhalten hat.

Die **Religion** der Chinesen setzte sich schon in frühester Zeit aus einem ausgebildeten Naturdienst mit zwei Hauptgottheiten, Himmel und Erde, und einer Reihe kleinerer Gottheiten, die als Stern-, Berg-, Strom- und sonstige Naturgeister mit Anbetung und Opfern bedacht wurden, und aus dem erwähnten Ahnenkultus zusammen, auf dem — auch noch in der Gegenwart — das religiöse Leben dieses Volkes beruht. Dabei wurde die Rangordnung der Erde auch auf das Geisterreich übertragen, in dem Sinne, daß der Kaiser allein dem Himmel, die Fürsten je nach ihrer Würde den vornehmeren oder geringeren Gottheiten der Mittelsorte, der gemeine Mann aber nur seinen Ahnen gottesdienstlich nahen durfte. Aus dieser Vorstellung ergab sich von selbst die Schlußfolgerung, daß die irdische Rang- und Gesellschaftsordnung sich auch im Jenseits fortsetzt, und daß nach dem Tode jeder Einzelne als „Ahne" in diejenige Stellung im jenseitigen Leben einrückt, die er selbst und seine Vorfahren im Diesseits eingenommen hatten. Die außerordentliche Gleichförmigkeit und Beharrlichkeit, die einen Grundzug des chinesischen Volkswesens bildet, mag nicht zum geringsten Teile dieser religiösen Vorstellung entwachsen sein, denn in ihr drückt sich ja der Gedanke einer aus der unendlichen Vergangenheit übernommenen und in die unendliche Zukunft fortgesetzten Entwicklungsreihe aus, in der jedes einzelne Glied nur eine Wiederholung des vorhergegangenen ist, von selbständiger und Fortentwicklung somit keine Rede sein kann. Allerdings war der naturgemäße Lebensdrang manchmal stärker, als diese religiöse Vorstellung; die Kaiser, die nach derselben durch ihre Ahnenreihe zu den Höchsten des Himmels in unmittelbarer Beziehung standen — daher rührt wohl auch ihre Bezeichnung als „Söhne des Himmels" — und die folglich ihren Unterthanen gegenüber auf unnahbarer Höhe standen, wurden gleichwohl, wie wir gesehen haben, zu wiederholten Malen von dieser Höhe herabgestürzt und andere Herrscher traten an ihre Stelle, deren Vorfahren nichts weniger als chinesische Kaiser waren. Der **Buddhismus**, im Jahre 65 n. Chr. als Staatsreligion anerkannt, vermochte erst dann im chinesischen Volke Wurzel zu fassen, als er zum größten Teile die alten religiösen Anschauungen in sich aufgenommen hatte, ist aber gegenwärtig, besonders in den unteren Volksschichten, zur verbreitetsten Religion Chinas geworden. Auch das Christentum, das seit dem 7. Jahrhundert zugelassen, später aber mehrfach verfolgt worden ist und auch in der jüngsten Gegenwart noch seine Märtyrer auf chinesischem Boden aufzuweisen hat, konnte sich nur dadurch Eingang verschaffen, daß die Missionare den christlichen Gottesbegriff der chinesischen Anschauungsweise möglichst anzupassen versucht, namentlich den Ahnenkult begünstigt und den altherkömmlichen Gebräuchen gegenüber große Duldsamkeit bewiesen haben. Die katholische Mission, deren Priester (besonders die Jesuiten) in dieser Beziehung ein weit höheres Anpassungsvermögen bekundeten als die evangelischen, hat folgerichtig auch höhere Bekehrungsergebnisse erzielt als diese, zumal da der katholische Gottesdienst mit seinen wirksameren äußerlichen Effekten eine größere

Anziehungskraft auszuüben geeignet war, als der mehr vergeistigte Kult des Protestantismus. Der Islam ist in China um das 7. Jahrhundert n. Chr. durch die Araber eingeführt worden, hat aber weitaus den größten Teil seiner Bekenner bei den in China eingedrungenen fremden Völkerschaften gefunden und dürfte nur ganz wenige eigentliche Chinesen zu seinen Anhängern zählen.

Das Schulwesen ist wohl entwickelt, der Unterricht aber wie alles geistige Leben in China in Formen gezwängt, die nicht auf den Zweck, dem Schüler eine gewisse allgemeine Bildung zu geben, sondern nur darauf gerichtet sind, den Nachwuchs für das Beamtentum zu drillen. Dieses ist pedantisch nach verschiedenen Schulbildungsgraden abgestuft, die Aufnahme in dasselbe von dem Bestehen der für jede einzelne Stufe besonders vorgeschriebenen Staatsprüfungen abhängig. Der Elementarunterricht ist vollständig der Privatthätigkeit überlassen; staatliche Elementarschulen giebt es ebensowenig als einen Schulzwang. Für die höhere Schulbildung bestehen drei Grade, von denen die zwei oberen von jedem erworben werden müssen, der ein Staatsamt bekleiden will. Daß Geld, Geburt und Empfehlung über die Schwierigkeiten der zur Erlangung dieser Grade erforderlichen Prüfungen manchem Unwissenden hinweghelfen, ist bei dem Charakter der Chinesen fast selbstverständlich.

Das Kriegswesen ist bis auf die neueste Zeit auf sehr niedriger Stufe stehen geblieben; China hat sich der Natur der Verhältnisse gemäß immer mehr auf den Verteidigungs- als auf den Angriffskrieg im Großen verlegt.

Die Schrift der Chinesen ist ihre eigene Erfindung und, soweit geschichtlich nachweisbar, wohl viertausend Jahre alt; um so bezeichnender für die geringe Entwicklungsfähigkeit dieses Volkes ist es, daß sie in dieser langen Zeit nicht über ihr schwerfälliges und nur mühsam zu erlernendes Schriftsystem hinausgekommen sind. Die Herstellung des Papiers wurde in China 105 n. Chr., die Buchdruckerkunst 593 n. Chr. erfunden. Außerdem war die Seidenzucht, die ureigenste Erfindung der Chinesen, dort schon zur Zeit des ersten Kaisers, also vor mindestens 4000 Jahren bekannt; die Magnetnadel wußten sie bereits im 12. Jahrhundert v. Chr. anzuwenden; im Erz- und Bronzeguß, wie überhaupt in der Bearbeitung des Metalls, waren sie vor mehr als drei Jahrtausenden Meister; weit jünger — wohl erst aus dem 9. Jahrhundert n. Chr. stammend — ist die chinesische Porzellan-Fabrikation. Nichtsdestoweniger sind sie auch in diesem Industriezweige wie in vielen anderen unsere Lehrmeister gewesen. „An den Chinesen“, sagt Peschel, „haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen.“

Die arischen Völker.

Neben den Aegyptern und den semitischen Kulturvölkern erscheinen, wenn wir die Geschichte der Menschheit weiter verfolgen, in Asien nun andere, die zu jenen in keinerlei verwandtschaftlichem Verhältnis stehen. Sie unterscheiden sich nicht nur durch die äußeren Merkmale der Rasse, sondern auch vornehmlich durch die Sprache von den erstgenannten. Ein Teil derselben gehört einer Völkerfamilie an, die wir unter der Bezeichnung der Iranier zusammenfassen; der andere, die Inder, steht vereinzelt da. Die Sprachwissenschaft hat aber zu der Erkenntnis geführt, daß nicht nur zwischen diesem Volke und den Iraniern eine Verwandtschaft besteht, sondern daß sich diese Verwandtschaft noch auf eine große Zahl anderer Völkerschaften erstreckt, die alle Glieder eines großen Völkerstammes sind, der mit dem Namen der Arier*) bezeichnet worden ist. Wir haben diese Völker bereits auf S. 43 u. 44 aufgezählt und dort erwähnt, daß sich ihre Wohnsitze von Indien bis an die Küsten des atlantischen Ozeans erstrecken, und daß man sie deshalb unter der Bezeichnung „Indoeuropäer" zusammengefaßt hat. Die Frage nach ihrer Herkunft, nach jenem Teile der Erde, wo die Vorfahren aller dieser Völker noch ein einziges Volk gebildet, gewohnt und sich jene Ursprache geschaffen haben, aus der sich ihre besonderen Volkssprachen später entwickelten, läßt sich natürlich nicht bestimmt beantworten; immerhin ist uns durch die vergleichende Sprachwissenschaft der Weg gewiesen worden, um nach dieser Richtung wenigstens Vermutungen aufzustellen. Es ist einleuchtend, daß diejenigen Wörter, deren Wurzeln in den verschiedenen Sprachen lautlich völlig übereinstimmen, als ein gemeinsamer schon vor der Trennung der betreffenden Völker erworbener Besitz derselben betrachtet werden müssen. Dieser gemeinsame Wortschatz nun weist darauf hin, auf welcher Stufe der Kultur das Volk gestanden hat, das jene Ursprache gesprochen hat, aus der die Tochtersprachen nach eingetretener Trennung sich entwickelt haben. In den arischen Sprachen finden wir nun gemeinsame Bezeichnungen beziehungsweise Wurzeln von solchen für Familienglieder, Haustiere, Wolle und Pflanzenfaserstoffe, eine Feldfrucht (Spelt?), (die aber auch wild gewachsen sein kann) ferner für Pflug, Wagen, Boot und Ruder, endlich für die Grundzahlen und die Bezeichnung einer Jahreseinteilung nach dem Monde. Daraus ist zu schließen, daß der Völkerstamm, von dem sich ein großer Teil des asiatischen und fast die ganze Bevölkerung des europäischen Festlandes abgezweigt hat, schon vor seiner

*) Der Name „Arier" entstammt dem Sanskrit, in welchem „arya" s. v. w. „Herr" bedeutet. Die indoeuropäischen Bewohner Vorderindiens, Persiens und Ostirans legten sich diese Bezeichnung selbst bei, um damit den Gegensatz ihrer vornehmeren Herkunft zu derjenigen der Angehörigen anderer Rassen zum Ausdruck zu bringen, die die Inder unter der Bezeichnung „dasyu" oder „dasa", d. h. „Sklave", zusammenfaßten

Trennung das Familienleben gekannt, Haustiere besessen, vielleicht auch schon den Acker bebaut und Gespinste aus Tier und Pflanzenfasern zur Bekleidung oder zu anderen Zwecken gefertigt hat. Dieses Urvolk muß sich auch bereits der obengenannten Beförderungsmittel zu Wasser und zu Lande bedient haben; es muß seine Beschäftigungen nach bestimmten Zeitabschnitten geregelt und auch sonst die Bedeutung einer genaueren, ziffermäßigen Bewertung der Gegenstände erkannt und im praktischen Leben benutzt haben. Aus der Art der Haus- und Raubtiere, für die wurzelverwandte Namen bestehen, sowie aus der Spärlichkeit solcher für Feldfrüchte läßt sich schließen, daß das Land, das dieses Volk bewohnt hat, nicht im heißen Gürtel der Erde gelegen hat; aus dem Umstande endlich, daß für die Benennung des Meeres gemeinsame Wurzeln in den abgezweigten Sprachen nicht zu finden sind, geht hervor, daß jenes Land auch kein Küsten- sondern ein Binnenland war. Da endlich aus der Thatsache, daß die Kultur im Allgemeinen von Osten nach Westen weitergeschritten ist, der Schluß gezogen werden darf, daß auch die Verbreitung der Völker in derselben Richtung sich vollzogen hat (vergl. S. 20), so mochte die Annahme wohl begründet erscheinen, daß die Heimat des arischen Urvolkes am östlichen Ende jenes Länderstriches zu suchen sei, der sich vom Ganges bis nach Britanniens Westküste hinstreckt, und zwar auf einem höher oder mehr nördlich gelegenen Teile dieses Länderstriches. Man hatte daher bis zur Mitte unseres Jahrhunderts das Hochland von Tibet als den ursprünglichen Stammsitz der Arier bezeichnet; andere haben Baktrien dafür gehalten, noch andere die Abhänge des Hindukusch. In neuerer Zeit hat sich aber die Ansicht mehr und mehr Geltung verschafft, daß Asien, wenn ihm auch nicht die Ehre abgesprochen werden soll, die Wiege des Menschengeschlechtes überhaupt zu sein, doch keinen wirklich begründeten Anspruch darauf hat, als Heimat der Indoeuropäer zu gelten, daß diese vielmehr in Europa zu suchen sei. In seinem Buche „Sprachvergleichung und Urgeschichte" hat O. Schrader eingehend mit dieser Frage sich beschäftigt; von den Ergebnissen, zu denen er gelangt ist, wollen wir die Grundzüge hier kurz mitteilen.

Das arische Urvolk war nach den Ausführungen dieses Gelehrten hauptsächlich auf die Viehzucht angewiesen; in dieser bestand sein einziger Reichtum, mit dem der Sprachreichtum auf demselben Wirtschaftsgebiete gleichlaufend ist. Die Ausdrücke für Vieh, verschnitten, unfruchtbar, Männchen und Weibchen, für Ochse, Stier, Kuh und Farre sind arisch. Das Pferd wurde nicht als Zug- und Reittier, möglicherweise aber — wie noch jetzt bei türkischen und tatarischen Stämmen — wegen seines Fleisches und seiner Milch gehalten. Der Esel, in den Ebenen wie an den Berglehnen Mittelasiens wohlbekannt, war ihnen fremd, ebenso das Kamel, das wichtigste Lasttier der Semiten. Das Ergebnis des Ackerbaues war ein sehr spärliches, wie auch der Wortschatz auf diesem Gebiete. Das Urvolk der Indoeuropäer oder Arier war also ein viehzuchttreibendes, folglich umherziehendes, das nur gelegentlich mit Ackerbau sich beschäftigt haben dürfte. Zum Umherziehen mit Familie und Hab und Gut bedurften sie des Wagens, und der Reichtum an Ausdrücken für einzelne Bestandteile desselben zeigt, daß sie im Wagenbau ziemlich vorgeschritten waren. Solch ein nomadisches Umherziehen ist aber im Waldlande nicht möglich; der Umstand, daß nur ganz wenige Waldbäume in der Ursprache auftreten und zwar nur solche, die auch in der Steppe ihr Fortkommen finden, giebt uns einen bedeutsamen Fingerzeig nach dieser Richtung. Von Schiffsbestandteilen wußten sie Boot und Ruder, nicht aber Mast, Segel und Kiel zu nennen. Die Schiffahrt hätte sich darnach auf Binnengewässer beschränkt, die Fahrzeuge waren wohl nur sogenannte Einbäume. Nach dem Vorgesagten müssen sie ein grasreiches Steppenland bewohnt haben, das innerhalb des Verbreitungsgebietes des Pferdes, aber außerhalb desjenigen des Esels und Kamels gelegen hat.

Scheiden wir nun die europäischen von den asiatischen Ariern, also die West- von den Ostariern (vergl. S. 43 und 44) und betrachten wir die ersteren für sich besonders, so finden wir, daß diese sich untereinander zu einer Zeit noch ganz nahe gestanden haben müssen, da der Ackerbau bei ihnen bereits bedeutend vorgeschritten war; denn in den

europäischen Sprachen stimmen überein die Wurzeln der Benennungen für Weizen, Gerste und Hirse, wogegen Roggen und Hafer spezifisch nordische Getreidearten sind. An Faserpflanzen bauten sie Flachs oder Lein, nicht den Hanf, an Hülsenfrüchten vielleicht Erbse und Bohne, ferner auch die Zwiebel. Ganze Reihen von Wörtern, die sich auf den Ackerbau beziehen, haben in verschiedenen süd- und nordeuropäischen Sprachen gemeinsame Wurzeln, sind somit auf gemeinsame Fortschritte während der Zeit der Sprachgemeinschaft oder wenigstens der noch fortdauernden größten Sprachenähnlichkeit zurückzuführen. Aber der Pflug war, nach den sprachlichen Ausdrücken zu schließen, noch nichts anderes, als ein starkes, hakenförmig gekrümmtes Holz, vielleicht mit einem scharfen Stein an dem der Erde zugewendeten Ende. Der Ackerbau stand also hier noch auf einer niedrigen Stufe. Immerhin war er aber im Fortschritt begriffen, und es läßt sich daraus schließen, daß mit zunehmender Volkszahl Raum und Weidemangel sich fühlbar gemacht und zu teilweiser Einschränkung des viel bequemeren, angenehmeren und freieren Hirtenlebens genötigt hat. Wenn aber das Weideland zu eng geworden war, so mußte eben eine Verschiebung der Wohnstätten nach Gegenden stattgefunden haben, in denen der Graswuchs durch etwas anderes ersetzt oder mit anderem wenigstens gemischt war. Es findet sich nun in den europäischen Sprachen das Auftreten einer größeren Menge wurzelverwandter Benennungen von W a l d b ä u m e n, die der Ursprache noch fremd waren. Daraus ist zu entnehmen, daß die Westarier aus der baumarmen Steppe in Gegenden zogen, wo ihnen Urwald entgegentrat und die Weideplätze auf die Uferlandschaften der Flüsse und Seen sowie die Blößen des Waldes sich beschränkten und das Volk, je stärker es sich vermehrte, desto mehr genötigt war, dem weniger Raum beanspruchenden Ackerbau sich zuzuwenden, wodurch zugleich ein längerer Aufenthalt an den jeweiligen Wohnstätten bedingt war. Eine solche Gegend findet sich aber in Europa nur einmal. Es ist die s ü d r u s s i s c h e S t e p p e, die nach Osten mit den asiatischen Steppen zusammenhängt, gegen Norden von den waldigen Hügellandschaften des mittleren Rußland umsäumt ist und gegen Westen sich bis zu den Vorbergen der Karpathen hinzieht. Hier ist auch eine tiefe fruchtbare Schwarzerdeschicht, die schon im Altertum zahlreiche Skythenstämme veranlaßte, vom Nomadenleben zum Ackerbau überzugehen.

Hier wäre also das Gelände zu suchen, wo die Westarier vor ihrer Trennung ihren ersten Halt auf dem Wege nach Westen gemacht haben. Die asiatischen Arier, die man im engern Sinne auch schlechtweg als Arier bezeichnet, haben dagegen wahrscheinlich im Gebiete des oberen A m u und S i r im alten Sogdiana und Baktrien (vergl. Karte des Perserreiches S. 140) eine Kultur- und Stammesgemeinschaft gebildet. Hier mußten die Gebirge, die den von Westen Kommenden entgegentraten, die Wanderung stauen, die Ausdehnung der Weideplätze beschränken und auf Besiedelung und Bebauung der fruchtbaren Thalebenen hinweisen, während die daneben gelegenen Steppenlandschaften die Fortdauer nomadischer Lebensweise bedingten. Von hier aus bemächtigten sich dann die späteren M e d e r, P e r s e r u. s. w. des ganzen Hochlandes von Iran, während die späteren I n d e r durch das Flußthal des Kabul in das Indusgebiet hinabstiegen.

Schrader beantwortet nun die Frage nach der Gegend, von der aus sich die beiden indoeuropäischen Völkerströme einerseits nach Westen, andererseits ostwärts ergossen haben, mit der Annahme, daß diese im S ü d o s t e n d e s e u r o p ä i s c h e n R u ß l a n d s am M i t t e l l a u f e d e r W o l g a zu suchen sei. Diese Gegend bildet zunächst etwa die Mitte zwischen den vermuteten Heimatslandschaften der West- und Ostarier. Hier lebte ehemals das wilde Pferd, nicht aber das Kamel und der Esel. Von hieraus erklären sich am einfachsten die mannigfaltigen vorgeschichtlichen Berührungen der Westarier mit den Finnen, die seit je, wie noch jetzt, nördlich von der angenommenen Urheimat der ersteren wohnten. Sie dehnten sich von da bis zum Ural aus, dessen Kupferadern ein finnischer Stamm, die T s c h u d e n, seit den ältesten Zeiten ausgebeutet hat, so daß man annehmen darf, daß die Westarier das Kupfer von dort her auf dem Wege des Tauschhandels durch finnische Völker erhalten haben.

Der Schluß, den Friedrich Seiler in seiner Schrift „Die Heimat der Indogermanen“*) aus Schraders Hypothese zieht, ist folgender: „Die Heimat der Indogermanen muß zwar in der Hauptsache Gras- und Weideland gewesen sein — denn auf nomadischer Viehwirtschaft beruhte im Wesentlichen ihr Dasein —, kann aber nicht reine Steppe gewesen sein, — denn sie kannten die Waldbäume und den Bären. Wir kommen damit auf die Gebiete des mittleren Rußlands, in denen die Steppe allmälig in den Wald übergeht, das Grenzgebiet zwischen Wald und Steppe. Wir dürfen annehmen, daß sie einerseits nach Norden in die Wälder hinein vordrangen, sich dort ihr Holz holten und mit den Finnen in Berührung traten, andererseits südwärts die weiten Weidetriften mit ihren Herden durchwanderten. Da die Viehwirtschaft viel bequemer und angenehmer ist, als der Ackerbau, so werden die einzelnen Familien das waldarme Land immer wieder bevorzugt haben. Nun trat die Trennung ein. Die asiatischen Arier verloren auf ihrem nach Südosten gerichteten Zuge den Wald allmälig ganz aus den Augen und damit die Benennungen derjenigen Bäume, die sie nicht auch in der Steppe trafen, aus dem Gedächtnis. Die Europäer dagegen zogen allmälig und gruppenweise südwestwärts weiter, immer im Grenzgebiet zwischen Wald und Steppe. Sie behielten den Wald stets im Auge und bewahrten die überkommenen Baumbenennungen. Als ihnen dann die Steppe zu schmal wurde und nicht mehr genügende Weide bot für die sich vermehrenden Herden, mußten sie sich wohl oder übel dazu verstehen, den Acker intensiver zu bebauen; sie erfanden neue Werkzeuge und neue Fertigkeiten, die sich schnell von Gruppe zu Gruppe verbreiteten.

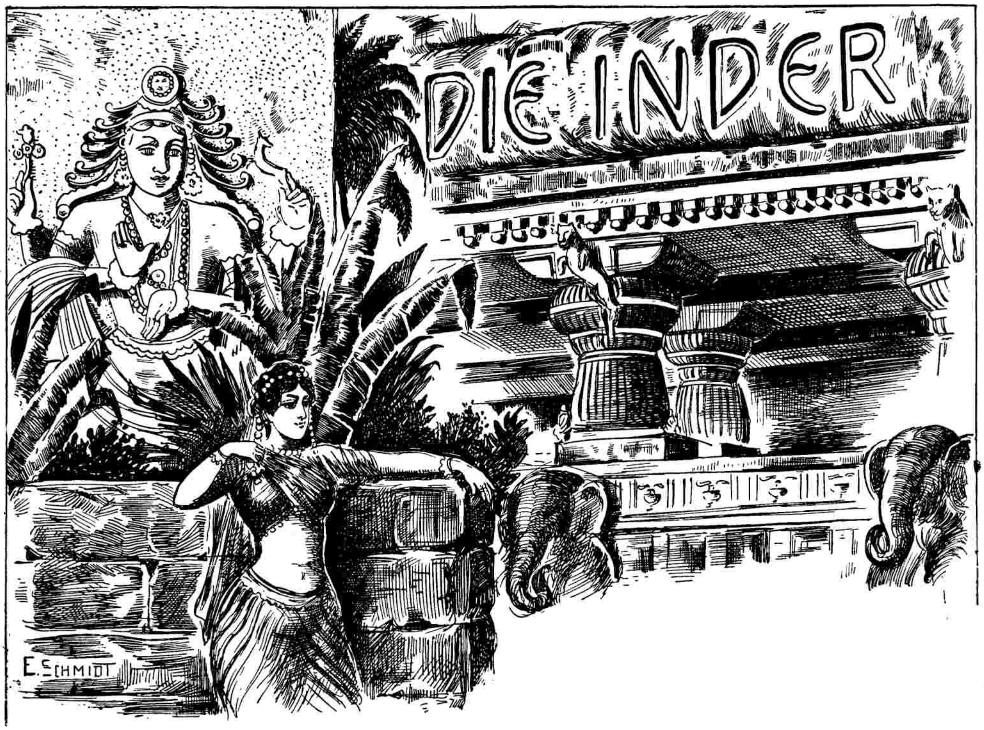
An den Vorbergen der Karpathen und in den westlichen Ausläufern der Steppe trennten sie sich dann auf immer. Die Vorfahren der **Germanen** gingen aus dem Gebiete des Dniestr in das der Weichsel über und gelangten, nordwestlich ziehend, in das licht- und sonnenlose, von dichten Wäldern starrende, von ungeheueren Wassermassen durchzogene, feuchtsumpfige und neblige Land zwischen Elbe und Weichsel. Ein verzweifelter, fast hoffnungsloser Kampf ums Dasein wartete ihrer. Indem die Ankömmlinge ihn mit ausdauernder Kraft siegreich bestanden, wurden sie einer strengen und nachhaltigen Auslese unterzogen und gelangten unter großen Verlusten zu dem hohen, kräftigen Körperbau, der hellen Komplexion**), den sittlichen Eigenschaften, die sie beim Eintritt in die Geschichte besitzen. Sie gingen aus jenem Kampfe als das hervor, was Tacitus von ihnen sagt, als ein „eigenartiges, unvermischtes und nur sich selbst ähnliches Volk“.

Von den Germanen ging die Bevölkerung des **skandinavischen Nordens** aus; in den Alpenländern vermischten sie sich allmälig mit den **Kelten**, die von den Karpathen her durch das Donauthal nach Süden und Westen vordrangen, in Spanien und auf dem heute französischen Boden mit den **Iberern** zusammentrafen und sich mit ihnen zum **keltiberischen** Volksstamme verbanden. Die älteste Bevölkerung der **Apenninenhalbinsel** ist, da die italischen Sprachen dem keltischen Sprachstamm am nächsten stehen, vielleicht auch als ein keltischer Ableger aus vorgeschichtlicher Zeit zu betrachten. Dem Süden wandten sich neben den kaukasischen Völkern die **Armenier** und jene arischen Stämme zu, deren Nachkommen sich in geschichtlicher Zeit in Teilen **Kleinasiens** finden und die von da aus Ableger nach der **Balkanhalbinsel** verpflanzten, während die illyro-thrakischen Völker dort vom Nordosten her eingewandert sein mögen. Die **Slaven** breiteten sich westlich der Wolga und von da aus nach Norden, Westen und Südwesten aus, ohne sich aber irgendwo völlig von der Gesamtmasse loszulösen.

Wir wollen uns nun zunächst den geschichtlichen Völkern der **Ostarier**, also der asiatischen Gruppe der großen arischen Völkerfamilie zuwenden.

*) Die Bezeichnung „Indogermanen“ ist, wie schon S. 43 erwähnt, gleichbedeutend mit „Indo-Europäer“ und „Arier“.

**) Leibesbeschaffenheit, allgemeines Aussehen.



Land und Volk.

Derjenige Zweig des arischen Urvolkes, der sich nach der Trennung von den Stammesgenossen am weitesten gegen Osten gewendet hat, traf dort ein Land an, in dem sich die größten Gegensätze zu einem Gesamtbilde von wunderbarer Wirkung vereinigen. Duncker schildert dasselbe in seiner berühmten „Geschichte des Altertums“ folgendermaßen: „Am Südrande des großen Hochlandes, das den Kern der Länder Asiens bildet, erheben sich in gleichlaufenden Ketten die Bergreihen des Himalaja mit den höchsten Gipfeln, welche die Erde trägt. Mit unabsehbaren Schneefeldern, mit weißen Gletschern bedeckt, ragen die schroffen Zacken und Spitzen des höchsten Kammes glänzend zum tropischen Himmel empor; kein Laut unterbricht die feierliche Stille dieser ernsten Alpennatur. Seitwärts von diesen mächtigen weißen Zinnen drängen sich in einer zweiten Bergreihe, durch steile Schluchten getrennt, wiederum Gipfel an Gipfel. Auch hier keimt weder Moos noch Kraut; auch diese Bergreihe übersteigt noch die Grenzlinie der Vegetation. Viel weiter hinab zeigt eine dritte Bergreihe, deren mittlere Erhebung über 12000 Fuß beträgt, bis zu den Gipfeln Wälder europäischer Art. In kühler frischer Luft sind die Rücken der Höhen mit Birken, Eichen und Tannen bewachsen. Unter diesem Gürtel nördlichen Baumwuchses folgen auf Höhen, die von einer Erhebung von 5000 Fuß allmälig herabsinken, dichte Waldungen indischer Fichten mächtigsten Wuchses. Abwärts von der Waldregion beginnt im Westen ein Hügelland, nach Osten hin ein sumpfiger Landstrich, von Lachen unterbrochen, welche die Bergwasser in der Niederung zurücklassen, mit undurchdringlichem Gestrüpp, hohen Dschangeln (mit Röhricht bestandenen Sumpfstrichen), üppig aufschießenden Gräsern bedeckt, von unheimlicher Schwüle: das Gebiet der Elefantenherden, des Krokodils, der großen Schlangen. Der Himalaja schützt Hügelland und Ebenen vor den rauhen Winden, welche von Norden über das Hochland von Centralasien

heranwehen; er hemmt die Regenwolken, die gesammelte Feuchtigkeit des Oceans, welche die Passatwinde vom Südmeer herantreiben. So müssen diese Wolken ihren Wasservorrat in die Ebenen am Fuße des Himalaja ergießen und die Sonnenglut in Kühlung, die verbrannte Vegetation in frisches Grün verwandeln. Durch ihre außerordentliche Erhebung bewahren die Gebirgsmassen des Himalaja trotz ihrer südlichen Lage so ungeheure Eisfelder und Schneemassen, daß sie die mächtigsten Ströme der Erde in die Ebene hinabsenden können. Aus Schneefeldern, welche Alpenseen umgeben, fließt der Indus von einer Hochgebirgsfläche südwärts des höchsten Kammes herab. Sobald er den Himalaja hinter sich gelassen, beginnt auf seinem linken Ufer ein Hügelland, das sich zwischen seinen Zuflüssen weit nach Osten hin ausbreitet, von gemäßigter Wärme und fruchtbarer Vegetation. Nachdem der Indus dann den Fünfstrom aufgenommen hat, wird sein Thal im Westen durch die nahe herantretenden Berge von Iran, im Osten durch eine weite wasserlose Steppe, welche sich von den Vorhöhen des Himalaja bis zum Meere hinabzieht und nur Büffelherden, Eseln und Kamelen spärliche Nahrung giebt, enger begrenzt. Die Hitze wird größer, je flacher das Land, je weiter der Fluß nach Süden strömt; der Boden berstet in den trockenen Monaten und die Vegetation steht still. Die Ueberschwemmung des Flusses, welche ihr neue Kraft geben könnte, sobald der Schnee in den oberen Bergen schmilzt, wird durch die hohen Ufer auf weite Strecken gehindert. Das Delta, welches der Indus nach einem Laufe von 300 Meilen vor seiner Mündung bildet, enthält nur wenige Inseln guten Marschbodens. Das Meer überflutet die flache Küste weit landeinwärts; höher die Flußarme hinauf hemmt Binsen- und Rohrgestrüpp den Anbau und Mangel an süßem Wasser eine dichtere Bevölkerung.

Nicht fern von den Quellen des Indus entspringt der Ganges. Durch eine Menge von Zuflüssen von Norden und Süden her verstärkt, gießt er alljährlich weite Ueberschwemmungen über die niedrigen Ufer aus und schafft damit den Ebenen, die er durchströmt, einen Fruchtboden, in welchem die tropische Vegetation in den üppigsten Trieben wuchert; es ist das Land des Reises, der Baumwolle, des Zuckerrohrs, des blauen Lotus, der nährenden Bananen, der riesigen Feigenbäume. Am unteren Laufe des Ganges, wo sich der Brahmaputra ihm nähert, beginnt ein heißes, feuchtes und üppiges Tiefland (Bengalen) von erschlaffendem Klima, mit Kokos- und Arekapalmen, mit Betelranken und Zimmetstauden, mit unendlichen Schlingpflanzen, welche die Bäume überwuchern und die höchsten Gipfel erklettern, bedeckt; der Fluß wird so breit, daß der Blick das andere Ufer nicht mehr erreicht. In dem Mündungsgebiete, welches der Ganges, mit dem Brahmaputra vereinigt, aber schon wieder in viele Arme gespalten, durchfließt, bilden diese Wassermassen heiße Sümpfe, in denen die Vegetation so übermächtig, die Dschangeln des Bambusrohrs so dick und undurchdringlich sind, daß sie dem Rhinozeros, dem Elefanten, dem Tiger, der in diesen morastigen Waldungen seine Heimat hat, überlassen bleiben."

In diesen Gebieten setzte sich nun, zunächst dem Laufe der Induszuflüsse folgend, die hier mit ihren mächtigen Wässern das sogenannte Fünfstromland (Pandschab) durchlaufen, jenes Volk fest, das sich selbst den Namen der Arya d. h. der vornehmen Herren des Landes gegeben hat, in der Geschichte jedoch den Namen Inder erhielt. Dieser Name ist hergeleitet von demjenigen, den die Perser dem von diesem Volke bewohnten Lande gegeben haben; sie nannten es „Hind", woraus der Volksname „Hindu" und die späteren Benennungen „Hindostan" und „Indien" des Landes selbst entstanden sind. Die dunkelfarbige Urbevölkerung des Landes, die „Dasju" (Sklaven), auch Schwarzhäute und Sudra*) genannt, wich nach dem Süden zurück, blieb aber auch teil-

*) Heute werden die Ureinwohner Hindostans der Dravida-Rasse (vergl. S. 43) beigezählt, die noch gegenwärtig den südlichen und südöstlichen Teil Vorderindiens nebst kleineren Gebieten am Ausflusse des Indus und Narbada bewohnen. In späterer Zeit stiegen die durch Vermischung mit dem herrschenden Stamme zu einer besonderen Volksklasse (Kaste) gewordenen Sudra durch Tapferkeit und Reichtum im Ansehen, und einer der mächtigsten Fürsten Indiens, Tschandragupta, der im 4. Jahrhundert v. Chr. geherrscht hat, soll ein Sudra gewesen sein.

weise im Lande, um daselbst die Rolle des unterworfenen und dienenden Volkes zu spielen, vermischte sich auch vielfach mit den Einwanderern, namentlich der niedrigeren Klasse derselben und ward so zum Stamme einer Mischrasse, die als unterste Klasse in den Volksverband der Inder aufgenommen wurde.

Von ihren ersten Sitzen in Pandschab aus drangen die Inder ungefähr um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. in das Gebiet des Ganges vor; später breiteten sie sich auch längst der Küsten bis zur Insel Ceylon gegen den Süden hin aus.

Die Inder scheinen zur Zeit ihrer Einwanderung ein frisches, freies, kriegerisches Volk gewesen zu sein, das seiner arischen Abstammung volle Ehre machte. Die Helden- und Göttergesänge, die uns in den, bis ins 15. Jahrh. v. Chr. zurückreichenden, Weda-schriften*) erhalten geblieben sind, atmen den Geist eines gesunden, kraftvollen Hirten-volkes, das sich eben in den Besitz fester Wohnsitze in einem fruchtbaren Lande voll großartiger Naturschönheiten gesetzt hat, aber immer noch unruhig nach allen Seiten auseinander drängt, um sein Gebiet zum Nutzen des reichen Herdenstandes, der sein Stolz und seine Freude ist, immer mehr auszubreiten. Man kann sich die Inder oder „Arya" jener Zeit ganz wohl gleichartig den Germanen aus der Zeit des Tacitus vorstellen, vielleicht sogar blondlockig gleich diesen und darum desto schärfer gegen die dunkle Urbevölkerung des Landes abstechend, die unter dem Einflusse des verweichlichenden Klimas, das später seine entnervende, zu trägem, sinnlich-fantastischem Traumleben verleitende Wirkung auch auf die Einwanderer geltend gemacht hat, bereits zum Stillstand ihrer Entwicklung gekommen waren. Der Gegensatz zu dieser Urbevölkerung, deren Bekämpfung, Unterwerfung und Bedrängung den kräftigen, kampf- und beutelustigen Eindringlingen nicht allzu schwer geworden sein mag, wird wohl allmälig jenen Zug hoffärtiger Selbstüberschätzung wachgerufen haben, der in der weiteren Entwicklung des Volkscharakters hervortritt und in der Bildung des Kastenwesens gipfelt. Zunächst den unterworfenen Eingeborenen gegenüber als die allmächtigen Gebieter auftretend, die in jenen nur verächtliche, kaum dem Tier gleichzuhaltende Sklaven erblickten, gestaltete sich, gleichen Schritt mit dem Wachstum der Macht des ganzen Volkes haltend, der Eroberer-Hochmut zu einem innerhalb des Volkes selbst platzgreifenden Klassenhochmut um, der in der bei den Indern zur höchsten Entwicklung gekommenen Einteilung des Volkes in Kasten, d. i. erbliche Stände, seinen Ausdruck fand. Die Priester, als Schöpfer der Glaubenslehre, aus denen diese Kasteneinteilung hervorgegangen ist, wußten derselben dauernde Geltung dadurch zu verschaffen, daß sie die Behauptung aufstellten, dieselbe sei schon bei Erschaffung der Welt von der höchsten göttlichen Gewalt unverrückbar festgesetzt worden. Sie nahmen natürlich für sich die oberste und vornehmste Rangstufe in Anspruch; nach der Benennung „Brahman", die sie dem von ihnen aus der ursprünglichen Volksreligion heraus gebildeten, göttlichen Urwesen gaben, nannten sie ihre Kaste diejenige der „Brahmanen". Die Krieger bildeten die zweitvornehmste Kaste der „Kschatrija", aus der die weltlichen Herrscher hervorgingen. Die dritte Kaste war die der „Waischja", der Ackerbauer und Gewerbetreibende angehörten. Endlich schlossen sich, wie schon erwähnt, die Mischlinge als die vierte, dienende Kaste der „Sudra" an. Das Kastenwesen hat sich noch bis heute erhalten und ist namentlich in der Kaste der Sudra, die von jeher bei weitem den zahlreichsten Bestandteil des indischen Volkes gebildet haben, noch zu weiterer Ausgestaltung gelangt, da sich hier ein mannigfaltiges Zunftwesen entwickelt hat, das gegenwärtig fast zu höherer Bedeutung — wenigstens für das alltägliche Leben — gelangt ist, als das ursprüngliche brahmanische Kastenwesen.

---

*) „Weda" d. h. „Wissenschaft" ist der Name einer Sammlung ältester Schriften der Inder, die in vier Teile zu je drei Stufen zerfällt und größtenteils religiösen Inhalts ist. Der geschichtlich wichtigste erste Teil, „Rigweda" genannt, enthält in seiner „Samhita" („Sammlung") genannten 2. Unterabteilung über 1000 Hymnen, in denen die ältesten geschichtlichen Nachrichten über die Inder enthalten sind.

Die Religion der Inder.

Die ursprüngliche Religion der Inder entsprach dem frischen, kräftigen Geiste des Naturvolkes, das mit seinen Herden aus einem rauheren Himmelsstriche in die üppigen Thäler Indiens herabgestiegen war. Sie hatten zahlreiche Götter, von denen sie den eben angerufenen jedesmal zu oberst stellten. Immerhin war dem Varuna als dem über dem Weltall im ewigen Lichte thronenden Vater alles Erschaffenen ein gewisser Vorrang eingeräumt. Neben und unter ihm walteten die Lichtgottheiten Mithra, Wischnu, Suria u. a., die Luftgötter, von denen Indra, als Donner- und Schlachtengott dem germanischen Thor ähnlich, nicht minder hoch als Varuna selbst gehalten wurde, endlich die Erdgötter, von denen Agni, der Feuergott, der vornehmste war. Unter diesen Göttern dritter Ordnung befand sich auch ein „Brahmanaspati", der neben dem „Agni" als Gott der Priester galt, aber durchaus keine hervorragende Rolle spielte. Nur wenige von den alten Liedern sind an ihn gerichtet, und es scheint, daß er eine nachträgliche Schöpfung der Priester ist, die in ihm ihre „brahman" genannte Fähigkeit, durch Lieder und Sprüche die Götter zu stärken und ihr Ohr den Gebeten zu öffnen, verkörpern wollten. Zu diesen Göttern nun beteten die Inder, je nachdem sie des Segens von oben oder von unten bedurften. Ihre Wünsche und Bedürfnisse gingen nicht weit; ein fröhliches und gesundes Leben mit dem was dazu gehört, Speise und Trank, Geld und Gut, reicher Kindersegen und Sieg über die Feinde — das war ungefähr der Inhalt ihrer Gebete, wie sie in den Liedern des Rigweda erhalten sind, und — von der schlichten Vorstellung ausgehend, daß das, was den Menschen lieb und wert ist, auch den Göttern wohlgefällig sein müsse, — opferten sie ihnen vom besten, was durch der Götter Gnade ihnen zuteil geworden, die besten Früchte des Bodens, die schönsten Stücke der Herde und, als wertvollstes aller Opfer, die edelsten ihrer Pferde. Als tüchtige Zecher scheinen sie den stammverwandten Germanen nicht allzu ferne gestanden zu haben, denn ihren berauschenden Soma-Trank*) hielten sie so hoch, daß sie ihn sogar in einer Göttergestalt verkörperten. Er wurde besonders dem Indra als dessen wohlgefälligstes Trankopfer dargebracht, und in einem der Hymnen des Rigweda heißt es:

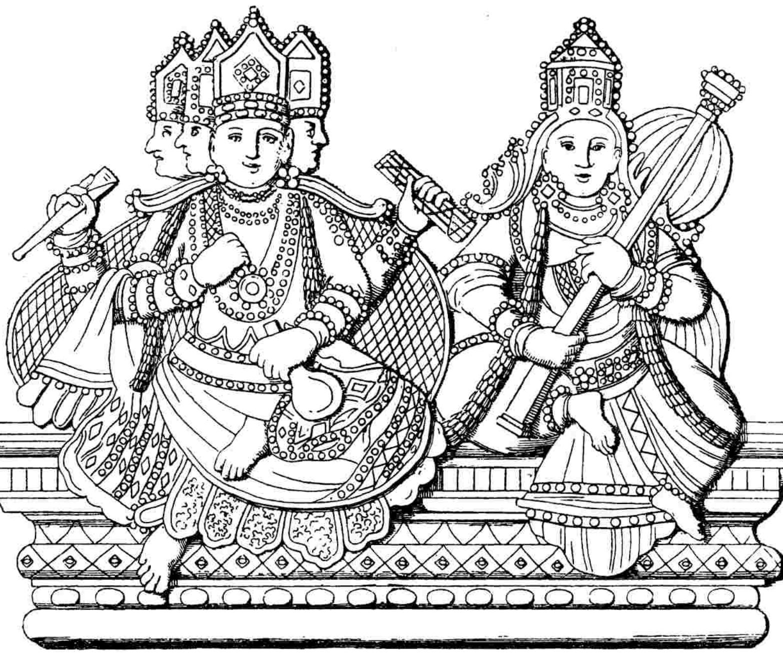
„Da bringen sie dem Indra ihre Opfer,
Da drängen sich die Braten und die Kuchen,
Da sind des Soma voll die sonst so kargen,
Ja, man entschließt sich, einen Stier zu opfern."

Bei den Opferfesten, die gelegentlich einen großen Maßstab angenommen zu haben scheinen, war — auch wieder ein germanischer Zug! — der Gesang unentbehrlich, und schon der Umstand, daß die Sänger den Indra als ihren besonderen Schutzgott betrachteten, und ihren Liedern eine siegverleihende Kraft zuschrieben, weist darauf hin, daß ein mannhaft frischer Zug durch ihre Sangesweisen ging.

Einige Jahrhunderte, völlig in geschichtliches Dunkel gehüllt, hatten genügt, um an dem kräftigen und lebensfrohen Volk Indras eine völlige Veränderung zu vollziehen. Die zahlreichen Stämme, die dasselbe zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in Pandschab gebildet hatte und die meist von Wahlkönigen regiert wurden, neben denen dem versammelten Volk auch noch eine Stimme zukam, fließen mehr und mehr zu größeren Stämmen zusammen, der kriegerische Geist hat sich in ein träumerisches Dahinbrüten, die frische Naturreligion in eine Glaubenslehre verwandelt, die sich als ein phantastisches Zwitterding von tiefsinnigem Gedanken- und rohsinnlichem Bilderwust darstellt. Diese Glaubenslehre ist der Brahmanismus, offenbar das Werk einer starken Priesterpartei, der es nach harten inneren Kämpfen gegen das Königtum und den Kriegeradel gelungen war, zuerst über diese, und dann — im Verein mit ihnen — über die Massen des Volkes eine herrschende Machtstellung zu erringen.

*) „Soma" ist in Sanskrit der Name einer Pflanze, deren Gattung uns noch unbekannt ist. Aus ihrem Safte bereiteten die alten Inder unter Beimischung von Milch oder Gerstenabkochung ein stark berauschendes Getränk, das ebenfalls Soma genannt wurde.

Der Brahmanismus kennzeichnet sich der Hauptsache nach durch die Vergeistigung des Gottesbegriffes in einem unpersönlichen höchsten Wesen, „Brahma“, das, wie wir bereits gesehen haben, auch der wedischen d. h. der im Rigweda niedergelegten ursprünglichen Religion nicht unbekannt war, dort aber eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Dieses zum Gegenstand tiefsinniger priesterlich-philosophischer Spekulation gemachte, schaffende aber selbst ungeschaffene Weltprinzip konnte niemals volkstümlich werden, sondern auf die Massen nur verblüffend wirken, und mußte deshalb für diese später wieder neuerdings in den Gesichtskreis der sinnlichen Vorstellung hereingezogen werden. Ein weiterer kennzeichnender Zug des Brahmanismus ist der Ausbau der Hierarchie d. h. der priesterlichen Verfassung und des Gottes-, namentlich aber des Opferdienstes. Dieser wurde in einer Weise er-



Brahma und Saraswati,

nach einer Zeichnung des Brahmanen Sami, aufbewahrt in der Bibliothek zu Paris, aus Langlès „Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan“.

Brahma wird in der Regel mit vier Köpfen dargestellt. Seine Gemahlin Saraswati (nach Einigen auch Schwester oder Tochter des selbständig zeugenden Gottes) galt als die Beschützerin der Erfinder, Wissenschaften und Künste, wurde unter dem Namen Brahmani auch als eine der acht Urmütter der Erde verehrt. Die Gans, das Sinnbild der Wachsamkeit, war dieser Göttin geheiligt, und auf vielen indischen Gemälden dient sie ihr als Leibroß. Auf obigem Bilde ist sie mit der „Wina“ dargestellt, einer Art Guitarre, deren Erfindung man ihr zuschreibt. Brahmas vier Köpfe sollen die vier Weda bedeuten. Neben anderen Abzeichen hält er diese heiligen Schriften in der Hand; oft sieht man ihn auch auf dem heiligen Schwane Annon sitzen.

weitert, daß das Priestertum reichlichen Gewinn daraus ziehen konnte; es wurden Landesfeste veranstaltet, die selbst in mächtigen Reichen den fürstlichen Schatz erschöpften. Ursprünglich konnte jeder Hausvater unter Beobachtung einfacher Förmlichkeiten den Göttern seine Opfer darbringen; nun wurden die Brahmanen allein als fähig zur Darbringung von Opfern erklärt und ihnen damit ein Erwerbszweig als ausschließliches Recht zuerkannt. Das Streben nach dieser Ausschließlichkeit war es besonders, das den Priestern den Gedanken nahe legte, aus ihr ein erbliches Recht zu machen, das dauernd bei ihnen und ihren Angehörigen verblieb. Das Mittel zur Verwirklichung dieses Gedankens war aber die Ein-

führung des Kastenwesens; die Könige und der Adel hätten aber natürlich niemals zugegeben, daß nur eine einzige, nämlich die Priesterkaste, geschaffen werde, und deshalb wurde die Kasteneinteilung in dem schon erwähnten Sinne ausgebaut. Nach der hierfür geschaffenen Legende hätte Brahma aus seinem unendlich teilbaren Selbstwesen zunächst die Götter des Himmels, dann die Geister der Luft und endlich die Menschen entsprießen lassen. Von diesen sei die Priesterkaste der Brahmanen zugleich mit den heiligen Wedaschriften aus



Wischnu,

nach einer Zeichnung des Brahmanen Sami, aus Langlès „Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan".

Obgleich dieser Gott der „Tausendarmige" genannt wird, in dessen Körper Brahma und alle übrigen Götter wohnen, mit vielen Köpfen, Augen und Gliedmaßen, ja tausende von Gestalten in sich vereinigend, so wird er gewöhnlich doch nur mit vier oder acht Armen dargestellt, deren Hände die Lotosblume als Sinnbild des Wassers, den Feuerstern des Agni und andere Abzeichen seiner mannigfaltigen Kräfte tragen. Die vorstehende Abbildung zeigt Wischnu im Mittelpunkte der Welt, gleichsam als Verkörperung der Weltseele, als welche früher Brahma angesehen wurde, und des gesamten Naturlebens.

seinem Munde hervorgegangen, als Trägerin des heiligen Wortes des unpersönlichen „Brahman" selbst. Die Kschatria seien als Beschützer des Volkes und Stammväter der Herrscher seinen Armen entsprossen, die Waischja als jene Kaste, die für die leibliche Notdurft des Volkes zu sorgen hat, aus seinem Leibe, endlich die unterste Kaste der Sudra aus seinen Füßen.

Neu war ferner im Brahmanismus die Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode. Die Wedareligion ließ den Abgeschiedenen in die Himmelswelt emporsteigen und dort in vollkommener Gestalt, gereinigt von aller auf der Erde zurückbleibenden Unvollkommenheit, die Freuden der Götter genießen; die Bösen versetzte sie dagegen nach dem Tode in ewige Finsternis. Diese Vorstellung der Fortdauer ersetzte der Brahmanismus durch die Lehre von der Seelenwanderung, die als ein Läuterungsprozeß gedacht wurde, vermittels dessen die Seele allmälig in einen immer reineren Zustand übergeführt wird, bis sie schließlich rein genug ist, um im „Brahman“ wieder aufgehen zu können. Im übrigen



Siwa und Bhawani.

(Aus Langlès „Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan“.

Zu ihren Füßen ruht der Ochse Nandi, dessen sich Siwa als Reitpferd bediente. Die Abbildung, nach einer Zeichnung des Brahmanen Sami, stellt die Gottheiten in ihrer freundlichen Gestalt dar, während in anderen Darstellungen ihre bösartigen Eigenschaften zum Ausdruck gebracht werden, so daß Parwati beispielsweise mit schrecklichen Zähnen und Krallen bewehrt erscheint und in acht Händen ebensoviele Zerstörungswerkzeuge trägt.

blieb der Weda nach wie vor Grundlage der Glaubenslehre, unterlag aber der Deutung der Priester, die sich als Stellvertreter der Götter auf Erden an die Spitze der Gesellschaft stellten.

Der Brahmanismus ist zur Zeit der Ausbreitung der Inder im Gangesgebiete, und zwar in diesem etwa 1500 v. Chr. entstanden und war etwa um das 6. Jahrh. v. Chr. vollständig ausgebaut. In seiner fertigen Gestalt stellt er sich aber bereits als eine neue, unter dem Einflusse des damals schon im Aufschwunge begriffenen Buddhismus entstandene dritte Wandelung der Religion der Inder dar, denn aus dem wesenlosen Gotte ist nun wieder ein persönlicher geworden, der mit zwei andern, Wischnu und Siwa, die sogenannte Trimurti (im Sanskrit s. v. w. „Dreigestalt“) bildet. Brahma steht an der Spitze dieser Dreiheit, tritt aber nicht handelnd sondern beratend auf und wird als Leiter des Schicksals der Welt und Lehrer der Götter betrachtet. Einen eigenen Kultus hat er fast garnicht gehabt und ist überhaupt nie volkstümlich geworden. Wischnu erscheint bereits in der Wedareligion als Verbündeter des Indra, ohne jedoch eine besonders hervorragende

Rolle zu spielen; dagegen wurde er im Brahmanismus zum volkstümlichsten der Götter, wozu hauptsächlich die fantastische Geschichte von seinen zehn Verkörperungen und den als Rama und Krischna ihm zugeschriebenen Thaten beigetragen haben. Den Buddhisten zu Liebe hat man ihm auch eine Buddhaverkörperung angedichtet. Siwa endlich, der dritte Gott der Trimurti, ist aus dem wedischen Rudra, dem Gott der Winde hervorgegangen und hat gleich diesem sowohl die Bedeutung eines gnadenreichen, wie die eines verderbenbringenden Gottes. Er bewohnt den Himalaja, wo er mit seiner Gattin Bhawani oder Parwati (auch Durga genannt) auf dem Gipfel des Kalaisa thront. Gleich ihm selbst ist auch Bhawani ebensowohl eine gute wie auch eine böse Gottheit.

Die Einsetzung der Trimurti war ein mißglückter Versuch, dem Brahmanismus durch Zugeständnisse an die Anschauungsweise der Massen das Gepräge und die Anziehungskraft der Volkstümlichkeit zu geben. Aus Wischnu bildete sich das Volk einen Götzen nach seinem Sinn und Geschmacke, Siwa wurde vielfach mit ihm verwechselt oder in Eines verquickt, und Brahma blieb ganz bei Seite liegen. Dagegen brach sich im 5. Jahrhundert v. Chr. eine neue Lehre Bahn, die sowohl in Indien selbst als auch in den daran grenzenden Ländern Ostasiens eine große Verbreitung gewann und gegenwärtig neben dem Islam die vorherrschende Religion des Ostens der alten Welt ist. Es ist dies der Buddhismus. Als Gründer derselben wird der Königssohn Siddharta genannt; der Name Buddha bedeutet in Sanskrit soviel wie der „Erleuchtete“. Siddharta aus dem Geschlecht der Sakja, lebte in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr., zog sich in die Einsamkeit zurück (daher auch sein Name „Sakjamuni“ d. h. „Einsiedler der Sakja“) und gab sich fortgesetztem Nachdenken über die menschliche Hinfälligkeit hin, wozu er vielleicht durch schweres Mißgeschick, das sein Haus betroffen hatte, veranlaßt worden war. Tiefe Verachtung der Welt und ihrer trügerischen und vergänglichen Glücksgüter bestimmten ihn, die Heimat zu verlassen, um predigend durch die Lande zu ziehen. Nach zwölfjähriger Abwesenheit läßt ihn die Legende nach Hause zurückkehren, seine Familie bekehren, seinem Volke den neuen Glauben lehren und dann wieder in Begleitung der eifrigsten seiner Jünger auf die Wanderschaft gehen, bis er in hohen Jahren im Lande der Malla nördlich vom Ganges auf einer seiner Wanderungen gegen 480 v. Chr. starb. Seiner Lehre lag — wie schon der brahmanischen, die vier Weltalter mit fortlaufender Verschlimmerung annimmt und an das Ende des vierten den Weltuntergang setzt — eine völlig pessimistische*) Weltanschauung zu Grunde. Ablehnendes Verhalten gegen alle Genüsse und Versuchungen des Daseins, ja selbst gegen die gewöhnlichsten menschlichen Empfindungen und Regungen, kurz eine Lebensweise, die dahin führt, daß man am Dasein keinen Genuß mehr findet und die höchste Seligkeit im „Nirwana“, dem Nichts, dem Zustande der vollständigen Ruhe und Gefühllosigkeit findet, das war die Grundregel, die er seinen Jüngern auf den



Buddha.
Nach einem der Freskenbilder in den Höhlen von Adschunta aus dem 5. Jahrhundert n. Chr.
(Aus Le Bon „La civilisation de l'Inde“.)

*) „Pessimismus“ nennt man im philosophischen Sinne den Zweifel am Werte des Lebens oder die Verneinung desselben. Das Wort ist dem Lateinischen entlehnt und bedeutet s. v. w. Anschauung von der schlechtesten Seite.

Lebensweg mitgab. Werkheiligkeit verlangte er von ihnen nicht, wohl aber Liebe zum Nächsten und Erlösung der Bedrückten, wie seine Sittenlehre überhaupt mild und rein war. Seiner Weltanschauung lag der Gedanke des Entwicklungsgesetzes zu Grunde, wonach die Welt ohne Anfang und Ende und im fortwährenden Wechsel der Formen und Einzelwesen begriffen ist. Eine Götterlehre kennt er nicht, ebensowenig einen Priesterstand. Den Gedanken der Seelenwanderung hat er vom Brahmanismus übernommen, glaubt aber, daß die Notwendigkeit, behufs weiterer Läuterung wieder geboren zu werden, durch die von ihm empfohlene Abtötung aller Begierden und Verneinung jeder Lebenslust aufgehoben und dadurch die Glückseligkeit des Nirwana auch ohne Seelenwanderung erreicht, die Qual des Daseins somit auf ein einmaliges Leben beschränkt werden könne.

Schon bei Lebzeiten Buddhas (wir behalten den Namen bei, obgleich er nicht die Person, sondern nur eine Eigenschaft derselben bezeichnet und darum auch von vielen Nachfolgern des echten Buddha ebenfalls geführt worden ist) hat seine Lehre verschiedene Deutungen und Abänderungen erfahren, zumal da er keine Aufzeichnungen hinterließ und seine Predigten jeweilen sowohl dem Geiste wie der Färbung nach dem Gesichtskreise seiner Zuhörer anzupassen pflegte. Nach seinem Tode traten aber sofort Glaubensstreitigkeiten und Spaltungen ein und gerade bei den Völkern, bei denen er die größte Zahl der Anhänger gewann, bei den Tibetanern, Mongolen und Tataren, artete der Buddhismus als Lamaismus in einen plumpen Götzendienst mit einer Riesenschar von Priestern aus. In Indien selbst fand der Buddhismus anfangs großen Anhang, ging aber später wieder bedeutend zurück, und hat sich dort nur noch als Dschainismus, der seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. im Radschputenlande aufgetreten ist und brahmanische mit buddhistischen Elementen zusammenwirft, erhalten.

Die Brahmanen thaten alles Mögliche, um den Buddhismus zu ersticken und suchten namentlich durch prachtvolle Ausgestaltung des Kultus und den Bau prachtvoller Tempel das Volk an ihre Lehre und die alten Götter zu fesseln. Bewunderungswürdig sind die in Höhlen eingebauten und ganz aus dem Fels herausgehauenen Bauwerke dieser Art, von denen noch viele bis heute erhalten sind, allerdings größtenteils auch von Buddhisten errichtet. Ein Beispiel von solchen Tempeln giebt unsere nebenstehende Abbildung. Der Brahmanismus ist allerdings bis heute erhalten geblieben, aber seine einstige Macht hat er verloren; er ist in zahllose Sekten gespalten, und die Brahmanen sind zu Vorbetern, Wahrsagern und Tempeldienern herabgesunken, werden auch von Vornehmen und Reichen als Hauspriester und Hauslehrer verwendet.

Geschichte.

Die geschichtliche Entwicklung der Inder hält mit der religiösen völlig gleichen Schritt. Wir unterscheiden auf beiden Gebieten vier Abschnitte, die sich zeitlich decken, und zwar:

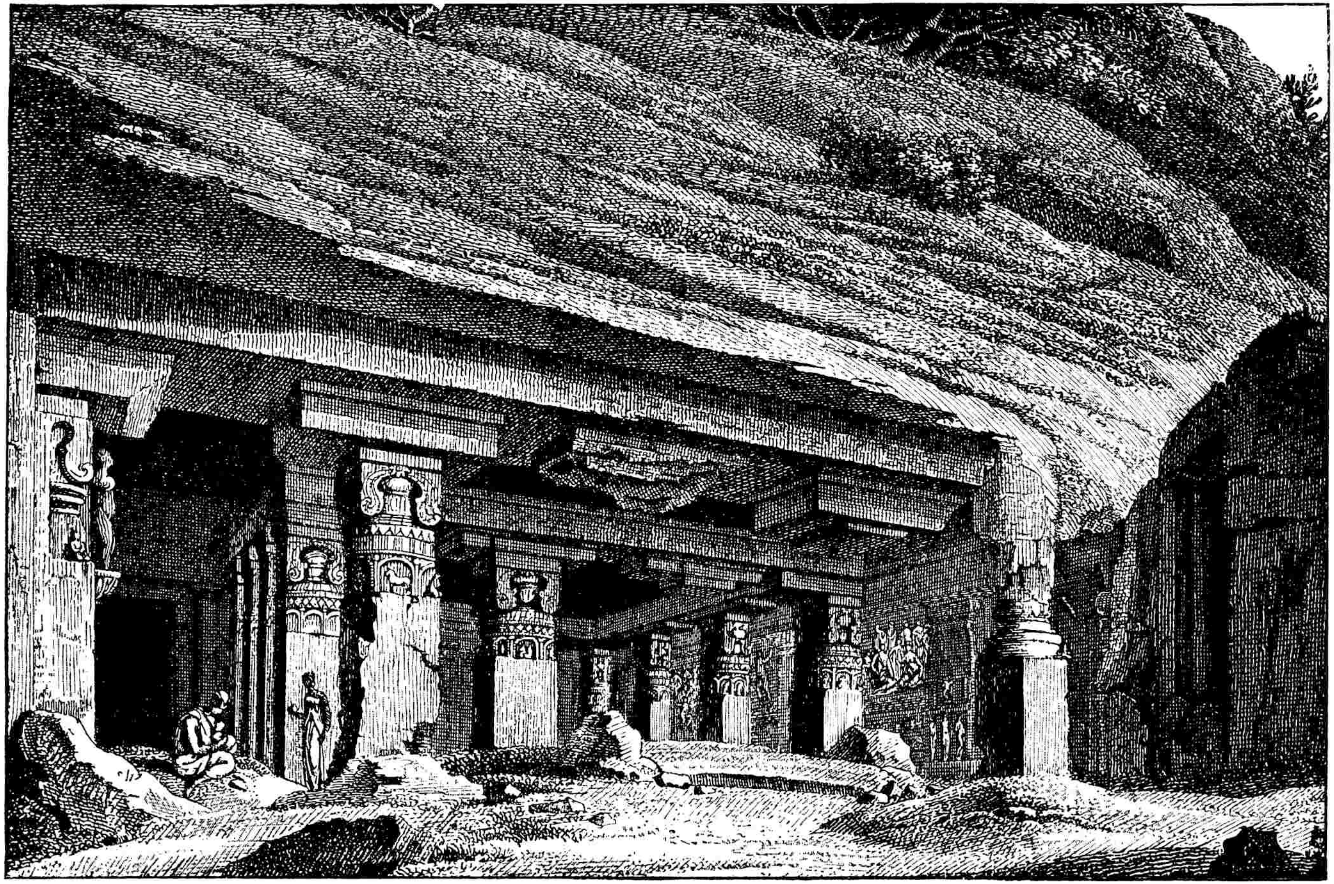
A. Geschichtliche Abschnitte:

1) Die Zeit der Einwanderung und Festsetzung im Induslande;
2) die Zeit fürstlicher Machtentfaltung und des Vordringens im Gangeslande und im Süden;
3) die Zeit der nationalen Entwicklung unter dem Einflusse des Buddhismus;
4) die Zeit des nationalen Verfalles.

B. Abschnitte der religiösen Entwicklung:

1) Die Zeit des sinnlich-frischen Naturdienstes;
2) die Zeit des priesterlich-gekünstelten, vom Kastengeiste durchsättigten Brahmanismus;
3) die Zeit des Aufkommens und Emporblühens des Buddhismus;
4) die Zeit der Reaktion und des Verfalles beider Religionsrichtungen.

Unsere geschichtliche Kenntnis vom ersten und dem größten Teil des zweiten dieser Abschnitte beschränkt sich auf das, was die Wedaschriften und die beiden großen Heldengesänge der Inder: „Mahabharata“ (das Hohelied des Stammes Bharata) und



Rawanah-Tempel zu Ellora,

einer der dreißig ganz aus der Granitwand eines Berges herausgemeißelten Höhlentempel, die teils dem Brahma- teils dem Buddhakultus angehören.

Nach Langlès „Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan“.

„Ramajana“ darüber enthalten. Da in diesen Gesängen die Ereignisse vieler Jahre und vielleicht Jahrhunderte mit dichterischer Freiheit auf den Zeitraum weniger Tage zusammengedrängt werden, so lassen sich nur Vermutungen darüber aufstellen, mit welchen Abschnitten oder Ereignissen aus der Geschichte anderer Völker die Begebenheiten zusammenfallen mögen, die den geschichtlichen Kern jener Heldengesänge bilden. Die Griechen erfuhren Bestimmteres über Indien erst nach dem großen Alexanderzuge (im 4. Jahrh. v. Chr.), von welchem später die Rede sein wird, so daß der erste, einigermaßen feste Punkt in der indischen Zeitrechnung der Tod Buddhas ist. Die Einwanderung der Arier in Indien setzt H. Jacobi auf Grund astronomischer Berechnungen vor das Jahr 4000 v. Chr.; die Entstehung des Hinduvolkes aus der Vermischung dieser Einwanderer mit der Urbevölkerung wird sich wohl — trotz des arischen Volkshochmutes, der uns schon aus den ältesten Schriften entgegentritt — von allem Anfang an, jedenfalls aber in größerem Umfange in der Zeit des Vordringens im Gangeslande und noch mehr während der Ausbreitung der Einwanderer längs der südlichen Küsten vollzogen haben. Thatsache ist, daß die Hautfarbe der heutigen Hindu, also desjenigen Teiles der Bevölkerung Indiens*), der zu den Ariern gerechnet wird, alle Schattierungen von Gelbweiß bis Olivenbraun, Rußfarbe und völligem Schwarz zeigt, und das nur bei den Angehörigen der vornehmen, mehr oder weniger unvermischt gebliebenen Kasten die hellere Färbung der Haut vorherrschend ist. Augen und Haare sind dagegen durchgehends dunkel, letztere nicht lockig, sondern glatt, und da die Farbe der Augen und Haare sowie die Beschaffenheit der letzteren (Schlichthaar, Lockenhaar, Wollhaar, Büschelhaar und Straffhaar) zu den dauerhaftesten Merkmalen der Rasse gezählt und darum neben der Schädelbildung als Grundlage der Rassengliederung angenommen worden ist (vergl. S. 43), so müssen diese nichtarischen Merkmale des Hinduvolkes wenigstens zum guten Teile aus einer frühzeitigen Vermischung der arischen Einwanderer mit den Ureinwohnern erklärt werden. Einen Anhaltspunkt für diese Auffassung giebt uns die Thatsache, daß die seit vielen Jahrhunderten zwischen blondhaarigen und helläugigen Ariern wohnenden Juden, die infolge ihrer Glaubens- und Stammesabsonderung die Rasse unvermischt erhalten haben, bis auf den heutigen Tag dunkeläugig und schwarzhaarig, also nach dieser Richtung von klimatischen Einflüssen unberührt geblieben sind. Nur bezüglich der Schädel- und Gesichtsbildung hat sich, namentlich bei den vornehmeren Hindu, das arische Gepräge erhalten.

In der frühesten Zeit waren Land und Leute in zahllose Staatswesen unter der Herrschaft von Königen oder Fürsten („Radscha“) geteilt, deren mehrere häufig wieder unter Großkönigen („Maharadscha“) standen. Von den aus dem Indus- in das Gangesgebiet vorgedrungenen Stämmen, deren Zahl auf zehn angegeben wird, war einer der bedeutendsten der der Bharata, neben dem auch die Stämme der Matsja, Anu und Druhju genannt werden. Diese Stämme griffen im Gangesgebiete einen dort schon früher eingewanderten Stamm, den der Tritsu, unter dessen König Sudas an, wurden jedoch zurückgeworfen und konnten sich erst viel später am oberen Ganges zwischen diesem und einem seiner westlichen Nebenflüsse, der Jamuna**), festsetzen. Die Pantschala, ein aus fünf Stämmen bestehender Bund, der seinen Namen eben dieser Fünfzahl verdankt, bewohnten

*) Die Bevölkerung Indiens läßt sich in drei der Rasse nach unterschiedene Hauptgruppen teilen: I. die arischen Hindu, II. die Dravida, die an Schädel- und Gesichtsbildung den Hindu gleichen, in der Sprache aber von ihnen verschieden sind und im Allgemeinen auch eine dunklere Hautfarbe haben; III. die Kolarier, hauptsächlich in den Provinzen Bombay und Orissa seßhaft, teilweise noch auf der niedrigen Stufe der Naturvölker stehend, in denen sich mehr oder weniger unvermischt die Urbevölkerung Indiens erhalten hat. Mehrere kolarische Stämme haben noch den Menschenopferdienst und sind Kannibalen (Menschenfresser). Am Fuße des Himalaja wohnen auch Völker mongolischer Rasse.

**) Der Jamunastrom, in der Hindusprache Dschamna, entspringt am Himalaja und mündet nach 1416 km langem Laufe beim heutigen Allahabad in den Ganges. Er gilt den Hindu, ebenso wie der Ganges, als heiliger Strom, und eine Stelle an seiner Mündung, Prajaga genannt, wird von Wallfahrern besucht, die da unter Leitung von Brahmanen und Beobachtung gewisser religiöser Gebräuche in dem Strome baden.

das nordwestlich vom Bharatagebiete gelegene Land; am rechten Ufer der Jamuna ließen sich die Matsja und Jadawa, am linken des oberen Ganges die Kontala nieder, in denen die Tritsu wahrscheinlich aufgegangen sind. Da, wo die Jamuna in den Ganges sich ergießt, lag das Gebiet der Kasi.

Obgleich die bereits erwähnten großen Heldengedichte, der Inder „Ramajana" und „Mahabharata", von üppigster Phantasie durchsättigt sind und die Begebenheiten nach Art der Märchenerzähler schildern, so darf nichts desto weniger ein geschichtlicher Kern darin gesucht werden, und zwar berichtet die Ramajana-Dichtung von den Thaten eines „Sonnengeschlechtes", das um das Jahr 1200 v. Chr. erobernd nach dem Süden vorgedrungen und bis Ceylon gelangt ist, wogegen in der Mahabharata-Dichtung ein Herrschergeschlecht verherrlicht wird, das als Monddynastie in der indischen Sagengeschichte eine große Rolle spielt. Als Stammvater dieses Fürstengeschlechtes wird der König Kuru, ein Abkömmling des Mondgottes, bezeichnet. Unter seinen Nachkommen, den von Kurus Söhnen, den Halbbrüdern Pandu und Dhritaraschtra abstammenden Seitenlinien, ist ein Erbfolgestreit ausgebrochen, in welchem die Pandusöhne zunächst den Kürzeren ziehen, da die Nachkommenschaft Dhritaraschtras, kurzweg die „Kurusöhne" genannt, ihnen an Zahl weit überlegen sind. Später zeichnen sie sich aber am Hofe Drupadas, des Königs der Pantschala, durch ihre kriegerische Befähigung in hohem Maße aus und gewinnen diesen König dadurch zum Gönner und Freunde. Die Kurusöhne treten infolge dieses Umstandes, da sie mit den starken Pantschala nicht in Krieg verwickelt werden wollen, einen Teil ihres Gebietes den Pandusöhnen ab und diese gründen in ihrem an der Jamuna gelegenen Reichsanteil die Stadt Indraprastha. Hauptstadt des Reiches der Kurusöhne ist Hastinapura. Die Pandusöhne oder Pandawa breiten ihre Macht durch die Gewalt ihrer Waffen immer weiter aus und erregen dadurch die Eifersucht der Kuru. Es entspinnt sich ein Kampf um die Vormacht zwischen den beiden, in welchem auf der Seite der Pandawa die Matsia, die Kasi und ein Teil der Jadawa, auf Seite der Kurusöhne die Bharata, der Rest der Jadawa und andere Völker stehen. In diesem Kampf, der von Seite der Pandu teilweise mit schmählicher Hinterlist geführt worden sein soll, werden die Kuru vernichtet und die Pandu Herrscher des Bharatareiches, das die Oberherrschaft über alle Völker am Südufer des Ganges und am Indus erringt.

Es handelt sich hier offenbar um die Grundzüge einer Völkergeschichte, die sich in mündlichen Ueberlieferungen erhalten hat und in späteren Jahrhunderten von verschiedenen Dichtern und zu verschiedenen Zeiten bearbeitet worden ist. Die Thatsache, daß die beiden direkten Erben Kurus in diesem Heldengesange als Bastarde (uneheliche Sprößlinge) eines Brahmanen hingestellt werden, der auf Geheiß der Götter dieselben mit den beiden Frauen des bereits betagten Kuru gezeugt haben soll, läßt vermuten, daß wenigstens dieser Teil des Heldengedichtes dem Zwecke dienen soll, Macht und Einfluß des Brahmanentums zu verherrlichen und zu bestärken. Thatsächlich haben zu Hastinapura noch im 6. Jahrh. v. Chr. Könige geherrscht, die ihre Abstammung von Pandu herleiteten, und es ist wohl denkbar, daß das Mahabharatalied in deren Interesse oder Auftrag im oben angegebenen Sinne ausgestaltet oder ergänzt worden ist. Vollendet wurde das großartige Werk, das in neunzehn Büchern nicht weniger als 220000 Verszeilen enthält, erst im 4. Jahrh. v. Chr. Geschichtlich gilt der Name Kuru als derjenige eines alten indischen Volkes, das gewöhnlich mit den Pantschala zusammen genannt und daher häufig mit diesen zu einem einzigen unter dem Namen Kurupantschala vereinigt wurde. Es hatte seine Sitze im westlichen Indien, gilt als Hauptträger der alten indischen Kultur und hat den alten Stamm der Bharata in sich aufgenommen. Von seinen Königen werden Parihschit und dessen Sohn Dschanamedschaja besonders genannt. Im Gangeslande treten dann die Kuru als Herren des Gebietes um Hastinapura (das heutige Delhi) auf.

Haben wir in den Kurupantschala einen Volksverband zu erblicken, der sich zu einem größeren Staatswesen entwickelt hat, so finden wir ein weiteres Reich von größerer Ausdehnung am rechten Ufer des mittleren Ganges unter den Namen Magadha, das sich

wohl schon zur Zeit der Einwanderung im Gangesgebiet gebildet hat, über das aber zuverlässigere geschichtliche Angaben erst seit Beginn des 9. Jahrh. v. Chr. vorliegen. Der Brahmanismus war bereits zu seiner vollen Machtentfaltung gelangt, als das Königsgeschlecht der Pradjota dort zur Herrschaft gelangte (gegen 800 v. Chr.). Diesem folgte 665 v. Chr. die Dynastie der Saisunaga, die als Hort der brahmanischen Lehre und Staatsordnung auch auf die benachbarten Gebiete einen starken Einfluß ausübte und dadurch einen vermehrten Druck auf die Bevölkerungen jener Gebiete bewirkte*), teils als Rückwirkung des erhöhten Machtgefühles der Gewalthaber, teils infolge der immer mehr sich steigernden Ansprüche der Brahmanen an den Schatz der Fürsten, teils endlich infolge der Ausgestaltung des Kastenwesens, das nach oben hin hoffärtigen Prunk und Luxus, nach unten hin demütige Unterwerfung unter die aussaugende Willkür der Vornehmen und Erstickung des Volksbewußtseins zur Folge hatte. Unter der Einwirkung dieses Druckes entstand der Buddhismus. Damit kommen wir zum dritten Abschnitte der geschichtlichen Entwicklung des Indervolkes.

Ausgangspunkt dieser religiösen Bewegung, die zugleich insofern als eine nationale bezeichnet werden kann, als sie aus den Gegensatze zwischen Volksgeist und herrschender Gewalt hervorgegangen ist, war, wie schon erwähnt, das kleine Fürstentum der Sakja, das in der Gegend des heutigen Gorakhpur auf den Vorhöhen des Himalaja im Lande der Kosala gelegen war.

Merkwürdigerweise fand Buddha-Siddhartha bei dem König Bimbisara desselben Landes, das durch sein brahmanistisches Regierungssystem mittelbar den Anstoß zur buddistischen Bewegung gegeben hatte, günstige Aufnahme. Vielleicht hat gerade der Druck der Brahmanen, der sich nicht allein auf das Volk, sondern auch auf die Könige erstreckte, Veranlassung dazu gegeben, daß mehrere von den Herrschern in den Gangesreichen für den neuen Propheten sich interessierten. Bimbisara hat jedoch dieses Interesse schwer büßen müssen; sein Sohn Adschatasatru, jedenfalls von den Brahmanen aufgehetzt, stieß ihn, wie eine buddhistische Legende erzählt, vom Throne und ließ ihn im Gefängnis Hungers sterben. Doch soll derselbe Adschatasatru später selbst Buddhist geworden sein und viel für die Einführung der neuen Lehre gethan haben. Unter ihm und seinen Nachfolgern nahm das Reich Magadha an Ausdehnung und Macht beträchtlich zu; Kalasoka, der 453 v. Chr. auf den Thron kam, erbaute in der Gegend des heutigen Patna eine neue Reichshauptstadt, Pataliputra, die sich nach griechischer Aussage zur größten und prächtigsten Stadt des ganzen Inderlandes entwickelt haben soll. Auf Kalasoka und dessen Söhne folgte eine Nanda-Dynastie, und regierte Magadha von 403 bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts, wurde aber von einem gewissen Indradatta, der ursprünglich Barbier**) gewesen sein, die Gemahlin des letzten Nandakönigs für sich gewonnen und deren Gatten ermordet haben soll, beseitigt. Indradattas Sohn, von den Griechen Xandrames genannt, scheint die Macht Magadhas auf das ganze Gebiet des unteren Ganges von der Jamuna bis an die Mündungen ausgedehnt zu haben. Er besaß nach

---

*) Nördlich von Magadha wohnten am linken Gangesufer die Wridschi, an deren Gebiet das Reich Mithila sich anschloß. Im Westen grenzte Magadha an das Gebiet der Kasi, im Osten an das der an beiden Gangesufern angesessenen Anga. Ferner wohnten östlich von Magadha die Kalinga, die westlich der Gangesmündungen an der Bucht von Bengalen seßhaft waren. Ihre Nachbarn nach Süden zu, ebenfalls an der Küste wohnend, waren die Andha, und an das Gebiet dieser letzteren schloß sich als südlichste Niederlassung der Arier auf dem Festlande das Reich Pandäa an, das nach dem „Ramajana“ von einem Fürsten des Pandugeschlechtes gegründet worden ist. Ein anderes Pandureich kannten die Griechen auf der Halbinsel Guzarate (heute Gudschrat, im Ramajana Suraschthra genannt), von wo aus, dem ebengenannten Heldengesang zufolge, durch den wegen Gewaltthätigkeit vertriebenen Königssohn Widschaja („Eroberung“) die Besitzergreifung von Ceylon erfolgt sein soll.

**) Der Barbierstand war bei den Hindu mißachtet, und es ist daher wohl möglich, daß die Bezeichnung des Indradatta als Angehöriger dieses Standes von den Gegnern des Usurpators nur zu dem Zwecke ersonnen worden ist, um ihn verächtlich zu machen.

griechischen Angaben ein Heer von 200000 Mann Fußvolk, 20000 Reitern, 4000 Elephanten und über 2000 Streitwagen.

Zur Zeit des Xandrames drang Alexander der Große in Indien ein und rückte am linken Indusufer bis zu den Mündungen dieses Stromes herab vor, im Innern des Landes aber nur im nördlichsten Teile desselben, wo er den König Poros, Beherrscher des Reiches der Paurawa, mit Hilfe des Königs Taxiles von Kaschmir in der Schlacht am Hydaspes, dem westlichsten der fünf Ströme des Pandschab, besiegte und gefangen nahm. Bald jedoch gab er infolge der wachsenden Unzufriedenheit, die sich im Heere gegen das ziellose Umherwandern kundgab, das weitere Vorrücken auf und beschränkte sich darauf, die Ostgrenze seines Reiches am Indus durch Anlage von Befestigungen und zahlreichen Niederlassungen längs des Indus herzustellen. In den besetzten Teilen des Landes blieben makedonische Truppen und Statthalter zurück.

Gegen diese wandte sich nun eine von einem Inder niedriger Herkunft veranlaßte Volksbewegung, die allerdings als solche mehr den Charakter eines Raubzuges hatte. Die Griechen nannten den kühnen Urheber dieser Bewegung Sandrakottos; im Sanskrit lautet sein Name Tschandragupta d. h. „der vom Mond Beschützte". Er war von Xandrames zum Tode verurteilt worden, flüchtete sich jedoch nach seiner Heimat am Indus und sammelte da eine Schar Unzufriedener, die auf den Gedanken, die makedonischen Eindringlinge abzuschütteln, gerne eingingen, da dabei nichts als das Leben zu verlieren, aber reiche Beute zu gewinnen war. Als Freibeuter das Land durchziehend, sammelte Sandrakottos immer mehr streitbare Männer um sich, bis er sich endlich stark genug glaubte, gegen die fremden Krieger angriffsweise vorgehen zu können. Es gelang ihm, die Makedonier zu vertreiben und sich in den Besitz des ganzen Induslandes zu setzen (317 v. Chr.). Von da aus wandte er sich gegen das Reich des Xandrames, eroberte auch dieses, tötete den König, der ihn einst selbst zum Tode verurteilt hatte (315 v. Chr.), und setzte sich in den Besitz der Herrschaft über das ganze Indus- und Gangesgebiet. Ihm folgte 291 v. Chr. sein Sohn Windusara, der mit den mächtigen Fürsten, die sich mittlerweile in das von Alexander dem Großen hinterlassene Reich geteilt hatten, Freundschaftsbündnisse schloß und den Handel zur See sowie durch Karawanen nach den jenseitigen Gestaden des Schwarzen Meeres, nach Vorderasien und auch über Aegypten zu großem Aufschwung brachte. Ihm folgte der Enkel Tschandraguptas, Asoka (259—222 v. Chr.), der zum Buddhismus übertrat und diesen durch seinen Sohn Mahendra nach Ceylon verpflanzen ließ, das fortan Hauptsitz dieser Religion wurde. Aber schon im nächsten Jahrhundert drang Eukratides, der Beherrscher des um 255 v. Chr. von Diodotus I. begründeten neubaktrischen Reiches in Indien ein, eroberte das Gebiet am unteren Indus und unternahm Einfälle in die benachbarte Insel Katsch und die südlich davon gelegene Halbinsel Gudschrat (181—161 v. Chr.). Noch weiter dehnte sich das Machtgebiet Neu-Baktriens um 100 v. Chr. unter dem König Menander über das Hinduland aus. Als das neubaktrische Reich seinen Untergang durch den Einbruch des turanischen Nomadenvolkes der Saken oder Indoskythen*) fand (80 v. Chr.), wurde dessen indischer Besitz dem indoskythischen Reiche einverleibt, das den östlichen Teil des ehemaligen Perserreiches (vergl. unsere Karte S. 140) und das Indusgebiet mit Einschluß von Katsch und Gudschrat umfaßte. Diese Fremdherrschaft dauerte etwa von 80 v. Chr. bis ans Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, und leistete dem Buddhismus insofern Vorschub, als die sakischen Fürsten Anhänger desselben waren. Neben den indoskytischen Königreichen in Nordindien bestanden aber diejenigen der indischen Herrscher im übrigen Lande unabhängig fort, und unter ihnen that sich besonders der König Wikramaditja von Malva (im fruchtbarsten

*) Die Perser faßten alle Wanderstämme des Nordens unter dem Namen „Saken", die Griechen unter dem Namen „Skythen" zusammen. Darius unterscheidet „amyrgische" und „spitzmützige Saken" und spricht auch von „Saken jenseits des Meeres", welche mit den Skoloten identisch sind.

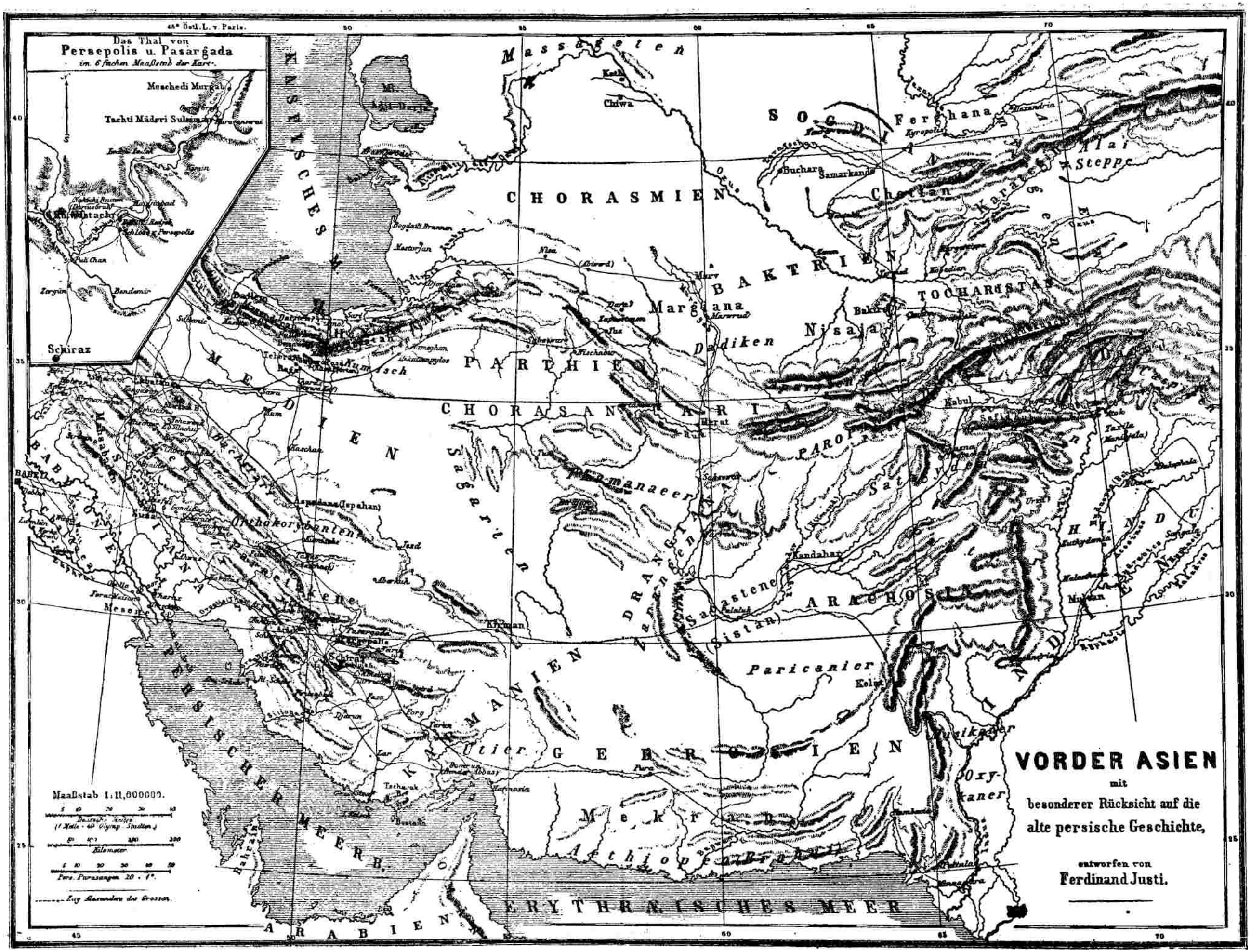
Teile Centralindiens) durch Pflege altindischer Gelehrsamkeit aus. Magadha gelangte um das Jahr 77 n. Chr. nochmals zu höherer Macht; aber die Zeit der Tschandragupta und Asoka war für immer vorbei, und es machte sich überall unter dem Einflusse der rastlos auf Wiedergewinnung ihrer einstigen Macht hinarbeitenden Brahmanen je länger je mehr der Geist politischer wie religiöser Zersplitterung geltend. Der Buddhismus bröckelte allgemach ab und der Neubrahmanismus sammelte die Brocken, um damit seinen eigenen bröckeligen Bau zu erweitern; die Fürsten lebten in ihren kleinen Staaten auf Kosten ihrer Völker ein Schlaraffenleben, und die Völker gaben sich einem stumpfsinnigen Vegetieren hin. So vergingen mehrere Jahrhunderte, zeitweilig unterbrochen von kleinen Kriegen, Fehden, Thronstreitigkeiten und vorübergehender Ausbreitung des Machtbereiches einzelner Staatsgebilde über größere Gebiete — so der Radschputen-Dynastie zu Kanodsch über Mittelindien und Teile von Bengalen, der Jadawakönige (im 4. Jahrh. n. Chr.) bis nach Orissa einerseits und Gudschrat andererseits, — bis endlich der Einbruch des Islam wieder Leben in das traumverlorene Land brachte. Schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts hatten die Araber begonnen, ihre eroberungslustigen Blicke nach dem Indus zu werfen; zu Anfang des 8. Jahrhunderts unterwarfen sie sich Multan im südlichen Pandschab und bald darauf Gudschrat. Zu wiederholten Malen von den verdrängten Fürsten verjagt, wußten die Araber immer wieder sich in den Besitz des einmal gewonnenen Bodens zu setzen, und als die Macht der Chalifen im Niedergange war, machten sie sich daselbst unabhängig. Anfangs des 11. Jahrhunderts verleibte der Sultan Mahmud von Ghasna in Afghanistan das Pandschab seinem Reiche ein und ging dann plündernd und zerstörend bis Delhi vor. Noch einmal vermochten die Inder, deren Fürsten jetzt sogar genug Thatkraft zur Vereinigung zu einem Bunde fanden, dem Einbruche der Mohamedaner vorübergehend Halt zu gebieten; aber zu Ende des 12. Jahrhunderts fielen die Indusprovinzen dem neu aufgerichteten Reiche der Ghor-Sultane zu, die ihren Sitz in Delhi nahmen. Dort hatte bis dahin Prithwiradscha, der mächtige Herrscher aus der Tschohan-Dynastie, seinen Sitz gehabt. Mit voller Wucht hatte sich dieser dem afghanischen Eindringling entgegengeworfen, in sieben Schlachten ihn geschlagen und in sein Land zurückgeworfen; aber im Jahre 1192 erschien derselbe mit 120000 Mann neuerdings in Indien und erfocht einen vollständigen Sieg über die Inder, die sich nun überall, wo die Mohamedaner hinkamen, deren Bekehrungswut ausgesetzt sahen. Das eigentliche Hindustan, welches das östliche Stromgebiet des Indus und das des Ganges umfaßt, erlangte mit Ausnahme einzelner Teile nie wieder seine Unabhängigkeit; nur im südlicheren Dekan erhielten sich indische Dynastien bis zur Gründung des Reiches der Großmoguln durch Babar, einen Nachkömmling Timurs (1526), das in seiner Blütezeit fast das ganze Vorderindien umfaßte und nur teilweise noch seine eigenen, den Großmoguln zinspflichtigen Fürsten behielt. So ist das von den stolzen Arya begründete Kultur- und Staatswesen in Indien teils an der Unfähigkeit zur Bildung und Erhaltung größerer Verbände, teils an dem Hange des Volkes zu geistigem und leiblichem Sichgehenlassen zu Grunde gegangen und dauernd der Fremdherrschaft verfallen. Die weitere Geschichte der Inder bildet nur noch einen Nebenbestandteil derjenigen der Völker und Staaten, die von ihrem Lande Besitz ergriffen haben.



Das Hochland Iran.

Unter dem Namen der Iranier faßt man diejenigen ostarischen Völkergruppen zusammen, deren Vorfahren nach der Trennung von den Westariern nach dem Hochlande von Iran gewandert sind und dasselbe bevölkert haben. Dieses Hochland breitet sich in durchschnittlicher Höhe von 4000 Fuß über dem Meeresspiegel über ein Gebiet von mehr als 300 Meilen Länge in west-östlicher Richtung vom Flußgebiete des Euphrat und Tigris bis an das Indusgebiet aus und erreicht in seiner Breitenausdehnung vom Steppenlande am kaspischen Meer, von dem es durch mächtige Gebirgsketten getrennt ist, bis an den persischen Golf und das arabische Meer herab durchschnittlich 150 Meilen. Im Innern dieses Hochlandes liegt eine weite Wüste, die aber ausgedehnte Oasen*) und fruchtbare Thäler in sich schließt. Im nördlichen Gebirge wechseln Weidetriften mit Hochwald; der östliche Rand fällt wie ein mächtiger Schutzwall steil gegen das Industhal ab, nach dem nur beschwerliche Engpässe führen, wogegen der Kabul, vom iranischen Hochlande selbst kommend und durch ein terrassenförmiges Thal zum Indus abfließend, einen leichteren Zugang in das Thal desselben eröffnet. Der Südrand des Hochlandes gleicht hinsichtlich der Witterungsverhältnisse und der Bodenbeschaffenheit dem kahlen Berglande Arabiens; im Westen finden sich wohlbewässerte Thäler, die zwischen weidereichen Bergketten von mäßiger Höhe eingebettet sind. Da, wo sich der Nordrand von Iran an diesen Teil des Hochlandes anschließt, erhebt dieses

*) „Oasen" (vom koptischen „Uah" hergeleitet) nennt man die von Wüsten eingeschlossenen, kulturfähigen und bewohnten Landstriche.



Karte von Vorderasien.

Aus Justi „Geschichte der Orientalischen Völker im Altertum“.

sich wieder zum Hochgebirge, dem höchsten Europas, das gegen das kaspische Meer abfällt und hier ein Küstengelände von üppigster Fruchtbarkeit bildet, das aber wegen seiner sumpfigen Beschaffenheit ungesund und im Winter eisigen Stürmen aus dem Norden preisgegeben ist.

Am oberen Oxus und dem nördlichen Abfall des Hindukusch wohnten auf der Zwischenstufe zwischen dem Hochland und der Tiefebene des kaspischen Meeres die Baktrer; südöstlich von diesen, auf dem Hochlande selbst, die Parther; zwischen diesen und dem assyrischen Hügellande die Meder und im Südwesten, wo das Hochland gegen den persischen Meerbusen und die Niederung am Schatt-el-Arab, dem Mündungsgebiete des vereinigten Euphrat und Tigris, abfällt, die Perser. Dieses sind die geschichtlich hervorragenden iranischen Völker, neben und zwischen denen, wie unsere nebenstehende Karte zeigt, noch viele andere ihre Wohnsitze hatten. Wir gehen nun zur Einzelbetrachtung der obengenannten Völker über.

Die Baktrer.

Man glaubt, daß das Land der Baktrer bei der Einwanderung der Arier von diesen zuerst besetzt worden sei, und manche halten es sogar für das Stammland derselben. Als Nachbarn des turanischen Steppenvolkes der Saker, die von ausgesprochen kriegerischem und räuberischem Charakter waren, werden sich die Baktrer schon früh genötigt gesehen haben, sich ein festes, durch militärische Einrichtungen gestütztes Staatswesen zu schaffen, und wir finden daher dort schon früh eine wohlentwickelte Kultur unter strammem Regimente von Königen mit unumschränkter Machtvollkommenheit, neben denen aber auch eine Anzahl aus dem Kriegsadel hervorgegangener ziemlich selbständig herrschender Fürsten vorkommen. Baktrien soll unter dem König Wistaspa (um 1000 v. Chr.) der Ausgangspunkt der Lehre des Zoroaster (Zarathuschtra) gewesen sein, die später zur Staatsreligion des Perserreiches geworden ist und heute noch die Grundlage der Glaubenslehre der in Persien und Indien zerstreuten Parsen bildet. Eine Zeit lang gehörte Baktrien zum medischen Reiche, wurde mit diesem zugleich ein Teil des Perserreiches, dessen Gründer, Cyrus, die Baktrer nebst den von ihnen abhängigen, stammesgenössischen Bewohnern der Landschaften Sogdiana und Margiana freiwillig als ihren Herrscher anerkannten. Als dann das Perserreich von Alexander dem Großen unterworfen wurde, wurde auch Baktrien ein Bestandteil seines Weltreiches und hatte sich während der kurzen Glanzzeit des letzteren der besonderen Gunst des großen Eroberers zu erfreuen, der die Tochter Roxane des Fürsten Oxiarches von Sogdiana zur Gattin nahm. Er gründete zwölf Städte in Baktrien. Nach seinem Tode fiel das Land mit Sogdiana zusammen dem Stasanor zu, wurde aber schon 307 v. Chr. mit dem syrischen Reich vereinigt. Von der Gründung des neubaktrischen Reiches und dessen Aufgehen im indoskythischen war bereits im vorhergegangenen Abschnitte die Rede.

Die Meder

waren ein kriegerisches Volk, besonders berühmt durch seine Reiter und Bogenschützen, und haben vor dem Emporkommen der Perser unter den Iraniern offenbar eine hervorragende Rolle gespielt. Berosus spricht, wie bereits S. 69 erwähnt, von acht Herrschern medischen Stammes über Babylon, und Baktrien war, wie wir wissen, seiner Zeit von den Medern abhängig. Auch die Perser waren ihnen unterworfen. Vor den Medern hatten skythische Völker das von jenen bewohnte Gebiet nebst dem südlich davon gelegenen Susiana, und noch früher wohl auch die später von den Persern und Chaldäern eingenommenen Gebiete

inne. Der Name Medien ist skythischen Ursprungs und bedeutet Land; das skythische Volkselement war noch zur Zeit der Perserherrschaft zwischen die Iranier reichlich eingestreut. Als die assyrische Macht in Aufschwung kam, fiel Medien unter deren Herrschaft; wir sehen es von Mitte des 9. bis Mitte des 8. Jahrhunderts um seine Freiheit kämpfen, endlich aber dem zweiten Tiglath-Pilesar unterliegen. Ein Aufstand unter seinem Könige Dejokes (Dajauka) wurde von Sargon II. unterdrückt und Dejokes in die Gefangenschaft geschleppt. Von der Niederwerfung der neuerlichen Erhebung unter Phraortes und dem endlichen, nun aber auch desto gründlicheren Gelingen des Befreiungswerkes des Kyaxares ist bereits berichtet worden (S. 72 u. 73). Dieser wurde nun Begründer des medischen Reiches, das ganz Iran, Armenien*), Assyrien und Elam umfaßte, aber schon unter Astyages, dem Sohne des Kyaxares, 558 v. Chr. von Cyrus erobert und dem Perserreiche einverleibt wurde. Den Medern blieb indes im Perserreiche, dessen Geschicke sie fortan teilten, stets eine hervorragende Rolle gewahrt; ihr Adel wurde als gleichberechtigt mit dem persischen anerkannt. Die Hauptstadt des medischen Reiches war **Ekbatana**.

Die Perser,

die das schöne Bergland am Südwestrande Irans inne hatten, waren in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. der assyrischen Herrschaft unterworfen (vergl. S. 70), hatten sich aber von derselben um das Jahr 660 v. Chr. befreit, um bald danach jene Oberherrschaft mit der medischen zu vertauschen. Die Unterordnung der iranischen Völkerschaften unter medische Führung zur Zeit des Kyaxares ist indes kaum im Sinne der Unterwerfung mit Waffengewalt, sondern vielmehr als das Ergebnis der Zwangslage zu betrachten, in der sich die Iranier gegenüber den semitischen Angriffen vom Westen und den skythischen vom Norden her in jener Zeit fortgesetzt befunden hatten. Während der medischen Herrschaft wurde Persien von seinen eigenen Fürsten regiert, die der Sache nach allerdings nur Statthalter im Dienste Mediens waren, aber gewiß sehr frei innerhalb ihrer Provinzen sich bewegen konnten und dem Volke gegenüber im Vollbesitze ihres fürstlichen Ansehens standen. Diese persischen Unterkönige gehörten dem vornehmsten Stamme des Perservolkes an, welcher den Namen der Pasargaden führte. Neben diesen sollen nach Herodot noch zwei andere herrschende Stämme, die Maraphier und die Maspier bestanden haben; im übrigen setzte sich das Perservolk aus mehreren ackerbauenden und einigen Hirtenstämmen zusammen, die den drei vorgenannten gegenüber eine untergeordnete Stellung einnahmen. Als erster König aus dem Geschlechte der Pasargaden wird Achämenes (persisch Hakhamanis) genannt; nach ihm hat man dem ganzen Herrschergeschlechte den Namen der Achämeniden gegeben (vergl. die Inschrift des Darius Hystaspes auf S. 14). Ein Urenkel des Achämenes und angeblicher Enkel des

---

*) Armenien war in ältester Zeit bis etwa zum 7. Jahrhundert von einem Volke bewohnt, welches man für verwandt mit den Georgiern im Kaukasus halten muß. Es hat zahlreiche Denkmäler mit Keilinschriften, namentlich in Wan, hinterlassen. Die alte Bevölkerung Armeniens nennt Herodot Alarodii, was eine Gräkisierung von Urartu ist; der Name lebt noch jetzt fort im Namen der Landschaft Airarat. Armenien zerfiel immer in kleinere Bezirke, welche die natürliche Beschaffenheit des Landes, abgesperrte Thäler, die den Verkehr erschweren, und nur am Araxes eine bedeutendere Ebene, zu einem einheitlichen Reiche zu verbinden, sehr schwer machte; ein armenisches Königreich, welches das ganze Land beherrschte, hat daher immer nur zeitweise bestanden, wozu noch kam, daß große Nachbarreiche stets ein Interesse daran hatten, das strategisch wichtige Land, durch welches die großen Straßen von Nord nach Süd und von West nach Ost liefen, in ihren Besitz zu bringen.

Kyaxares*) war berufen, der medischen Oberherrschaft ein Ende zu machen und diese in noch weit größerer Ausdehnung auf die Perser zu übertragen. Sein Name war **Kurusch** (d. h. persisch s. v. w. „Sonne"); die griechischen Geschichtsschreiber bildeten den Namen in Cyrus (Kyros) um, und unter diesen Namen wollen wir ihn im Weiteren aufführen.

Das Verhältnis zu Medien scheint unter Astyages den Persern unbequem geworden zu sein, denn Cyrus stieß den angeblichen Großvater 559 v. Chr. vom Throne und wies ihm die Statthalterschaft von Hyrkanien (vergl. die Karte) zu, das er gleichfalls in seine Gewalt bekam. Ekbatana, die Hauptstadt Mediens, wurde von den Persern besetzt und ausgeplündert. Zur Sicherung der Grenzen des neuen Reiches führte er erfolgreiche Kriege gegen die Parther, Baktrier, Armenier und Inder, so daß er bald im Besitze einer gewaltigen Macht war. Die Nachbarstaaten waren natürlich sehr beunruhigt durch das Auftauchen dieses neuen Kriegshelden, da sie befürchten mußten, daß die einmal erwachte und durch den Erfolg bestärkte Eroberungslust sich bald auch gegen sie wenden würde. Deshalb schlossen sich alle Mächte jener Zeit zum Bunde gegen Cyrus zusammen: Naboned, der König des neubabylonischen Reiches, der ägyptische Pharao Amasis und der König Krösus von Lydien**), der noch ein besonderes Bündnis mit dem griechischen Staate Sparta***) abgeschlossen hatte. Krösus nahm im Frühjahr 546 voll Vertrauen auf seine Macht und sein bis



Cyrus.

Nach einem halb erhabenen Bilde an einem der erhalten gebliebenen Thürpfosten eines königlichen Hallenbaues zu Pasargardon (bei dem heutigen Dorf Murghab), wo Cyrus die Meder besiegte und das Perserreich gründete. Die hinter der Figur windmühlenartig sich ausbreitenden Flügel versinnbildlichen die Vergötterung des großen Königs, dessen ägyptischer Kopfputz — Widderhörner, zwischen denen sich drei flaschenartige, mit Kugeln gekrönte und von Palmblättern umschlossene Zierstücke erheben — ebenso wie das glatte, befranste assyrische Gewand erkennen läßt, daß diese Darstellung ihre Entstehung fremdländischer Kunst verdankt. Es ist ein ägyptisch-assyrischer Priesterkönig und Gott, den das Bild uns zeigt, nur die Gesichtszüge sind persisch. Die drei Keilschriftzeilen über der Figur enthalten in drei Sprachen die Worte: „Ich bin Kurusch, der König, ein Nachkomme des Archämenes"

*) Diese Verwandtschaft mit den Medern ist zwar geschichtlich nicht nachgewiesen, aber keineswegs unwahrscheinlich. Astyages, des Kyaxares Sohn, soll der Sage nach seine Tochter Mandane dem Kambyses, Vater des Cyrus, zur Gattin gegeben haben, weil ein Traumgesicht ihm eben diese Tochter als Urheberin einer gewaltsamen Staatsumwälzung hatte erscheinen lassen. Als Mutter des großen Eroberers habe dann Mandane die vom Schicksal ihr zugewiesene Rolle thatsächlich durchgeführt.

**) „Lydien", in ältester Zeit auch Mäonien genannt, hieß eine an der Westküste Kleinasiens nördlich von Karien gelegene Landschaft, die im Osten an Phrygien, im Norden an Mysien grenzte und durch Goldreichtum ausgezeichnet war. Eine der bedeutendsten Städte war Sardes. Von 712—546 v. Chr. herrschte dort das Königsgeschlecht der Mermnaden, das unter Gyges, Alyattes und Krösus zu hoher Machtentfaltung gelangte. Letzterer eroberte fast ganz Klein-Asien, erlag aber 546 dem Cyrus, worauf das früher kriegerische Volk von den persischen Herrschern systematisch seines kriegerischen Geistes entwöhnt wurde und in Ueppigkeit und Weichlichkeit verfiel.

***) Sparta, dessen Geschichte wir im nächsten Abschnitte näher kennen lernen werden, war um die Wende des zweiten Jahrtausend v. Chr. von eingewanderten Dorern besetzt worden, welche die vorher da bestandenen kleinen achäischen Staatswesen, sowie die Ureinwohner, als welche Leleger und Minyer genannt werden, allmälig verdrängten. Neben den Ureinwohnern hatten sich auch Phöniker auf spartanischem Boden niedergelassen. Zur Zeit des Cyrus war Sparta bereits ein stramm geordnetes Staatswesen.

dahin unbesiegtes Heer den Kampf gegen das bis dahin kaum dem Namen nach bekannte Perservolk auf, wurde jedoch von Cyrus besiegt, in sein Land zurückgetrieben, in einer entscheidenden Schlacht in der Ebene des Hermosflusses völlig besiegt und nach dem Falle seiner Hauptstadt Sardes, in die er sich zurückgezogen hatte, gefangen genommen. So fiel Lydien noch in demselben Jahre unter persische Herrschaft.

Cyrus setzte nun unaufhaltsam seinen Eroberungszug fort. Er unterwarf die griechischen Städte Klein-Asiens, brachte die ganze Halbinsel in seine Gewalt und wandte sich darauf gegen das neubabylonische Reich. Dort waren, wie wir bereits wissen (vergl. S. 75), Mißhelligkeiten zwischen Naboned und der Priesterschaft ausgebrochen, die der Königsmacht nicht förderlich sein konnten. In zwei offenen Feldschlachten vermochte Naboneds Feldherr Belscharusur den Persern Widerstand zu leisten, aber die Stadt Babylon kam ohne Schwertstreich in die Gewalt des Eroberers, der nach fast zweijähriger Belagerung auf den Gedanken verfallen war, den Euphrat ober der Stadt abgraben und seine Truppen nachts in die durch Entleerung des Flußbettes zugänglich gewordenen Lücken der Stadtmauer eindringen zu lassen (538 v. Chr.). Babylonien wurde in eine persische Provinz verwandelt. Die zu jener Zeit noch in Babylon zurückgehaltenen Juden wurden freigegeben, weil Cyrus darauf rechnete, mit Hilfe des ihm zu Dank verpflichteten Volkes die Herrschaft über Phönikien und Syrien, die durch die Niederwerfung des babylonischen Reiches ebenfalls in seine Gewalt gekommen waren, leichter behaupten zu können. Nachdem er auf diese Weise fast alle Völker Vorderasiens sich unterworfen hatte, wandte er sich gegen die nördlichen Nachbarn der Iranier, jene unruhigen und räuberischen Skythenhorden, von deren Einbrüchen in die südlichen Nachbarländer schon wiederholt die Rede war, und deren gründliche Niederwerfung ihm daher zur Befestigung seines Reiches wohl nötig erschienen sein mochte. Im Kampfe gegen diese — wahrscheinlich waren es die am Jaxartes wohnenden Massageten — verlor er sein Leben (um 529 v. Chr.).*)

Die glänzenden Kriegsthaten des Cyrus verdunkelten keineswegs seine Leistungen als Herrscher über das neu begründete, so vielgestaltige Reich. Von den assyrischen Großherren unterschied er sich wesentlich dadurch, daß er die unterworfenen Völker nicht als willenlose Sklaven betrachtete und durch Härte und Grausamkeit niederzuhalten suchte, sondern vielmehr ihre Eigenart schonte, soweit dies mit den Rücksichten auf die Erhaltung und Fortentwicklung seiner eigenen Machtstellung verträglich erschien. Diesem Grundsatze folgend gab er den Medern — d. h. natürlich den Vornehmen des Volkes — eine ihrer früheren Bedeutung entsprechende Stellung im neuen Reiche. Den Krösus schonte er und, sein reiches Land wurde nicht durch Verheerung dafür bestraft, daß es das Zeichen zum Angriffe gegen ihn gegeben hatte; wohl aber nahm er den Lydiern die Waffen, um ihnen weitere Angriffe unmöglich zu machen. In den unterworfenen Griechenstädten in Kleinasien und denen der Phöniker setzte er nicht persische Statthalter, sondern Oberhäupter ihrer eigenen Nation ein, so daß ihr Verhältnis zu Persien im Grunde genommen dasselbe blieb, wie zuvor zur Oberherrschaft des lydischen Königreiches. Dennoch trat hier eine tiefeingreifende Veränderung ein, denn die Perser, von allem Anfang her an ein strammes Fürstenregiment gewöhnt, hatten nicht das geringste Verständnis für die bei den Griechen seit alters eingeführte republikanische Staatsform und statteten daher die von ihnen eingesetzten griechischen Stadtoberhäupter mit fürstlichen Machtbefugnissen aus, wodurch die „Tyrannis"**) in das

*) Wie Herodot erzählt, soll die Königin Tomyris der Massageten von der Leiche des Gefallenen den Kopf abgetrennt und diesen in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch gesteckt haben, damit der nimmersatte Eroberer sich am Blute sättigen könne. Nach Xenophon wäre aber Cyrus überhaupt nicht vor dem Feinde gefallen, sondern hochbetagt in seiner Residenzstadt eines natürlichen Todes gestorben. Das Grab des Cyrus findet der Leser auf dem Titelbilde zu diesem Abschnitt.

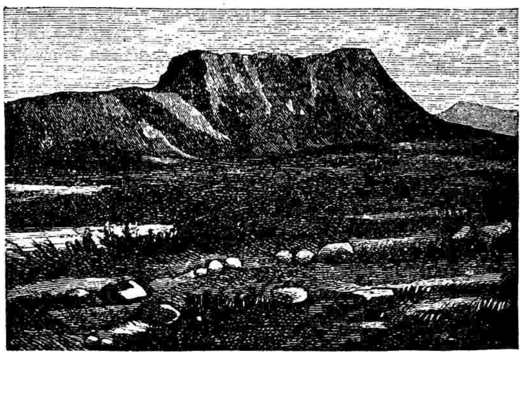
**) „Tyrannis" war, wie schon S. 103 erwähnt, im 7. u. 6. Jahrh. v. Chr. in vielen griechischen Staatswesen die Uebergangsform von der Adels- zur Volksherrschaft. Die griechischen Republiken waren meist auf Standes- oder Volksvorrechte begründet d. h. die Herrschaft ruhte einerseits in den Händen der Vornehmen und Reichen, andererseits waren nur die Vollbürger, die An-

griechische Staatsleben eingeführt wurde. Im Allgemeinen begünstigte Cyrus die Angehörigen der arischen Länder; aber auch andere unterworfene Völker behandelte er milde, that ihnen weder in Glaubens- noch in ihren hergebrachten Rechtsanschauungen Gewalt an, belastete sie auch nicht mit übermäßigen Tributen und Garnisonen, sondern belegte nur die Hauptstädte und die Grenzfestungen mit persischen Besatzungen. Verdienste, die sich Einzelne oder auch ganze Stämme um das Reich erwarben, belohnte er durch Landzuweisungen und andere Geschenke in großmütigster Weise. Diese Behandlung der Besiegten, die bis dahin in Asien vollständig unbekannt war, hatte zur Folge, daß die unterworfenen Völker im Allgemeinen sich ruhig verhielten, vielfach wohl auch die persische Herrschaft derjenigen, unter der sie früher gestanden hatten, bei weitem vorziehen mochten.

Dem Heerwesen wandte Cyrus selbstverständlich die größte Sorgfalt zu. Er gliederte seine Streitmacht in einer der modernen Heereseinteilung ziemlich ähnlichen Weise und gestaltete die Reiterei in einer für den Nahkampf geeigneten Weise um, indem er Mann und Roß mit Panzern versah und als Waffe den Wurfspieß einführte, dessen Versagen den Zwang in sich schloß, den Kampf Mann gegen Mann auszufechten.

Cyrus soll nach der Niederwerfung Mediens eine Tochter des Astyages, also, wenn die Sage, betreffend seine Herkunft von mütterlicher Seite, auf Wahrheit beruhen sollte, seine eigene Tante zur Gemahlin erhoben haben. Jedenfalls hat aber die Mederin nicht die bevorzugte Stellung einer ersten Gemahlin eingenommen, diese kam vielmehr der aus dem Achämenidengeschlechte stammenden Kassandane zu, deren Sohn Kambyses das Erbe seines Vaters antrat.

Kambyses regierte nur sieben Jahre lang (529—522 v. Chr.). Von den Großmächten, gegen die sein Vater zu Felde gezogen war, bestand nur noch Aegypten, und gegen dieses kehrte Kambyses seine Waffen, um als würdiger Sohn des großen Vaters ebenfalls den ruhmvollen Namen eines „Mehrer des Reiches“ zu erwerben. In der Schlacht bei Pelusium (dem heutigen Damiette) besiegten die Perser das Aegypterheer und nahmen den Pharao Psammenit gefangen. Derselbe wurde, wie Ktesias berichtet, mit 6000 Aegyptern nach Susa geführt, wo sich Cyrus seine Winterresidenz eingerichtet hatte. Im weiteren Verlaufe seines Eroberungszuges rückte Kambyses nilaufwärts gegen Aethiopien vor, mußte aber wegen Nahrungsmangel das Heer wieder umkehren lassen und befriedigte seinen Thatendrang durch Plünderung des in der Wüste gelegenen Amontempels und durch Tötung des Apis-Stieres in Memphis (vergl.



Ruinenhügel von Susa.

Aus der „Ill. Hausbibel“.

Diese einstige Winterresidenz der persischen Könige war die Hauptstadt Elams, der östlich von Babylon gelegenen, erst von den Assyrern unterworfenen, dann von den Persern in Besitz genommenen Landschaft. Die Bewohner Elams und Susas waren nicht Semiten, wie aus Keilinschriften hervorgeht, die an der abgebildeten Ruinenstätte gefunden wurden.

---

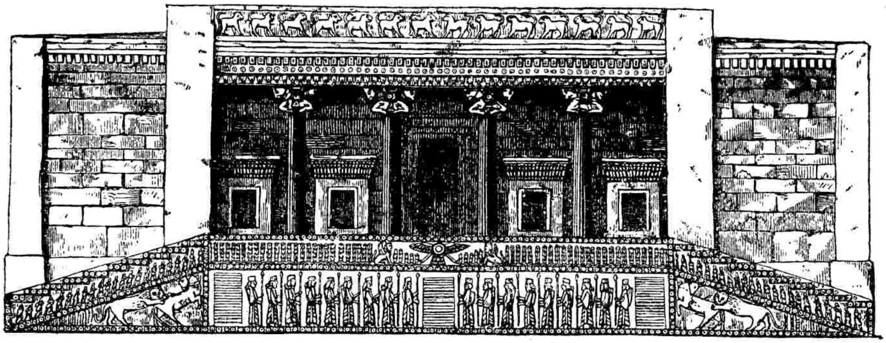
gehörigen desjenigen Volkes, das sich in den Besitz des betreffenden Gebietes gesetzt hatte, an derselben beteiligt. Daher artete das Regiment häufig in eine Oligarchie aus, d. h. in eine Herrschaft Weniger, die ihre Machtstellung in eigennütziger Weise zur Hebung ihrer eigenen Interessen mißbrauchten. Solcher Mißwirtschaft traten nun da und dort mit Unterstützung des bedrückten Volkes einzelne ausgezeichnete Männer entgegen und setzten sich gewaltsam in den Besitz der Alleinherrschaft, die sie freilich meistens dazu benutzten, in dem gleichen Sinne weiter zu regieren wie das durch sie gestürzte Regiment. Solche durch Umsturz ans Staatsruder gelangte Herrscher nannte man „Tyrannen“, und infolge des häufigen Mißbrauches ihrer Gewalt gewann mit der Zeit diese Benennung die Bedeutung von willkürlicher und grausamer Gewaltherrschaft.

S. 57), weil er in dem gerade während seiner Anwesenheit in Memphis diesem heiligen Tiere zu Ehren veranstalteten Feste ein Jubelfest zur Feier seines mißlungenen Aethiopierzuges erblicken zu sollen glaubte.

Wie schon an diesem einzelnen Zuge zu erkennen, war Kambyses kein Herrscher nach dem Sinne seines Vaters; er wird als bösartig, zornmütig und grausam geschildert und ließ sogar, wie eine Inschrift seines Nachfolgers Darius berichtet, seinen Bruder Bardija (von den Griechen Smerdis genannt) töten, weil er ihn infolge eines Traumes im Verdacht hatte, daß er ihm nach Thron und Leben trachte. Die Folge dieses Brudermordes war, daß ein Magier, Gaumata mit Namen, sich für den Ermordeten ausgab und eine Empörung gegen Kambyses anzettelte, die diesen veranlaßte, schleunigst aus Aegypten zurückzukehren. Auf dem Heimweg gab er sich, wie die oben erwähnte Inschrift meldet, selbst den Tod (522 v. Chr.). Sein Nachfolger Darius (persisch Darajawusch) entstammte der jüngeren Linie des Achämenidengeschlechtes. Er war ein Sohn des Hystaspes, eines Urenkels des Theispes, des Sohnes Achämenes und Großvaters des Cyrus, stand somit zu Kambyses im verwandtschaftlichen Verhältnisse eines Neffen aus einer Seitenlinie. Als er die Regierung antrat, brannte die Fackel der Empörung in Persien und mehreren der unterworfenen Ländern lichterloh, denn niemand ahnte den von Gaumata gespielten Betrug und alles war mit der Beseitigung des vermutlich infolge von Trunksucht geistig zerrütteten und gefährlich bösartigen Kambyses einverstanden. Der „falsche Smerdis“ wurde in aller Form gekrönt und suchte sich dadurch beliebt zu machen, daß er sämtlichen unterworfenen Völkern Befreiung vom Kriegsdienste und dreijährigen Erlaß des Tributes gewährte. Darius wußte aber um den von Kambyses begangenen Brudermord, denn er war als Befehlshaber der königlichen Leibwache stets in nächster Umgebung des Königs, und dieser soll ihm in einem Augenblicke von Gewissensangst das Geheimnis des begangenen Verbrechens anvertraut haben. Darius beschloß daher, den gekrönten Betrüger Gaumata zu beseitigen. Da aber offene Gewalt bei der günstigen Stimmung für den vermeintlichen jüngeren Sohn des allverehrten Cyrus kaum zum Ziele geführt hätte, um so weniger als ja kein direkter Thronerbe vorhanden war, so griff Darius zu einem einfacheren und sicheren Mittel: er gab sich den Anschein, als hegte er nicht den leisesten Zweifel gegen die Echtheit der Person des neuen Königs, setzte sich aber insgeheim mit einigen Großen des Reiches ins Einvernehmen und begab sich mit diesen nach der Burg Sikathauwatis in Medien, in die der falsche Smerdis sich zurückgezogen hatte, um ihm zu huldigen. Von dem hergebrachten Vorrechte der persischen Stammhäupter, beim Könige unangemeldet einzutreten, Gebrauch machend, überraschten die Verschwörer den Gaumatis und töteten ihn (521 v. Chr.).

Nun hatte Darius noch den schwierigeren Teil der Arbeit zu vollbringen: die Unterdrückung des Aufstandes und die Erwirkung seiner eigenen Anerkennung. Abgesehen davon, daß verschiedene Länder die Gelegenheit benutzten, um sich gegen die persische Oberherrschaft als solche aufzulehnen, trat in Persien selbst ein zweiter falscher Smerdis, in Babylonien ein neuer Nebukadnezar und in Medien ein neuer Phraortes auf. Da war nur mit Waffengewalt etwas auszurichten. Darius selbst hat auf einer seiner Inschriften erklärt, daß er erst neun Gegenkönige in neunzehn großen Schlachten habe besiegen müssen, bevor seine Herrschaft als gesichert angesehen werden konnte. Er wandte sich zuerst gegen Babylon, schlug den babylonischen Prätendenten in zwei Schlachten am Tigris und am Euphrat (521 v. Chr.), nahm Babylon nach zwanzigmonatlicher Belagerung, ging darauf dem medischen zu Leibe, den er im Jahre 518 niederwarf und in Ekbatana kreuzigen ließ. Noch im selben Jahre schlug er den zweiten falschen Smerdis, im nächsten Jahre die aufrührerischen Heere, die den Aufstand nach Arachosien und den Ostprovinzen getragen hatten. In allen übrigen Ländern des Cyrusreiches, die an der Erhebung beteiligt waren, war diese in der Zwischenzeit ebenfalls niedergeworfen worden, und Darius konnte nun darangehen, sein Reich im Innern zu organisieren und nach außen zu erweitern. Er unterwarf das nördliche Indien und legte den Unterworfenen die schwerste

Steuerlast von allen unter das persische Joch geratenen Völkern auf: 360 Talente Goldes (1695600 M.) mußten jährlich an den persischen Reichsschatz abgeliefert werden, und zwar geschah dies nach Herodots abenteuerlich ausgeschmücktem Berichte durch Heibeischaffung von Goldsand aus der Wüste durch Vermittelung von „riesigen Ameisen“ — wahrscheinlicher handelte es sich aber dabei um Murmeltiere, wie sie jetzt noch im Berglande am oberen Indus vorkommen, die den goldstaubhaltigen Sand aus ihren Gängen herausgeschafft



Restaurierte Südfront des Dariuspalastes in Persepolis.
Nach Flandin, aus O. Jägers „Weltgeschichte“.

haben werden. Im Norden seines Reiches bezwang Darius die wilden Bergvölker des Kaukasus; weniger Glück hatte er gegen die Skythen, gegen die er 513 v. Chr. 700000 Mann ins Feld führte. Er überschritt den Bosporus, unterwarf Thrakien*), überbrückte die Donau und rückte gegen die Skythen vor, die scheinbar vor ihm flohen und ihn immer tiefer in ihr unwirtbares Land hineinlockten, bis er endlich an der Wolga Halt machen und einen verlustreichen Rückzug antreten mußte.

Eine Empörung der ionischen Städte brachte Darius um 500 v. Chr. mit den Griechen in feindliche Berührung und ward die Ursache langwieriger, noch von seinem Nachfolger fortgesetzter Kriege, auf die wir später zu sprechen kommen werden. Während der Rüstungen zu einem neuen Angriffe gegen Griechenland und zur Unterdrückung eines in Aegypten ausgebrochenen Aufstandes ereilte den Gewaltigen der Tod (485 v. Chr.).

Darius hat sich um die innere Organisation des persischen Reiches die größten Verdienste erworben. Er führte große Bauten durch, verband das rote Meer durch einen schiffbaren Kanal mit dem Nil, schuf durch Ausbau und Anlage eines prachtvollen Königspalastes in Persepolis dem Reiche eine glänzende Hauptstadt und verschönerte auch Susa durch



Susa. Altpersische Darstellung nach Rawlinson.
Aus der „Ill. Hausbibel“.

*) Das zu den Westariern zählende Volk der Thraker, welches zu jener Zeit den nördlichen Teil der Balkanhalbinsel bewohnte, war, nachdem es bereits eine ziemlich hohe Kulturentwicklung erreicht hatte, wieder verwildert und teilte sich in zahlreiche Stämme, die zum Teil von Königen beherrscht wurden. Sie waren ein in Sitten und Gebräuchen den Germanen in mancher Beziehung ähnliches Volk und hatten eine rohe mit Menschenopfern verbundene Naturreligion.

Erbauung großartiger Paläste. Die früheren von Fall zu Fall eingesetzten Statthalterschaften ersetzte er durch feste Verwaltungsbezirke (Satrapien) und regelte deren Abgaben nach festgesetztem Tarif.

Unter Darius war das ganze Reich in Satrapien geteilt, deren jede von einem höchsten Beamten verwaltet wurde: diesem standen aber zur Wahrung der königlichen Autorität andere Beamte zur Seite, deren Befugnisse ein Gegengewicht gegen die Macht der Satrapen bildeten. Diese Satrapen, sowie die übrigen hohen Beamten hatten von früher Jugend eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung unter den Augen des Königs genossen. Von der Vortrefflichkeit der Schulen für die Kinder vornehmer Familien, aus denen die zukünftigen Offiziere, Beamten, Richter hervorgingen, berichten, wie Justi in seiner „Geschichte des alten Persiens“ hervorhebt, verschiedene griechische Schriftsteller in den Ausdrücken höchster Bewunderung. Von den Satrapien waren einige, in denen Civil- und Militärverwaltung in einer Hand lagen, deren Verwalter also fast unumschränkte Macht genossen. Nur durchaus zuverlässige Männer, die zu dem königlichen Hause in naher Beziehung standen, wurden diesen Satrapien vorgesetzt. Der geringste Verdacht konnte die Absetzung und Bestrafung des Satrapen herbeiführen. In Armenien und Pontus war die Satrapie erblich, d. h. die Fürsten des Landes waren Vasallen des Großkönigs; Armenien besaß diese Vergünstigung wegen der Verdienste, die es sich um den Sturz des Astyages erworben hatte, und in Pontus herrschte eine achämenische Seitenlinie. Die griechischen Städte hatten ihre griechischen Tyrannen, die phönikischen Städte, Karien und Judien ihre eigenen Könige, Lykien wurde von den Nachkommen des Harpagos beherrscht, Kilikien vom Syennesis, die Juden vom Hohenpriester, aber überall stand ein Satrap zur Seite, um von allen Vorgängen Akt zu nehmen. Ueberall hatten jene Fürsten eigene Heere, aber der Satrap hielt eine Anzahl Festungen mit persischen Truppen besetzt. Ueberall wurden Münzen geprägt, und das Bild des



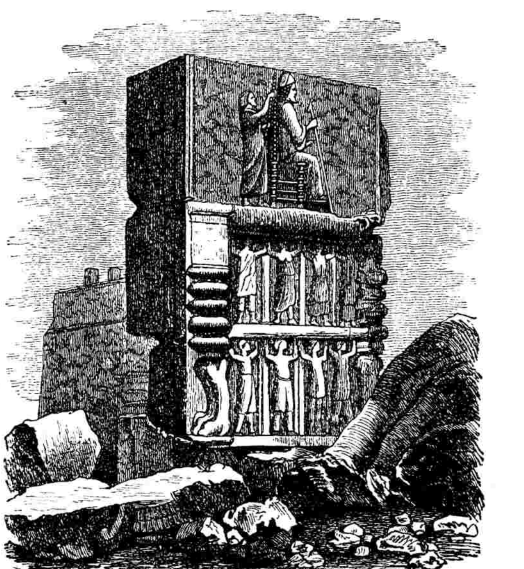
Darius Hystaspis.

Nach einem in Stein gemeißelten 7½ Fuß hohen Thürpfeilerbilde im Palast von Persepolis. Der König trägt die kronenartige „Tiara“, das kaftanartige Obergewand, das Haar und den Kinnbart nach assyrischem Muster und wird von einem Wedel- und einem Schirmträger gefolgt, welche kürzere Bärte tragen und von kleinerer Gestalt sind als der König, den die überragende Figur und der lange Vollbart vor seinen Untergebenen auszeichnen sollen. Ueber dem Könige schwebt das Bild des Gottes Ormuzd.

Großkönigs oder „Königs der Könige", wie sich Darius selbst in seinen Inschriften nennt (vergl. S. 14), zeigen nur die Münzen der Satrapien, welche direkt von königlichen Beamten verwaltet wurden.

Um die Verwaltung des Reiches leichter zu handhaben, wurde von Darius ein Postdienst reitender Boten (Angari oder Astandä) eingeführt, welche nach jeder zurückgelegten Tagesreise eine Station mit gesattelten Pferden vorfanden, so daß ein königlicher Befehl in kurzer Zeit nach allen Seiten des Reiches gelangen konnte. Die Hauptstraße und Postlinie, von der nach allen Richtungen gleichsam Seitenwege ausgingen, war die Königstraße, welche zum Teil bereits in vorpersischer Zeit bestand; sie hatte 111 Posthäuser und führte von Susa über Ninive, den Tigris zweimal und bei Melitene den oberen Euphrat überschreitend, am Eingange nach Cilicien durch ein doppeltes Thorgebäude, beim Uebergang über den Halys durch befestigte Thore beschützt, nach Sardes.

Darius ließ eine für das ganze Reich geltende Münze schlagen, und zwar von Silber und von Gold; der Wert des letzteren wurde auf das $13^1/_3$fache des Silbers von gleichem Gewicht festgesetzt. Die Goldmünzen oder Dareiken wogen 8,40 Gramm, enthielten 124 Gran reines Gold und hatten demnach etwa den Wert von 21 Mark, und 3000 Dareiken bildeten das persische oder euböische Talent. Der Avers der Dareiken zeigt den König mit Bogen und Lanze, auf dem Revers waren Devisen von verschiedener Art angebracht.

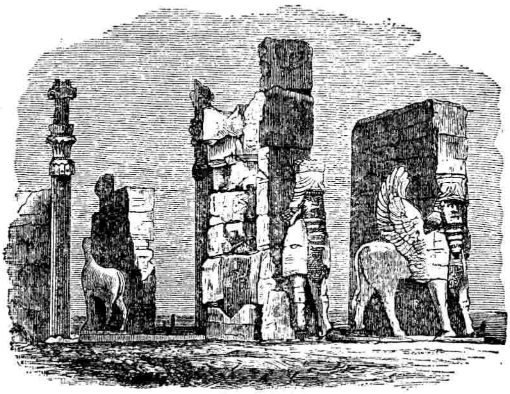


Aus den Ruinen der Hundertsäulenhalle
zu Persepolis, den König auf seinem Throne darstellend.
Nach Rawlinson aus O. Jägers „Weltgeschichte".

Die persische Ueberlieferung verlegt unter die Herrschaft des Darius auch die große religiöse Reform, mit welcher der Name Zoroaster (Zarathustra) verknüpft ist. Gewiß ist, daß die Schriften, die den Namen Zend-Avesta führen, nicht früher als in der Zeit der Dynastie des Darius entstanden, vielleicht in den späteren Zeiten derselben in ein Corpus gebracht und noch weit später zu ihrem dermaligen Umfang vermehrt worden sind.

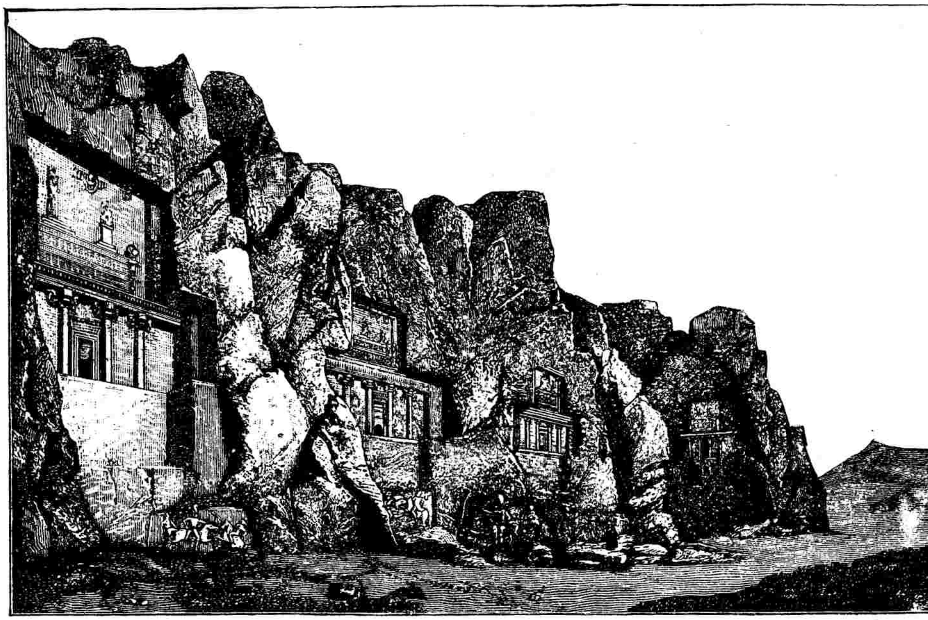
Die Hofhaltung der persischen Großkönige war schon unter Cyrus nach medischem Muster eingerichtet worden und hatte damit einen dem assyrischen Stil verwandten Zug angenommen. Eitler Prunk und ein übermenschliches Selbstbewußtsein sprechen aus allen Königsbildern, die uns in den Ueberresten der Bauwerke jener Zeit erhalten geblieben sind, und in den vom Nachfolger des Xerxes errichteten oder erweiterten Bauwerken tritt die Nachahmung der Assyrer noch deutlicher hervor, wie die obenstehende Abbildung zeigt. Das Hofleben unterschied sich in nichts von demjenigen der semitischen Großherren: eine zahlreiche Leibwache, ein wohlbesetztes Weiberhaus mit den dazugehörigen Verschnittenen, die aber, da der schmähliche Brauch der Verschneidung den religiösen Anschauungen der Arier widersprach, wohl als Sklaven angekauft oder von auswärts bezogen worden sind, vielleicht durch Vermittelung der Meder, die in diesem Punkte den Persern voraus waren. Nach außen suchte man das königliche Ansehen durch großartigen Prunk zu erhöhen. Man trug dem König bei feierlichen Aufzügen das heilige Feuer vor; auch der Wagen des Sonnengottes Mithra, mit acht Schimmeln bespannt, ward an die Spitze des könig-

lichen Zuges gestellt, der von Leibwachen in reichem Goldschmuck und bekränzten Tieren eröffnet und geschlossen wurde. Neben dem vier- oder sechsspännigen Wagen des Königs gingen Stabträger; die Stammhäupter der Perser, die Achämeniden, die Inhaber der großen Hofämter und die Tischgenossen des Königs folgten demselben. Am Ende des Zuges wurden wohl auch die prächtig aufgeschirrten königlichen Pferde, 200—400 an der Zahl, mitgeführt. Der Verbrauch des Hofes an Nahrungsmitteln war ein ungeheurer, und bei den Nachfolgern des Darius steigerte sich derselbe mit dem zunehmenden Luxus ins Ungeheuere. Der letzte Darius nahm sogar ins Feld nicht weniger als 319 Köche, 17 Getränkebereiter, 70 Kellerbeamte, 40 Salbenbereiter und 46 Kranzflechter mit.



Thorhalle des Xerxes in Persepolis.
Nach einer Photographie, aus der „Ill. Hausbibel“.

Aehnlich wie die Pharaonen legten die persischen Großkönige seit Darius ihre Grabmäler schon bei Lebzeiten an und zwar in einer Felsenwand nächst ihrer Residenz. Unsere Abbildung zeigt vier solcher Königsgräber von außen; das innere derselben bestand aus langen schmalen Gängen, von denen — im Grabe des Darius — drei längliche Kammern mit je drei durch Deckel verschließbare Vertiefungen für Leichen ausgingen.



Gräber bei den Ruinen von Persepolis
in den Bergen von Naksch-i-Rustam.
Aus der „Ill. Hausbibel“.
(Das zweite Grab von links ist das Grab des Darius; welchen Königen die übrigen drei Grüfte angehört haben, läßt sich wegen Mangel an Inschriften nicht bestimmen.)

Der Nachfolger des Darius war sein Sohn **Xerxes** (persisch Ksayarscha), der Sohn einer Tochter des Cyrus, **Atossa**, die Darius nebst ihrer Schwester **Artystone** und der Tochter **Bardijas**, des Bruders von Kambyses, in sein Frauenhaus aufgenommen hatte, vermutlich, um sich eine unbequeme, macht- und ränkesüchtige Schwägerschaft vom Halse zu halten. Da aber Darius auch von seiner ersten Gemahlin, der Tochter eines von den sieben persischen Stammhäuptern, drei Söhne hatte, so wäre nach dem natürlichen Erbrecht der älteste von diesen, **Artabazanes**, zur Thronfolge berufen gewesen. Mit der Uebergehung desselben, die wohl nur den Ränken der Atossa zuzuschreiben ist, wenn ihr nicht etwa der Gedanke zu Grunde lag, einen direkten Sprossen des großen Cyrus auf den Thron zu bringen, begann eine Reihe von Familienzwistigkeiten, die sich durch die Hofgeschichte der Perserkönige fortan als blutroter Faden zieht.

Xerxes stand bei seinem Regierungsantritte im dreißigsten Lebensjahr. Sein Charakter hatte einige Aehnlichkeit mit dem des Kambyses; der entnervende Einfluß des üppigen Hoflebens machte sich eben schon in den ersten Generationen der Achämeniden geltend. Xerxes hatte zunächst die Aufgabe, den am Lebensende seines Vaters ausgebrochenen Aegypteraufstand niederzuwerfen, was ihm nach dreijährigem Kriege gelang. Dann traf er große Vorbereitungen zur Fortsetzung des von Darius begonnenen Eroberungskrieges gegen das kleine Griechenland. Mit welchem großartigen Aufwand von Mitteln die persische Heeresmacht ausgestattet wurde, zeigt uns die Schilderung Justis in einem Artikel des „historischen Taschenbuches“, in dem er eine Heerschau des Xerxes beschreibt, wie solche nach Xenophons Mitteilungen alljährlich sowohl durch den König, als auch durch die Satrapen (Statthalter in den Provinzen) abgehalten wurden.

Als Schauplatz der Heerschau nennt Justi **Susa**. An der Südseite der Stadt hat Xerxes ein großes Lager aufzuschlagen befohlen, was in kürzester Zeit durch die Verwendung der Soldaten selbst vollzogen wird. Zunächst wird ein Graben ausgehoben, die Erde in Säcke, welche die Soldaten mit sich führen, gefüllt, und mit ihr ein Erdwall mit Böschungen aufgeführt, hinter welchem die Bagagewagen aufgestellt werden, die eine Art von zweitem Wall bilden. Der Wall wird außerdem mit Balken und hölzernen Palissaden versehen, denn da man in Feindesland vor einem nächtlichen Ueberfall nicht sicher ist, muß das Lager wenigstens so lange verteidigt werden, bis das Heer Zeit hat, sich zu rüsten, und namentlich die unbändigen Pferde, welche an ihre Ständer gefesselt werden, loszumachen und mit ihrem Geschirr und Harnisch zu bedecken. Rings um den Wall stehen Wachtposten, welche bei Nacht sich wachhalten durch das Absingen von Liedern auf die Gerechtigkeit und das Glück des Königs nach althergebrachten Weisen, oder durch Wiederholung von Improvisationen poetischer Kameraden auf den nahen Sieg ihrer Waffen und auf das thörichte Beginnen des Feindes, den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Die Wachtposten müssen nicht nur auf jedes verdächtige Geräusch Acht geben, sondern auch nach dem Erscheinen der telegraphischen Feuersignale ausschauen, durch welche die Anführer entfernter Abteilungen der Armee einen Erfolg ihrer Waffen verkündigen.

Im Mittelpunkt des Lagers wird für den König ein Prachtzelt errichtet, welches mit solchem Luxus ausgestattet ist, daß Herodot es ein „goldenes Zelt“ nennt. Es ist mit golddurchwebten Vorhängen bedeckt, sogar der Fußboden besteht aus weichen Teppichen mit eingewebten Tieren u. s. w. Es besteht aus einem an der Ostseite gelegenen Vorraume und den Gemächern des Königs und seiner nächsten Umgebung, mit allem versehen, was ihn das Rauhe des Feldlagers vergessen lassen kann; die kunstvoll gearbeiteten Kannen, Becken, Schalen sind von Silber und Gold; in Alabasterflaschen werden Salben bewahrt, deren Duft das Innere der Gemächer aromatisch durchwürzt, und in Truhen werden die königlichen Kleider verwahrt.

Um das königliche Zelt sind die der Leibgarden, der sogenannten Doryphoren oder Speerträger aufgeschlagen. Zur rechten und linken Seite bemerken wir die Zelte der Hofbäcker und Köche, und weiterhin, gleichfalls zur rechten und linken Seite, die Marställe

und Verschläge für sonstige Tiere. Die Soldaten aber errichten ihre Zelte nach den Abteilungen des Heeres, und die Zelte der Offiziere, welche gleichfalls einen Vorraum und ein inneres Gelaß enthalten, sind durch ein auf ihnen wehendes Fähnlein gekennzeichnet. Auch unter diesen Zelten finden sich die der höheren Befehlshaber mit Ruhebetten auf zuweilen vergoldeten Füßen, Mischkrügen, Schalen, Bechern, Becken von edlem Metall, und mit Dienerschaft, Köchen und Mundschenken ausgestattet.

Nun naht der Zeitpunkt heran, den Xerxes für sein Erscheinen bestimmt hat, um die Heerschau zu halten. Es kommt mit dem Könige ein zahlreiches und glänzendes Gefolge, welchem wir nunmehr unsere Blicke zuwenden. Der Weg für die Personen des Hofes ist durch Geiselträger vor dem andrängenden Publikum freigehalten. Zuerst kommen 4000 Schildträger, 1000 Leibgarden mit umgekehrten von goldenen Granatäpfeln geschmückten Speeren, sodann 10 prachtvoll geschirrte nisäische Rosse, ferner der in den Krieg mitgeführte heilige Wagen des Ormuzd, von acht weißen Hengsten mit goldenen Jochen gezogen, deren Lenker zu Fuß gehen müssen, weil kein Sterblicher den Wagen besteigen darf; sodann der König mit der blauen, von weißem Band umwundenen Tiara, in purpurnem mit einem breiten weißen Streif von oben nach unten verbrämten Kleid, mit roten Beinkleidern und gelben Schuhen, auf einem von vier weißen nisäischen Rossen gezogenen Wagen, dessen Seiten die silbernen und goldenen Bilder der Gottheiten (Mond und Sonne) schmücken, dessen Joch mit funkelnden Steinen und zwei goldenen Bildern des Ninus und Bel geschmückt ist. Der Wagen wird beiderseits von je 1000 Doryphoren mit umgekehrten, von Aepfeln und Granatäpfeln gezierten Speeren begleitet. Die Waffen des Königs bestehen aus einem kurzen persischen Schwert, dessen Scheide mit Edelsteinen besetzt ist, Schild und Bogen, und der Wagenlenker steht neben ihm. Es folgen 300 berittene Stabträger nebst einem Diener, welcher einen goldenen Schemel trägt, dessen sich der König beim Herabsteigen vom Wagen bedient, dann auserlesene persische, medische, armenische und hyrkanische Reiter und sonstiges Hofpersonal.

Den Aufmarsch des eigentlichen Heeres eröffnen die Wagenkämpfer. Sie bestehen hauptsächlich aus Indern und Libyern. Die Inder, welche zum Teil mit wilden Eseln fahren, tragen baumwollene Röcke und sind mit Bogen und Pfeilen von Rohr, die letzteren mit eisernen Spitzen versehen, bewaffnet; die Libyer in lederner Kleidung und bewaffnet mit in Feuer gehärteten Wurfspießen. Namentlich furchtbar und gewandt sind die lydischen Wagenkämpfer, welche mit vier und sechs Rossen fahren. Die Kriegswagen der Perser, welche der Natur der Sache nach den ägyptischen und assyrischen sehr ähnlich sind, gehen auf zwei starken Rädern, deren Achse unter dem hintern Teile des Wagenkastens angebracht ist. Die Deichsel ist bei horizontaler Stellung des Wagenkastens in die Höhe gerichtet, weil sie durch ein Doppeljoch auf der Kruppe der Rosse befestigt wird. An der Seite des vorn runden, hinten offenen Kastens hängen Pfeilköcher, und eine Querstange wird nach Besteigung desselben durch die mit Schuppenpanzern bedeckten Wagenkämpfer und Rosselenker hinten vorgelegt, um diese am Herabstürzen zu hindern. An den Radnaben und unten an der Achse sind eiserne Sichelmesser angebracht, welche beim Anstürmen auf die feindlichen Reihen furchtbare Schnittwunden veranlassen, und auch die Deichsel läuft in eine eiserne Spitze aus.

Hinter den Wagenkämpfern erscheint die Infanterie, und zwar nach den verschiedenen Nationen und Stämmen geordnet. Die Obergenerale eröffnen in glänzender Rüstung den Zug. An der Spitze der Truppen marschieren die Perser. Ihre Kopfbedeckung ist eine der schottischen ähnliche, vorn überhängende Mütze, unter dem Waffenrocke liegt ein Schuppenpanzer von Erz, auch wohl bei den vorzüglicheren Regimentern ein Plattenharnisch. Die Beinkleider sind von Leder. Die Schilde oder Gerrhen sind mannshoch und aus Zweigen geflochten. Die kurzen Bogen hängen an der Hüfte in einem ledernen Futteral, welches zugleich als Köcher für die mit Federn geschmückten Rohrpfeile dient; außerdem sind die Soldaten mit einem Speer und dem persischen Schwert bewaffnet, welches auf der rechten Seite in einem Gehäng ruht und dessen unteres Scheidenende durch eine Fessel an das

rechte Knie geknüpft ist. Es hat keine Parierstange, der Griff ist schmal, die Klinge kurz, aber sehr breit und zweischneidig. Sie führen statt dieser Waffe auch krumme Säbel oder Kopis, welche besonders bei von oben geführtem Hieb eine größere Wucht als das Schwert besitzen; neben dem Speer haben sie noch ein sogenanntes Palton, einen Handspeer oder Jagdspieß, der unten ein scheibenförmiges Holz hat, zum Gebrauch im Handgemenge oder zum Beschießen der Belagerten auf den Mauern. Endlich lieben sie goldenen Schmuck an der Rüstung anzubringen und Hals, Arme und Ohren mit Ketten, Ringen und Gehängen zu zieren.

Die Meder, die nun folgen, tragen hohe Hüte, die aus schmalen senkrecht stehenden Streifen zusammengesetzt sind, so daß ihr Umfang eine gebrochene Kreislinie bildet; ihre weißgestreiften Purpurkleider oder Sarapen haben weite faltige Aermel und sind an beiden Seiten durch Spangen heraufgenommen. Den langen Bogen tragen sie über der Schulter, und die Pfeile befinden sich in Köchern. Ihre roten Schilde sind elliptisch und haben in der Mitte der langen Seiten kleine halbrunde Einbiegungen.

Die Susianer sind gerüstet wie die Perser, tragen aber linnene Panzer wie die Aegypter, Phöniker und Etrusker und einen Turban (Mitra), wie noch zur Zeit des Islam.

Die Hyrkanier erscheinen wie die Perser.

Die Assyrer tragen eherne und eiserne Helme mit einem Kamm, ganz ähnlich den griechischen; ihre Schilde von Metall sind rund und hohl, ähnlich einem Viertelzylinder; außer Dolchen und Lanzen führen sie hölzerne Keulen mit eisernen Spitzen. Die Keule tragen auch andere persische Truppen, namentlich Reiter, welche sie an den Sattelknopf hängen.

Die Baktrier tragen die medische Kopfbedeckung, führen Bogen und kurze Lanzen. Auch die Skythen müssen ihr Kontingent stellen; sie zeichnen sich aus durch einen sehr hohen spitzen Hut von Filz, unter dem ihr langes Haar über den Rücken fällt; ihre Rüstung besteht aus einem Bogen und Dolch, sowie der zweischneidigen Streitaxt, der Waffe der Amazonen. Ihre anschließenden Hosen sind mit Längsstreifen bunter Figuren geschmückt. Sie kommen aus den Gebirgen, welche ostwärts von Baktrien liegen, und stehen zugleich mit den Baktriern unter dem Befehl des Hystaspes, eines Sohnes des Darius und Stiefbruders des Xerxes.

Die Inder sind gerüstet wie ihre Kameraden auf den Kriegswagen. Ihnen schließen sich auch die schwarzen Inder oder östlichen Aethiopen an, mit einem fremdartigen aus dem Skalp mit anhängenden Ohren und Mähnen von Pferden bestehenden Kopfputz.

Dann folgen die Krieger von Chorasan, deren Rüstung der baktrischen gleicht, die Parther, Chorasmier aus den Landstrecken zwischen dem Atrek und Khiwa, die Sogdier (aus Samarkand), die Gandaren und Dadiken aus dem oberen Industhale, in baktrischer Rüstung.

Die Kaspier, ein Volk, welches die siebzigjährigen Greise zu Tode hungert und in Einöden den wilden Tieren aussetzt, kommen von den Bergen Gilans und Mazenderans und sind mit Bogen und Schwert bewaffnet.

Die Sarangen, die Bewohner Sistans, erscheinen in glänzend gefärbten Kleidern und hohen bis an die Knie reichenden Stiefeln, bewaffnet mit dem medischen Bogen und Lanzen. Ihre Nachbarn, die Paktyer, die Vorfahren der Afghanen, tragen Mäntel von Fellen, Bogen und Dolche.

Es folgen die Jutijer und Myker aus dem östlichen Persis und Mekran, die Parikanier, Libyer, Kleinasiaten, die Mysier mit eigentümlichen Helmen, kleinen Schilden und in Feuer gehärteten Wurfspießen, die thrakischen Bithynier mit Fuchsbälgen über dem Kopfe und langen bunten Mänteln, die bogenbewehrten Araber in langen, faltenreichen Mänteln, die Aethiopen in Löwen- und Leopardfellen mit roter Tätowierung auf ihrer schwarzen Haut, sieben Fuß langen Bogen von Palmblattrippen, Rohrpfeilen mit Spitzen von Feuerstein, Speeren mit Spitzen von Antilopenhörnern und Keulen mit Knoten, und zahllose andere Völker. Den Fußtruppen sind die Schleuderer eingereiht, die mit Stricken faustgroße Steine werfen.

Alle diese Truppenkörper zerfallen in Bataillone zu 1000 Mann, deren Kommandanten Chiliarchen heißen; die Befehlshaber von je 10000 Mann heißen Myriarchen.

Es folgt nun die Reiterei, an der Spitze ihre drei Generale, dann die Truppen, voran die persischen Reiter. Ihre Kopfbedeckung ist von gehämmertem Erz oder Eisen; unter purpurnen Röcken tragen sie eherne Panzer, deren Schuppen bei den Offizieren vergoldet sind, und welche durch die Halsberge an die Helme genestelt sind; selbst die Gesichter sind verdeckt und nur eine Oeffnung für die Augen freigelassen. Auch die Beine sind mit Erzschienen bedeckt. Die runden Schilde der Reiterei sind klein und mit Erz beschlagen. Die Rosse haben Stirnplatten und Panzer am Bug und auf dem Rücken; ihre Stirnhaare sind mit einem Ring zusammengefaßt und stehen garbenförmig in die Höhe; am Bugriemen hängt eine Schelle. Das Riemenwerk ist mit metallenen Rosetten besetzt, und Quasten hängen vom Hals und Rücken herab. Die den Griechen unbekannten Hufeisen scheinen die Perser schon in früher Zeit an die Hufe befestigt zu haben.

Zur persischen Reiterei gehört noch eine Elitetruppe, welche den Glanzpunkt der Heerschau bildet, sowohl in Hinsicht der Körpergröße der Rosse und Reiter, wie der prachtvollen Ausrüstung. Sie besteht aus 10000 hochgewachsenen Söhnen der Landschaft Persis, deren Zahl nach Abgang eines jeden Soldaten sofort ergänzt wird, woher sie den Namen der „Unsterblichen" führt. Ein jeder dieser Reiter trägt einen mit Steinen besetzten Aermelrock und eine mit Goldstickerei bedeckte medische Stola, während auf der Brust wie bei den römischen Rittern eine goldene Kette glänzt. Aus diesen 10000 Unsterblichen werden 1000 als Leibgarden oder Hatschiere des Königs ausgewählt; diese Doryphoren oder Speerträger halten die Palastwache und man sieht sie häufig an den Treppenwangen und Portalen der Burg von Persepolis in Relief abgebildet, natürlich stets zu Fuß. Der Apfel, welcher auf diesen Bildern das untere Ende ihrer Speere schmückt, ist von Gold; bei den übrigen 9000 Unsterblichen ist er silbern.

Den Persern folgen die nomadischen Reiter der Sagartier aus den Ebenen von Chorasan; sie führen Lassos von Riemen, welche sie den Feinden über den Hals werfen, sie dann heranziehen und mit Dolchen umbringen.

Dann reiten Armenier, Meder, Susianer, Inder, Baktrer, Kaspier, Kaspiren (aus dem hohen Nordosten von Iran) und Parikanier, sämtlich wie das Fußvolk gerüstet, endlich Araber auf Dromedaren, welche die Reiterei beschließen, damit die Rosse die Kamele nicht zu sehen bekommen, deren Anblick und Geruch sie nicht vertragen — ein Umstand, welchen einst Cyrus benutzte, um die Reiterei des Krösus in Verwirrung zu bringen.

Alle Truppenteile folgen ihren Standarten oder Feldzeichen, Stäben mit einem klafternden Adler von Gold.

Der König mit seinem Hofgefolge, dem ihm an Rang zunächststehenden Kronaufsetzer oder Reichsmarschall, dem Kanzler, Stallmeister und andern fährt nun vor den aufgestellten Truppen vorbei und befiehlt sodann einen Marsch über den eine Strecke westwärts von Susa fließenden Choaspes, über welchen tagszuvor eine Schiffbrücke geschlagen worden ist. Bei diesem Marsche, zu welchem mit der Trompete das Zeichen gegeben wird, fährt der König in der Mitte der in zwei Marschsäulen geteilten Armee, und dem kriegerischen Gefolge, welches ihn bereits auf seinem Wege aus der Stadt begleitet hat, gesellen sich noch 1000 auserlesene persische Reiter, welche voran, 1000, welche hinterher reiten, und den königlichen Zug schließt das Korps der Unsterblichen, worauf die zweite Abteilung des Heeres folgt. Außer den Trompeten, auf welchen wie bei Homer die Signale geblasen werden, ertönen beim Marsch auch die Heerpauken, welche aus ehernen, auf beiden Seiten mit Fellen überzogenen Cylindern bestehen und mit Schlägeln gerührt werden. Die Schiffbrücke besteht aus verankerten Booten, die mit Tauen aus weißem Flachs und Papyrusbast (in Phönikien und Aegypten — zwei Ländern, die schon im höchsten Altertum durch ihre Seilerei berühmt waren — verfertigt) verbunden sind. Sie ist mit Bohlen belegt und mit Erde beschüttet, sowie mit einer Brustwehr auf beiden Seiten geschützt, um die Tiere nicht durch den Anblick des Wassers scheu werden zu lassen. Nach Ueberschreitung der Brücke

läßt Xerxes das Heer in Schlachtordnung treten, und zwar wird es in zwei Flügel und ein Mitteltreffen geteilt. Den Mittelpunkt des letzteren bildet der König selbst auf dem Kriegswagen, umgeben von den Kerntruppen und von der Blüte der vornehmen mit dem Königshause in naher Beziehung stehenden Jugend der Perser. Der ganzen Schlachtlinie voran gehen Schützen und Schleuderer; Fußvolk und Reiter sind auf die Flügel verteilt, und zwischen den Reitern sind wieder Schützen und Schleuderer aufgestellt, während vor der Reiterei die Kriegswagen auffahren.

Der Anblick der unzählbaren Völker, des „von Gold hellstrahlenden Heeres", der gewaltigen Reiterscharen, der stürmenden Kriegswagen mag wohl ein großartiger gewesen sein; aber Alexander der Große hatte Recht, als er bei Issus im Angesicht der Schlachtreihe des Darius zu den Thrakiern und Illyriern, beutelustigen Kameraden, sagte: „Verachtet dieses von Gold und Silber strahlende Heer, bei dem ihr weniger Lebensgefahr als Beute finden werdet; der Sieg kommt nicht vom Schmuck der Waffen, sondern von der Güte des Eisens." Auch das Heer des Xerxes unterlag der kleinen, aber für die Freiheit des Vaterlandes kämpfenden Streitmacht der Griechen.

Im Jahre 480 v. Chr. begann der Zug nach Europa. Zwei Brücken wurden behufs Uebersetzung des Landheeres über den Hellespont geschlagen, aber durch Sturm zerstört, worauf Xerxes nach dem Berichte des Herodot die Baumeister enthaupten, das Meer mit 300 Geißelhieben bestrafen und ein paar Fußeisen in dasselbe versenken ließ, um damit das widerspenstige Element zu fesseln. Zwei neue Brücken, die nun erbaut wurden, bewährten sich widerstandsfähiger; in sieben Tage währendem Zuge überschritt das Heer den Hellespont. Den weiteren Verlauf des Krieges wird der nächste Abschnitt erzählen; hier sei nur erwähnt, daß die Perserflotte bei Salamis etwa den fünften Teil ihrer Schiffe verlor und Xerxes infolgedessen sein Heer zum größeren Teile nach Asien zurückzog (480). Nicht glücklicher fiel der Feldzug des nächsten Jahres aus; bei Platää (Herbst 479) zu Lande und bald darauf bei dem Vorgebirge Mykale nächst der Insel Samos zur See geschlagen, gaben die Perser demnächst den Kampf auf und Xerxes zog sich nach Susa zurück, zerstörte aber unterwegs in seinem ohnmächtigen Ingrimm die Tempel Babylons. Der Krieg gegen Griechenland zog sich dann noch bis 449 hin; Xerxes erlebte aber sein Ende nicht mehr, denn 465 wurde er nach 20jähriger Regierungsdauer nebst seinem Sohne Darius infolge einer Palastrevolution, die er durch sein gewaltthätiges Auftreten hervorgerufen hatte, von Artabanus, dem Anführer seiner Leibwache, ermordet.

Sein Nachfolger war sein dritter Sohn, Artaxerxes I. (465—425) mit dem Beinamen Longimanus, d. i. der „Langhändige". Dieser hatte gegen Erhebungen der Aegypter, Baktrer und Syrer zu kämpfen; mit den Griechen schloß er Frieden, mit dem persischen Statthalter Megabyzus, der an der Spitze des syrischen Aufstandes stand, versöhnte er sich, um Ruhe zu gewinnen, deren das bereits im inneren Verfall begriffene Perserreich dringend bedurfte. Sein Sohn und Nachfolger Xerxes II. (424) wurde schon nach sechswöchentlicher Regierung von seinem Bruder Sogdianus und dieser ein halbes Jahr später von seinem Bruder Ochus ermordet, der nun unter dem Namen Darius II. mit dem Beinamen Nothus (d. h. der „Bastard"), unterstützt von einem Teile der Großen des Reiches und mit Hilfe des Heeres den Thron bestieg, an seiner statt aber die Königin Parysatis mit ihrem Anhange von Verschnittenen und Haremsweibern regieren ließ. Die Aegypter machten sich während der Dauer seiner Regierung (424—405) von Persien unabhängig und behaupteten ihre Freiheit durch 60 Jahre (414—345). Sein Sohn und Nachfolger Artaxerxes II. (405—359) wurde von seinem Bruder, dem jüngeren Cyrus, der als Satrap in Kleinasien regierte, im Jahre 401 mit einem Heere von 100000 Mann, zum Teil griechischen Söldnern, bekriegt. Cyrus erschien vor Babylon, der damaligen Residenz der Perserkönige, wurde aber bei Kunaxa besiegt und fiel wahrscheinlich durch des Bruders eigene Hand bei dem Versuche, durch die den König umgebende Leibwache zu diesem selbst vorzudringen. Gegen Ende seiner Regierungszeit erhob sich gegen Artaxerxes II. eine Empörung seines ältesten, von ihm zum Mitregenten eingesetzten Sohnes,

dessen Mitverschworene 50 seiner Halbbrüder gewesen sein sollen (im Ganzen soll Artaxerxes nicht weniger als 118 Sprößlinge gehabt haben); die Verschwörer wurden dem Henker überliefert und das Familiendrama fand dann noch seinen würdigen Abschluß in einem Thronerbstreit, an dem drei weitere Söhne des alten Königs beteiligt waren. Einer von den dreien sollte nach dem Wunsche des Volkes, der zweite nach dem des Vaters die Krone erhalten; der dritte ließ aber einfach die beiden andern umbringen und setzte sich als Artaxerxes III. mit dem Beinamen Ochus („der Wagenlenker") selbst auf den Thron. Er regierte von 362—338, warf Aufstände der Phöniker und Aegypter nieder, zerstörte das alte Sidon und verheerte das Nilland, unterwarf Cypern*) und erhob Persiens Macht noch einmal zu einer seit dem ersten Darius nicht mehr gesehenen Höhe; das Verdienst hieran kam aber nicht ihm, sondern seinem Feldherrn Mentor zu Gute. 338 wurde er von seinem Günstlinge, dem Eunuchen Bagoas aus Aegypten, vergiftet; dieser setzte den jüngsten Sohn des Königs, Arses, auf den Thron, nachdem sämtliche Brüder desselben ermordet worden waren. Das gleiche Schicksal erlitt Arses nebst seiner ganzen Familie durch die Hand desselben Bagoas, dem er die Krone verdankte, nach zweijähriger Regierung (338—336). König wurde nun Darius III. mit dem Beinamen Codomannus (336 bis 330). Auch ihn hatte Bagoas auf den Thron gebracht, auf den er als Sprößling eines Nebenzweiges des im Hauptstamme nunmehr völlig ausgerotteten Achämeniden-Geschlechtes ohne die Beihilfe dieses Mordgesellen keinerlei Aussicht gehabt hätte; und auch ihm trachtete Bagoas nach seiner Erhebung auf den Thron nach dem Leben, doch kam ihm der König zuvor und ließ ihn durch Gift hinrichten. Darius III. wird als milder, gerechter und tapferer Fürst gerühmt; doch die Zeit des Perserreiches war erfüllt. In Makedonien war ein neuer Stern aufgegangen: Alexander der Große. Nachdem dieser die Griechen gezwungen hatte, seine Obmacht anzuerkennen, wandte er sich gegen Persien und besiegte dessen Heere in drei Schlachten. Darius floh nach Ekbatana und, von Alexander verfolgt, weiter nach dem Norden des Perserreiches; der Satrap von Baktrien, Bessus, nahm den flüchtigen König gefangen, mußte aber dann selbst vor Alexander fliehen und fügte dem Darius, der ihm auf dieser Flucht nicht folgen wollte, eine tödliche Wunde bei. Ein Reitervortrupp Alexanders fand den letzten Achämeniden sterbend auf seinem Wagen, auf dem Bessus ihn hilflos zurückgelassen hatte. Bessus ließ sich selbst unter dem Namen Artaxerxes IV. zum König ausrufen und erwehrte sich kräftig der nachdrängenden und gegen Indien vorrückenden Streitmacht Alexanders, mußte aber schließlich vor den gewaltigen Makedoniern nach Sogdiana entweichen, wo er gefangen genommen und von einem aus einheimischen Großen gebildeten Gerichtshofe zur Strafe der Vierteilung verurteilt wurde, die zu Ekbatana an ihm vollstreckt ward.

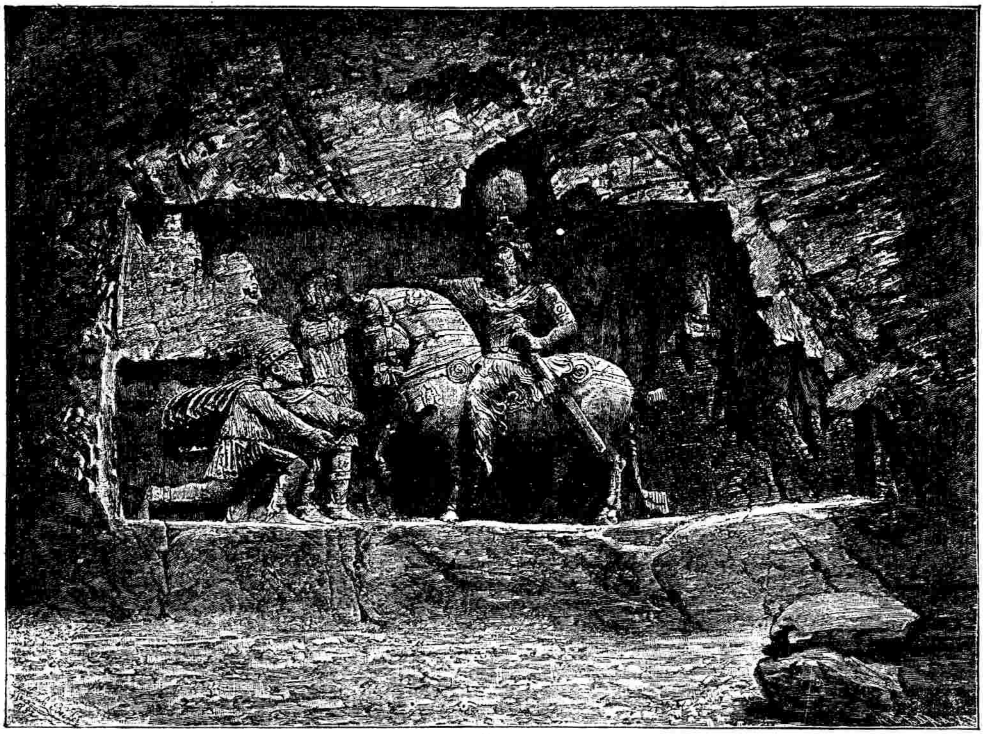
Das Perserreich wurde nun ein Teil des Alexanderreiches, nach dessen früher Auflösung es zum großen Teile in den Besitz des Seleukos Nikator, eines der Feldherren Alexanders, überging. Das Reich der Seleukiden zerfiel aber, nachdem es anderthalb Jahrhunderte bestanden und schon vorher durch Bildung der Reiche von Baktrien und Parthien beträchtlich geschwächt worden war. Medien und Persien gingen darnach in dem später zu besprechenden Partherreiche auf, von dem sich aber die Perser, die ihre neuen Oberherren niemals als ebenbürtig anerkannten, wieder ablösten und 226 nach Chr. das neupersische Reich gründeten.

Das neupersische Reich.

Gründer dieses Reiches war Ardeschir, der Sohn eines einfachen Soldaten, der sich im Partherheere zur Stellung eines Befehlshabers emporgehoben und diese benutzt hatte,

*) Cypern wurde zuerst von den Phönikern besiedelt, bald aber durch griechische Ansiedler zum größten Teil hellenisiert, fiel im 7. Jahrhundert unter assyrische, 550 v. Chr. unter ägyptische, 525 unter persische Herrschaft. Die Städte standen unter Tyrannen, die sich Könige nannten.

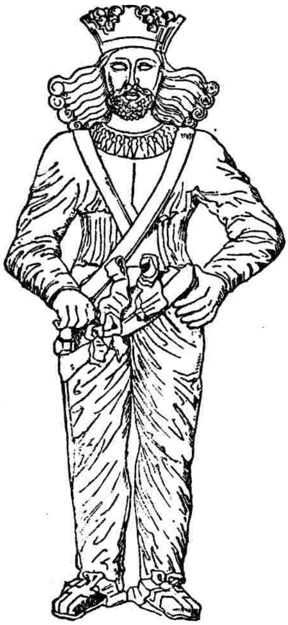
um eine Empörung gegen das Königshaus anzustiften. In diesem herrschte damals ein Bruderstreit um den Thron, auf den wir später zu sprechen kommen werden; Ardeschir machte demselben ein Ende, indem er einen der Streitenden nach dem andern beseitigte und die Herrschaft an sich riß. Als wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zweckes mußte ihm die Religion dienen, die er als nationale Sache hinstellte, indem er die alte längst vergessene Lehre des Zoroaster zur Staatsreligion erhob, den alten Priesterstand wieder einsetzte und Sektirer und Ungläubige mit Gewalt unter das wiederhergestellte Glaubensjoch zwang. Er erwies sich sowohl als Herrscher wie als Feldherr ganz tüchtig, ordnete und befestigte durch kluge Einrichtungen das Staatswesen und die Verwaltung und erhob sich kühn gegen das römische Weltreich, indem er den Kaiser einfach aufforderte, alle früher zum Perserreich



Sapor I. triumphiert über Valerianus.
Relief von den Königsgräbern bei Persepolis, aus O. Jägers „Weltgeschichte“.

gehörigen Provinzen zu räumen und an ihn auszuliefern. Den Kaiser Alexander Severus, der ihm um 236 n. Chr. die Antwort auf dieses Begehren mit den Waffen in der Hand erteilen wollte, warf er mit großem Verlust aus Armenien und über den Euphrat zurück. Er regierte bis 241 n. Chr. und hinterließ seinem Sohne Sapor I. (241—271 n. Chr.) ein wohlgeordnetes Reich, das sich unter der Herrschaft des nach Ardeschirs Vater Sassan benannten Sassanidengeschlechtes durch 4 Jahrhunderte erhielt, bis ihm die Araber unter dem Khalifen Omar 642 n. Chr. ein Ende machten. Sapor I. ging zum förmlichen Angriffskriege gegen die Römer vor, eroberte Armenien und Mesopotamien und schlug in Syrien den Kaiser Valerian, der den Feldzug gegen ihn sehr unglücklich führte, bei Edessa (260). Der hochbejahrte Kaiser fiel in Sapors

Gefangenschaft und wurde von diesem gleich einem Schaustück auf seinen weiteren Zügen mitgeschleppt, bis ihn der Tod von dieser Schmach befreite.



Sapor I.
nach dem über vier Meter hohen Standbilde dieses Königs, welches umgestürzt am Eingang einer natürlichen Höhle auf einem Berggipfel in der Nähe der zerstörten Königsstadt Schapur aufgefunden wurde.
Nach Weißers „Bilderatlas d. Weltg."

Ein palmyrenischer*) Senator, Odenathus mit Namen, hatte die dereinst von Salomo begründete Karawanenstation Palmyra (vergl. S. 88) zu einer Herrschaft erweitert, die von seinem Sohne, Odenathus II., zum palmyrenischen Reiche ausgestaltet wurde. Dieses erstreckte sich von Damaskus durch die syrische Wüste nach Nordosten hin bis an den Euphrat und umfaßte auch Gebiete am Libanon und in Palästina. Odenathus hatte sich in den Kämpfen der Römer gegen die Perser auf Seite Roms gestellt, und war dafür vom römischen Kaiser Valerian 258 n. Chr. mit dem Konsulartitel ausgezeichnet, von dessen Nachfolger Gallienus gar zum „Augustus" erhoben worden. Nach der Gefangennahme Valerians nahm er den Namen eines „Königs der Könige" an und führte den Krieg gegen das Neupersische Reich auf eigene Hand weiter. Er drang 265 bis Ktesiphon am Tigris siegreich vor, wurde aber 267 ermordet und es folgte ihm seine Witwe Batzelina, griechisch Zenobia, als Regentin im Namen ihres unmündigen Sohnes. Diese Zenobia hatte, die Schwäche der römischen Kaiser benutzend, deren Oberherrschaft nicht anerkannt, das gegen sie geschickte Heer zurückgeworfen und war darauf selbst zum Angriff übergegangen, den sie mit so großem Erfolge führte, daß ihre Herrschaft sich über einen Teil Kleinasiens und bis Aegypten ausbreitete. Erst dem Kaiser Aurelian gelang es (272), das Palmyrener Reich zu unterwerfen, worauf seine Hauptstadt (273) zerstört und Zenobia (274) im Triumphzuge Aurelians aufgeführt wurde. Dieses palmyrenische Reich nun war es, an dem der Eroberungszug Sapors I. sich staute; er war von Odenathus II. geschlagen und dadurch gezwungen worden, seine Eroberungen wieder aufzugeben. Erst Sapor II. (310—379) vermochte das frühere Machtgebiet des Sassanidenreiches mit Ausnahme Armeniens, das sich während seiner Regierungszeit unabhängig gemacht hatte, wieder herzustellen. Von seinen Nachfolgern that sich namentlich Chosroes I. Nuschirwan (531—578) durch erfolgreiche Kämpfe gegen das oströmische Reich hervor, die die Ausdehnung seiner Herrschaft vom Indus bis an das Mittelmeer und vom Jaxartes bis an die Grenzen Aegyptens und über das „glückliche Arabien" zur Folge hatten. Chosroes mußte aber in seinen alten Tagen eine grausame Wendung seines Geschickes erfahren; nachdem er lange ein gefürchteter Feind des oströmischen Reiches gewesen, gelang es dem Feldherrn Tiberius, ihm 579 bei Melitene in Syrien eine schwere Niederlage zu bereiten und darauf in das Innere seines Landes bis in die Nähe seiner Hauptstadt vorzudringen. Aus Kummer



Zenobia,
Beherrscherin des palmyrenischen Reiches, das durch den römischen Kaiser Aurelianus im Jahre 272 vernichtet wurde, worauf Zenobia gefangen nach Rom gebracht, darnach aber mit fürstlichen Ehren behandelt und mit einem Landgute beschenkt wurde, auf welchem sie ihre Tage beschloß. Zenobia zeichnete sich nicht nur durch Tapferkeit aus (man nannte sie die „zweite Semiramis") sondern war auch von ausgezeichneter Schönheit und hoher griechischer Bildung.

*) Der Name Palmyra kommt an Stelle des ursprünglichen, Thadmor, welchen noch heute die Ruinen der Stadt tragen, erst seit der Zeit der Römerkriege gegen die Parther vor. Unter dem Kaiser Trajan (98—117 n. Chr.) wurde die Stadt fast ganz zerstört, von Hadrian (117—138 n. Chr.) aber wieder aufgebaut und Hadrianopolis genannt, von Caracalla (211—217) gegen 212 n. Chr. zur römischen Kolonie gemacht. Dem römischen Reiche gehörte die ganze Landschaft seit Trajan an; bereits unter den Seleukiden war die griechische Kultur dort heimisch geworden.

darüber starb Chosroes und hinterließ das schwer gefährdete Reich seinem Sohne Hormisdas IV. (579—591), der in seinen Kriegen unglücklich, im Reiche selbst wegen seiner grausamen Willkürherrschaft verhaßt war und deshalb vom Throne gestürzt wurde. Unter den ferneren Regenten ging es mit dem Sassanidenreiche rasch bergab; der letzte Sprosse des Herrscherhauses, Piruz, lebte als Flüchtling ohne Land, aber noch immer den Titel eines Perserkönigs führend, bis 661 am Hofe zu Peking. Damit war Persiens weltgeschichtliche Rolle ausgespielt.



Chosroes I.
mit dem Beinamen Nuschirwan, d. h. „der Gerechte“. Das einer zeitgenössischen Münze entnommene Bild zeigt den König mit der Staffelkrone, welche mit Halbmonden geschmückt ist. Das Haar teilt sich beiderseits in Büschel, der Bart ist kurz gehalten. Sterne und Halbmonde schmücken auch die Schultern und das Kleid des Königs.
(Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.)

Die Parther.

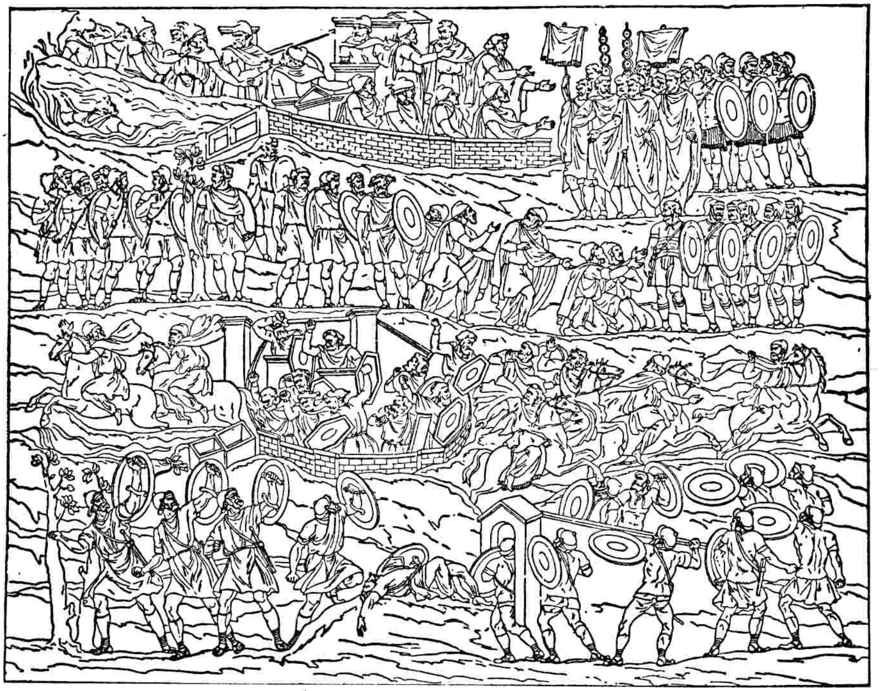
Die östlichen Nachbaren der Meder, deren Name in der Skythensprache s. v. w. „Verbannt“ bedeuten und darauf hinweisen soll, daß die Parther nicht freiwillige Einwanderer, sondern vielmehr aus ihrer Heimat vertriebene Skythen gewesen sein sollen, waren ein rohes und wildes aber tapferes Volk, das namentlich im Kampf zu Pferde mit Lanze und Bogen ausgezeichnet und durch seine eigentümliche Kriegslist bekannt war, vor dem Feinde scheinbar zu fliehen, dann aber plötzlich zu schießen und, umwendend, sofort selbst zum Angriff überzugehen. Der Reihenfolge nach den Assyrern, Medern, Persern und Makedoniern unterthan, wurde ihr Land nach dem Zerfall des Alexanderreiches dem Seleukiden-Reiche einverleibt. Als aber dieses in Verfall geriet, machten sich die Parther unter Arsakes I., seiner Angabe nach einem Nachkömmling der Achämeniden, im Jahre 256 v. Chr. selbständig. Hauptstadt ihres Reiches war Hekatompylos. Das von ihm herstammende Arsakiden-Geschlecht behauptete von da an durch fünf Jahrhunderte eine vormächtliche Stellung in Vorderasien, die namentlich den Römern bei ihren Versuchen, ihre Herrschaft auf asiatischem Boden auszubreiten, sehr hinderlich war. Schon Arsakes I. dehnte durch Eroberungen seine Herrschaft bis an den Indus und das kaspische Meer aus; unter Arsakes VI., Mithradates I. (175—136 v. Chr.) entfaltete sich das Partherreich durch Unterwerfung Mediens und des östlichen Iran sowie eines großen Teiles des syrischen Reiches zur Großmacht. Schon Arsakes I. hatte gegen den hellenistischen Geist, der seit den Alexanderzügen über Asien sich verbreitete, durch Wiedereinführung des altiranischen Feuerdienstes angekämpft, und Arsakes VI. entwickelte nach dieser Richtung einen noch größeren Eifer und merzte den Rest griechischer Kultur aus, der in den von ihm beherrschten Ländern noch vorhanden war. Mit Rom gerieten die Parther zuerst 53 v. Chr. in Krieg und fügten ihnen bei Carrhae in Mesopotamien eine schwere Niederlage bei; auch im Jahre 36 lernte der römische Triumvir Marcus Antonius die Gewalt ihrer Waffen kennen und mußte, nachdem er sich über zwei Jahre mit ihnen herumgeschlagen hatte, unverrichteter Dinge nach Aegypten abziehen. Trotzdem war das Partherreich zu jener Zeit bereits über den Gipfel seiner Macht hinweggeschritten; schon seit dem Jahre 87 v. Chr. erschütterten Thronstreitigkeiten das Land im Innern, und im Osten erlitt es große Gebietsverluste. Nach dem Tode des Arsakes XV. = Phraates IV. kam der Thronfolgestreit wieder an die Tagesordnung und hatte blutige Händel und Aufstände zur Folge, durch die das Reich im Innersten zerrüttet wurde. Der letzte bedeutendere König war Artabanos III., als Arsakide der XIX., der sich zu Germanicus, dem Sohne des römischen Kaisers Tiberius, in ein freundschaftliches Verhältnis stellte, bald aber von dem ebengenannten Kaiser selbst zum Kriege gedrängt wurde und vor den von Tiberius gegen ihn aufgestellten



Arsakes VI. (Mithradates I.)

Der Begründer des großen parthischen Reiches. Nach einer Münze im Berliner Münzkabinet.

Gegenkönigen fliehen mußte. Nach seinem Tode (44 n. Chr.) herrschte über Parthien eine Reihe von Schattenkönigen, oder vielmehr die Parteien, von denen jene getragen wurden. Die Winterresidenz Ktesiphon der Partherkönige wurde dreimal von den Römern erobert, das letzte Mal 198 n. Chr. durch den Kaiser Septimius Severus, der die Stadt im Sturm nahm und den König Vologaeses IV. (den XXIX. Arsakiden) zur Flucht zwang, das Reich aber, da es ihm nur um die Sicherstellung der eigenen Grenzen zu thun war, in seinem Besitze ließ. Nach dem Tode dieses Königs brach zwischen den Brüdern Vologaeses V. und Artabanos IV. (dem XXX. und XXXI. Arsakiden) ein Thronstreit aus, dessen Erledigung durch Ardeschir bereits erwähnt worden ist. Ardeschir griff



Der Partherkönig Vologaeses IV. flieht aus Ktesiphon.

Nach einem Flachbilde von Triumphbogen des römischen Kaisers Septimius Severus auf dem Forum Romanum zu Rom. Das Bild stellt das Eindringen der Römer in die Königsstadt und die Flucht des Königs dar. Fliehende Reiter, sowie Gefangene, welche um Gnade bitten, beleben die figurenreiche Szene, in welche auch der Schluß des Kampfes noch mit einbezogen ist. Ktesiphon lag am linken Tigrisufer, gerade gegenüber der Stadt Seleukia (nordöstlich von Babylon am rechten Tigrisufer gelegen), die größtenteils aus den von Babylon herrührenden Steinen und Ziegeln erbaut und einer der bedeutendsten Handelsplätze des Morgenlandes war. Von Kaiser Trajan 116 n. Chr. besetzt und infolge neuerlicher Empörung eingeäschert, zählte Seleukia zur Zeit seines Unterganges noch über 50000 Einwohner, obgleich seine Entwicklung durch die Begründung des jüngeren Ktesiphon nicht unbeeinflußt bleiben konnte. Babylon, dessen Mauern und Thore bereits 516 v. Chr. durch Darius Hystaspis niedergerissen worden waren, war schon zur Zeit des Aufblühens Seleukias der Verödung anheimgefallen.

zuerst Vologaeses in Karmanien (vergl. die Karte S. 140) an, besiegte und tötete ihn, worauf er dem Artabanos das gleiche Los bereitete und Parthien seinem eigenen Reiche einverleibte (226 n. Chr.).

Der Untergang des Partherreiches wurde hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß die Parther von den Iraniern stets als Fremdlinge oder wenigstens Mischlinge angesehen wurden und daher gerade bei ihren nächsten Nachbarn und Stammverwandten auf den größten Widerwillen gegen die Vereinigung unter ihrem Zepter stießen; besonders die Perser

trugen ihnen einen förmlichen Nationalhaß entgegen und verachteten sie, trotzdem sie altpersische Religion und Kultur angenommen hatten. Zudem war die Verfassung ihres Reiches zu locker und vermochte nicht, die an sich schon widerstrebenden Elemente zusammenzuhalten.

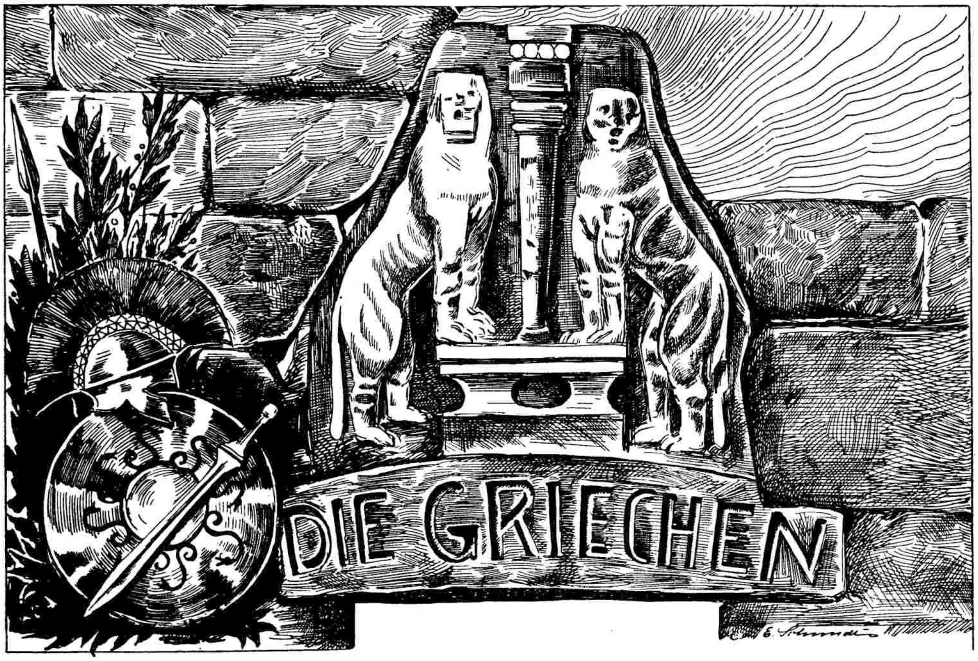
Die Religion der Iranier

ist in ihren höheren Entwicklungsstufen keine eigenartige, selbstgeschaffene, sondern durchwegs den semitischen Kulturvölkern Vorderasiens und teilweise den Aegyptern entlehnt. Eigentümlich ist ihnen nur ihre Religion, die von ihrem Stammesgenossen Zoroaster begründet, seit Darius Staatsreligion gewesen, im neupersischen Reiche wieder als solche eingeführt, später dort vom Islam verdrängt worden ist und nur bei den Parsen (vergl. S. 141) bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat.

Die Lehre des Zoroaster stand im Gegensatze zu derjenigen der medoskythischen Magier, bei der das Zauberwesen eine Hauptrolle spielte, und ist ein Produkt der iranischen nationalen Eigentümlichkeit und der Beschaffenheit des Landes und seiner Verhältnisse. Licht und Finsternis hatten in der alten iranischen Naturreligion, die in der Hauptsache ein Feuer- und Sterndienst war, die Bedeutung zweier in entgegengesetztem Sinne waltender höchster Gewalten, des Lebens und des Todes, oder wenn man lieber will, des Guten und des Bösen. In demselben Sinne hat Zoroaster die „guten Geister", d. h. die guten Eigenschaften und wohlthätigen Naturkräfte einerseits, die „bösen Geister", d. h. die verderblichen sittlichen und Elementargewalten andererseits, in zwei als oberste Gottheiten hingestellten Verkörperungen zusammengefaßt, von denen die eine, Ormuzd oder Ahuramazda, als das erhaltende, die andere, Ahriman oder Anramainyu, als das zerstörende Grundwesen angesehen wird. Die sechs guten Geister, welche dem Ormuzd zur Seite stehen, sind ebenso wie die sechs bösen Gehilfen des Ahriman nur Versinnbildlichungen der guten und bösen Eigenschaften, der Nutzen und Schaden bringenden Zustände und Einwirkungen. Jene werden Amhaschpands, d. h. Unsterbliche oder Heilige, genannt und vertreten die Tugend, die Wahrhaftigkeit, die gute Gesinnung, die Weisheit, die Herrschaft oder den Besitz und die Gesundheit des Körpers und Geistes (oder mit andern Worten die Langlebigkeit und Unsterblichkeit). Die bösen Geister oder Daewa (Teufel), unter denen die Lüge und die böse Gesinnung schon von Anfang an genannt sind, während die übrigen erst im späteren Entwicklungsgange der zoroastrischen Lehre hinzugekommen sind, gelten als Geschöpfe Ahrimans. Ebenso schroff wie die beiden Zwillingsbrüder Ormuzd und Ahriman stehen sich die Gläubigen oder Frommen und die Götzendiener oder Unheiligen gegenüber, und es wird den Ersteren zur Pflicht gemacht, die Letzteren auf jede Weise zu bekämpfen und an Gut und Leben anzugreifen; auch im jenseitigen Leben werden die beiden durch göttlichen Richterspruch von einander getrennt, jene wandern nach dem Aufenthalt der Seligen, „Garodemana", oder Ort der Lobgesänge genannt, diese werden in die Hölle „Duzakh" geschleudert, die unter der zur Geisterwelt führenden Totenbrücke Tschinwat ihren schwarzen Rachen aufthut. Diese Hölle aber ist kein Ort ewiger Verdammnis, sondern die Dauer des Aufenthaltes in derselben hängt ab von der Schwere der Sünden und kann durch Gebete und Opfer der Verwandten abgekürzt werden. Das Auftreten eines „Messias" oder Erlösers in der parsischen Glaubenslehre — hier Saoschjant genannt —, welcher die bösen Geister vernichten und das Reich der Tugend in unvergänglichem Glanze wiederherstellen soll, erinnert an die hebräischen Anschauungen, und es hat hier möglicherweise eine unmittelbare Uebertragung stattgefunden. Von den alten Göttern der Arier, die in der ursprünglichen Lehre Zoroasters keinen Raum gefunden hatten, sind manche in der späteren parsischen Glaubenslehre wieder aufgelebt, so — neben Verkörperungen des Feuers und Wassers als die Elemente der Reinigung — namentlich der Sonnengott Mithra, dessen Dienst sich unter der Herrschaft der Perser von Ostiran

aus über ganz Vorderasien und etwa um das Jahr 70 v. Chr. sogar über einen Teil des von Rom beherrschten Abendlandes verbreitete.

Den Gebeten und Opfern wurde bei den Iraniern ähnlich wie bei den Indern eine götterzwingende Kraft zugeschrieben, sofern sie in richtiger Form dargebracht wurden, und aus diesem Glauben schöpften auch hier die Priester einen guten Teil ihrer Macht. Als einzige Kenner der richtigen Formen konnten natürlich nur sie heilbringende Opfer und Gebete veranstalten; das Geheimnis erbte sich in ihren Familien fort und dadurch wurde der Priesterstand als solcher erblich. Durch diese Priester — in Ostiran „Athrawa“ genannt — wurde die Lehre Zoroasters weiter entwickelt, und zwar in einem ähnlichen Sinne, wie dies seitens der Brahmanen geschah, d. h. aus den einfachen Sittengesetzen, welche jener zu Grunde lagen, wurden äußerst umständliche und zum Teil höchst abergläubische Vorschriften für die äußerliche Reinhaltung herausgebildet und Bußen eingeführt, die in Form von Abgaben zum Teile den Priestern zu gute kamen. Es gelang auch hier den Priestern, die Laienwelt in das Verhältnis der Abhängigkeit zu bringen, wenngleich sich die Zustände nicht entfernt in der Weise zuspitzten wie in Indien. Ungefähr um das Jahr 800 v. Chr. begann die Ausbreitung der Lehre Zoroasters im Westen Irans. Dort aber bestand bereits ein erblicher Priesterstand in den „Magusch“ oder Magiern, die ihren alten skythischen Zaubertrödel auch in die Lehren Zoroasters herüber zu schmuggeln beflissen waren, und auch ihr ursprünglicher Name erhielt sich. Die Perser hatten — nach Herodot — keinen besonderen Priesterstamm, nichtsdestoweniger aber ihre eigenen Priester, und die Annahme, daß die Magier der Perser durchweg Meder gewesen seien, die mit der Glaubenslehre selbst aus dem Nachbarlande hierher gekommen waren, wird von Kennern der iranischen Geschichte für unrichtig erklärt. Allerdings befanden sich unter den persischen Magiern auch solche, die aus Medien stammten; ein solcher war z. B. der falsche Smerdis. Als sich die Herrschaft Persiens unter den Achämeniden über ganz Iran ausdehnte, wuchsen die Priestergeschlechter des Westens vermutlich zu einer einzigen Gemeinschaft zusammen. Sie bildeten, wie Ammianus berichtet, ein Volk im Volke, bewohnten offene Dörfer, lebten nach ihrem eigenen Gesetze und besaßen in der Landschaft Nisäa (in dem zu Baktrien gehörigen Gebiete von Margiana) fruchtbare Aecker. Die Magier wußten sich Ansehen und Einfluß zu verschaffen und waren an den Königshöfen der Perser wie der Meder als Berater, Hofpriester und Erzieher der Prinzen zu finden. Unter der Herrschaft der Arsakiden und noch mehr unter derjenigen der Sassaniden gewannen sie beträchtlich an Macht und bildeten im Verein mit den Geschlechtsgenossen des Königshauses den obersten Rat des Reiches. Sie geboten, wie Plinius berichtet, über die „Könige der Könige“, wie sich die Herrscher aus den obengenannten Häusern betitelten. Duncker meint zwar, ihr Einfluß sei bloß moralischer Natur gewesen, weil sie keine greifbaren Machtmittel besaßen, die ihnen gestattet hätten, dem Staat selbständig gegenüberzutreten; sie seien Unterthanen des Königs gewesen wie jeder andere, und dieser habe die Macht gehabt, nach Gutbefinden auch mit den härtesten Leibesstrafen gegen sie vorzugehen. Allein auch der moralische Einfluß auf die unumschränkten Selbstherrscher jener Reiche war völlig genügend, um denjenigen, die ihn ausübten, ein unabsehbares Machtgebiet auf dem Boden des Staats- und Volkslebens zu schaffen. Die Begründung des Partherreiches ist ganz unter dem Einflusse der Magier vor sich gegangen, und das neupersische Reich der Sassaniden entstand hauptsächlich auf der Grundlage der Wiederherstellung der unter den Arsakiden in Verfall geratenen Zoroaster-Religion, also ebenfalls unter geistlichem Einflusse. Schließlich artete das Magiertum zu einem gemeinen Gaukler-, Traumdeuter- und Wahrsagertum aus, so daß im Zeitalter der Römer unter der Bezeichnung „Magier“ überhaupt nur noch die umherziehenden Sterndeuter, Zauberer und Wahrsager der asiatischen Länder verstanden wurden.



Land und Volk von Hellas.

Wir kommen nun, indem wir uns zugleich der Betrachtung der westarischen Völker zuwenden, zu dem bedeutendsten Kulturvolke des Altertums, dem der Griechen. Im Gegensatze zu den asiatischen Großstaaten und zu dem Römerreiche politisch stets klein geblieben, hat dieses auf geistigem Gebiete die ganze alte Welt erobert. Dieses Volk, das höchstens auf zehn Millionen Köpfe angewachsen ist, von denen sich nur zwei bis drei Millionen als „Freie" des Vollbesitzes der bürgerlichen Rechte erfreuten, hat mit seiner Kultur all die anderen großen Länder der alten Welt befruchtet; der Brennpunkt, in dem diese Kultur sich gesammelt hat, die Landschaft Attika, hatte nur eine Ausdehnung von etwa 40 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner, Athen eine Bevölkerungszahl, die von mehreren deutschen Provinzialstädten bedeutend überschritten wird. Und trotzdem war das kleine Hellas*) eine Weltmacht, mächtiger selbst als die des großen Alexander, durch dessen Waffen sie bis tief nach Asien hinein getragen wurde; denn während diese ebenso schnell, als sie entstanden war, wieder zerbröckelte, behauptete die geistige Macht von Hellas während des ganzen Altertums und noch weit über dasselbe hinaus ihre Herrschaft, ja man darf ohne weiteres behaupten, daß sie die Grundlage der modernen Wissenschaft und Kunst gebildet hat. —

Die eigentümliche Kulturentwicklung der Griechen ist sowohl nach ihrer ungünstigen politischen, als auch nach ihrer günstigen — der geistigen und künstlerischen Richtung hin das natürliche Ergebnis der Lage und Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnten. Was denjenigen Teil Asiens betrifft, in dem die Griechen sich festgesetzt hatten, so stand derselbe in einem bedeutsamen Gegensatze zu jenen Gebieten, die die Pflanzstätten der ägyptischen,

*) „Hellas" heißt bei Homer ein Landstrich im südlichen Thessalien, dessen Bewohner (Hellenen) ursprünglich die Gegend von Dodona in Epirus bewohnt hatten und von dort durch die Illyrer verdrängt worden waren. Der Name wurde später auf Mittel riechenland, auch auf dieses nebst Thessalien und schließlich auf alles griechische Land und Volk bezogen.

der babylonisch-assyrischen und indischen Kultur waren — des in sich abgeschlossenen und völlig abseits liegen gebliebenen China nicht zu gedenken. „Es waren" — wie Duncker in seiner „Geschichte des Altertums" schreibt — „ausgedehnte, aber einförmig geartete Gebiete, auf denen die ältesten Kulturen am Nil und am Euphrat erwuchsen. Die übermächtige Natur des Gangeslandes wies der Entwicklung der Arier im Osten besondere Wege; auf Richtung und Gestalt des Lebens der Arier in Iran hat der Gegensatz der Hitze und Kälte, des Fruchtbodens und der Wüste, dem ihre Gebiete unterlagen, wesentlich eingewirkt. Die westlichsten Glieder der Landmasse Asiens sind anders gestaltet. Weder so mächtige noch so einförmige Bildungen, weder so schroffe Gegensätze günstiger wie ungünstiger Bedingungen, noch so eingreifend bestimmende Naturformen bilden hier den Boden des Völkerlebens. Die Gegensätze liegen innerhalb eines beschränkteren Kreises; die üppigsten Landschaften bleiben an Fruchtfülle weit zurück hinter den begünstigten Gebieten des Ostens, aber auch die ärmsten sind nicht völlig öde und tot. Gliederungen mäßigeren Umfanges, durch die von Westen her eindringenden Meere von einander geschieden, gestatten ihren Bewohnern, sich freier von der Macht, von den Einflüssen einer eintönigen und überwältigenden Natur zu halten."

Ueber das europäische Griechenland spricht sich Duncker in folgender Weise aus: „Von den drei Halbinseln, die sich vom Kern Europas ins Mittelmeer strecken, ist die östlichste in ihrer nördlichen Hälfte ein schwer zugängliches Gebirgsland, welches in breiter Ausdehnung zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere lagert und durch mächtige Bergzüge seine südwestliche Fortsetzung vom Gebiete der Donau absperrt. Diese Fortsetzung streckt sich in geringer Breite weit ins Meer hinab; auf mäßigem Raume vereinigt sie alle Vorzüge europäischer Natur. Ihr südlicher Abschluß ist eine Halbinsel, nur durch eine schmale Landzunge mit dem Festlande verbunden. Die gesamte Länge von den nördlichen Bergen, den Keraunien, bis zur äußersten Südspitze beträgt nur sechzig Meilen; die Breite wechselt zwischen etwa vierzig und einigen zwanzig Meilen.

Kein durchziehendes Flußthal gliedert die Landschaften der griechischen Halbinsel oder verbindet sie untereinander, keine durchgreifende Bodenbildung giebt dem gesamten Gebiet einen einheitlichen Charakter, kein Glied desselben befindet sich in beherrschender Lage zu den anderen Gliedern. Es ist ein Bergland mitten im Meer, dessen kleine Abschnitte meist leichter auf der See als auf dem Festlande miteinander verkehren. In den verschiedenartigsten Spitzen strecken sich die Bergzungen ins Meer, das hier und da auch den Fuß des Hochgebirges bespült.

Die obere Hälfte der Halbinsel ist auf der Westseite am adriatischen Meere von nebeneinander gestellten, von Nordwest nach Südost ziehenden Bergreihen erfüllt. In derselben Richtung läuft die höchste derselben in der Mitte des Landes, die mächtige Kette des Pindos, welche die Wasserscheide zwischen dem adriatischen und ägäischen Meere bildet, hinab, bis sie an dem tiefeinschneidenden Busen des adriatischen Meeres, der den Peloponnes von der Hauptmasse der Halbinsel scheidet, in dem breiten Bergrücken des Parnassos endet. Das Gebiet im Westen dieser Hauptkette ist ein grünes, von Hochwald und Wiesen erfülltes Land, die Flüsse sind wasserreich, sie haben hier zwischen den Parallelketten längeren Lauf und bilden schmale Thäler, die sich hie und da zu Mulden erweitern. Die Küste zeigt geringe Gliederung; sie ist gradlinig, einförmig, meist durch Lagunen oder Felsen an den Landenden gesperrt; nur auf ihrer unteren Strecke bieten der Golf von Ambrakia, der korinthische Golf in geschützten Gewässern gute Hafenplätze.

Von anderem Bau ist die Ostseite der Halbinsel. Der Pindos sendet Querzüge von West nach Ost zum ägäischen Meere: den Olympos, dessen Gipfel fast 10000 Fuß hoch aufsteigen und den Schnee auch im Sommer halten, den Othrys, den Oeta. Weiter nach Süden lassen die Höhen des Parnassos ein fruchtbares Hügelland nach Osten hin frei, das den Querzug des Kithäron von der Südspitze, dem attischen Lande, scheidet. Es sind größere, dem Anbau günstigere Gebiete, welche diese Querzüge, die sich in heute meist kahlen, weißgrauen Felsen wie Meereswellen erheben, gegeneinander abgrenzen; nord-

wärts vom Olympos das Thal des Haliakmon, das zu einer breiten Küstenebene hinabführt, dann das Thalbecken des Peneios, das schöne zum Meere geöffnete Thal des Spercheios, das Gebiet der Niederungen im Osten des Parnassos, die attische Halbinsel, die, nur von mittleren Berggruppen besetzt, sich weit ins Meer hinaus streckt.

Den Kern des Peloponnes bildet ein wellenförmiges Hochland, welches sein Randgebirge im Norden in gedrungenen Massen bis hart ans Meer schiebt, im Süden nur hohe Grate in das Meer hineinragen läßt. Im Nordwesten bleibt am Meere für eine größere Tiefebene Raum, im Osten nur an der tiefer ins Land dringenden Bucht von Argos; zwei Flußthäler: ein schmales zwischen hohen Bergreihen, und ein muldenförmiges, in Stufen zum Meere absinkendes, sind nach Süden geöffnet.

Die Natur ist auf der gesamten Halbinsel mannigfaltiger, höchst wechselnder Art. Hier erheben sich Alpenlandschaften in der Nähe des Meeres im Olympos, im Parnassos, im Taygetos, hier ragen schroffe Felskuppen in ruhiger Pracht über Oliven- und Lorbeerhaine empor, dort faßt stattlicher Laubwald grüne Triften ein, hier herrscht die kahle Starrheit einer wilden zerklüfteten Berggruppe ohne Busch und Quell, dort rauschen zahlreiche Quellen von den Berghalden nieder. Von einem klaren Himmel überspannt, von durchsichtiger Luft und dem durchsichtigen Blau des Meeres umgeben und widergespiegelt, zeigen sich die Berge, die Formen der Landschaften fast immer in scharfen und kecken Umrissen, glänzen sie fast immer in lebhaften und vollen, zuweilen harten Farben. Hier gedeiht die Platane, dort am Pindos, am Tomaros, am Oeta die Buche und die Eiche, am Ilissos der Oelbaum, an der Mündung des Pamisos die Dattelpalme. An der Ost- und Südküste ist die Hitze des Sommers stark, aber sie wird doch durch die Nähe des Meeres und die Winde desselben gemildert. Der Regen fehlt im Sommer, mit Ausnahme weniger, sehr rasch und heftig auftretender Gewitter, fast ganz; dagegen bringen Frühling und Herbst häufige und ziemlich anhaltende Regengüsse.

Der Boden giebt weder sehr reichliche noch sehr willige Spenden. Waren die mittleren Höhen meist mit stattlichen Waldungen bestanden, reichten die schönen Triften auf den Abhängen der Berge für die Viehzucht, gab es für den Weinbau eine Menge wohlgelegener Bergterrassen — für den Ackerbau waren wenige Ebenen, war noch weniger geeigneter Boden zu finden. Auch da, wo Felsen und Abhänge dem Acker Raum ließen, war dem steinigen Grunde doch nur Gerste abzugewinnen; an anderen Stellen waren Kalk und Thon nicht zu überwältigen. Am meisten entbehrte der Acker des Wassers. In der Westhälfte des nördlichen Teils der Halbinsel, wo dasselbe reichlicher fließt, sind die Thäler eng gefurcht; in deren Osthälfte giebt es mit Ausnahme des Peneios und Spercheios fast nur Gebirgsbäche, welche sich im hohen Sommer bis auf dürftige Rinnen verlieren, so wild sie auch im Frühjahr und Herbst daherbrausen. Dann versiegen hier auch die Quellen, die Wiesen und Anger verdorren und der kalkige Boden reißt in der Hitze. Der Hirt trieb dann sein Vieh auf die kühlen Höhen und an die Quellen des Hochgebirges. Nur hier und da halfen Seen, durch die herabrinnenden Wasser in Thalmulden gebildet, diesem Mangel ab.

Mit ihrem zerklüfteten Boden, ihrer reichen Küstenentfaltung, ihrem kargeren Fruchtboden, ihrer zusammengedrängten landschaftlichen Plastik bildet die griechische Halbinsel einen sehr bestimmten Gegensatz zu den Kulturgebieten des Orients. An Stelle der großartigen, aber gleichmäßigen Formen zeigt sich hier individuelle Gestaltung. Den mächtigen Strömen fehlt der Segen und die Fruchtfülle des Nillandes, des Euphratlandes und des Gangeslandes; es fehlen aber auch die Wüsten, welche diese Gebiete einschließen oder begrenzen. Wir haben in Hellas die syrische Küste, das syrische Bergland, aber mitten in das Meer gestellt. Es sind dieselben günstigen Lebensbedingungen, Gebirge und Meer, Bergluft und Seewind, aber in gesteigertem Maße. Der Himmel ist hier milder; er nötigt weder zur Trägheit, noch reizt er zur Sinnlichkeit. Die verhältnismäßige Armut des griechischen Bodens war für die Entwicklung der Volkstüchtigkeit ein Vorzug. Man war nicht in Gefahr, der Macht und den Gaben der Natur zu erliegen, man war auf

ein nüchternes, thätiges, abhärtendes Leben hingewiesen. Für die Ergiebigkeit des Bodens entschädigte hier dessen Mannigfaltigkeit. Unabhängigkeits- und Freiheitssinn, Anhänglichkeit an die forterbende Sitte, Beharrlichkeit und Abgeschlossenheit des Sinnes förderte das Hirten- und Bauernleben in den Bergen und Hochthälern, Beweglichkeit und offenen Blick ins Große und Weite das Meer, das rings das Land umspült, tief in dessen reich gegliederte Küstengebiete einschneidet. Sobald die Bevölkerung dichter wurde, mußte man entweder dem Boden durch emsige Arbeit Nahrung abzugewinnen suchen, oder man mußte auf das Meer hinaus. Je eifriger Ackerbau und Seefahrt betrieben wurden, um so rascher befreite man sich von der engeren Vormundschaft der Natur, um so selbständiger und mannigfaltiger gestaltete sich das Leben. Das Hirtenwesen und die Jagd auf den Bergen, der Ackerbau in den Ebenen, der Fischfang und die Seefahrt an den Küsten — es giebt keine gesünderen Lebensbedingungen für jugendliche Bevölkerungen, vor allem, wenn dieselben so nahe aneinander gerückt sind wie hier. Zu so vielseitiger Entfaltung der Kräfte aufgefordert, unter so mannigfachen Anregungen konnte ein Volk von guten Anlagen, von lebhaftem Sinne, von Spannkraft und Schaffenskraft zu glücklichster Entfaltung gelangen. Unter einem südlichen Himmel, in mäßigen, übersehbaren Landschaften von festen, in die Sinne fallenden Formen, von lebhaften und klaren Farben, mochten hier die Menschen, ihr Verkehr und ihre Werke wohl einen besonders ausgeprägten plastischen Charakter annehmen. Im Fortgang der Entwicklung mußten die unverkennbar begünstigten Landschaften auf der Ostseite des Pindos bald das Uebergewicht gewinnen. Sie waren nicht nur geräumiger gestaltet, sie besaßen nicht nur fruchtbaren Boden in größerer Ausdehnung, auch die Gliederung der Ostküsten übertrifft bei weitem die der Westküsten. Dazu liegt eine Welt von Inseln der Ostküste nahe, und das Meer, das diese Küste bespült, konnten die alten Bildungen des Orients herüberführen, ihre Bewohner zu den Stätten jener Bildungen hinübertragen.

Das **hellenische Volk** unterschied sich, wie A. von Eye hervorhebt, schon in seiner körperlichen Bildung völlig von den morgenländischen Völkern. Schwarzes Auge und dunkle Locken beweisen, daß die Vorgeschichte des Volkes in südlichen Gegenden verläuft. Die Männer erscheinen mit gebräunter, nicht brauner Hautfarbe wie die Aegypter. Den Frauen, welche der Luft sich weniger aussetzen, ist die weiße Haut der kaukasischen Rasse durchaus eigen. Die Kleidung bestand seit der homerischen Zeit und bis zum Ausgange der Geschichte des Griechenvolkes — abgesehen von der verschiedenartigen Ausstattung der einzelnen Gewänder und der wechselnden Zusammenstellung der Tracht — aus einem hemdartigen Unterkleide und einem mantelartigen Ueberwurfe; in den abgeschiedenen Berggegenden und bei weniger kultivierten Volksteilen, wie z. B. den arkadischen Hirten, erhielt sich die dürftige Fellbekleidung der ältesten Zeit. Das griechische Kulturvolk trat in wollenen und leinenen Gewändern auf den Schauplatz der Geschichte; auf dem Handelswege wurde ihm auch die Baumwolle und endlich die Seide zugeführt. Bunte Stoffe sind nicht ausgeschlossen, aber Weiß blieb fortdauernd die Farbe des Anstandes. Nur eine mäßige Verzierung der Gewandränder mit architektonisch-ornamentalen Mustern ziemte beiden Geschlechtern.

Im vollen Gefühl ihrer körperlichen Vorzüge legten die Griechen stets mehr Gewicht auf diese selbst und beschränkten — die dorischen Spartaner noch mehr als die ionischen Athener — die Kleidung auf den nötigen Schutz des Leibes. Eine Kleiderordnung behufs Unterscheidung der Stände kannten sie nicht. Nichts Einfacheres kann gedacht werden, als der Schnitt der griechischen Gewänder. Ein viereckiges Stück Zeug, vom Nacken bis zu den Knieen reichend, der Länge nach zusammengefaltet und am oberen geschlossenen Ende mit einem Armloch versehen, mit den beiden offenen Zipfeln über der rechten Schulter durch eine Spange zusammengefaßt, über den Hüften gegürtet und bis unter die Achseln vielleicht noch durch eine Naht verbunden, gab den einfachen Rock, den **Chiton**. Derselbe war auch bei den Frauen gebräuchlich, nur mit dem Unterschiede, daß das vordere Stück oben viel länger war, um unter dem Halse umgeschlagen zu werden und auf der Brust frei

herabzuhängen, eine Einrichtung, die sich übrigens auch wohl auf dem Rücken wiederholte. Den kurzen Chiton der Männer trugen die — gymnastischen Uebungen eifrig ergebenen — spartanischen Jungfrauen; bei den Athenerinnen reichte das Gewand bis auf die Füße hinab, entweder an der einen Seite offen oder ringsum geschlossen. Ueber dem Chiton stand die Chlamys, ein Schultermäntelchen, das bis zu den Knieen reichte und auf der rechten Schulter zugeknöpft wurde, so daß zwar der linke Arm ganz bedeckt, die andere Seite des Körpers aber frei und der rechte Arm völlig unbehindert war. Sie diente vorzugsweise als Tracht junger Leute und hatten den ausgesprochenen Zweck der Bequemlichkeit; das eigentliche Anstandskleid war ein Umwurf, das Himation, und deshalb vom Alter bevorzugt. Dieses ließen die vornehmen Athener sich aus feiner milesischer Wolle fertigen und sahen beim Umschlagen hauptsächlich darauf, daß es in schönen malerischen Falten den Körper umgab. Um eine größere Straffheit des Faltenwurfes zu erreichen, beschwerte man wohl die Zipfel in Art von Quasten mit eingenähten kleinen Metallstücken. Da es nur aus einem großen, länglich viereckigen Stück bestand, konnte es durch das Umlegen selbst befestigt und mußte mit den Händen gehalten werden. Die gute Sitte erforderte, daß letztere unter dem Zeuge verborgen blieben, was um so eher anging, da die Tracht für Arbeit überhaupt nicht geeignet war. Bei Arbeitern finden wir die Exomis, welche aus einem kleineren Stück Zeug bestand, ähnlich wie das oben beschriebene Gewand frei umgeworfen, aber gegürtet wurde und den rechten Arm immer frei ließ. Die Frauen trugen bei rauher Witterung den Doppel-Chiton, welcher weit länger als das ganze Körpermaß, nicht nur oben umgeschlagen, sondern auch um die Seiten hinauf gezogen und derart gegürtet wurde, daß er über den Gürtel wieder in buschigen Falten herabfiel, somit eine dreifache Umhüllung des Leibes bildete. Den Kindern, die vielfach ganz nackt gingen, ward höchstens eine Art Hemdchen oder ein Ueberwurf gegönnt, dem der durch eine Oeffnung in der Mitte hindurch gesteckte Kopf einen Halt gab.

Das Haar wurde von Männern und Frauen lang getragen. Die Männer flochten es in älterer Zeit und steckten mit einer Nadel über dem Scheitel einen Schopf zusammen; später wurde es mäßig gekürzt. Unter der makedonischen Herrschaft drängte sich die Sitte ein, kurze Locken um den Kopf zu kräuseln und den Bart zu scheren. Den Frauen fehlte es nicht an Muße und Erfindungsgabe, in Anordnung ihres Haares größte Mannigfaltigkeit und den besten Geschmack zu entfalten, bis die Künstelei überhand nahm. Die Kopfbedeckung, die bei Aegyptern und Asiaten als Haupterkennungszeichen königlicher, priesterlicher und sonstiger Würden eine so wichtige Rolle spielte, hatte hier nur die Bedeutung eines Schutzmittels und wurde daher auch nur im Falle des wirklichen Bedürfnisses getragen. Um die stechenden Sonnenstrahlen abzuhalten, reichte im Notfalle auch ein aufgesetzter Blätterkranz hin. Um das lang getragene Haar zusammen zu halten, ward ein einfaches Band um den Kopf gebunden, dessen Schleifen im Nacken herabhingen. Bei Leuten, deren Arbeit den Kopf leicht gefährden konnte, finden wir eine schlichte, oben zugespitzte Haube von Wolle, Filz oder Leder, die wohl auch durch eine Krämpe um den Kopf verstärkt wurde. Auf der Jagd, auf Reisen u. s. w. trug man einen Hut mit mehr oder weniger breitem Rande. Die asiatische Kunst des Schminkens ging erst spät auf die griechische Frauenwelt über. Ein mehr gerechtfertigtes und zu allen Zeiten bei Männern wie Frauen in täglicher Uebung stehendes Mittel zur Pflege und Verschönerung des Körpers war das Baden und die Salbung von Haut und Haar.

In der griechischen Erziehung — wir folgen auch in diesem Punkte den Ausführungen A. v. Eyes — hielten körperliche und geistige Pflege gleichen Schritt, und wenn wir darin den nächsten Grund suchen müssen, daß sie sich als Muster menschlicher Bildung überhaupt herausstellte, so ist weiter in Anschlag zu bringen, daß das Maß, welches sie in beiden hielt, doch erst die Erziehung zu dem machte, was sie ihnen wirklich wurde. In Sparta wurde die Erziehung überhaupt als eine Staatsangelegenheit betrachtet. Die griechische Gymnastik war gänzlich verschieden von unserer übertreibenden Turnkunst, und ihr Schulunterricht hielt den Menschen im Menschen aufrecht, statt ihn hinauszutreiben wie bei uns,

die wir freilich auf einem kargen Boden unter unfreundlichem Himmel, von vornherein auf eine künstliche Fristung des Daseins und abstrakte Genugthuung des Bewußtseins angewiesen sind. Man bezweckte damals neben der nötigen Spannkraft eine schöne Haltung des Körpers und fand in den natürlichen Bewegungen des Laufens, Springens, Ringens und Werfens die ausreichenden Mittel, wenn diese auch keineswegs planlos betrieben wurden.

Der Schulunterricht mußte noch bei Privatlehrern außer dem Hause genommen werden; der Staat kümmerte sich nur um das sittliche Verhalten, nicht um das Wissen des Lehrers. Grammatik, d. h. Lesen und Schreiben, Rechnen und Musik, erst später auch das Zeichnen bildeten die Grundlagen des Unterrichts. Die anfänglichen Behelfe waren eine mit dünner Wachsschicht überzogene Tafel und ein Griffel von Metall und Elfenbein, an einem Ende zugespitzt, um die Buchstaben einzuritzen, am andern abgeplattet, um sie auszulöschen. Solcher Schreibtafeln bediente man sich auch vielfach im Leben, daneben aber auch häufig des Papiers aus der Papyrusstaude. Der Schüler saß auf niedrigem Sessel und stützte die Tafel zum Schreiben oder Lesen auf das Knie. War der Schüler weit genug vorgerückt, so wurde er mit den großen Dichterwerken seines Volkes bekannt gemacht; namentlich der Homer wurde seinem Gedächtnis wie seinem Gemüte eingeprägt.

Mit dem 16. bis 18. Jahre hörte die Schulzeit des Knaben auf; ihm wurde die Chlamys verliehen und zu Ehren des Schutzgottes das Haar gekürzt. Im 20. Jahre leistete er dem Staate seine Dienstpflicht, erhielt die Rechte des freien Bürgers und Muße, bis zur Gründung seines eigenen Hausstandes seinem Vergnügen oder weiterer Ausbildung nachzugehen. Das letztere geschah vorzugsweise durch Reisen, indem man die Gastfreundschaften der Eltern ausnutzte oder selbst solche begründete. Dem Vergnügen dienten die gymnastischen Spiele der Palästren, die Bäder und öffentlichen Hallen, vorzüglich aber die freundschaftlichen Gelage auf gemeinsame Kosten oder auf Einladung, bei welchen man den geistigen Genuß aber um so bereitwilliger herzuzog, als man sonst nicht damit überfüttert war. Die Sitte gab diesen Gelagen entschieden das Gepräge der Feierlichkeit. Man erschien gesalbt und bekränzt; der frohen Laune wurde um so ungehinderter Spielraum gelassen, als sie in sich selbst die Bürgschaft trug, daß sie die Bahn der Niedrigkeit nicht betreten werde. Bei vorgeschrittenem Alter gab die Sorge um das Gemeinwesen, die Ausfüllung bestimmter Aemter dem Bürger hinreichende Beschäftigung und Genugthuung. Zur Verheiratung schritt man nicht zu rasch; auch sie wurde zum guten Teil als eine Staatsangelegenheit betrachtet. Nur aus der Ehe eines freien Bürgers mit einer ebenbürtigen Frau konnten legitime Sprossen hervorgehen. Zur homerischen Zeit warb der Mann noch mit reichen Geschenken bei den Eltern der Braut; später kam die Mitgift der letzteren sehr in Betracht, in Sparta in solchem Uebermaße, daß die Ehen unter den Vollbürgern (den Spartiaten) immer seltener wurden und die Zahl dieser wichtigsten Klasse der Staatsangehörigen in erschreckender Weise zusammenschrumpfte. Um die Töchter armer, aber verdienter Männer unter den Schleier zu bringen, stattete wohl der Staat sie aus.

Ein Familienleben im guten modernen Sinne war den Griechen unbekannt. Der Mann gehörte der Oeffentlichkeit, die Frau war auf das einförmigere und abgeschlossenere Leben im Hause beschränkt, doch war das griechische Weib keineswegs eingeschlossen wie das orientalische. In Sparta nahmen die Mädchen sogar an den gymnastischen Uebungen teil; hier wie anderswo erschienen Jungfrauen und Matronen bei festlichen Gelegenheiten in der Oeffentlichkeit. Unter sich hatten sie ihren eifrig gepflegten geselligen Verkehr, und es war eine Zeit, wo sie die Frauen-Emanzipation wie bei uns besprachen. Im Uebrigen war ihre Pflicht die Besorgung des Hauswesens und die Pflege der Kinder, ihre Unterhaltung der Putz, ihre Erheiterung vorzüglich die Musik. Folgsame Dienerinnen unterstützten sie getreulich in der Arbeit, die Lage der letzteren war natürlich ebenso gebunden, wie die Stellung der Frauen überhaupt.

Neben den freien Bürgern saßen in den griechischen Staaten, vorzugsweise den verkehrreichen Städten, eine Menge Schutzverwandte, welche des vollen Bürgerrechtes nicht

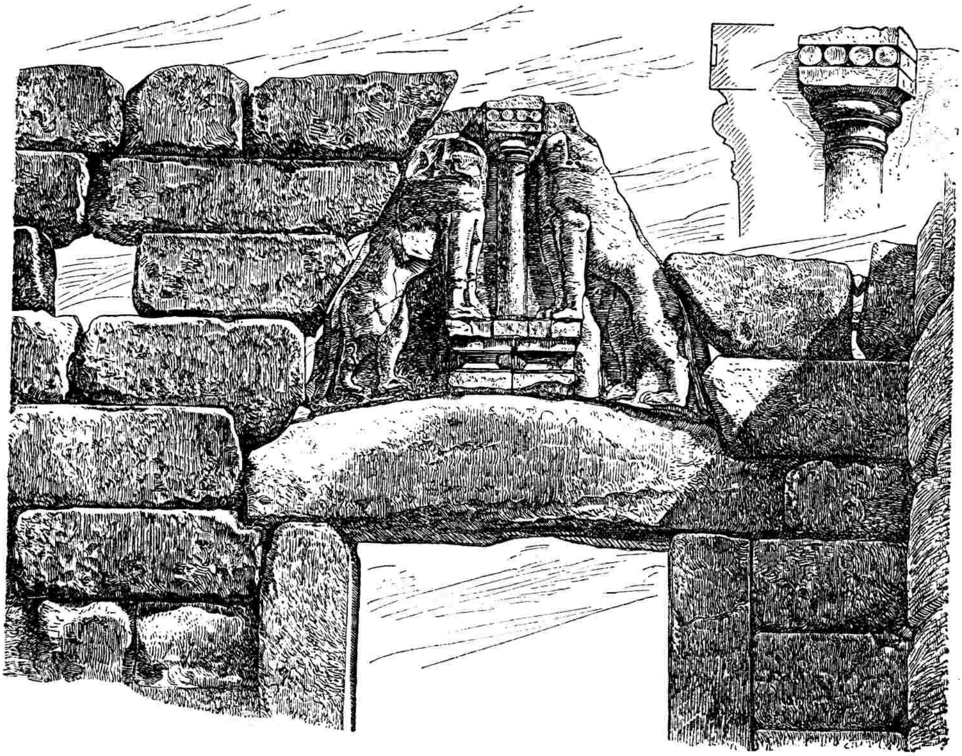
teilhaft waren, in Athen die Metöken („Mitbewohner“), in Sparta die Periöken und Heloten in verschiedenen Graden der Abhängigkeit, zu welchen dann überall noch die Sklaven, als ererbte oder angekaufte, kamen. In den Händen jener befanden sich meistens Handel und Gewerbe, obwohl in Athen auch die Bürger weder durch Gesetz noch durch Sitte davon ausgeschlossen waren. Insbesondere galt den Athenern die Gewerbsthätigkeit, nicht wie bei andern ihrer Stammesgenossen, z. B. den Spartanern, als erniedrigend; der Müßiggang war dort gesetzlich verpönt, jeder Bürger hatte die Pflicht, sich und seine Familie durch ehrliche Arbeit zu ernähren. Durch die Volksherrschaft waren die Standesvorurteile beseitigt worden, der Aufschwung der Gewerbe wurde durch freien Wettbewerb begünstigt, und wenn auch Sklaven als Arbeitskräfte verwendet wurden, so geschah dies doch nur unter der Leitung und Aufsicht freier Bürger, welche zum großen Teil an der Gewerbsthätigkeit beteiligt waren. Das gemeine Handwerk stand gegenüber dem Kunstgewerbe auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe. Lange darauf angewiesen, um das Dasein zu fristen, nahm diese Schicht der Bevölkerung erst spät, als sie für die vornehme Welt des ganzen römischen Reiches arbeiten mußte und neben Dichtern und Gelehrten die guten Ueberlieferungen zu bewahren hatte, teil an der geistigen Kultur des Volkes. Gegen Beginn der christlichen Zeitrechnung bestand ein sehr gebildeter Handwerkerstand, der eine der vorzüglichsten Grundlagen zur Verbreitung des Christentums bildete.

Es ist natürlich nicht zu übersehen, daß die vorstehend geschilderten Züge des griechischen Volkswesens teilweise insofern idealisiert erscheinen, als sie nicht auf die durchschnittlichen Eigenschaften der Bevölkerung und Verhältnisse des Volks- und öffentlichen Lebens zu beziehen sind, sondern denjenigen Grad der Kultur kennzeichnen, der unter den günstigsten Verhältnissen von denen erreicht wurde, die sich solcher Verhältnisse thatsächlich erfreuten. Da aber ein vollkommener, auf die Allgemeinheit ausnahmslos sich erstreckender Kulturzustand nie und nirgends erreichbar ist, auch grundsätzlich dem die ganze Welt — die unbelebte Natur so gut wie die belebte — beherrschenden Entwicklungsgedanken widerspricht, da nach erreichter Vollkommenheit kein Stillstand, sondern nur ein Uebergang in eine neue Entwicklungsrichtung, also Verlassen der bisherigen und folgerichtig Verfall des aus ihr hervorgegangenen Entwicklungsproduktes denkbar ist, so ist für die Beurteilung des Wertes eines Kulturzustandes oder einer Kulturrichtung einzig und allein der erreichte Höhenpunkt maßgebend. Dabei muß, wenn es sich um das Verhältnis zwischen Kultur und Volkswohl frägt, allerdings auch in Betracht gezogen werden, ob dieser Höhenpunkt von Vielen oder nur von Wenigen erreicht werden kann. Nach dieser Richtung hin zeigt sich nun in den Verhältnissen des Griechenvolkes dieselbe Mannigfaltigkeit, wie sie in den Verhältnissen des Landes herrscht. Wir haben bereits erwähnt, daß sich die Summe hellenischer Kultur auf dem winzig kleinen Gebiete der Landschaft Attika mit dem Brennpunkte Athen zusammendrängt; hieran schließt sich zunächst an Reichhaltigkeit der Kultur eine Anzahl außereuropäischer Griechenstädte (oder solcher, in denen die griechische Kultur herrschend geworden), von denen bei einzelnen der Kulturschwerpunkt mehr nach der äußerlichen Kulturrichtung hin, bei andern, wie beispielsweise Pergamon, mehr nach der Richtung der schönen Künste, und wieder bei andern in hervorragendster Weise nach derjenigen der Wissenschaften liegt (wie in Alexandrien). Sparta hat sich besonders der Entwicklung der sittlichen Seite seiner Kultur und dementsprechender Ausbildung seiner staatlichen Einrichtungen zugewendet. Im Allgemeinen darf man Athen und Sparta als die beiden Pole bezeichnen, zwischen denen sich nicht nur das politische, sondern das Kulturleben Griechenlands überhaupt abgespielt hat. Auf einzelne Gebiete dieses letzteren werden wir noch am Schlusse dieses Abschnittes zurückkommen.

Die Urgeschichte Griechenlands.

Als älteste Bevölkerung Griechenlands wird eine in zahlreiche kleinere und größere Stämme geteilte, im Wesentlichen aber gleichartige Völkergruppe angesehen, die von den Hellenen der geschichtlichen Zeit mit dem Namen der „Pelasger“ belegt wurde, ein

Name, der aber wahrscheinlich kein eigentlicher Volksname, am allerwenigsten ein solcher gewesen ist, den die griechische Urbevölkerung sich selbst gegeben hat, sondern der vielmehr erst nachträglich gebildet worden ist, um eben die alte von der späteren Bevölkerung zu unterscheiden. Die Pelasger scheinen ein vorwiegend ackerbauendes Volk mit einfacher Naturreligion und urwüchsiger Kultur gewesen zu sein; es bestehen noch Ueberreste von mächtigen aus Steinblöcken ohne Mörtel zusammengefügten Bauwerken (sogenanntes Kyklopen-Mauerwerk)*) die den Pelasgern zugeschrieben werden. Eines dieser Bauwerke ist das sogenannte Löwenthor der uralten Stadt Mykenä in der Landschaft Argos, von



Löwenthor zu Mykenä.

Aus Schreibers „Bilderatlas des Altertums“.

Mykenä, an der Südostseite des Peloponnes gelegen, war der Sitz des achäischen Herrschergeschlechts der Atriden (Nachkommen des Atreus). Die Königsburg derselben war teils in rohestem kyklopischen Stile erbaut, teilweise zeigt sie aber auch schon die Formen eines quaderähnlichen Kunstbaues. Der Einfluß der als Baumeister im Altertume hochberühmten Phöniker ist hier unverkennbar. Unsere Abbildung zeigt den Haupteingang zur Burg, das sogenannte Löwenthor, welches seinen Namen dem Bildwerk oberhalb des Thorsturzes verdankt, das, aus gelblichem Sandstein gemeißelt, zwei an einer Säule aufrechtstehende Löwinnen darstellt.

dem wir obenstehend eine Abbildung geben. Nach der Ansicht einiger Geschichtsschreiber, die sich auf die griechische Ueberlieferung stützt, wären diese Pelasger von einem andern, vom Norden her eindringenden Volke verdrängt worden; dieses Volk seien die Hellenen gewesen, der Sage nach Nachkommen des Hellen, der als ein Sohn Deukalions bezeichnet wird, des Sohnes des Prometheus, dem ein ähnliches Schicksal zugeschrieben

---

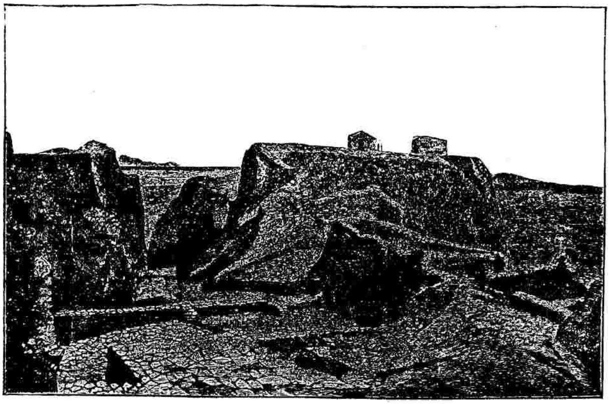
*) Kyklopen waren nach der ältesten Sage einäugige Riesen von rohem und wildem Wesen, denen Homer die Insel Sicilien zum Wohnorte gab und die nach späterer Sage die Gehilfen des waffenschmiedenden Hephästos (Vulcan) waren.

wird, wie dem Noah der Bibel. Auch die weitere Stammesgeschichte des Hellen und seiner Vorfahren klingt an die hebräische Sage an, indem sie als Vater des Prometheus den Japetos bezeichnet, wobei man unwillkürlich an Japhet, den angeblichen Stammvater der weißen Rasse, denkt. Ergänzend sei beigefügt, daß man in den Hellenen ein arisches, in den Pelasgern dagegen ein dem semitischen Zweige der kaukasischen Rasse angehörendes Volk erblicken will. Viel wahrscheinlicher jedoch, als diese Auffassung der urgeschichtlichen Verhältnisse Griechenlands, ist die Annahme, daß die Hellenen die Pelasger nicht verdrängt, sondern daß sie sich vielmehr aus denselben heraus entwickelt haben, oder mit andern Worten, daß sich in beiden dasselbe Griechenvolk, nur in verschiedenen Zeitaltern und auf verschiedenen Kulturentwicklungsstufen darstellt. Nach der Sage hätten sich die Hellenen im südlichen Thessalien zuerst festgesetzt und von da aus weiter über das Land verbreitet; man könnte hierin den Fingerzeig auf eine an sich sehr wahrscheinliche Einwanderung von Norden her erblicken, damit ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, daß die als „Pelasger“ bezeichneten Ureinwohner selbst die Einwanderer waren. Was wir bis jetzt über den mutmaßlichen Ursitz der Arier gehört haben, läßt darauf schließen, daß sich die Balkanhalbinsel vom Norden her bevölkert hat und daß daher die Bevölkerung Griechenlands nicht anderes ist als ein Abzweig derselben Völkermasse, die vorher schon die thrako-illyrischen Stämme in dem größeren nördlichen Teile dieser Halbinsel abgelegt hatte. Möglich ist es ja immerhin, daß vom Osten her auch semitische Volkselemente in jener Urzeit auf griechischem Boden sich festgesetzt haben, mit denen eine gewaltsame Auseinandersetzung notwendig wurde, wie ja auch in geschichtlicher Zeit die Phöniker schon sehr früh (jedenfalls vom 13. Jahrhundert v. Chr. an) ihre Niederlassungen in der Inselwelt des ägäischen Meeres begründet haben und von da aus um 1200 v. Chr. gegen das griechische Festland vorgerückt sind. Der Einfluß, den die Phöniker auf Griechenland in der ältesten Zeit ausgeübt haben, ist ein so bedeutender gewesen, daß die Sage dem phönikischen Königssohne Kadmos die Bevölkerung eines bedeutenden Gebietes Griechenlands und von da aus auch die Illyriens zuschreibt. Jedenfalls haben die Griechen die Ausgestaltung ihrer in der pelasgischen Zeit noch ziemlich rohen Kultur dem asiatischen Einflusse zu verdanken gehabt, und vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß aus dem Vorhandensein semitischer Kulturelemente in ältester Zeit auf dasjenige semitischer Volkselemente in der Urbevölkerung geschlossen worden ist.

Das griechische Volk ist niemals zu einem Gesamtstaatswesen vereinigt gewesen. Von allem Anfang an tritt eine Sonderung in vier Stämme ein, nämlich in die der Achäer, Aeoler, Jonier und Dorer. Von diesen kamen in der ältesten Zeit, die, weil ihre Ueberlieferungen in das Gewand der Heldensage gekleidet sind, auch die Heroenzeit (Heros s. v. w. „Held“) genannt wird, die Achäer zu so hervorragender Bedeutung, daß ihr Name in den homerischen Gedichten vielfach als Gesamtbezeichnung für das ganze Griechenvolk gebraucht und jenes Zeitalter das achäische genannt wird. Die Stämme der Jonier und Dorer, unter sich grundverschieden in Volks- und Sprachweise, sind in der geschichtlichen Zeit vorzugsweise die Urheber und Träger der Geschicke Griechenlands gewesen, und zwar jene unter dem Vortritte Athens, diese unter der Führung Spartas. Die Aeoler endlich zeigen keine besonders scharf hervortretenden Stammesmerkmale; ihre Wohnsitze sind zwischen die der anderen Stämme eingeschoben und die von Hertzberg in seiner „Geschichte der Griechen im Altertum“ vertretene Ansicht, daß unter dem Namen Aeoler (mutmaßlich in der Bedeutung von „bunt“, „gemischt“) alle Griechen zusammenzufassen seien, die nicht ionischen oder dorischen Stammes sind, während die Bezeichnung „Achäer“ weniger auf einen eigentlichen Volksstamm als vielmehr auf die „Edlen“ und „Trefflichen“ zu beziehen sei, die in der Heroenzeit, dem „achäischen Zeitalter“, die Träger der Geschichte des aus den pelasgischen Zuständen heraus entwickelten Griechenvolkes waren, verdient jedenfalls ernste Würdigung.

Die Heroenzeit.

Außerordentlich reichhaltig ist die Sagengeschichte der Griechen, die unter der obigen Bezeichnung zusammengefaßt wird, und ihre Heldengestalten, wie Perseus, Theseus und vor allen Herakles (Herkules) waren nicht nur in alter Zeit, sondern sind auch jetzt noch Gegenstand der bildenden Künste und der Dichtung. Die bedeutendste von diesen Sagen ist neben derjenigen vom Argonautenzuge unter der Führung Jasons, des nachmaligen Gemahls der Zauberin Medea, diejenige vom trojanischen Kriege, die durch die unsterbliche homerische Dichtung*) Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden ist. Daß dieser Sage thatsächliche Ereignisse zu Grunde liegen, wird heute, nach den großartigen Entdeckungen Heinrich Schliemanns in den Jahren 1871—1882 und 1890 wohl von keiner Seite mehr angezweifelt; freilich erscheint der geschichtliche Kern des Heldengedichtes vollständig von der Sage umhüllt und verdunkelt. Als Hauptschauplatz der unter dem Namen Iliade bekannten Dichtung ist das weite Feld, das sich zwischen der Küste und der Burg von Troja (auch Ilion genannt) hinstreckt und einerseits vom Vorgebirge Sigeum, andererseits von dem Gebirgszuge Ida begrenzt wird. Dieses Feld, die trojanische Ebene, bildet einen Teil der alten Landschaft Troas, die am nordwestlichen Vorsprunge Kleinasiens gelegen war und nördlich vom Hellespont und Marmarameer, südlich von dem tief eingeschnittenen Meerbusen von Adramyttium begrenzt wurde. Dort landeten der Sage nach die vereinigten Griechenvölker unter Anführung Agamemnons, Königs von Mykenä, um die Entführung der Helena, Gemahlin des lakedämonischen Königs Menelaos durch Paris, einen Sohn des trojanischen Königs Priamos, zu rächen. Nach neunjähriger vergeblicher Belagerung der Stadt brach zwischen Agamemnon und Achilleus, dem als Göttersohn bezeichneten Könige der Myrmidonen in Thessalien, ein Streit aus, der den Achilleus veranlaßte, sich vom Kampfe zurückzuziehen. Die Folge dieses Zwiespaltes unter den Belagerern war das siegreiche Eindringen des trojanischen Königssohnes Hektor in das Griechenlager, wobei Patroklos, der Waffengenosse des Achilleus, verwundet, und dann von Hektor getötet wurde. Achilleus beschloß



Nordwestlicher Teil des alten Troja.

Unsere Abbildung zeigt im Vordergrunde eine gepflasterte Straße; rechts von dieser erhebt sich der große Turm, an den sich die Stadtmauer und ein Teil des alten Königspalastes anschließt. Im Hintergrunde zeigen sich links in der zwischen dem Gemäuer sich öffnenden Spalte die Inseln Samothrake und Imbros, rechts vom Turm öffnet sich die trojanische Ebene. Da, wo der dreieckige Spalt, der die Aussicht auf Samothrake öffnet, in eine scharfe Spitze ausläuft, ist die Stelle, wo der größte Schatz gefunden wurde. Die Tiefe der Ausgrabung wird durch die anliegenden senkrechten Erdwände gekennzeichnet. Im Mittelgrunde auf der Höhe Schliemanns steinernes Haus und Baracke.

*) Homer hat nach Herodots Angabe im 9. Jahrh. v. Chr. gelebt und soll ionischer Abkunft gewesen sein, doch ist seine Persönlichkeit geschichtlich ebensowenig festgestellt als seine Urheberschaft bezüglich der ihm zugeschriebenen Dichtungen, von denen die Iliade, den trojanischen Krieg behandelnd, und die Odyssee, die von den Irrfahrten des Odysseus berichtet, die bedeutendsten sind. Es gilt als wahrscheinlich, daß durch Homer und die an ihn anschließende Dichtergenossenschaft der „Homeriden“ auf Chios einzelne lange vorher vorhanden gewesene Lieder gesammelt und in einheitliche Fassung gebracht, beziehungsweise fortgebildet und vielfach abgeändert wurden. Aristarchos von Samothrake gab ihnen dann — um 160 v. Chr. — kunstgerechte Gliederung und den Wortlaut, der noch heute vorliegt.

nun an dem Kampfe wieder teilzunehmen, um seinen gefallenen Freund zu rächen. Er tötete im Zweikampf den Hektor, wobei Pallas Athene ihm schützend zur Seite gestanden haben soll, wurde aber selbst durch einen von **Paris** meuchlings gegen ihn abgeschossenen Pfeil, der ihn an seiner einzigen verwundbaren Stelle*) traf, getötet. Mit Achill und Hektor waren die beiden größten und gefürchtetsten Helden der kämpfenden Parteien beseitigt, und an Stelle der Tapferkeit trat jetzt die List. **Odysseus**, Fürst von **Ithaka**, riet die Anfertigung eines großen hölzernen Rosses an, in dessen hohlem Leibe die tüchtigsten Helden sich verbergen sollten, um mit dem Pferde in die Stadt zu gelangen und sich dieser zu bemächtigen. Um dies zu erreichen, zogen sich die Griechen auf ihre Schiffe zurück, um bei den Trojanern den Glauben zu erwecken, daß sie die Belagerung aufgeben wollten; sie ließen aber bei dem Pferde einen Menschen zurück, der durch freiwillige Verstümmlung sich den Anschein gab, als sei er von seinen Landsleuten arg mißhandelt und böswillig zurückgelassen worden. Er erzählte den Trojanern, daß das hölzerne Pferd ein für die Pallas Athene bestimmtes Weihegeschenk sei, durch dessen Einführung in die Stadt Troja diese — laut priesterlicher Weissagung — uneinnehmbar und zur Herrscherin über ganz Asien gemacht werden würde. Die leichtgläubigen Trojaner legten eines der Stadtthore nieder, um das kostbare Pferd in die Stadt zu schaffen; nächtlicher Weile verließen dann die darin verborgenen Griechen ihr Versteck, bemächtigten sich der Stadt, riefen durch Feuerzeichen ihre Waffengefährten herbei, und diese vollendeten nun die Eroberung, wobei **Priamos** und sein ganzes Haus den Untergang fanden und die Stadt geplündert und niedergebrannt wurde. Nur eine kleine Schar der Verteidiger, geführt von **Aeneas**, entging der Vernich-



Patrokles wird von Achill verbunden.

Innenbild der Sosiasschale aus Vulci, im Berliner Museum.
Nach Schreibers „Kulturhist. Bilder-Atlas".

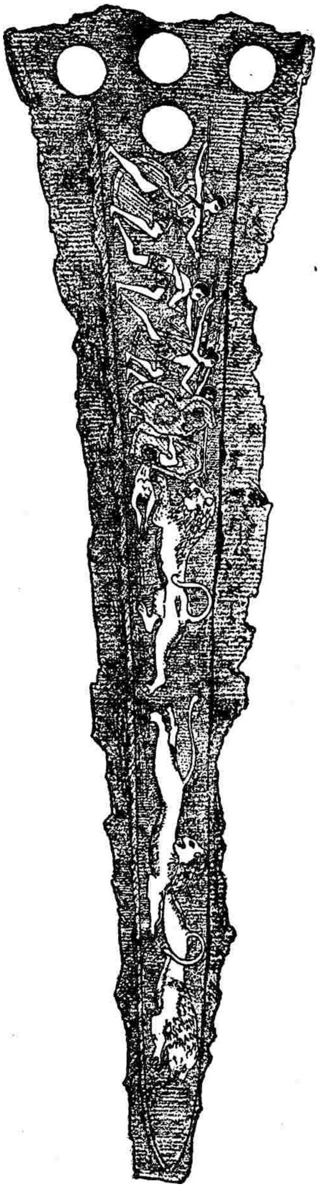


Hektors Kampf mit Achill in Athenes Beisein.

Nach einer in München befindlichen Vase mit rötlichen Figuren, bedeutend verkleinert.
Aus Hertzberg „Geschichte der Griechen im Altertum".

*) Die angebliche Mutter des Achilleus, **Thetis**, Tochter des Meergottes **Nereus**, die gegen ihren Willen mit dem Könige **Peleus** der Myrmidonen vermählt worden war und diesem den Achilleus geboren hatte, soll den Neugeborenen in das Wasser des unterweltlichen Flusses **Styx** getaucht haben, um ihn unsterblich zu machen. Die Ferse, an der sie dabei den Knaben festhielt, wurde vom Wasser nicht berührt und blieb daher verletzbar, so daß die Verwundung des Achilleus an dieser Stelle dessen Tod zur Folge hatte. Daher die Redensart „**Achillesferse**".

tung durch die Flucht und gelangte nach langer Irrfahrt nach Italien, wo sie sich eine neue Heimat gründete und wo später Romulus — ein Nachkomme des Aeneas — der nachträglich erweiterten Sage gemäß die Stadt Rom begründete.



Dolchklinge aus Mykenä
aus der ältesten sog. „Homerischen Epoche". Nach Milchhöfer aus Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas".

Jedenfalls ist der trojanische Sagenkreis das ausgeschmückte und im Laufe der Zeit vielfach erweiterte Spiegelbild langwieriger Kämpfe, die zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Orten infolge der Verschiebung der Bevölkerungen durch Wanderung, Ansiedlung und Eroberung stattgefunden haben. Daß diese Kämpfe in eine Zeit fielen, der auch die ältesten auf griechischem Boden erhaltenen Ueberreste von Mauerwerk, sowie die dort — namentlich in Mykenä — gefundenen alten Waffen, Vasen, Goldschmuck und Gerätschaften angehören, geht daraus hervor, daß die von Schliemann und seinem Nachfolger Dörpfeld auf der Fundstätte des alten Troja ausgegrabenen Gegenstände, die in den obersten Schichten gefunden wurden, dem gleichen Kulturzeitalter angehören wie jene.

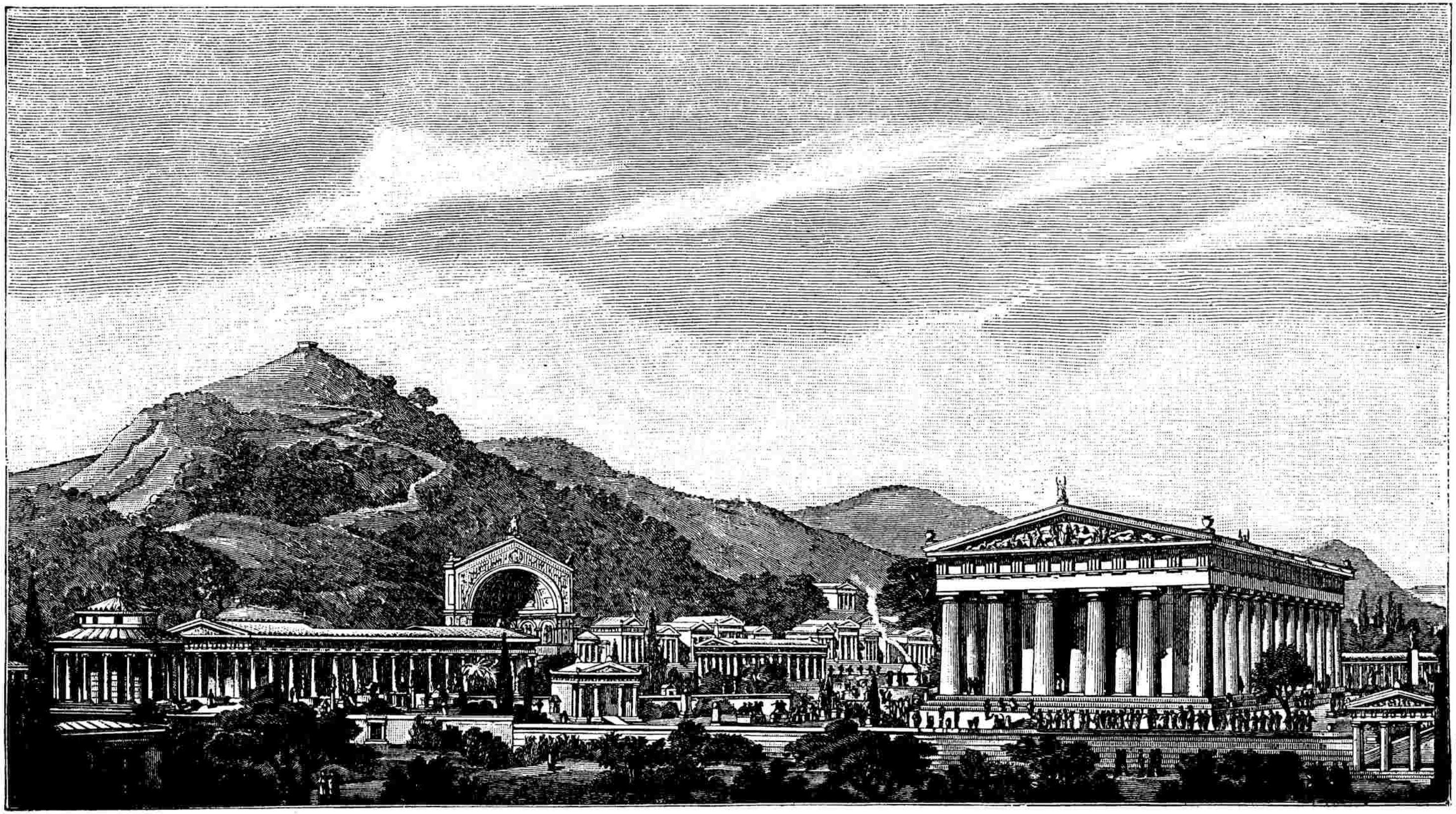
Diese Volksbewegung fällt in eine Zeit, die an der Grenzmarke zwischen Sage und Geschichte steht. Wir haben schon von der Einwanderung des Kadmos aus Phönikien gehört, dem die Gründung der Burg von Theben zugeschrieben wird. Ueber dieser Stadt läßt die Sage ein unseliges Verhältnis walten, das den Oedipus, einen Ur-Urenkel des Kadmos, den eigenen Vater töten, die eigene Mutter zur Gemahlin nehmen und zwischen dessen Söhnen einen Bruderkrieg entstehen läßt, der als „Krieg der Sieben gegen Theben" auch noch auf die nächste Generation sich fortpflanzt und mit der Einnahme und Plünderung Thebens abschließt.

Als Gründer der Burg von Argos wird Danaos genannt, der aus Aegypten eingewandert sein soll, von dessen Geschlecht aber wenig Rühmliches gemeldet wird; seine Töchter, unter dem Namen der „Danaiden" bekannt, ermordeten ihre Männer, die Söhne des Aegyptos und mußten zur Strafe dafür in der Unterwelt mit der Anfüllung des bodenlosen Danaidenfasses sich vergeblich abquälen, während das von dieser Familienverschwägerung einzig übrig gebliebene Paar zwei feindlichen Brüdern das Leben gab, von denen der eine Großvater des Perseus, Gründers von Mykenä und Ahnherr des Herakles war, der andere aber von diesen Helden, dem auch die Tötung der schlangenhaarigen Medusa und die Befreiung der Andromeda aus der Gewalt eines von Poseidon entsandten Seeungeheuers zugeschrieben wird, getötet wurde. Als Gründer der griechischen Herrschaft im Peloponnes, der südlichen Halbinsel Griechenlands, wird Pelops genannt, der aus Phrygien (in Kleinasien) eingewandert und die Herrschaft daselbst durch einen Wettkampf errungen haben soll. Einer seiner Söhne, Atreus, bemächtigte sich auch der Herrschaft in Mykenä und war der Vater des Agamemnon, der deshalb in dichterischer Sprache auch häufig der „Atride"

genannt wird; sein jüngerer Bruder Menelaos erhielt Sparta als Gemahl der Erbtochter Helena des früheren dortigen Königs Tyndareus. Gründer der Burg von Athen soll endlich der aus Sais in Aegypten eingewanderte Kekrops gewesen sein, als dessen Enkel Aegeus, der Vater des Theseus, genannt wird. Unter Theseus soll die Vereinigung der Bewohner Attikas zu einem Staatswesen und die Bildung der drei Stände des Adels, der Bauern und der Gewerbetreibenden stattgefunden haben.

An die sagenhaften Wanderungen schließt sich die sogenannte dorische Wanderung als älteste geschichtlich nachweisbare Thatsache an. Diese Völkerbewegung ging um das Jahr 1100 v. Chr. (nach neuerer Berechnung um das Jahr 1000) vom nördlichsten Teile Griechenlands aus, wo schon einige Menschenalter früher Päonier aus Phrygien, die in dem Gebiet nördlich des Olympos eingebrochen waren, von dort aus einen Druck auf die südlichen Nachbarn ausgeübt hatten. Im Westen wurden die Thessaler von den Illyriern in die Berge gedrängt, gerieten von da in das Thal Peneus und vertrieben aus diesem die Dorer, die damals noch ein unbedeutendes Hirtenvolk waren. Die Dorer, mit andern Griechenstämmen vereinigt, überschritten die Landenge (von Korinth), die den Peloponnes mit Hellas verbindet und nahmen den Süden und Osten dieser Halbinsel nebst der Landenge selbst in Besitz. Die mit den Dorern verbündeten Stämme, die wir unter dem Namen der Aeoler zusammenfassen, setzten sich, soweit sie aus Hellas zurückgedrängt wurden, im nordwestlichen Teile des Peloponnes fest. Die Jonier, die bis dahin über die Nordküste und den am saronischen Meerbusen (der südöstlich von der Landenge von Korinth gelegenen Einbuchtung des Meeres) gelegenen Teil des Peloponnes, die Landschaft Megara (auf der Landenge von Korinth) und Attika verbreitet waren, hielten am Festlande nur Attika fest, breiteten sich aber dafür über die Inselwelt zwischen Attika und der lydischen Küste (Euböa mit inbegriffen), später an dieser selbst und in anderen Küstengebieten des ägäischen Meeres aus. Die Achäer oder besser gesagt, die früher im Peloponnes ansässig gewesenen und von den Dorern daraus vertriebenen Stämme wurden ebenfalls nach den Inseln und dem kleinasiatischen Strande gedrängt und breiteten sich hauptsächlich im nordwestlichen Teile desselben aus. Auch die Dorer folgten später dem Zuge nach Kleinasien, an dessen südwestlicher Küste sie sich festsetzten; auch Kreta und Rhodos kamen in ihren Besitz. Die von ihnen ursprünglich innegehabte kleine Berglandschaft Doris im östlichen Hellas zwischen Oeta und Parnaß hielten sie zu allen Zeiten hoch und schützten sie wiederholt gegen feindliche Angriffe. Die hier angeführte Verteilung des Landes unter die verschiedenen griechischen Stämme hat ungefähr in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. ihren Abschluß gefunden und im großen Ganzen mehrere Jahrhunderte hindurch fortbestanden; doch verbreiteten sich die Griechen durch Anlage von Niederlassungen noch weit über die hier genannten Gebiete hinaus und wir fanden sie in den vorhergehenden Abschnitten bereits auf Sicilien und Corsica, in Italien und Nordafrika. Während aber das hellenische Volkstum sich nach außen hin verbreitete und eine ausgedehnte Reihe von Pflanzstätten hellenischen Geistes schuf, die alle miteinander durch sprachliche, Stammes- und Kulturverwandtschaft mit einander verbunden waren, konnte es im Innern kein einigendes Band finden. Es gab zwar einzelne Sammelpunkte für die Nation (so das Nationalheiligtum zu Delphi, das dem Apollo geweiht, durch sein Orakel mit der Prophetin Pythia berühmt und unter den Schutz des Amphiktyonenbundes gestellt war, ferner die großen Nationalfeste mit ihren Wettkämpfen, unter denen die olympischen Spiele*) die

*) Die olympischen Spiele, das größte von den vier Nationalfesten der Hellenen, fanden seit Beginn der geschichtlichen Zeit — wahrscheinlich aber auch schon früher — alle vier Jahre im Spätsommer statt und waren von so hoher Bedeutung, daß die Zeitrechnung nach Olympiaden geführt wurde. Der Schauplatz dieser Spiele war das Thal Olympia in der peloponnesischen Landschaft Elis. Auf einem kleinen Raume standen da eine Menge Tempel, Altäre und Schatzhäuser beisammen, zwischen und in denen Götterbilder und Standbilder von Siegern in den Spielen, Weihegeschenke und kostbare Kunstwerke aufgestellt waren. Der von Mauern umgebene heilige Hain, Altis, stieß im Norden an sanft aufsteigende Hügel, deren einer mit einem Heiligtum des Chronos (Chronion) gekrönt war. Ueber die Altismauer hinaus erstreckten sich im Westen die Gebäude,



Philippeion. Heraion. Chronion. Exedra des Herodes Atticus. Pelopion. Metroon. Schatzhäuser. Zeustempel. Westthor.

Ansicht von Olympia.

Aus Schreibers „Kulturhist. Bilder-Atlas“.
Der Standpunkt des Beschauers ist an der südwestlichen Ecke der Umfassungsmauer, natürlich innerhalb dieser gedacht.

hervorragendsten waren), auch kamen von Fall zu Fall Bündnisse gegen den auswärtigen Feind zu Stande, aber eine politische Einheit wurde niemals erzielt, und die innere Geschichte Griechenlands ist, wie wir im Folgenden sehen werden, größtenteils nichts anderes als ein Ringen um die Obmacht zwischen den beiden Hauptstaaten Griechenlands, Athen und Sparta, um die sich die übrigen kleinen Gemeinwesen als Parteigänger des einen oder des andern gruppierten, und die wir darum zum Ausgangspunkte unserer weiteren geschichtlichen Betrachtungen machen werden.

Sparta.

Das spartanische Staatswesen ist gegen Schluß des 2. Jahrtausendes v. Chr. entstanden. Die Dorer waren dort eingewandert und hatten die bis dahin bestandenen kleinen achäischen Herrschaften, darunter die der Atriden, von denen einer — Menelaos, der Bruder Agamemnons — in der homerischen Zeit als König von Sparta bezeichnet wurde, sowie die als Ureinwohner genannten Leleger und Minyer, und die Phöniker, die hier verschiedene Niederlassungen gegründet hatten, aus ihren Besitzen verdrängt. Sie setzten sich zunächst in der peloponnesischen Landschaft Lakedämon oder Lakonien fest und eroberten von da aus bis zum Beginn des 8. Jahrhunderts v. Chr. auch die übrige Landschaft nicht ohne hartnäckigen Widerstand von Seite der in einzelnen befestigten Orten sich lange behauptenden Achäer. Ein großer Teil der alten Bevölkerung wurde als „Heloten“ unter das Sklavenjoch gebeugt, ein kleinerer Teil wurde mit der unteren Schichte der eingewanderten Dorer zur Klasse der Periöken vereinigt, die zwar als freie Bürger, aber trotzdem nicht als Vollbürger betrachtet wurden; sie besaßen keine politischen Rechte, diese lagen vielmehr ausschließlich in der Hand der Nachkommen der dorischen Eroberer, die als „Spartiaten“ eine bevorrechtigte Adelsklasse bildeten. Um das Jahr 884 v. Chr. gaben sich die Spartaner eine Verfassung, als deren Urheber Lykurg genannt wird. Die Person dieses Gesetzgebers ist nachträglich von den Spartanern mit allerlei sagenhaftem Aufputz ausgestattet und durch Errichtung eines Heiligtums und Darbringung von Opfern vergöttlicht worden, so daß man schließlich sogar an ihrer geschichtlichen Wesenheit gezweifelt hat. Immerhin bleibt die Thatsache bestehen, daß um die angegebene Zeit das während der Eroberungskriege stark zerrüttete spartanische Staatswesen eine feste Verfassung erhalten hat, die später vielfach ausgebaut worden, aber gleichwohl die Grundlage des spartanischen Verfassungswesens durch Jahrhunderte geblieben ist. Der Schwerpunkt der Bedeutung dieser Verfassung lag in dem Gedanken, die Volkserziehung zur Staatssache zu machen und bis zur Erreichung der vollen Reife fortzuführen. Die Knaben wurden vom siebenten bis zum zwanzigsten Lebensjahre der häuslichen Erziehung entzogen, militärisch organisiert und von „Pädonomen“ („Knabenerziehern“) gedrillt; mit dem zwanzigsten Jahre begann die Heerpflicht, die bis zum sechzigsten Jahre dauerte. Bürgerrechte, d. h. die Teilnahme an Volksversammlungen und das Recht zur Ehe erlangte der Spartiat erst mit dem dreißigsten Jahre. Die oberste Staatsgewalt lag in den Händen zweier Könige, die zugleich mit der Heerführung betraut waren; ihnen zur Seite stand ein aus 28 Mitgliedern, den Geronten,

---

Gymnasium mit den Ringplätzen der Athleten, Palästra und Leonidäum (Wohnhaus); im Osten befanden sich dicht außerhalb der Ringmauer der Hippodrom und das Stadium, in denen die Festspiele stattfanden (diese Plätze liegen in unserm Bilde hinter dem Zeustempel). Der Mittelpunkt der ganzen Anlage war der Altar des Zeus von elliptischer Form; westlich hinter diesem lag der Tempel der Hera (Heraion) und das Heiligtum des Pelops (Pelopion), südlich von diesem der berühmte Tempel des olympischen Zeus mit der Kolossalstatue des Gottes, von Phidias in Gold und Elfenbein hergestellt. Das Philippeion wurde nach der Schlacht bei Chäronea vom König Philipp von Makedonien oder von Alexander dem Großen errichtet. Das Metroon war ein der Göttermutter Rhea geweihter dorischer Tempel. Hart unter dem Chronion mündete eine von Herodes Atticus angelegte Wasserleitung, und hier erhob sich auch die von demselben erbaute Exedra (Nische mit Sitzplätzen).

bestehender Rat, die „Gerusia“, dessen Angehörige das sechzigste Altersjahr bei unbescholtenem Lebenswandel zurückgelegt haben mußten und auf Lebenszeit gewählt wurden. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurde zwischen die Könige und die Gerusia ein weiteres Glied des Regierungsorganismus in den sogenannten „Ephoren“ („Aufsehern“) eingeschoben. Die Zahl dieser Ephoren betrug fünf, ihre Machtbefugnisse wuchsen mit der Zeit sowohl auf Kosten der Königsgewalt wie auch zum Nachteile des Einflusses der Gerusia gewaltig an und gingen so weit, daß die Einberufung der Volksversammlungen von ihrer Willkür abhing und daß sie sogar die Könige zur Verantwortung vor sich rufen durften. Einer derselben, Agis IV., der die alte Lykurgische Verfassung wieder herstellen wollte, wurde 240 v. Chr. auf ihr Geheiß erdrosselt. Der Einfluß der Volksversammlungen auf den Gang der Regierung war nur ein beschränkter.

Es ist begreiflich, daß Sparta infolge seiner strammen, das Ideal eines Militärstaates verkörpernden Verfassung in kriegerischer Beziehung ein großes Uebergewicht über seine Nachbarstaaten erlangte und mit der Zeit Vormacht im ganzen Peloponnes wurde. Schon im 8. Jahrhundert v. Chr. griff der spartanische Staat über die Grenzen Lakoniens hinaus, unterwarf in zwei langwierigen Kriegen (um 740 und 640 v. Chr.) das Nachbarland Messenien an der Südwestspitze des Peloponnes, dessen Bewohner nur zum kleinen Teile dem Schicksal, als Heloten unter das Sklavenjoch sich beugen zu müssen, durch die Auswanderung nach Unteritalien entgingen, von wo die Nachkommen dieser Auswanderer nach der Insel Sicilien übergingen und bald nach 500 v. Chr. die Stadt Zankle eroberten, der sie den Namen Messana (vergl. S. 104) gaben.

Im Peloponnes entstanden im Laufe des 7. Jahrhunderts mehrere Tyrannenherrschaften, so namentlich in Korinth, dessen Seemacht unter dem Tyrannen Periander (629—585 v. Chr.) auf bedeutende Höhe gehoben wurde. Unter spartanischem Einflusse wurde aber die Tyrannis überall wieder gestürzt und um 550 v. Chr. vereinigte Sparta alle peloponnesischen Staaten mit Ausnahme von Argos*) und Achaja**) zum peloponnesischen Bunde unter seiner Hegemonie.

Um diese Zeit war auch in andern Teilen Griechenlands das Staatswesen zu höherer Entwicklung gelangt. Die Jonier, die infolge der dorischen Wanderung im 11. Jahrhundert v. Chr. sich der kleinasiatischen Heimat wieder zugewandt hatten, hatten dort den ionischen Zwölfstädtebund begründet, der einen der Ausgangspunkte der ganzen griechischen Kulturentwicklung bildete, um 560 v. Chr. aber unter die Herrschaft des Königs Krösus von Lydien fiel. Im Tempel des Apollon auf der Insel Delos, sowie am Vorgebirge Mykale, wo dem Poseidon das Heiligtum Panionion errichtet war, fanden jährliche Festversammlungen statt, an denen auch die gemeinsamen politischen Angelegenheiten besprochen wurden. Ein blühendes Reich mit bedeutender Seemacht war unter der Herrschaft des Tyrannen Polykrates auf der Insel Samos an der kleinasiatischen Westküste entstanden. Vor allen aber blühte in Attika unter Athens Führung ein Staatswesen auf, das das emporwachsende Sparta mit Eifersucht erfüllte.

---

*) Argos war die Hauptstadt der peloponnesischen Landschaft Argolis und unter der Herrschaft der Themeniden-Dynastie, die ihre Abstammung von Herkules herleitete, Vormacht im nordöstlichen Teile des Peloponnes. Eifersüchtig auf das Anwachsen der spartanischen Macht, stand es dieser stets feindlich gegenüber und hielt während des Kampfes um die Vormacht zwischen Sparta und Athen meist zu dem letzteren.

**) Achaja, eine Landschaft an der Nordküste des Peloponnes, die gegen Osten von Korinth, gegen Südwesten von Elis und gegen Süden von Arkadien begrenzt war, zählte 12 Städte, die Anfangs von Königen beherrscht waren und später einen Staatenbund bildeten, der sich bis zum 4. Jahrhundert von allen Kämpfen, die das übrige Griechenland erschütterten, fern hielt, dann aber unter spartanischen Einfluß geriet und sich wesentlich lockerte, bis es 280 v. Chr. durch Begründung des achäischen Bundes, der sich weit über Achäa hinaus verbreitete, zu neuer Bedeutung gelangte.

Athen.

Athen war, wie schon S. 175 erwähnt, als angebliche Gründung des Kekrops von dessen Nachkommen beherrscht und hatte bis gegen das Jahr 1100 v. Chr. Könige aus dem Geschlecht der Thesiden (Nachkommen des Theseus). Der letzte König aus dieser Dynastie wurde von Melanthos gestürzt, der schon zuvor den König von Böotien, Xanthos, im Zweikampf getötet hatte und darnach vom attischen Adel auf den Thron gehoben wurde. Sein Sohn und Nachfolger Kodros opferte sich, als die damals noch in



Kodros, der letzte König von Attika.
Nach einer in Bologna befindlichen Vase.

vordringender Bewegung begriffenen Dorier von Korinth her in Attika einbrachen (um 1068 v. Chr.) und ein Orakelspruch den Athenern Sieg verhieß, falls ihr Beherrscher vom Feinde getötet würde, für sein Land auf, indem er sich verkleidet ins feindliche Lager schlich und dort mit den Kriegern Streit suchte, worauf diese ihn töteten. Die Athener ließen darauf, unter dem Vorwande, niemand sei würdig, einem so edlen Herrscher auf dem Throne zu folgen, keinen der Söhne des Kodros zur Herrschaft zu, sondern gaben sich eine aristokratische Verfassung, in der anstatt des Königs ein Archon an der Spitze des Staates stand. Zu Archonten wurden zunächst die Nachkommen des Kodros auf Lebens-

dauer gewählt; von der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. an wurde jedoch die Amtsdauer dieser obersten Staatsbeamten auf zehn Jahre beschränkt und die Träger des Amtes wurden fortan aus dem grundbesitzenden Geburtsadel Attikas, den sogenannten „Eupatriden",*) gewählt. Gegen Anfang des 7. Jahrhunderts wählte man jährlich neun Archonten, von denen die drei obersten die ausübende Gewalt in der Staatsverwaltung, (Eponymus) dem Kultus- und Rechtswesen (Basileus) und den Oberbefehl über das Heer (Polemarchos) inne hatten. Um das Jahr 620 schrieb einer dieser Archonten, Drakon, auf dringende Forderung des Volkes die bestehenden Rechtssatzungen und Gerichtsbräuche nieder, wodurch man der Willkür der Archonten und Adelsgeschlechter in Rechtssachen ein Ende zu bereiten hoffte. Es kam aber anders. Drakon ging in seinem geschriebenen Codex noch weit über die Härten des bis dahin geübten Gewohnheitsrechtes hinaus und verschärfte namentlich das ohnehin schon sehr strenge Schuldrecht sowie die Strafbestimmungen, die ihrer Natur nach nur das niedrige Volk treffen konnten, in so hohem Maße, daß z. B. schon der Fruchtdiebstahl mit dem Tode bestraft wurde. Die begreifliche Unzufriedenheit des Volkes mit dieser Neuerung nötigte den Adel schon nach wenigen Jahrzehnten, die „drakonische" Gesetzgebung wieder zu ändern. Diese Arbeit besorgte 594 der als Archon gewählte Solon, der dem königlichen Geschlechte des Kodros entsprossen sein soll. Er schuf vier durchgreifende Reformen, durch die das wirtschaftliche Leben des Volkes, die Verfassung des Landes, das Strafgesetz und das Münz-, Maß- und Gewichtswesen umgestaltet wurden. Die bürgerlichen Rechte wurden nach schon früher bestandenen Steuerklassen, aber unter Einführung eines bestimmteren Maßstabes für diese abgestuft und ein Volksgerichtshof (die Heliäa) geschaffen, der aus 6000 Bürgern zusammengesetzt wurde. Höchster Gerichtshof blieb der altehrwürdige „Areopag". Neben den Archonten wurde ein „Rat der Vierhundert", die „Bule", aus den vier Phylen gewählt, zur Leitung der Verwaltung berufen und das Recht, an der die souveräne Staatsgewalt vertretenden Volksversammlung („Ekklesia") teilzunehmen, verallgemeinert. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen Rechten und Pflichten blieben auch nach der Verfassung Solons die Metöken d. h. die in Athen niedergelassenen Fremden oder Schutzverwandten, die Kopfsteuer zahlen mußten, kein Grundeigentum erwerben konnten und vor Gericht eines vollbürgerlichen Vertreters bedurften, dafür aber auch keinen Staats- und Kriegsdienst zu leisten brauchten; konnten sie aber die Kopfsteuer nicht erschwingen, dann mußten sie sie auf den Ruderbänken der Kriegsschiffe absitzen. Rechtlos waren selbstverständlich, wie überall, so auch hier die Sklaven.

Die Solonische Verfassung nahm sich auf dem Papier — oder richtiger gesagt, auf den Holztafeln, auf denen sie zuerst aufgezeichnet worden war — recht schön aus; allein in Wirklichkeit wurden durch dieselbe die vorher bestandenen Uebelstände nur teilweise und nicht dauernd behoben. Kleinbürger und Bauern vermochten es nicht, gegen die Macht des Adels aufzukommen, und da sie in sich selbst nicht die Kraft fühlten, von dem Druck, der von dieser Seite auf sie ausgeübt wurde, sich frei zu machen, so erhofften sie von der Führerschaft einzelner hervorragender Männer die Verbesserung ihres Loses. So fand auch in Athen, wie anderwärts, die Tyrannei Eingang. Schon bei Solons Lebzeiten (560 v. Chr.) gelang es dem Peisistratos, der sich in einem Kriege gegen das benachbarte Megara durch Eroberung des Hafens der feindlichen Hauptstadt einen Namen gemacht hatte, in der Volksversammlung eine große Mehrheit für sich zu gewinnen und die Bewilligung zur Haltung einer Leibgarde zu erzwingen, mit deren Hilfe er sich in den Besitz der Akropolis und damit zugleich in denjenigen der Herrschaft setzte. Solon verließ das Land und starb ein Jahr später auf Cypern. Einer von den Gegnern des Peisistratos, Miltiades,

*) In der ständischen Gliederung standen die Eupatriden obenan; der zweite Stand waren die Geomoren (grundbesitzenden Ackerbürger), der dritte die Demiurgen (Arbeiter ohne Grundbesitz). Nach Wohnsitz und Religionsgenossenschaften teilte sich die Bevölkerung in vier Phylen oder Stämme zu je drei Phratien, deren jede 30 Familien zählte. Die Eupatriden waren in die Phylen mit eingereiht und herrschten natürlich auch in diesen.

unternahm auf eigene Faust einen Eroberungszug nach den thrakischen Chersonnes (der langgestreckten Halbinsel, die das westliche Uferland des Hellespont bildet) und begründete da ein eigenes Fürstentum; ein anderer, Megakles, gewann mit Hilfe seiner Reichtümer einen so starken Anhang, daß Peisistratos Athen vorübergehend verlassen mußte. Mit neuen Geldmitteln und Streitkräften versehen, zog er aber 538 als Sieger wieder dort ein und behauptete nun die Herrschaft bis zu seinem Tode. Ihm folgte sein Sohn Hippias (527), der aber 510 mit Hilfe der Spartaner vertrieben wurde. Der Sohn des Megakles, Kleisthenes, bemächtigte sich der Herrschaft und gestaltete die Solonische Verfassung zu Gunsten des Volkes um, indem er statt der vier Phylen deren zehn schuf, die Bule auf 500 Mitglieder vermehrte, die Machtbefugnisse der Archonten und des Areopages einschränkte und den „Ostrakismus" einführte, der hauptsächlich einer Wiederkehr der Tyrannis (richtiger wohl der Erhebung irgend eines Prätendenten auf dieselbe wider den Kleisthenes) vorbeugen sollte. Diese Einrichtung — auch „Scherbengericht" genannt — bestand darin, daß an die Volksversammlung die Frage gestellt werden konnte, ob im Interesse des Gemeinwohles die Verbannung eines oder des andern Bürgers notwendig erscheine; die Abstimmung erfolgte mittels Scherben, auf denen jeder sein Votum (seine Entscheidung) einzukratzen hatte. Erklärten sich 6000 Stimmberechtigte für die Verbannung des Betreffenden, so trat diese auf die Dauer von 10 (in späterer Zeit 5) Jahren ein, ohne aber irgend welche andere Folgen (wie z. B. Vermögens-, Bürgerrechts- oder Ehrverlust) nach sich zu ziehen.

Gegen diese Reform erhob sich der Adel unter Führung des Isagoras, der 508 als erster Archon gewählt worden und seit Vertreibung des Hippias Führer der Opposition (Gegenpartei) war. Er setzte sich mit Sparta in Verbindung, dessen König Kleomenes in Athen einfiel und die Verfassungsreform des Kleisthenes als aufgehoben erklärte. Das Volk griff aber zu den Waffen, schloß die Spartaner in der Akropolis ein und zwang sie zum Abzuge. Da jedoch Sparta in den den Athenern feindlich gesinnten Thebanern*) und dem Adel von Chalkis**) mächtige Bundesgenossen hatte, so wandte sich Kleisthenes, dem es vor allen Dingen um die Behauptung seiner eigenen Herrschaft zu thun war, an den persischen Satrapen Artaphernes in Sardes (der Hauptstadt des mittlerweile unter persische Herrschaft gefallenen ehemaligen Königreiches Lydien), um dessen Hilfe zu gewinnen. Artaphernes (der Bruder des Darius Hystaspis) sagte unter der Bedingung zu, daß die Athener dem Darius Erde und Wasser als Zeichen ihrer unbedingten Unterwerfung durch eine Gesandtschaft darbringen lassen sollten. Die Sendboten des Kleisthenes gestanden dies auch wirklich zu; das Volk aber verwarf einmütig das demütigende Ansinnen und rüstete sich zum Kampfe gegen seine Widersacher. Im Jahre 506 brachen die Verbündeten von drei Seiten her in Attika ein: die Thebaner vom Norden, die Euböer vom Osten und das peloponnesische Heer unter Spartas Führung vom Süden. Attika hatte ihnen nur 7000 Schwerbewaffnete entgegenzustellen; ihm kam aber unverhoffte Hilfe dadurch, daß unter den Peloponnesiern Uneinigkeit entstand. Sparta hatte seine Verbündeten zum Kriege aufgeboten, ohne sich von vorneherein über dessen Zweck mit ihnen zu verständigen; ja die beiden spartanischen Könige gerieten unter sich selbst in Zwietracht. Korinth versagte seine Mitwirkung am Kriege, das Spartanerheer trennte sich in zwei Lager, und somit war für Athen vom Peloponnes her nichts mehr zu fürchten. Die Athener wandten sich daher voll

*) Theben war der Vorort des aus 14 Städten gebildeten böotischen Bundes, dem auch die Stadt Platää in Böotien, der nördlichen Nachbarlandschaft Attikas, angehörte. Vor der wachsenden Macht Thebens bangend, bewarb sich Platää um Aufnahme in den peloponnesischen Bund, ward aber von Sparta mit schnödem Hohn auf Athen verwiesen, das ihm 510 v. Chr. seine Bundesfreundschaft gerne gewährte. Der Austritt Platääs aus dem böotischen Bunde war die Ursache erbitterter Feindschaft zwischen Theben und Athen.

**) „Chalkis" wurde wahrscheinlich von phönikischen Purpurschnecken-Fischern begründet und war der Hauptort auf Euböa, der größten Insel nächst dem griechischen Festlande, die ursprünglich von Königen beherrscht war, aber schon früh unter einem mächtigen Adel eine aristokratisch-republikanische Verfassung annahm. Die einzelnen Städte wurden selbständig und gelangten, wie namentlich Chalkis, zu bedeutender Blüte.

Zuversicht zunächst gegen die Thebaner, erfochten einen glänzenden Sieg über diese und warfen sich dann auf die Chalkidier, denen sie, nachdem sie ihre Vereinigung mit den Thebanern vereitelt hatten, über die Meerenge nachsetzten und auf euböischem Boden eine so schwere Niederlage bereiteten, daß ihr Gebiet nebst einem großen Teile der Insel unter die Herrschaft der Athener fiel. Chalkis erhielt eine volkstümliche Verfassung nach dem Muster der athenischen. So hatte Athen den ersten Kampf gegen Sparta ruhm- und siegreich bestanden, aber bald erstand ihm und mit ihm dem ganzen Griechenvolke ein noch weit mächtigerer Feind in dem rasch zur Großmacht emporgewachsenen Persien.

Die Perserkriege.

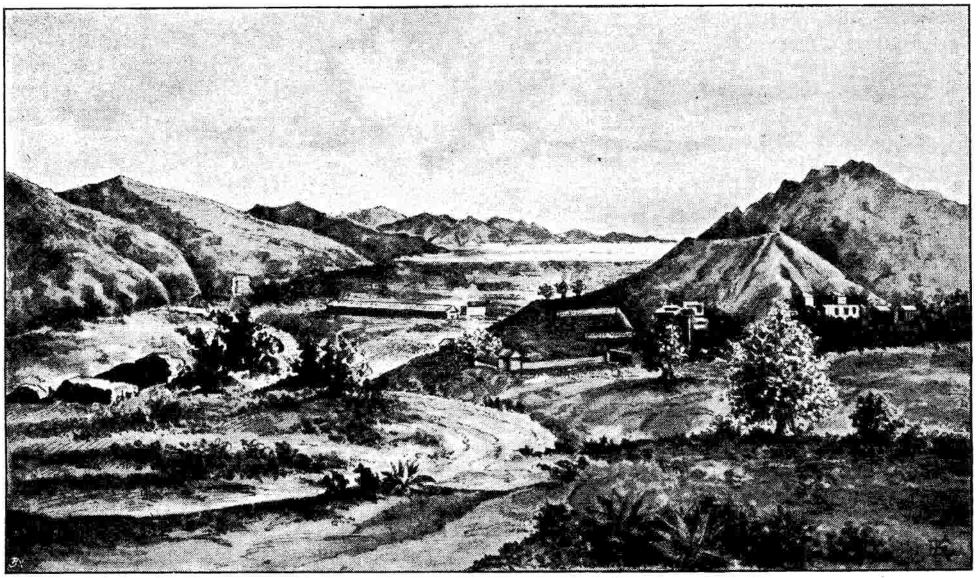
Wir haben bereits in dem die Geschichte der Perser behandelnden Abschnitte gesehen, daß der große Eroberer Darius, mit den in Asien errungenen Siegen nicht zufrieden, entschlossen war, seine Waffen auch nach Europa zu tragen. Er hatte seinen Sitz zunächst in Sardes aufgeschlagen, um von da aus im geeigneten Augenblicke den Griechen des europäischen Festlandes auf den Leib zu rücken. Die Stammesbrüderschaft eines freien Landes mit den Bewohnern Klein-Asiens, die bereits unter sein Zepter gefallen waren, war dem Großkönige unbequem, weil sie für seine griechischen Unterthanen in Klein-Asien immerhin einen Rückhalt für Verschwörungen und Empörungen bot. Nachdem im Jahre 500 thatsächlich ein Aufstand der ionischen Kleinasiaten ausgebrochen war und Athen sowie die Stadt Eretria auf Euböa diese Erhebung durch Absendung von Schiffen unterstützt hatten, sah Darius den Augenblick gekommen, seinen lang gehegten Plan auszuführen. Nach Niederwerfung des ionischen Aufstandes und vollständiger Zerstörung der Stadt Milet, von der die Erhebung ausgegangen war (494 v. Chr.), ließ Darius ein unter dem Befehl seines Schwiegersohnes Mardonios stehendes Heer auf Schiffen über den Hellespont schaffen und durch Thrakien und Makedonien gegen die Griechen vorrücken. Das thrakische Küstenland wurde genommen, ebenso die vorliegende Insel Thasos. Makedoniens König Alexander unterwarf sich freiwillig. Nun wandte sich aber das Blatt; die Flotte, die der Bewegung des Heeres zur See folgte, erlitt bei der Umschiffung des Vorgebirges Athos durch Sturm einen schweren Verlust; und auch das Landheer wurde von einem thrakischen Stamme, den Brygern, überfallen und erlitt so beträchtliche Verluste, daß Mardonios sich zur Rückkehr nach Asien entschloß und sich einstweilen auf die Anlage einiger fester Plätze an der thrakischen Küste als Stützpunkte für einen späteren Feldzug beschränkte (492 v. Chr.). Darius rüstete sofort zu einem neuen Angriffe; den Oberbefehl des Heeres erhielt Datis, der nun über Samos und die Cykladeninseln direkt gegen Attika und Eretria vorgehen, unterwegs aber die noch nicht unterworfenen Inseln für Persien in Besitz nehmen sollte. Vor dem thatsächlichen Angriffe wurden aber Sendboten an die verschiedenen Griechenstaaten geschickt, um sie zur Unterwerfung aufzufordern und als Zeichen derselben sich Erde und Wasser darbieten zu lassen. Viele Orte, namentlich auf den Inseln, fügten sich diesem Ansinnen; die Athener aber stürzten die Gesandten des Darius in einen Abgrund und töteten sogar den Dolmetsch dafür, daß er die hellenische Sprache durch die Uebersetzung der persischen Forderung entweiht hatte, und die Spartaner warfen die Ueberbringer der Botschaft in einen Brunnen, mit dem Bemerken, sie sollten sich da Erde und Wasser selber holen.

Im Jahre 490 zogen die Perser in der Stärke von 100000 Mann Fußvolk und 10000 Reitern und mit einer Flotte von 600 Schiffen gegen das kleine Griechenland aus. Athen hatte ihnen etwa 18000 Mann entgegenzustellen, wozu noch 1000 Mann Hilfstruppen aus Platää kamen. Sparta war zwar zur Hilfe bereit, mußte aber mit der Absendung seiner Truppen einem alten Brauche gemäß bis zum Ablauf des Monats Karneios*)

---

*) Dieser Monat fiel in die Zeit unseres August und September.

warten, innerhalb dessen sie nicht ins Feld ziehen durften. Die Athener gingen daher ohne die peloponnesischen Stammesbrüder zum Angriff gegen die Perser vor, die in der Ebene



Die Ebene von Marathon.
Nach einer Zeichnung.

von Marathon an der Nordostküste von Attika lagerten. Einer der Strategen (Anführer) der Athener war Miltiades, der Neffe jenes Miltiades, der anläßlich der Erhebung des Peisistratos nach Thrakien ausgewandert war. Er bewog den Polemarchen, die entscheidende Stimme zu Gunsten eines sofortigen ungestümen Angriffes abzugeben, durch den das schwache Heer der Fernwirkung der gefürchteten persischen Pfeile so schnell als möglich entzogen und zugleich einer Umgehung durch die persische Reiterei vorgebeugt werden sollte. Der Angriff gelang in so glänzender Weise, daß die Perser mit einem Verluste von 6400 Mann und unter Zurücklassung ihres reich ausgestatteten Lagers eiligst die Flucht ergriffen und nach Asien zurückkehrten. Miltiades glaubte nach diesem Erfolge nun selbst als Eroberer auftreten zu können und verleitete die Athener zu einem Angriffe auf die reichen griechischen Inseln, die sich den Persern unterworfen hatten, mußte aber diese Ueberhebung schwer büßen. Mit 70 Kriegsschiffen unternahm er zunächst einen Angriff auf die Insel Paros (489), wurde aber geschlagen und zum Rückzuge gezwungen. Selbst verwundet, kehrte er nach Athen zurück, wurde in den Anklagestand versetzt und zur Zahlung der Kosten des verunglückten Eroberungszuges verurteilt. Da er diese nicht zahlen konnte, warf man den Sieger von Marathon ins Gefängnis, wo er an der vor Paros erhaltenen Wunde starb.



Miltiades,
Sohn des Atheners Kimon, Sieger von Marathon.
Nach einem von Fulvius Ursinus mitgeteilten Bildnisse, für welches ebenso wie für die andern erhalten gebliebenen Büsten die Standbilder als Grundlage gedient haben dürften, welche dem Miltiades in Athen und im Apollotempel zu Delphi (letztere von Phidias ausgeführt,) errichtet worden sind.

Darius wurde in seinen Rüstungen zu einem dritten Feldzuge, die, da sich das ganze Reich daran beteiligen sollte, durch drei Jahre sich hinzogen, durch den Tod auf-

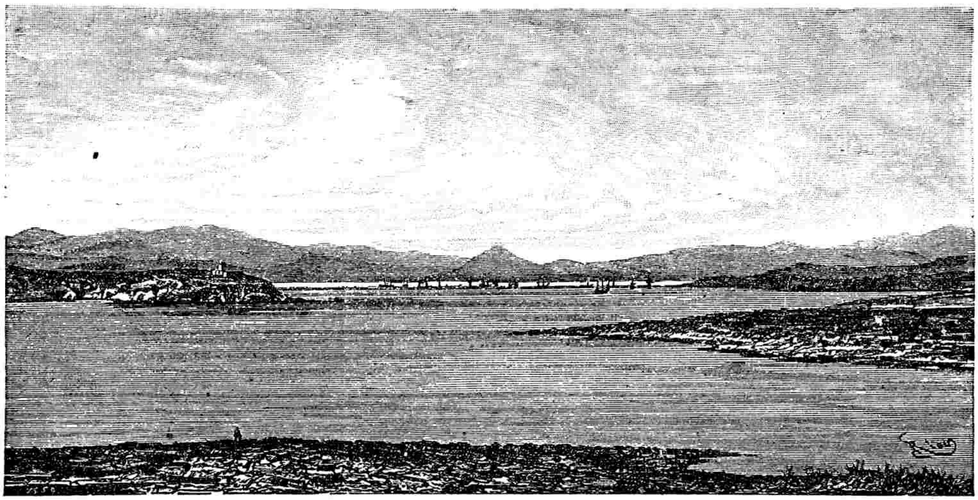
gehalten, und sein Sohn Xerxes ging nun daran, den von seinem Vater geplanten Vernichtungskrieg gegen das kleine Griechenvolk durchzuführen. Darüber war aber das Jahr 480 herangerückt. Athen hatte in der Zwischenzeit einen Krieg mit unglücklichem Ausgange gegen die dorische Insel Aegina geführt, die in seiner Nachbarschaft im sardonischen Meerbusen gelegen war und mit der es seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. fortwährend im Kampfe lag. Um diesen Krieg führen zu können, mußte es Schiffe von den Korinthern mieten. Zu jener Zeit war erster Archon von Athen Aristides, der schon dem Kleisthenes bei der demokratischen Umgestaltung der solonischen Verfassung zur Seite gestanden hatte und in der Schlacht bei Marathon einer der zehn Strategen der Athener gewesen war. Vorgänger des Aristides war (493—492) Themistokles, der sein Hauptaugenmerk auf die Erweiterung der Seemacht Athens gerichtet und mit der Gründung eines neuen Kriegshafens am Piräus seinen Plan, Athen zur Seevormacht Griechenlands zu erheben, bereits zu verwirklichen begonnen hatte. Aristides, der gegen die Pläne des Themistokles war, wurde 483 durch ein Scherbengericht in die Verbannung geschickt und ging nach Aegina. Themistokles war nun wieder Herr der Lage und brachte ein Gesetz durch, kraft dessen 100 neue Kriegsschiffe gebaut werden sollten. So kam es, daß Athen, als die Perser den Krieg wieder eröffneten, seine Flotte auf einen ansehnlichen Stand gebracht hatte. Mit scharfem Blicke erkannte Themistokles, daß das durch Uneinigkeit geschwächte Griechenland keine Hoffnung hatte, zu Lande des mächtigen Perserheeres Meister zu werden, und daß die einzige Aussicht auf Erfolg im Seekriege sich eröffnete. Deshalb riet er den Athenern, beim Heranrücken der Perser ihre Stadt preiszugeben und den nicht waffenfähigen Teil der Bevölkerung teils in der Stadt Trözen in der Landschaft Argolis, die als Geburtsstadt des Theseus den Athenern in Freundschaft verbunden war, teils nach der Insel Salamis zu schaffen, bei der die griechische Flotte versammelt werden sollte, alles waffenfähige Volk aber auf die Flotte zurückzuziehen. Nur die Akropolis blieb besetzt. Es gelang ihm auch trotz des engherzigen Widerstrebens Spartas, das Zusammenhalten der Flotte in der Meerenge von Salamis durchzusetzen. Der Oberbefehl über die Flotte war dem Spartaner Eurybiades übertragen worden.



Themistokles.
Nach einer Marmorbüste im Vatikan, als deren Vorbild eine alte, in Paris befindliche Gemme gilt.

Das persische Heer brach im Frühjahr 480 von Sardes auf, überschritt den Hellespont (vergl. S. 155), durchzog Thessalien, nahm den Thermopylenpaß nach heldenmütiger Verteidigung durch den König Leonidas von Sparta und rückte in Böotien vor, dessen Städte mit einziger Ausnahme von Platää und Thespiä sich unterwarfen. Zu gleicher Zeit behauptete sich die griechische Flotte gegen die etwa vierfach stärkere der Perser durch drei Tage bei Artemision am nördlichen Ende Euböas, zog sich aber auf die Kunde von der Einnahme des Thermopylenpasses nach der Bucht von Salamis zurück, wo sie, wie schon erwähnt, die waffenfähigen Athener aufnahm und durch die Geschicklichkeit des Themistokles nicht nur an dem von den Peloponnesiern geforderten Rückzuge nach der Bucht von Korinth gehindert, sondern auch gezwungen wurde, den Kampf gegen die Perser aufzunehmen. Themistokles sandte nämlich einen verläßlichen Boten an Xerxes mit der Nachricht, die Griechen seien unter sich uneinig und ein Teil der Flotte beabsichtige, heimlich zu entweichen. Wenn die Flotte angegriffen würde, so würde sich wahrscheinlich ein Teil derselben den Persern zuwenden und mit diesen vereint den andern Teil angreifen. Xerxes nahm die Botschaft gläubig auf und ließ nächtlicher Weile die griechische Flotte von seinen Schiffen im Halbkreis einschließen und die zwischen Salamis und dem Festland gelegene

Insel Psyttaleia besetzen, so daß nach keiner Richtung ein Entrinnen möglich war. Am nächsten Tage kam es zum Kampfe. Die persischen Schiffe griffen mutig an, konnten sich aber ihres schwerfälligen Baues halber in dem engen Gewässer nicht frei bewegen und wurden von den leichtbeweglichen griechischen Fahrzeugen bald in die Enge getrieben und in Verwirrung gebracht. Mit einem Verluste von nahezu dem vierten Teile ihrer Gesamtstärke mußte sich die persische Flotte nach dem Phaleron, dem älteren Hafen Athens, zurückziehen. Dort war inzwischen auch das Landheer eingetroffen, nachdem es Mittelgriechenland in raschem Laufe durchzogen, Lokris und Doris zur Unterwerfung gezwungen,



Salamis.

Diese nahe der attischen Küste gelegene Insel (vergl. Karte S. 140) ist durch einen tiefen Meerbusen in zwei Hälften geteilt und vorwiegend von unfruchtbarer, gebirgiger Natur, wenngleich die Einwohner schon im Altertum Geflügel und Käse, sowie namentlich Honig ausführten. Sie gehörte bis 318 den Athenern, unterwarf sich dann freiwillig den Makedoniern, um erst 232 wieder in den Besitz der Athener zu gelangen.

das Gebiet der Phokier verwüstet und die widerspenstigen Städte Thespiä und Platää zerstört, die verlassene Stadt Athen niedergebrannt und die Akropolis mit Sturm genommen hatte.

Nach dem schlimmen Ausgang der für die Griechen so glorreichen Seeschlacht bei Salamis entschloß sich Xerxes sofort zum Rückzuge nach Asien. Den Kern des Heeres ließ er unter Mardonios in Thessalien zurück, mit dem Rest desselben erreichte er unter großen Verlusten durch Seuchen und Mangel an Lebensmitteln den Hellespont, der, da die Brücke durch Sturm zerstört worden war, mit Hilfe der inzwischen dort eingetroffenen Flotte übersetzt werden mußte.

Mardonios ließ den Athenern, die nach Abzug der Perser sofort den Wiederaufbau ihrer zerstörten Stadt wieder begonnen hatten, durch den König Alexander von Makedonien einen Sonderfrieden unter Anerkennung ihrer Unabhängigkeit anbieten. Da aber dieses Anerbieten abgelehnt wurde, ging der persische Feldherr unter Zuzug griechischer Bundesgenossen, d. h. solcher, die sich den Persern unterworfen hatten, aufs neue gegen Attika vor, wurde aber von der vereinigten peloponnesischen Streitmacht (an 90000 Mann), der sich mehr als 10000 Athener, Platäer und Thespier anschlossen, bei Platää (im Herbst 479) geschlagen und fiel im Kampfe. Die Perser ließen ihr Lager im Stich und flohen. Jetzt gingen die Griechen neuerdings zum Angriffskriege vor, der, wie schon erwähnt,

größtenteils zur See durch 30 Jahre sich hinzog und 476 zur Uebertragung der Vormacht zur See von Sparta auf Athen sowie zur Gründung eines Seebundes führte, dessen Vorort Athen war und der sich bald auf den größten Teil der Insel- und Küstenstädte des ägäischen Meeres erstreckte.

Athen als Vormacht.

Durch seine Verdienste um die Rettung Griechenlands vor der Persermacht und durch den bedeutenden Einfluß, den es auf den weiteren Verlauf des Kampfes gegen die Perser infolge der Erhöhung seiner Seemacht nahm, wurde Athen zum bedeutendsten Staate Griechenlands und zog sich dadurch den Neid und die Scheelsucht Spartas zu, das auf die erste Rolle natürlich nicht ohne weiters verzichten wollte. Als Athen daran ging, seine von den Persern zerstörten Befestigungen aufs neue wiederherzustellen, erhob Sparta Einspruch dagegen, zog aber durch die diplomatische Geschicklichkeit des Themistokles den Kürzern. Gleichzeitig mit den Befestigungsbauten ließ Themistokles den Umfang der Stadt Athen erweitern und diese mit dem neuangelegten Hafen am Piräus durch starke Mauern verbinden, so daß Athen auch nach der Seeseite hin unangreifbar wurde. Durch Verbesserung des Rechtszustandes der Nichtbürger bewirkte dieser umsichtige Staatsmann eine beträchtliche Erhöhung des Fremdenzuzuges, durch den Athen zum Sammelpunkte tüchtiger Arbeitskräfte wurde und auch in wirtschaftlicher Beziehung einen hohen Aufschwung nahm. Daß sich mit diesen Erfolgen auch die persönliche Machtstellung des Themistokles erhöhte, ist selbstverständlich; ebenso begreiflich ist es aber auch, daß er, durch seinen eigenen Glanz verblendet und durch seinen Ehrgeiz zu immer weiter gehenden Bestrebungen angetrieben, die Zuneigung und das Vertrauen seiner Mitbürger untergrub und seinen Gegnern Anhaltspunkte bot, um seinen Sturz herbeizuführen. Der spartanische König Pausanias, der bei Platää (479) das siegreiche Griechenheer befehligt und danach als Befehlhaber der Bundesflotte den Kampf gegen die Perser mit glänzendem Erfolge fortgesetzt hatte, fand ebenso wie Themistokles nicht die sittliche Kraft, seinem persönlichen Ehrgeiz im Interesse des Gesamtwohles Zügel anzulegen, und trug sich mit dem Plane, mit Hilfe Persiens die unbeschränkte Macht über ganz Griechenland zu gewinnen. Zu diesem Zweck setzte er sich mit Themistokles, dem erbittertsten Feinde seines eigenen Landes, in Verbindung, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Athener wenigstens bis zu einem gewissen Punkte auf die Sache eingegangen ist. Von seinen Feinden des Einverständnisses mit Pausanias bezichtigt und von Sparta des Landesverrates angeklagt, floh er 467 außer Landes und wandte sich 465 an den Perserkönig Artaxerxes I., der ihn mit fürstlichen Ehren aufnahm, weil er hoffte, in ihm einen tüchtigen Führer der Flotte gegen die Griechen zu gewinnen. Fast wäre es thatsächlich dahin gekommen, daß Themistokles gegen sein Vaterland zu Felde gezogen wäre; doch rettete ihn ein plötzlicher, vielleicht nicht natürlicher Tod vor dieser Schmach (459). Den Pausanias hatte schon 467 das verdiente Schicksal ereilt. Nachdem er 477 Byzanz auf eigene Faust besetzt hatte, 471 aber von den Athenern mit Gewalt von dort vertrieben worden war und sich darauf in Troas eine Herrschaft gegründet hatte, rief ihn seine Regierung 469 zurück, und jetzt setzte er sich sogar mit den Heloten in Verbindung, um mit ihrer Hilfe seine Pläne zu verwirklichen. Doch wurde der Anschlag verraten und Pausanias suchte, um der Verhaftung zu entgehen, eine Freistätte im Tempel der chalkidischen Athene bei Sparta, wo man ihn durch Vermauerung des Einganges einschloß und dem Hungertode preisgab. Echt spartanisch klingt die Sage, daß seine eigene Mutter den ersten Stein zur Vermauerung herbeigeschafft haben soll. Diese Vorgänge konnten zur Hebung des Ansehens Spartas, das ohnehin durch das Verhalten der Spartaner in den Perserkriegen trotz einzelner Leistungen nicht sonderlich gehoben worden war, nur noch mehr beeinträchtigen, und sie trugen dazu bei, daß viele Küsten- und Inselstaaten sich von der Führerschaft Spartas lossagten und in den unter Athens Hegemonie gestellten Seebund eintraten.

Diesen Bund organisierte der alte Aristides, der nach dem Sturze des Themistokles wieder die Leitung der Staatsgeschäfte in Athen übernommen hatte und an dessen Seite der ihm sinnesverwandte Sohn des Miltiades, Kimon, stand. Diesem war es gelungen, nach dem Tode seines Vaters dessen Schuld an den Staat abzutragen und damit nicht nur die Ehre des Verstorbenen wieder herzustellen, sondern auch sich selbst wieder in den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte zu setzen, die ihm nach dem Gesetze wegen der ungetilgten Schuld des Vaters bis dahin versagt geblieben waren. Kimon hatte schon bei Salamis ruhmvoll mitgefochten, 478 mit Aristides den Oberbefehl über das athenische Geschwader erhalten und sich durch glückliche Gefechte ausgezeichnet. Die Entfernung des Themistokles war zum großen Teil sein Werk; nach dem Tode des Aristides (um 467) trat er an die Spitze der Regierung und betrieb beharrlich und mit bestem Erfolge die Fortführung des Krieges gegen die Perser. Sparta hatte zu seiner Zeit einen Aufstand der Heloten und Messenier niederzukämpfen. Kimon, der durch persönliche Freundschaft mit den dortigen leitenden Kreisen verbunden war, setzte in Athen die Absendung von Hilfstruppen nach Sparta durch; diese Hilfstruppen wurden aber von den hochmütigen Spartiaten unter nichtigen Vorwänden bald wieder zurückgeschickt, und das bewirkte den Sturz Kimons, der (um 460) durch ein Scherbengericht in die Verbannung geschickt wurde. Sein Sturz war gleichbedeutend mit dem der aristokratischen Partei, der er von jeher angehört hatte; die Volkspartei, von Ephialtes*) und dessen jüngerem Freunde Perikles geführt, gelangte nun ans Ruder und mit ihr trat die glänzendste Periode Athens ein.

Sparta hatte sich durch die den Athenern zugefügte Beleidigung in großen Schaden gebracht. Athen hob den während der Perserkriege mit ihm geschlossenen Bund auf und verbündete sich mit Argos, das nun, dem Zuge alter Feindschaft gegen Sparta folgend, dieses mit bewaffneter Hand angriff. Die von Sparta unterworfenen und seither als Heloten behandelten Messenier hatten schon 464 gegen Sparta in offenem Kriege sich erhoben und den spartanischen Heloten, die anläßlich eines 465 ausgebrochenen fürchterlichen Erdbebens sich gleichfalls erhoben hatten, in ihrer starken Burg Ithome Aufnahme gewährt. Zur Belagerung dieser Burg war nun, wie schon erwähnt, der Beistand Athens erbeten worden, und nach der Zurückziehung der athenischen Hilfstruppen setzten die Spartaner allein die Belagerung vergeblich fort und mußten endlich der Besatzung freien Abzug gewähren. Athen nahm die Abziehenden gastlich auf und wies ihnen (456) den Seehafen Naupaktos am Eingang des korinthischen Meerbusens, den es (458) den spartanisch gesinnten Lokrern entrissen hatte, zum Aufenthalte an. Megara auf der korinthischen Landenge hatte sich 459 in athenischen Schutz begeben und war dem unter athenischer Leitung stehenden Delischen Bunde beigetreten. Die dorischen Nachbarstädte Korinth, Aegina und Epidaurus (auf einer Landspitze am saronischen Meerbusen), denen es natürlich nicht gleichgiltig sein konnte, daß Athen dadurch die Verbindung zwischen Hellas und dem Peloponnes in seine Hände bekam, griffen aus diesem Anlaß zu den Waffen gegen das letztere, siegten zu Lande, wurden aber in zwei Seegefechten besiegt (458). Sparta beschloß nun, selbst zu den Waffen zu greifen, und entsandte ein Heer nach Mittelgriechenland, das zugleich das seit den Perserkriegen gebrochen darnieder liegende Theben wieder aufrichten und als Bundesgenossen gegen Athen gewinnen sollte. In dem nun folgenden Kriege der Spartaner und Böoter gegen Athen, der sich von 457 bis 445 hinzog, siegten die ersteren (457) bei Tanagra, dagegen schlugen die Athener die

*) Ephialtes, natürlich nicht zu verwechseln mit jenem Ephialtes, der den Persern 480 v. Chr. den Weg zur Ueberrumpelung der Griechen bei Thermopylä gewiesen hatte und der danach von den Amphiktyonen geächtet und bald danach ermordet wurde, war ein entschiedener Gegner Kimons, dessen oben erwähntem Antrag auf Entsendung von Hilfstruppen nach Sparta er sich vergeblich widersetzt hatte. Die aristokratische Partei, der er sehr lästig war, weil er mit Zähigkeit und Schärfe auf gewissenhaftere Rechenschaftsablegung der obersten Staatsbeamten drang, ließ ihn (457) ermorden.

Thebaner bei Oenophyta (456), stürzten in den meisten böotischen Städten die Aristokratien und gewannen auch die Phokier und einen Teil der Lokrer als Bundesgenossen. Aegina wurde zur Uebergabe gezwungen, seiner Kriegsschiffe beraubt und tributpflichtig gemacht (456), die lakonische Küste durch Flottenangriffe auf vielen Punkten verheert und an der Westküste durch Gewinnung der (zur Gruppe der ionischen Inseln gehörigen) Inseln Zakynthos und Kephallonia für den Seebund der athenischen Vormacht ein neuer Stützpunkt geschaffen.



Perikles.
Antike Marmorbüste im brit. Museum zu London.
(Nach einer Photographie, aus Hertzberg „Gesch. d. Griechen im Altertum".)

In Athen hatte inzwischen Perikles seinen herrschenden Einfluß dermaßen befestigt, daß er selbst den Antrag auf die Zurückberufung des Kimon aus der Verbannung stellen konnte. Den Bemühungen dieses letzteren war das Zustandekommen eines fünfjährigen Waffenstillstandes mit Sparta hauptsächlich zu verdanken, und es konnte jetzt endlich an die Beendigung des Perserkrieges durch einen entscheidenden Schlag geschritten werden. Kimon stach mit 200 Schiffen in See, besiegte bei Kition und Salamis auf Cypern den Feind zu Wasser und zu Lande, wonach die Perser dem ferneren Kriege entsagten, wurde aber im Verlaufe dieses Entscheidungskampfes selbst vom Tode ereilt (449).

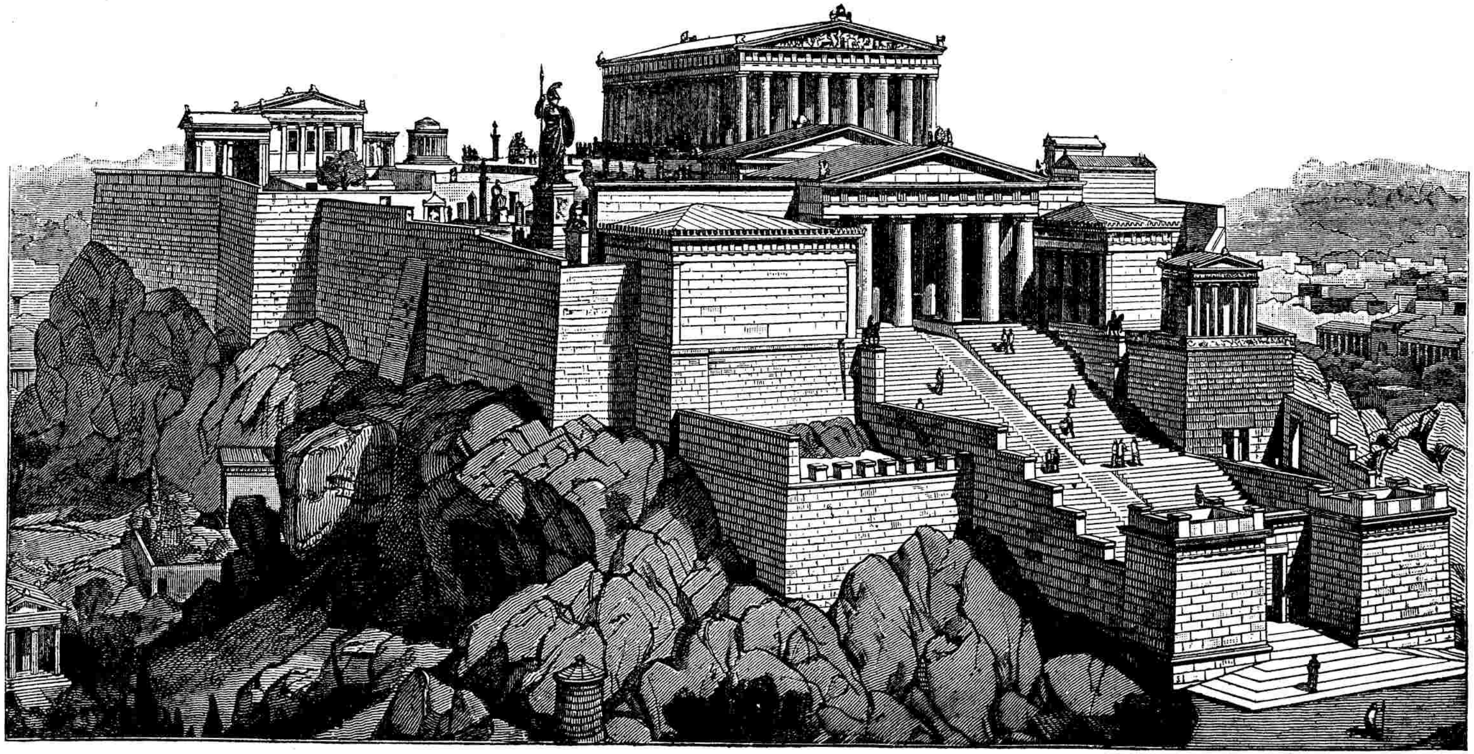
In Böotien waren inzwischen wieder neue Parteikämpfe ausgebrochen, in denen die Aristokraten die Oberhand gewannen. Die Athener, von der Volkspartei zu Hilfe gerufen, erlitten 447 bei Koronea eine Niederlage, infolge deren sie nicht nur in Böotien, sondern auch in Lokris, Phokis und Megara der Vormacht wieder verlustig gingen. Auch auf Euböa erhob sich ein Aufstand gegen Athen, der Sparta veranlaßte, den Umstand, daß der fünfjährige Waffenstillstand eben abgelaufen war, zu benutzen, um den Aufständischen durch einen Einfall in Attika unter die Arme zu greifen. Es gelang jedoch Perikles, die Spartaner durch Bestechung des Ratgebers ihres Anführers, des jugendlichen Königs Pleistoanax, zum Abzuge zu veranlassen, worauf der euböische Aufstand bald niedergeworfen wurde (446).

Es trat nun eine 30jährige Friedenszeit für Athen und Sparta ein. Die beiderseitigen Bundesgenossenschaften wurden gegenseitig als in sich geschlossene und von einander unabhängige Staatenbunde anerkannt (445). Diese an sich erfreuliche Thatsache gab den Griechen Gelegenheit, sich nun mehr der friedlichen Kulturentwicklung zu widmen; sie unter-

brach aber auch zugleich die politische Entwicklung dieses Landes, indem sie den Einheitsdrang der Nation, der durch die Perserkriege angeregt worden war, wieder erstickte und den Bestrebungen nach dieser Richtung ein für allemal ein Ziel setzte. In Athen wurde der einzige namhafte Gegner des Perikles, Thukydides, durch ein Scherbengericht verbannt und es begann nun unter der Leitung des Perikles die Blütezeit Athens, die unter dem Namen des perikleischen Zeitalters allgemein bekannt ist.

Perikles war niemals Archon. Die amtlichen Eigenschaften, die er bekleidete, waren die eines Strategen, eines Finanzvorstehers, eines Vorstehers der öffentlichen Bauten und eines Leiters verschiedener anderer Geschäftszweige, aber aus allen diesen hätte er vom gesetzlichen Standpunkte einen Anspruch auf die Stellung nicht herleiten können, die er in Wirklichkeit einnahm. Diese verdankte er einzig und allein seinem umfassenden staatsmännischen Wissen und seiner unvergleichlichen Rednergabe, deren Allgewalt am besten dadurch gekennzeichnet wird, daß man Perikles den Beinamen des „Olympiers" gegeben hat. Ihm hatte zunächst Athen den Ausbau seiner Verfassung im volkstümlichen Sinne zu verdanken. Mit Ephialtes gemeinsam brach er die Uebermacht des Areopages, der seine ursprüngliche Bedeutung als oberster Gerichtshof mit der Zeit in die einer politischen Körperschaft umgewandelt hatte und zu einem Stützpunkte der aristokratischen Bestrebungen geworden war. Seine Wirksamkeit wurde nun auf die Blutgerichtsbarkeit eingeschränkt, dagegen die Zuständigkeit der Geschwornengerichte entsprechend erweitert. Um auch den ärmeren Bürgern die Teilnahme an den großen, oft auf mehrere Tage sich erstreckenden Staatsfesten zu ermöglichen, führte Perikles die Auszahlung von Festgeldern an diese ein; auch wurden Richtergelder eingeführt, um die Beteiligung der mittellosen Bürger an den Geschwornengerichten zu erleichtern. Das Aufsichtsrecht über die Jugend, das bis dahin dem Areopag zustand, wurde einer neu geschaffenen Behörde, den alljährlich neu zu wählenden zehn Sophronisten übertragen und zur Verhinderung allzu häufiger Gesetzesänderung ein Ausschuß eingesetzt, der über die Zulässigkeit der Abschaffung eines bestehenden oder der Einführung eines neuen Gesetzes zu entscheiden hatte. Ueberdies hatte jeder Bürger das Recht, vor den Geschwornen die Klage auf Gesetzwidrigkeit gegen einen neuen Antrag vor wie nach dessen Annahme und innerhalb der Frist eines Jahres nach Erhebung eines solchen Antrages zum Gesetz auch gegen die Person des Antragstellers zu erheben. Entschied das Schwurgericht zu Gunsten des Klägers, so wurde der angefochtene Antrag hinfällig, andernfalls aber verfiel der Kläger in Geldbuße.

Die politische Stellung Athens nach außen gewann unter der Herrschaft des Perikles in beträchtlichem Maße; im Gebiet des Seebundes blieb Athens Vormacht mit einziger Ausnahme eines 440 von Samos versuchten Aufstandes unbestritten. Die athenische Kolonie auf dem thrakischen Chersonnes (vergl. S. 181), die von den Persern erobert, von Kimon 465 wieder zurückgewonnen worden war, wurde beträchtlich erweitert, mehreren Griechenstädten am schwarzen Meere durch eine Flottendemonstration Unterstützung gebracht, durch Begründung neuer Niederlassungen in Unteritalien (Thurii, 443) und in Makedonien (Amphipolis, am Strymon, 437) das Kolonialgebiet Athens erweitert. Die Befestigung Athens wurde durch Herstellung einer dritten langen Mauer, die bis nach dem Piräus führte, vollendet, am Piräus selbst eine neue Hafenstadt angelegt. Die Stadt Athen erhielt durch die von Perikles auf der Akropolis angelegten Prachtbauten jenen glanzvollen Schmuck, der uns noch heute in seinen großartigen Trümmern Bewunderung abnötigt. Aber nicht nur die Bau- und bildende Kunst fand in Perikles einen groß denkenden und handelnden Förderer; unter dem Schutze der Geistesfreiheit, die dem perikleischen Zeitalter ihr Gepräge aufdrückt, entwickelte sich auch die Dichtkunst, die Philosophie, die Geschichtsschreibung zu noch nicht dagewesener Höhe, und die unsterblichen Namen der Dichter Aeschylos (526—456), Sophokles (496—405), Euripides (480—406), Aristophanes (450—388), sowie der Geschichtsschreiber Herodot und Thukydides und der Philosophen Anaxagoras (des Lehrers des Perikles), Demokrit, Protagoras und Sokrates sind für immerwährende Zeiten mit jenem des perikleischen Zeitalters unzertrennlich verbunden.



Ansicht der Akropolis von Athen.
Nach Thiersch restauriert.
Aus Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas“.

Daß es bei soviel Licht auch nicht an Schattenseiten fehlte, ist wohl selbstverständlich. Zunächst war es der mit den großartigen Bauten des Perikles verbundene Kostenaufwand, der mehr oder minder begründete Verdächtigungen und Klagen gegen deren Urheber und seine Mitarbeiter (namentlich Phidias, den Schöpfer des aus Gold und Elfenbein geformten, über zwölf Meter hohen Standbildes der Pallas Athene im Parthenon auf der Akropolis) hervorrief. Man warf dem Perikles vor, daß dieser die Gelder des Bundes zu den Bauwerken mit verwendet habe, die doch nur der Stadt Athen allein zu gute kamen. Zwar rechtfertigte er sein Vorgehen damit, daß Athen dafür die wahrlich nicht geringe Gegenleistung des Schutzes der ganzen Bundesgenossenschaft auf sich genommen habe und daß zudem ein Teil dieser Bauten, wie namentlich die Befestigungswerke und das Parthenon, erstere als Sammel- und Stützpunkt für die Streitkräfte des Bundes, letzteres als Nationalheiligtum und zugleich Schatzhaus desselben dienten. Aber diese Rechfertigung genügte der Mehrzahl der Bundesgenossen nicht, zumal da das Bestreben Athens, sich die unumschränkte Herrschaft über die zugewandten Orte anzueignen, nach mancher Richtung deutlich zu Tage trat, so z. B. darin, daß den meisten Bundesstädten die höhere Gerichtsbarkeit abgenommen und auf Athen übertragen wurde. Ueberhaupt stand die steigende Macht Athens im Gegensatze zu dem Unabhängigkeitsgefühl, das zu den hervorragendsten Eigenschaften des Hellenenvolkes zählte, und das bei den Herrschenden allzuleicht in hoffärtige Ueberhebung, bei den Kleinen und Unbedeutenden aber in gehässiges Aufbäumen gegen jede leitende Macht ausartete. Das Mittel, das gegen solche Auflehnungen angewendet wurde, war das genaue Gegenteil von dem, das seinerzeit die Assyrer gegen aufständische Provinzen angewandt hatte: diese führten die widerspenstigen Völker aus der Heimat weg, die Athener setzten ihnen dagegen Niederlassungen athenischer Bürger auf den Hals und machten dadurch das feindliche Verhältnis zu einem dauernden. Der bereits erwähnte Aufstand von Samos (441—439), der vom persischen Satrapen in Samos genährt wurde, war aus solchen Ursachen entsprungen und hatte fast zur Wiederaufnahme der Feindseligkeiten von Seiten Spartas geführt, das von den Aufständischen um Hilfe angerufen worden war. Nur dem Umstande, daß Korinth sich der Verletzung des Bundesfriedens widersetzte, war die Aufrechterhaltung desselben zu verdanken. Aber der Gegensatz zwischen den beiden wettstreitenden Vormächten war zu schroff und zu tief eingewurzelt, als daß auf eine dauernde Beilegung desselben hätte gerechnet werden können; der Neid und Haß Spartas fand im Gegenteil nur noch mehr Nahrung in dem mächtigen Aufblühen Athens, und mit innerer Schadenfreude beobachtete man dort die allmälig fortschreitende Zersetzung, die sowohl die inneren Verhältnisse des athenischen Bundes als auch die gesellschaftlichen Zustände in Athen ergriff.

Perikles konnte gegen die Gefahren von außen vorbereitende Abwehr durch möglichste Verstärkung und Ausbildung der Land- und Seestreitmacht treffen. Aber gegen den zersetzenden Einfluß, den unter dem Schutze der Geistesfreiheit das Bestreben einzelner Volksverhetzer, das Ansehen und die Macht der Regierung zu untergraben, sowie die philosophische Schule der Sophisten ausübte, hatte Perikles, bei der politischen Richtung, die er vertrat, kein Gegenmittel. Die Sophisten waren bestrebt, die Unmöglichkeit einer allgemeingiltigen Erkenntnis nachzuweisen und den Schwerpunkt alles geistigen Lebens und Strebens aus der Gesamtheit in die einzelnen Köpfe zu verlegen. Damit war den oberflächlichen und unreifen Halbwissern die Bahn geöffnet, ihre Weisheit auf die noch Beschränkteren wirken zu lassen, und es bildete sich eine Art roher Demagogie (Volksrednerschaft), die für Athen verhängnisvoll wurde; andererseits aber gefiel sich die aristokratische Jugend darin, die scharfe, zersetzende Urteilsweise der Sophisten sich anzueignen und dieselbe dem Volke und der Volksherrschaft gegenüber in spöttischer Weise zur Geltung zu bringen.

Als entschiedener Gegner der Sophisten trat Sokrates auf, von dem Grundgedanken ausgehend, daß gerade die Unzulänglichkeit des Wissens und der Mangel an Selbsterkenntnis die Ursache der Irrtümer sei, nicht, wie die Sophisten lehrten, das Wissen der Maßstab und das Ich der Mittelpunkt der Wahrheit. Um selbst gut zu werden und Gutes wirken zu können, sei Vorbedingung, aber zugleich auch unfehlbares Mittel, die Erkenntnis des

Guten, Tugend daher die wahre Wissenschaft, die, wie Sokrates meinte, sowohl gelehrt als auch erlernt werden könne. Seine eigentümliche Weise, den Schülern, die er allerorts — ebenso in den Versammlungsorten der vornehmen Jugend wie in der Werkstätte der schlichten Arbeiter — selbst aufsuchte, den Lehrstoff gesprächsweise beizubringen, wobei er gerne den Schein des Unwissenden, Belehrungsbedürftigen annahm, um die Hörer zu nötigen, durch ihre eigene Denkarbeit zu dem Schlußergebnis zu gelangen, zu dem er sie führen wollte, war ebenso neu als fesselnd und gewann ihm einen großen Anhang. Ebenso zahlreich waren aber auch die Feinde, die er sich durch seine Wahrheitsliebe schuf. Diese klagten den Sokrates der Ketzerei an und erwirkten seine Verurteilung zum Tode durch den Giftbecher, den er, die ihm dargebotene Gelegenheit zur Flucht mit edlem Stolze von sich weisend, mit heiterem Gleichmut erlitt (399 n. Chr.).



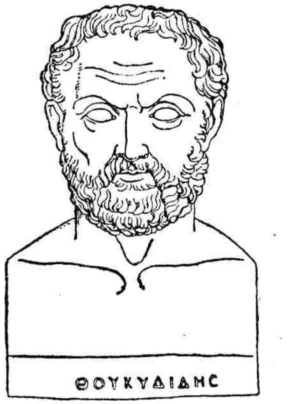
Sokrates-Herme in Neapel.
(Nach einer Photographie, aus Hertzberg „Gesch. d. Griechen im Altertum“.)

Der Kampf zwischen den politischen Parteien wurde in Athen immer heftiger, zumal da sich neben den beiden früheren, der Adels- und der Volkspartei, noch eine dritte als radikaler linker Flügel der letzteren gebildet hatte und die Regierung ebenso heftig anfeindete wie die Aristokraten. Die Spitze der Angriffe wendete sich gegen die Person des Perikles und seiner Gemahlin Aspasia; letztere wurde in niederträchtigster Weise der Kuppelei, ersterer des Unterschleifes von Staatsgeldern beschuldigt. Von Perikles selbst verteidigt, wurde Aspasia von den Geschworenen freigesprochen; der gegen Perikles gerichtete Anschlag blieb zunächst ohne Wirkung, weil der schon lange erwartete Kampf gegen Sparta nun wirklich zum Ausbruche kam.

Der peloponnesische Krieg
(431—404).

Zwischen den Städten Korkyra (dem heutigen Korfu) und Korinth war ein Streit um eine Niederlassung der ersteren an der illyrischen Küste namens Epidamnos entstanden, die, von dem benachbarten Barbarenvolke der Taulantier bedrängt, von der aristokratischen Regierung der Mutterstadt Korkyra aber den erbetenen Schutz aus dem Grunde nicht erlangte, weil die Epidamnier ein demokratisches Regiment eingesetzt hatten. Daraufhin schritt Korinth zu Gunsten der Niederlassung ein und sandte Truppen und neue Ansiedler hin. Korkyra griff nun mit Waffengewalt ein und zwang Epidamnos zur Uebergabe. Korinth traf jetzt umfassende Anstalten zum Kriege, und Korkyra suchte Schutz bei Athen, das eine Anzahl Schiffe zur Verfügung der Korkyräer stellte. Korinth wandte sich hierauf an Sparta um Hilfe, und damit war der Anlaß zum Zusammenstoße zwischen den beiden Vormächten gegeben. Zum Ueberfluß gesellte sich dazu noch ein Streit zwischen Korinth und Athen um die von den ersteren auf der Halbinsel Chalkidike gegründete Stadt Potidäa, die in den Delischen Bund eingetreten, 432 aber von demselben infolge korinthischer Umtriebe wieder abgefallen war und sich gegen Athen mit dem Könige Perdikkas von Makedonien in Verbindung gesetzt hatte. Athen entsandte eine Flotte nebst Truppen zur Niederwerfung der aufständischen Stadt, Korinth Hilfstruppen zur Unterstützung derselben. Die Bundesversammlung der Peloponnesier wurde auf Korinths Betreiben zusammengerufen, Athens Vorgehen von dieser als Bruch des Waffenstillstandes erklärt, und der Krieg kam zum Ausbruche. Von den Peloponnesiern blieben nur die Achäer und Spartas alte Feinde, die Argiver (Bewohner von Argos), neutral; Megara, Böotien, die Phokier und ein

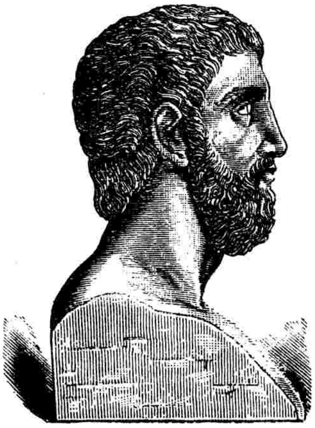
Teil der Lokrer schlossen sich Sparta an, wogegen Platää, Naupaktos, Korkyra, Zakynthos, Chios und Lesbos, endlich die Thessalier und Akarnanier (an der Westküste von Hellas) an Athen sich anschlossen. Theben eröffnete den Krieg mit einem Angriff auf Platää, der aber zurückgeschlagen wurde. Die Peloponnesier fielen in Attika ein, dessen Landbevölkerung sich in die Mauern von Athen flüchtete; die Athener verwüsteten ihrerseits Megara und die Orte an den Küsten des Peloponnes und setzten sich in den Besitz der Insel Aegina (431). Während eines zweiten Einfalles der Peloponnesier in Attika (430) brach in Athen die Pest aus. Perikles, der in dem bereits erwähnten Rechenschaftsprozesse verurteilt, nichts destoweniger aber neuerdings zum Feldherrn erwählt worden war, erlag der Seuche im folgenden Jahre. An die Spitze der Volkspartei trat der Gerber Kleon, der Hauptoppositionsmann gegen das perikleische Regiment, der durch seine leichtfertige und kurzsichtige Kriegspolitik nun schweres Unheil über Athen brachte. Führer der Aristokraten war Nikias. Der Krieg hatte noch unter Führung des Perikles eine günstige Wendung genommen; Potidäa war von den Athenern eingenommen worden und ihre Flotte bei Naupaktos siegreich gewesen. Auch jetzt noch blieb das Kriegsglück auf Athens Seite. Die vom athenischen Seebunde abgefallene Stadt Mytilene wurde zur Uebergabe gezwungen (427), ein großer Teil ihrer Bürger (über 1000) auf Kleons Antrag hingerichtet, die Mauern geschleift und das Ackergut an attische Bürger verteilt. Dagegen übten die Spartaner blutige Revanche (Wiedervergeltung) an Platää, das sie seit 428 belagert hatten, und dessen 225 Verteidiger nach der Einnahme der Stadt hingerichtet wurden. Im Jahre 425 war Athen nahe daran, den Krieg mit einem Erfolge abzuschließen; es hatte die alte Burg Pylos an der Westküste Messeniens besetzt und die Spartiaten auf der gegenüberliegenden Insel Sphakteria abgeschnitten. Sparta bot hierauf den Frieden an, auf Kleons Antrag wurde derselbe jedoch verworfen, die Insel Kythera (südlich vom lakonischen Meerbusen) von Athen besetzt und das lakonische Gebiet von hier und von Pylos aus fortwährend beunruhigt. Mit weniger Glück kämpften die Athener in Böotien, wo sie bei Delion eine empfindliche Niederlage erlitten. Der spartanische Feldherr Brasidas hatte sich mit einem kleinen Heere nach Chalkidike und Makedonien begeben, um die dortigen athenischen Niederlassungen zum Abfall zu zwingen, und seinen Zweck vielfach erreicht. Der als Geschichtsschreiber berühmte Athener Thukydides, der ein Geschwader in den thrakischen Gewässern befehligte, konnte die Einnahme von Amphipolis durch Brasidas nicht hindern und wurde deshalb in die Verbannung geschickt, in der er sein leider unvollendet gebliebenes, durch Wahrheitsliebe und staatsmännische Einsicht ebenso wie durch kräftige, gedrungene Sprache ausgezeichnetes Geschichtswerk über den peloponnesischen Krieg verfaßte. Die Athener sandten nun den Kleon, der im Verein mit dem Feldherrn Demosthenes Sphakteria eingenommen und damit einen billigen Erfolg errungen hatte, infolgedessen er nunmehr als großer Heerführer galt, nach dem Norden; statt aber auch dort sein Feldherrntalent zu erproben, wurde er bei Amphipolis (422) von Brasidas aufs Haupt geschlagen und auf der Flucht getötet.



Thukydides
nach einer Büste von pentelischem Marmor im Museum zu Neapel.
(Aus Weißers „Bilderaltas der Weltgeschichte".)

Nach dem Tode des Kleon gewann die von Nikias geführte aristokratische Mittelpartei vorübergehend das Uebergewicht, und Nikias wurde im Frühjahr 421 zu Friedensunterhandlungen mit Sparta ermächtigt, die zum Abschlusse eines fünfzigjährigen Friedens führten. Dieser wurde aber schon nach drei Jahren wieder gebrochen. Die hauptsächliche Veranlassung hierzu gab Alkibiades, eine Neffe des Perikles, der schon von Jugend auf seiner hervorragenden körperlichen und geistigen Eigenschaften halber der verhätschelte Liebling von ganz

Athen war und dem seine Reichtümer gestatteten, sich nicht nur mit einem Kreise einflußreicher Freunde zu umgeben, sondern auch als Parteiführer die Volksmassen gegen das besonnene Regiment des Nikias einzunehmen. Er brachte einen peloponnesischen Sonderbund zustande, dem sich Argos, Elis und Mantinea (in Arkadien) anschlossen und der gegen die Spartaner die Waffen erhob, bei Mantinea aber eine Niederlage erlitt (418). Danach brachte er einen Zug nach Sicilien zustande, wo ein Kampf zwischen den Städten Syrakus und Selinus (der westlichsten griechischen Kolonie auf Sicilien) gegen die Stadt Egesta ausgebrochen war, der diese nötigte, die Hilfe Athens zu erbitten. Trotz der Abmahnung des Nikias wurde im Piräus eine mächtige Flotte zu dem abenteuerlichen Zuge versammelt und stand schon zur Abfahrt bereit (415), als nächtlicherweile eine frevelhafte Zerstörung der heilig gehaltenen Hermen verübt wurde, an der auch Alkibiades teilgenommen haben sollte. Alkibiades wurde von der unter seinem und des Nikias und Lamachos Befehle bereits nach Sicilien abgerückten Flotte zurückberufen, um sich zu rechtfertigen; er entzog sich aber der gerichtlichen Behandlung der Angelegenheit durch die Flucht, worauf er abwesend zum Tode und zur Einziehung seiner Güter verurteilt wurde. Nun begab er sich, von Rachedurst gegen Athen erfüllt, nach Sparta und trieb dieses zur Unterstützung von Syrakus an. Hier hatten die Athener bereits einen Sieg erfochten (414) und mit der Belagerung der Stadt begonnen, wobei einer ihrer beiden Anführer, Lamachus, fiel. Nun traf das auf Veranlassung des Alkibiades abgesandte spartanische Hilfsgeschwader vor Syrakus ein, und die athenische Flotte erlitt, obgleich auch ihr Verstärkungen unter Führung des Demosthenes zugegangen waren, im Hafen von Syrakus eine schwere Niederlage. Das Landheer trat eiligst den Rückzug an, wurde aber teils niedergemacht, teils gefangen genommen. Die beiden Feldherrn Nikias und Demosthenes erlitten in Syrakus den Tod durch Henkershand, die Kriegsgefangenen wurden teils als Sklaven verkauft, teils in die Latomien (Steinbrüche) geworfen, wo viele von ihnen eines elenden Todes starben.



Alkibiades.
Antike Herme nach Visconti, aus Hertzberg „Gesch. der Griechen im Altertum".

Schon vorher hatten sich die Spartaner in Dekelea in Attika festgesetzt und beunruhigten von da aus durch Streifzüge fortgesetzt die Landschaft. Immer mehr wuchs die Bedrängnis der Athener. Viele Sklaven benutzten dieselbe, um sich vom Joche frei zu machen; mehrere zugewandte Orte fielen auf Veranlassung des Alkibiades, der schon 412 aus Sparta, wo er die Gemahlin des im Kriege abwesenden Königs Agis verführt und die Eifersucht der spartanischen Heerführer wachgerufen hatte, zu dem persischen Statthalter Tissaphernes in Sardes geflohen war, vom athenischen Bunde ab. Die aristokratische Partei gewann wieder die Oberhand und wirkte zunächst auf Ordnung der Finanzen hin, um die Mittel zu neuen Rüstungen zu gewinnen; es gelang ihr auch, die demokratische Verfassung durch einen Staatsstreich aufzuheben (411).

Alkibiades trieb am Hofe des persischen Satrapen ein niederträchtiges Doppelspiel. Erst erwirkte er ein Bündnis mit Sparta, welches dem Perserkönig die Ueberlieferung aller ihm ehemals unterthänigen Griechenstädte zusicherte, wogegen Persien den Spartanern mit Geldmitteln zur Fortsetzung des Krieges gegen Athen unter die Arme greifen sollte. Als aber die Athener mit einer Flotte an der ionischen Küste erschienen (412), begab sich Alkibiades als persischer Bevollmächtigter zu ihnen und knüpfte Unterhandlungen an, deren Spitze sich gegen Sparta wandte. Es gelang ihm in der That, dem Thissaphernes klar zu machen, daß das Interesse Persiens es erfordere, Athener und Spartaner gegen einander zu hetzen und sich gegenseitig aufreiben zu lassen. Das spartanische Bündnis mit Thissa-

phernes wurde dadurch erschüttert und bald durch ein neues mit Pharnabazos, dem Satrapen von Bithynien, ersetzt. Alkibiades wandte nun seinen gewaltigen persönlichen Einfluß daran, um die Führer der vor Samos ankernden Flotte für sich zu gewinnen, und auch damit hatte er Glück. Die Flotte verweigerte dem Staatsstreich-Regiment in Athen ihre Anerkennung, und ihre Befehlshaber, Thrasibulos und Thrasyllos, führten den Alkibiades in feierlichem Zuge nach Samos, wo er durch eine geflügelte Rede sofort das Vertrauen der Versammelten erwarb und begeisterte Zustimmung zu dem Vorschlage fand, nicht gegen die Regierung der Vaterstadt und deren Anhänger, sondern gegen Sparta und dessen Bundesgenossen die Waffen zu kehren. Die peloponnesische Flotte wurde sofort aufgesucht und bei Abydos (411) und Kyzikos (410) unter dem Oberbefehl des Alkibiades geschlagen und vernichtet. Hierauf stellte Alkibiades die athenische Herrschaft auf dem thrakischen Chersonnes wieder her, eroberte das in spartanischen Händen befindliche Byzanz (409), warf den Vertrag Spartas mit Pharnabazos zu Gunsten Athens über den Haufen und kehrte nun (408) mit seiner siegreichen Flotte im Triumph nach Athen zurück, wo inzwischen das oligarchische*) Staatsstreich-Regiment wieder gestürzt und die volkstümliche Verfassung aufs neue hergestellt worden war. Alkibiades wurde unter Widerruf des seinerzeit über ihn verhängten Todesurteils und Rückerstattung seiner eingezogenen Güter zum unumschränkten Feldherrn zu Wasser und zu Lande ernannt und ging bald darauf aufs neue nach Kleinasien, um dort den Kampf mit den unter Anführung des Spartaners Lysander stehenden Peloponnesiern wieder aufzunehmen. Während er Phokäa belagerte, wurde sein Unterfeldherr Antiochos, dem er zeitweilig den Befehl über die Flotte übertragen hatte, bei Notion im Golf von Ephesus von Lysander geschlagen (407). Alkibiades eilte schleunigst herbei, führte die geschlagene Flotte aufs neue dem Lysander entgegen, der aber der angebotenen Schlacht auswich. Die Folge dieses Zwischenfalles war, daß die Volksstimmung in Athen sofort wieder zu Ungunsten des Alkibiades umschlug, obwohl dieser an der bei Notion erlittenen Schlappe nicht die geringste Schuld trug, vielmehr dem Antiochos, bevor er sich nach Phokäa begeben, ausdrücklich verboten hatte, sich auf ein Gefecht einzulassen. Alkibiades wurde des Oberbefehls entsetzt und verließ zum zweiten Mal das Vaterland, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Er führte in Thrakien ein Freibeuterleben, wobei er reiche Beute gewann, aber gelegentlich auch seinen Landsleuten zu nützen suchte. Die Athener, deren Flotte im Hafen von Mytilene von dem neuen spartanischen Nauarchen (Oberbefehlshaber zur See) Kallikratidas eingeschlossen worden war, rüsteten eine neue Flotte aus, um den Eingeschlossenen zu Hilfe zu eilen, und schlugen die Peloponnesier bei den Arginusen, einer kleinen Inselgruppe nahe bei Mytilene (406), erlitten aber im nächsten Jahre durch Lysander, der inzwischen wieder Anführer der spartanischen Flotte geworden war, in der Schlacht bei Aegospotamos (Ziegenfluß) am Hellespont (405) eine vernichtende Niederlage. Alkibiades hatte vor dieser Schlacht die athenischen Flottenführer auf ihre nachteilige Stellung aufmerksam gemacht, fand aber kein Gehör bei ihnen. Mit dem unglücklichen Ausgange derselben war das Schicksal Athens besiegelt. Lysander vernichtete zunächst dessen Herrschaft auf den Küsten und Inseln und schloß sodann die Hauptstadt von der See- und Landseite her ein, so daß sie (404) sich ergeben mußte. Die Befestigungsmauern der Stadt und des Piräus wurden niedergerissen, alle Kriegsschiffe bis auf zwölf den Athenern genommen und diese mußten auf alle ihre auswärtigen Besitzungen verzichten und die Oberherrschaft Spartas anerkennen. Auf Betreiben Lysanders wurde die Neuordnung des Staates einem Dreißigmänner-Kollegium übertragen, das aus der oligarchischen Partei gewählt wurde, und dessen Regiment unter dem Namen der Herrschaft „der dreißig Tyrannen" berüchtigt war.

Alkibiades flüchtete nach dem Fall Athens nach Kleinasien, um dort nochmals zu versuchen, die Perser zu einem Bündnisse mit Athen zu bestimmen; er wurde aber auf Veranlassung des Pharnabazos in dem von ihm bewohnten Hause umstellt, durch Brand-

*) Vergl. Fußnote auf S. 145.

legung aus demselben herausgetrieben und sodann mit Pfeilen niedergeschossen. So fiel dieser außerordentlich begabte, aber auch mit allen Schwächen und Schattenseiten des griechischen, durch die athenische Ueberkultur verderbten Volkscharakters behaftete Mann im Alter von kaum 46 Jahren gleichzeitig mit der Stadt, aus deren Glanzzeit er hervorgegangen war.

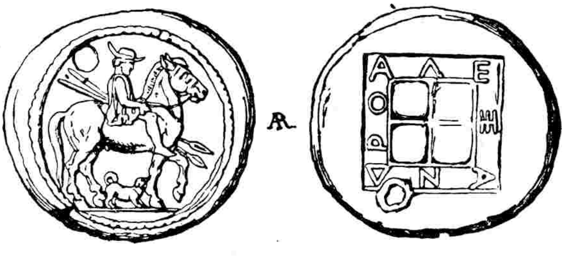
Griechenland unter der zweiten Hegemonie Spartas.

Nachdem Lysander seinen Siegeszug mit der Unterwerfung von Samos, des letzten vom athenischen Bunde noch übrig gebliebenen Gliedes, abgeschlossen hatte, führte er in den meisten Städten Kleinasiens und der Inseln, die vorher diesem Bunde angehört hatten, oligarchische Verfassungen unter der Aufsicht spartanischer Harmosten ein, erregte aber durch seine weit ausgreifenden Pläne, die ihn namentlich zu Persien in nahe Beziehungen brachten, das Mißtrauen seiner Regierung, die ihn 403 abberief. Lysander war mit dem Bruder Cyrus des Perserkönigs Artaxerxes nahe befreundet, und als dessen Versuch, mit Hilfe griechischer Söldner sich des Thrones zu bemächtigen, durch seinen Fall bei Kunaxa (vergl. S. 155) vereitelt worden war, wandte sich der Satrap Tissaphernes gegen die ionischen Städte, um sie für die Unterstützung, die sie dem Cyrus hatten angedeihen lassen, zu züchtigen. Sparta mußte sich natürlich in seiner Eigenschaft als Vormacht zur Hilfeleistung entschließen. Lysander kam nun angesichts der drohenden Kriegsgefahr wieder zu Ehren; er bewirkte die Wahl des Agesilaus zum König von Sparta und dieser drang siegreich in Asien vor und schlug am Paktolos (396) den Tissaphernes, der wegen dieser Niederlage hingerichtet wurde. In seinem Siegeszuge durch Phrygien und Lydien wurde er durch seine Zurückberufung nach Europa (394) aufgehalten; hier hatten sich fast alle Staaten Nord- und Mittelgriechenlands gegen das harte Joch Spartas aufgebäumt, und Athen griff, mit persischem Gelde unterstützt, im Vereine mit Theben, Korinth und Argos zu den Waffen, um sich von der verhaßten Oberherrlichkeit Spartas zu befreien. In diesem „korinthischen Kriege“ (395—387) fiel Lysander bei Haliartos in Böotien (395) und die spartanische Flotte wurde in der Schlacht bei Knidos (394) von der persischen besiegt, worauf die spartanischen Harmosten aus den griechischen Städten Kleinasiens verdrängt wurden. Athen erhielt von Persien eine Flotte zum Geschenk, mit der Konon (der Sieger von Knidos, der sich hier mit dem Satrapen Pharnabazos in den Befehl der persischen Flotte geteilt hatte) heimkehrte, um unter ihrem Schutze die Mauern Athens wieder aufzurichten, wozu Persien ebenfalls das nötige Geld gab. Agesilaus hatte die Rückkehr nach Griechenland über Thrakien, Makedonien und Thessalien bewerkstelligt und die Verbündeten bei Koronea (394) geschlagen, ohne jedoch einen durchgreifenden Vorteil zu erringen. Um freie Hand gegenüber den eigenen Stammesgenossen zu gewinnen, schloß Sparta mit Persien Frieden (387) und gab diesem die kleinasiatischen Griechenstädte preis. Dann überfiel es Theben und besetzte die alte kadmeische Burg, um daselbst eine Tyrannenherrschaft einzusetzen; der Thebaner Pelopidas, der sich nach Athen geflüchtet hatte, befreite jedoch 379 seine Vaterstadt wieder von den Eindringlingen. Agesilaus, der nun wieder nach Böotien geschickt wurde, vermochte dort nicht viel auszurichten; ebensowenig gelang ein versuchter Handstreich auf den Piräus, der die Athener zur offenen Verbindung mit Theben und zur Begründung des zweiten Athenischen Seebundes (378) veranlaßte. Dieser führte den Seekrieg gegen die Peloponnesier mit solchem Erfolge, daß Sparta sich zum Friedensschlusse veranlaßt sah (371), auf Betreiben des Agesilaus aber Theben von diesem Frieden ausschloß. Hier hatte sich unter Pelopidas eine aus 300 todesmutigen Jünglingen bestehende „heilige Schar“ gebildet, und Epaminondas, ein Thebaner aus aristokratischem Geschlechte und Freund des Pelopidas, der 371 zum Böotarchen ernannt worden war, hatte eine neue Gefechtsweise, die sogenannte „schiefe Schlachtordnung“ eingeführt, gegen die die Spartiaten nicht aufzukommen vermochten. Der

alte Agesilaus und sein junger Mitkönig Kleombrotos, die das Spartanerheer führten, erlitten bei Leuktra (371) eine schwere Niederlage, wobei Kleombrotos fiel. Nun erhob sich die Volkspartei allerorts gegen die von Sparta ihnen aufgedrungenen Herrschaften, und Theben riß für das folgende Jahrzehnt die Vormacht an sich und ging angriffsweise gegen Sparta vor (371). Die Messenier wurden unabhängig gemacht, den Arkadern, die von Sparta abgefallen waren, Unterstützung gebracht und zur Befreiung der Thessalier ein Kriegszug gegen den sie beherrschenden Tyrannen Alexander von Pherä unternommen, der mit dem Siege der Thebaner bei Kinoskephalä abschloß, aber ihrem Führer Pelopidas den Tod brachte (364). Auf einem weiteren Zuge der Thebaner nach dem Peloponnes fand auch Epaminondas den Heldentod auf dem Schlachtfelde bei Mantinea, und es ist ein trauriges Zeichen des sittlichen Verfalles des Volkscharakters, daß hier, wie auch schon beim ersten Zuge der Thebaner gegen Sparta, unter den Bundesgenossen dieses letzteren die Athener sich befanden, die noch wenige Jahre zuvor Bundesgenossen der Thebaner gewesen waren.

Dem nach der Schlacht bei Mantinea geschlossenen allgemeinen Frieden trat Sparta nicht bei, weil es die Wiederherstellung der staatlichen Selbständigkeit Messeniens nicht anerkennen wollte. Der nahezu 80jährige Agesilaus war noch nicht kriegssatt und zog mit einem Söldnerheer nach Aegypten, um dort einen Thronstreit mit Waffengewalt zu schlichten. Nachdem ihm dies gelungen, trat er, reich belohnt, die Rückfahrt nach Sparta an, starb aber während derselben (359).

Mit dem Tode seiner beider Nationalhelden versank Theben ebenso rasch wieder im Dunkel der Unbedeutendheit, als es sich unter deren Führung leuchtend erhoben hatte, und auch der Verfall Athens sowie das Zerbröckeln des zweiten Seebundes vollzog sich innerhalb des nächsten Jahrzehntes, zumal da ihm in dem Könige Philipp von Makedonien ein mächtiger Gegner erwachsen war. Philipp, der einige Jahre in Theben verlebt und dort griechische Bildung und Kriegskunst kennen gelernt hatte, bestieg in jungen Jahren den Thron, bekämpfte mit Erfolg die Illyrer und Thraker und benutzte die Schwäche Athens, das gegen seine abtrünnigen Bundesgenossen einen kraft- und nutzlosen Krieg führte, in dem es seinen letzten tüchtigen Feldherrn Chabrias verlor, um demselben die Stadt Amphipolis wegzunehmen (357), worauf er seine Hand auch nach anderen Griechenstädten ausstreckte und sich des thrakischen Küstengebietes mit seinen goldreichen Bergwerken bemächtigte. Gegen die Phokier, die das Heiligtum Apolls in Delphi seiner reichen Schätze beraubt und die so gewonnenen Reichtümer zur Führung eines zehnjährigen Krieges (des sogenannten zweiten heiligen Krieges, 355—346) gegen Theben, Lokris und Thessalien benutzt hatten, rückte, von den Thessalern zur Hilfe herbeigerufen, Philipp in Mittelgriechenland ein und erzwang von Phokis die Ueberlassung seiner Stimme im Amphiktyonenbunde (vergl. S. 175). Die Ausbreitung der Macht Philipps brachte noch einmal ein Bündnis zwischen Theben und Athen zustande, wozu die „Philippiken“ („Aufrufe gegen Philipp“) des berühmten athenischen Redners Demosthenes wesentlich beigetragen hatten. Die Korinther, Achäer und Phokier traten dem Bündnisse bei, und das vereinigte Heer stieß bei Chäronea (338) mit den Makedoniern zusammen. Philipps junger Sohn Alexander vernichtete hier mit seiner Reiterei die noch seit der Zeit des Pelopidas erhaltene „heilige Schar“ der Thebaner bis auf den letzten Mann, während Philipp mit seinem neugeschaffenen Heerhaufen, der „Phalanx“, die Athener niederwarf. Philipp setzte sich hierauf in den Besitz der Macht



Makedonische Reiter
vor 450 v. Chr.
Oktodrachme Alexanders I. von Makedonien.
Nach Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas“.

über ganz Griechenland und ließ sich von einer zu Korinth anfangs 337 stattgehabten Nationalversammlung zum Oberfeldherrn wählen. Seine Absicht war, mit vereinter makedonisch-griechischer Streitmacht gegen das im Verfall begriffene Perserreich vorzugehen und dasselbe als gute Beute an sich zu reißen. Schon hatte er den Feldzug eröffnet, als ihn die Waffe eines Offiziers seiner Leibwache meuchlerisch hinstreckte (336). Sein Sohn Alexander trat nun im eben erreichten zwanzigsten Altersjahre sein Erbe an.

Alexander der Große

(336—323 v. Chr.).



Alexander der Große.
Antike Marmorbüste im Londoner brit. Museum. (Nach einer Photographie, aus Hertzberg „Geschichte der Griechen im Altertum".

Gleich beim Antritte seiner Herrschaft bewies Alexander, daß ihn trotz seiner Jugend der starke Geist seines Vaters beseelte. Er zwang die Griechen kurzweg, auch ihm die Obergewalt über Land und Heer zuzuerkennen, und vollzog an den Thebanern, die sich dagegen auflehnten, ein strenges Strafgericht, indem er die Stadt zerstörte und die Einwohner als Sklaven verkaufen ließ. Nachdem er die barbarischen Nachbarvölker an der Nordgrenze Makedoniens niedergeworfen hatte, rüstete er sich zum Zuge gegen Persien und ernannte für die Zeit seiner Abwesenheit zum Reichsverweser den Antipater, der im Jahre 330 noch eine letzte Erhebung der Spartaner niederzuschlagen hatte. Bei Megalopolis starben 5000 Spartaner unter ihrem Könige Agis III. den Heldentod.

Im Frühjahr 334 trat Alexander mit 35000 Mann seinen Heerzug nach Persien an. Am Granikos, einem kleinen Flusse in Troas, erfocht er den ersten Sieg gegen Darius III. (vergl. S. 156), wobei er fast das Leben eingebüßt hätte, durch Kleitos aber aus der Gefahr gerettet wurde. Er erklärte hierauf die griechischen Städte Kleinasiens als unabhängig von der persischen Oberherrschaft und gab dieser Erklärung Nachdruck durch sein weiteres Vordringen in Kleinasien. Sein erster Ruhepunkt war die phrygische Hauptstadt Gordium, in der er überwinterte, um im nächsten Frühjahr über den Taurus zu gehen und gegen Syrien vorzudringen. Bei Issos in Cilicien stieß er auf das 600000 Mann starke Heer des Darius, der vom Euphrat herkommend, ihm in den Rücken gefallen wäre, wenn er nicht rechtzeitig von dieser Gefahr Kenntnis erhalten hätte. Er wandte rasch um und erfocht einen glänzenden Sieg, wobei 100000 Perser den Tod fanden und der Rest zersprengt wurde oder in Gefangenschaft geriet. Auch die Mutter, Gemahlin und die Töchter des Großkönigs fielen in die Hände des Siegers. Darius bot die Abtretung seines Reiches bis an den Euphrat an; Alexander wies aber dieses Anerbieten zurück und ging nun zunächst daran, die Küstenländer Syrien, Phönikien und Aegypten an sich zu reißen, um dadurch Persien vom Mittelmeer völlig zurückzudrängen. Tyrus fiel nach siebenmonatlicher, Gaza in Palästina nach zweimonatlicher Belagerung, Aegypten nahm Alexander als seinen Befreier auf. Nach einem Zuge durch das Pharaonenland, der sich bis Memphis und durch die libysche Wüste bis zu dem berühmten Orakel des Jupiter-Ammon*) erstreckte und die Begründung der Stadt

*) Die Griechen, die seit Psammetich (vergl. S. 66) in Aegypten Verbreitung und Einfluß erlangt hatten, wandten sich schon früh dem Ammondienste zu und bildeten sich aus dem ägyptischen Gotte einen Zeus-Ammon, dem später die Römer als Jupiter-Ammon gleichfalls Verehrung zollten.

Alexandrien veranlaßte, ging Alexander wieder nach Asien zurück und drang durch Mesopotamien, den Tigris in seinem oberen Laufe überschreitend, gegen Ninive vor. In der Nähe dieser einstigen Hauptstadt des Assyrerreiches, bei Gaugamela und Arbela, zertrümmerte er 331 die Hauptmacht der Perser und rückte darnach unaufhaltsam über Babylon und Susa gegen Persepolis vor, das den Flammen übergeben wurde. Der weitere Zug des großen Eroberers ist aus unserer Karte (S. 140) zu entnehmen, das Ende des letzten Perserkönigs auf Seite 156 geschildert. Von Hekatompylos wandte sich Alexander gegen das obere Indusgebiet (vergl. S. 137), wurde aber hier durch die wachsende Unzufriedenheit der abenteuermüden Makedonier im weiteren Vorrücken



Die Alexanderschlacht bei Issus.

Nach einem 1831 in Pompeji aufgefundenen Mosaikgemälde. Es ist der Augenblick dargestellt, in welchem Alexander (links) gegen den Streitwagen des Darius vordringt und den sich in den Weg stellenden Perser mit der Lanze durchbohrt.

aufgehalten und nach einem Zuge durch das Industhal, der sich bis an die Meeresküste herab erstreckte, zum Rückmarsch veranlaßt. Dieser führte durch das Wüstengebiet Gedrosiens, wo ein großer Teil des makedonischen Heeres seinen Untergang fand. In Persis wieder angelangt (324), faßte Alexander den Plan, ein makedonisch-persisches Weltreich zu gründen, dessen europäischen und asiatischen Angehörigen volle Gleichberechtigung gewährt werden, das aber vom Geiste der hellenischen Kultur beherrscht sein sollte. Um die hierzu erforderliche innigere Verbindung der bis dahin einander fremd und feindlich gegenübergestandenen Völker anzubahnen, nahm er selbst neben seiner baktrischen Gemahlin Roxane (vergl. S. 141) eine von den Töchtern des Darius zur Frau, ordnete die Vermählung seines vertrautesten Freundes Hephästion mit der jüngeren Tochter des Perserkönigs an und veranlaßte die eheliche Verbindung vieler anderer Makedonier mit Perserinnen. Auch wurden asiatische Truppenkörper in das makedonische Heer eingereiht. Dem Handel sollten im großartigen Maßstabe neue Wege geöffnet werden. Schon auf seinem indischen Zuge hatte Alexander den Bau einer großen Flotte angeordnet, die unter Nearch in den indischen Ozean einlief und dann die Küste von den Indusmündungen bis zu der des Euphrat und Tigris erforschte. Auch zu Lande sollten große Verkehrsstraßen angelegt werden.

Die Annäherung an die Asiaten hatte auf Alexander selbst den ungünstigsten Einfluß ausgeübt. Er nahm bald das Wesen eines richtigen morgenländischen Großkönigs an und ging soweit, daß er für seine Person göttliche Verehrung beanspruchte. Während er durch Anlage zahlreicher griechischer Pflanzstätten in Asien hier den Grund zur Verbreitung hellenischer Kultur legte, nahm er selbst asiatische Sitten an und führte an seinem Hofe den Pomp und die Hoffart persischen Hofbrauches ein. Auch ließ er durch verschiedene Gewaltthätigkeiten, die er an den verdienstvollsten Männern seiner nächsten Umgebung verübte, deutlich erkennen, daß der jugendliche, edle Feuergeist, der ihn zu seinen großartigen Thaten entflammt hatte, unter dem Einflusse der asiatischen Luft in einen zügellosen, despotischen Geist umgeschlagen hatte, der nicht nur dem kaum begonnenen Werke Alexanders, sondern auch ihm selbst verderblich werden mußte. Philotas, den Sohn seines bedeutendsten Feldherrn Parmenion, der schon Vertrauter seines Vaters gewesen war, ließ er, weil er mit der Bevorzugung des asiatischen Elementes und Wesens, wie Alexander es zur Schau trug, unzufrieden war, hinrichten (330) und Parmenion selbst aus Furcht vor seiner Rache durch Meuchelmörder aus dem Wege schaffen. Den Kleitos, der ihm in der Schlacht am Granikos das Leben gerettet hatte, stach er nach einem schwelgerischen Mahle in sinnloser Trunkenheit nieder. Seit dem Tode seines Freundes Hephästion (324) war überhaupt eine verhängnisvolle Veränderung in dem Wesen des jungen Königs vorgegangen; er ergab sich von da an der Schwelgerei und verlor mehr und mehr den inneren Halt. Nach einem dem Nearchos*) zu Ehren gegebenen Abschiedsmahle, an dem er sich wohl wieder stark übernommen haben dürfte, ergriff ihn ein Fieber und machte nach wenigen Tagen seinem jungen Leben (er hatte noch nicht das 32. Altersjahr erreicht) ein Ende (323). Alexander wurde zunächst mit ungeheuerem Pomp in Memphis bestattet; später brachte man seinen Leichnam in einen eigens für ihn erbauten Tempel in der von ihm gegründeten Stadt Alexandrien zur Beilegung. Der Erbe seines Reiches war zur Zeit seines Todes noch nicht geboren; in Vertretung desselben übernahm Alexanders vertrauter Freund und Feldherr Perdikkas die Reichsverwesung und suchte die Gefahr für seine persönliche Sicherheit, die mit der Bekleidung dieses Amtes verbunden war, dadurch zu verringern, daß er den bedeutendsten Feldherren Statthalterschaften über die einzelnen Provinzen übertrug. Da er aber durch Vermählung mit der Schwester Alexanders sich selbst die Krone zuwenden wollte, so verbanden sich die meisten übrigen Feldherren gegen ihn, und als er gegen einen derselben zu Felde zog, wurde er von seinen eigenen Truppen getötet (321). An seiner Stelle wurde Antipater, der schon Feldherr und Vertrauter des Vaters Alexanders gewesen war, zum Reichsverweser ernannt, und dieser nahm eine neue Verteilung der Statthalterschaften vor, die aber nicht zu friedlicher Ordnung, sondern zu langwierigen Kämpfen und zur völligen Auflösung des Alexanderreiches führte. Die direkten Erben Alexanders wurden beiseite geschafft und die Feldherren, denen die Statthalterschaft in den einzelnen Provinzen zugewiesen worden war, machten sich selbst als „Diadochen" d. h. „Nachfolger" zu Herrschern der ihnen übergebenen Länder, aus denen sich dann teilweise neue Reiche bildeten. So begründete Ptolemäos Lagi, wie wir bereits gesehen haben (vergl. S. 66), die Dynastie der Ptolemäer in Aegypten, wo er, der ein Jugendfreund und einer der Feldherren Alexanders gewesen, nach dessen Tode als Statthalter eingesetzt worden war. Er war es, der Alexanders Leiche nach Aegypten hatte bringen lassen; weniger pietätvoll hat er sich aber dem Sohne Alexanders und der Roxane gegenüber bewiesen, da er 311 in die Ermordung des elfjährigen Knaben willigte, der den großen Namen seines Vaters als Alexander II. nur der Form nach geführt hat. Doch muß dem Ptolemäos nachgerühmt werden, daß Aegypten durch ihn zum bestregierten Staate jener Zeit gemacht worden ist; der Verwaltungs-

*) Nearchos sollte Arabien umschiffen, um den Seeweg von Aegypten nach dem Euphratlande und der Ostküste des persischen Meerbusens, an der Alexander Niederlassungen im großartigen Stile begründen wollte, auszumitteln.

organismus mit seiner festen Centralisation und fein durchdachten Gliederung war musterhaft, und nicht wenig trug es zur Festigung der Ptolemäerherrschaft bei, daß ihr Begründer besser als Alexander es verstanden hat, die Eigenart des beherrschten Volkes mit dem herrschenden hellenischen Elemente zu verschmelzen.



Münzporträt Ptolemäos II.
Aus Hertzberg „Gesch. der Griechen im Altertum".



Münzporträt Ptolemäos III.
Aus Hertzberg „Gesch. der Griechen im Altertum".

Unter seinem Sohne Ptolemäus II. (285—247) entwickelte sich Aegypten und insbesondere Alexandrien zu hoher litterarischer und wissenschaftlicher Blüte; er baute u. a. das berühmte Museum und die Bibliothek aus, die die Grundlagen der „alexandrinischen Schule"*) bildeten. Sein Sohn Ptolemäus III. (247—221) warf sich mehr auf die Eroberungspolitik und soll die Grenzen seines Reiches vorübergehend bis nach Baktrien ausgedehnt haben. Nach ihm geriet aber sowohl das Geschlecht als auch die Herrschaft der Ptolemäer in Verfall.

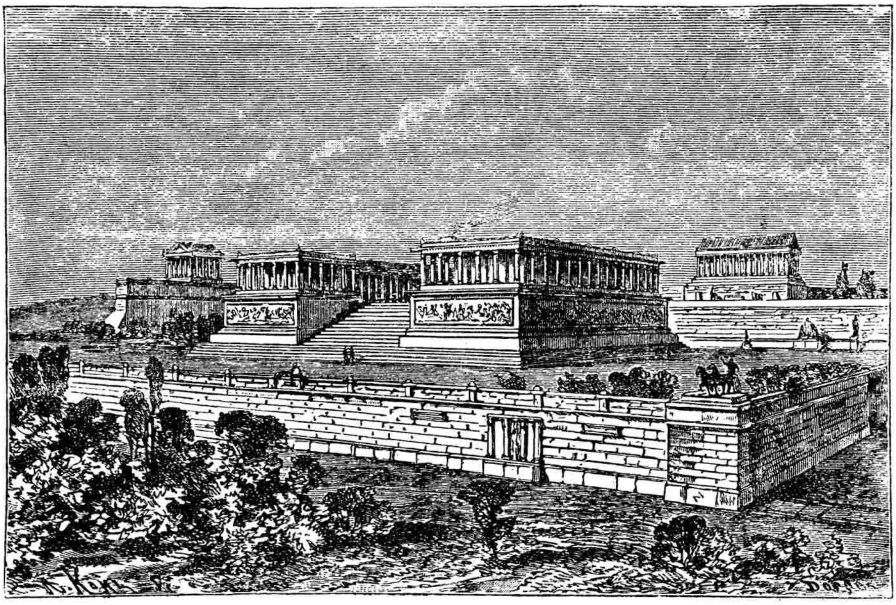
Ein anderes Reich bildete aus dem Nachlasse Alexanders Seleukos, genannt Nikator, d. h. „der Siegreiche". Er war der Sohn des Feldherrn Antiochus und wurde nach dem Tode Alexanders und der Beseitigung des Perdikkas von Antipater als Statthalter zu Babylon eingesetzt und zum Befehlshaber der Reiterei ernannt. Im Bunde mit Ptolemäus wandte er sich gegen Antigonus, einen der Diadochen, der das ganze Reich unter seine Botmäßigkeit bringen wollte, schlug diesen und begründete durch Erweiterung seiner Herrschaft bis an den Indus das Seleukiden-Reich. 307 nahm er den Königstitel an und riß, nachdem Antigonus in der Schlacht bei Ipsus in Phrygien gefallen war (301), einen großen Teil Kleinasiens, der nach Alexanders Tod dem Antigonus als Statthalter zugewiesen worden war, an sich. Bald darauf verbündete er sich mit dem Sohne des Antigonus, Demetrius Poliorketes (d. h. der Städtezerstörer), mit dessen Tochter er sich vermählte, gegen die Diadochen Ptolemäus und Lysimachus (Statthalter von Thrakien). Demetrius Poliorketes hatte schon bei Lebzeiten seines Vaters Antigonus und gleichzeitig mit diesem noch vor den übrigen Diadochen den Königstitel angenommen (306); er war von den Freibeutern der nachalexandrinischen Zeit so ziemlich der gewaltthätigste und machte durch sein Wirken auf syrischem, griechischem und kleinasiatischem Boden seinem Beinamen, den er zum Teil den von ihm zuerst angewandten großartigen Belagerungsmaschinen verdankte, alle Ehre. Dadurch, daß er sich mit Seleukos wieder verfeindete, machte er seinem städtezerstörenden Wirken selbst ein Ende; Seleukos bemächtigte sich



Münze des Demetrios Poliorketes.
Aus Hertzberg „Gesch. der Griechen im Altertum".
Tubablasende Nike, eine Tropaionstange in der Linken, auf dem Vorderteile eines Schiffes stehend, an dem unten die Meereswellen angedeutet sind. Sie verkündet den von Antigonos und Demetrios bei Kypros 306 errungenen Seesieg.

---

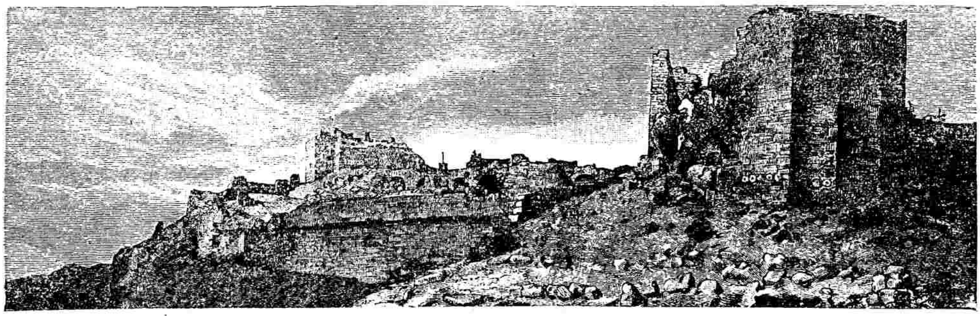
*) Diese von Ptolemäus I. begründete Schule unterhielt auf Staatskosten Forscher, Lehrer und Schüler, die sich da der Wissenschaft widmen wollten. Sie blieb bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. die erste Hochschule der Welt, aus der die berühmtesten Sprach- und Gottesgelehrten, Philosophen, Stern- und Heilkundigen des Altertums hervorgegangen sind. Dadurch, daß sie auch der Gottesgelehrtheit eine Freistätte öffnete, erlitt sie zur Zeit, als auch das Christentum daselbst seine Lehrstühle aufrichtete, eine tiefe Erschütterung, denn nun machte an der Stätte der Wissenschaft auch die religiöse Unduldsamkeit ihren Einfluß geltend; einerseits wurde die Schule von den strenggläubigen Bischöfen von Alexandrien, andererseits von der weltlichen Gewalt der Kaiser verfolgt, und nachdem schon Caracalla das Museum aufgehoben und die Staatsbezüge der dort wirkenden Gelehrten eingestellt hatte, verjagte Theodosius der Große auf Betreiben der Kirche die heidnischen Philosophen von dort und ließ die Bibliothek verbrennen. Der oströmische Kaiser Justinian unterdrückte die heidnischen Philosophenschulen in Alexandrien aufs neue, und nach der Eroberung der Stadt durch die Araber (642 n. Chr.) trat dort an Stelle der hellenischen die arabische Wissenschaft.



Pergamon.

Der Altar des Zeus und der Athene, nach einer Rekonstruktion von O. Ravet in „Monuments de l'art antique".

Das Pergamenische Reich hatte sich 281 v. Chr. aus Trümmern des makedonischen entwickelt und bestand bis zum Jahre 133 v. Chr. Nach der Ermordung des Seleukos Nikator hatte sich Philetairos, der Schatzmeister des in demselben Jahre im Kampfe gegen den Erstgenannten gefallenen Feldherrn Alexanders und späteren Königs von Thrakien, Lysimachos, mit Hilfe eines Söldnerheeres der in Mysien gelegenen festen Stadt Pergamon bemächtigt und begründete das nach derselben benannte Reich, welches unter seinem Sohne Eumenes I. (263—241) beträchtlich vergrößert wurde. Der Vetter und Nachfolger des Eumenes, Attalos I. (241—197), nahm den Königstitel an und schloß mit den Römern zur Sicherung seines Reiches ein Bündnis. Er zog Gelehrte an seinen Hof, förderte die Gewerbsthätigkeit und Kunst und verschönerte seine Hauptstadt ebenso wie sein Nachfolger Eumenes II. (197—159) durch prachtvolle Bauten. Auch Attalos II. liebte die Wissenschaft und wahrte den Ruhm Pergamons als einer der blühendsten Pflanzstätten griechischer Kultur. Dagegen trat unter dessen Neffen Attalos III. eine harte Willkürherrschaft ein; dieser schaffte seine Verwandten meuchlerisch beiseite und vermachte, als er 133 starb, sein Reich den Römern, die den natürlichen Sohn Eumenes II., Aristonikos, welcher Anspruch auf die Thronfolge erhob, besiegten und dem Henker überlieferten, worauf das Pergamenische Reich in eine römische Provinz verwandelt wurde und als solche seit 189 den Namen „Asia propria" führte. — Die Darstellung der rekonstruirten, dem Zeus geweihten, wahrscheinlich um 200 v. Chr. zum Andenken an die Siege der Pergamener über die Gallier erbauten Altares, dessen Reste im Museum zu Berlin aufbewahrt sind, zeigt den gewaltigen Terrassen-Unterbau auf der Königsburg von Pergamon, von dem eine gewaltige Freitreppe zu einer weiten Plattform führte, in deren Mitte der eigentliche Altar stand. Oben auf der Plattform befand sich eine herrliche Säulenhalle, welche den inneren freien Platz umgab. An der ausgedehnten Außenseite der Plattform lief ein Relief herum, welches den Kampf der Götter mit den Giganten darstellte. Von diesen Reliefplatten ist der größte Teil vorhanden.



Das alte Pergamon.

Nach Hertzberg „Geschichte der Römer".

285 seiner Person und hielt ihn bis zu seinem Tode gefangen. Nachdem Seleukos dem Lysimachus 281 eine entscheidende Niederlage beigebracht hatte, befand er sich im Besitze des größten Teiles des ehemaligen Alexanderreiches mit Inbegriff Makedoniens, das er dem Demetrius entrissen hatte, das aber der Sohn des letzteren (277) wieder an sich brachte. Seleukos wurde in hohem Alter (280) von Ptolemäos Keraunos, dem Sohne des Ptolemäos I., den er gastfreundlich bei sich aufgenommen hatte, ermordet. Dieser wilde Wüstling, den sein Vater schon 285 von der Thronfolge ausgeschlossen hatte, hatte sich einen starken Anhang zu verschaffen gewußt und mit Hilfe desselben Makedonien und Thrakien an sich gerissen, wurde aber von Antigonos bald wieder seines durch Mord erlangten Besitzes entledigt. Der Sohn des Seleukos, Antiochus I., war im Kriege mit dem eroberungssüchtigen zweiten Ptolemäos verwickelt und konnte diesem nur Damaskus wieder entringen. Vergeblich waren auch seine Versuche, das Pergamenische Reich, das sich nach dem Tode des Seleukos unabhängig gemacht hatte, wieder zurückzugewinnen. Unter dessen Nachfolger, Antiochus II. (261—246) rissen sich auch die Parther vom Seleukidenreiche los (vergl. S. 159) und im weitesten Osten dieses letzteren bildeten sich unabhängige Königreiche, das Neubaktrische und das Indoskythische (vergl. S. 137). Erst Antiochus III. (222—187), brachte das Reich wieder in Aufschwung, focht (214) siegreich in Lydien und Phrygien gegen Achäus und 212 gegen die Parther und Baktrier und entriß den Ptolemäern (198) Phönikien und Palästina. Des unrühmlichen Kampfes gegen die Römer, deren Sieg bei Magnesia (190) ihn um seinen ganzen asiatischen Besitz diesseits des Taurus brachte, ist bereits gedacht worden (vergl. S. 109). Unter seinem Sohne Antiochus IV. (175—164) brach der ebenfalls schon besprochene Makkabäeraufstand aus (vergl. S. 92) und während seiner Herrschaft bereitete sich infolge seiner Versuche, Aegypten zu gewinnen, die ihn in Konflikt mit Rom brachten, die Zerrüttung des Reiches vor, die nach langwierigen Thronstreitigkeiten unter seinen Nachfolgern zur Auflösung des Reiches führten. Im Jahr 83 bemächtigte sich der armenische König Tigranes desselben und 64 wurde Syrien durch Pompeius zur römischen Provinz gemacht.



Münzporträt Antiochos I.
Aus Hertzberg „Geschichte der Griechen im Altertum".

Die griechische Kultur

verdient bei dem grundlegenden Einflusse, den sie auf diejenige des ganzen Abendlandes geübt hat, eine eingehendere Betrachtung, und wir wollen daher den hauptsächlichsten Punkten derselben unser Augenmerk zuwenden.

Die Religion der Griechen entsprach ganz dem unabhängigen, selbstbewußten Sinn dieses Volkes. Ein streng begrenzter Glaube war weder zu lehren noch zu bewahren. Nur die altüberlieferten Götter waren zu verehren; wie der Einzelne sich dieselben vorstellen wollte, überließ der Staat eben diesem. Die Grundlage der Religion bildete auch bei den Griechen wie bei allen Ariern der Naturdienst, nur daß bei der dichterischen Veranlagung dieses Volkes und seinem hochentwickelten Schönheitssinne die Verkörperung der Naturkräfte in Göttergestalten und die Vermenschlichung dieser letzteren in weit anmutigeren, lebensfrischeren Formen sich vollzog, als bei den Ostariern. Schon in pelasgischer Zeit begegnen wir dem Zeus als oberster Himmelsgottheit, der in Dodona in Epirus ein Orakel hatte. Uranos und Gäa vertraten Himmel und Erde und waren Stammeltern des Göttergeschlechtes der Titanen (Chronos, Rhea, Okeanus u. A.), das durch die olympischen Götter verdrängt wurde. Diese sind aber selbst aus dem Titanengeschlecht hervorgegangen, so Zeus, als Sohn des Chronos und der Rhea, und dessen Brüder Poseidon und Pluton als Gottheiten des Meeres und der Unterwelt. Kinder des Zeus waren Hephästos,

Ares, der Kriegsgott, Apollon, der Licht- und Sonnengott, Artemis die Mondgöttin, Pallas Athene, die jungfräuliche Göttin der Wissenschaften und der Kriegskunst, Aphrodite die Schönheitsgöttin und Hermes, der „Gott der Kaufleute und Diebe". Außer diesen gab es aber noch zahlreiche untergeordnete Gottheiten. Die Götterlehre gestaltete sich zu einem ebenso reichen, als poetisch schwungvollen Sagengebäude aus, welches gleich nahe mit der Weltanschauung und dem Gottesdienste, wie mit der Geschichte und dem Volksleben zusammenhing, und dessen tieferen Inhalt wohl nur den auserlesensten Geistern klar und geläufig war. Der Glaube an das Fortleben nach dem Tode war auch bei den Griechen vorhanden, doch hatte das Schattenreich wenig Reiz für dieses lebensfrohe Volk, und daher beschäftigte sich die Einbildungskraft und Erfindungsgabe der Dichter weit mehr mit den Schrecken des Tartarus, des Ortes der ewigen Verdammnis, als mit den Freuden des Elysiums, das als ein unterirdischer oder wenigstens inselartig abgeschlossener Aufenthalt der Seligen mehr gepriesen als geschildert, mehr geschätzt als geliebt und ersehnt wurde. Eine dem hellenischen Geschmacke entsprechende Unsterblichkeit gab es nur im Reiche des Lichtes und des Lebens, deshalb versetzten sie ihre Unsterblichen unter die Götter, die ihr Leben zwischen Erde und Himmel teilten und die Freuden des menschlichen Daseins, des sinnlichen Lebensgenusses, der Geselligkeit und Liebe genau so gut zu schätzen wußten, wie die Menschen selbst, zu denen sie häufig genug herabstiegen, um an ihren Freuden und Kämpfen teilzunehmen. Dies gilt besonders von Zeus, der, selbst ein Erdengeborener (Kreta und später der Berg Ida werden als seine Geburtsstätte bezeichnet) in so naher Beziehung zum Menschengeschlechte gedacht wurde, daß man ihm die leibliche Vaterschaft der sämtlichen Heroengeschlechter zuschrieb. Neben Zeus war besonders Pallas Athene hoch angesehen. Sie war die Schutzgöttin des mächtigen Athen und ihr Dienst neben jenem des Zeus und des Apollon der verbreitetste. Prachtvolle Tempel und Standbilder waren diesen Gottheiten geweiht; von denen des Apollon sei neben dem berühmten Orakel zu Delphi in der Landschaft Phokis auch die älteste und heiligste diesem Gotte geweihte Stätte auf der Insel Delos genannt, die seit früher Zeit den Mittelpunkt des ionischen Bundes bildete. Jährlich veranstaltete der Bund, der unter Athens Leitung stand, Festversammlungen an diesem Heiligtume, das so hoch gehalten wurde, daß eine um 426 v. Chr. erlassene Verordnung bestimmte, daß auf der Insel Delos niemand geboren werde noch sterben solle, um ihre Heiligkeit unberührt zu erhalten. Aus diesem Grunde wurde die benachbarte Insel Rheneia als Begräbnisort und Geburtsstätte den Bewohnern von Delos angewiesen.



Heiligtum des Apollo
auf der Insel Delos.
Nach Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas".
Aelteste vorgeschichtliche Form des griechischen Tempelbaues.

Neben und außerhalb der Religion entwickelte sich eine völlig selbständige philosophische Weltanschauung, wie sie im Morgenlande nirgends zu finden war. Sokrates, Plato, Aristoteles waren die hervorragendsten Vertreter derselben. Was die Priester und Priesterinnen anbelangt, so vertraten dieselben nur den Staat und das Volk als Ganzes; sie waren Beamte und Tempeldiener in höherem Sinne, ohne Vorrechte, ja selbst ohne

den Wagen springen konnte. Hinter der Brüstung standen zwei Männer, der Kämpfer und der Wagenlenker; dieser aber war kein Diener des Kämpfers, sondern dessen Freund und Waffengefährte, und es kam häufig vor, daß beide die Rollen wechselten, daß jener die Lenkung des Wagens, und der andere den Kampf übernahm. Manchmal stieg auch der Kämpfer ab, um zu Fuß zu fechten, während der Wagenlenker sich mit dem Wagen in seiner Nähe hielt, um den Freund nötigenfalls wieder aufzunehmen. Als später zu den Fußtruppen auch berittene Kämpfer kamen, waren dieselben weder an Zahl noch an Leistung bedeutend. Die besten Reiter kamen aus dem pferdereichen Thessalien. Bei den Spartanern, welche mit Bezug auf ihre Reiterei hinter den übrigen Griechen eher noch zurückstanden, wie auch bei den Athenern hatten die vermögendsten Bürger je ein Pferd für den Kriegsdienst zu halten und auszurüsten; auf dieses Schlachtroß wurde dann ein beliebiger Mann gesetzt, und zwar wählte man die Reiter aus der Zahl der schwächsten, für den Hoplitendienst am wenigsten geeigneten Leute und verwendete wahrscheinlich meistenteils Periöken zum Reiterdienst. Die Griechen unterschieden sich in ihrer Kampfweise hauptsächlich dadurch von den morgenländischen Kriegsvölkern, daß sie im Nahkampf ihre Stärke suchten, wogegen bei den Letzteren der Fernkampf mit Schleuder, Pfeil und Bogen überwog. Diese Kampfweise überließen die stolzen Söhne von Hellas ihren Soldtruppen.



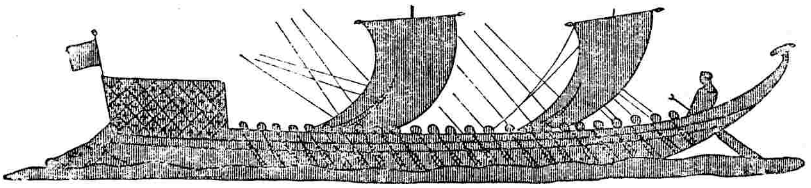
Dokimasie der attischen Reiterei.
Schale aus Orvieto in Berlin.
Nach Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas“.
Dokimasie nannte man im alten Athen die Prüfung betreffs der Befähigung zur Ausübung öffentlicher Aemter. Da die athenischen Reiter, welche der zweithöchsten Vermögensklasse der Bürger entnommen wurden, ihre Pferde, beziehungsweise die ihrer Stellvertreter, selbst bestellen mußten, so handelte es sich bei dem Vorgange, den die Abbildung darstellt, um eine Musterung von Mann und Pferd. Die Mittelfigur ist die eines asiatischen Söldners.

Sowohl bei den Spartanern wie bei den Athenern herrschte die allgemeine Wehrpflicht, welche bis zum sechzigsten Lebensjahre dauerte. In Athen wurden die Wehrpflichtigen in Klassen eingeteilt, welche der bürgerlichen Klasseneinteilung nach dem Vermögen entsprach. Aus der obersten Klasse gingen die Befehlshaber, aus der zweiten die Reiter, beziehungsweise diejenigen, welche die Schlachtrosse beizustellen hatten, aus der dritten die Schwerbewaffneten, aus der vierten die Leichtbewaffneten und Matrosen hervor. Die vierte Klasse diente auf Staatskosten, die übrigen mußten sich bis zur Zeit des Perikles selbst bewaffnen, ausrüsten und verpflegen.

Das Fußvolk bildete im Gefechte Phalangen, d. h. mehr oder weniger geschlossene Haufen, deren Stärke bis zu 4000 Mann (4 Chiliarchieen zu je 1000 Mann) betrug. Zur Abwehr von Reiterangriffen schloß sich die Phalanx so dicht zusammen, daß die Schilde der äußeren Glieder und Rotten eine geschlossene Wand bildeten. Um die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen, wurde der Keil gebildet, eine Aufstellung, welche der Form eines mit einer Spitze gegen den Feind gekehrten Dreieckes entsprach.

Ueber die griechische Seemacht schreibt Thukydides: „Als Hellas mächtiger wurde, gründete es sich auch eine Seemacht, und man widmete sich mehr der Schiffahrt. Die

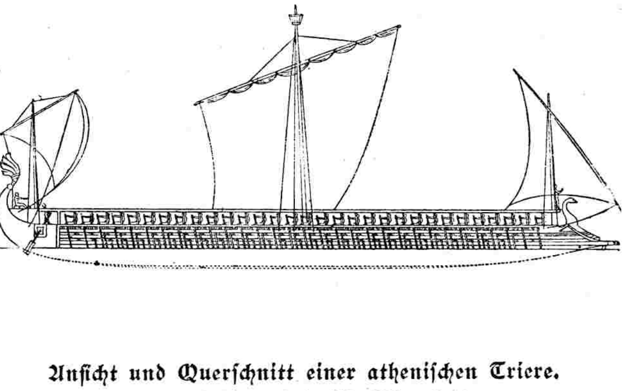
Korinther sollen die Ersten gewesen sein, welche den Schiffbau so umschufen, daß er der jetzigen Weise nahe kam; zu Korinth sollen die ersten Trieren (Dreiruderer) für Hellas gebaut worden sein, und es findet sich, daß Ameinokles, ein korinthischer Schiffsbaumeister,



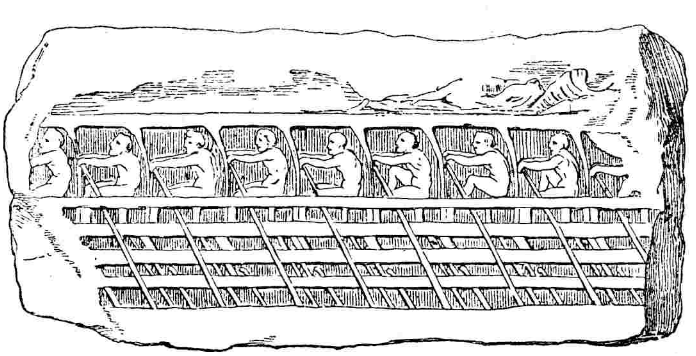
Fünfzigruderer, von einem Vasenbild.
Aus Hertzberg „Gesch. d. Griechen im Altertum".

den Samiern vier Schiffe (Trieren) verfertigte. Dies geschah im Jahre 704 v. Chr. Diese Fahrzeuge waren 90 Fuß lang, 20 Fuß breit, hatten vom Kiel bis zum Deck eine Höhe von 15 Fuß und waren mit 200 Leuten bemannt, von denen 156 die Ruder bedienten.

Die athenienſische Triere war im Gegensatz zu den mit Rücksicht auf die Ladungsfähigkeit weitbauchig angelegten Frachtschiffen lang und schmal gebaut, wodurch ihre Beweglichkeit und und Schnelligkeit gesteigert wurde. Die drei Reihen der Ruder, welche durch in der Seitenwand angebrachte Scharten oder Ruderlöcher hinaus ins Meer gingen, zogen sich längs der ganzen Seite des Schiffes hin. Die Ruderer der untersten Reihe hießen Thalamiten, diejenigen der zweiten Hygiten, die der obersten Thramiten. Die Thalamiten saßen auf dem über das ganze Schiff hingehenden Verdeck auf Ruderbänken, nahe an der Seitenwand. Auf demselben Verdecke, aber auf etwa 14 Zoll höheren Sitzen, als die der Thalamiten waren, saß die zweite Reihe der Ruderer, die Hygiten. Die Thramiten saßen auf einer Plattform, einem schmalen Gange, der am Schiff längs des Bordes etwa 5 Fuß über dem Wasserspiegel hinlief und wohl seewärts etwas über die Schiffswand hinausragte. Da die Trieren nicht besonders hoch waren, so brauchten auch die Ruder nicht sehr lang zu sein; das Ruder der Thramiten hatte die Länge von etwa 14 Fuß, und wenn ein solches aus leichtem Tannenholz gearbeitet war, so konnte es von einem Manne mit Leichtigkeit regiert werden: für die Gleichmäßigkeit des Ruderschlages sorgte der sogenannte Keleustes, der mit einem monotonen Gesang den Takt angab, oder ein Flötenspieler, der dies mit den Tönen seiner Flöte that.



Ansicht und Querschnitt einer athenischen Triere.
(Aus Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas".



Bis gegen das Jahr 400 v. Chr. war die Triere sozusagen das Normalschiff; kleinere Schiffe mit einer Ruderreihe zu 10—50 Rudern wurden nur nebenher gebraucht. Erst dann fing man an, größere Schiffe als diese zu bauen. Nach dem Beispiele der

Karthager baute Dionys I. von Syrakus Tetreren mit je vier Ruderreihen und, über das punische Vorbild hinausgehend, Penteren (fünfreihige Ruderschiffe), denen sein Sohn Dionys II. sogar Sechsruderer folgen ließ. Im ersten punischen Kriege wurden nach Polybius größtenteils fünfreihige Schiffe mit 300 Ruderern und 180 Epiboten Bemannung verwendet, und es kamen von da an auch acht-, zwölf, ja sechzehnreihige Ruderschiffe vor. Ein Riesenfahrzeug von größerer Pracht als Kriegstüchtigkeit ließ Ptolemäos Philopator erbauen; es war eine Tessarakontere, ein Schiff mit 40 Ruderreihen übereinander, und hatte 420 Fuß Länge und 57 Fuß Breite, die Höhe bis zur Spitze des Vorderteils betrug 72 Fuß. Die Zahl der Ruderer war 4000 oder noch mehr.

Auf den Kriegsschiffen befanden sich auch Kriegsmaschinen und Geschütze, wie Katapulten und Skorpionen*), welche beide zum Abschießen von großen Pfeilen dienten. Die Gefechtsweise zur See war im Anfang noch sehr roh und einfach; man suchte so bald wie möglich handgemein zu werden und focht alsdann wie in einer Landschlacht. Thukydides erzählt hierüber: „Die Kerkyräer wie die Korinther hatten ihre sämtlichen Schiffe in einer einzigen langen Linie aufgestellt, so daß jede Linie in drei Abteilungen oder Geschwader zerteilt war. Nachdem von beiden Seiten das Zeichen gegeben war (durch Aufziehen der Flagge auf den Feldherrnschiffen), gerieten sie an einander und das Seetreffen begann. Beide Teile hatten auf den Verdecken viele Schwerbewaffnete, Bogenschützen und Lanzenträger, und ihre Rüstungsweise war noch nach alter Sitte ziemlich roh. Man focht mit Hitze, aber nicht mit verhältnismäßiger Geschicklichkeit; die Seeschlacht hatte mit einem Landtreffen viele Aehnlichkeit. Denn wenn die Schiffe zusammenstießen, so konnten sie wegen der Menge und des Getümmels der Fahrzeuge sich nicht leicht wieder losmachen. Man erwartete den Sieg mehr von den auf dem Verdecke befindlichen Schwerbewaffneten, welche in fester Stellung fochten, indem die Schiffe ruhig standen. Die Linien wurden nicht durchbrochen, und man kämpfte mehr mit Anstrengung und Erbitterung, als nach den Regeln der Kunst. Ueberall herrschte große Verwirrung und Unordnung in dieser Seeschlacht.

Die ausgebildetere athenische Gefechtsweise zur See ging hauptsächlich darauf aus, durch geschickte Wendungen der Schiffe die feindlichen Fahrzeuge in den Grund zu bohren oder durch Zerbrechen der Ruder lahm zu legen.

Das Seewesen der Spartaner ist nie zu einem gedeihlichen Aufschwung gelangt. Zwar wird von Herodot ein lakedämonischer Seezug gegen Polykrates erwähnt, und bei Salamis standen sechzehn ihrer Schiffe im Gefecht; aber was sie im peloponnesischen Kriege leisteten, geschah größtenteils nur mit Hilfe der peloponnesischen Bundesgenossen, besonders der Korinther, und ihre Seemacht sank durch die einzige Schlacht bei Knidos wieder in nichts zusammen.

Die attische Seemacht war um das Jahr 330 v. Chr. bis auf 392 Trieren und 19 Tetreren gestiegen, ging aber von da an immer weiter zurück, weil die opferwillige Vaterlandsliebe der Athener dahinschwand. Zur Zeit der Perserkriege hatten die reichsten und vornehmsten Bürger für die Beistellung der Kriegsschiffe zu sorgen, wofür sie mit dem Amte eines Trierarchen (Befehlshaber einer Triere) bekleidet wurden und dieses entweder persönlich oder durch einen Stellvertreter ausübten.

In der letzten Periode der attischen Seemacht, um das Jahr 358 v. Chr., wurden die sogenannten Symmorieen eingeführt. Die 1200 reichsten Bürger, welche jetzt ständig zur Trierarchie verpflichtet wurden, waren in zwanzig Abteilungen, Symmorieen, geteilt, und jeder Symmorie wurde eine gewisse Anzahl von Schiffen zugewiesen, deren Ausrüstung sie zu besorgen hatte, in der Art, daß bald mehrere, bald wenigere, eine sogenannte Syntelie bildend, für ein Schiff zusammenschießen mußten. Die 300 Reichsten hatten die Vorstand-

*) Katapulte waren Schleuder- oder Wurfmaschinen, welche Pfeile, Wurfspieße oder schwere Steine in flacherem oder steilerem Bogen bis zu 1000 Schritt Entfernung warfen. Armbrustartige Maschinen dieser Art, welche Pfeile mit großer Geschwindigkeit fortschleuderten, hießen Skorpionen.

schaft der Symmorie, sie leisteten die Vorschüsse und gaben die Ausrüstung an den Mindestfordernden in Pacht, worauf sie dann von den Mitgliedern der Syntelie ihre Auslagen eintrieben. Dies richteten sie aber gewöhnlich so ein, daß sie die Last größtenteils von sich auf die Anderen abwälzten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlug endlich Demosthenes ein gerechteres Verfahren vor, wonach alle Bürger mit Ausnahme der ärmeren nach Verhältnis ihres Vermögens die Kosten der Trierarchie tragen mußten, und zwar so, daß ein Steuerkapital von je 10 Talenten zur Ausrüstung verpflichtete. Wer also 10 Talente besaß, leistete die Trierarchie für ein Schiff, der Besitzer von 20 Talenten für zwei u. s. w. Wer dagegen weniger wie 10 Talente besaß, wurde mit Anderen so zusammengestellt, daß ihr Vermögen die Summe von 10 Talenten ausmachte; diese trugen dann jeder nach Maßgabe seines Vermögens für die Ausrüstung des einen der Gesellschaft zugewiesenen Schiffes bei. Die herrschende Klasse entzog sich immer mehr dem persönlichen Kriegsdienste und überließ das Waffenhandwerk den Söldnern. Dadurch vermehrten sich die Kriegsausgaben, und es fehlten gewöhnlich dem Staate die Gelder, welche die genußsüchtige Bürgerschaft daheim in glänzenden Festen vergeudete, oder die Feldherren und sonstigen Beamten unterschlugen und verpraßten. Mit der makedonischen Zeit hörte der Schiffsbau auf, da Makedonien kein Holz mehr lieferte.

Die griechischen Kolonien verbreiteten die Bildung, Sitte und Lebensweise des Volkes über eine weite Strecke des damals bekannten Erdbodens, am nachhaltigsten im südlichen Italien, das daher den Namen Großgriechenland erhielt, und in Kleinasien, wo erst der Mohammedanismus die allgemein herrschende und tiefwurzelnde hellenische Kultur wegzuschwemmen vermochte. Die griechischen Kolonien brachten, wie A. v. Eye schreibt, vorzüglich an den Westrand von Kleinasien ein hervorragendes Kulturelement ideeller Art, welchem technische Fertigkeiten von den mit dem inneren Asien in Verbindung stehenden Völkern entgegengetragen zu sein scheinen. Unfähig, sich zu einem politischen Ganzen zu vereinen, waren die Kleinasiaten allen von außen kommenden Stürmen preisgegeben. Zu keiner Zeit aber entbehrte das Land durch die Vereinigung einer ergiebigen Natur und betriebsamer Menschen einer gewissen Blüte, von welcher die Griechen viel zu erzählen wissen, von der sie selbst mannigfache Anregung erhielten. Die Reichtümer des Krösus sind sprichwörtlich geworden. Schon Homer rühmt die köstlichen Gewänder, den reichen Schmuck und die kunstvoll gearbeiteten Waffen, welche er offenbar aus eigener Anschauung kannte. Berühmt waren die lydischen Webereien und Färbereien, namentlich der Purpur; die Teppiche von Sardes waren hochgeschätzt, wie heute noch die von Smyrna, und zwischen beiden ist vielleicht ein ununterbrochener Zusammenhang. Die Inseln Kos und Amorgos lieferten äußerst feine, durchscheinende Gewebe. Die Stickerei mit bunten Farben und Gold war allgemein verbreitet. Zieraten von Goldblech wurden sogar den Kleidern aufgenäht. Im Gegensatze zu griechischer zeichnete sich die einheimische Tracht der westlichen Kleinasiaten (oder, richtiger gesagt, diejenige der Lydier, welche die eigentlichen Träger der vorhellenischen Kultur Kleinasiens waren) durch Buntheit und Vollständigkeit aus. Schon Herodot erwähnt als etwas ihm Auffallendes die Scheu der Lydier vor der Nacktheit, die sie mit allen nichtgriechischen Völkern teilten. Die nordische Herkunft dieses oder jenes maßgebend gewordenen Stammes dürfte die natürlichste Erklärung dafür geben. Beinkleider, Aermelröcke, Schuhe u. s. w., welche wir in Kleinasien allgemein verbreitet finden, kommen auch bei den Skythen vor und sind schon im 4. Jahrhundert v. Chr. in einer gewissen Buntheit nachzuweisen; Einflüsse des mittleren Asien sind nicht weniger bemerkbar, den spezifischen, durchaus harmonischen Charakter der Tracht haben aber die Griechen derselben aufgeprägt. Von diesen rühren wenigstens größtenteils die Muster her, mit welchen durchgehend die Kleidungsstücke verziert waren. Dem Lande ursprünglich eigentümlich scheint aber die phrygische Mütze gewesen zu sein, eine den Nacken bedeckende und mit einer wulstartigen Spitze sich nach vornüber legende Kopfbedeckung, welche bisweilen sogar Seitenlappen für die Wangen besaß, die unter dem Kinn zugeknüpft, aber auch aufgeschlagen, zusammengerollt oder nach hinten befestigt werden konnten. — Der männlichen Tracht entsprechend

war auch die der Frauen so eingerichtet, daß sie den Körper möglichst verhüllte, aber was sie von natürlichen Reizen entzog, durch Schmuck und Farbenpracht ersetzte. Die außerordentliche Eleganz, mit welcher diese Kleidung in allen Darstellungen erscheint, ist ohne Zweifel zum guten Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß sie uns nur durch griechische Bildwerke überliefert ist. Allein auch die römischen Schriftsteller spielen noch darauf an, und zum Teil muß sie wohl wirklich bestanden haben. Die Hausgeräte der westlichen Kleinasiaten waren durchaus im griechischen Geschmacke gehalten. Einen andern, den Griechen verwandten Zug zeigten dieselben in Bezug auf ihre Neigung zur Geselligkeit. Nicht selten fanden sich Männer, Weiber und selbst Kinder zu ungeheuren Gelagen zusammen, und noch unter den Römern hieß „nach Asien gehen" sich ein vergnügtes Leben machen. Die Lydier rühmten sich als die Erfinder der meisten im Altertum bekannten Spiele und geselligen Unterhaltungen.

Im Osten Kleinasiens war der Boden für die Verbreitung griechischer Kultur durchaus nicht so wohl vorbereitet wie im Westen. Die Bewohner desselben, die Kappadokier, waren rauher, wenig bildungsfähiger Natur. Aehnlich den samartischen Skythen, von denen sie wohl herstammten, trugen sie nach Herodot und Xenophon härene Gewänder und eine sackähnliche Umhüllung der Beine, welche einige Stämme noch bis zu den Knieen mit lederner Bekleidung schützten, eine Tracht, welche der skythischen völlig entspricht, wie sie verfeinert aber auch die Gewandung des westlichen Teils der Halbinsel abgiebt. — Ihre Wohnungen waren nach dem Bericht des Xenophon Blockhäuser, welche auch in der Nähe der griechischen Kulturstätten sich in ursprünglicher Einfachheit erhielten, in einigen Gegenden der Sicherheit wegen auf den Gipfeln der Berge errichtet, während man in der Ebene gegen feindliche Ueberfälle hohe hölzerne Türme errichtete oder die Ortschaften mit Pfahlwerk, Wall und Graben umgab. Der Reichtum der Gebirge an Mineralien leistete übrigens einem gewerblichen Getriebe Vorschub, der in diesen Gegenden einigermaßen überrascht. Schon Aeschylos erwähnt die „wilden und rohen Eisenschmiede", und noch Virgil rühmt deren Stahlbereitung. Die eigentlichen Kappadokier beschäftigten sich vorzugsweise mit der Pferdezucht und gaben den Kern der persischen Reiterei her. Auch ihre Tracht wird so beschrieben, daß wir an ihrer Verwandtschaft mit den Skythen kaum zweifeln können, wohin auch ihre Beschäftigung weist.

Ohne den Einfluß der griechischen Bildung, welcher durch die Eroberungen Alexanders und die Macht seiner Nachfolger wirksam unterstützt und gefestigt wurde, wäre Kleinasien unfehlbar in morgenländischer Ueppigkeit untergegangen; seine Kulturentwicklung läßt neben dem griechischen auch syrischen und babylonischen Einfluß nicht verkennen und zeigt im Allgemeinen ein unerquickliches Gemisch aus diesen verschiedenartigen Einwirkungen. Immerhin waren Keime zur Entwicklung einer höheren Gesittung vorhanden; dies zeigt die an mehreren Orten bedeutungsvoll hervortretende Nachblüte der griechischen Kultur, selbst ihrer Kunst und Poesie, wie im Pergamenischen Reiche; daß sie erhalten blieben, beweist der Umstand, daß die Apostel Kleinasien als Hauptschauplatz ihrer Thätigkeit ersahen und Paulus selbst in Galatien eine christliche Gemeinde stiftete. Dies geschah aber erst, nachdem an Stelle des makedonischen der römische Machteinfluß über jene Gebiete sich verbreitet hatte, und auch die unter dem Schutze dieses letzteren aufgeblühte Kultursaat wurde später vom Islam schonungslos niedergetreten.



Die apenninische Halbinsel,

so genannt nach der Gebirgskette der Apenninen, die sie ihrer ganzen Länge nach durchzieht, von dem griechischen Geschichtsschreiber Polybios (im 2. Jahrhundert v. Chr.) zuerst mit dem Namen *Italien* bezeichnet, der erst seit dem römischen Kaiser Augustus auch im politischen Sinne in Gebrauch gekommen ist, war in der ältesten Zeit von verschiedenen Völkerschaften bewohnt, von denen nur ein Teil in stammverwandtlichen Beziehungen zu einander stand. Den Nordwesten des Gebietes, das den nördlichen Teil der Halbinsel bildet, vom Po (dem alten Padus) und dessen Nebenflüssen von Westen nach Osten durchflossen wird und ziemlich weit in das Festland hineingreift, an das die lang und schmal gestreckte Halbinsel sich anschließt, bewohnten die *Ligurer*, ein Volk, das im südwestlichen Europa neben Kelten und Iberern in ältester Zeit eine Hauptrolle gespielt hat, aber weder mit diesen, noch mit ihren Nachbarn auf der Halbinsel selbst in näherer Stammverwandtschaft standen. Den östlichen Teil des bezeichneten Gebietes bewohnten die *Veneter*, die zu der thrako-illyrischen Völkergruppe gezählt werden. Im Nordwesten der eigentlichen Halbinsel, auf einem Gebiete, das gegen dasjenige der Ligurer durch das Arnothal sich abgrenzt und längs des Tiberflusses zwischen diesem und der westlichen Meeresküste sich nach dem Süden hinzieht, hatten die *Etrusker* ihre Sitze, ein Volk, dessen Stammeszugehörigkeit noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen ist, das aber eine ziemlich hoch entwickelte Kultur mit viel Kunstsinn und besonders stark hervortretendem, dem ägyptischen sinnverwandtem Totenkult besaß, eine eigentümliche Religion, von düsterem und nüchternem Charakter und ein auf priesterlicher Aristokratie und strenger Geschlechterherrschaft beruhendes Staatswesen hatte, welches zu einem aus zwölf Städten bestehenden Staatenbunde ausgebaut war. An der Spitze der einzelnen Bundesstädte standen Wahlkönige und Senate, später, wie es scheint, jährlich wechselnde Magistrate. Die Etrusker waren ein kriegerisches Volk, das auf der Halbinsel erobernd auftrat und in der Zeit zwischen dem 8. und 6. Jahr-

hundert v. Chr. den ganzen Norden der Halbinsel, und außer ihrem Stammgebiete auch noch einen weit nach Süden herabreichenden Küstenstreifen nebst Elba und der Ostküste Corsicas in seiner Gewalt hatte. Den Süden der Halbinsel hatten die Japygier inne,



Wandgemälde in einem etruskischen Grabe.

Ein Schanktisch mit Urnen und Schalen aller Art, davor zwei Diener. Die dritte Figur ist die eines Flötenspielers, der einem hinter ihm zu denkenden Zuge von Trägern voranschreitet.
Nach photographischer Aufnahme des im Vatikan zu Rom sich befindlichen Originals.
Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".

ein den Griechen nahe verwandtes Volk, und in den Rest teilten sich die sogenannten Italiker, die der Sprache nach wieder in zwei Teile, nämlich den latinischen und den umbrisch-sabellischen oder umbrisch-samnitischen Zweig zerfielen, letzterer in viele Mundarten zersplittert, von denen die umbrische und oskische besonders zu nennen sind. Auf die Entwicklung des Landes hat der umbrisch-sabellische Stamm den größten Einfluß geübt; die Umbrer waren nach alter Ueberlieferung der älteste und bedeutendste der italischen Stämme. Sie bewohnten das Gebiet östlich vom Tiber, bis an die adriatische Küste hin, und waren mit den im Süden ihnen benachbarten Latinern nicht so nahe verwandt wie mit den Samnitern, einem kriegerischen und freiheitliebenden Volke, das in der wald- und weidenreichen Berglandschaft zwischen der campanischen und der apulischen Ebene im Osten der Latiner niedergelassen war. Als Osker bezeichneten die Alten die ländliche Bevölkerung der campanischen Ebene im Gegensatze zu den hellenischen oder hellenisierten Bewohnern der Küstenstädte; diese letzteren nannten sie Opiker, eine Bezeichnung, die auf den Ursprung des Namens deutlich hinweist (operari, lateinisch s. v. w. „arbeiten", „das Land bebauen"). Nicht auf einen Volksstamm, sondern nur auf die Mundart, die in jenem Gebiete gesprochen wurde, und die der samnitischen am nächsten verwandt war, bezogen sich die Namen Osker und oskisch, die später auf alle Samniter, beziehungsweise deren Sprache ausgedehnt worden sind.



Etruskischer Krieger.

Bronze in Florenz.
Aus Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas".

Die umbrisch-samnitischen Stämme waren den Griechen nahe verwandt, hatten gewisse Kulturelemente mit denselben gemein, verlegten sich vorwiegend auf den Ackerbau und glichen auch darin den Hellenen, daß sie sich in zahlreiche kleine Gemeinwesen zersplitterten, wozu — wie auch in Griechenland — die Gebirgsnatur des Landes das ihrige beitrug. Der Apennin, bis zur Mittelgebirgshöhe den Ackerbau noch lohnend und an seinen nur zum Teil bewaldeten Abhängen die Viehzucht begünstigend, gliedert sich in zahlreiche Thäler, die auf die Bildung ebenso zahlreicher selbständiger Gemeinwesen hinwiesen. So entstanden hier viele kleine Hirtenvölker und Ackergemeinden, die dem städtischen Leben lange fremd blieben, nur allmälig für höhere Kultur empfänglich wurden und zäh an ihren Ueberlieferungen und althergebrachten Eigentümlichkeiten haften blieben.



Samnitischer Krieger.
Vasenbild im Louvre zu Paris.
Aus Hertzberg „Gesch. d. Römer im Altertum".

Ganz anders lagen die Verhältnisse in Latium, der zwischen dem mittleren Apennin und der Küste des tyrrhenischen Meeres gelegenen Landschaft, die im Nordwesten durch den unteren Tiber von Etrurien getrennt war und im Osten und Südosten an die samnitischen Gebiete, das eigentliche Samnium und die campanische Küstenebene stieß. Diese Landschaft war von der Natur wenig begünstigt; der sandige Boden ließ keine besonders reiche Ausbeutung durch Anbau zu, an dem einförmigen Strande fehlte es an Hafenplätzen, sowohl vom Gebirge wie von der schutzlosen Küste her waren die Bewohner nachbarlichen Angriffen ausgesetzt und mußten sich daher frühzeitig feste Plätze schaffen, um die sich die Bevölkerung zu kleinen Gemeinwesen zusammenschloß. Zur Zeit, aus der wir die ältesten geschichtlichen Nachweise über die Verhältnisse jenes Landes besitzen — im 8. Jahrhundert v. Chr. — gab es in Latium 30 solcher Stadtgebiete, von denen dasjenige von Albalonga das bedeutendste war.

Rom in der Königszeit.

Albalonga, der Bundesvorort der latinischen Städte, lag östlich von der Tibermündung, etwa fünf Meilen von derselben entfernt, auf dem Rücken eines die Gegend weithin beherrschenden Kalkfelsens und wurde der Sage nach von Königen beherrscht, die alle den Beinamen Sylvius geführt haben sollen. Die Gründung der Stadt wird an das Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. verlegt und dem Sohne des Aeneas, Ascanius (vergl. S. 174) zugeschrieben. Von Albalonga aus sollen alle übrigen latinischen Städte gegründet worden sein, darunter auch Rom, als dessen Gründungszeit das Jahr 754 v. Chr. angegeben wird. Die bestimmt unter griechischem Einfluß zu viel späterer Zeit entstandene Sage von der Gründung Roms schließt sich an diejenige von der Gründung und Geschichte Albalongas unmittelbar an. Sie spricht von 14 Königen, die als Nachkommen des Ascanios in Albalonga geherrscht haben sollen, bis einer von diesen, Amulius, seinen Bruder Numitor vom Throne gestoßen, dessen Sohn getötet und seine Tochter Rhea-Sylvia

dem Dienste der Vesta*) geweiht habe, um das Geschlecht seines Bruders zum Aussterben zu bringen und sich selbst der Herrschaft zu versichern. Der Kriegsgott Mars habe sich aber des bedrohten Geschlechtes des Numitor in höchsteigener Person angenommen und mit der Rhea-Sylvia ein Zwillingspaar, Romulus und Remus gezeugt, das zwar auf Befehl des Amulius in einer Mulde in den Tiber geworfen worden, mit seinem gefährlichen Fahrzeuge aber an einem Feigenstrauch am überschwemmten Ufer des Flusses hängen geblieben, von einer Wölfin**) aufgefunden und gesäugt und schließlich durch den Hirten Faustulus in Sicherheit gebracht worden sei. Die zu Jünglingen herangewachsenen Zwillinge hätten, nachdem sie das Geheimnis ihrer Herkunft erfahren, den Amulius getötet, den Numitor wieder auf den Thron gesetzt und am Orte ihrer Auffindung durch die Wölfin eine Stadt gegründet, seien aber über den derselben zu gebenden Namen in Streit geraten, worauf Romulus den Remus erschlagen, sich zum alleinigen Könige der Stadt gemacht und diese Roma getauft habe.



Romulus.

Nach einer zur Zeit des Augustus infolge Senatsbeschlusses geschlagenen Münze. Aus Weißers „Bilderatlas d. Weltgeschichte".

Als Nachfolger des Romulus werden sechs Könige genannt, von denen die drei ersten, Numa Pompilius, Tullus-Hostilius und Ancus Marcius jedenfalls später erfunden worden sind, um die Lücke auszufüllen, die zwischen der Zeit der Vormacht Albalongas in Latium und den ältesten geschichtlichen Nachrichten über Rom besteht. Da aber die auf diese Könige bezüglichen Sagen vom römischen Volke selbst — ähnlich wie die Tellsage der Schweizer — stets pietätvoll aufrecht erhalten worden ist, wie die in viel späterer Zeit entstandenen, auf diese Könige bezüglichen Kunstschöpfungen beweisen, so wollen wir auch hier den wesentlichsten Inhalt der auf sie bezüglichen Ueberlieferungen kurz mitteilen. Diesen zufolge hätte Romulus, nachdem er auf dem Palatin, einem der sieben Hügel, die in dem Stadtgebiete Roms gelegen sind, die erste Grundlage der neuen Stadt geschaffen hatte, auf dem Mons Capitolinus (einem anderen dieser Hügel) durch Anlage des Capitoliums eine feste Schutz- und Zufluchtsstätte begründet und dadurch zahlreiche Flüchtlinge und Heimatlose herangelockt, so daß die Bevölkerung sich rasch vermehrte. Unter diesen Umständen fehlte es natürlich an Frauen, und um diesem Mangel abzuhelfen, veranstaltete Romulus ein Fest, zu welchem die benachbarten Sabiner mit ihren Frauen und Töchtern geladen wurden. Nach Beendigung des Festes wurden die weiblichen Gäste mit Gewalt zurückgehalten; es entspann sich daraus ein Krieg zwischen den Römern und den Sabinern, der für erstere unglücklich ablief, durch Vermittlung der geraubten Jungfrauen aber zur Verbindung der beiden Gegner unter gemeinschaftlicher Regierung führte. Durch Numa Pompilius soll die römische Staatsreligion begründet worden sein, die eine große Zahl von Göttern



Der Raub der Sabinerinnen.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Nach einer von einem Münzmeister aus der gens Tituria geschlagenen Münze. Zahllose Münzbilder dieser Art, welche die dem römischen Münzwesen vorstehenden Beamten zum Ruhme ihrer Vorfahren auf die Münzen des Staates prägen ließen (eine Sitte, welche seit Sullas Zeit aufkam), sind die einzigen bildlichen Darstellungen aus der älteren Geschichte Roms, die uns das Altertum überliefert hat.

---

*) Vesta, von den Griechen Hestia genannt, war die jungfräuliche Göttin des häuslichen Herdes, des Herdfeuers und alles häuslichen Segens. Sie stand sowohl bei den Griechen als auch bei den Römern, die sie von jenen übernommen hatten, in hohem Ansehen. Ihre Priesterinnen, die Vestalinnen, mußten gleich der Göttin, der sie dienten, ehelos bleiben.

**) Das Titelbild dieses Abschnittes zeigt eine auf dem Palatin zu Rom gefundene alte Bronzefigur, die als Abbild der Pflegemutter der Gründer Roms auf dem capitolinischen Museum aufbewahrt wird.

anerkannte, von denen aber die meisten der griechischen Götterlehre angehörten. Es ist charakteristisch für den nüchternen Sinn der Römer, daß sie in mythologischer Beziehung außerordentlich erfindungsarm waren; außer den von den Einwanderern auf italischen Boden verpflanzten heimatlichen Göttern nahmen die Römer später auch noch viele auswärtige in ihren Kult auf, schufen sich aber aus eigener Erfindungskraft nur einen einzigen, nämlich den Janus, der als Verkörperung der Unendlichkeit in Raum und Zeit sein doppeltes Antlitz nach vor- und rückwärts wendet und dessen Tempel nur zu Kriegszeiten geöffnet wurden.



Numa Pompilius.
Nach einer in der Villa Albani zu Rom befindlichen Marmorherme, aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

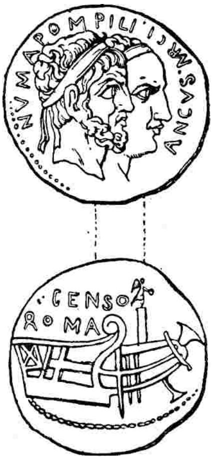
Unter dem Nachfolger des Numa Pompilius, Tullus Hostilius, unternahm Rom einen Angriff gegen die Mutterstadt Albalonga, die sich infolge des für sie ungünstigen Ausganges eines an Stelle der beiden feindlichen Heere von den Horatiern und den Curatiern ausgefochtenen Zweikampfes, in welchem die für Rom kämpfenden Horatier Sieger geblieben waren, Rom unterwerfen mußte. Damit ging die Vormacht in Latium auf Rom über. Albalonga wurde zerstört, seine Bevölkerung auf den cälischen Hügel von Rom verpflanzt. Der nächste König, Ancus Marcius, erweiterte den Staat durch glückliche Kriege gegen latinische Städte, deren Bewohner zur Bevölkerung des aventinischen Hügels dahin verpflanzt wurden; damit war die Herrschaft Roms über das latinische Gebiet endgiltig festgelegt. Dem Ancus Marcius wird auch die Ueberbrückung des Tibers und die Befestigung des jenseits dieses Flusses gelegenen Janiculus-Hügels zugeschrieben.

Sehen wir von diesem systematischen Aufbau der vollständig dem Gebiete der Sage angehörigen ältesten Geschichte Roms ab, so bleiben uns nur Vermutungen hinsichtlich dieses frühesten Entwicklungsabschnittes der späteren Weltbeherrscherin übrig, und wir können als wahrscheinlich nur annehmen, daß der Begründung von Rom die Notwendigkeit zu Grunde lag, gegen die kriegerischen Etrusker hier eine Grenzfestung anzulegen, als deren ältester Teil sich die sogenannte Roma quadrata auf dem palatinischen Hügel nebst ihrer nächsten Umgebung auf dem nordwestlichen Teile dieses Hügels (dem „Germalus-" oder „Zwillingsberg", dessen Name auf das Gründerzwillingspaar zurückzuführen ist) sich darstellt. Mit der Zunahme der Bevölkerung der neuen Stadt und ihres Gebietes gestaltete sich auch die Verfassung weiter aus. In der ältesten Form, die wir kennen, stellt sich dieselbe als eine Geschlechterherrschaft dar, an deren Spitze ein Wahlkönig stand; diesem zur Seite stand ein Senat, bestehend aus 100 (später aus 300) Geschlechtsältesten. Die Geschlechter teilten sich in die drei Stämme (tribus) der Ramnes, Tities und Luceres, deren Namen so ziemlich unverständlich sind. Jeder dieser drei Stämme gliederte sich in zehn Curien, die wieder in je zehn Decurien zerfielen. An der Spitze eines jeden der drei tribus stand ein Tribun, an derjenigen jeder Curie ein Curio, an der jeder Decurie ein Decurio. Die Stämme schlossen nur Vollbürger in sich, denen als Schutzverwandte (Clienten) im Verhältnisse persönlicher Abhängigkeit gegenüberstanden. Die Vollbürger führten in ihrer Gesamtheit und mit Bezug auf ihr Verhältnis zu den Klienten auch die



Münze des Tullus Hostilius.
Angefertigt um 56 v. Chr. Rechts der König auf dem Streitwagen, links Pallor, der bleiche Schreckensgott. Aus Weißers „Bilder-Atlas der Weltgeschichte".

Bezeichnung „Patricier“, weil sie ihren Clienten verfassungsgemäß „väterlichen“ Schutz angedeihen lassen sollten. Aus den drei Tribus setzte sich das ursprüngliche römische Volk zusammen, welches amtlich den Titel „Populus Romanus Quirites“ oder „Quiritium“*) führte. Im Laufe der späteren Entwicklung Roms wuchs die Zahl der Clienten durch Verpflanzung unterworfener Gemeinden nach Rom, Freilassung von Sklaven**) und Familienvermehrung so stark an, daß sie in der Plebs aufgingen.



Ancus und Numa.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

Ancus Marcius ist hier mit seinem Großvater Numa Pompilius zusammen dargestellt. Der Schiffsschnabel auf der Kehrseite der Münze erinnert an den von Ancus angelegten Seehafen Ostia, die Siegesgöttin an die von demselben über die Vejenter, Volsker, Sabiner und Latiner erfochtenen Siege. Die Münze ist im Jahre 600 der Stadt vom Münztriumvir (drei Männer standen zu jener Zeit an der Spitze des Münzwesens) Marcius Censorinus geschlagen.

Konnten wir in den Ueberlieferungen betreffs der ersten vier Könige Roms nur den Versuch erblicken, aus Sagen, die sich wohl im Volke, noch wahrscheinlicher aber in den Patriziergeschlechtern, die sie als Bestandteile ihrer eigenen Familienchronik angesehen und hochgehalten haben mögen, ein Stück Geschichte zusammenzustellen, so bietet das, was wir über die drei letzten Könige des alten Rom erfahren, schon bestimmtere Anhaltspunkte für die geschichtliche Beurteilung ihrer Zeit. Zunächst sehen wir in Tarquinius Priscus, der von griechischer Abstammung gewesen und aus Etrurien in Rom eingewandert sein soll, einen thatkräftigen Förderer der Entwicklung der Stadt Rom. Er begann den Bau des Jupitertempels auf dem Capitolium und der Umfassungsmauern der Stadt, beides Werke, die erst von seinem Nachfolger Servius Tullius vollendet wurden. Auch die Anlage der gewaltigen Cloaken (Abzugskanäle zur Entwässerung des sumpfigen Bodens zwischen dem Palatin und dem Capitol) wird dem Tarquinius zugeschrieben. Auf die Erweiterung der Regierungsgewalt im Sinne eines oligarchischen Regimentes wirkte er durch Erhöhung der Senatsmitgliederzahl auf 300 und Verdoppelung der Zahl der Ritter.***) Die Etrusker besiegte er, nahm von ihnen den Gebrauch der Abzeichen der königlichen Gewalt, des Elfenbeinthrones und des Geleites von 12 mit Fasces versehenen Lictoren†) an. Auch gegen die Sabiner führte er glückliche

---

*) Quirinus, der Kriegsgott der alten Sabiner, dessen Name später auch dem Romulus als Beiname gegeben wurde, war der Schutzgott der sabinischen Stadt Cures, deren Bevölkerung sich anläßlich des Raubes der Sabinerinnen mit den Römern vereinigt haben soll. Die Bürger von Cures nannten sich Quiriten, und dieser Name wurde nach der Vereinigung dem römischen beigefügt, um für das Gesamtvolk einen gemeinsamen Namen zu schaffen.

**) Die Zahl der Sklaven war naturgemäß zu Beginn des römischen Staatswesens nur unbedeutend und setzte sich wohl in der Hauptsache aus denjenigen Kriegsgefangenen zusammen, die in den unterworfenen Städten, deren Bevölkerung nach Rom verpflanzt wurde, als Sklaven bereits vorgefunden wurden. Uebrigens hatten auch die Römer harte Schuldgesetze, die für den Fall der Zahlungsunfähigkeit den Schuldner zum Sklaven machten. Durch Loskauf oder freiwillige Freilassung, für die besondere Formen bestanden, erlangten die Sklaven die Freiheit; die Freigelassenen traten in das Abhängigkeitsverhälnis der Clienten ein. Zu diesen haben nach Mommsen auch die Freien der unterworfenen Latinerstädte gezählt; nach Niebuhr bildeten diese jedoch schon von Anfang an die zweite Klasse der römischen Bürger, welche „Plebs“ genannt, anfangs als minderwertig behandelt und in ihren bürgerlichen Rechten eingeschränkt wurde, später aber nach hartem Kampfe Gleichberechtigung mit den „Patriciern“ erlangte, deren Name mit dem Verschwinden der Clienten nur noch die Bedeutung eines Hinweises auf ihre Abstammung von einem ursprünglich patricischen Geschlechte hatte.

***) Der Stand der Ritter (Krieger zu Pferde) soll bereits von Romulus begründet worden sein, der ihrer dreihundert aus der Zahl der wohlhabendsten Grundbesitzer auswählen ließ und sie in drei Centurien (Hundertschaften) einteilte.

†) Die Lictoren waren von Staatswegen den Königen, später auch den Dictatoren, Konsuln und Prätoren beigegebene Diener, die bei öffentlichem Auftreten der betreffenden Würdenträger diesen vorausschritten, um dem Zuge Platz zu schaffen und dessen geziemende Begrüßung durch die Umstehenden und Vorübergehenden zu veranlassen. Ihr Abzeichen waren die Fasces, Rutenbündel, in die in Kriegszeiten Beile als Zeichen der Gewalt über Leben und Tod mit eingebunden wurden.

Kriege und nötigte den Latinern die Obmacht Roms auf. Da er als Vormund der Söhne des Ancus Marcius dadurch, daß er sich selbst der Königsgewalt bemächtigte, diese in ihren Thronansprüchen geschädigt hatte, so ermordeten sie ihn, nachdem sie zu ihren Jahren gekommen waren, und an seine Stelle trat sein Schwiegersohn Servius Tullius.

Diesem wird die sogenannte Servianische Verfassung zugeschrieben, die ähnlich der solonischen (vergl. S. 180) das Maß der Heerespflicht nach demjenigen des Grundbesitzes regelte. Die vermögendste Klasse stellte, wie schon erwähnt, die Rittercenturien, deren Zahl Servius Tullius nunmehr um 12 weitere vermehrte; alles übrige Volk wurde, soweit es Grundbesitz hatte, in fünf Vermögensklassen geteilt und dem Fußvolke zugewiesen, wobei sich die Art der Bewaffnung nach der Vermögensklasse richtete. Jeder ansässige Mann war vom 17. bis zum 60. Altersjahre wehrpflichtig. Die Plebs, die bis dahin zwar zu den Freien gezählt hatte, aber keinerlei bürgerliche Rechte besaß und der sogar das Recht versagt war, eheliche Verbindungen mit Angehörigen von Patriciergeschlechtern einzugehen, erhielt durch die Servianische Verfassung zwar keine nennenswerten Rechte, da ihre Heranziehung zum Kriegsdienste und zur Kriegssteuer doch nur als eine Last zu betrachten ist; immerhin wurde dadurch ihr Eintritt in die Klasse der Vollbürger vorbereitet. Den Centurien wurde durch die Servianische Verfassung ein politisches Recht eingeräumt, das ihre Bedeutung im Staatsleben ansehnlich erhöhte: sie mußten, wenn der König einen Angriffskrieg beabsichtigte, erst um ihre Zustimmung zu einem solchen angegangen werden. Die Plebs erhielt die Befugnis, sich zur Beratung ihrer Angelegenheiten zu einer besonderen Versammlung, der Comitia tributa, zusammenzuthun. Die fünf Vermögensklassen gliederten sich der Heereseinteilung gemäß in 170 Centurien, von denen auf die erste, höchste Vermögensklasse allein 80, also fast die Hälfte der Gesamtzahl entfielen. Aus den Zimmerleuten und Schmieden, sowie aus den Spielleuten und den als Ersatzmannschaft angesehenen ärmeren Bürgern („Proletarier“ genannt) wurden fünf besondere Centurien gebildet, so daß mit Einschluß der 18 Rittercenturien im Ganzen 193 solche Körper bestanden. Mit dem Wachsen der Bevölkerung trat keine Vermehrung dieser Zahl ein, sondern die bestehenden Centurien wurden entsprechend verstärkt. In der Comitia curiata tagten nach wie vor nur Patricier und erst später entwickelte sich aus den Centuriat-Comitien eine neue Bürgerversammlung, die sich außer der Kriegsfrage auch noch mit andern Staatsangelegenheiten zu befassen hatte.

Servius Tullius wurde von seinem Schwiegersohne Tarquinius Superbus, dem Sohne seines Vorgängers, ermordet, und dieser setzte sich nun in den Besitz der Herrschaft, die er der Sage nach mit despotischer Willkür führte. Er zog das Volk zur Fronarbeit an den von ihm unternommenen Bauwerken heran und erregte dadurch ebenso, wie durch sein hoffärtiges und grausames Wesen, die allgemeine Unzufriedenheit. Eine seinem Sohne Sextus zugeschriebene, an der Patriciergattin Lucretia verübte Schandthat soll schließlich das Maß des Volkshasses gegen die Tarquinier voll gemacht und zu deren Vertreibung sowie zur Abschaffung des Königtums überhaupt geführt haben.

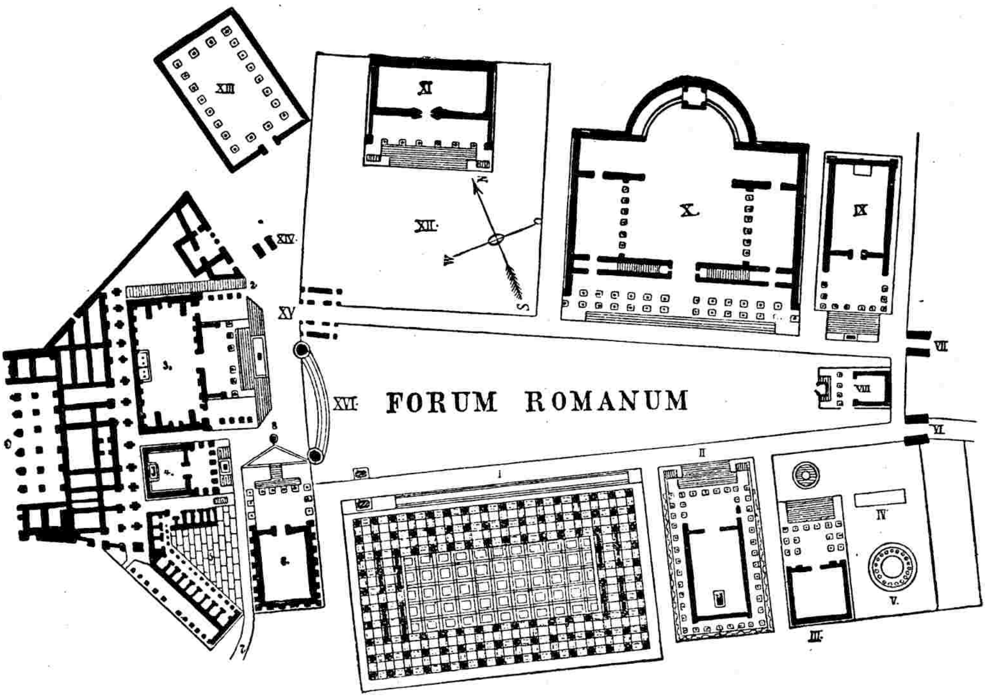
Rom als Republik.

Die oberste Staatsgewalt ging nach dem Sturze des Königtums, der nach dem Vorgesagten vom Adel ausgegangen war und nach der Ueberlieferung durch einen Verwandten des gestürzten Königshauses, L. Junius Brutus, und den Witwer der Lucretia, L. Tarquinius Collatinus, vollstreckt worden sein soll, an zwei Konsuln über. Diese waren die obersten Beamten, Richter und Feldherren; als erste Träger der Konsulargewalt, die mit jedem Jahr durch Neuwahl in andere Hände überging, werden die beiden eben Genannten, und als Beginn ihrer Amtsthätigkeit das Jahr 509 v. Chr bezeichnet. Tarquinius Collatinus wurde, weil er dem Geschlechte des vertriebenen Königshauses angehörte, schon nach kurzer Zeit gleichfalls in die Verbannung geschickt, und an seine Stelle trat (nach der Angabe des Polybios) M. Horatius. In jene erste Zeit fällt ein

dem P. Valerius Poplicola („Volksfreund") zugeschriebenes Gesetz, durch das der Volksversammlung das Recht zuerkannt wurde, gegen ein Urteil der Konsuln die Komitien anzurufen. Der Senat erhielt eine weitere Verstärkung im oligarchischen Sinne durch die Aufnahme von Rittern in denselben. Die Tarquinier scheinen gewaltige Versuche zur Wiedergewinnung der Herrschaft gemacht zu haben, durch welche die Republik in schwere Kämpfe nach außen verwickelt wurde; auch eine zum gleichen Zwecke angestiftete Verschwörung hatte sie niederzuwerfen. Es wird erzählt, daß der Konsul Brutus seine eigenen Söhne habe enthaupten lassen, weil sie an jener Verschwörung beteiligt waren. Er selbst fiel im Zweikampfe mit einem an der Verschwörung beteiligten Mitgliede des Tarquiniergeschlechtes. Der Etruskerkönig Porsena von Clusium griff 508 Rom siegreich an und nötigte es, nachdem er sein Heer entwaffnet hatte, den Frieden durch Gebietsabtretung und Stellung von Geiseln zu erkaufen. Die Großthaten, die in dieser Zeit von Horatius Cocles, der die Tiberbrücke bei Rom gegen feindliche Uebermacht verteidigt haben soll, von Mucius Scaevola, der als Gefangener vor Porsena den römischen Heldenmut damit bewiesen haben soll, daß er die rechte Hand ins Feuer eines nahen Altars steckte und, ohne eine Miene zu verziehen, verbrennen ließ, und von der wackeren Cloelia, die dem Porsena als Geisel gestellt worden, mit anderen Leidensgefährtinnen aber entronnen war, den Tiber durchschwommen und glücklich Rom erreicht hatte, gehören wahrscheinlich in das Gebiet der Fabel. Ebenso ist die Ueberlieferung von einem großen Siege über die Latiner am See Regillus bei Tusculum geschichtlich nicht beglaubigt. Doch wurde der latinische Bund um 486 v. Chr. wieder hergestellt und durch den Beitritt der Herniker verstärkt. Im Innern machte die Herrschaft des Besitzes und der Stammeshoffart immer größere Fortschritte. Die Patricier hielten an ihren politischen Vorrechten fest; die reichen Plebejer, die sich den Luxus eines unentgeltlich zu versehenden Staatsamtes ganz gut hätten leisten können, aber nach der Verfassung von dieser Ehre, ebenso wie vom Priesteramte, ausgeschlossen waren, strebten nach vollständiger politischer Gleichberechtigung mit den Patriciern und unterhielten deshalb ausdauernd die auf dieses Ziel gerichtete Bewegung. Andererseits bestand ein scharfer sozialer Gegensatz zwischen den besitzenden Klassen, innerhalb deren Patricier und Plebejer sich in vollster Uebereinstimmung befanden, sofern es sich um die Aufrechterhaltung der hohen Steuern, des hohen Zinsfußes und des harten römischen Schuldrechtes handelte. Da aber die unter der Bedrückung durch das harte Schuldrecht Leidenden die große Mehrheit des Plebejervolkes bildeten, so folgte dieses seinen Führern gerne in der Bewegung gegen die patricischen Vorrechte und setzte eine großartige Demonstration in Scene, indem es auf den Heiligen Berg auswanderte (494) und dadurch neben einer Erleichterung des Schuldendruckes auch eine Vertretung seiner Rechte durch die Tribunen*) erlangte. Diese „Volkstribunen" wurden unter besonderen gottesdienstlichen Feierlichkeiten als unverletzlich erklärt und hatten zunächst die Aufgabe, einzelne Plebejer innerhalb des Stadtgebietes und in dessen nächstem Umkreise gegen Willkürakte der Behörden zu schützen. Auf ihre Unverletzlichkeit sich stützend, dehnten sie aber ihren Wirkungskreis immer mehr aus, erwirkten sich sogar den Zutritt zu den Senatssitzungen und verhinderten durch ihr Veto (Verbot) Senatsbeschlüsse, die sie als nachteilig für die Volksinteressen betrachteten. Die Zahl der nur aus der Plebs wählbaren Volkstribunen beschränkte sich ursprünglich auf zwei und erweiterte sich später auf fünf, endlich (457) auf zehn. Neben ihnen wurden zwei Volksädilen aufgestellt, die mit der Markt-, Bau-, Sicherheits- und Wohlfahrts-Polizei betraut waren, im Uebrigen aber den Tribunen als Gehilfen zur Seite standen. Daß die den Volkstribunen gesetzlich gewährleistete Unverletzlichkeit ihnen keinen unbedingten Schutz bot, beweist die Ermordung des Volks-

*) Tribunen hießen ursprünglich die Vorstände der drei Stämme (Tribus), später wurde der Titel auch auf die Vorsteher der Steuerämter, die Anführer der größeren Truppenteile ausgedehnt; eine besondere Art von Tribunen waren (seit 445) die Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt, die bis 366 öfters statt der Konsuln ernannt wurden, um den Plebejern, die zu Tribunen, nicht aber zu Konsuln gewählt werden konnten, den Zutritt zu den höchsten Staatsämtern zu eröffnen.

tribunen Gnaeus Genucius (473), der die beiden abgetretenen Konsuln wegen Verhinderung eines volkstümlichen Ackergesetzes zur Rechenschaft gezogen hatte. Nichts destoweniger nahm der Einfluß der Volkstribunen immer mehr zu, und schon 471 setzte einer derselben, Volero Publicius, ein Gesetz durch, durch welches die Wahl der plebeischen Beamten in die Tributkomitien verlegt wurde. Ein 462 von dem Volkstribunen C. Terentilius Arsa gestellter Antrag, eine Kommission zur schriftlichen Aufzeichnung der Gesetze zu ernennen, stieß bei den Patriciern auf heftigen Widerstand und hatte sogar die bewaffnete Erhebung eines derselben zur Folge, wurde aber 454 zum Gesetze erhoben. Das Jahr 451



Grundriß des Forum Romanum.

Das Forum Romanum lag in der Thaleinsenkung zwischen dem Kapitol und Palatin und bildete ein langes, an der Ostseite schmäleres Viereck, das ursprünglich nur von bedeckten Gängen und Budenreihen umgeben war, während später eine große Zahl von Prachtbauten daselbst entstanden. Von diesen sind zu nennen: I. die für Gerichtsverhandlungen und geschäftlichen Verkehr dienende, von Julius Cäsar begonnene, von Augustus vollendete Basilika Julia; II. der Tempel der Dioskuren; III. der Tempel der Minerva; IV., V. der uralte kreisrunde Vesta-Tempel mit dem Wohnhause der Vestalinnen; VI. und VII. die Bögen des Q. Fabius Maximus und Augustus; VIII. der dem vergötterten Julius Cäsar von Augustus errichtete Tempel mit Rednerbühne; IX. eine zu Ehren der älteren Faustina, Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius, errichteter Tempel; X. die Basilika Aemilia; XI. und XII. die Curia Julia auf dem Comitium, dem Platze für die Volksversammlungen; XIII. die Basilika Porcia, die älteste in Rom; XIV. der Janustempel; XV. der Triumphbogen des Kaisers Septimus Severus; XVI. die ältere, mit den Schnäbeln (rostra) erbeuteter Schiffe geschmückte Rednerbühne (rostra vetera). An der Westseite des Forums waren zu einer geschlossenen Gruppe vereinigt: das Staatsgefängnis (1), am Abhange des Kapitols, mit der Seufzertreppe (2), auf welcher die Leichname der Hingerichteten ausgestellt wurden; die Tempel der Concordia (3) und des Vespasian (4), die Schola Xantha, ein Verwaltungsgebäude (5); der auch als Schatzkammer und Archiv benutzte Saturntempel (6), welcher von jener durch einen nach dem Kapitol führenden Weg (7) getrennt wurde; der goldene Meilenzeiger (8), auf welchem Augustus die Namen und Längen der Heerstraßen des römischen Reiches hatte verzeichnen lassen; endlich das Tabularium (9), ein Gebäude, in welchem der Staatsschatz, die Urkunden und Rechnungen aufbewahrt wurden. Eine große Zahl von Standbildern und Denkmälern schmückten den Raum vor und zwischen den das Forum umgebenden Gebäuden.

brachte vorübergehend eine Reaktion (politische Gegenbewegung). Die Römer hatten sich aus Griechenland die solonischen und andere Gesetze kommen lassen, um darnach ihr eigenes geschriebenes Gesetz herzustellen. Zu diesem Zwecke wurde eine Zehnmänner-Kommission (die sogenannten Decemvirn) aufgestellt, die, obgleich auch die Wahl von Plebejern zu-

lässig gewesen wäre, nur aus der Zahl der Patricier gewählt wurde. Die Schöpfung dieser Decemvirn wurde auf zwölf Kupfertafeln eingegraben und auf dem Forum romanum, dem Platze für die öffentlichen Versammlungen, auf dem die wichtigsten Staatsakte sich abspielten, ausgestellt; die darin enthaltenen civilrechtlichen (bürgerrechtlichen) Bestimmungen über Familien-, Erb-, Schuld- und Eigentumsrechte bilden die Grundlage des „Römischen Rechtes", das noch gegenwärtig in unserer deutschen bürgerlichen Gesetzgebung wie auch in derjenigen anderer Länder eine maßgebende Rolle spielt. Die Decemvirn, denen für die Dauer ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit unter Aufhebung des Konsulates, des Tribunates und des von P. Valerius Poplicola (vergl. S. 218) geschaffenen Provokationsrechtes der Volksversammlung die höchste Gewalt übertragen worden war, mißbrauchten dieselbe zunächst zur eigenmächtigen Verlängerung ihrer eigenen Stellung und gewannen unter der Führung des Appius Claudius das Uebergewicht im Senate. Rom war zu jener Zeit in langwierige Kriege mit den Sabinern, Etruskern, Volskern und anderen Nachbarvölkern verwickelt, die erst im 3. Jahrhundert durch völlige Unterwerfung ganz Italiens ihren endgiltigen Abschluß fanden; während der Regierung der Decemvirn war eben wieder ein Kriegszug gegen die Sabiner und Volsker veranstaltet worden, und das Volk hatte sich auch willig der Heeresaushebung gefügt. Da aber Appius Claudius und seine Kollegen den Kriegszustand benutzten, um eine förmliche Gewaltherrschaft zu führen, welcher unter anderen auch der Volkstribun Siccius Dentatus zum Opfer fiel, so brach endlich ein Aufstand aus, der in der Besetzung des Heiligen Berges und des Aventin durch plebeische Krieger gipfelte und den Rücktritt der Decemvirn sowie die Verhaftung des Appius Claudius (der sich dann im Gefängnis selbst entleibte) zur Folge hatte (449). Konsulat und Tribunat sowie das Provokationsrecht wurden wieder hergestellt und die Unverletzlichkeit der Volkstribunen aufs neue bestätigt, zugleich ein ebenfalls unverletzbares Richterkollegium von zehn Mitgliedern neu eingesetzt (448), wenige Jahre später (445) die Rechtsgiltigkeit der zwischen Plebejern und Patriciern geschlossenen Ehen gesetzlich anerkannt und (444) die Einsetzung von sechs Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt für den Bedarfsfall beschlossen. Obwohl dieses Amt gesetzlich auch Plebejern zugewiesen werden konnte (vergl. Fußnote auf S. 218), so wählte der Senat doch bis zum Jahre 400, soweit überhaupt eine Wahl von solchen stattfand, nur Patricier hierzu. Den Kriegstribunen war die Veranstaltung und oberste Leitung des durch die Servianische Verfassung eingeführten Census (d. i. die in der Regel alle fünf Jahre vorzunehmende Einschätzung der Bürger nach ihrem Grundbesitze und Verteilung derselben auf die fünf Vermögensklassen und die Ritter-Centurien) sowie die Ausübung der sittenrichterlichen Gewalt nicht übertragen, sondern hierfür ein eigenes Amt, die Censur, neugeschaffen worden, das nur von Patriciern bekleidet werden konnte. Es wurden zwei Censoren auf je fünf Jahre in den Centuriatkomitien gewählt, ihre Amtsdauer aber auf 18 Monate eingeschränkt, so daß das Censorenamt immer dreieinhalb Jahre ruhte. Die Censoren hatten neben ihren sonstigen Obliegenheiten auch die Neuaufstellung der Senatsliste zu bewirken und in großem Umfange für die Verwaltung des Staatseigentumes zu sorgen; dadurch, namentlich aber durch die ihnen übertragene sittenrichterliche Gewalt gelangte ihr Amt mit der Zeit zu hoher Bedeutung. Damit hatten die Patricier wieder einen beträchtlichen Vorteil errungen, und es dauerte noch länger als ein Jahrhundert, bis der völlige Ausgleich zwischen den beiden Ständen zur Thatsache geworden war. Schuld an dieser Verzögerung trug neben dem begreiflichen, hartnäckigen Widerstande der Patricier gegen jede Schmälerung ihrer Vorrechte das allmälige Aufkommen einer plebeischen Aristokratie, zu deren Interessenvertretung sich häufig die Volkstribunen bereit finden ließen und die Bemühungen ihrer volksfreundlichen Kollegen im Sinne der Erleichterung des Loses der ärmeren Volksschichten zum Scheitern brachten. Das Proletariat fing allgemach an einzusehen, daß die Gewalthaber aus plebeischem Stande ebensowenig wie die patricischen keinen besonderen Eifer an den Tag legten, sein Wohl zu fördern, und verhielt sich darum den Bestrebungen der plebeischen Aristokratie gegenüber ziemlich gleichgiltig. Das bekannte Spiel der „Kompromisse" (Zugeständnisse von der einen Seite

um ebensolche von der anderen Seite zu erlangen) war schon damals im Schwange; jeder Zuwachs an politischer Macht und Bedeutung, den die plebeische Aristokratie zu ihren Gunsten durchsetzen wollte, mußte durch irgend einen den breiten Volksschichten zugewandten wirtschaftlichen Vorteil erkauft werden. In diesem Sinne waren auch die Gesetzesvorschläge gefaßt, die von den Volkstribunen C. Licinius und L. Sextius im Jahre 376 eingebracht, aber erst 367 nach langem Kampfe durchgesetzt werden konnten. Durch diese „Licinisch-Sextischen Gesetze" wurde eine gerechtere Verteilung des Gemeindelandes, das zu billigem Pachtzins an die Bürger vergeben wurde, in dem Sinne bewirkt, daß niemand mehr als 500 Morgen davon erhalten sollte; ferner wurde eine neue Erleichterung des Schuldrechtes dadurch herbeigeführt, daß die bezahlten Zinsen vom Kapital abgezogen und die Rückzahlung dieses letzteren auf drei Jahre verteilt wurde. Endlich wurde unter Aufhebung des Kriegstribunen-Amtes, das seinem ursprünglich vorgegebenen Zwecke in der Wirklichkeit mit Vorliebe entzogen worden war, die gesetzliche Verfügung getroffen, daß einer der beiden Konsuln Plebejer sein solle. L. Sextius, einer der Urheber dieser Gesetze, wurde 366 als erster plebeischer Konsul gewählt. In demselben Jahre wurde den Plebejern auch der Zutritt zu einem der drei Priesterkollegien geöffnet. Dagegen setzten die Patricier die Einführung eines neuen Patricischen Amtes, der Prätur durch, welchem die richterliche Gewalt übertragen wurde; in Abwesenheit der Konsuln (also namentlich zu Kriegszeiten, in denen die Konsuln als Oberbefehlshaber ins Feld rückten) war der Prätor*) deren Stellvertreter. Gleichzeitig wurden im Gegensatze zu den plebeischen kurulische Aedilen aufgestellt, die zuerst ausschließlich aus der Zahl der Patricier gewählt werden sollten, bald aber auch der Plebs entnommen wurden, in der Weise, daß Jahr um Jahr patricische und plebeische Kuruladilen mit einander abwechselten. Die Patricier setzten noch durch Jahrzehnte den Widerstand gegen das plebeische Vollbürgertum fort, konnten aber gegen dessen allmälige Verwirklichung nichts ausrichten. Die Diktatur wurde schon 356 allen römischen Bürgern zugänglich; zum Amte der Censur gelangten Plebejer thatsächlich seit 351, und 338 wurde ihnen dieses Amt gesetzlich erschlossen. Zur Prätur erhielten die Plebejer 337 Zugang, und sämtliche Priesterkollegien wurden ihnen im Jahre 300 eröffnet. Sobald der Patricierstand auf diese Weise seine staatsbürgerliche Bedeutung verloren hatte, bildete sich an dessen Stelle eine neue Aristokratie unter dem Namen der Optimaten, auch „Nobilität" genannt, aus denjenigen patricischen und plebeischen Familien, die sich durch Generationen im Besitze der hohen Staatsämter zu erhalten wußten und jeden, der neben ihnen zu einem solchen Amte gelangte, als „homo novus" über die Achsel ansahen. Wenn auch dieser Amtsadel dem Volke gegenüber sich nicht so streng abschließen konnte wie der alte Geschlechtsadel, so stand er doch vermöge seiner machtvollen Stellung im Staatswesen in nicht minder schroffem Gegensatze zur Masse des Volkes als jener, und der einzige Vorzug, den er vor dem Geburtsadel hatte, bestand darin, daß seine bevorzugte Stellung doch wenigstens auf Verdiensten um den Staat, nicht lediglich auf der Herkunft beruhte, und daß die tüchtigsten Bürger in ihm Aufnahme finden konnten.

Zu den Kämpfen gegen die Nachbarvölker gesellte sich im Jahre 390 derjenige gegen ein anderes Volk, von dessen Vorhandensein die Römer bis dahin noch nicht die geringste Notiz genommen hatten. Es war dies der keltische Stamm der Senonen, der um jene Zeit in das von den Etruskern beherrschte Gebiet eingedrungen war und die Stadt Clusium im Mittelpunkte Etruriens belagerte (391). Die Clusiner erbaten Hilfe von Rom; dieses entschloß sich aber nicht zu bewaffnetem Einschreiten gegen die Fremdlinge, sondern glaubte auf dem Wege der Verhandlungen die Senonen zum Abzuge bestimmen zu

*) Ursprünglich wurde nur ein Prätor aufgestellt, seit 243 aber deren zwei. Man setzte neben den „Praetor urbanus" noch einen „Praetor inter cives et peregrinos", von denen der erstere die Rechtsstreitigkeiten zwischen den römischen Bürgern untereinander, der andere diejenigen zwischen Bürger und Fremden zu schlichten hatte. Die Zahl der Prätoren wurde allmälig bis auf 16 (unter Julius Caesar) erhöht.

können. Drei Gesandte aus dem alten und mächtigen Patriciergeschlechte der Fabier wurden mit den Unterhandlungen betraut, hatten aber den Verdruß, diese scheitern zu sehen und beteiligten sich darauf persönlich an dem Kampfe gegen die Belagerer, was allerdings ein schwerer Verstoß gegen das Völkerrecht war. Hierüber erbittert, forderten die Senonen die Auslieferung der Gesandten, in die der Senat willigte, wogegen die Bürgerschaft dieselbe entschieden verweigerte. Die Kelten unter Führung des Brennus*) rückten darauf 70000 Mann stark gegen Rom vor und stießen an dem Alia-Bache, 15 km nördlich der Stadt, auf das römische Heer. Dieses besaß damals in der Person des M. Furius Camillus einen wirklich bedeutenden Feldherrn, der wenige Jahre vorher (396) die etruskische Stadt Veji nach zehnjähriger Belagerung**) erobert hatte, wegen seines herrischen und volksfeindlichen Auftretens aber dem Volke verhaßt war und, von den Tribunen der Veruntreuung an der in Veji gemachten Kriegsbeute beschuldigt, 391 in freiwillige Verbannung gegangen war. Es wurden nun Kriegstribunen gewählt, die sich als gänzlich unfähig erwiesen, und die Folge davon war, daß die Römer an der Alia eine schwere Niederlage erlitten, über den Tiber flohen und so den Kelten freie Bahn nach Rom öffneten. Drei Tage später rückten die Kelten in die von der Bevölkerung verlassene Stadt ein, plünderten sie und legten sie in Asche (390 nach der gebräuchlichen Zeitrechnung, richtiger wohl 388). Das Capitolium hielt sich unter M. Manlius Capitolinus gegen den Eindringling und soll vor einer von diesen versuchten Ueberrumpelung durch die Wachsamkeit der der Juno geweihten Gänse gerettet worden sein. Nach siebenmonatlicher Einschließung ihrer Stadtveste erkauften die Römer den Abzug der Senonen mit schwerem Gelde. Die Stadt wurde in aller Eile wieder aufgebaut, nachdem der aus dem Exil zurückgerufene Camillus den mattherzigen Plan, die zerstörte Stadt zu verlassen und nach Veji zu übersiedeln, durch seine energische Einsprache vereitelt hatte.



Brennus-Schild.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

Dieser Schild stammt aus der Zeit des Claudius oder Nero, ist in Kupfer getrieben und stellt die Eroberung Roms durch die Kelten unter Brennus und jenen Auftritt dar, der sich der Sage nach beim Abwägen des Goldes, das der Keltenhäuptling für seinen Abzug verlangte, abgespielt haben soll. Brennus warf auf die Wagschale mit den Gewichten noch sein Schwert, und soll den Römern dabei zugerufen haben: „Vae victis!“ (d. h. „Wehe den Besiegten“).

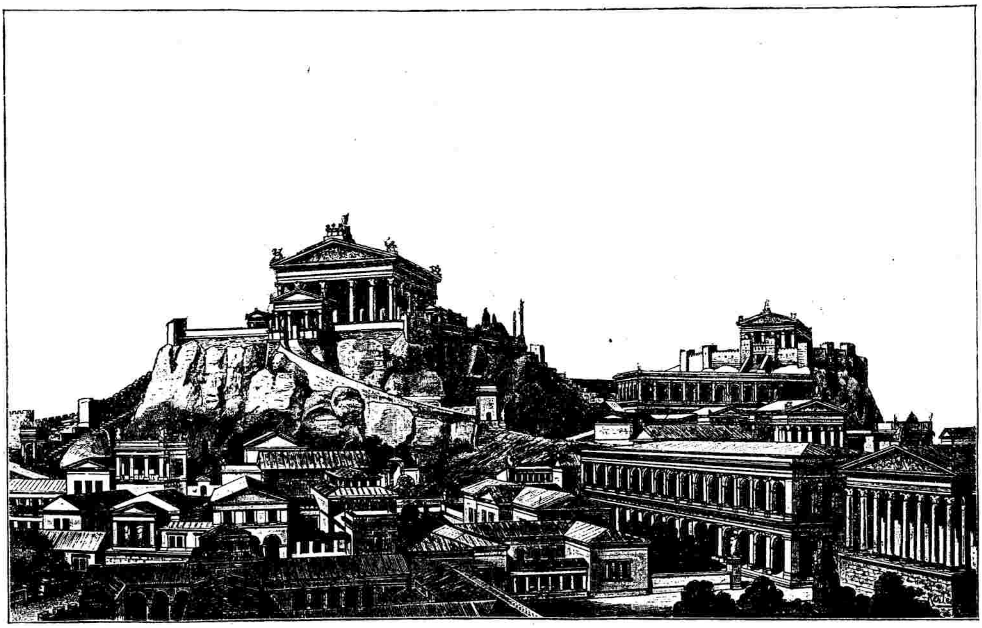
Camillus, der wiederholt zum Dictator gewählt wurde, kämpfte in den folgenden Jahren noch mehrfach siegreich gegen die feindlichen Nachbarvölker, befleckte aber das Andenken an seine Herrschaft dadurch, daß er den Manlius Capitolinus, den Retter des Kapitols, der sich die Gunst des Volkes dadurch erworben hatte, daß er aus seinem eigenen Vermögen plebeischen Schuldnern die nötigen Summen zur Verfügung stellte, um ihre Verpflichtungen lösen zu können, unter der Anklage, nach der Königswürde zu streben, zum Tode verurteilen und vom tarpejischen Felsen herabstürzen ließ (384). Die bereits erwähnten Licinisch-Sextischen Gesetzesanträge veranlaßten Camillus, der von der Gleichstellung der Plebejer nichts wissen wollte, gleichwohl aber einsah, daß gegen die dahinzielende Bewegung nichts mehr auszurichten sei, sich vom Staatsdienste (368) zurückzuziehen; er wurde aber im folgenden Jahre, als sich die Kelten aufs neue in der Nähe Roms zeigten, abermals zum Dictator erwählt, schlug die Barbaren bei Alba und vermittelte dann selbst die Annahme der ge-

*) Dieser Name ist kein persönlicher, sondern eine Bezeichnung, die den Fürsten oder Herzögen beigelegt wurde und in dem keltischen Worte „brennin“ d. i. „König“ noch jetzt erhalten ist.

**) Der Krieg gegen die Vejenter wurde, entgegen dem gewöhnlichen Brauch, auch durch den Winter fortgeführt, und die Krieger erhielten jetzt zum erstenmale Sold aus der Staatskasse.

nannten Gesetze. Zwei Jahre später starb er (365). Er war der erste hervorragende Feldherr der Römer.

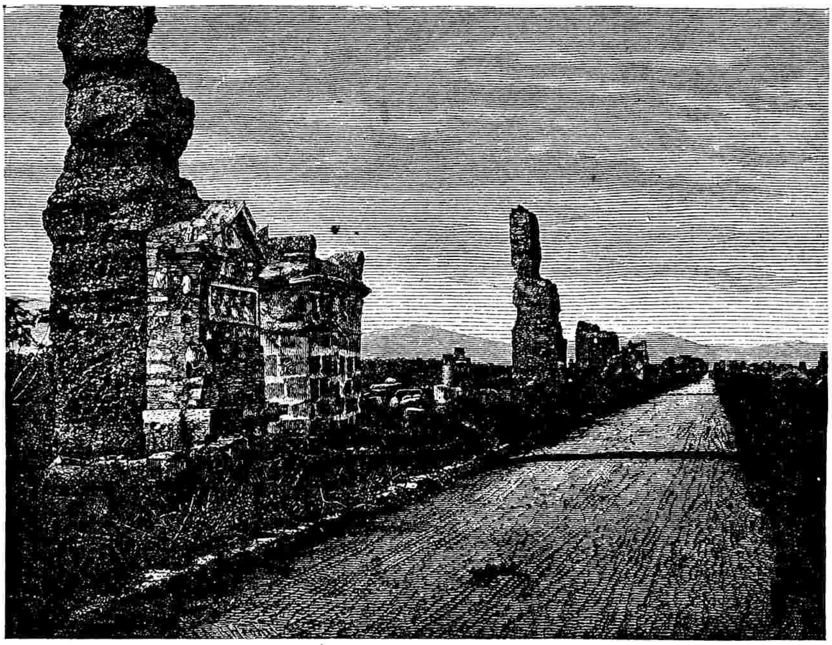
Nachdem der Ständekampf im Innern sein Ende erreicht hatte, wandte Rom seine neuerstarkte Volkskraft nach außen hin, um sich der Herrschaft über Italien zu versichern. Das streitbare Samnitervolk hatte die nach alter Ueberlieferung von den Tyrrhenern unter Capys gegründete Stadt Capua in Campanien in seine Gewalt gebracht (420) und dieselbe seither hart bedrängt. Capua rief Rom zu Hilfe, und dieses sandte 343 den Konsul M. Valerius Corvus gegen die Samniter, die er am Berge Gaurus und bei Suessula



Das Kapitol.
Aus Hertzberg „Geschichte der Römer".

schlug, dann aber mit ihnen Frieden schloß, um sich gegen die Latiner zu wenden, die sich aufs neue erhoben hatten und vollständige Gleichstellung mit den Römern verlangten. Capua hatte sich zum Dank für die ihm geleistete Hilfe, die ihm allerdings infolge des römisch-samnitischen Friedensschlusses seine Selbständigkeit gekostet hatte (es wurde Rom überliefert), mit den Latinern verbündet; das Gleiche thaten die Volsker. In der Nähe des Vesuv siegte der Konsul Manlius Torquatus (340) über die Latiner und Campaner; seinen Sohn, der sich wider das Verbot des Vaters mit einem latinischen Befehlshaber in Zweikampf eingelassen und den Gegner getötet hatte, ließ er zur Wahrung der Kriegszucht hinrichten. Der zweite Konsul, Decius Mus, soll sich infolge eines Traumes, nach welchem der Sieg demjenigen Heere beschieden sein sollte, dessen Führer sich selbst dem Tode weihen würde, mitten unter die Feinde gestürzt und dadurch zum Siege beigetragen haben. Manlius lieferte dann den Latinern und Campanern eine entscheidende Niederlage bei Trifanum, die zur Auflösung des latinischen Bundes und zur Unterwerfung der Volsker führte, deren Stadt Antium römische Kolonie wurde. Capua und andere Städte Campaniens wurden in das römische Bürgerrecht aufgenommen, ohne jedoch Stimmrecht zu erhalten. Zahlreiche Militärniederlassungen in dem neugewonnenen Gebiete, an denen man auch die jetzt abhängigen Latiner teilnehmen ließ, befestigten die römische Herrschaft in dem-

selben und dienten als Stützpunkte für weitere Eroberungen. Noch einmal erhoben sich die Samniter gegen Rom, wurden aber nach wechselvollen Kämpfen, die sich durch mehr als ein Vierteljahrhundert hinzogen (326—290) zur Anerkennung der Oberhoheit Roms genötigt. Zwar erlitten die Römer unter den Konsuln Spurius Posthumius und



Ansicht der Via Appia.

Nach photogr. Aufnahme aus Hertzberg „Geschichte der Römer im Altertum".

T. Veturius beim Ueberschreiten des Apennin in dem caudinischen Engpasse*) eine schmachvolle Niederlage, indem sie von den Samnitern eingeschlossen, zur Uebergabe ihrer Waffen und zur Annahme der schimpflichen Friedensbedingungen genötigt wurden, durch das Joch

*) Der Paß hatte seinen Namen von der samnitischen Stadt Caudium, in deren Nähe er gelegen war. Die Samniter hatten die Römer durch Hinterlist in die Falle gelockt, indem sie durch Verkleidete ihnen die falsche Nachricht zugehen ließen, daß ihr Heer in der Belagerung der den Römern befreundeten Stadt Luceria in Apulien begriffen sei. Dadurch ließen sich die römischen Feldherren verleiten, in aller Eile den Paß zu durchschreiten, um der jenseits des Apennin gelegenen, bedrohten Stadt zu Hilfe zu eilen. Der Paß war durch ein dazwischen liegendes Thal in zwei Hälften geteilt; nach Durchschreitung der einen sahen die Römer sich plötzlich angegriffen, am vorderen Paß durch Verhaue aufgehalten, an dem bereits durchschrittenen durch samnitische Truppen abgesperrt. Sie baten um Frieden, der ihnen unter der oben angeführten Bedingung gewährt wurde. Das „caudinische Joch" (diese sprichwörtlich gewordene Benennung bezieht sich nur auf den besondern Fall, das Gehen durchs Joch war eine von den Römern selbst erfundene und gegen Besiegte oft angewandte schimpfliche Strafe) wurde aus drei Spießen gebildet, durch die die Römer, an ihrer Spitze die Konsuln und Offiziere, entblößt und waffenlos zwischen den bewaffneten, sie verhöhnenden Feinden hindurchgehen mußten. Außerdem gehörte zu den Friedensbedingungen, für deren Erfüllung die Konsuln und sämtliche Unterführer sich eidlich verbürgen mußten, die Räumung des samnitischen Gebietes und die Abführung der auf Teile desselben bereits verpflanzten römischen Ansiedler, sowie die Stellung von 600 Rittern als Geiseln. In Rom wurde dieser in der Not des Augenblicks abgeschlossene Friedens-Vertrag nicht anerkannt, sondern beschlossen, die Konsuln, die denselben angenommen hatten, an die Samniter auszuliefern; diese schickten sie aber wieder zurück.

zu gehen; auch eroberten die Samniter Luceria und die von den Römern neu angelegte Kolonie Fregellae. Doch gelang es den Römern mit Aufwand aller Kräfte wieder die Oberhand zu gewinnen und die Samniter, nachdem sie ihnen bei Capua (314) eine entscheidende Niederlage bereitet hatten, aus Campanien zu vertreiben. Der Censor Appius Claudius begann (312) die Anlage einer großen Heerstraße durch die pontinischen Sümpfe, die von Rom nach Capua führte und nach ihrem Begründer Via Appia genannt wurde. Teile derselben sind noch heute erhalten. — In einem dritten samnitischen Kriege (298—290) wurde der letzte Versuch der Völker Italiens, sich der Herrschaft Roms zu erwehren, durch die Entscheidungsschlacht bei Sentinum (295) zu nichte gemacht, obgleich die Samniter drei Heere ins Feld geführt und keltische Stämme mit den Italikern gegen Rom sich verbündet hatten. Die Umbrer, auf deren Gebiet jene Schlacht sich abspielte, unterwarfen sich; die Etrusker erbaten 294 den Frieden, die Samniter setzten den Kampf noch durch vier Jahre fort und schlossen dann, um ihr Land vor weiteren Verheerungen zu bewahren, mit dem Konsul M. Curius Dentatus einen Frieden, in dem sie ihr Gebiet unverkürzt behielten, aber den Römern freie Hand lassen mußten, ihre Herrschaft im übrigen Italien zu befestigen.

Ein neuer achtjähriger Krieg entspann sich 280 gegen die griechische Handelsstadt Tarent in Unteritalien, die schon im letzten Samniterkriege eine zweideutige Haltung gegen Rom angenommen hatte und dieses durch Beleidigung eines in ihrem Hafen eingelaufenen römischen Geschwaders neuerdings gereizt hatte. Zu jener Zeit herrschte in Epirus*) der König Pyrrhus, ein Mann voll kriegerischen Abenteurersinnes, den wir bereits als Schwiegersohn des Agathokles von Syrakus (S. 104) kennen gelernt haben. Dieser wurde von den reichen Handelsherren von Tarent in Sold genommen und erschien (280) mit seinem vorzüglich geschulten Heere, das auch Kriegs-Elephanten mitführte, in Unter-Italien. Er schlug bei Heraklea (südwestlich von Tarent am Golf gleichen Namens) unter eigenen großen Verlusten die Römer, die den ihnen hierauf angebotenen Frieden zurückwiesen, nachdem der alte, erblindete Appius Claudius dem Senat die stolzen Worte zugerufen hatte, Rom dürfe niemals mit einem Feinde unterhandeln, so lange er auf italischem Boden stehe. Eine zweite Schlacht bei Askulum in Apulien gewann Pyrrhos ebenfalls (279), erlitt aber auch hier wieder so empfindliche Verluste, daß er die Sache Tarents aufgab und sich nach Sicilien begab, um den Syrakusern Hilfe gegen Karthago zu leisten. Auch hier fehlte seinen Waffen nicht der Erfolg, aber durch sein herrisches Auftreten verscherzte er sich die Freundschaft seiner sicilianischen Bundesgenossen und kehrte wieder in den Dienst der von den Römern hart bedrängten Tarentiner zurück, wurde aber diesmal von Curius Dentatus bei Benevent gründlich geschlagen (275) und kehrte nach Epirus zurück, von wo ihn seine Eroberungslust drei Jahre später zu einem Kriegszuge nach dem Peloponnes trieb. Bei der Erstürmung von Argos fand er hier durch einen vom Dache herabfallenden Ziegelstein den Tod (272).

Für Rom folgte nun eine Zeit glorreichen Aufschwunges. Nach dem Falle von Tarent, das seine Waffen und Schiffe ausliefern und die Stadtmauern niederreißen mußte,

*) Epirus war die nordwestlich vom eigentlichen Hellas gelegene Landschaft, die im Osten an Thessalien, im Nordosten an Makedonien und im Norden an Illyrien grenzte, im Innern von Illyrern, an der Küste von Griechen bewohnt und von diesen allmälig hellenisiert worden war. Das Land war nach Thalschaften in zahlreiche Fürstentümer geteilt, die unter dem Könige Pyrrhus im Jahre 295 v. Chr. zu einem Gesamtstaate vereinigt wurden. Seine Dynastie, durch fortwährende innere und äußere Kämpfe bis zur völligen Ohnmacht geschwächt, wurde vom Volke (230) beseitigt, und an Stelle des Königreiches trat ein republikanischer Staatenbund, der infolge der Einmischung der Illyrer und Makedonier in seine Parteikämpfe seine Unabhängigkeit zum größten Teile einbüßte. Nach einem Versuche, dieselbe wieder zu gewinnen und vermittels eines Bündnisses mit dem Könige Perseus von Makedonien gegen Rom zu behaupten, wurde Epirus von den Römern aufs grausamste heimgesucht (70 epirotische Städte wurden geplündert und verwüstet, 150 000 Epiroten als Sklaven verkauft) und zur römischen Provinz gemacht (168 v. Chr.).

jedoch seine selbständige Verwaltung noch beibehielt, wurden die Samniten, Lucaner und Bruttier völlig unterworfen, Rhegium, das zehn Jahre in der Gewalt campanischer Krieger gewesen war, eingenommen (217) und mit der Besiegung der Sallentiner in Calabrien (266) die Herrschaft Roms über ganz Mittel- und Unteritalien besiegelt. Die Via Appia wurde von Capua quer durch Unteritalien bis nach Brundisium in Calabrien (dem heutigen Brindisi) weitergeführt, für die unterworfenen Städte eine Verfassung geschaffen, die ihren Angehörigen das römische Bürgerrecht, aber ohne Stimme und Ehrenrechte gewährte, sie der römischen Rechtsprechung und Wehrpflicht unterwarf, einigen von ihnen die Gemeindeverwaltung durch selbst gewählte Behörden überließ, in anderen aber das Gemeinwesen völlig aufhob. Die Niederlassungen in den unterworfenen Gebieten wurden militärisch organisiert und befestigt, so daß sie als römische Zwingburgen dienten, von denen aus die Bevölkerungen überwacht und im Zaume gehalten werden konnten. Auf den zur Anlage dieser Niederlassungen den unterworfenen Orten abgenommenen Ländereien wurden arme römische Bürger angesiedelt, die ihre vollbürgerlichen Rechte behielten und hier gegenüber den „Insassen“ die gleiche Rolle spielten, wie seinerzeit die Patricier in Rom. Diejenigen von den Unterworfenen, die auf Grund von Verträgen die Oberhoheit Roms anerkannt hatten, behielten ihre eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit und hatten keinen Tribut zu leisten, brauchten auch nicht im römischen Heere zu dienen, mußten aber im Kriegsfalle Hilfstruppen oder Schiffe stellen. Sie wurden als Verbündete Roms betrachtet. Die Latiner konnten sogar das römische Vollbürgerrecht erwerben und wurden mit der Begründung und Leitung latinischer Niederlassungen zur Unterstützung der römischen Machtstellung betraut.

Nachdem die Römer ihre Machtstellung in Italien auf solche Weise begründet und gesichert hatten, konnte es bei dem kriegerischen Geiste und dem hohen Nationalbewußtsein, das sie auszeichnete, nicht ausbleiben, daß sie die errungene Machtstellung nunmehr auch nach außen hin zu vermehren und zu erweitern suchten. Das natürliche Ziel dieses Strebens war Karthago, das dem groß gewordenen Rom, jetzt der bedeutendsten Landmacht am Mittelmeere, als die größte Seemacht in diesem Teile der alten Welt gegenüberstand. Die Eifersucht zwischen diesen beiden Mächten führte zu den punischen Kriegen, die wir bereits in den Grundzügen ihres Verlaufes dargestellt haben (vergl. S. 104 ff.). Während Rom im Westen seine volle Kraft daran zu wenden hatte, Karthago niederzuwerfen, entwickelten sich im Osten die Verhältnisse in einer Weise, die Rom teils nötigte, teils anreizte, auch hier seine Macht geltend zu machen. Illyrische Seeräuber glaubten die gute Gelegenheit benutzen zu können, um ihrer Beutelust am adriatischen Meere freien Spielraum zu lassen. Zu jener Zeit herrschte in Illyrien eine Königin, Teuta mit Namen, die das Seeräuberwesen als eine berechtigte Eigentümlichkeit ihrer Unterthanen betrachtete und einer römischen Gesandtschaft, die infolge vielseitiger Klagen griechischer Städte und Bünde an sie entsandt worden war, um Abhilfe zu schaffen, in trotziger Weise erwiderte, daß sie die Männer ihres Volkes nicht hindern könne, in landesüblicher Weise aus dem Meere Nutzen zu ziehen. Eine römische Flotte von 200 Fahrzeugen wurde hierauf abgesandt, trieb die Seeräuber rasch zu Paaren und zwang die Piratenkönigin zur Einstellung ihres Treibens und zur Freigebung derjenigen Griechenstädte, die sie unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatte (229—228). Damit war die römische Herrschaft auf dem adriatischen Meere dauernd hergestellt. Wenige Jahre danach wurden die Kelten, die einen neuen Einfall in Etrurien unternommen hatten und geraden Weges auf Rom vorrückten, in der Schlacht bei Telamon an der etruskischen Küste (225) von den Römern geschlagen und ihr 70000 Mann starkes Heer nahezu vernichtet. Die Römer rückten hierauf in das Gebiet diesseits des Po vor, unterwarfen die Boier, überschritten (223) den Po und schlugen die Insubrer; bei Clastidium (222) tötete der Konsul M. Claudius Marcellus den keltischen Heerkönig Virdomarus, während der andere Konsul, Cn. Cornelius Scipio, Mediolanum (das heutige Mailand) einnahm. So gelangten die Römer in den Besitz eines Gebietes, das später (wahrscheinlich 81 v. Chr.) dem Reiche völlig

einverleibt und unter den Namen Gallia*) Transpadana und Gallia Cispadana (d. h. das jenseits des Po und das diesseits des Po gelegene Gallien) zur römischen Provinz (Gallia Cisalpina) gemacht wurde. Zunächst wurden sie aber im Besitze dieser Eroberung durch den Einbruch Hannibals über die Alpen (vergl. S. 107) gestört, nachdem sie kaum die zum Schutze desselben bestimmten latinischen Niederlassungen Placentia (Piacenza) Cremona und Mutina (Modena) angelegt und die schon früher von Rom nach Spoletium (Spoleto) gebaute Heerstraße über den Apennin an die adriatische Küste und längs dieser bis Ariminum (Rimini) weiter geführt hatten. Ueber den Verlauf des Feldzuges Hannibals (des zweiten punischen Krieges) ist bereits berichtet worden (S. 107ff.). Der Sieger von Mediolanum, Cn. Cornelius Scipio, fiel nebst seinem Bruder Publius während dieses Feldzuges in Spanien (212); der Sohn des letzteren, P. Cornelius Scipio, dem später wegen seiner Waffenthaten in Afrika der Beiname Africanus gegeben wurde, rächte, wie wir gesehen haben (S. 109), den Tod des Vaters und Oheims durch seinen Sieg bei Zama, durch den der Untergang Karthagos eigentlich schon besiegelt war. Der König Antiochus III. von Syrien, der (222) seinem Bruder Seleukos Keraunos auf dem Throne gefolgt war, hatte im Jahre 196 den thrakischen Chersonnes besetzt und dadurch Roms Zorn wachgerufen. Der Versuch, die Griechen zur Parteinahme gegen Rom zu bewegen, mißlang; nur die Aetoler, auf deren Ruf Antiochus nach Europa gekommen war, weil sie der allzu strammen Schutzherrschaft Roms überdrüssig geworden waren, standen auf seiner Seite, wogegen der achäische Bund Rom die Treue hielt. Auch Makedonien, Pergamon und Rhodus standen auf Seite der Römer. Unter solchen Umständen hätte Antiochus den Krieg nur nach vorher in größtem Umfange betriebenen Rüstungen beginnen dürfen und ihn mit Anspannung aller Kräfte durchführen müssen. Hannibal, der, wie wir bereits wissen, im Jahre 195 sich zu Antiochus nach Ephesus geflüchtet hatte, riet dem Könige, alle Gegner Roms vom äußersten Westen Europas bis nach Syrien zu sammeln und sodann mit der Flotte unter Hannibals Befehl den Stoß ins Herz des mächtigen Gegners zu führen. Allein die Höflinge, die auf den großen karthagischen Flüchtling eifersüchtig waren, verstanden es, den wankelmütigen König gegen Hannibal mißtrauisch zu machen, und statt auf dessen Rat zu hören, wandte sich Antiochus gegen Griechenland, auf dessen Boden ein entscheidender Kampf unter keinen Umständen ausgefochten werden konnte. Als er im Herbst 192 auszog, um sich mit Rom zu messen, verfügte er nur über 100 Kriegsschiffe, 10000 Mann Fußvolk, ein Halbtausend Reiter und sechs Elephanten; weitere Rüstungen in Asien waren zwar angeordnet, wurden aber nur schlaff betrieben. Gleichwohl begann der Feldzug mit einem Erfolge: Chalkis auf Euböa fiel in die Hände des Antiochus (192). Hannibal riet nun dringend zu einem



Publius Cornelius Scipio Africanus.

(Marmorbüste im Kapitol. Der Schädel ist wahrscheinlich durch Abrasieren des Haupthaares künstlich kahl gemacht. Die vornehmen Römer griffen in einem gewissen Alter zu diesem Auskunftsmittel, um dadurch die natürlichen Blößen und das Ergrauen des Kopfes zu vertuschen.)
Cornelins Scipio war geboren im Jahre 234, begleitete seinen Vater als siebenzehnjähriger Jüngling während des zweiten punischen Krieges ins Feld, verteidigte denselben auf der Flucht vom Schlachtfelde am Ticinus und erhielt in diesem Kampfe 27 Wunden; die auf unserm Bilde sichtbare Narbe an der linken Stirnseite stammt von einer dieser Wunden her und hat zur Wiedererkennung seines Abbildes geführt. Im Jahre 210 wurde Scipio als Prokonsul nach Spanien gegen die Karthager geschickt, drang dort siegreich nach dem Süden vor und vertrieb 206 die Karthager aus diesem Lande. 205 zum Konsul gewählt, zog er 204 nach Afrika und vernichtete 202 das Heer des Hannibal bei Zama. Im Feldzuge gegen Antiochos III. übernahm er für seinen Bruder die Heeresleitung, an der Schlacht bei Magnesia nahm er jedoch nicht persönlich teil, weil er durch Krankheit verhindert war. Er starb 183, im 52. Lebensjahre, auf seinem Landgut zu Liternum in Campanien.

*) Die Römer bezeichneten das ganze Land zwischen den Pyrenäen, dem atlantischen Ocean und dem Rhein bis herab an die Alpen, und über diese hinweg bis an die Nordgrenze ihres ursprünglichen Machtbereiches auf der Apenninenhalbinsel, mit dem Namen Gallien, seine Bewohner als Gallier.

Bündnisse mit Makedonien und zur schleunigsten Heranziehung aller verfügbaren Truppen aus Asien nach Hellas, um von dort aus in Italien einzudringen. In der That leitete der Seleukide Unterhandlungen mit dem Könige Philipp ein; da aber diese sich etwas in die Länge zogen, verlor Antiochus die Geduld und beleidigte den Makedonier so schwer, daß dieser die Partei der Römer ergriff. Am Thermopylen-Passe überrumpelte der Kriegstribun M. Porcius Cato die mit Antiochus verbündeten Aetholer auf dem Bergpfade, den seinerzeit der Verräter Ephialtes den Persern gewiesen hatte; der das Hauptheer befehligende Konsul M. Acilius Glabrio nahm den Paß selbst und zersprengte das Heer des Antiochus, der mit nur 500 Mann nach Chalkis sich retten konnte und alsbald nach Ephesus zurück segelte. Die Aetholer setzten nun allein noch zwei Jahre lang den Kampf zu Lande gegen Rom fort, während dieses zur See unter Gajus Livius und in Verbindung mit Rhodus einen erfolgreichen Krieg gegen Syrien führte, in welchem Hannibal mit dem unter seiner Führung stehenden Teil seiner Flotte an der Mündung des Eurymedon an der Südküste Kleinasiens durch Trennung vom andern Teil der Flotte eine Niederlage erlitt (190). Nun erschien auch P. Cornelius Scipio auf dem Kriegsschauplatze, zog über Makedonien und Thrakien nach dem Hellespont, übersetzte diesen und schlug bei Magnesia (in der Nähe des heutigen Smyrna) das Heer des Antiochus, der sich nun gezwungen sah Frieden zu schließen, auf alle seine Besitzungen auf europäischem Boden verzichten und zusehen mußte, wie sich der König Eumenes von Pergamon und die Rhodier in seine westlich vom Taurus gelegenen Länder teilten. Antiochus fand ein tragisches Ende; er gedachte die ihm von Rom auferlegten Kriegskosten durch einen Tempelraub herbeizuschaffen und wurde dabei samt seinen Leuten erschlagen. Dies geschah 187 v. Chr. in Elymais (dem alten Elam).



Münzporträt Antiochus III. des Großen.
(Nach Duruy „Hist. des Romains".)
Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".

Nach tapferem Widerstande wurden 189 auch die Aetholer mit Hilfe von Bundestruppen aus Epirus, Makedonien, Akarnanien und Achäa unterworfen und mußten die Oberhoheit Roms anerkennen. Die politische Bedeutung ihres Bundes war für immer zu Ende, der achäische Bund dagegen breitete sich jetzt über den ganzen Peloponnes aus, um nach kurzer Herrlichkeit teils innerer Parteiwut, teils der Herrschsucht der Römer zu erliegen. Im Frühjahr 146 den Kampf auf Leben und Tod gegen Rom aufnehmend, wurden die Achäer von Q. Caecilius Metellus und L. Mummius bei Skarphea und Leukopetra geschlagen, Korinth zerstört und damit der letzte Rest griechischer Freiheit ertötet.

Die makedonischen Könige hatten die von Demetrius Poliorketes (vergl. S. 201) gegen die Griechen begonnenen Kämpfe fortgesetzt und lagen bald mit dem von diesen begründeten achäischen, bald mit dem ätolischen, bald mit beiden Bünden im Kriege. Philipp V. zog 201 gegen Athen, das die Hilfe der Römer anrief; bei Kynoskephalae (197) wurde Philipp entscheidend geschlagen. Sein Sohn Perseus, der ihm (179) in der Regierung gefolgt war, suchte die Griechen, Thraker, Illyrer und andere Bundesgenossen zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen Rom zu gewinnen, entfaltete aber dabei nicht die zu erfolgreichem Kampfe gegen einen so gefährlichen Gegner erforderliche Thatkraft. Die Römer kamen ihm mit der Kriegserklärung zuvor (172) und eröffneten



Münze des Königs Perseus.
(Nach Friedländer und Sallet.)
Aus Hertzberg „Geschichte der Römer im Altertum".

die Feindseligkeiten im folgenden Jahre. Teils infolge kraftloser Kriegführung, teils dadurch, daß die Römer die ihnen verbündeten Achäer und Epiroten durch schlechte Behandlung bis zum förmlichen Abfall verbitterten, fielen die ersten drei Feldzüge ungünstig für sie aus. Dann übernahm aber L. Aemilius Paullus, der Sohn des Oberbefehlshabers in der unglücklichen Schlacht bei Cannae (S. 108), in der er gefallen war, den Oberbefehl und schlug in der blutigen Schlacht bei Pydna (168) die Makedonier entscheidend. Zwanzigtausend wurden getötet, elftausend gefangen genommen; Perseus selbst hatte sich nach der Insel Samothrake geflüchtet, fiel dort in die Gewalt der Römer und wurde nach Alba am Fucinersee (in Mittelitalien) gebracht, wo er als Gefangener starb. Makedonien wurde zunächst zur Anerkennung der römischen Herrschaft gezwungen, nach Niederwerfung eines (149) versuchten Aufstandes aber 146 im Verein mit Thessalien*) und einem Teil von Illyrien zur römischen Provinz gemacht.

Nach der Niederwerfung der Karthager hatten sich die Römer in ihren ehemaligen Besitzungen in Hispanien (Spanien) festgesetzt und zwei Provinzen daselbst gebildet (197), von denen die an der Ostküste gelegene mit der Hauptstadt Neu-Karthago Hispania citerior, die an der Südküste gelegene mit der Hauptstadt Corduba (Cordova) Hispania ulterior genannt wurde. Die Festsetzung der Römer auf spanischem Boden rief aber einen allgemeinen Aufstand der Bevölkerung hervor, der zu einem fast durch zwei Jahrhunderte sich hinziehenden Kriege führte. Dieser erreichte erst unter Augustus sein Ende und hatte keinen andern Erfolg, als daß die ganze Pyrenäenhalbinsel unter römische Herrschaft fiel. Zunächst erhoben sich die Lusitanier im Südwesten der Halbinsel unter der Führung des Viriathus gegen die Bedrückung und Ausbeutung durch die römischen Statthalter und schlugen während achtjähriger Kämpfe (148—140) wiederholt die römischen Heere, bis ihr Anführer durch Verräter aus seiner eigenen Umgebung meuchlings ermordet wurde, worauf die Unterdrückung des Aufstandes erfolgte. Die Keltiberier führten gleichfalls einen zehnjährigen Kampf gegen die Römer, der, weil der Mittelpunkt der Erhebung die Stadt Numantia war, der Numantinische Krieg genannt wird. Erst nachdem dort der Oberbefehl dem P. Cornelius Scipio Aemilianus, dem Zerstörer Karthagos (Sohn des L. Aemilius Paullus, des Siegers von Pydna und Adoptivsohn eines Sohnes des Scipio Africanus, dessen Beiname auf ihn übertragen, aber von ihm selbst durch die Vollendung des Sieges über die Karthager aufs neue verdient wurde) übertragen worden war, gelang es den Römern, auch dieser Erhebung Meister zu werden. Numantia wurde nach 15 monatlicher Einschließung und Aushungerung und nach verzweifelter Verteidigung 133 eingenommen und zerstört; Scipio Aemilianus erhielt nun zu seinen zahlreichen sonstigen Namen auch noch den Beinamen Numantinus. Mit Ausnahme der nördlichen Bergvölker hatte Rom nun ganz Spanien in seiner Gewalt. Die römische Herrschaft erstreckte sich jetzt vom atlantischen Ocean bis an den Taurus, von der Nordküste Afrikas bis an den südlichen Fuß der Alpen. Hier wurde durch die im Jahre 121 erfolgte Eroberung des südlichsten Teiles Galliens der Anschluß des römischen Besitzes in Spanien an das Mutterland bewerkstelligt. Massilia, die angeblich von den Phokäern, vielleicht aber schon früher von den Phönikern gegründete Niederlassung (jetzt Marseille), die mit Rom von altersher befreundet war, wurde römische Bundesstadt. Aber gerade in dieser raschen und umfangreichen Ausbreitung des Römerreiches lag die Ursache des Verfalles im Innern. Republikanische Staatsverfassungen eignen sich nicht zur Beherrschung großer Gebiete, am allerwenigsten solcher mit verschiedenartiger Bevölkerung. Ein republikanisches Staatswesen muß für diejenigen, denen seine Leitung und Verwaltung anvertraut ist, übersehbar sein, und seine Kraft kann lediglich in vollständiger Einheitlichkeit des Volkswesens

*) Thessalien war bereits unter Philipp II. (352 und 344) von Makedonien abhängig geworden, erhielt dem Namen nach nach der Schlacht bei Kynoskephale von den Römern seine Selbständigkeit zurück, um sie 146 wieder zu verlieren. Im Jahre 27 v. Chr. wurde es aus der Provinz Macedonia ausgeschieden und der Provinz Achaia einverleibt, unter dem Kaiser Alexander Severus als besondere Provinz eingerichtet; zu selbständiger geschichtlicher Bedeutung ist es niemals gelangt.

gesucht werden; wo diese fehlt, ist ein Zusammenhalten der widerstrebenden Teile nur durch Gewalt denkbar, und solche Gewalt kann nur durch ein monarchisches Regiment ausgeübt werden, das von einem einzigen Willen abhängig ist und dessen Organe ohne jeden Anspruch auf eigenen Willen der gebietenden obersten Gewalt einfach zu gehorchen haben. Ein Reich von der Ausdehnung des römischen wäre als Republik nur in Form eines stramm organisierten Bundesstaates möglich, mit einer mit starken Machtmitteln ausgestatteten aber nur für kürzere Zeiträume eingesetzten und von völlig freier Wahl abhängigen Centralbehörde; aber auch unter solchen Voraussetzungen würde einem so ausgedehnten republikanischen Staatswesen die Grundbedingung seiner Existenzberechtigung fehlen, nämlich die Notwendigkeit seines Vorhandenseins. Die wichtigsten bürgerlichen Interessen sind die dem einzelnen Bürger am nächsten liegenden: Sicherheit der Person und des Eigentums vor inneren und äußeren Angriffen, also auch vor solchen auf die Geistes- und Gewissensfreiheit, auf Recht und Sitte. Diese Sicherheit kann aber ein republikanisches Staatswesen seinen Bürgern nur innerhalb kleinerer Kreise gewähren, in denen die Interessen und Anschauungen ziemlich gleichartig sind und die Stimme der Minderheiten nicht so leicht unterdrückt werden oder ungehört verhallen kann. Alle diese Vorbedingungen fehlten in den einzig und allein durch die römischen Waffen zusammengekoppelten und beisammen erhaltenen Ländern vollständig; diese bunte Masse verschiedenartigster Völker, die kein anderes Band zusammenhielt, als die Gewalt des bestgehaßten unter ihnen, bedurfte, um als Ganzes fortbestehen zu können, eines Verwaltungstriebwerkes, das von einem Punkte aus in Bewegung gesetzt, nach allen Richtungen hin gleichförmig und rein mechanisch wirkte. Wie wir gesehen haben, besaß Rom in hohem Maße die Gabe, sowohl sein eigenes Staatswesen als auch die Regierung und Verwaltung der unterworfenen Orte und Länder in wohlausgeprägte Formen zu zwängen, und wie wir später sehen werden, hat sich der gesetzgeberische Formalismus, den es immer und überall zur Geltung gebracht hat, so gut bewährt, daß alles selbständige Volksgefühl dadurch erstickt wurde. Aber auch der Republikanismus, dessen Lebenskraft in der Vielseitigkeit des politischen Denkens und Strebens liegt, mußte in diesem starren Formalismus untergehen. Zunächst erhob sich der Freiheits- und Befreiungsdrang der Unterdrückten gegen die wachsende Hoffart der Machthaber; dann traten einzelne Vertreter der verschiedenen Denkrichtungen und Bestrebungen auf den Kampfplatz und suchten mit Hilfe ihres Anhanges die Macht an sich zu reißen. So entspann sich ein langwieriger Bürgerkrieg, in dem sich die Kraft der Republik erschöpfte, und der seinen natürlichen Ausgang darin fand, daß schließlich der Stärkste recht behielt und auf Kosten der Uebrigen die ganze Gewalt an sich riß.

Die große Umwälzung, die sich in Rom vollzog, erhielt den ersten Anstoß durch die wirtschaftliche Not der unteren Klassen, die während der langwierigen Kriege sich immer mehr steigern mußte. Die mit diesen Kriegen notwendig verbundenen Lasten drückten natürlich am allermeisten die breiten Volksschichten, die mit Gut und Blut für die militärischen Bedürfnisse des Staates aufkommen mußten, während die Nobilität sich durch die Eroberungen nur bereicherte. Ein ungeheurer Grundbesitz sammelte sich in den Händen der Optimaten an, wogegen der Stand der freien Bauern verschwand und die Bearbeitung des Bodens ganz und gar den Sklaven zufiel, deren Zahl sich infolge dessen in erschreckendem Maße vermehrte. Die unmenschliche Behandlung, unter der diese litten, führte 135 zum Ausbruch eines Aufstandes in Sicilien, der sich bis 132 hinzog. Dieser „erste Sklavenkrieg“ endigte, nachdem sich die Aufständischen lange mit Glück gegen die römischen Heere zu halten vermocht hatten, mit der Niederwerfung und Massenhinrichtung der Empörer; aber neben dem Sklavenelend gab es auch noch ein Volkselend, das sich nicht so ohne weiteres niederwerfen ließ. Die kleinen Ackergüter gingen in den großen („Latifundien“) auf, und es sammelte sich in Rom ein besitzloser Pöbel, der sein Dasein zum Teil auf Staatskosten (aus den sogenannten „Getreidespenden“) fristete, teilweise aber auf jede mögliche Weise, ehrlich und unehrlich, seinen Unterhalt zu gewinnen suchte. Der im Jahre 133 zum Volkstribun erwählte Tiberius Sempronius Gracchus beantragte, von einer reform-

freundlichen Partei im Senat unterstützt, die Wiedereinführung des gänzlich in Vergessenheit geratenen Licinisch-Sextischen Ackergesetzes (vergl. S. 221) mit einigen Verbesserungen. Sein Kollege M. Octavius, der sich diesem Antrag hartnäckig widersetzte, wurde durch einen (gesetzlich nicht zulässigen) Volksbeschluß auf Betreiben des Gracchus abgesetzt und das Gesetz angenommen. In jener Zeit war der König Attalos III. von Pergamon gestorben (133) und hatte Rom zum Erben seines Landes und seiner großen Reichtümer eingesetzt. Gracchus wollte diese Erbschaft den notleidenden Grundbesitzern zugewendet wissen, ein Antrag, der wider die gesetzliche Form verstieß, weil über auswärtige Angelegenheiten der Senat zu entscheiden hatte. Als Gracchus im folgenden Jahre — abermals gegen das bestehende Gesetz — nach Ablauf des Jahres seiner Amtsdauer seine Wiederwahl erstrebte, wurde diese vom Senat mit Gewalt verhindert und eine Schar von Optimaten warf sich auf Gracchus und seinen Anhang und schlug sie mit Knütteln nieder. Die Volkspartei wurde scharf gemaßregelt, viele ihrer Mitglieder hingerichtet und verbannt. Der Bruder des erschlagenen Volksführers, Cajus Gracchus, trat an dessen Stelle an die Spitze der Volkspartei und setzte als Tribun eine Reihe volkstümlicher Gesetze durch (123), die nicht mehr auf wirtschaftliche Verbesserungen zu Gunsten der unteren Volksschichten sich beschränkten, sondern auf eine Reform des ganzen Staatswesens und vor allem auf die Beseitigung der Optimatenherrschaft hinzielten. Weniger Glück hatte er mit einem weiteren Antrage auf Erweiterung des Bürgerrechtes der Italiker; nicht nur die Optimaten sondern auch ein großer Teil der Bürgerschaft wandte sich gegen diesen Antrag, und die volksfeindliche Partei glaubte jetzt den Augenblick gekommen, um einen entscheidenden Schlag gegen die Volkspartei zu führen. Man bediente sich zu diesem Zwecke des Tribuns M. Livius Drusus, der eine Gegenvolkspartei bildete und durch die tollsten Versprechungen die leichtgläubige Menge verblendete und gegen Gracchus und seine Leute aufhetzte. Nun bedurfte es nur noch des starken Armes der Staatsgewalt, um den nötigen Krach herbeizuführen. Der Konsul L. Opimius erhielt vom Senat diktatorische Gewalt und setzte einen Straßenkampf in Scene, in welchem der jüngere Gracchus fiel; gegen 3000 seiner Anhänger wurde zum Schein eine Untersuchung eingeleitet; man überließ sie, nachdem man sie verhaftet hatte, der Volkswut, und ein blutiges Gemetzel erfolgte anstatt des Urteils. Damit war der Bürgerkrieg eingeleitet. Das niedergeworfene Volk ertrug zunächst furchtsam und schweigend die durch diese Greuel befestigte Optimatenherrschaft. Glücklicherweise stellte sich jedoch die völlige Unfähigkeit derselben bald heraus. Die Veranlassung dazu ging von Afrika aus. Dort war der Numidierkönig Micipsa, der älteste Sohn des Massinissa (vergl. S. 108 ff.) gestorben und sein Neffe und Adoptivsohn Jugurtha hatte sich in den Besitz des Thrones gesetzt, nachdem er von den Söhnen des Micipsa einen getötet und den andern vertrieben hatte.



C. Marius.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

Nach einer Glaspaste aus dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr.

Dieser letztere hatte bei Rom Schutz gesucht, Jugurtha dagegen die mit der Untersuchung der Sache betraute Senatskommission bestochen und eine Teilung des Reiches zu seinen Gunsten erwirkt, worauf er neuerdings seinen Vetter angriff, gefangen nahm und mit seinem ganzen Anhange töten ließ. Rom erklärte ihm nun den Krieg, aber Jugurtha erkaufte vom Konsul L. Calpurnius Bestia einen Frieden; der Volkstribun C. Memmius legte gegen diesen sein Veto ein. Der „Jugurthinische Krieg“ kam nach dieser kläglichen Einleitung (110) zum Ausbruche, schloß aber mit einer ebenso kläglichen Niederlage des römischen Heeres ab, das von Jugurtha durch das Joch geschickt wurde. Im nächsten Jahre waren die Römer unter Führung des Q. Caecilius Metellus und des Legaten C. Marius, eines Bauernsohnes aus Arpinum, glücklicher; sie schlugen den Jugurtha, der in die Wüste entfloh und sich mit seinem Schwiegervater Bocchus verband,

um den Römern nochmals die Stirne zu bieten. Die beiden Könige zogen 107 den Römern entgegen, und als es eben zur Schlacht kommen sollte, erfuhr Metellus, daß das römische Volk, das wegen des langsamen Fortganges des Krieges ungeduldig geworden war, trotz des heftigsten Widerstandes der Optimaten den Bauernsohn Marius zum Konsul gewählt und ihm den Oberbefehl übertragen habe. Metellus wich nun dem Kampfe aus, bis er dem Marius den Oberbefehl übergeben hatte, und dieser führte sodann den Krieg siegreich zu Ende. Bocchus ließ sich auf geheime Unterhandlungen mit den Römern ein und lieferte ihnen den Jugurtha aus (105), worauf dieser nach Rom gebracht, dort im Triumph aufgeführt und darauf im Gefängnis getötet wurde. Zum Lohn für seinen Verrat am Schwiegersohne erhielt Bocchus einen Teil von Numidien, während der andere Teil dem einzigen noch lebenden Enkel Massinissas zufiel.

Um diese Zeit kamen die Römer zum erstenmale mit Angehörigen einer Völkerfamilie in Berührung, die im Verlaufe ihrer ferneren Geschichte eine noch weit wichtigere Rolle gespielt hat als die Kelten, deren vorübergehendes Auftreten auf dem Welttheater bereits zwei Jahrhunderte vorher erfolgt war. Bevor wir zu einem neuen Abschnitt der römischen Geschichte übergehen, wollen wir diesen beiden Völkerstämmen eine kurze Betrachtung widmen.



Dieser westarische Volksstamm, der in der Gegenwart bis auf kleine Reste völlig in der germanischen und romanischen Rasse aufgegangen ist, hatte in alter Zeit — jedenfalls schon vor dem 5. Jahrhundert v. Chr. — einen großen Teil des oberen und mittleren Donau-, sowie des Alpengebietes inne und hatte sich von da über das Rheingebiet, das heutige Frankreich und die britischen Inseln ausgebreitet. In Deutschland saßen sie ostwärts bis zur Elbe, Belgier im nördlichen, Walchen (woraus die Bezeichnung „Welsche" gebildet wurde) im mittleren und südlichen Teile des Landes. In der letzten Hälfte des ersten Jahrtausends v. Chr. wanderten sie aus dem rechtsrheinischen Gebiete, teils freiwillig, teils durch die vorrückenden Germanen verdrängt, nach Frankreich hinüber; die in Böhmen seßhaft gewesenen Bojer wurden von den germanischen Markomannen verdrängt. Andererseits erweiterten die Kelten in geschichtlicher Zeit ihr Gebiet durch drei große Wanderungen.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. zogen die Kelten nach der Pyrenäenhalbinsel, wo sie sich mit den Iberern zu einem keltiberischen Stamme vermischten, der aber nicht auf Spanien beschränkt geblieben ist, sondern seine Ableger auch nach andern Ländern entsandt hat; so bezeichnet beispielsweise Otto Henne-Am Rhyn die Urbevölkerung der Schweiz als eine keltiberische.

Zu Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. fielen die Kelten in das damals noch zum größten Teile von Etruskern bewohnte Norditalien ein und rückten, wie wir bereits (S. 221) gesehen haben, bis gegen Rom vor, zogen sich aber, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß sie mit diesem Gegner doch nicht so leicht fertig werden konnten, wieder nach dem Norden zurück und setzten sich daselbst (in dem später als „Gallia Cisalpina" bezeichneten Teile der Halbinsel) fest.

Im 3. Jahrhundert v. Chr. (279) unternahmen die Kelten einen Beutezug nach der Balkanhalbinsel. Ein Haufe warf sich nach Thrakien, ein zweiter auf Päonien, ein dritter auf Illyrien und Makedonien. Ptolemäos-Keraunos, der als Führer der Makedonier

den Kampf tollkühn aufnahm, wurde aufs Haupt geschlagen und selbst getötet. Mit Ausnahme der festen Städte verfiel das makedonische Land einer grausamen Heimsuchung. Der nächste Hauptstoß der Kelten galt 278 dem hellenischen Süden. Die Hauptmasse zog unter heißen Kämpfen durch Makedonien und Thessalien gegen Griechenland, fand aber hier tapferen Widerstand und erlitt gegen die Mitte des Jahres 278 auf Delphi eine empfindliche Niederlage, infolge deren, da auch der Brennus (Heerführer) gefallen war, die wilden Banden langsam wieder nach dem Norden abzogen. Derjenige Heerhaufe aber, der sich von der Hauptmasse getrennt hatte und ostwärts gezogen war, plünderte Thrakien und brandschatzte die griechischen Städte, bis er bei Lysimacheia 277 v. Chr. eine schwere Niederlage erlitt. Den Rest dieses Heerhaufens, die späteren „Galater“ Kleinasiens, nahm der bithynische König Nikomedes vorläufig in Sold, um sich ihrer zur Erlangung der Herrschaft, um die er mit seinem Bruder im Streite lag, zu bedienen. Nachdem sie ihm das Reich gewonnen hatten, unternahmen sie auf eigene Faust Raubzüge durch das westliche Kleinasien, die viele Jahre hindurch andauerten und bis an den Halys sich erstreckten. Erst im Jahre 235 wurden sie von den Königen von Bithynien und Pergamon bewältigt und in feste Wohnsitze in Galatien verwiesen. Sie nahmen den Namen „Galater“ und sehr rasch auch die griechische Sprache und Sitte an und wurden deshalb von den Römern als „Gallogräken“ bezeichnet.

Von den keltischen Völkern haben in der Geschichte diejenigen die wichtigste Rolle gespielt, welche von den Römern unter dem Namen der Gallier zusammengefaßt wurden, und die wir hinfort ebenfalls unter diesem Namen aufführen werden.



Pytheas, ein Seefahrer aus Massilia — dem heutigen Marseille — der zur Zeit Alexanders des Großen gelebt hat, hinterließ der Nachwelt die erste Kunde von den Völkerschaften, die zu jener Zeit die nördlichen Gestade des europäischen Festlandes bewohnten. Er war durch die Säulen des Herkules in den atlantischen Ocean hinaus gesegelt, hatte die Küsten des heutigen Portugal, Spanien und Frankreich umschifft, die Küsten Britanniens erforscht und war in der Ostsee bis zum Lande der Guthonen (Gotonen, Goten) und der Mündung eines Stromes vorgedrungen, den er Tanais nennt, der aber nicht mit dem Tanais der Alten — dem heutigen Don — zu verwechseln ist und ebensogut die Weichsel (an der das Land der Gotonen gelegen war) wie die Düna oder auch die Oder gewesen sein kann. Er erzählt in seinem in griechischer Sprache verfaßten Reisewerke „Periplus“, von dem leider nur wenige Bruchstücke erhalten geblieben sind, von dem Gestade, an welchem der Bernstein gefunden wird, und erwähnt des Volksstammes der Teutonen, welcher diesen hochgeschätzten Handelsartikel von den Guthonen bezog. Nach seinen Schilderungen unterschieden sich die Bewohner jenes nördlichen Küstengebietes von allen übrigen den Alten bis dahin bekannt gewordenen Völkern in so auffälliger Weise, daß man in ihnen eine Nation von ganz besonderer Eigenart erblicken mußte. Die römische und griechische Welt nahm indes von dem Berichte des Pytheas ebensowenig Notiz wie von dem von ihm entdeckten Volke; die Gelehrten hielten ihn für einen Fabulanten und machten sich besonders über seine Behauptung lustig, daß es unter jenem nordischen Himmelsstriche Länder gebe, in denen halbjährige Tage mit ebensolangen Nächten abwechseln, und die öffentliche Meinung befaßte sich bei jenen Hochkulturvölkern mit „Barbaren“ überhaupt nicht, solange sie nicht mit dem Schwert in der Hand ihre nähere Bekanntschaft machte. Hierzu fand sich aber für die Römer erst zwei Jahrhunderte später Gelegenheit. Zwei Völkerstämme, die an dem von Pytheas bereisten Ostseegestade ihre Wohnsitze gehabt, im Laufe der Zeit aber, dem Drange des Daseinskampfes folgend, von dort ausgewandert waren, erschienen im vorletzten Jahrhundert vor Christi Geburt auf der Bildfläche des historischen Welttheaters. Es waren dies die Cimbern, die von ihrem Stammsitze auf Jütland aus einen Wanderzug nach dem Südosten unternommen hatten und bis an das Schwarze Meer vorgedrungen sein sollen, und die Teutonen, deren ursprünglicher Wohnsitz gleichfalls an der Ostsee — östlich von

demjenigen der Cimbern und westlich von dem der früher erwähnten Guthonen — gelegen war, die aber später an den Rhein gezogen waren. Die Cimbern hatten auf ihrem Rückzuge vom Schwarzen Meere Böhmen erreicht, wo sie mit den dort seßhaften Bojern zusammenstießen und von diesen gegen die Grenzmarken des römischen Gebietes gedrängt wurden. Sie fielen 113 v. Chr. in Noricum ein, dessen keltische Bewohner zu den mächtigen römischen Nachbarn in jener Art von Schutzverhältnis standen, die den Uebergang zur Einverleibung bildet. Der römische Proconsul, mit dem sie wegen Erwerbung von Land in Unterhandlung traten, suchte der gefährlichen Gäste durch Hinterlist los zu werden, indem er ihnen mit Hilfe verräterischer Wegweiser eine strategische Falle stellte, in der er sie mit leichter Mühe zu vernichten hoffte. Die Cimbern drehten aber den Spieß um und schickten die Römer (bei Noreja) mit blutigen Köpfen heim; trotzdem hatten sie aber doch gewaltigen Respekt vor diesen und versuchten daher nicht, den errungenen Vorteil aus-



Kampf der Römer mit Germanen und Kelten.

Dieses Basrelief (in halberhabener Arbeit ausgeführtes Bildwerk) findet sich auf einem römischen Sarkophag (sargförmigen Grabmal) im kapitolinischen Museum zu Rom; es zeigt deutlich den Unterschied zwischen dem keltischen Typus (vergl. den Gallier in der untersten Ecke links und dicht neben ihm den vom Pferde sinkenden Germanen). Mehrere der germanischen Kämpfer haben ihrem Kriegsbrauche gemäß während des Gefechtes die Kleidung abgeworfen. Auf dem Deckelrande erblickt man die gefangenen Weiber und Kinder der Besiegten, welche diesen in den Kampf gefolgt waren. L. Stacke bezeichnet in seiner „Deutschen Geschichte“ dieses Basrelief kurzweg als „Cimbernschlacht“, und es giebt in der That ein anschauliches Bild von einer jener Kampfesscenen, die sich in der Zeit des Cimbern-Einbruches zwischen diesen und ihren germanischen und keltischen Verbündeten einerseits und den Römern andererseits abgespielt haben mögen. Doch ist es wahrscheinlicher, daß das Bildwerk sich auf die früheren Kämpfe gegen die in Etrurien eingebrochenen Gallier bezieht und vielleicht eine Darstellung der Schlacht bei Telamon (an der etrurischen Küste, ungefähr halbwegs Livorno-Rom) ist, wo 225 v. Chr. G. das auf Rom vorrückende, 70000 Mann starke Keltenheer, in dessen Gefolge sich germanische Söldner oder Verbündete befunden haben mögen, von den Römern vernichtet wurde. (Vergl. S. 226.)

zunützen, sondern setzten, die Alpen umgehend, ihren Zug nach Westen fort, vereinigten sich in der Schweiz mit helvetischen Stämmen, überschritten den Rhein und fielen im südlichen Gallien ein, wo sie sich's gut geschehen ließen und Miene machten, sich häuslich niederzulassen. Vergeblich stellte ihnen Rom 109 ein Heer unter M. Junius Silanus, 107 an der Garonne ein zweites unter L. Cassius Longinus entgegen; beide wurden geschlagen, und als 105 der Consul Cn. Manlius Maximus und der Proconsul Q. Servilius Caepio bei Arausio (dem heutigen Orange, nördlich von Avignon) zu einem Hauptschlage gegen die Eindringlinge sich vereinigten, wurden ihre Heere vernichtet; über 100 000 Römerleichen sollen die Walstatt bedeckt haben.

Jetzt bemächtigte sich Roms der sprichwörtlich gewordene „cimbrische Schrecken“. Cajus Marius wurde 104 zum zweitenmale zum Konsul gewählt, um dem ge-

fährlichen Feinde den Meister zu zeigen. Marius schritt zunächst zu einer gründlichen Reform des Heeres, dessen annähernd 400jährige, noch vom König Servius Tullius herrührende und nach diesem die „servianische“ benannte Verfassung zwar mehrfach umgestaltet, aber doch nachgerade gar zu wurmstichig geworden war und zu den veränderten Verhältnissen schlechterdings nicht mehr passen wollte. Inzwischen hatten die Cimbern (103) einen Ausflug über die Pyrenäen nach Hispanien unternommen, wurden aber von der dortigen keltiberischen Bevölkerung scharf zurückgewiesen, machten darauf das — zu jener Zeit noch nicht von Rom unterworfene — westliche Gallien unsicher und zogen längs der Meeresküste nach Norden. Marius gewann dadurch Zeit, in der Provinz Narbonensis eine ansehnliche Truppenmacht zusammenzuziehen. Dem Vordringen der Cimbern in das Gebiet der Belgen setzten diese erfolgreichen Widerstand entgegen, dagegen gelang ihnen die Vereinigung mit den stammverwandten Teutonen, die sich ihnen unter Führung ihres Herzogs Teutobod anschlossen. Im Verein mit diesen und ihren helvetischen Verbündeten hielten sie sich nunmehr für stark genug, um zum Angriffe gegen die Römer vorzugehen. Sie teilten ihre Streitkräfte, deren Stärke 300 000 Mann betragen haben soll, in zwei Heerhaufen; die Hauptmacht, aus den Cimbern und Tigurinern*) zusammengesetzt, sollte von Nordost her, die Teutonen mit den Ambronen**) und Toygenern***) von Westen her die Alpen überschreiten und auf italischem Boden einbrechen. Letztere trafen am Einflusse des Isère-Flusses in die Rhone mit Marius, der hier sein Lager aufgeschlagen hatte, zusammen. Der Versuch, das Lager zu stürmen, mißglückte an drei aufeinanderfolgenden Tagen, und da die Römer nicht Miene machten, selbst zum Angriff überzugehen (Marius wollte seine Truppen erst an den Anblick der Feinde und ihr blindwütiges Anstürmen gewöhnen), zogen die Teutonen am römischen Lager vorbei ihren Weg rhoneabwärts weiter. Sie erreichten Aquae Sextiae (das heutige Aix); aber Marius war ihnen gefolgt und lieferte den Barbaren nach allen Regeln römischer Kriegskunst eine Schlacht, die ihre völlige Vernichtung zur Folge hatte (102). Ihr Führer Teutobod fiel in römische Kriegsgefangenschaft. Nicht besser erging es der anderen Heersäule, die über den Brenner gegangen und in Norditalien eingebrochen war. Hier befehligte Q. Lutatius Catulus, des Marius Mitkonsul, das am linken Etsch-Ufer aufgestellte Römerheer, welches dem ersten Anprall der Cimbern nicht zu widerstehen vermochte und von ihnen bis hinter den Po zurückgedrängt wurde. Während des folgenden Winters führten die Barbaren in dem gesegneten Landstriche zwischen Alpenrand und Po-Ebene ein Schlaraffenleben; Marius aber rüstete sich, um mit seinem siegreichen Heere seinem Kollegen zu Hilfe zu eilen. Im Frühjahr 101 rückten die Cimbern gegen das linke Po-Ufer vor, wo die nunmehr vereinigten Streitkräfte der Römer standen. Bei Vercellae — dem heutigen Vercelli, ungefähr halbwegs zwischen Turin und Mailand gelegen — kam es zur Schlacht; trotz ihrer großen Zahl konnten die Cimbern mit ihren wilden Kampfgewohnheiten, ihrem blindwütigen Draufgehen ohne Rücksicht auf Stärke, Bewaffnung und Fechtweise des Gegners gegen die wohlgeschulten, mit kaltblütiger Berechnung kämpfenden Römer nicht aufkommen; ihre Kräfte verzehrten sich rasch in der Gluthitze des italischen Sommertages (als Schlachttag wird der 30. Juli genannt) und obwohl — griechischen Berichten zufolge — die vordersten Reihen ihrer Fußtruppen sich mittels ihrer Gürtel zu geschlossenen Ketten verbunden hatten, so wurden sie doch geworfen, und der Kampf endigte mit der völligen Vernichtung der Barbaren. Etwa 60 000 gerieten in römische Gefangenschaft und boten so ihren Bezwingern Gelegenheit, sich das fremde nordische Volk, das sie in so gewaltigen Schrecken versetzt hatte, nun mit aller Muße genauer anzusehen.

---

*) Die Tiguriner waren, wie die alten helvetischen Stämme überhaupt, iberokeltischen Ursprungs. Der Name steht vielleicht im Zusammenhang mit dem jetzigen Zürich.

**) Die Ambronen werden von Einigen als cimbrischer, von Anderen als südgallischer Stamm bezeichnet.

***) Die Toygener waren ebenfalls ein in Helvetien angesessener Volksstamm iberokeltischen Ursprunges. Man will den Namen des Kantons Zug mit diesem Stamm in Zusammenhang bringen.



Germanische Schleuderer,
das Gefecht eröffnend.

Nach einem Reliefbilde an der Säule des Kaisers Marc-Aurel (Marcus Annius Verus Antoninus, daher die Säule auch Antoninussäule genannt wird), die nach dem Vorbilde der Trajans-Säule errichtet wurde und noch heute auf der Piazza Colonna (dem „Säulenplatze") zu Rom steht. Die 29,6 m hohe Säule zeigt auf 28 Stücken weißen Marmors in 20 Spiralwindungen Abbildungen aus den Feldzügen Marc-Aurels gegen die Markomannen und andere Stämme.

Es war in der That ein merkwürdiges Volk, so ganz und gar verschieden von allen Nationen, welche Rom im Verlaufe seiner Kämpfe in den Mittelmeerländern bis dahin kennen gelernt hatte. Während die Bevölkerung dieser letzteren mehr oder weniger dunkelfarbig und durchschnittlich nur von Mittelgröße war, zeichneten sich jene Eindringlinge aus dem Norden durch hohen Wuchs und gewaltigen Körperbau, ihre helle Hautfarbe, ihre lichtblauen Augen und goldfarbigen Haare aus. Nach Tracht und Sitte mußten sie den hochkultivierten Römern als Halbwilde erscheinen; Tierfelle bildeten zum Teil ihre Bekleidung, Tierköpfe prangten statt der Helme auf den Häuptern ihrer Reiter. Während des Gefechtes warfen sie nicht selten ihre Bekleidung ab, um ungehinderter kämpfen zu können. Die Gefangenen wurden einfach an Bäumen aufgeknüpft oder als Schlachtopfer den Göttern dargebracht; selbst die dem Feinde abgejagten Pferde wurden getötet. Sie führten auf ihren Kriegszügen Weiber und Kinder mit sich und bargen sie während des Kampfes in der aus den dicht aneinandergeschobenen Fuhrwerken gebildeten „Wagenburg". Im Falle einer Niederlage griffen die Weiber heldenmütig in den Kampf mit ein, und wenn sie die Sache der Ihrigen verloren glaubten, so töteten sie sich selbst und ihre Kinder, um der Schmach der Gefangenschaft zu entgehen. Schon ein halbes Jahrhundert nach jenem Einfalle der Cimbern und Teutonen hatten, wie wir im folgenden Abschnitte sehen werden, die Römer Gelegenheit, zu diesem Volke, von dem die eben Genannten nur als einzelne Stämme sich darstellten, in ausgedehntere und dauernde Beziehung zu treten und sich zu überzeugen, daß dasselbe dort, wo es bereits feste Wohnsitze gewonnen hatte, durchaus nicht jene Wildheit zeigte, wie die noch in unstätem Wanderzuge auf der Suche nach Land begriffenen Cimbern. Hatten sie noch keine Spur von städtischem Wesen und jener verfeinerten Kultur, die sich von Asien her auf die Griechen und von diesen auf die Römer fortgepflanzt hatte, so waren sie doch schon zu Dorfschaften mit gemeinsamem Grundbesitze zusammengeschlossen, und die Grundzüge eines geordneten Staats- und Rechtslebens waren auch bei ihnen bereits festgelegt. Der Unterschied zwischen Freien und Unfreien, der sich bei allen in die Kultur eintretenden Völkern ganz naturgemäß aus der Ungleichheit der Intelligenz und Thatkraft und der damit unmittelbar zusammenhängenden Verteilung von Macht und Besitz entwickelt hat, fand sich von vornherein auch bei diesen Völkerschaften; sie hatten ihre Edelinge und Gemeinfreien, ihre dienstpflichtigen Hörigen und leibeigenen Schalke, von denen die ersten beiden Klassen das herrschende und das unabhängige Element, die letzten beiden das Unterthanen-Verhältnis und das Sklaventum darstellten. Einzelne Stämme hatten

Wahl- und sogar erbliche Könige; hier war es eben hervorragenden Persönlichkeiten gelungen, sich vermöge ihrer Eigenschaften, der Größe ihres Besitzes und der Stärke ihres Anhanges zu höherer Machtfülle emporzuschwingen und diese selbst ihren Nachkommen zu sichern. Die meisten Stämme aber richteten sich innerhalb engerer, in der Regel durch die Bodenverhältnisse vorgezeichneter und abgegrenzter Verbände, der sogenannten **Gaue**, auf dem Fuße einer von den Freien geführten Volksherrschaft ein, die, wenn es sich um gesetzgeberische Akte oder sonstige wichtige Angelegenheiten handelte, wie vornehmlich die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Wahl der „Herzöge“, denen der Oberbefehl über die Streitkräfte des Gaues zukam, auch von der gesamten Gaugemeinde ausgeübt wurde. Innerhalb der Gauverbände gab es noch Untergruppen — sogenannte Hundertschaften (hundreta) — die sich ihre Oberhäupter selbständig wählten und der Rechtspflege walteten,



Germanische Rathsversammlung.
Nach einem Reliefbilde an der Marc-Aurel-Säule.

wobei als Vertreter der höheren Instanz, beziehungsweise bei weiter ausgedehnter Rechtseinheit als Träger der richterlichen Gesamtgewalt da und dort die Gaugrafen auftraten. Den Keim zu höherer Kulturentwicklung trug das Volk vermöge seiner sittlichen Eigenschaften in sich. Nach dem Zeugnis des römischen Geschichtsschreibers **Cornelius Tacitus**, der als Sohn eines Procurators der gallischen Grenzprovinz Belgien mutmaßlich schon in seinen Jugendjahren und im letzten Vierteljahrhundert nach Christi Geburt in hoher amtlicher Stellung mit dem niederrheinischen Nachbarvolke in nähere Berührung gekommen war, waren diese blauäugigen Barbaren von einem tief eingewurzelten Rechtsgefühle beseelt, treu, offenmütig und redlich und, trotz der ungeschlachten Roheit ihrer Sitten, die sich Feinden und Besiegten gegenüber bis zu unerbittlicher Härte und wilder Grausamkeit steigerte, der edelsten Tugenden fähig. Das Familienleben war ihnen heilig, in ihm wurzelte ihr ganzes Volkswesen. Das Weib als Gattin und Mutter genoß die höchste Achtung und waltete in des Wortes voller Bedeutung als Herrin des Hauses, nicht wie bei den Völkern des Orientes als dessen Sklavin. Die Bande der Blutsverwandtschaft legten den Angehörigen der einzelnen Geschlechter oder Sippen strenge und unverletzliche Pflichten gegenüber den anderen Familiengliedern auf; sie mußten sowohl vor dem Richter zu den Ihrigen halten und sie nach Kräften unterstützen, als auch ihnen

Schutz gegen die Angriffe anderer gewähren und nach dem uralten Gesetz der Blutrache an denen Vergeltung üben, die einem ihrer Verwandten Böses zugefügt hatten. Weniger ausgebildet war dagegen bei ihnen das Bewußtsein und Gefühl der Stammeszusammengehörigkeit; wohl mag teilweise die eiserne Notwendigkeit des Daseinskampfes sie gezwungen haben, den Selbsterhaltungstrieb in rücksichtslosester Härte ihren Nachbarstämmen gegenüber zur Geltung zu bringen, doch war es nicht zum kleinsten Teile ihre wilde Kampfeslust und Beutegier, die sie fortwährend in blutige Händel mit Ihresgleichen verwickelte, sie zu wahrhaften Vernichtungskriegen gegen stammverwandte Völkerschaften veranlaßte, und oft genug sah man sie sogar im Solde fremder Völker gegen ihre eigenen Brüder kämpfen.

Ueber die Kriegführung der Germanen erfährt man aus römischer Quelle, daß die Gefechtsordnung sozusagen das Spiegelbild der Volksgliederung im Frieden war; den Feldherrn umgab sein Gefolge, das übrige Volk scharte sich nach Familien oder Stämmen zusammen. Die Schlachtordnung war in der Regel die keilförmige, der „Eberkopf", den Wuotan selbst ersonnen und sein Volk gelehrt haben soll. Die Reiter mengten sich unter das Fußvolk, oft brachen auch die berittenen Führer und Edlen an der Spitze des keilförmig formierten Fußvolkes zum Angriffe vor. Das Gefecht wurde mit einem wilden Schlachtgesang eröffnet. Der Speer (Ger) war die Hauptwaffe; neben ihm wurde auch das kurze Schwert und die Streitaxt (Parte) geführt. Pfeil und Bogen so wie Steinschleudern dienten als Fernwaffen. Der bunt bemalte, meist nur aus leichtem Weidengeflecht hergestellte Schild war die einzige Verteidigungswaffe; Helm und Panzer trugen nur die Vornehmsten. Den Schild wegzuwerfen, galt als höchste Schmach; der Flucht oder Gefangenschaft zog jeder Germane den Tod vor. Die Reiterei als Truppengattung war von untergeordneter Bedeutung, wenngleich einzelne Völkerschaften wie z. B. die Tenkterer und Chauken tüchtige Reiter ins Feld stellten; Hauptwaffe blieb unter allen Umständen das Fußvolk, welches im



Germanische Reiter.

Nach einem Reliefbilde an der Antoninus-(Marc-Aurel-)Säule.

Rhein, Main, Erzgebirge und Elbe liegenden Gebiete erhalten; zwischen Elbe und Oder und bis an die Saale heran ist schon der Einfluß der Slaweneinbrüche bemerkbar, jenseits dieser Grenzlinie legt sich rings um das germanische Land ein breiter Gürtel, dessen Bevölkerung und Kultur mehr oder weniger scharf ausgeprägt den Mischlingscharakter trägt. Im Nordosten sind es finnische, im Osten slawische, beziehungsweise sarmatische, zwischen Donau und Alpen sowie jenseits des Rheines keltische Elemente, mit denen der germanische Volks- und Kulturtypus sich verschmolzen hat.

Wenn Tacitus das germanische Volk als ein „eigenartiges, unvermischtes und nur sich selbst ähnliches" bezeichnet, so darf nicht vergessen werden, daß dieses Urteil sich auf die am Rhein wohnenden Germanen bezieht, die hier gegenüber ihren keltischen Nachbarn der vordrängende, nicht der zurückweichende Teil waren und im Schutze ihres wohlbehüteten Grenzstromes leicht ihre an sich schon kräftigere und überlegene Eigenart bewahren konnten.

In vorgeschichtlicher Zeit während ungezählter Jahrhunderte ein wanderndes Hirtenvolk, das sich, entsprechend der rauhen Natur des Himmelsstriches, unter dem es sein Dasein fristete, erst spät dem Ackerbau zugewendet hat, waren die Germanen, dem angeborenen Wandertriebe und dem Zwange der äußeren Verhältnisse folgend, auch noch im ersten Halbjahrtausend nach ihrem Eintreten in die Geschichte in beständiger Bewegung begriffen. Mit dem Aufenthaltsorte wechselten sie fortwährend auch ihre Stammesverbindungen, ihre Beziehungen zu anderen Völkern und dementsprechend auch ihre geschichtlichen Benennungen. So finden wir z. B. die **Bastarner**, die zuerst am Nordabfall der Karpathen bis an die Weichsel ihre Wohnsitze hatten, später mehr nach Südosten in das Gelände zwischen Dnjepr und Dniester vorgeschoben; wir sahen die Teutonen von der Ostsee nach dem Rheine wandern, die Cimbern durch Ost- und Westeuropa schweifen, und wir werden später noch von weit ausgedehnteren Wanderzügen germanischer Völkerschaften hören. Unter dem Namen der **Sueven** oder **Sueben** tritt in der Geschichte zuerst ein großer Völkerbund auf, in dem Tacitus alle im östlichen Germanien zwischen Donau und Ostsee wohnenden Stämme einbegreift und nach dem die Ostsee als „suevisches Meer". bezeichnet wurde; zur Zeit der Völkerwanderung erscheint unter diesem Namen nur noch der Stamm der das Gebiet der heutigen Mark Brandenburg bewohnenden **Semnonen**, und auch dieser muß slavischen Eindringlingen weichen und verliert sich in den Trümmern des einstigen Suevenbundes, dessen Name jetzt auf die in den Besitz der Alemannen gelangten Landschaft im Osten der Schwäbischen Alp übertragen wird. Diese Landschaft — **Suebia**, das heutige Schwaben — war in den letzten Jahrhunderten v. Chr. G. von keltischen Bojern bewohnt, im ersten Jahrhundert n. Chr. G. wurden diese vom germanischen Volke der Markomannen verdrängt, das sich später nach Böhmen zog, während ihm in seinen bisherigen Sitzen Alemannen, Burgunden und — am östlichen Abhang der Schwäbischen Alp — die Juthungen folgten. Die Burgunden zogen anfangs des 5. Jahrhunderts nach Gallien, die Juthungen gingen in den Alemannen auf, und der jetzt auftauchende Name der Sueven wurde landläufig für die im Osten des Schwarzwaldes niedergelassenen Alemannen, während die westlich vom Schwarzwald Angesessenen den angestammten Namen beibehielten. Solche Verschiebungen, Verschmelzungen und Umwandlungen haben sich vielfach auf germanischem Boden vollzogen und sind wohl zum großen Teile der geschichtlichen Feststellung gänzlich entgangen. Von den gewaltigen Umwälzungen, welche im 4. Jahrhundert n. Chr. G. mit der sogenannten „Völkerwanderung" ihren Anfang nahmen, und deren Ergebnis eine vollständige Neugestaltung der Stammsitze und Stammbünde der Germanen, sowie die Zertrümmerung des Römerreiches und die germanische Herrschaft über die abendländische Kulturwelt war, wird später die Rede sein. Bis dahin sind wir über germanische Verhältnisse nur insoweit genauer aufgeklärt, als die Römer Gelegenheit hatten, mit germanischen Völkern in nähere Berührung zu kommen. Nach den aus dieser Quelle stammenden geschichtlichen Ueberlieferungen, unter denen das 98 n. Chr. G. von **Cornelius Tacitus** geschriebene Buch „De

origine situ moribus ac populis Germanorum" (von den Heimstätten, Sitten und Völkern der Germanen) den ersten Rang einnimmt, läßt sich folgende Gliederung der germanischen Stämme nach deren Wohnorten aufstellen, die bis etwa zum 3. Jahrhundert n. Chr. G. im großen Ganzen als maßgebend zu betrachten sein dürfte. Die „Germania cisrhenana" (das diesseits d. h. am linken, den Römern unterworfenen Ufer des Rheins gelegene Germanien), auch Provincia Germania genannt, war von den allmälig über den Rhein gedrungenen germanischen Stämmen besetzt worden, schloß aber noch einen sehr beträchtlichen Rückstand der von diesen verdrängten keltischen Bevölkerung in sich, die fast überall die Mehrheit bildete. Diese Landstriche wurden ursprünglich zur Gallia belgica gerechnet, deren östlicher Teil dem heutigen Belgien entspricht; nach Augustus wurde die inzwischen erweiterte germanische Rheinprovinz in eine Germania superior (Ober-Germanien) zwischen Jura und Nahe und eine Germania inferior (Nieder-Germanien) von der Nahe bis ans Meer geteilt. In Ober-Germanien wohnten die Triboker (im Elsaß), die Nemeter (bei Speyer) und die Vangionen (bei Worms), in Nieder-Germanien die Ubier (bei Köln), die Tungrer (bei Tongern), die Usipeter (am gallischen Niederrhein, von Julius Cäsar nahezu aufgerieben, dann von den Sigambrern aufgenommen und auf das nördliche Ufer der Lippe verwiesen) und deren südliche Nachbarn und treue Bundesgenossen, die Tenkterer, die ihre Stammsitze zwischen Lahn und Wipper im Winter von 56 auf 55 v. Chr. G. verließen und auf der linken Seite des Niederrheins sich festsetzten, aber gleichfalls fast der völligen Vernichtung durch Cäsars Schwert anheimfielen. Die Bataver und Friesen, beide erst Bundesgenossen, dann Angehörige des Römerreiches, bewohnten die Mündungsgebiete des Rheines, der Maas und Schelde bis an die Ems. Sie bildeten den äußersten linken Flügel der die Gestade der Nord- und Ostsee bewohnenden germanischen Stämme und ihr Land den nordwestlichen Zipfel des weiten Gebietes der Germania magna oder Germania transrhenana, auch Germania barbara (das barbarische Germanien) genannt, weil die Römer — nach dem Vorbilde der Griechen — alles als barbarisch ansahen und bezeichneten, was außerhalb ihres nationalen Gebietes lag, und vorzugsweise die Germanen mit dem Titel der Barbaren beehrten. Als Nachbarn der Friesen nennen wir zunächst die Chauken zwischen Ems und Elbe; südlich von diesen hatten die Chamaven das Land an der Issel (namentlich den Gau Hamaland um Deventer in den heutigen Niederlanden), die Attuarier das Gebiet zwischen Ruhr und Lippe inne; diese beiden verschmolzen später mit den aus ihren Wohnsitzen an der Niederems von den Chauken verdrängten und um 59 n. Chr. G. bis auf einen kleinen Rest zu Grunde gegangenen Ampsivariern, den Sigambrern (ansässig zu beiden Seiten der Ruhr von der Lippe bis zur Sieg) und den Saliern (im Mündungsgebiete des Rheines und der Somme) zu dem in der Folge so mächtig gewordenen Volke der Franken. Noch sind die zwischen Lippe und Ems und an letzterem Fluß thalabwärts ansässigen Brukterer zu nennen, die im nördlichen Teile des heutigen Westfalen und angrenzenden Teilen der Niederlande westlich vom Teutoburgerwalde wohnten und an dem Befreiungskampfe des Cheruskers Hermann gegen die Römer thätigen Anteil genommen haben; ferner die Katten (im heutigen Hessen), die Angrivarier an der mittleren Weser, die Cherusker, deren Wohnsitze sich von der Weser östlich bis an den Harz und an die Elbe, im Süden bis an den Thüringerwald erstreckten, und die Hermunduren im heutigen Thüringen. Von den ostelbischen Germanenstämmen sind besonders die bereits erwähnten Semnonen zu nennen, die im Bunde der suevischen Stämme die führende Rolle spielten und in deren vielleicht in der Gegend des heutigen Mittenwalde gelegenem heiligen Haine die Sendboten der übrigen dem Bunde angehörigen Stämme zu einem mit Gottesdienst verbundenen Nationalfeste sich zu versammeln pflegten. Auf dem Boden des heutigen Holstein und Mecklenburg wohnten die Angeln und Wariner, im Lüneburgischen die Langobarden (Langbärte oder Langbarten von parta, Barte, was so viel wie Streitaxt bedeutet). Auch diese drei Stämme zählt Tacitus zu den Stämmen des suevischen Bundes, dem auch die Markomannen und die Quaden (letztere im March- und Waaggebiete

bis an die Donau herab angesessen) angehört haben. Die bisher aufgezählten Völkerschaften bilden zusammen eine Gruppe, welche sowohl sprachgeschichtlich als historisch in engerem Zusammenhange steht und mit dem Namen der Westgermanen bezeichnet wird. Ihr gegenüber steht die Gruppe der Ostgermanen, welcher diejenige der Nordgermanen oder Skandinavier so nahe steht, daß man sie vielfach der ersteren beizählt. Jedenfalls besteht eine scharfe Scheidung durch Sprache, Verfassung und Bewaffnung zwischen West- und Ostgermanen, während zwischen Ost- und Nordgermanen nur solche Unterscheidungen bestehen, die aus der sehr verschiedenartigen Entwicklung dieser beiden Gruppen infolge der großen Beweglichkeit der einen und der örtlichen Abgeschlossenheit der andern hervorgegangen sind. Wenden wir uns nun dem östlichen Teile des alten Germanien zu, so finden wir zwischen Oder und Weichsel und bis an den Memel hinauf die gotisch-vandalischen Stämme: Goten, Vandalen und Burgunden. Letztere gaben ihre Stammsitze (im heutigen Posen und Westpreußen) um das Jahr 200 n. Chr. G. auf und wandten sich teils nach Süden, wo sie im Kampfe gegen den Gepidenkönig Fastida in den Karpathen den Untergang fanden, während es einem andern Teile gelang, sich nach langwierigen Kämpfen am Rhein festzusetzen. Wir werden den Namen dieser Völkerschaften später wieder begegnen, da sie in der Geschichte eine große Rolle gespielt haben. Weitere Zweige des gotisch-vandalischen Stammes sind die Gepiden an der oberen Weichsel und den Karpathen, später an der untern Donau im heutigen östlichen Ungarn, Siebenbürgen und Rumänien; die Rugier, zwischen Oder und Weichsel seßhaft, später an der mittleren Donau und in Noricum, schließlich als Bundesgenossen der Ostgoten in Italien angesiedelt und in deren Untergang mit verwickelt; die wilden Heruler, die, ursprünglich im südlichen Schweden seßhaft, später nach dem Süden zogen und nach dem Untergange des Hunnenreiches an der oberen Theiß ein mächtiges Reich gründeten, das von den früher ihm zinspflichtigen Langobarden gegen Ende des 5. Jahrhunderts zerstört wurde. Als germanisch-sarmatisches Mischvolk möger hier auch noch die Alanen genannt sein, die vom Kaukasus nach dem Don- und Wolgagebiete herabstiegen und ihre kriegerischen Wanderzüge einerseits bis nach dem nördlichen Rußland und Sibirien, andererseits bis nach Indien ausdehnten, im 4. Jahrhundert von den Hunnen unterworfen wurden und sich zum größten Teil deren Eroberungszuge anschlossen, während kleinere Scharen teils in die kaukasische Heimat zurückkehrten, wo noch heute Reste derselben vorhanden sind, teils nach der Ostsee zogen und in den dortigen germanischen Stämmen aufgingen, teils den Ostgoten sich anschlossen und mit diesen nach Italien, später nach Gallien und der iberischen Halbinsel gelangten, wo sie zu Beginn des 5. Jahrhunderts (im heutigen Portugal) ein Reich gründeten und zuletzt mit den Vandalen, unter deren Schutz sie sich gestellt hatten, völlig verschmolzen.

Was nun endlich die Nordgermanen anbetrifft, so ist es wahrscheinlich, daß sie in vorchristlicher Zeit von der Ostseeküste her in Skandinavien eingewandert sind und daß Island, das seinerseits wieder Grönland besiedelt hat, von Norwegern bevölkert worden ist. Der nahe Zusammenhang mit den Goten, die das Hauptvolk der ostgermanischen Gruppe waren, erhellt schon daraus, daß sich der gotische Name im südlichen Schweden als Stammes- und mehrfach auch in noch heute bestehenden Ortsbenennungen findet. Tacitus nennt den Stamm der Suionen (Schweden), welchen er — wohl der Namensähnlichkeit halber — zu den suevischen Völkern zählt. Diese letzteren gehörten aber, wie bereits erwähnt, zur westgermanischen Gruppe, während das nordgermanische Wesen augenfällig das Gepräge naher Verwandtschaft mit dem Ostgermanentum trägt.



Die Zeit der Bürgerkriege.

Wir haben bereits (vergl. S. 230) darauf hingewiesen, daß durch das erobernde Umsichgreifen Roms das republikanische Staatswesen in schwere Gefahr geriet. Der Kriegerstand gelangte dadurch zu einer Bedeutung, die diejenige des Bürgertums, dieses wichtigsten Faktors im republikanischen Staatsleben, völlig in den Schatten stellte. Die Feldherren als unumschränkte Gebieter über die Militärmacht, konnten nicht nur den Behörden und dem unbewaffneten Volke ihren Willen diktieren, sondern auch die Waffen gegeneinander kehren, um sich den Alleinbesitz der Macht gegenseitig streitig zu machen. So entspannen sich die Bürgerkriege, die eigentlich nichts anderes waren, als der Kampf einzelner Feldherren um die Herrschaft über Rom.

Bis zur Zeit des Ausbruches der Bürgerkriege hatte sich das Römerreich in nachstehender Weise entwickelt: Die Apenninenhalbinsel bis an das Arnogebiet und die Insel Sicilien bis auf das den südöstlichen Teil derselben umfassende Gebiet von Syrakus war bereits zu Ende des ersten punischen Krieges unter römische Herrschaft gefallen. Ferner hatte Rom zu Ende des zweiten punischen Krieges den Südosten der Pyrenäenhalbinsel, die Inseln Corsica und Sardinien, das mittlere und untere Pogebiet nebst dem an der Etsch und am Nordrande der Adria bis gegen Istrien hin gelegenen Teile Norditaliens, dann an der illyrischen Küste das Gebiet von Dyrrhachium (das alte Epidamnos und heutige Durazzo, seit 229 römisches Schutzgebiet), endlich den Rest Siciliens (Syrakus, seit 212) in seine Gewalt gebracht.

Im Verlauf des dritten punischen Krieges und der auf diesen folgenden Jahrzehnte nahm Rom das übrige Hispanien mit Ausnahme der norstwestlichen Ecke, an welcher die Landschaft Gallaecia und südlich davon der nördliche Teil von Lusitanien gelegen war, die Balearen-Inseln (seit 120), einen Teil des südlichen Galliens (Gallia narbonensis), Ligurien und Gallia transpadana, das ganze illyrische Küstengebiet, Makedonien und das thrakische Küstengebiet bis an den Hellespont, Epirus, Thessalien und Griechenland, mit Ausnahme von Athen und Sparta, die Inseln im ägäischen Meere und die ionischen Inseln mit Ausnahme von Korkyra, Kleinasien bis an den Taurus mit Ausnahme weniger Landschaften, endlich das Gebiet von Karthago in Besitz.

Von den großen Kulturstaaten am Mittelmeere war nur noch der Rest des Seleukidenreiches und das von den Ptolemäern beherrschte Aegypten von der römischen Herrschaft unabhängig geblieben, so daß diese schon jetzt die unbestrittene Obmacht der abendländischen Kulturwelt war. Im Innern des Reiches war aber infolge der Kämpfe gegen die germanischen Eindringlinge, in denen nicht weniger als fünf konsularische Heere zu Grunde gegangen waren, eine bedeutungsvolle Veränderung eingetreten. Bis dahin war

der Dienst im römischen Heere insofern eine bürgerliche Ehrensache, als nur grundbesitzende Vollbürger zu demselben zugelassen waren, und wenn auch schon unter Furius Camillus durch Einführung des Soldes der freie Krieger zum Soldaten geworden war, so hatte dies doch nichts an der Stellung der Angehörigen des Heeres in ihrem bürgerlichen Verhältnisse geändert. Das wurde aber jetzt anders. Der Bauernsohn Marius, der in dem dreizehnjährigen Kampfe gegen die Cimbern und Teutonen im wahren Sinne des Wortes zum Retter des Vaterlandes geworden war, hatte eine persönliche Machtstellung erlangt, die der souveränen Gewalt gleichkam, und da er diese Machtstellung ausschließlich dem Waffenerfolge des Heeres zu verdanken hatte, so war es ihm natürlicherweise lediglich darum zu thun, dieses in möglichst schlagfertigem Zustande zu erhalten. Während des Verlaufes des Cimbernkrieges bewirkte er die vollständige Aufhebung der alten Servianischen Heeresverfassung; die Einteilung und Bewaffnung nach Vermögensklassen hörte auf, an Stelle des vornehmen Rittertums trat eine nur noch aus Bundesgenossen gebildete Reiterei, die Besitzlosen (Proletarier) wurden ohne weiteres in das Heer aufgenommen und wandten sich in großen Massen dem Kriegsdienste zu, da dieser ihnen nicht nur Sold eintrug, sondern auch Gelegenheit zu weiterem Fortkommen und zur Auszeichnung bot und ihnen Anspruch auf Belohnung aus Staatsmitteln eröffnete. Dagegen entzogen sich die wohlhabenderen und vornehmeren Bürger nach Möglichkeit dem andauernden Kriegsdienste; dieser verlor so seinen bürgerlichen Nimbus, und es bildete sich ein eigentlicher Soldatenstand, der sich vom Bürgerstande absonderte und von diesem mit Geringschätzung betrachtet wurde, wogegen er selbst sich nicht minder feindselig zu diesem stellte. Die Soldaten verloren den bürgerlich-vaterländischen Sinn und stellten ihre siegreichen Feldherren über alles, wie sie sich überhaupt mit der Zeit jene söldnerische Gesinnung aneigneten, die sich Jedem und zu Allem für Geld zu Diensten stellt. Die klassische Zeit des römischen Kriegertums war vorüber.

Wie die meisten Emporkömmlinge wurde auch Marius, dessen sechsmalige Wahl zum Konsul um so deutlicher für seine außerordentliche Machtstellung sprach, als dieselbe dem Gesetze zuwider lief, vom Geiste der Hoffart befallen und erging sich in hochfliegenden Plänen, von deren Verwirklichung er die Erlangung unumschränkter, persönlicher Herrschaft über das ganze Römerreich erhoffte. Auf den Schultern des Pöbels dachte er sich auf die geträumte Höhe zu erheben; nachdem er sich aber mit zwei der verwegensten Führer desselben, dem Cajus Servilius Glaucia und dem höchst gewaltthätigen Lucius Appuleius Saturninus zu diesem Zwecke in Verbindung gesetzt hatte, lernte er bald erkennen, daß diese Leute, die nur geeignet waren, die gefährlichsten und niedrigsten Leidenschaften in den Volksmassen zu erwecken, stärker waren als er selbst, und daß er, der zwar ein ganz tüchtiger Soldat aber keineswegs ein geschickter Staatsmann war, in solcher Gesellschaft dem sichern Verderben zueilen mußte. In der That gewannen durch das taktlose und gewaltthätige Vorgehen des Marius, beziehungsweise seiner Gehilfen, die Optimaten wieder an Einfluß, und er selbst mußte gegen die Banden seiner Bundesgenossen in seiner Eigenschaft als Konsul mit strafendem Arme einschreiten, als diese den Memmius, der vom Senat als Gegenkandidat des von ihnen selbst für den Posten des zweiten Konsuls zur Wahl gestellten Glaucia aufgestellt worden war, mit Knitteln totschlugen. Die Nobilität mit ihrem Anhange, ihren Sklaven und Gladiatoren*) traten unter die Waffen, und Marius, dem vom Senat die diktatorische Gewalt zuerkannt worden war, übernahm den Befehl über diese Streitmacht und eröffnete gegen die Demokraten ein regelrechtes Straßengefecht. Er trieb sie gegen das Capitol, wo sie sich ergeben mußten. Man brachte die Gefangenen nach dem Rathause; auf dem Wege dahin wurden aber die namhaftesten und verhaßtesten von ihnen durch die optimatische Jugend, die die benachbarten Dächer er-

*) „Gladiatoren", vom lateinischen gladius s. v. w. Schwert hergeleitet, nannten die Römer die in den öffentlichen Kampfspielen auftretenden Fechter, die in der letzten Zeit der Republik zu einer förmlichen Sippe sich entfaltet hatten und unter strenger Zucht in eigens dafür errichteten Anstalten für ihren traurigen Beruf ausgebildet wurden.

klommen hatte, durch Steinwürfe und mittels anderer Geschosse getötet. Marius saß jetzt zwischen zwei Stühlen auf der Erde; von den Optimaten verachtet und von den Demokraten gehaßt, begab er sich nach Asien, um dort abzuwarten, ob ihn Rom wohl auch zum siebentenmale zum Konsul wählen würde, wie ihm eine Wahrsagerin verheißen haben soll.

Im Senat hatte sich infolge der letzten Vorgänge, zu denen sich in den Jahren 103 — 99 auch noch ein zweiter Sklavenaufstand in Sicilien gesellt hatte, die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß trotz aller Machtentfaltung nach außen die ganze römische Herrlichkeit auf schwachen Füßen stehe, solange ihr in der Unzufriedenheit des Volkes ein weit gefährlicherer Feind im Innern gegenüberstehe. Die Geneigtheit zu Zugeständnissen trat unter den Optimaten da und dort zu Tage, ohne jedoch die Mehrheit zu gewinnen. Zwei Gesetzesvorschläge des Tribunen M. Livius Drusus, die mittels Umgestaltung der Gerichte und ausgiebiger Ackerverteilungen die Verbesserung der die Unzufriedenheit des Volkes verursachenden Zustände herbeiführen sollten, wurden in den Komitien durchgesetzt, vom Senat aber verworfen. Als hierauf Livius Drusus einen dritten Gesetzesvorschlag betreffend die Erteilung des Bürgerrechtes an die Italiker einbringen wollte, fiel er durch Meuchelmord (91), und ein großer Teil der Italiker erhob sich darauf, um sich von Rom gänzlich loszureißen und einen republikanischen Bundesstaat zu begründen. Jetzt waren wieder plötzlich alle Parteien in Rom einig, die Bürger wurden zum Kampfe aufgeboten und sogar die Einreihung von Freigelassenen in das Heer gestattet, um dieses auf eine möglichst hohe Zahl zu bringen. Unter den erprobten Heerführern, die sich den Konsuln als Unterbefehlshaber anboten, waren auch Marius und L. Cornelius Sulla.



Lucius Cornelius Sulla.

Nach einer Marmorbüste in Neapel aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

Sulla hatte den numidischen Feldzug an der Seite des Marius mitgemacht, dem er als Quästor*) beigegeben war. Ihm war der verräterische Vertrag mit Bocchus (vergl. S. 232) zu verdanken, durch den Jugurtha den Römern ans Messer geliefert worden war. Er gehörte dem alten Patriciergeschlechte der Cornelier an und stand natürlich auf der Seite der Optimaten. Er galt als ein vortrefflicher Reiterführer, stand als Legat (Gehilfe und Stellvertreter eines Feldherrn oder Statthalters) dem Marius in Gallien, dann dessen Mitkonsul Lutatius Catullus in Oberitalien während des Cimbernkrieges zur Seite. In dem nun folgenden Kriege gegen die italischen Bundesgenossen (91—88), der, weil der sabellische Volksstamm der Marser eine hervorragende Rolle in dieser Erhebung der Italiker gespielt hat, auch „Marsischer Krieg“ genannt wird, kämpfte Marius mit dem Nordheere meist glücklich gegen die Verbündeten, wogegen das Südheer unter dem Konsul L. Julius Caesar — trotz eines kühnen Streifzuges Sullas — Schlappe auf Schlappe erlitt, so daß die von den Italikern hier erkämpften Erfolge die bis dahin noch treu gebliebenen Etrusker und Umbrer fast zum Abfalle veranlaßt hätten. Um dies zu verhindern, entschloß sich Rom in aller Geschwindigkeit zur Erteilung des Bürgerrechtes an die Latiner und alle übrigen Italiker, die der Erhebung sich nicht angeschlossen hatten, und verhieß die gleiche Begünstigung denjenigen, die sich binnen sechzig Tagen unterwerfen würden (90). Dadurch sowie durch thatkräftige Weiterführung des Krieges gegen die Widerspenstigen wurde in den folgenden Jahren (89 — 88), dank der vortrefflichen

*) Die Quästoren waren unter den Königen mit der Kriminalgerichtsbarkeit, in der ersten Zeit der Republik daneben auch mit der Verwaltung der Staatskassen und später nur mit dieser betraut. Anfangs bestanden nur zwei Quästoren, später wuchs ihre Zahl allmälig immer mehr an, und unter Julius Caesar gab es deren vierzig. Sie folgten den Statthaltern als deren Finanzbeamte in die Provinzen und begleiteten die Feldherren auf ihren Kriegszügen.

Kriegführung des Sulla, der innere Friede wieder hergestellt. Da aber Rom auch diesmal wieder das den Italikern gemachte Zugeständnis durch die Beschränkung abzuschwächen suchte, daß die neuen Bürger nur in acht bestimmte Tribus aufgenommen werden sollten, die gegenüber der großen Mehrzahl der römischen Tribus nie zur Geltung gelangen konnten, so kam wieder nur ein fauler Friede zustande. Gleichzeitig trugen die wachsende Verwilderung des Heeres und der immer mehr zunehmende landwirtschaftliche Notstand neue Keime der Gärung in das politische Leben, und die Volkspartei erhob unter Führung des Tribunen P. Sulpicius Rufus wieder mächtig das Haupt und forderte die Verteilung der Neubürger und der Freigelassenen in sämtliche Tribus. Die Optimaten erkannten in diesen Anträgen die größte Gefahr für ihr eigenes Bestehen und richteten ihre Blicke auf Sulla, von dessen mit kühler Ueberlegung und fester Entschlossenheit gepaartem staatsmännischen Geschicke sie allein Rettung aus der drohenden Gefahr erwarten zu dürfen glaubten. Sulla wurde aus Italien zurückberufen und für das Jahr 88 zum Konsul erwählt.

Jetzt erhob sich aber ein neuer äußerer Feind gegen Rom. Im nordöstlichen Kleinasien zwischen dem Halysfluß und den kolchisch-armenischen Gebirgen hatte sich zu Beginn des 3. Jahrhunderts unter einem Fürsten aus dem Hause der früheren persischen Satrapen von Phrygien, Mithradates III., ein neues Reich gebildet, das den Namen Cappadocien am Pontus*) führte, aber kurzweg Pontus genannt wurde. Ein Nachkomme jenes Mithradates, Mithradates VI. Eupator, auch „der Große" genannt (120—63 v. Chr.), hatte, nachdem er im Alter von 19 Jahren (113) die Regierung selbst übernommen, sich sofort auf die Vergrößerung seines Reiches geworfen, Kleinarmenien und Kolchis an sich gerissen und an der nördlichen Küste des Schwarzen Meeres sich ausgebreitet, was den dort gelegenen griechischen Niederlassungen, die sich nur mit Mühe der Angriffe der nachbarlichen Nomadenvölker erwehren konnten, sehr zu Statten kam. Durch Eroberung der westlich von seinem Stammreiche gelegenen Landschaft Paphlagonien und des Restes Cappadociens erweiterte er sein Gebiet nach dieser Richtung und ließ die kleinasiatischen Schutzstaaten der Römer diesseits (westlich) des Taurus seine wachsende Macht empfinden, so daß Rom sich zum Einschreiten veranlaßt sah. Sulla, der damals in der Provinz Cilicien als Proprätor bestellt war, war schon im Jahre 92 dem Mithradates entgegen getreten und hatte an Stelle des minderjährigen Königs von Cappadocien, eines Schwestersohnes des Mithradates, den dieser (100) hatte ermorden lassen, einen neuen König dort eingesetzt. Nachdem aber Mithradates diesen neuerdings verjagt hatte und auch mit dem Könige Nikomedes des benachbarten Bithynien in Händel geraten war, ging der römische Konsular M. Aquilius mit bewaffneter Hand gegen ihn vor, und es entspann sich der „Mithradatische Krieg", der mit einer Unterbrechung im Jahre 84/83 von 88—81 dauerte. Mithradates war anfangs im Vorteil, bemächtigte sich ganz Kleinasiens und ließ in den von ihm eingenommenen Städten alle italischen Einwohner — achtzigtausend, nach anderer Angabe sogar hundertfünfzigtausend an der Zahl — hinschlachten, um sich des Besitzes derselben dauernd zu versichern. Nach diesem fürchterlichen Blutbade warf Mithradates seine Heere nach Griechenland, wo sich die Spartaner, Böotier, Athener u. A. ihm anschlossen. Die Volkspartei in Rom dachte sich diese Ereignisse gegen die Optimaten zu



Mithradates der Große.
Münzbild nach Friedländer und v. Sallet.
Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".

*) „Pontus Euxinus" ist der alte Name des Schwarzen Meeres, welches die Nordgrenze des oben genannten Reiches bildete.

nutze zu machen, und Sulpicius stellte den Antrag, den Oberbefehl gegen Mithradates dem vom Senat damit betrauten Sulla abzunehmen und auf Marius zu übertragen. Der Volksbeschluß fiel auch wirklich in diesem Sinne aus; aber Sulla kehrte sich wenig daran, sondern fiel mit seinem Heere in Rom ein, warf das Volk zu Boden und trat nun als Diktator auf. Er stellte die Stimmordnung der Servianischen Verfassung für die Centuriat-Komitien, die schon seit 241 abgeschafft war, wieder her und schuf überdies ein Gesetz, wonach in Hinkunft die Bürgerschaft nur mehr über solche Anträge sollte abstimmen dürfen, die schon vorher vom Senate gebilligt worden waren (88). Bei Erstürmung der Stadt war Sulpicius Rufus auf der Flucht niedergemacht worden, Marius gelang es, nach Afrika zu entkommen. Sulla führte nun sein Heer nach Griechenland, um den Mithradates zu verdrängen. Athen wurde belagert und mit Sturm genommen (86), das pontische Heer bei Chaeronea (86) und Orchomenos (85) besiegt und, nachdem das Heer mit Unterstützung einer aus kleinasiatischen und syrischen Schiffen gebildeten Flotte den Hellespont überschritten hatte und in Asien eingerückt war, dem Mithradates ein Friede abgenötigt, durch den die früheren Verhältnisse in Asien wieder hergestellt und Pontus die Lieferung von 80 Kriegsschiffen und Zahlung einer Kriegsentschädigung von 3000 Talenten (14130000 Mark) auferlegt wurde (84).

In Rom war für das Jahr 87 neben dem Optimaten Cn. Octavius einer der Führer der Volkspartei, L. Cornelius Cinna, zum Konsul gewählt worden, der die Abwesenheit Sullas im Mithradatischen Kriege dazu benutzen wollte, die Gesetze des Sulpicius mit Gewalt zur Geltung zu bringen. Infolgedessen entspann sich ein neuer Bürgerkampf, und Cinna, von den Optimaten vertrieben und vom Senat seines Amtes entsetzt, wandte sich an das in Campanien stehende Heer, gewann es für sich, verstärkte es durch Zuzug mißvergnügter Italiker und ging nun im Verein mit dem aus Afrika herbeigeeilten Marius, dem Papirius Carbo*) und dem Quintus Sertorius**), einem im Cimbernkriege und im Marsischen Kriege bewährten Truppenführer, auf Rom los. Nach Einnahme der Stadt richteten die Sieger auf Veranlassung des Marius dort ein fürchterliches Blutbad unter den Optimaten an; alle, die sich nicht schon vorher geflüchtet hatten, wurden niedergemetzelt, das Vermögen der Optimaten eingezogen und durch fünf Tage die Stadt der Plünderung und den Greuelthaten bewaffneter Banden preisgegeben. Der alte Marius wurde für das Jahr 86 (zum siebenten Male) zum Konsul gewählt, starb aber bald darauf. Zu seinem Mitkonsul wählte das Volk den Cinna; Sulla wurde des Konsulates entsetzt. An Stelle des Marius wurde L. Valerius Flaccus zum Konsul gewählt und mit einem Heere nach Asien gesandt, um dort den Kampf gegen Sulla aufzunehmen. Dieser aber brachte das Heer auf seine Seite; Flaccus wurde von Meuterern ermordet und Sulla landete in Italien (83), verband sich mit dem damals 23jährigen Cn. Pompeius, der ein Heer von Freiwilligen gebildet hatte und wandte sich nun gegen die Streitmacht der Volkspartei. Cinna war schon im vorhergegangenen Jahre (84), als er sich in Ancona zum Kampfe gegen Sulla einschiffen wollte, auf einmütigen Widerstand bei seinem Heere gestoßen und von Meuterern getötet worden; das von unfähigen Konsuln geführte Heer wurde zu einem Teil am Berge Tifata geschlagen, der andere Teil ging zu Sulla über. Dieser bezog in Campanien Winterquartiere und schritt im nächsten Frühjahr (82) zum Entscheidungskampfe. Er schlug den Sohn des Marius bei Sacriportus, worauf dieser sich nach Praeneste zurückzog und, als die Stadt nach langer Belagerung sich ergab, durch freiwilligen Tod dem Schicksale der Gefangenschaft sich entzog. Papirius Carbo, der mit seinem Heere in Etrurien stand, wurde geschlagen, floh nach Afrika, wurde

*) Cn. P. Carbo war 85 und 84 Kollege des Cinna im Konsulat.

**) Quintus Sertorius floh nach dem unglücklichen Ausgange des Bürgerkrieges nach Spanien, wo er den Kampf gegen Sulla fortsetzen wollte, durch das von diesem entsendete Heer aber vertrieben wurde und nach Afrika ging, dann aber nach längerem Umherirren an der Küste und auf dem Meere mit einem Häuflein seiner Getreuen, einem Rufe der Lusitaner folgend, neuerdings nach Spanien sich wandte, wo er 72 ermordet wurde.

aber auf der Insel Cossyra (ungefähr auf halbem Wege zwischen der karthagischen Küste und Sicilien) ergriffen, nach Sicilien gebracht und dort hingerichtet. Der Bürgerkrieg endete mit dem vollständigen Siege des Sulla, der nun (82) zum Diktator auf unbestimmte Zeit ernannt wurde. Er ließ Aechtungstafeln aufstellen (die berüchtigten, später von manchen Gewalthabern nachgeahmten „Proscriptionen"), die die Namen der politischen Gegner enthielten und auf Grund deren Gütereinziehung und Acht über 4700 Bürger verhängt wurde; 10000 ihrer Sklaven wurden in das Bürgerrecht aufgenommen und — nach dem Geschlechtsnamen ihres Befreiers — mit dem Namen der „Cornelier" belegt. Sulla schuf (79) noch die sogenannten cornelischen Gesetze, durch welche die Herrschaft und das Uebergewicht der Optimaten vollständig wieder hergestellt wurde, legte aber darauf die Diktatur freiwillig nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb schon im folgenden Jahre (78), bevor er noch das 60. Altersjahr erreicht hatte, infolge des allzu üppigen Genußlebens, dem er sich in seinen letzten Jahren hingegeben hatte.



Gnejus Pompeius.

Nach dem Standbilde im Palazzo Spada in Rom, welches einst das von Pompeius erbaute Theater schmückte und im 16. Jahrhundert wieder aufgefunden worden ist. (Aus Weißers „Bilderatlas d. Weltgeschichte".)

Sein Nachfolger in der obersten Gewalt war Cn. Pompeius, den wir schon in seinen jungen Jahren an der Seite des Sulla angetroffen haben und dem durch diesen schon in seinem 27. Altersjahre die Ehre eines Triumphes*) verschafft worden war. Als nach Sullas Tode der Konsul M. Aemilius Lepidus die cornelischen Gesetze zu beseitigen versuchte, war es Pompeius, der dies mit Waffengewalt verhinderte. Die erste Aufgabe, die er zu erfüllen hatte, war die Niederwerfung des Sertorius, der sich in Spanien aus Eingeborenen und römischen Flüchtlingen ein Heer gebildet hatte, mit dem er den gegen ihn ausgesandten römischen Feldherren kraftvoll widerstand. Seine Absicht, Spanien als selbständigen Staat einzurichten, hatte er durch Einsetzung eines Senates und Begründung einer Schule für die Söhne der vornehmsten Spanier bereits zu verwirklichen begonnen, auch die Stimmung der Eingeborenen durch milde und einsichtsvolle Führung der Regierung für sich gewonnen. Auch Pompeius vermochte nichts gegen ihn auszurichten. Zur Sicherung seiner Schöpfung gegen die Macht Roms hatte er ein Bündnis mit Mithradates geschlossen; doch wurde er in seinem weiteren Wirken durch Meuchelmord aufgehalten (72). Sein Mörder war M. Perperna, ein Unterbefehlshaber im Heere des Lepidus, der, auf seinem Heereszuge gegen Rom wiederholt geschlagen, sich nach Sardinien geflüchtet hatte und dort gestorben war. Mit einem Teil seines Heeres hatte sich Perperna zu Sertorius begeben, wurde aber selbst nach der Herrschaft in Spanien lüstern und schaffte aus diesem Grunde den Sertorius beiseite. Von Pompeius besiegt, fiel er auf dessen Befehl durch Henkershand.

Im Jahre 73 schlug sich eine Schar Gladiatoren zu dem Thraker Spartacus, der einen dritten Sklavenkrieg gegen Rom in Szene gesetzt hatte. Diesem kühnen Manne, der als Deserteur (militärischer Ausreißer) eingebracht und in die Gladiatorenschule zu Capua gesteckt worden war, war es gelungen, mit etwa 70 seiner Genossen zu entfliehen

---

*) „Triumph" hieß der feierliche Einzug siegreicher Feldherren mit ihren Heeren in Rom. Die Abhaltung dieser Feierlichkeit erfolgte auf Staatskosten, darum mußte der Feldherr, der als Triumphator einziehen wollte, erst einen bezüglichen Antrag an den Senat stellen und dieser den Antrag bewilligen. An der Spitze des Triumphzuges schritten Musikanten und Sänger, dann folgten die Opfertiere, Wagen mit feindlichen Waffen und sonstiger Siegesbeute, Gefangene in Ketten und endlich unter dem Vortritte der Liktoren, der Behörden und des Senates der Triumphwagen mit dem lorbeergeschmückten Triumphator, dem Verwandte und Freunde, Legaten und Kriegstribunen und als Hauptmasse des Zuges sein ganzes Heer folgten.

und allenthalben neuen Zulauf von Sklaven und anderen Verzweifelten zu erlangen, so daß sein Heer bald eine Stärke von über 100000 Mann erlangte. Mit diesem Heere zog Spartacus (72) nach dem Norden, in der Absicht, über die Alpen nach seinem thrakischen Heimatslande zu entrinnen; ein anderer Teil seines Heeres wollte nach Gallien ziehen. Nach zwei Siegen über die ihm entgegengeworfenen Römerheere zwangen ihn seine eigenen Leute, die auf italischem Boden reiche Beute zu erkämpfen hofften, zur Umkehr nach dem Süden, und nun gelang es dem im Jahre 71 mit der weiteren Führung des Krieges beauftragten Prätor M. Licinius Crassus, den Spartacus auf dem südwestlichen Zipfel der apenninischen Halbinsel einzuschließen, sein Heer zu zersplittern und aufzureiben. Spartacus selbst fiel im Kampfe, mit ihm angeblich 60000 Sklaven; andere 6000 dieser Unglücklichen, die in römische Gefangenschaft geraten waren, sollen auf der Straße zwischen Capua und Rom ans Kreuz geschlagen worden sein. Pompeius kam eben rechtzeitig aus Spanien zurück, um die Trümmer des Sklavenheeres zu vernichten (71).

In dieser Zeit hatte sich infolge der Vernachlässigung der römischen Seemacht während der bürgerlichen Wirren das Seeräuberunwesen in unheimlichem Maße entwickelt. Von Kreta und Cilicien aus verbreitete sich dasselbe über das ganze Mittelmeer und die Besetzung der an der Südküste Kleinasiens gelegenen Landschaften (Cilicien war teilweise schon 103 zur römischen Provinz gemacht worden), sowie die Zerstörung vieler Seeräuberstädte an jener Küste und die Einverleibung Kretas nach längeren Kämpfen in das römische Reich (67) hatte nur unvollkommenen Erfolg. Pompeius wurde daher im Jahre 67 mit dem unumschränkten Oberbefehl über das ganze Mittelmeer und dessen Küsten betraut und alle Staatskassen und sonstigen Hilfsmittel der an den Küsten und bis auf 75 km landeinwärts derselben gelegenen Orte der Provinzen und Schutzstaaten wurden ihm zu freier Verfügung gestellt. Innerhalb eines Vierteljahres entledigte sich Pompeius seiner Aufgabe in glänzender Weise; 10000 Seeräuber wurden getötet, doppelt soviel gefangen genommen und im Binnenlande angesiedelt, ihre Fahrzeuge weggenommen und ihre Nester zerstört.

Gegen Mithradates war der Feldzug in den Jahren 83—81 unglücklich geführt und auf Sullas Geheiß durch einen Vergleich beendigt worden, der den Besitzstand des Friedens von 84 wieder in Kraft setzte. Da aber Mithradates und sein Schwiegersohn, der König Tigranes von Armenien, neuerdings auf Eroberungen ausgingen, Cappadociens und Syriens sich bemächtigten und ganz Kleinasien dadurch in Unruhe versetzten, so schritt Rom, das inzwischen vom Könige Nikomedes III. von Bithynien zum Erben seines Reiches eingesetzt worden war (75), neuerdings zum Angriffe, und es entspann sich der dritte mithradatische Krieg (74—64). Mithradates schlug die Römer bei Chalkedon (74), erlitt aber im nächsten Jahre eine schwere Niederlage und mußte aus seinem Reiche fliehen, um bei Tigranes Schutz zu suchen. Der Krieg beschränkte sich in den nächsten Jahren (72—70) auf die Belagerung und Einnahme verschiedener Küstenstädte und die Besetzung Kleinarmeniens. Dann aber richtete sich der Angriff gegen Tigranes, der in der Schlacht bei Tigranocerta (69) besiegt wurde. Auf dem weiteren Vormarsch durch die armenische Hochebene gegen die armenische Residenzstadt Artaxata kam eine Meuterei im Römerheere zum Ausbruch, und Lucullus, der Befehlshaber desselben, sah sich zum Rückzuge nach Mesopotamien genötigt. Mithradates eroberte nun wieder ganz Pontus zurück und brach raubend in Cappadocien und Bithynien ein. Jetzt mußte Pompeius retten. Er erhielt den unbeschränkten Oberbefehl in Asien (66), erwirkte gegen die Zusicherung des Besitzes von Mesopotamien ein Bündnis mit den Parthern, ging dann mit voller Macht gegen den Mithradates vor und trieb ihn aus Pontus bis nach Colchis hin. Tigranes, in dessen Reich die Parther eingefallen waren, ergab sich dem Pompeius auf Gnade und Ungnade und rettete dadurch sein Königreich, mußte aber 6000 Talente Kriegsentschädigung bezahlen und alle seine Eroberungen aufgeben. Mithradates entwich vor den Römern nach dem taurischen Chersonnes (der heutigen Halbinsel Krim), und Pompeius mußte von seiner weiteren Verfolgung abstehen, nahm aber Pontus für Rom in Besitz und vergab den übrigen Teil des mithradatischen

Reiches an Vasallenkönige. Der westliche Küstenstrich von Pontus wurde mit Bithynien und der Küste Paphlagoniens als römische Provinz Pontus eingerichtet, aus dem syrischen Küstengebiet eine Provinz Syria gebildet, die Provinz Cilicia mit Pamphilien und Isaurien zusammen neu organisiert. Mithradates war mit neuen Kriegsplänen beschäftigt, die sich sogar bis zu einem Angriffe gegen Rom auf italischem Boden verstiegen haben sollen, als sich sein Sohn Pharnaces gegen ihn empörte und der alte König, von Allen verlassen, sich selbst den Tod gab (63). Pompeius hatte sich zu dieser Zeit nach Palästina begeben, um den Streit der Pharisäer und Sadducäer zu schlichten (vergl. S. 93); er ging nun nach Pontus und bestätigte den Pharnaces im Besitze des Restes des mithradatischen Reiches, das sich jetzt unter dem Namen des Bosporanischen Reiches auf das Küstengebiet zu beiden Seiten der das Schwarze mit dem Asowischen Meere verbindenden Straße von Kertsch beschränkte. Im Jahre 61 kehrte Cn. Pompeius nach Italien zurück, entließ, der Gunst des Volkes sicher, sein Heer in Brundisium und betrat Rom als einfacher Privatmann (61). Seine glänzenden Leistungen wurden auch äußerlich durch einen großartigen zweitägigen Triumph anerkannt.

In Rom war inzwischen wieder einmal eine Verschwörung zum gewaltsamen Umsturze des Staates in Scene gesetzt worden. Urheber derselben war L. Sergius Catilina, der mit einer Anzahl junger patricischer Abenteuerer, denen er, selbst patricischen Ursprunges, nahe stand, eine Anarchistenpartei gegründet hatte. Von den Zielen dieser Partei wußte niemand — sie selbst vielleicht am allerwenigsten — mehr, als daß eine möglichst große Verwirrung angerichtet werden sollte, durch die die Verschwörer sich in die Lage zu setzen gedachten, ihre zerrütteten Verhältnisse durch Raub und Plünderung zu verbessern. Neben dieser Anarchistenpartei hatte sich die Volkspartei unter der Führung des M. Crassus und C. Julius Caesar wieder zu lebhafterer Agitation aufgerafft. M. Crassus, den wir bereits als Besieger des Spartacus kennen gelernt haben, war von Eifersucht gegen Pompeius und dessen großartige Erfolge erfüllt, und der gleiche Beweggrund war es auch, der den C. Julius Caesar in die Opposition trieb. Dieser, aus dem altpatricischen Geschlechte der „Julier", nach der Ueberlieferung am 12. Juli 100 geboren, war durch den Sohn des Marius in die römische Volkspartei eingeführt worden und hatte sich im Jahre 83 mit Cornelia, der Tochter des Cinna, verheiratet. Auf Sullas Proscriptionslisten stand auch sein Name, weil er sich geweigert hatte, sich von seiner Frau zu trennen. Seine Verwandten erwirkten ihm zwar Begnadigung, doch hielt er sich von Rom und Italien fern, trat in den Kriegsdienst, erwarb in Asien für hervorragende Leistungen im Felde die Bürgerkrone, kehrte, als er Kunde vom Tode des Sulla erhielt, im Jahr 78 nach Rom zurück und trat hier als Ankläger gegen mehrere hervorragende Parteigänger des verstorbenen Diktators auf, womit der Grund für seine Volkstümlichkeit gelegt war. Im dritten mithradatischen Kriege erschien er mit einem auf eigene Faust in Kleinasien gebildeten fliegenden Corps auf dem Kriegsschauplatze und wurde nach seiner Rückkehr nach Rom zum Kriegstribunen gewählt. Als Pompeius im Jahre 70 Konsul geworden war und als solcher mit seinem Kollegen M. Crassus zusammen einige volkstümliche Gesetze geschaffen hatte, trat er zu Pompeius in nähere Beziehung und unterstützte, damals schon, als Haupt der Volkspartei, dessen gesetzgeberische Bestrebungen aufs beste. Das Jahr 68 brachte ihn als Quästor nach Spanien. Nach Ablauf seiner Amtsdauer kam er wieder nach Rom zurück und verheiratete sich, da er seine Frau durch den Tod verloren hatte, mit einer Enkelin des Sulla, Pompeja, die mit dem Pompeius verwandt war. Zum curulischen Aedil gewählt (65), stieg er in der Volksgunst durch verschwenderisch prachtvolle Ausstattung der öffentlichen Spiele und durch Verteilung von Spenden aller Art an die ärmere Bevölkerung, bürdete sich aber zugleich auch eine ungeheure Schuldenlast auf. Im nächsten Jahre wurde er Vorsitzender des Gerichtshofes, der über Mordthaten rechtzusprechen hatte, und ließ in dieser Amtsstellung einige dem Volk verhaßte frühere Anhänger des Sulla verurteilen. Gegen Pompeius, den er anfangs wenig beachtet hatte, war er jetzt, nachdem dieser sich zu so hohem Ruhm und Ansehen empor-

geschwungen hatte, von begreiflichem Neide erfüllt. Die Volkspartei fürchtete, daß Pompeius nach der Militärdiktatur strebe und aus diesem Grunde an Versöhnung mit der Optimatenpartei denke. Sie plante daher einen Staatsstreich; die Konsuln des Jahres 65 sollten ermordet, Crassus zum Diktator, Julius Caesar zu dessen Unterbefehlshaber („magister equitum") erhoben werden. Da aber ein Teil der Verschworenen sich unschlüssig zeigte, kam der Plan nicht zur Ausführung; die leitenden Häupter zogen es vor, im Hintergrunde zu bleiben und die Kastanien durch Catilina aus dem Feuer holen zu lassen. Caesar und Crassus machten ihren Einfluß zu Gunsten der Wahl des Catilina und eines gewissen C. Antonius zu Konsuln für das Jahr 63 geltend; doch wurde nur für den Antonius die Wahl wirklich erreicht und neben diesem wurde M. Tullius Cicero*) Konsul, ein beliebter Redner und Anwalt, der sich bis dahin vom Parteitreiben vollständig fern gehalten hatte. Durch seine Verwendung erhielt der tiefverschuldete Antonius den einträglichen Statthalterposten in Makedonien und wurde dadurch, da er nun von Staatswegen versorgt war, zum Anhänger der Regierung. Hatte Cicero auf diese Weise einen der Verschworenen von dem Geheimbunde abwendig gemacht, so wandte er nun seine Aufmerksamkeit dem Catilina zu, dessen Anschläge er durchschaute und die er nun durch Wachsamkeit und geschicktes Eingreifen zu vereiteln suchte. Die Verschworenen hatten die Verabredung getroffen, daß auf ein gegebenes Zeichen an mehreren Punkten der Stadt Rom Feuer angelegt werden sollte, um so eine allgemeine Verwirrung herbeizuführen. In Etrurien wurde von C. Manlius, einem Genossen des Catilina, ein den Verschwörern ergebenes Heer gebildet. Bei der Konsulwahl für das Jahr 62 sollten die allfälligen Mitbewerber des Catilina und der Konsul Cicero ermordet werden. Von diesem Plane durch seine Spione unterrichtet, erschien Cicero am Wahltage unter starker bewaffneter Bedeckung und vereitelte die Wahl des Catilina, dessen Absichten er nun im Senate kundgab. Catilina floh eiligst aus Rom und begab sich zum Heere nach Etrurien; fünf seiner Mitverschworenen wurden verhaftet und auf Ciceros Antrag hingerichtet, dieser vom Volke als „Vater des Vaterlandes" bejubelt. Das Catilinarische Heer wurde bei Pistoria geschlagen (62), Catilina selbst und 3000 seiner Anhänger fielen auf dem Schlachtfelde. Caesar und Crassus konnten sehr froh sein, daß sie sich bei Zeiten von der Verschwörung zurückgezogen hatten. Sie konnten sich jetzt dem gewaltigen Pompeius wieder nähern, und dies um so mehr, als Pompeius aus Aerger darüber, daß der Senat sich weigerte, die von ihm beantragte Ackerverteilung an seine Veteranen (altgediente Soldaten) zu bewilligen, auch den von ihm in Asien getroffenen Anordnungen seine Zustimmung versagte, mit den Optimaten vollständig gebrochen hatte.



Antike Büste des Cicero.
Das Original befindet sich zu Madrid.
(Nach Hübner, „Antike Bildw.", aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".)

Pompeius und Caesar schlossen, nachdem sie sich mit einander verständigt hatten, einen Bund mit Crassus, dessen Reichtümer zur Ausführung ihrer weiteren Pläne eine höchst willkommene Zugabe bildeten. Crassus war dem Caesar bereits bei Tilgung seiner Schulden behilflich gewesen, als dieser (62) die Prätur in Rom verwaltet hatte; den Rest beglich Caesar aus den großen Einkünften, die ihm seine Ernennung zum Proprätor des südwestlichen Hispanien (61) einbrachte. Glückliche Kriege gegen die lusitanischen Berg-

*) Cicero war 106 auf einem Gut bei Arpinum geboren, also ein engerer Landsmann des Marius. Er leistete im Marsischen Kriege Kriegsdienst und warf sich dann auf die Anwaltslaufbahn, unternahm Reisen nach Athen und Rhodus, wurde 75 Quästor in Sicilien, 69 Aedil und 66 Praetor urbanus.

völker trugen ihm nicht nur reiche Beute, sondern auch den Ehrentitel eines „Imperator"*) ein. Im Jahre 60 von dort zurückgekehrt, wurde das oben erwähnte, zunächst geheim gehaltene Bündnis geschlossen, das man als das „erste Triumvirat" („Dreimänner-bündnis") bezeichnet hat. Das erste Ergebnis dieser Verbindung war, daß die Wahl Caesars zum Konsul für das Jahr 59 durchgesetzt wurde. Mitkonsul des Caesar war der Optimat M. Calpurnius Bibulus. Caesar brachte sofort das Ackergesetz zu Gunsten der Veteranen des Pompeius und den Antrag auf die Bestätigung der Anordnungen des Genannten in Asien auf die Tagesordnung. Calpurnius Bibulus und der Senat waren gegen diese Anträge, aber die Bürgerschaft nahm dieselben auch ohne deren Zustimmung an, und Bibulus war hinfort der Gewalttätigkeiten seiner politischen Gegner in solchem Maße ausgesetzt, daß er bis zum Ablauf seiner Amtsdauer das Heer nicht mehr zu verlassen wagte. Durch Vermählung des Pompeius mit der Tochter des Caesar, Julia, wurde das Bündnis zwischen diesen beiden Männern noch mehr befestigt; durch die schon früher erfolgte Scheidung des Caesar von seiner zweiten Gemahlin, Pompeja, der Verwandten des Pompeius, hatte dasselbe keine Einbuße erlitten. Caesar vermählte sich in dritter Ehe mit Calpurnia, der Tochter des Cn. Calpurnius Piso, den die Triumvirn zum Konsul für 58 auserseher hatten. Die Ausführung des Ackergesetzes wurde einer Kommission übertragen, an deren Spitze Pompeius und Crassus sich stellten. Nach Ablauf seines Konsularjahres wurde Caesar durch Volksbeschluß zum Statthalter der Provinzen Gallia cisalpina und Illyricum mit fünfjähriger Amtsdauer und besonderen Vollmachten gewählt; die Ungesetzlichkeit der Wahl auf so lange Dauer konnte nicht verhindern, daß der Senat, der sich dem Volkswillen gegenüber völlig machtlos sah, dieselbe bestätigte. Ja noch mehr: um zu verhindern, daß das Volk neuerdings über die Senatorenhäupter hinweg weitere Beschlüsse fasse, fügte der Senat aus Eigenem zu den dem Caesar übertragenen Statthalterschaften noch diejenige der Provinz Gallia Narbonensis hinzu. Bevor Caesar Rom verließ, setzten die Triumvirn noch die Beseitigung der zwei bedeutendsten Männer des Senates, des M. Porcius Cato d. J.**) und Cicero durch. Ersterer wurde nach Cypern geschickt, um diese Insel als römische Provinz einzurichten; Cicero, der wiederholte Anerbietungen des Caesar zu einer Verständigung abgelehnt hatte, wurde durch ein Gesetz des Tribunen Clodius, das die Strafe der Landesverweisung über solche verhängte, die einen Bürger ohne Urteil hinrichten ließen, persönlich bedroht***) und begab sich (58) freiwillig in die Verbannung.

In Gallien, wohin Caesar sich nun wandte, hatten sich die Helvetier, von Norden her durch die dort eindringenden Alemannen gedrängt, neue Wohnsitze zu verschaffen gesucht, wurden aber von Caesar bei Bibracte (58) geschlagen und mußten weitere Versuche dieser Art aufgeben. Der Suevenfürst Ariovist, der sich im mittleren Gallien, wohin ihn die

---

*) „Imperator" d. h. Inhaber des „Imperium", der höchsten militärischen, richterlichen und ausübenden Gewalt, war der Titel der Oberbefehlshaber im Felde, der entweder vom Senat verliehen oder vom Heere durch allgemeinen Zuruf den Betreffenden zuerkannt wurde. In der Regel durfte der Titel nur solange geführt werden, als der Betreffende wirklich Inhaber des Imperiums war. Caesar war der Erste, dem er auf Lebenszeit und mit dem Rechte der Weitervererbung verliehen wurde.

**) M. Porcius Cato war der Urenkel jenes Cato, der so hartnäckig auf die Zerstörung Karthagos hingewirkt hatte (vergl. S. 110). Auf Cypern, das er als römische Provinz zu organisieren hatte, war bis dahin ein natürlicher Sohn des Ptolemäus X. von Aegypten, der sich eigenmächtig in den Besitz der Insel gesetzt hatte, Herrscher gewesen. Mittels eines cynischen (hündisch gemeinen) Gewaltstreiches, wobei Erbschleicherei mit nachfolgender Tötung des Erblassers im Spiele gewesen zu sein scheint, erwarb Rom den „legitimen" rechtmäßigen Besitztitel dieser Insel, die zunächst noch mehreren Fürsten aus dem Geschlechte der Ptolemäer als Vasallen Roms überlassen, von Augustus aber nach der Schlacht bei Actium (31) zur Konsularprovinz gemacht wurde.

***) Nach Niederwerfung der Catilinarischen Verschwörung hatte Cicero die Hinrichtung der fünf verhafteten Genossen des Catilina im Senat trotz der Gegenrede des Caesar durchgesetzt; die Einbringung des oben erwähnten Gesetzantrages durch Clodius war das Werk Caesars, der sich dadurch für die damals gegen Cicero erlittene parlamentarische Schlappe rächte.

Sequaner zur Hilfeleistung gegen die Aeduer gerufen, festgesetzt hatte, wurde über den Rhein zurückgeworfen, die Belger (57), die Veneter in der Bretagne (56) und die Aquitaner durch Caesars Legaten P. Crassus, den Sohn des Triumvir, unterworfen (56). Im nächsten Jahre trieb Caesar die germanischen Stämme der Usipeter und Tenkterer über den Rhein zurück, folgte ihnen aufs rechte Ufer, ohne aber hier etwas auszurichten, und stattete darauf mit zwei Legionen Britannien einen ersten Besuch ab, dem 54 ein zweiter, gründlicherer folgte. Die Themse überschreitend, drang Caesar ins Innere vor, mußte aber, weil sein Schiffslager angegriffen worden war, nach Gallien zurückgehen. Hier hatte er im folgenden Winter die Erhebung mehrerer gallischer Stämme niederzuwerfen, und im Jahre 52 erfolgte ein allgemeiner Aufstand der Gallier unter Führung des Vercingetorix, der nach hartem Kampfe niedergeschlagen wurde und seinem gefangen nach Rom gebrachten Urheber den Kopf kostete. Im Jahre 51 war die Unterwerfung der Gallia transalpina vollendet, und das Land erhielt eine über alle Teile desselben sich erstreckende Besatzung von zehn Legionen, die dasselbe im Zügel hielt. So hatte sich Rom eine neue große Nation, diejenige der Kelten, unterworfen und damit das Reich gegen Angriffe nordischer Völker wenigstens vorläufig gesichert, einem großen Teile des westlichen Mitteleuropa aber die abendländische Kultur zugänglich gemacht. Für Caesar persönlich aber bedeuteten seine Erfolge in Gallien, die ihn zum Gotte seines Heeres machten, eine Erhöhung seines Machteinflusses, die ihm gestattete, sich zur Alleinherrschaft über Rom emporzuschwingen.

In Rom selbst hatten sich während der Abwesenheit Caesars Zustände entwickelt, die einfach unhaltbar waren. Verwegene Gesellen rotteten sich unter der Führung des früheren Volkstribuns Clodius zusammen und führten eine Art Schreckensherrschaft in den Straßen Roms, zu deren Bekämpfung die Optimaten ebenso gefährliches Gesindel unter der Führung des Tribuns Annius Milo aufboten. Dem Milo gelang es, die Zurückberufung des Cicero durchzusetzen und eine Versöhnung des Pompeius mit dem Senat herbeizuführen. Dies gab der Freundschaft zwischen Pompeius und Caesar den ersten Stoß; zwar fand im Jahr 56 noch eine Zusammenkunft der Triumvirn und ihres Anhanges statt, deren Ergebnis war, daß für das Jahr 55 Pompeius und Crassus zu Konsuln gewählt, Caesar aber in seinen Provinzen auf weitere fünf Jahre als Statthalter bestätigt wurde. Nach Ablauf seines Konsularjahres erhielt Crassus für fünf Jahre die Statthalterschaft von Syrien, Pompeius diejenige von Hispanien. Crassus unternahm 53 einen Zug gegen die Parther, der ihm eine schwere Niederlage bei Carrhäe (vergl. S. 159) eintrug; kurz darauf wurde er anläßlich einer Zusammenkunft mit einem Satrapen von den Parthern getötet. Pompeius machte sich aber die Sache bequemer; er blieb in Rom und ließ seine spanischen Provinzen durch Legaten verwalten. Der Tod seiner Gemahlin (54), der Tochter Caesars, dem bald dessen Wiederverheiratung mit der Tochter des Optimaten Q. Metellus Scipio gefolgt war, verursachte eine weitere Lockerung des Verhältnisses zu Caesar, und durch den Tod des Crassus war in das Triumvirat eine Lücke gerissen, die demselben bis ans Lebensmark ging.

Die durch die Banden des Clodius und Milo verursachte fortwährende Beunruhigung der Stadt Rom gab dem Senate Veranlassung, den Pompeius mit diktatorischer Gewalt auszustatten. Clodius war (52) in einem Straßenkampfe gegen Milo getötet worden; dieser letztere wurde nun, obwohl von Cicero glänzend verteidigt, in die Verbannung geschickt. Im Jahre 48 kehrte er, die Abwesenheit Caesars benutzend, nach Italien zurück, und suchte hier einen Aufstand zu erregen, fand aber in dem von ihm heraufbeschworenen Kampfe den Tod.

Die lange Abwesenheit Caesars in Gallien hatte zur Folge, daß Pompeius im Verein mit dem Senate freien Spielraum zur Bekämpfung des gefährlichen Nebenbuhlers gewann. Dieser Kampf sollte jetzt zur Entscheidung kommen. Der Senat forderte von Caesar, dessen Amtsdauer nach seiner Ansicht mit dem 1. März 49 abgelaufen war, die Niederlegung des Oberbefehles und die Entlassung seines Heeres. Caesar berief sich dagegen auf den

früheren Brauch, wonach die Niederlegung des Amtes erst zu Ende des Jahres hätte eintreten sollen und bot das Eingehen auf die Forderung des Senates unter der Bedingung an, daß gleichzeitig mit ihm auch Pompeius den Oberbefehl niederlegen sollte. Der Senat wies aber diese und andere Vermittlungsvorschläge Caesars zurück und faßte am 1. Januar 49 den Beschluß, daß Caesar, falls er nicht binnen einer kurz bemessenen Frist seine Provinzen übergebe und sein Heer entlasse, als Feind des Reiches erklärt und behandelt werden sollte. Darauf überschritt Caesar mit einer Legion den an der Grenze seiner Provinz gelegenen Bach Rubico, und ging durch Umbrien und Picenum gegen das Herz Italiens vor. Pompeius, der eben erst am Beginne seiner Rüstungen stand, floh vor dem anrückenden Gegner mit den Konsuln und seinem Anhange im Senate nach dem Süden. Caesar, dessen Heer sich durch zwei nachgeschobene und drei neugebildete Legionen vermehrt hatte, folgte ihm auf dem Fuße bis Brundisium und belagerte ihn hier. Ehe ihm jedoch die Einnahme der Stadt gelang, schiffte sich Pompeius mit seinen Truppen nach Dyrrhachium ein, wohin ihm Caesar, da er keine Flotte besaß, nicht folgen konnte. Dieser begab sich nun nach Rom, gewann die Gunst des Volkes aufs neue durch die Versicherung, daß die Greuel des ersten Bürgerkrieges sich nicht wiederholen sollten, und stimmte seine Gegner günstig, indem er großmütig gegen sie verfuhr. Er ordnete den Bau einer Flotte an und zog dann zu Lande nach Spanien, wo er die Legaten des Pompeius zur Uebergabe zwang und ihr Heer auflöste. Die meisten Städte traten auf Caesars Seite, so daß auf spanischem Boden Pompeius keinen Halt mehr hatte. Auch Sicilien wurde durch Caesars Legaten Scribonius Curio unterworfen, in Afrika aber wandte sich durch das Eingreifen des Königs Juba von Numidien die Sache zu Gunsten des Pompeius, und Scribonius Curio verlor am Bagradas Schlacht und Leben.

Noch während seiner Abwesenheit wurde Caesar von dem Prätor M. Aemilius Lepidus zum Diktator ernannt und gleich darauf von dem in Rom zurückgebliebenen Teile des Senates zum Konsul für das Jahr 48 gewählt, während der in das Lager des Pompeius geflüchtete Teil des Senates in Thessalonike tagte und Pompeius nebst allen Beamten des letzten Jahres für eine weitere Amtsdauer bestätigte. Aber schon im Frühjahr 48 hatte sich Caesar zur Verfolgung seines Nebenbuhlers aufgemacht und sein Heer bei Dyrrhachium eingeschlossen. Hier erlitt jedoch der große Feldherr, nachdem die Pompejaner die Einschließungslinie durchbrochen hatten, eine Niederlage und mußte sich nach Thessalien zurückziehen, wohin Pompeius ihm folgte. Bei Pharsalus kam es zwischen dem Heere des Caesar und dem mehr als doppelt so starken des Pompeius am 9. August 48 zur Entscheidungsschlacht, in der das pompejanische Heer vollständig geschlagen und zersprengt wurde. Pompeius floh nach Aegypten, wurde aber dort bei der Landung auf Befehl der Minister des jungen Königs Ptolemäus XII. von Meuchelmördern niedergestochen. Caesar, der ihm auf der Ferse gefolgt war, landete mit 4000 Mann in Alexandrien und fand daselbst sofort Anlaß zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten des damals bereits im tiefsten Verfalle begriffenen Ptolemäerreiches. Der König Ptolemäus XI., ein natürlicher Sohn des Ptolemäus VIII., hatte sich ebenso wie sein gleichnamiger Bruder in Cypern der Herrschaft über Aegypten bemächtigt und durch Bestechung des Pompeius und seiner Kollegen im Triumvirat in dieser Herrschaft sich behauptet. Nach seinem Tode (51) sollten, seiner letztwilligen Anordnung gemäß, seine beiden Kinder, der um jene Zeit zehnjährige Ptolemäus XII. und dessen siebenzehnjährige Schwester Kleopatra, die zugleich seine Gemahlin war, das Reich gemeinschaftlich regieren. Doch hatte der Vormund des jungen Königs die Schwester desselben ihres Thronrechtes beraubt, und sie war nach Syrien geflohen, um dort Truppen zu werben und ihr Recht mit Waffengewalt zu erkämpfen. Bei der Ankunft des Pompeius in Afrika sollte eben der Kampf um den Thron durch die bei Pelusium einander gegenüberstehenden Heere der beiden Parteien ausgefochten werden; diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die Aegypter, die eine Einmischung von römischer Seite befürchten mochten, den Pompeius aus dem Wege räumten. Als nun Caesar im Hafen von Alexandrien erschien und von all diesen Ereignissen Kunde erhielt, beschloß er, in Aegypten zu bleiben und

den Thronstreit kraft der römischen Machtvollkommenheit und, wenn möglich, zum Vorteile derselben zu schlichten. Er nahm also Wohnung im königlichen Schlosse und ließ sich zunächst eine fette Kriegskontribution (Kriegssteuer) auszahlen. Der Kleopatra gelang es nun, nächtlicherweile von der Seeseite her in das Schloß zu gelangen, um dort durch ihren persönlichen Einfluß den Caesar für ihre Sache zu gewinnen. In der That verstand sie es, durch ihren fein gebildeten Geist, ihre bestrickende Anmut und raffinierte Koketterie den Imperator dermaßen zu bezaubern, daß er einen ihr günstigen Ausgleich durchzusetzen beschloß. Der Vormund des Königs befürchtete nun natürlich das Allerschlimmste von der Rache der Königin und hetzte die Alexandriner gegen die unwillkommenen römischen Gäste. Es war nicht schwer, in der Weltstadt Alexandria mit ihrer nach Hunderttausenden zählenden Bevölkerung und ihrem wilden, hellenisch-ägyptischen Pöbel einen Aufruhr zu entfachen, dem sich das von Pelusium herbeigeeilte Aegypterheer sofort anschloß. Zwar war es Caesar gelungen, den Anstifter der ganzen Bewegung bei Seite schaffen und den jungen König verhaften zu lassen; aber nur mit größter Mühe vermochte er sich mit seinem kleinen Häuflein Truppen und seinen zum größten Teil rhodischen Schiffen im Schlosse, und nach Zerstörung eines Teiles der ägyptischen Flotte auf der Leuchtturminsel Pharos zu behaupten. Nahezu fünf Monate lang war Caesar hier fortwährend in höchster Gefahr, und um sich dieser zu entziehen, mußte er Unterhandlungen anknüpfen und den König freigeben, der ihm dafür versprach, die Ruhe in Alexandria wieder herzustellen. Statt aber sein Versprechen zu halten, reizte der königliche Knabe das Volk zu nur noch heftigerer Fortsetzung des Kampfes an. Endlich — im März 47 — rückte ein Hilfsheer aus Asien über die Landenge von Suez an und erzwang sich den Uebergang über den Nil. Caesar eilte mit einem Teil seiner Truppen dem Heere entgegen, vereinigte sich mit ihm und vernichtete im Delta das Heer des Ptolemäus, der auf der Flucht im Nil ertrank. Caesar zog nun als Sieger vom Süden her in Alexandria ein, erklärte die Kleopatra als Königin von Roms Gnaden, ließ zu ihrem Schutze drei Legionen zurück und begab sich darauf (47) nach Kleinasien, um den Pharnaces (vergl. S. 252), der einen Eroberungszug nach den früheren Ländern seines Vaters unternommen hatte, in fünftägigem Feldzuge zur Rückkehr in sein bosporanisches Reich zu zwingen, wo er bald darauf in Krieg mit Empörern verwickelt wurde und Reich und Leben verlor. In Afrika hatten sich um den König Juba eine Anzahl Pompeianer, darunter Porcius Cato, Q. Metellus Scipio und des Pompeius Sohn Sextus, zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Caesar gesammelt, dem im Jahre 48 die Diktatur auf unbestimmte Zeit, das Konsulat auf fünf Jahre und die tribunicische Gewalt auf Lebenszeit übertragen worden war. Caesar vernichtete ihr weit überlegenes Heer in der Schlacht bei Thapsus (46), wobei seine erbitterten Soldaten 50000 feindliche Streiter niedermetzelten und Cato sowie Metellus Scipio sich selbst den Tod gaben. Das Reich des Juba wurde teilweise mit der Provinz Afrika vereinigt, der Rest zu Ostmauretanien geschlagen. Caesar kehrte nun nach Rom zurück, wo er für seine Kriegsthaten in Gallien, Aegypten, Kleinasien und Afrika vier Triumphe feierte, das Volk an 22000 Tischen bewirtete, Geld und Getreidespenden an dasselbe verteilen und prächtige Festspiele veranstalten ließ. Er wandte sich jetzt auch der Neuordnung des durch die langwierigen Kriege und Parteikämpfe zerrütteten Staatswesens zu, bewirkte eine Vermehrung des Senates, die Erteilung des Bürgerrechtes an die transpadanischen Gallier, Ackerverteilungen an die ausgedienten Krieger und andere Neuerungen und Verbesserungen, unter letzteren auch die des Kalenders, der in seiner neuen Gestalt als „Julianischer Kalender"*) bis auf unsere Zeit sich erhalten hat.

Die Söhne des Pompeius, Gnejus und Sextus, sammelten die Reste der Optimaten in Spanien, um dort noch einmal den Kampf gegen Caesar aufzunehmen, wurden aber in

---

*) Nach dem Julianischen Kalender rechnen die Russen und überhaupt die Bekenner der nichtunierten griechischen Kirche ihre Zeit; für Europa und die außereuropäischen Länder mit europäischer Kultur gilt der vom Papst Gregor XIII. 1582 eingeführte Gregorianische Kalender, der aber nur eine Verbesserung des Julianischen ist.

der heißen Schlacht bei Munda (südlich von Cordova), in der Caesar die ermattenden Legionen persönlich gegen den Feind führen mußte, besiegt. Ueber 30000 Pompeianer, unter ihnen Cn. Pompeius, wurden getötet; Sextus Pompeius entkam, sammelte neue Streitkräfte im südlichen Spanien und behauptete sich noch lange gegen die Truppen der römischen Regierung, gegen die er später in Sicilien und zuletzt in Kleinasien kämpfte, bis er endlich gefangen genommen und hingerichtet wurde (35).

Caesar wurde nun zum Diktator auf Lebenszeit ernannt und erhielt, wie schon weiter oben erwähnt, den Titel „Imperator" als beständigen Amtstitel. Auch das Amt des Pontifex Maximus, mit dem die Oberaufsicht über das ganze Religionswesen verbunden war, die freie Verfügung über die Staatsgelder, die bewaffnete Macht und die Verwaltung der Provinzen, die censorischen Rechte, namentlich dasjenige der Senatorenernennung, die tribunicische Gewalt mit dem Vorschlagsrechte bei der Gesetzgebung und der Unverletzlichkeit eines Vertreters und Beschützers des Volkes wurden in seiner Person vereint. Der Senat war zwar auf 900 Mitglieder angewachsen, aber seine Stellung war dafür zu der einer ausschließlich beratenden Körperschaft herabgesunken. Den Comitien blieb zwar das Recht der Bestätigung der Gesetze und das Wahlrecht; ersteres hatte aber nur noch die Bedeutung einer leeren Förmlichkeit, letzteres wurde durch das Vorschlagsrecht des Staatsoberhauptes in einschneidender Weise beschränkt. Alle Gewalt lag in der Hand Caesars, dem noch dazu in dem ihm blindlings ergebenen Heere die mächtigste Handhabe zur Durchsetzung seines souveränen Willens gegeben war. In allen Tempeln wurden ihm Bildsäulen errichtet und andere bis ins Ungeheuerliche getriebene Ehrungen zu seiner Verherrlichung veranstaltet. Dadurch entfremdete sich Caesar dem Volke. Als ihm M. Antonius*) öffentlich die Königskrone anbot, war er so klug, sie zurückzuweisen, aber thatsächlich war seine Macht keine geringere, als die irgend eines der asiatischen Großkönige auf der Höhe ihrer Herrlichkeit; es fehlte ihr nur noch die Erblichkeit. Nach dieser Richtung hin war nun die Gefahr für die Republik nicht groß; denn Caesar, der zu dieser Zeit bereits ein hoher Fünfziger war, hatte keine männlichen Nachkommen, und seit dem Tode seiner Tochter Julia überhaupt keine direkten Leibeserben; der Sprößling Caesarion**), der aus seinem Verhältnis zur Kleopatra hervorgegangen war, wurde von ihm niemals als legitim und erbberechtigt anerkannt. Wäre Caesar noch ein oder zwei Jahrzehnte am Leben geblieben, so hätte er sich wahrscheinlich



Julius Caesar.
Kolossalstatue in Neapel.
Nach einer Photographie aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".

*) Marcus Antonius, durch seine Mutter Julia mit Caesar verwandt, geb. 83, hatte ein leichtfertiges Jugendleben geführt, wurde um 58 Anführer der syrischen Reiterei, 52 Quästor in Gallien, während des pompeianischen Krieges in Spanien Oberbefehlshaber in Italien, nach der Schlacht von Pharsalus Magister equitum, 44 Mitkonsul Caesars.

**) Caesarion kam mit seiner Mutter im Jahre 45 nach Rom. Im Jahr 42 wurde ihm der Titel eines Königs von Aegypten, später Cypern nebst Teilen Ciliciens und Syriens (gemeinschaftlich mit seiner Mutter) verliehen. Nach der Schlacht bei Actium ließ ihn Augustus töten (30 v. Chr.).

wie so viele große Männer, verbraucht, und die Geschichte Roms wäre möglicherweise ohne das Kapitel der Kaiserzeit geblieben, oder dieses hätte sich in ganz anderer Weise gestaltet. Die Tage Caesars waren aber gezählt; die Optimaten zettelten eine Verschwörung gegen den Allgewaltigen an, der er zum Opfer fiel. Haupturheber derselben war C. Cassius, ein Parteigänger des Pompeius, den Caesar, als er ihn nach dem Siege bei Pharsalus mit seiner Flotte im Hellespont traf und zur Uebergabe nötigte, hätte vernichten können. Wie immer großmütig gegen seine Feinde, verzieh er ihm, dennoch war es Cassius, der zuerst den Gedanken an die Ermordung Caesars ausheckte. Sein nächster Mitverschworener war Marcus Junius Brutus, dessen Mutter Servilia, eine Stiefschwester des jüngeren P. Cato, in so engen Beziehungen zu Caesar gestanden haben soll, daß schon im Altertum Viele den Brutus für einen natürlichen Sohn des Caesar gehalten haben. Caesar hatte ihm für das Jahr 46 die Verwaltung des cisalpinischen Gallien, für 44 die städtische Prätur in Rom übertragen und für 43 die Statthalterschaft in Makedonien in Aussicht gestellt. Dennoch ließ er sich von Cassius für den Mordplan gegen seinen Wohlthäter und mutmaßlichen Erzeuger gewinnen. Man rühmt ihm die strenge Ehrenhaftigkeit seines Oheims Cato nach; jedenfalls muß seine republikanische Gesinnung von eherner Festigkeit gewesen sein, um ihn zu bestimmen, einem Manne das Leben zu nehmen, dem er vielleicht sein eigenes, jedenfalls aber nur Gutes zu verdanken hatte. Neben diesen Beiden waren noch einige sechzig Leute an der Verschwörung beteiligt, teils ehrliche Republikaner, denen die monarchische Gewalt grundsätzlich verhaßt war, teils Anhänger des Pompeius, die den Untergang ihres Abgottes an dessen Gegner rächen wollten, teils endlich Mißvergnügte aus mehr oder minder kleinlichen und selbstsüchtigen Gründen. Für die Ausführung der Blutthat war der 15. März 44 ausersehen; an diesem Tage standen wichtige Dinge auf der Tagesordnung des Senates, und die Verschworenen konnten daher mit Sicherheit darauf zählen, daß Caesar zur Sitzung erscheinen werde. Dieser war eben unwohl und wollte von der Sitzung wegbleiben; einer der Verschworenen bewog ihn jedoch, sich Zwang anzuthun. Noch auf dem Wege nach der Curie des Pompeius auf dem Marsfelde, wo die Sitzung stattfinden sollte, soll ihm ein Schreiben zugesteckt worden sein, das ihm die Verschwörung enthüllte, von ihm aber nicht weiter beachtet und zu den übrigen Bittschriften gesteckt wurde, die man ihm bei solchen Gelegenheiten vielfach überreichte. Im Sitzungssaale nahm er auf dem vergoldeten Sessel Platz, der ihm vor kurzem erst vom Senat zuerkannt worden war. Einige der Verschworenen näherten sich ihm unter dem Vorwande, die Begnadigung eines Verbannten zu befürworten. Da gab einer von ihnen das verabredete, verhängnisvolle Zeichen zum Angriffe, indem er die Toga des Diktators anfaßte, und von 23 Dolchstichen durchbohrt, sank Caesar zu Boden und hauchte am Fuße eines Standbildes des Pompeius, das den Sitzungsraum schmückte, sein großes Leben aus.



Junius Brutus.
Nach Photographie einer im Capitol zu Rom sich befindlichen Büste.
Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".

Dieser letzte Versuch zur Rettung der Republik hatte eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung. Die nächste Folge der Bluttat war panischer Schrecken; niemand vermochte im ersten Augenblick den Umfang der Verschwörung und die Ziele derselben zu beurteilen; nur der ungeheuren Bedeutung des Ereignisses war man sich bewußt, was aber nun nachfolgen würde, davon hatte man gar keine Vorstellung, ja man wagte es nicht einmal, sich in Vermutungen darüber zu ergehen. So kam es, daß sich zunächst eine Art von Erstarrung der ganzen Stadt bemächtigte. Die Mörder konnten sich, von einer Gladiatorenschar umgeben, auf das Capitol zurückziehen. Den 15. März und auch einen Teil des folgenden Tages verbrachten sie in abwartender Haltung, auf Mittel sinnend, wie sie als die Verfechter der republikanischen Sache die von ihnen geschaffene Lage ausnützen sollten, ohne sich selbst einer Verletzung der Verfassung und eines Bruches des durch diese gewährleisteten Rechtszustandes schuldig zu machen. Endlich entschieden sie sich dafür, sich an denjenigen Mann zu wenden, der augenblicklich der berufene Träger der obersten Staatsgewalt war; es war dies Caesars Mitkonsul Marcus Antonius. Dieser aber hatte in dem Augenblicke, in welchem die Bluthat erfolgt war, bereits den Gedanken gefaßt, sich nicht nur zum Rächer Caesars, sondern auch zum Erben seiner Macht und vornehmlich seiner Mittel aufzuwerfen. Schon in der Nacht vom 15. und 16. März hatte er sich als Konsul in den Besitz des öffentlichen Schatzes und zugleich der eben flüssigen Privatgelder des Ermordeten gesetzt und dessen Witwe Calpurnia auch zur Herausgabe der Papiere ihres Gatten zu bestimmen vermocht. Vor Rom stand in jener Zeit unter dem Befehle des M. Aemilius Lepidus ein Heer, das bestimmt war, nach Gallia narbonensis und Spanien abzugehen. Lepidus, ein eifriger Anhänger des Caesar, war von diesem zum Statthalter in den genannten Provinzen bestimmt worden. M. Antonius setzte sich nun mit ihm in Verbindung und gewann den von Ehrgeiz erfüllten aber nicht gerade mit besonderem Scharfsinn ausgestatteten Mann durch das Versprechen, Amt und Würde des Pontifex Maximus ihm zuzuwenden, für seine Sache. So lagen die Dinge, als die Verschworenen mit M. Antonius in Verhandlung traten. Sie wurden an den Senat verwiesen, den M. Antonius für den folgenden Tag (17. März) zusammen berief. Der Senat faßte unter dem Einfluß des eben so schlauen als gewandten Antonius einen Beschluß, der das Volk unmöglich befriedigen konnte, weil er weder Klarheit in die Lage brachte, noch unmittelbar auf die Stimmung zu wirken vermochte. Der Senatsbeschluß sprach nicht die Billigung der Mordthat aus, wohl aber erteilte er den Mördern Amnestie (Verzeihung) und erkannte zugleich alle Anordnungen Caesars als staatsverbindlich an, sowohl die bereits bekannten, als auch die in seinen amtlichen Papieren etwa noch vorfindlichen, letztere insofern, als sie nicht im Widerspruche mit den dem Caesar verliehenen Machtbefugnissen standen. Den Schlußakt bildete eine förmliche Versöhnung zwischen Antonius und Lepidus als Trägern der gesetzlichen Macht einerseits und den Verschworenen als Beschützern und Rettern der Republik andererseits. Mochte auch die augenblickliche Wirkung dieses Ausgleiches eine beruhigende sein, so lag doch zu klar



Marcus Antonius.
Nach einer im Museum zu Florenz befindlichen Büste, aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.



Aemilius Lepidus.
Nach einer Büste aus griechischem Marmor aus der Kaiserzeit, jetzt im Louvre zu Paris.
Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

am Tage, daß der Senatsbeschluß nichts anderes zu bedeuten hatte, als ein mattherziges „Es bleibt Alles beim Alten". In dumpfer Stimmung sah Rom den zu Ehren Caesars veranstalteten Leichenfeierlichkeiten entgegen. Die sterblichen Reste des Gewaltigen wurden auf dem Forum ausgestellt, und M. Antonius, der die Gabe hinreißender Beredsamkeit besaß, hielt die Leichenrede. Jetzt ließ er die Maske der Duldsamkeit und Versöhnlichkeit fallen und wußte die übliche Lobrede zu einer die Volksleidenschaft entflammenden Anklage gegen die Feinde und Mörder des großen Toten zu gestalten. Die von den Dolchen der Verschworenen durchlöcherte blutige Toga Caesars wurde vor den Augen der Massen entfaltet, ein Wachsbild des Ermordeten mit Darstellung der 23 blutenden Wunden enthüllt und so die Wut der versammelten Menge, namentlich der zahlreich anwesenden Veteranen des geliebten Feldherrn angefacht. Sofort errichtete ein Haufen von Tumultanten aus brennbaren Stoffen, wie sie eben zur Hand waren, einen Scheiterhaufen, um die Verbrennung der Leiche, die eigentlich auf dem Marsfelde (im Westen der Stadt am Tiber gelegen) hätte stattfinden sollen, auf der Stelle vorzunehmen; dann wogten die aufgeregten Massen, brüllend den Tod der Mörder fordernd, durch die Straßen der Stadt, aller Orten ihrer Wut in Gewaltthätigkeiten Luft machend. Die Verschwörer wußten sich der Wut des Volkes zu entziehen, wobei ihnen Antonius bereitwilligst an die Hand ging, weil es ihm selbst vor allem darum zu thun war, sie aus der Stadt zu entfernen, um freie Hand für sein Spiel zu gewinnen. Er erwirkte sogar dem Brutus und Cassius, die als Prätoren nicht über zehn Tage von Rom abwesend sein durften, einen Senatsauftrag, kraft dessen sie sich zur Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln nach Sicilien und Asien zu begeben hatten; andere Verschworene gingen in die von Caesar ihnen zugewiesenen Provinzen. Antonius setzte sich inzwischen, die Papiere Caesars schmählicher Weise mißbrauchend, in den Besitz der vom Imperator aufgehäuften Schätze und suchte auch noch anderwärts Gelder aufzutreiben, womit er hauptsächlich die Veteranen für sich zu gewinnen dachte. Durch seinen Bruder Lucius ließ er zu Gunsten derselben auch ein neues Ackergesetz einbringen, kraft dessen reiche Ländereien in Campanien und Samnium zur Zuweisung an dieselben bestimmt wurden. Er selbst ging nach Unteritalien, um dort die Ausführung dieses Gesetzes zu leiten. Im Sommer (44) trat er endlich mit seinen Absichten auf die Erringung der Alleinherrschaft deutlicher hervor. Sein Plan war dahin gerichtet, sich in Besitz der Gallia cisalpina zu setzen, von wo aus er Italien in seine Gewalt zu bringen gedachte. Decimus Brutus, einer der Verschwörer gegen Caesar, hatte von der vom Imperator ihm zugewiesenen Provinz bereits Besitz ergriffen; M. Antonius verlangte diese nunmehr vom Senat für sich, und als er hier auf Widerspruch stieß, setzte er seinen Willen in der Volksversammlung durch. Zugleich wurden ihm fünf in Makedonien stehende Legionen zugewiesen und damit die Eröffnung des Bürgerkrieges in seine Hand gelegt. Antonius zog vier von den makedonischen Legionen nach Brundisium, wo sie ein Lager bezogen; Junius Brutus und Cassius, die nun die Absichten des Antonius zu durchschauen begannen, begaben sich nach den ihnen für das Jahr 43 zugewiesenen Provinzen Bithynien und Kreta-Kyrene*), um dort den weiteren Gang der Ereignisse abzuwarten. Nachdem der Senat aus dem Verhalten des M. Antonius in Sachen der gallisch-cisalpinen Provinz deutlich ersehen hatte, daß dieser entschlossen war, nach dem Vorbilde früherer Usurpatoren die gesetzlichen Gewalten durch das Ausspielen der einen gegen die andere zur Durchsetzung seines eigenen Willens zu mißbrauchen, hatte er nach einem Mittel gesucht, um dem gefährlichen Streber das Spiel zu verderben. Er setzte sich in Verbindung mit dem Großneffen und Adoptivsohne**) des Caesar, dem damals achtzehnjährigen Gajus Octavius, den Julius Caesar als talentvollen Jüngling kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, und der von ihm im Jahre 45 durch Testament an Kindesstatt angenommen und zum Haupterben eingesetzt worden war. Zur Zeit der Ermordung Caesars befand

*) Nach der Besitzergreifung der Insel Kreta (vergl. S. 251) wurde diese mit Kyrene in Nordafrika zu einer Provinz vereinigt.

**) „Adoption" s. v. w. Annahme an Kindesstatt.

sich Octavius in Illyrien, wo er Studien in der Kunst der Beredsamkeit betrieb und Caesars Ankunft erwartete, um mit diesem in den Krieg gegen die Parther zu ziehen. Auf die Kunde von Caesars Tode begab er sich nach Italien, erfuhr bei der Ankunft daselbst durch Vermittelung des Senates, in welcher Weise er durch den letzten Willen des Großoheims bedacht worden war, fügte seinem Namen denjenigen des Adoptivvaters bei und erschien als Julius Caesar Octavianus um die Wende des Monates April in Rom, wo er von Antonius die Herausgabe seines Erbes verlangte. Antonius verweigerte die Herausgabe; Octavian fügte sich scheinbar, sobald aber Antonius Rom verlassen hatte, um die von seinem Bruder nach Brundisium geführten Legionen zu übernehmen und mit deren Hilfe dem Decimus Brutus das cisalpine Gallien zu entreißen, machte sich Octavian an die Bildung eines Heeres, welchem etwa 10 000 in Campanien und Samnium angesiedelte Veteranen des Caesar und auch ein Teil der für Antonius bestimmten makedonischen Legionen sich anschlossen. Cicero, der seit der Aufhebung seiner Verbannung in völliger Zurückgezogenheit seinen Studien gelebt hatte und nach der Ermordung Caesars, neue Unruhen und Gefahren für seine Person befürchtend, nach Griechenland gegangen war, kehrte, nachdem Antonius Rom verlassen, wieder dahin zurück und verfaßte seine berühmten, gegen den Usurpator gerichteten vierzehn Reden. Octavian, der dem Senat gegenüber die Haltung eines in Ehrfurcht ergebenen, wohl gesitteten Jünglings angenommen hatte, erschien dem Cicero als ein geeignetes Werkzeug zur Beseitigung des Antonius, und er verwandte seinen Einfluß zu Gunsten des Octavian, der in der That als Proprätor nach Gallien geschickt wurde, wohin auf Betreiben Ciceros, dessen „Philippicae"*) eine zündende Wirkung hatten, auch die Konsuln des Jahres 43 mit bewaffneter Macht gegen Antonius gesandt wurden. Dieser belagerte den Decimus Brutus in Mutina (Modena), wo es nun (43) zum Kampfe kam. Das Senatsheer siegte, beide Konsuln aber kamen ums Leben und Octavian war jetzt der alleinige Befehlshaber. Antonius, vom Senat als „Reichsfeind" erklärt, wich nach Gallia transalpina zurück; Octavian aber warf jetzt die Maske ab, wandte sich gegen Rom, erzwang dort seine Wahl zum Konsul und die Verurteilung der Mörder des Caesar. Den Decimus Brutus hatten inzwischen seine Truppen im Stiche gelassen; er wurde auf der Flucht ergriffen und auf Befehl des Antonius getötet. Mit diesem aber hatte Octavian, der zum Schein neuerdings sein Heer gegen ihn geführt hatte, geheime Unterhandlungen angeknüpft, und im November 43 trafen sich die Beiden bei Bononia (dem heutigen Bologna), wo auch Lepidus sich einfand. Dieser war bis dahin in seiner Provinz Gallia narbonensis gesessen und hatte dem Antonius, als er vor dem Senatsheere entwichen war, gastliche Aufnahme gewährt; jetzt machte er mit ihm und Octavian gemeine Sache, und die drei schlossen ein „zweites Triumvirat". Die in Rom zusammenberufene Volksversammlung gab diesem willig die Gewalt über das römische Reich für fünf Jahre in die Hände und die Triumvirn benutzten sie zunächst dazu, um ihre Gegner auf dem seinerzeit schon von Sulla betretenen Wege der Proskription zu beseitigen. 130 Senatoren und 2000 Männer des Ritterstandes wurden geächtet und zum großen Teile getötet, ihr Vermögen eingezogen. Auf Betreiben des Antonius wurde auch Cicero auf die Proskriptionsliste gesetzt.



Das zweite Triumvirat.
(Augustus, Marc Antonius und Lepidus.)
Nach einer griechischen Münze. (Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".)

In dem Augenblicke, da er, widerstrebend und nur auf Andrängen der ihm treu ergebenen Sklaven, sich zur Flucht einschiffen sollte, erreichten ihn die gegen ihn ausgesandten Mörder; er verbot seinen Begleitern jeden Widerstand, ließ die Sänfte, in der man den Vierundsechzigjährigen an Bord hatte schaffen wollen, auf den Boden setzen und bot sein Haupt selbst den Mördern dar. Antonius ließ seinen Kopf und seine Hände auf der-

*) Der griechische Redner Demosthenes hatte seine Reden gegen Philipp von Makedonien mit diesem Namen bezeichnet (vergl. S. 197), den nun auch Cicero zur Steigerung des Effektes wählte.

selben Rednerbühne befestigen, von der aus Cicero seine Philippiken gegen ihn geschleudert hatte.

J. Brutus und Cassius, die im fernen Osten inmitten ihrer Heere von den Mördern der Triumvirn nicht wohl erreicht werden konnten, mußten in offenem Kriege bekämpft werden. Antonius und Octavian zogen gegen sie zu Felde und besiegten sie in der Schlacht bei Philippi (42) im südöstlichen Makedonien. Der Erfolg dieser Schlacht war einzig dem Antonius zuzuschreiben, der den linken Flügel des republikanischen Heeres unter Führung des Cassius niederwarf, wogegen Octavian von dem von Brutus befehligten rechten Flügel besiegt wurde. Zwanzig Tage später schlug Antonius auch den Brutus. Dieser tötete sich selbst; Cassius hatte sich schon im Verlaufe der ersten Schlacht, nachdem ihm fälschlich die Niederlage des Brutus gemeldet worden war, durch einen seiner Sklaven töten lassen. Octavian ging nach Italien zurück, um dort die den Veteranen versprochenen Ackerverteilungen zu leiten, wobei er mit Lucius Antonius, dem Bruder des Triumvir, in Konflikt geriet, weil dieser ihn an der Ausführung der Verteilung mit Waffengewalt hindern wollte. L. Antonius wurde in Perusia belagert und mußte sich ergeben (40); sein Bruder landete mit einem Heere bei Brundisium, und es wäre beinahe zum Kriege zwischen den beiden Kollegen gekommen. Doch kam nochmals ein Vergleich zustande, und die Triumvirn teilten sich in die Verwaltung des Reiches in der Weise, daß Octavian den Westen, Antonius den Osten und Lepidus den afrikanischen Teil desselben erhielt.



Marcus Vipsanius Agrippa.
Nach einer Marmorbüste aus den Trümmern von Gabii, jetzt im Louvre zu Paris. Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Noch war ein hartnäckiger Gegner in der Person des Sextus Pompeius zu bekämpfen, der sich von Sicilien aus eine Seeherrschaft gegründet hatte. Gegen diesen zog zunächst M. Vipsanius Agrippa zu Felde und besiegte ihn bei Mylae; Lepidus, der von Octavius aufgefordert worden war, ebenfalls Truppen dahin zu senden, erschien auf dem Kriegsschauplatze und hatte den Erfolg, daß sich acht Sextinische Legionen, die in Messana lagen, ihm übergaben. Dadurch zu militärischer Macht gelangt, fiel ihm nun plötzlich ein, sich für die allzu knappe Abfertigung, die man ihm bei der Reichsteilung hatte zukommen lassen, an Sicilien schadlos zu halten, und er verlangte, daß diese Insel seinem Anteile hinzugefügt werde. Als es sich aber darum handelte, seine Forderung mit Nachdruck zu vertreten, ließen ihn seine Truppen im Stich und er mußte sich der Gnade Octavians übergeben, die ihm zwar die Würde des Pontifex Maximus ließ, ihm aber dafür die persönliche Freiheit nahm. Er wurde erst in Circeji am Tyrrhenischen Meere und später in Rom interniert (auf einen bestimmten Wohnort beschränkt), wo er 13 v. Chr. starb.

Während Octavian sich in Italien der Befestigung seiner Herrschaft widmete und Heer und Volk durch Spenden und Ackerverteilungen an sich zu fesseln wußte, überließ sich Antonius den Genüssen eines schwelgerischen Lebens in Griechenland, Asien und Aegypten, wo sich ihm die üppige, nun allmälig schon zu Jahren gekommene Kleopatra in die Arme warf und ihn verleitete, Provinzen und ganze Reiche an sie und ihre Kinder zu verschenken. Den schon von Caesar beabsichtigten Partherfeldzug führte er in unverantwortlich lässiger Weise (38 und 37); mehr Glück hatte er in einem gegen den König Artavasdes von Armenien (34) unternommenen Feldzuge, in welchem es ihm gelang, den König durch Hinterlist gefangen zu nehmen, worauf er sich eiligst nach Alexandrien begab, um dort einen Triumph zu feiern. Octavian, dem Antonius durch Vermählung mit dessen Schwester Octavia seit 40 verwandtschaftlich nahe stand, ließ den leichtfertigen Schwager un=

behelligt seinen Thorheiten nachleben, weil dies das sicherste Mittel war, den alternden Wüstling unschädlich zu machen und seinen Untergang zu beschleunigen. Nachdem aber Antonius, ganz und gar dem Netze der Kleopatra verfallen, sich und sein Interesse soweit vergaß, daß er der Octavia den Scheidebrief zusandte, war sein Maß erfüllt. Auf Betreiben des Octavian wurde dem Antonius, der für das folgende Jahr (31) zum Konsul bestimmt war, durch Volksbeschluß dieses Amt aberkannt und ihm zugleich der Oberbefehl entzogen. Antonius durchschwärmte mit der Kleopatra Griechenland, während Octavian sich rüstete, um ihn zu vernichten. Im Spätsommer 31 setzte er mit dem Landheer nach Epirus über, während Agrippa mit einer aus 250 Schiffen bestehenden Flotte bei Actium an der Nordwestspitze von Akarnanien dem Gegner die Schlacht anbot. Das Landheer des Antonius zählte 100 000 Mann Fußvolk und 12 000 Reiter, die Zahl seiner Schiffe war 220, wozu aber noch 60 Schiffe der Aegypterkönigin kamen. Octavian war nicht nur hinsichtlich seiner Flotte, sondern auch in Betreff des Landheeres in der Minderzahl, denn er verfügte nur über 80 000 Mann Fußvolk nebst 12 000 Reitern. Die feindlichen Heere lagerten zu beiden Seiten des bei Actium in das ionische Meer sich öffnenden Ambrakischen Meerbusens, das des Octavian an der epirotischen Seite desselben. Auf den Rat der Kleopatra wählte Antonius den Kampf zur See, der ihm nicht allein wegen der Ueberzahl der Schiffe, sondern auch wegen der mächtigeren Bauart derselben, die sogar die Mitnahme von Wurfmaschinen gestattete, die größeren Vorteile zu bieten schien. Am 2. September 31 kam es zur Schlacht. Zwei Stunden lang blieb der Kampf unentschieden; es war dem Agrippa bis dahin nicht gelungen, die enggeschlossene Schlachtlinie der Fahrzeuge des Antonius zu durchbrechen. Dann aber nötigte er durch ein geschicktes Manöver den Antonius, seine Schiffe auseinanderzuziehen, worauf Agrippa mit seinen kleinen, leichtbeweglichen Fahrzeugen in die erweiterte Linie einbrach und die feindlichen Schiffskolosse einzeln angriff. Trotzdem würde aber Agrippa gegen die schwer zu erklimmenden, hochbordigen Fahrzeuge des Antonius, die mit ihren Wurfmaschinen die Annäherung der Angreifer wesentlich erschwerten, kaum etwas ausgerichtet haben, wenn jetzt nicht ein Zwischenfall eingetreten wäre, der die Schlacht in unerwarteter Weise entschied. Kleopatra war — wie man dies in moderner Sprache ausdrücken würde — nervös geworden; sie konnte die Aufregung des Schlachtgetümmels nicht ertragen. Der Wind kam von der Landseite her, und diesen Umstand benutzte sie, um mit ihren 60 Schiffen zur größten Ueberraschung des Antonius unter stärkster Anspannung aller Ruderkräfte plötzlich auszureißen und nach Süden zu entfliehen. Antonius jagte ihr auf einer schnellsegelnden Pentere (Ruderschiff mit fünf Reihen von Ruderern übereinander) nach, und die führerlose Flotte wurde jetzt trotz tapferer Gegenwehr bald bewältigt. Das Landheer des Antonius harrte ahnungslos sieben Tage lang der Rückkehr seines Feldherrn und ergab sich dann dem Octavian.

Dieser begab sich zunächst nach Asien und dann nach kurzem Zwischenaufenthalte in Italien wieder zu seinem Heere, das er durch Syrien nach Aegypten führte, um dieses bis dahin noch halb selbständig gebliebene alte Reich endgiltig zu unterwerfen und zugleich Abrechnung mit Antonius zu halten. Dieser war der Kleopatra trotz ihrer Treulosigkeit nach Alexandrien gefolgt und hatte dem Octavian während seines Marsches durch Syrien Vergleichsvorschläge zugesandt, die aber kurz abgelehnt wurden. Unaufhaltsam rückte das Heer nach Aegypten vor, nahm Pelusium und erschien vor Alexandria. In einem Reitergefecht errang Antonius einen letzten Erfolg; aber sein Schicksal war besiegelt. Die Flotte ging am 1. August 30 mit vollen Segeln zum Gegner über, die Reiterei ergriff nach kurzem Kampfe die Flucht, das Fußvolk wurde unter persönlicher Führung des Antonius geschlagen. Kleopatra führte eine letzte Komödie auf; sie zog sich in ein von ihr selbst erbautes Mausoleum*) zurück, das ihr zugleich als Schatzkammer diente, und ließ dem

*) „Mausoleum" wird jede in größerem Maßstab und edlerem Baustile ausgeführte Begräbnisstätte fürstlicher Personen genannt. Der Name stammt von dem prachtvollen Grabmale her, das Mausolus von Karien seiner Gemahlin Artemisia errichten ließ und das im Altertum zu

Antonius die lügenhafte Botschaft zurück, daß sie freiwillig in den Tod gegangen sei. Auf diese Kunde hin stürzte sich Antonius verzweifelnd in sein Schwert; sterbend brachte man ihn zur Königin, in deren Armen er im Alter von 53 Jahren starb (30). Kleopatra hoffte nun auch den Octavian durch die Künste ihres Geistes und ihre Koketterie zu ihren Gunsten stimmen zu können; nach einer Zusammenkunft mit diesem eisigkalten, berechnenden jungen Manne erkannte sie jedoch, daß hier alle Mühe vergebens war. Um der Schmach zu entrinnen, im Triumphzuge des Siegers aufgeführt zu werden, gab sie sich freiwillig den Tod, wozu sie sich wahrscheinlich einer kleinen Giftschlange bediente, die ihr, unter Früchten verborgen, zugetragen worden sein soll.

Im Jahre 29, im Monate Sextilis, der später ihm zu Ehren „August" genannt worden ist, kehrte Octavian nach Rom zurück, wo er einen dreitägigen Triumph feierte. Alle seine Feinde waren niedergeworfen, die römische Herrschaft ringsum das Mittelmeer mit einziger Ausnahme von Lykien an der Südküste Kleinasiens und Mauretaniens*) (in Nordafrika gegenüber Spanien) hergestellt. Was dem Octavian an der Machtfülle, die sein Großoheim inne gehabt hatte, noch fehlte, das holte er bald nach. Schon im folgenden Jahre zum Censor ernannt, erlangte er die Macht, aus dem Senat alle ihm unbequemen Personen zu entfernen und seine Günstlinge in demselben unterzubringen, und einen letzten Schritt zur Alleinherrschaft bereitete er dadurch vor, daß er (am 13. Januar 27) ganz unerwartet erklärte, die in seine Hände gelegte außerordentliche Gewalt nicht länger führen zu wollen. Der Senat lehnte dienstfertig das Anerbieten ab und verlieh dem Octavian den Titel Augustus, der mit der Zeit die Bedeutung eines kaiserlichen Majestätstitels erhielt. Um damit auch die nötige Machtvollkommenheit zu verbinden, erhielt der neue Augustus auch das allgemeine prokonsularische Imperium, das ihm den Oberbefehl über die Militärmacht in allen Provinzen übertrug. Seit 23 v. Chr. besaß er auch die von allen Schranken befreite tribunicische Gewalt, durch die alle politischen Rechte des Volkes, das nach den Buchstaben der Verfassung souverän war, auf ihn übergingen. Nach dem Tode des Strohmannes Lepidus (vergl. S. 263) wurde er, nachdem er schon lange zuvor alle politisch wichtigen Priesterämter in seiner Person vereinigt hatte, als Pontifex Maximus Oberhaupt des gesamten Kultuswesens. Es gab nur noch eine Macht im Reiche, und das war die des Augustus. Die römische Republik hatte ihr Ende erreicht.



C. Jul. Caesar Octavianus, der spätere **Kaiser Augustus,** in seinem jugendlichen Alter.
Nach einer im Louvre zu Paris befindlichen Büste.

Rom in der Kaiserzeit.

Wir haben Augustus — unter diesem vom Senat ihm verliehenen Ehrentitel nennt die Geschichte den Octavian, und auch wir wollen ihn fortan so nennen — als einen kaltblütig berechnenden, verschlossenen, aber zugleich festen und ernsten Charakter kennen gelernt,

---

den sogenannten „sieben Weltwundern" gezählt wurde (Aegyptische Pyramiden, Gärten der Semiramis, Dianatempel zu Ephesus, Olympischer Zeus von Phidias, Koloß zu Rhodus, Leuchtturm von Alexandrien und Mausoleum der Artemisia zu Halikarnaß.

*) Lykien erhielt seine Selbständigkeit bis in die Zeit des Kaisers Claudius, dessen Nachfolger Nero sie ihm neuerdings zurückgab; erst Vespasian vereinte das Land dauernd mit Pamphylien zur römischen Provinz. Mauretanien wurde 40 n. Chr. durch Caligula dem römischen Reiche einverleibt.

der das einmal ins Auge gefaßte Ziel bedachtsam, aber mit unerschütterlicher Ausdauer verfolgte. An glänzenden Eigenschaften des Geistes und namentlich an militärischer Bedeutung reichte er nicht entfernt an seinen Großoheim heran; dagegen stand er ihm hinsichtlich des organisatorischen Talentes näher und was ihm in dieser Beziehung an Genie abgehen mochte, das ersetzte er durch klug ordnenden Sinn, bedächtige Umsicht und ernsten, andauernden Fleiß. Nach kriegerischem Lorbeer strebte er nicht, und wenn trotzdem während seiner vierundvierzigjährigen Regierungsdauer das Römerreich eine bedeutende Ausdehnung erfuhr, so bewirkte dies nicht die Eroberungssucht des Augustus, sondern vielmehr die Notwendigkeit der Abrundung des Reichsgebietes und die Sicherung der Grenzen desselben, einerseits durch Unterwerfung unruhiger Nachbarn, andererseits durch Vollendung bereits früher eingeleiteter Eroberungen. In letzterer Hinsicht ist zunächst die Einverleibung Aegyptens in das römische Reich zu erwähnen, mit der der Kampf gegen den letzten Nebenbuhler des Augustus, M. Antonius, zum Abschluß gebracht wurde; ferner kam mit der Niederwerfung der Asturier an der Nordküste der Pyrenäenhalbinsel (22 v. Chr.) die Besitzergreifung des hispanischen Landes zur Vollendung. Am Unterrhein erstreckte sich der Kampf gegen die unruhigen Germanen weit über das rechte Ufer des Stromes hinaus; die tapferen, als tüchtige Schiffer und vortreffliche Reiter bekannten Bataver wurden unter Augustus zu Bundesgenossen der Römer gemacht und erhielten den Ehrentitel als „Freunde und Brüder des römischen Volkes", mußten aber bald erkennen, daß die Römer Freundschaft und Brüderlichkeit in sehr einseitigem Sinne auffaßten und die Verpflichtungen eines solchen Verhältnisses ausschließlich, dafür aber in desto ausgiebigerem Maße, von dem andern Teile forderten. Den Batavern wurde die Bundesgenossenschaft Roms zu einem drückenden Joche, gegen das sie unter späteren Herrschern (69 n. Chr.) sich offen empörten, aber bald (71) — unter Belassung ihrer alten Rechte — wieder unterworfen wurden. Ihre östlichen Nachbarn, die Friesen, wurden vom Stiefsohn des Augustus, Drusus, der zum Schutze der Rheingrenze auf dem rechten Ufer des Stromes erobernd vordrang, den Römern zinspflichtig gemacht; sie hielten aber längere Zeit treu zu ihrem neuen Oberherrn und leisteten den Römern bei ihren Unternehmungen auf deutschem Gebiete wesentlichen Vorschub. Nachdem aber auch sie unter dem Drucke der römischen Faust zu leiden hatten, empörten sie sich (28 n. Chr.) und erzwangen sich durch ihre kraftvolle Haltung unter Nero die Erteilung des römischen Bürgerrechtes. Drusus und dessen Bruder Tiberius drangen mit ihren Heeren bis zur Elbe vor und nötigten den Germanen zwischen Rhein und Weser römische Statthalter auf. Unter der näheren Berührung mit dem fremden Kulturvolke erschlaffte der germanische Geist, und das Volksbewußtsein war nahezu in Gefahr, durch das römische Wesen erstickt zu werden. Allein das hochmütige Auftreten des Statthalters Quinctilius Varus und die habsüchtige Ausbeutung der germanischen Stämme durch denselben hatte zur Folge, daß der Freiheitssinn in dem bedrückten Volke wieder aufloderte und zur Begründung eines Völkerbundes unter der Führung des Cheruskerfürsten Armin (Hermann) führte. Das von diesem gesammelte Germanenheer trat den Römern im Jahre 9 n. Chr. im Teutoburger Walde entgegen, vernichtete die von Varus geführten drei Legionen und machte damit der Herrschaft Roms am rechten Rheinufer ein Ende. Varus selbst stürzte



Drusus.

Antike Büste im Vatican zu Rom. Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".

Drusus war der jüngere Bruder des nachmaligen Kaisers Tiberius, mit dem er vortreffliche mititärische Anlagen teilte, wogegen er sich von diesem durch sein außerordentlich liebenswürdiges und leutseliges Wesen und seinen heiteren, zugänglichen Charakter in schärfster Weise unterschied. Er war 38 v. Chr. geboren, drei Monate nachdem Augustus seine Mutter Livia zu seiner Gemahlin gemacht hatte und stand seit seinem 23. Jahre fast ununterbrochen im Felde gegen Kelten und Germanen. Im Jahre 9 v. Chr. starb er auf dem Rückzuge aus dem westelbischen Germanien infolge eines Sturzes vom Pferde.

sich, als der unglückliche Ausgang der Schlacht nicht mehr zu verhindern war, in sein Schwert. — Das Gebiet zwischen den Alpen und der Donau, von welchem einzelne Teile, so namentlich Noricum, schon früher zu den Römern in Handelsbeziehungen gestanden hatten, wurde seit dem Jahre 16 v. Chr. durch Drusus und Tiberius für Rom gewonnen und zum Schutze der schon früher erworbenen Gebiete in der nordwestlichen Balkanhalbinsel (Dalmatia und Dardania) nach Osten hin längs des ganzen rechten Donauufers und bis an den Balkan herab erweitert. Die Unterwerfung dieser Gebietsteile erfolgte aber nur nach langen und blutigen Kämpfen, so namentlich in Rhätien. Das wilde und räuberische Volk der Rhäter (im heutigen Graubünden und längs des Rheines bis an den Bodensee und noch darüber hinaus verbreitet) wehrte sich verzweifelt gegen die (15 v. Chr.) von Augustus auf den Hilferuf der damals bereits unterworfenen Helvetier unter Drusus und Tiberius entsandten Römerheere. Man sagt, die rhätischen Weiber hätten den römischen Soldaten in Ermangelung anderer Angriffswaffen ihre eigenen Kinder an die Köpfe geworfen. Auch Pannonien, das von dem großen Donauwinkel zwischen der Raab (Arrabo) und der Drau (Dravus) gelegene Land, dessen Bewohner zu den Illyriern gezählt wurden, wehrte sich aufs äußerste gegen das römische Joch. Schon 35 v. Chr. hatte Augustus, damals noch Triumvir, den ersten Angriff auf dieses Land gemacht und dasselbe unterworfen; eine Bewegung, die sich im Nordwesten ihres Landes vollzog, veranlaßte jedoch die Pannonier zur Empörung. Der Markomannenfürst Marbod, der in seinen jungen Jahren in Rom sich aufgehalten und daselbst Kriegswesen und Staatskunst der Römer studiert hatte, war von dort (12 v. Chr.) zu seinem zwischen Main und Neckar angesessenen Volke zurückgekehrt, hatte dasselbe kriegerisch organisiert und sodann einen Eroberungszug nach dem jetzigen Böhmen unternommen. Hier bildete er ein großes stehendes Heer und schloß Bündnisse mit Nachbarvölkern, durch die das Mißtrauen der Römer wachgerufen wurde. Im Jahre 6 n. Chr. führte der Stiefsohn des Augustus, Tiberius, große Heeresmassen gegen Marbod, und von Niederdeutschland her brach ein zweites Heer auf, um sich mit jenem zu vereinigen. Da erhoben sich die Dalmatiner und Pannonier, und Tiberius sah sich dadurch gezwungen, einen für Marbod vorteilhaften Frieden mit diesem zu schließen, um darauf zur Niederwerfung der aufständischen Völker zu schreiten, die erst im Jahre 9 n. Chr. durchgeführt werden konnte. Marbod erlag erst unter Tiberius der römischen Macht (20 n. Chr.). — Das zwischen der unteren Donau und dem Balkan gelegene Land, Moesia genannt (das heutige Serbien und Bulgarien), wurde in der Zeit zwischen 29 v. Chr. und 6 n. Chr. erobert und bildete nunmehr ein Schutzgebiet gegen die am jenseitigen Donauufer wohnenden, kriegerischen Dacier, die bis zu ihrer Unterwerfung durch den Kaiser Trajan (104) den Römern viel zu schaffen machten. — Das Bosporanische Reich behielt zwar seine Selbständigkeit, stand aber zu Rom in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis, das unter Anderem seinen Ausdruck darin fand, daß den bosporanischen Münzen das Bild des römischen Kaisers aufgeprägt wurde. — In Kleinasien erweiterte sich in der Zeit des Augustus das römische Gebiet nach dem Osten hin bis an die Grenze Cappadociens und des östlichen Pontus, welche Gebiete übrigens schon bald nach dem Tode des Augustus unter dessen Nachfolger Tiberius gleichfalls unter römische Herrschaft fielen.

Augustus war zu vorsichtig, um sich auch der Form nach zum Monarchen des römischen Reiches aufzuwerfen, obwohl es ihm nur ein Wort gekostet hätte, den gefügigen Senat, der von dieser Zeit an bis zum Untergange der römischen Herrlichkeit die elendeste Rolle gespielt hat, die jemals von einer parlamentarischen Körperschaft gespielt worden ist, zur Verleihung der erblichen Krone an ihn zu veranlassen. Derselbe Senat, der den Augustus nach seinem Tode sofort unter die Götter versetzte, hätte sich ohne weiteres zu diesem Staatsakte kommandieren lassen, und das Volk, das unter der Regierung des Augustus die Segnungen des inneren Friedens und wachsender Wohlfahrt genoß, würde sich mit dem Wechsel der Staatsform um so leichter abgefunden haben, als die thatsächlichen Zustände ohnedies vollständig denjenigen einer unbeschränkten Monarchie entsprachen. Aber der bedächtige Augustus wollte kein Umstürzler sein; er wollte einer etwa auftauchenden unter-

nehmungslustigen Opposition nicht die Handhabe zur Anklage auf Verfassungsbruch oder Landesverrat bieten. Deshalb ließ er sich die ihm übertragenen Aemter, soweit sie ihm nicht auf Lebenszeit verliehen waren, von Zeit zu Zeit in hergebrachter Form erneuern, und das genügte, da es neben den von ihm selbst bekleideten Aemtern überhaupt keine andern mit Macht und Einfluß verbundenen gab, vollständig zur Behauptung einer unumschränkten Machtstellung. Für seine eigene Person machte er keinerlei Ansprüche. Sein Leben war das eines einfachen Privatmannes. Von der Oeffentlichkeit zog er sich fast ganz zurück; er umgab sich mit einem Staatsrat, den er zu sich in seinen Palast berief, und übertrug dem Tiberius, der zu seinem Erben bestimmt war, schon bei Lebzeiten einen großen Teil der Staatsgeschäfte. Nichtsdestoweniger darf ihm die Ordnung der inneren Angelegenheiten des Landes zum alleinigen Verdienste angerechnet werden. Nicht nur für die Stadt Rom that er sehr viel durch zweckmäßige Einteilung der Verwaltung und polizeilichen Aufsicht, Einrichtung von Sicherheitsanstalten zur Verhinderung von Feuersbrünsten und Ueberschwemmungen und durch bauliche Verbesserungen und Verschönerungen aller Art. Mit Recht durfte er sich rühmen, daß er eine Stadt von Backsteinen übernommen habe und eine Stadt von Marmor hinterlasse. An das ärmere Volk wurden häufig Geldspenden verteilt, auch auf die Festspiele, die den Römern über alles gingen, große Summen verwendet und besondere Geschenke und Belohnungen dabei verteilt. Für die Bedürfnisse der Provinzen wurde weit besser gesorgt, als zur Zeit der Republik. Das Heer wurde in ein stehendes verwandelt und diente dem auf Lebenszeit mit dessen Oberbefehl betrauten Imperator, von dem es vollkommen abhängig war, als die stärkste und verläßlichste Stütze seiner Herrschermacht. Immerhin bildete sich Augustus noch eine besondere Leibgarde, die sogenannten Prätorianer.



Prätorianer.

Aus Hertzberg „Gesch. d. Römer im Altertum“.

Schon die Feldherren in der Republik hatten zur persönlichen Bedeckung die sogenannte „cohors praetoria“. An diese Einrichtung anknüpfend, stellte Augustus neun solcher Cohorten, jede zu 1000 Mann, auf; später wurde die Zahl der Cohorten auf zehn erhöht. Jeder derselben war eine Abteilung Reiterei beigegeben. Die Prätorianer hatten kürzere Dienstzeit und höhere Löhnung als die Truppen der Legionen, neben denen sie einen besonderen Verband bildeten; auch erhielten sie bei ihrer Entlassung ein größeres Geschenk. In der Mehrzahl rekrutierten sie sich aus Freiwilligen. Augustus ließ nur drei Cohorten in Rom stehen, die übrigen garnisonierten in Landstädten. Tiberius vereinigte dagegen das ganze Prätorianercorps in einem verschanzten Standlager außerhalb der Stadtthore auf der Nordostseite Roms. Die Prätorianer gelangten zu großer Macht, setzten Kaiser ein und ab und verkauften sogar (193 n. Chr) den Thron an den Meistbietenden (Didius Julianus, der aber sehr bald gestürzt wurde).

Augustus starb im Alter von 76 Jahren am 19. August des Jahres 14 n. Chr.; sein Nachfolger war der beim Tode seines Stiefvaters bereits 56jährige Tiberius. War schon Augustus nur noch in der weiblichen Linie dem Geschlechte der „Julier“*) welchem Julius Caesar angehört hatte, blutsverwandt, so stand sein Nachfolger Tiberius außer jedem Zusammenhang mit diesem Geschlechte, da er sowohl von väterlicher als auch von mütterlicher Seite dem Geschlechte der Claudier**) angehörte. Man hat demzufolge die Thronerben des Augustus unter der Bezeichnung des „Julisch-Claudischen Kaisergeschlechtes“ zusammengefaßt.

---

*) Die „Julier“ waren ein altpatricisches Geschlecht aus Albalonga, das seine Abstammung von Julus, einem angeblichen Sohne oder Enkel des Aeneas, herleitete und während der ganzen Dauer der Republik stets unter den Trägern der höchsten Staatsämter vertreten war.

**) Die „Claudier“ waren, ursprünglich in Regilli im Sabinerlande ansässig, schon in der ältesten Königszeit in Rom eingewandert und bald nach Beginn der Republik unter die Patricier aufgenommen worden, für deren Vorrechte die Angehörigen dieses Geschlechtes stets mit größtem Eifer eintraten.

Stammtafel des Julisch-Claudischen Kaisergeschlechts.

Cajus Julius Cäsar, vermählt mit Aurelia.

Kinder:

1. **Cajus Julius Cäsar (I),** geb. 12. Juli 100, ermordet 15. März 44 v. Chr.
2. Julia die Aeltere.
3. Julia die Jüngere, vermählt mit Attius Balbus.

Tochter:

Attia, vermählt mit Cajus Octavius, Statthalter von Makedonien.

Kinder:

1. Octavia die Aeltere.
2. Octavia die Jüngere, vermählt mit dem Triumvir M. Antonius.
3. **Cajus Julius Cäsar Octavianus Augustus (II),** geb. 23. September 63 v. Chr., gest. 19. August 14 n. Chr.

Töchter (der Octavia die Jüngere):

1. Antonia die Aeltere.
2. Antonia die Jüngere.*)

Gemahlinnen des Augustus:

1. Claudia (geschieden).
2. Scribonia (geschieden).
3. Livia, in erster Ehe vermählt mit Tib. Claud. Nero.

Tochter (der Scribonia):

Julia,**) in 2. Ehe vermählt mit V. Agrippa.

Tochter:

Agrippina die Aeltere.***)

Kinder aus dieser Ehe (der Livia):

1. **Tiberius Claudius Nero (III),** geb. 16. November 42 v. Chr., ermordet 16. März 37 n. Chr.
2. Drusus der Aeltere, vermählt mit Antonia der Jüng., Tochter der jüngeren Octavia, der Schwester des Augustus [s. oben bei *)].

Frauen (des Tiberius):

1. Vipsania Agrippina, Tochter des Vips. Agrippa aus dessen erster Ehe.
2. Julia, Witwe des Vips. Agrippa [s. oben bei **)].

Sohn (der Vipsania Agrippina):

Drusus der Jüngere, geb. 10 v. Chr., vergiftet durch Sejanus 23 n. Chr.

Kinder (des Drusus des Aelteren):

1. Germanicus, vermählt mit Agrippina der Aelteren [s. oben bei ***)].
2. Livia die Jüngere. (Livilla.)
3. **Tiberius Claudius Drusus Nero Germanicus (V),** geb. 10 v. Chr., vergiftet durch seine Gem. Agrippina 54 n. Chr.

Gemahlinnen (des Claudius):

1. Messalina.
2. Agrippina die Jüngere (siehe bei †).

Sohn (der Messalina): Britannicus, vergiftet durch seinen Stiefbruder, den Kaiser Nero, 55 n. Chr.

Kinder (des Germanicus):

1. **Cajus Cäsar Caligula (IV),** geb. 31. August 12, ermordet 24. Januar 41 n. Chr.
2. Agrippina die Jüngere†), in 1. Ehe vermählt mit Cn. Domitian Ahenobarbus.

Sohn:

Lucius Domitius Claudius Nero (VI)., geb. 15. Dezember 37, geendet durch Selbstmord 9. Juni 68 n. Chr.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der Imperatoren, und zwar sind die geschichtlichen Namen derselben noch besonders hervorgehoben. Die diesen Namen in Klammern beigefügten römischen Ziffern bezeichnen die zeitliche Aufeinanderfolge der Betreffenden in der Herrschaft.

Die vorstehende Stammtafel dieser Herrscherfamilie zeigt uns, daß diese sich direkt auf Caesar gar nicht, auf dessen Geschlecht in weiblicher Nebenlinie nur hinsichtlich des Augustus und Nero zurückführen läßt. Nicht ein einziges Mal findet eine unmittelbare Erbfolge statt; Tiberius gehört einem andern Geschlecht an als Caesar und Augustus, Caligula ist von mütterlicher Seite ein Urenkel, von väterlicher — aber wieder nur in der weiblichen Linie durch des Vaters Mutter und Großmutter — ein Urgroßneffe des Augustus, Claudius in der gleichen weiblichen Linie ein Großneffe, und Nero als Sohn der jüngeren und Enkel der älteren Agrippina ein Urgroßenkel des ersten Kaisers. Von den weiblichen Gliedern der Stammreihe sind zwei, die Julia und die jüngere Agrippina, durch ausnehmende Lasterhaftigkeit ausgezeichnet, nicht minder war es die Mutter der ersteren, Scribonia, von der sich Augustus, wie er selbst schrieb, hatte scheiden lassen, weil er ihre Ausschweifungen nicht länger hatte ertragen können. Daß solche Mütter ein gesundes und dauerhaftes Geschlecht nicht hervorbringen konnten, liegt auf der Hand. Die drei Herrscher, die demselben entsprossen sind, charakterisiert Gregorovius, der berühmte Erforscher der Geschichte Roms, in folgender Weise: Caligula wurde an dem Gedanken wahnsinnig, Beherrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenige Jahre. Das ist kein Wunder, denn diesem Menschen, und wie ihm seinen Vorgängern und seinen Nachfolgern, warf eines Tages der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und Augustus trat eine fürchterliche Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottete. Augustus war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte, seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreiches gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbehrung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer; Claudius war ein schwachsinniger Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode allgemeiner Welterschlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt." Ueber „Tiberius" schreibt Gregorovius: „Tiberius war nur ein fürchterliches Urteil, welches die Weltgeschichte vollzogen hat. Er erbte eine niederträchtig gewordene Menschheit. Selbst zum Bösen bestimmt, ging er an der schlechten Welt und mit ihr als Teufel zu Grunde."

Tiberius war bis in sein reiferes Mannesalter von der Ungunst des Schicksals verfolgt worden, wozu — namentlich mit Bezug auf sein Verhältnis zu Augustus — sein wenig liebenswürdiges Wesen nicht wenig beigetragen hat. Er besaß bedeutende militärische und staatsmännische Fähigkeiten, die er während der langen Regierung seines Stiefvaters häufig genug zur Geltung gebracht hat; aber er war von herbem, verschlossenem Wesen, eckig und steif in seinen Umgangsformen, und seine durchdringende Geistesschärfe machte ihn dem Augustus, dessen ganze Politik — namentlich sein Bestreben, die Thronfolge einem Sprossen des julischen Stammes zuzuwenden — er klar durchblickte, recht unbequem. Tiberius war als achtjähriger Knabe im Jahre 34 in das Haus seines Stiefvaters gekommen, der seinen Vater gezwungen hatte, ihm seine Gattin Livia, die Mutter des Tiberius, abzutreten. Als nunmehriger Stiefsohn des Augustus begleitete er nach seinem Eintritt in das Jünglingsalter beim Triumphzuge seines Stiefvaters dessen Triumphwagen zur linken Seite, denn damals lebte noch der hoffnungsvolle, von Virgil und Horaz gefeierte und betrauerte Marcus Claudius Marcellus, der Sohn der jüngeren Schwester des Augustus, Octavia, aus ihrer ersten Ehe mit Gajus Claudius Marcellus, der als Blutsverwandter aus julischem Stamme diesem näher stand und daher seinen Platz an der rechten Seite des Triumphwagens erhielt. Dieser Marcellus wurde im Jahr 25 v. Chr. mit der Tochter Julia des Augustus vermählt und zugleich von Augustus adoptiert (den Tiberius adoptierte Augustus erst im Jahre 4 n. Chr.), starb aber schon 23, und nun

heiratete der Freund und Feldherr des Augustus, Vipsanius Agrippa, die verwitwete Julia. Mit der Tochter des Agrippa aus erster Ehe, Vipsania Agrippina, vermählte sich Tiberius und lebte mit ihr in glücklicher Ehe. Als aber Agrippa im Jahre 12 v. Chr. starb, nötigte Augustus den Tiberius, dem er schon seinen rechten Vater genommen hatte, nun auch die ihm liebe Gattin zu opfern, ihr den Scheidebrief zu schicken und an ihrer Stelle die Tochter des Augustus und nunmehrige Witwe des Agrippa zur Gemahlin zu nehmen. Die beiden Söhne der Julia und des Agrippa, Gajus und Lucius (geb. 20 und 17 v. Chr.) wurden von Augustus adoptiert — sie waren ja Julier! — und erhielten den Namen Caesar. So sah Tiberius fortwährend Mitbewerber um die Nachfolge im Principat erstehen, die ihm um so gefährlicher waren, als er selbst dem Augustus trotz seiner vielfachen militärischen und staatsmännischen Verdienste um das Reich geradezu widerwärtig war. In seiner Gattin Julia fand er dem Stiefvater gegenüber durchaus keine Unterstützung, denn diese haßte ihren Mann und gefiel sich in offenkundiger Untreue gegen denselben; dagegen verfocht die Kaiserin Livia die Interessen ihres Sohnes sehr lebhaft, und sie war es, die seine Vermählung mit der Julia betrieben hatte, um ihrem Sohne den Weg zum Thron zu eröffnen. Als aber die Absicht des Augustus, seine Adoptivenkel Gajus und Lucius — jetzt auch die Stiefsöhne des Tiberius — zu seinen Nachfolgern im Principat zu erziehen, immer offenbarer zu Tage trat, verlor Tiberius die Geduld und trat ins Privatleben zurück, um auf der Insel Rhodus sich ganz den Studien zu widmen. Während seiner Abwesenheit trat seine Mutter Livia als Anklägerin gegen die ehebrecherische Julia auf und setzte die Scheidung ihrer Ehe und ihre Einkerkerung auf der Insel Pandataria durch. Dem Tiberius war aber damit keineswegs gedient, denn sein Aufenthalt auf Rhodus, der sich in seiner Wirkung wenig oder garnicht von einer regelrechten Verbannung unterschied, verlängerte sich bis zum Jahre 2 n. Chr., und als er dann auf dringendes Flehen seiner Mutter nach Rom zurückkehren durfte, blieb ihm gleichwohl jede öffentliche Stellung bis zum Jahre 4 n. Chr. noch vorenthalten. Der frühe Tod der kaiserlichen Adoptiv-Enkel und Lieblinge des Augustus, Lucius (gest. i. J. 2 n. Chr.) und Gajus (gest. i. J. 4 n. Chr.) nötigte den alternden Herrscher, seine so lange festgehaltene Hoffnung, sein Erbe dem julischen Stamme zuzuwenden, endlich aufzugeben, und jetzt söhnte er sich mit dem bereits 46 jährigen Tiberius förmlich aus und nahm ihn an Sohnesstatt an. Er mußte aber dem Lieblingsgedanken des Kaisers noch ein hartes Opfer bringen und — obgleich er von seiner ersten Frau einen zu jener Zeit bereits 14 jährigen Sohn hatte (vergl. die Stammtafel) — den Sohn Germanicus seines Bruders Drusus und der jüngeren Antonia, der, wie unsere Stammtafel zeigt, durch seine Mutter, Großmutter, Urgroßmutter und Großahne, also in vierfach weiblicher Linie, julischen Stammes war, adoptieren. Augustus hatte sogar eine Zeit lang die Absicht gehabt, den Germanicus direkt zu adoptieren und zu seinem Nachfolger zu machen; vielleicht erschien ihm der schließlich von ihm gewählte Umweg ungefährlicher für den Germanicus, und darum zugleich sicherer zur Erreichung seines Zieles.



Antike Büste des Tiberius.

Nach Photographie des im Vatican zu Rom sich befindlichen Originals.

Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum.

So war Tiberius in fortwährend gefährdeter Stellung bis dicht an die Schwelle des Greisenalters gelangt; sein schon von Natur aus finsteres und verschlossenes Wesen konnte

unter diesen Umständen unmöglich sich aufhellen, sondern mußte sich vielmehr nur noch mehr verdüstern. Mißtrauen und Heimtücke hatten sich in dem Herzen des durch eine so lange Reihe von Jahren unter dem Zwange der Verstellung in drückender Abhängigkeit alt gewordenen Mannes festgesetzt, und als er nun endlich zu der mit dem Opfer eines ganzen Lebensalters erkauften Herrschaft gelangte und die kaiserliche Allmacht, unter deren Drucke er sich in ohnmächtigem Ingrimm so lange gewunden, auf ihn selbst übergegangen war, da war es kein Wunder, daß der Zepter in seiner Hand sich in eine scharfe Geißel verwandelte.

Während der Herrschaft des Tiberius (14—37 n. Chr.) vollzog sich zunächst die formelle Uebertragung der fürstlichen Rechte auf das Staatsoberhaupt, also die endgiltige Aufhebung der Republik; nach längerem scheinbaren Widerstreben gab Tiberius endlich den dringenden Bitten des Senates nach und nahm die Stellung eines Princeps an, neben dem nur noch der Senat als berechtigter Teilnehmer an der Regierung in beratender Eigenschaft auftrat, wogegen dem Volke das Wahlrecht und zum größten Teile auch das Recht, auf die Gesetzgebung durch Vorschläge einzuwirken, genommen wurde. Tiberius legte großes Gewicht darauf, daß die mit seiner Stellung als Princeps verbundenen Majestätsrechte durch strenge Handhabung der hierfür aufgestellten Gesetze geschützt wurden, und der kriecherische Senat war ihm auch in dieser Richtung mit knechtischer Unterwürfigkeit zu Willen. Es bildete sich ein eigener Stand von Angebern aus, die selbst die geringfügigsten Verletzungen der Ehrfurcht vor der Majestät des Herrschers zur Anzeige brachten, ja sogar in einfacher freier Meinungsäußerung eine solche Verletzung erblickten, oder sie auch kurzweg erfanden, um mißliebige oder ihnen persönlich unbequeme Personen ins Unglück zu stürzen. Nicht weniger als 147 solcher Majestätsprozesse, von denen ein einziger oft zahlreichen Angeklagten Tod und Verderben brachte, sind während der Regierung des Tiberius zum Austrag gekommen, und wie weit die dabei geübte Grausamkeit ging, geht daraus hervor, daß man durch ein kaiserliches Edikt den Angehörigen der zum Tode Verurteilten verbot, um dieselben zu trauern.



Antike Statue des Germanicus.
Nach einer Photographie des im Lateran zu Rom befindlichen Originales.
Aus Hertzberg „Gesch. d. Römer im Altertum".

Wie schon erwähnt, zog Tiberius sämtliche Prätorianer-Cohorten in einem befestigten Lager vor den Thoren Roms zusammen, das dadurch in einen beständigen Belagerungszustand versetzt wurde. Der Präfect (Befehlshaber) dieser Leibgarde, Lucius Aelius Sejanus, erfreute sich der Gunst und des Vertrauens seines kaiserlichen Herrn in so hohem Maße, daß dieser ihm im Jahre 26 n. Chr., als er seinen dauernden Aufenthalt auf der Insel Capri nahm, mit den Vollmachten eines Stellvertreters seiner Person in Rom zurückließ. Sejanus, der selbst nach der Kaisermacht strebte, tötete den Sohn des Tiberius, Drusus, zu dessen Gemahlin Livia d. J., auch Livilla*) genannt, er in ehebrecherischem Verhältnis stand. Germanicus, der von Tiberius mit Absicht von Rom ferngehalten und nach seiner Rückkehr aus den germanischen Feldzügen nach

*) Livilla war die Tochter des älteren Drusus und Schwester des Germanicus und des nachmaligen Kaisers Claudius (vergl. d. Stammtafel). Ihre Vermählung mit Sejanus ließ Tiberius nicht zu, verlobte vielmehr den Sejanus mit ihrer Tochter Julia, doch kam diese Heirat nicht zustande, weil das an Drusus begangene Verbrechen vorher an den Tag kam. Livilla wurde zum Tode verurteilt und dieses Urteil durch ihre Mutter vollstreckt, indem sie sie verhungern ließ.

Syrien geschickt worden war, wo der Statthalter Piso — wohl in geheimem Auftrag des Tiberius — ihm überall entgegen wirkte, starb im Jahre 19 in der Nähe von Antiochia, und zwar, wie er und seine Umgebung annahmen, an Gift, das ihm die Gemahlin des Piso dargereicht haben soll. Seine Witwe, die vortreffliche Agrippina d. Ä., die dem Tiberius und seiner Mutter verhaßt war, kehrte mit ihren Kindern — drei Söhnen und drei Töchtern — nach Rom zurück, wo sie unter Mitwirkung des Sejanus verdächtigt wurde, für ihre Söhne die Herrschaft zu erstreben. Man brachte sie auf das wüste Felseneiland Pandateria bei Neapel, auf welchem bereits ihre Mutter in Gefangenschaft gesessen hatte, und hier fand sie nebst zweien ihrer Söhne den Tod (33, der eine von den Söhnen, Nero, schon 31). Sie starb durch Hunger; ob freiwillig oder gezwungen, läßt Tacitus in seiner bezüglichen Mitteilung unentschieden. Ihr jüngster Sohn Gajus mit dem Beinamen Caligula, der unter Aufsicht seiner Großmutter Antonia im kaiserlichen Palaste erzogen wurde, entging dem grausamen Schicksal seiner Brüder zum Unglück Roms; denn er wurde Kaiser. Erst in seinen letzten Lebensjahren, nach dem Tode seiner Mutter Livia (29), wurden dem sonst so scharfsinnigem Tiberius die Bestrebungen seines Günstlinges Sejanus klar; vielleicht war es weniger das Mißtrauen als die Eifersucht, die den Kaiser gegen ihn einnahm. Das knechtische Rom überhäufte den Präfekten der Prätorianer in der Meinung, dem Tiberius dadurch wohlgefällig zu werden, oder aus Furcht, sich die Gunst des übermächtigen Günstlinges zu verscherzen, mit nahezu gleichen Ehren wie den Kaiser selbst, und im Jahr 31 sollte Sejanus mit diesem zusammen das Konsulat*) führen. Tiberius ließ den Günstling das Erlöschen seiner Gnade zunächst dadurch empfinden, daß er seinem Großneffen, dem jungen Gajus, in höherem Maße als bisher seine Aufmerksamkeit zuwandte und ihn merklich begünstigte. Sejanus war aber rasch entschlossen, sich aus seiner Machtstellung nicht verdrängen zu lassen, und zettelte eine Verschwörung gegen den alten Kaiser an, die durch Verrat zur Kenntnis der Witwe des Drusus gelangte und von dieser dem Kaiser hinterbracht wurde. Tiberius ließ hierauf den Sejanus in der Senatssitzung verhaften, sofort zum Tode verurteilen und im Kerker erdrosseln. Seiner Familie und seinem Anhange wurde ebenfalls der Prozeß gemacht, und der Henker hatte vollauf zu thun, doch erleichterten ihm der Pöbel und die Prätorianer die Arbeit, indem sie mehrere Tage hindurch gegen die Anhänger des gefallenen Günstlings wüteten.



Agrippina,
Witwe des Germanicus, Mutter des Caligula.
Nach einer Münze aus der Zeit des Caligula.

Der Kaiser nahm nun den Gajus zu sich nach Capri, um den hoch aufgeschossenen, aber dickbäuchigen und dünnbeinigen neunzehnjährigen Burschen, der sich durch Müßiggang und zügellose Ausschweifungen bereits die Fallsucht und eine gründliche Zerrüttung der Nerven zugezogen hatte, für den Antritt seines Erbes vorzubereiten. Tiberius hätte sich sagen müssen, daß der junge Mensch in ihm nichts anderes als den Verderber seiner Familie, den mutmaßlichen Mörder seines Vaters, den Henker seiner Mutter und seiner Brüder erkennen und ihn darum glühend hassen mußte. Aber der alte Kaiser verachtete die Menschen so tief, daß er an solch eine Regung in dem Herzen seines Großneffen gar nicht gedacht, sondern einfach angenommen haben mag, das große Geschenk, das er dem Gajus durch dessen Einsetzung zu seinem Erben machte, werde genügen, um jene düsteren Erinnerungen in ihm zu ersticken. Gajus verstand es, gegenüber dem alten Tiberius die Maske der Unterwürfigkeit und Bescheidenheit vorzunehmen und mit wahrhaft

*) Das Konsulat dauerte auch während der Kaiserzeit fort und erlosch im Weströmischen Reich erst 534, im Oströmischen hob es Justinian, der sich „Consul perpetuus“ (immerwährender Konsul) nannte, im Jahr 541 auf. Es galt äußerlich als höchste amtliche Würde, doch beschränkte sich seine Wirksamkeit auf den Vorsitz im Senat, auf Rechtsprechung und Veranstaltung von Spielen.

schauspielerischem Geschick zu tragen. In alle Launen und Absonderlichkeiten des Greises wußte er sich hineinzufinden und diesem auf solche Weise die Meinung beizubringen, daß er es mit einem gefügigen und wohlgesitteten Jüngling zu thun habe. So vergingen die letzten Lebensjahre des Tiberius, der bei seinem Tode (16. März 37) ein wohlgeordnetes Reich mit musterhafter Verwaltung und einem Staatsschatze von nahezu 600 Millionen Mark, aber mit gänzlich vernichtetem Volksbewußtsein hinterließ, in welchem Recht und Sitte aufs furchtbarste zerrüttet und in den Staub getreten waren.

Wir haben die Familiengeschichte des Julisch-Claudischen Kaiserhauses während der Regierungszeit seiner beiden ersten Herrscher mit besonderer Ausführlichkeit behandelt, weil dieselbe in mehr als einer Beziehung lehrreich ist. Unter Augustus sahen wir das Bestreben, den eigenen (Julischen) Stamm auf dem Throne zu erhalten, mit allen erdenklichen Mitteln gegen die Ungunst der gegebenen Verhältnisse ankämpfen und schließlich unterliegen; unter Tiberius richtete sich dagegen der Kampf um die Herrschaft, die nun in claudischen Händen lag, wieder gegen die in der weiblichen Linie erhaltenen Reste des Julischen Geschlechtes und endigte mit dem Siege dieses letzteren. Während unter Augustus in diesem Geschlechterkampfe die cynische Hintansetzung des natürlichen Familienrechtes zu Gunsten des dynastischen Interesses das charakteristische Merkmal war, trat unter Tiberius der blutige Despotismus, die ungescheute Anwendung des Verbrechens als Mittel zum Zwecke in den Vordergrund. Damit war das römische Kaiserhaus bereits in seiner zweiten Generation auf den sittlichen Standpunkt der asiatischen Despotien herabgesunken und sein Verfall unaufhaltsam geworden.

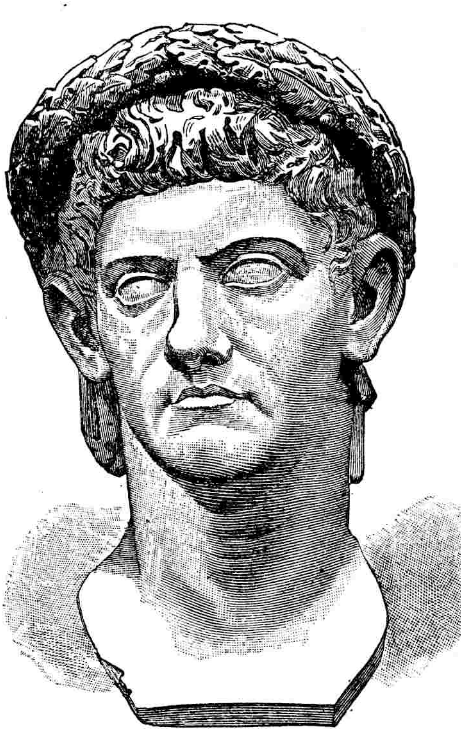


Antike Büste des Caligula.

Nach Photographie des im Vatican zu Rom sich befindlichen Originals. (Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.)

Caligula, eigentlich Gajus Caesar Germanicus, (37—41) war schon als zweijähriger Knabe mit seiner Familie dem Vater nach Germanien gefolgt und hatte dort das Lagerleben mitgemacht. Die Soldaten, die ihn häufig in ihrer Mitte sahen, hatten ihm — nach den winzigen Soldatenstiefelchen, die er trug, den Kosenamen „Caligula“ (Soldatenstiefelchen) beigelegt. Seine Erziehung unter der Aufsicht der Großmutter Antonia scheint trotz der gerühmten Vortrefflichkeit dieser Frau nicht viel getaugt zu haben. Die geistigen Anlagen des Knaben sollen nicht unbedeutend gewesen sein, wurden aber nicht richtig gepflegt und namentlich seine wissenschaftliche Bildung arg vernachlässigt. Ein scharfer cynischer Witz und einiges Interesse für die Kunst der Beredsamkeit war alles, was sich in Bezug auf die Geisteskultur bei ihm entwickelte. Im Uebrigen war er jeder ernsten Beschäftigung abhold und hatte nur Sinn für Theater, Spiele und ausschweifendes Lotterleben. Der Gesichtsausdruck, der uns in seiner in Rom befindlichen Büste überliefert und in der nebenstehenden Abbildung wiedergegeben ist, erinnert lebhaft an denjenigen gewisser Mordbuben, die in der Verbrecherchronik unserer Tage eine traurige Rolle gespielt haben. In den ersten Monaten seiner Herrschaft spielte sich Caligula auf den wohlgesinnten Herrscher hinaus. Freudig gestimmt und geschmeichelt durch den aufrichtigen Jubel, womit Rom, auf dem das Regiment des Tiberius gleich einem drückenden Alp gelastet hatte, in ihm den neuen Herren begrüßte, scheint er wirklich den Vorsatz gefaßt zu haben, seine Unterthanen glücklich zu machen; er stellte die Anklagen wegen Majestätsverbrechen ab, traf eine große Zahl liberaler Verfügungen, ließ reiche Geschenke an das Volk und an das Heer verteilen und veranstaltete glänzende Spiele, wie man sie in Rom in den Zeiten des sparsamen Tiberius schmerzlich vermißt hatte. Der von Tiberius

angesammelte Staatsschatz war sehr bald beträchtlich gelichtet, und auch die guten Vorsätze des Caligula hatten sich schon nach kurzer Zeit erschöpft. Den tollsten Ausschweifungen sich hingebend, verfiel der junge Kaiser in eine schwere Krankheit, und nachdem er wider Erwarten von derselben genesen war, entpuppte er sich in seiner wahren Gestalt. Weit schlimmer als Tiberius, der seine Grausamkeiten wenigstens mit Ueberlegung und zu einem bestimmten Zwecke beging, mordete Caligula aus reinem Blutdurst; wenn ihn bei den zahllosen Hinrichtungen, die er anordnete, überhaupt ein Gedanke leitete, so war es der, mit den eingezogenen Gütern der Verurteilten seine Kassen wieder zu füllen, um sofort ihren Inhalt in maßloser Verschwendungs- und Genußsucht aufs neue zu vergeuden. Als sich seine Mordlust auch auf seine nächste Umgebung verbreitete, übernahm es Chäreas, der Präfekt der Prätorianer, das Scheusal aus dem Wege zu räumen (24. Januar 41). Der Senat hatte an den Erfahrungen, die er unter Tiberius und Caligula gemacht, gerade genug, und es hätte wenig gefehlt, daß die Herrlichkeit des Julisch-Claudischen Kaiserhauses mit Caligula zu Ende gegangen wäre. Ein unmittelbarer Leibeserbe war nicht vorhanden, auch von Familiengliedern, die hinsichtlich der Thronfolge hätten in Frage kommen können, waren nur zwei vorhanden: der jüngere Bruder des Germanicus, Claudius, und der Sohn der jüngeren Agrippina, Nero. Claudius galt aber als halb schwachsinnig und hatte sich ganz und gar in seine Bücher vergraben, und Nero war zu jener Zeit erst vier Jahre alt. Die Gelegenheit war also günstig, um das Joch, das sich Rom mit der Begründung des Kaisertums selbst auferlegt hatte, ohne alle Gewalt, lediglich mittels eines kräftigen Entschlusses los zu werden. In der That herrschte im Senat die Absicht vor, die Republik wieder herzustellen; allein das Schicksal Roms mußte sich erfüllen. Als die Kunde von der Ermordung Caligulas in den kaiserlichen Palast drang und hier auch die stille Klause des prinzlichen Bücherwurmes erreichte, hatte dieser nichts eiligeres zu thun als ein sicheres Versteck aufzusuchen, um sein eigenes Leben zu retten. Hier entdeckten ihn Prätorianer, die den Palast durchstreiften, vielleicht, um nach den Kaisermördern zu suchen, vielleicht aber auch, um die allgemeine Verwirrung zu einem lohnenden Beutezug zu benutzen. Daß Not an Mann zur Besetzung des erledigten Kaiserthrones war, wußten die Prätorianer ebensogut, als es ihnen klar war, daß ihre Existenz unmittelbar von dem Vorhandensein eines Kaisers abhing. Als sie den am ganzen Leibe zitternden Claudius aus seinem Versteck hervorzerrten und dieser sie anflehte, ihm das Leben zu lassen, verfielen sie auf den Gedanken, daß da mit einem Schlage beiden Teilen geholfen werden könne. „Sei unser Imperator!“ riefen sie dem bebenden Claudius zu, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn nach der Citadelle, wo der Gedanke der glücklichen Finder verständnisvolle Aufnahme fand. Claudius hatte sich in-



Kaiser Claudius.
Nach dessen Büste im Vatican.

zwischen von der ausgestandenen Angst soweit erholt, daß er der so unerwartet an ihn herangetretenen Thronfolge näher rücken konnte; er versprach jedem Prätorianer ein Geschenk von 15000 Sesterzen (3263 Mark) und stellte auch für die übrigen Truppen reiche Geschenke in Aussicht, falls seine Thronerhebung durchgesetzt werden sollte. Das genügte, um die militärische Macht für Claudius zu gewinnen. Der Senat fügte sich wie immer ins Unvermeidliche, und Claudius war Kaiser und blieb es vierzehn Jahre lang (41—54).

Der auf so seltsame Weise zum Herrscher des römischen Weltreiches gewordene Stubenhocker, den weder Augustus noch Tiberius jemals öffentlich hatten auftreten lassen, weil er mit seinem wackelnden Kopf, seiner lallenden Sprache und seinen krampfhaft zuckenden Händen eher einen Spittelmann als einen kaiserlichen Prinzen vorzustellen geeignet schien, war seit 38 Gemahl der Messalina, Tochter des M. V. Messalla Barbatus und der Domitia Lepida, beides Verwandte der Schwester Octavia des Augustus. Sie ist der Typus (das Urbild) eines zuchtlosen Weibes geworden, und ihre Hab- und Herrschsucht gingen über alle Maßen. Der schwache Claudius lag natürlich vollständig in ihren Fesseln und sah nichts von ihrem schamlosen Treiben, das so weit ging, daß sie sich in Abwesenheit des Kaisers in aller Form mit C. Silius, einem ihrer Liebhaber, vermählte, in der festen Absicht, diesen zum Kaiser zu machen. Der Geheimsekretär des Claudius, Narcissus, entlockte dem auf so schmähliche Weise verhöhnten Kaiser das Todesurteil gegen seine Gattin und ließ es sofort vollstrecken. Claudius war sehr überrascht, als er noch an demselben Tage an der Tafel die Nachricht erhielt, daß seine Frau nicht mehr am Leben sei. Er fragte garnicht danach, ob sie durch eigene oder fremde Hand den Tod gefunden habe, sondern beendete in aller Gemütsruhe seinen Schmaus und blickte ohne ein Zeichen des Zornes oder der Trauer auf die unverhohlene Freude derjenigen, die das Gericht über Messalinas Haupt heraufbeschworen, wie auf die Schmerzensausbrüche der Kinder der Gerichteten. Noch weniger Glück hatte Claudius mit seiner vierten Gemahlin, Agrippina d. J. (vergl. d. Stammtafel). Diese Tochter des Germanicus gehörte gleich ihren beiden Schwestern Drusilla und Livilla zu den verworfensten Weibern Roms, was bei der dort bereits allgemein eingerissenen Sittenlosigkeit viel sagen will. Alle drei lebten sowohl mit ihrem Bruder Caligula, als auch mit Lepidus, dem Gatten der Drusilla, in verbrecherischem Umgange, ihrer sonstigen Liebhaber nicht zu gedenken. Agrippina war mit dem



Messalina.
Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.



Antikes Sitzbild der Kaiserin Agrippina d. J.
Nach Photographie des im Nationalmuseum zu Neapel befindlichen Originals. Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.

Domitius Ahenobarbus vermählt, dem sie den späteren Kaiser Nero gebar. Eine Schwester dieses Domitius war die Mutter der Messalina; sie fiel 54 n. Chr. der Eifersucht der Agrippina zum Opfer, während eine andere Schwester des Domitius durch ihren Neffen Nero vergiftet wurde, weil dieser nach ihrem Vermögen lüstern war. Dieser flüchtige Blick auf einen einzelnen Abschnitt aus der Skandalgeschichte des Julisch-Claudischen Kaiserhauses zeigt wohl zur Genüge die furchtbare Sittenverderbnis, die daselbst eingerissen war. Agrippina wurde bereits im Alter von 23 Jahren Witwe und vermählte sich zum zweitenmale mit dem reichen Passienus Crispus, der zuvor mit einer anderen Schwester des Domitius (derselben, die Nero später vergiften ließ) vermählt war, von dieser aber sich getrennt hatte, um seine Schwägerin zu heiraten. Agrippina schaffte ihn aber bald bei Seite, um seine Erbschaft anzutreten, und nach dem Tode ihrer Nichte Messalina machte sich Agrippina an den Kaiser Claudius heran und setzte ihre Vermählung mit demselben durch. Claudius hatte von der Messalina einen Sohn Britannicus, der zur Zeit der Vermählung des Kaisers mit der Agrippina acht Jahre alt war. Diesen Knaben suchte die Agrippina zu Gunsten ihres eigenen Sohnes aus dem Herzen seines schwachen Vaters zu verdrängen, und als Claudius die seinem leiblichen Sohne durch längere Zeit angethane Zurücksetzung bereute, gab Agrippina ihm Gift (54), um dem Nero das für ihn erschlichene Thronfolgerecht zu sichern. Britannicus aber wurde bald darauf (55) auf Befehl des neuen Kaisers ermordet.

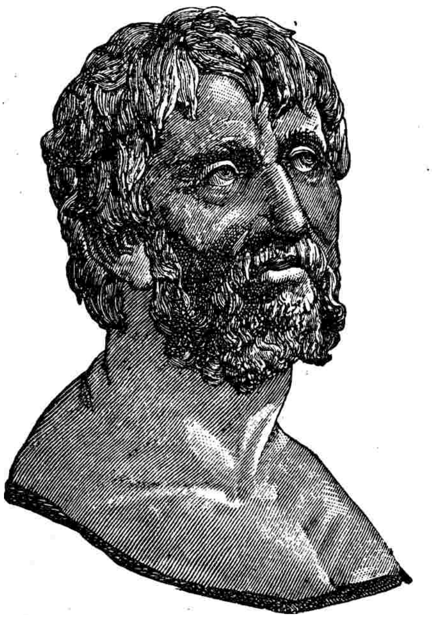
Wäre Claudius nicht ganz und gar unter der Herrschaft solcher Ausgeburten von Lasterhaftigkeit wie Messalina und Agrippina gestanden, so hätte er bei seinem milden Sinne manches Gute stiften können. Thatsächlich wurden während seiner Regierung mehrere vortreffliche Anordnungen erlassen, so die Ausdehnung des Vollbürgerrechtes auch auf außeritalienische Gemeinden, die Rückgabe der Verwaltung des Staatsschatzes an die Quästoren, die Beschränkung der an die Festspiele vergeudeten Zeit und Mittel, die Festsetzung der Höchstbeträge, die von den Sachverwaltern für ihre Dienste gefordert werden durften, die Bestimmung, daß ein kranker Sklave, der von seinem Herren verstoßen wurde, dadurch frei werden solle u. a. Große Summen gab Claudius für nützliche Bauten aus, worunter eine große Wasserleitung (Aqua Claudia), die Hafenanlage von Ostia und der Kanal zur Ableitung des Fucinersees, an dem 30000 Arbeiter durch elf Jahre beschäftigt wurden, zu hoher Berühmtheit gelangt sind. Unter Claudius wurde Mauretanien zur römischen Provinz gemacht und Lykien seine Selbständigkeit entzogen, womit das Reichsgebiet um das Mittelmeer herum zum vollständigen Ringe geschlossen war. Im Jahre 43 setzte er die Eroberung Britanniens ins Werk; auch in Germanien und im Orient machten seine siegreichen Heere Fortschritte.



Antike Büste des Nero.
Nach Photographie des im Vatican zu Rom sich befindlichen Originals. Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.

Der Nachfolger des Claudius, Nero (54—68), schloß die Reihe der Julisch-Claudischen Herrscher würdig ab. Gleich seinem Vorgänger von den Prätorianern zum Imperator ausgerufen, bestieg er mit kaum 17 Jahren den Thron. Der Präfekt der Prätorianer, A. Burrus, und Neros Lehrer, der Philosoph Seneca, wirkten in günstigem Sinne auf den nicht unbegabten Jüngling ein und verhinderten namentlich, daß seine Mutter zu größerem Einflusse auf Nero und die Regierung gelangte. Fünf Jahre lang gedieh das Reich nach innen und außen unter der thatsächlichen Leitung des Burrus und Seneca, die als Minister Neros auftraten und sowohl den Senat wie auch den jungen

Kaiser ganz für sich zu gewinnen wußten. Was diesen letzteren anbelangt, so war er von oberflächlicher und genußsüchtiger Natur und ließ es gerne geschehen, daß seine Führer ihm die Bürde der Staatsgeschäfte zum allergrößten Teile abnahmen. Er gewann dadurch Zeit, seinen dilettantischen Neigungen nachzugehen, bald als Dichter oder Sänger, bald als Rosselenker oder Schauspieler hervorzutreten und dabei seiner unbändigen Sinnlichkeit und Genußsucht die Zügel schießen zu lassen. Eine Liebschaft, die er mit der freigelassenen Griechin Akte angeknüpft hatte, und die so ernsthaft wurde, daß Nero, der seit 49 mit der Tochter Octavia des Claudius (von dessen zweiter Gemahlin) verheiratet war, ernstlich an Scheidung von dieser und Vermählung mit der Akte dachte, gab Anlaß zur Entzweiung mit der Agrippina, die den Nero damit zu kirren gedachte, daß sie drohte, die bis dahin in schmählicher Weise unterdrückten näheren Ansprüche des Britannicus auf die Herrschaft nunmehr mit voller Macht zur Geltung bringen zu wollen. Die Antwort Neros auf diese Drohung war, daß er seinen Stiefbruder bei Tisch mit einem von der Hofgiftmischerin Lucasta bereiteten Gifte töten ließ (vergl. S. 277); und nachdem nun der Löwe einmal Blut geleckt und sich überzeugt hatte, wie leicht die Römer und selbst Seneca diese That der „Staatsraison"*) nahmen, so war der Anfang eines neuen Abschnittes in der Regierung des Nero gemacht, der an Greuelthaten und „Caesaren-Wahnsinn"**) alles in Schatten stellte, was das Julisch-Claudische Kaisertum in dieser Hinsicht bis dahin geleistet hatte. Die reinere Leidenschaft für Akte war bald von einer wilden Glut verzehrt, die den Nero für die Gattin eines der Genossen seiner tollen Ausschweifungen, Poppaea Sabina, erfaßte. Otho, der Gemahl dieser dämonischen Schönheit, wurde als Statthalter nach Lusitanien geschickt (58), Poppaea blieb in Rom und ließ den Nero, der sich in ihren Fesseln wand, bald erkennen, daß er nur auf Erhörung zu rechnen habe, wenn er ihr seine Gattin opfere. Da Agrippina dem Verhältnisse zwischen den beiden den heftigsten Widerstand entgegensetzte, so mußte auch sie beseitigt werden. Nero ließ ein prachtvolles Schiff bauen, das so eingerichtet war, daß man es



L. Annäus Seneca.

Nach einer Bronzebüste aus Herculanum.
Seneca war um das Jahr 4 v. Chr. zu Corduba in Spanien geboren, unter Caligula Quästor, im Jahre 41 von Claudius nach Corsica verbannt, nach acht Jahren wieder nach Rom zurückgerufen und zum Prätor ernannt worden. Agrippina übertrug ihm die Erziehung des Domitius (Nero), in dessen nächster Umgebung er nach der Erhebung desselben zum Kaiser bis 62 blieb. Im Jahre 57 hatte ihm Nero das Konsulat übertragen. Im Jahre 65 der Teilnahme an der Verschwörung des Piso beschuldigt und — unter Freistellung der Wahl der Todesart — zum Tode verurteilt, ließ er sich die Adern öffnen, nahm, da sein Blut nur langsam floß, einen Schierlingstrank zu sich und ließ sich schließlich im heißen Dampfbade ersticken. Er war nach Cicero der bedeutendste Schriftsteller der Römer.

*) „Raison" s. v. w. Vernunft oder Vernunftgrund; mit dem Mäntelchen der „Staatsraison" pflegt man häufig Vorgänge und Maßregeln zu umhüllen, die aus dem Gesichtspunkte der natürlichen sittlichen und rechtlichen Anschauungen nicht wohl zu rechtfertigen sind.

**) Man hat die furchtbaren Verirrungen mancher Despoten mehrfach aus krankhaften Geisteszuständen herzuleiten versucht, als deren Entstehungsursache man die Ueberhäufung der Betreffenden mit Macht und Mitteln zur Befriedigung aller ihrer Wünsche und Begierden, sowie die übermenschliche Stellung derselben betrachtet, durch die sie jeder Verantwortlichkeit enthoben und jedem maßgebenden Urteil entrückt erscheinen, so daß nicht nur die Uebersättigung mit jeder Art von Lebensgenuß, sondern auch eine bis zu krankhaftem Größenwahn gesteigerte Selbstüberhebung ihren geistigen Zustand zu einem abnormen macht, der durch fortgesetzte Fortpflanzung im eigenen oder in gleichgestellten Geschlechtern auch erblich werden kann.

während der Fahrt versenken konnte. Es gelang ihm, die 43jährige Kaiserin nach Bajae zu locken und sie zu einer Lustfahrt auf dem verhängnisvollen Fahrzeuge zu bewegen; der Apparat wurde im geeigneten Augenblicke in Bewegung gesetzt, that aber seine Schuldigkeit nur halb. Die Kaiserin wurde aus den Fluten gerettet und nach ihrem Landhause gebracht, wo die Mordwaffen gedungener Meuchler die grause That vollendeten. Dies geschah im Jahre 59; drei Jahre später wurde auch Neros Gattin durch Meuchelmord bei Seite geschafft und Poppaea zur Kaiserin erhoben. Doch freute sie sich des Triumphes nicht lange, denn schon im Jahre 65 starb sie an den Folgen eines Fußtrittes, den ihr Nero in der Trunkenheit versetzt hatte.



Poppaea Sabina.
Nach einer im Louvre zu Paris befindlichen Büste.

Zu jener Zeit (62) starb der wackere Burrus, wahrscheinlich auch durch Mörderhand, und im April 65 wurde anläßlich einer Empörung, die die Erhebung des C. Calpurnius Piso zum Princeps zum Ziele hatte, der alte Seneca, den man nebst vielen Anderen der Mitschuld an dieser Verschwörung bezichtigt hatte, um die günstige Gelegenheit zu einem Massenmord und Massenraub an mißliebigen und begüterten Persönlichkeiten zu benutzen, aus der Welt geschafft. Man erwies ihm die Ehre, das Todesurteil an sich selbst vollstrecken zu dürfen; aber sein Vermögen, das auf mehr als 65000000 Mark geschätzt wurde, fiel als gute Beute in den kaiserlichen Schatz.

Die Regierung des Nero war von da an nur noch eine ununterbrochene Reihe von Greuelthaten. Aber die feigen Römer, die schon aus Anlaß einer im Jahre 64 ausgebrochenen, durch sechs Tage wütenden Feuersbrunst, der bald darauf eine zweite, dreitägige gefolgt war*), gegen den Kaiser gemurrt hatten, weil sie ihm die Schuld an jenem Ereignis zuschrieben, wagten es nicht, sich von diesem Scheusal zu befreien. Der Anstoß hierzu mußte von außen kommen. Das Heer nahm es dem Nero gewaltig übel, daß er sich wenig oder gar nicht um dasselbe bekümmerte, sondern die kaiserliche Würde dadurch in den Staub zog, daß er mit seinen dilettantischen Künsten vor die Oeffentlichkeit trat, und sich erst in Neapel und später (66 und 67), eine förmliche Kunstreise durch ganz Griechenland unternehmend, als Sänger, Schauspieler und Rosselenker bewundern ließ. Als nun im Jahre 68 unter C. Julius Vindex in Gallien ein großer Aufstand zum Sturze des Kaisertums sich erhob, dem sich der Statthalter der spanischen Nordprovinz, der 73jährige S. Sulpicius Galba anschloß, rief das Heer diesen letzteren zum Imperator aus und es entspann sich nun zwischen den Truppen des Galba und jenen des Vindex ein Kampf, in welchem die Streiter für die Wiederherstellung der Republik völlig unterlagen. An diesem Kampfe hatte auch die unter dem Oberbefehl des Verginius Rufus stehende oberrheinische Armee teilgenommen, und diese rief ihren Feldherrn zum Imperator aus. Verginius lehnte jedoch das Imperium ab und einigte sich mit Galba dahin, daß zunächst die Herrschaft des Senates hergestellt und dann diesem die Entscheidung überlassen werden solle, ob ein neuer Imperator bestellt und wer für diesen Posten auserlesen werden solle. In Rom hatte Nero

*) Nero beschuldigte die Christengemeinde Roms dieser Brandstiftung und ließ viele Angehörige derselben lebendig verbrennen.

keinen Anhang mehr. Der Senat schöpfte aus den Vorgängen in Gallien neue Hoffnung, seine alte Macht wiederzugewinnen; der Präfekt der Prätorianer war gegen den Kaiser; das Volk war wütend, denn es litt unter den Folgen einer Teuerung, und ein aus Aegypten eingetroffenes Schiff hatte statt des erwarteten Getreides Nilsand für die Athleten des Kaisers gebracht. Nero erkannte, daß er verloren sei und wollte nach Alexandrien entfliehen. Der Prätorianerpräfekt stellte sich so an, als wolle er dem Kaiser zur Flucht behilflich sein; er bewog denselben, sich in die Servilianischen Gärten im Süden der Stadt, nahe am Tiberflusse, zu begeben und dort den geeigneten Augenblick zur Abreise abzuwarten. Dann eilte er selbst nach dem Prätorianerlager, teilte der Garde mit, daß Nero sie verlassen habe und aus Rom geflohen sei, und versprach jedem Manne 30000 Sesterzen (6525 Mark), der sich für Galba erklären würde. Die Prätorianer riefen diesen zum Kaiser aus, und der Senat erkannte ihn ohne Widerrede an, gleichzeitig verurteilte er aber, um wenigstens in diesem Punkte seine Macht geltend zu machen, den Nero als Feind des Vaterlandes zu schimpflicher und grausamer Todesstrafe. Der Kaiser sollte „nach altem Brauch" entkleidet, mit Hals und Nacken in ein gabelförmiges Eisen gezwängt und dann mit Geißeln zu Tode geprügelt werden. Als Nero, der sich inzwischen nach dem Landgute eines seiner Freigelassenen begeben hatte, die schreckliche Kunde von der ihm zugedachten Strafe vernahm, ließ er sich, nachdem er noch eine Zeit lang in mehr lächerlicher als tragischer Weise Komödie gespielt hatte, von seinem Geheimschreiber den Dolch in die Kehle stoßen und starb in dem Augenblicke, da der Offizier, der ihn verhaften sollte, das Gemach betrat, in dem er sich verborgen hatte.

Rom unter den Flaviern.

Das Kaisertum hatte im Römerreiche unter der Herrschaft des Julisch-Claudischen Hauses seine Probe schlecht bestanden. In dynastischem Sinne war es eigentlich schon jetzt zu Ende, denn zu dauernder Herrschaft eines Geschlechtes kam es nicht mehr. Zunächst folgte ein Zeitraum von anderthalb Jahren, in welchen eine wilde Militäranarchie herrschte und drei Feldherren nacheinander zur Herrschaft brachte, von denen nur einer — der bereits genannte Galba — bedeutend, aber schon hoch bei Jahren war. Auf Galba (68—69), der sich durch übertriebene Strenge und Knauserei verhaßt gemacht hatte, folgte, durch die Prätorianer ausgerufen, Otho, der ehemalige Günstling des Nero und Gatte der Poppaea. Aber schon vor diesem hatten die Legionen am Rhein den Vitellius, einen wüsten Schlemmer, zum Imperator ausgerufen, der nun gegen seinen Nebenbuhler zu Felde zog und ihn bei Cremona schlug. Otho tötete sich selbst, Vitellius zog in Rom ein und mästete sich mit Gut und Blut zahlloser Opfer, unter denen sich viele seiner ehemaligen Freunde, aber auch die meisten Geldleute befanden, die ihm jemals durch Mahnungen oder auf andere Weise unbequem geworden waren.



Vitellius.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Hatten bis dahin die Prätorianer und die Legionen des Westens dem kaiserlichen Rom seine Imperatoren geliefert, so kamen jetzt die Legionen des Ostens an die Reihe. Der Statthalter von Syrien veranlaßte die Ausrufung des tüchtigen Feldherrn Vespasian zum Imperator, und dieser zog mit seinem aus allen Legionen des Ostens gebildeten Heere gegen Rom, das nach kurzem Kampfe in seine Gewalt fiel. Vitellius wurde von den Soldaten des Vespasian aus dem Kaiserpalaste geholt und mit auf dem Rücken gebundenen Händen, in Lumpen vom Leibe hängendem Gewande und einem Strick um den Hals nach dem Forum geschleppt. Auf dem ganzen Wege dahin vom Pöbel und den Soldaten verhöhnt und mißhandelt, wurde er zuletzt bei lebendigem Leibe zerfleischt und an Haken nach dem Tiber geschleift (21. Dezember 69).

Vespasian (69—79), der seit 66 in Palästina gegen die Juden gekämpft hatte, (vergl. S. 94) übertrug die völlige Niederwerfung derselben seinem Sohne Titus und befaßte sich zunächst mit der Wiederherstellung der Ordnung in den tief zerrütteten Verwaltungsverhältnissen. Er gab selbst das Beispiel strenger Sitteneinfachheit, förderte das Unterrichtswesen und war im Ganzen ein sehr milder Herrscher, wenngleich er mit Strenge gegen die immer noch zahlreichen Anhänger der Republik vorging. Rom verdankte ihm bedeutende Bauten, darunter den Wiederaufbau des Jupitertempels auf dem Capitol, der während des Kampfes um den Besitz der Stadt gegen Vitellius in Flammen aufgegangen war. Ein Aufstand der Bataver unter Julius Civilis, der die Römer wiederholt schlug und im Verein mit rechtsrheinischen Germanen weit in Gallien vordrang und auf die Begründung eines unabhängigen gallischen Reiches hinstrebte, wurde infolge der unter den Verbündeten entstandenen Zwietracht nach zweijährigem Kampfe (69—71) niedergeworfen.



Antike Büste des Vespasian.
Nach Photographie des im Vatican zu Rom befindlichen Originals. (Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.)

Titus, der im Jahre 70 Jerusalem erobert hatte, folgte seinem Vater nach dessen Tode (79) in der Regierung des Reiches und führte zur großen Ueberraschung Roms, das ihn bisher als einen Mann von harter Strenge und großem Hange zur Schwelgerei kennen gelernt hatte, ein äußerst tüchtiges und mildes Regiment, das leider durch seinen frühen Tod (81) abgebrochen wurde. Als dritter und letzter Flavier trat nun sein Bruder Domitian die Herrschaft an. Dieser entwickelte sich während seiner 16jährigen Regierung (81—96) zu einem habsüchtigen und grausamen Despoten, der schließlich seinen nächsten Freunden dermaßen gefährlich wurde, daß sie sich mit seiner eigenen Gattin, der schönen und geistreichen, aber lasterhaften Domitia, zu seiner Beseitigung verschworen. Am 16. September 96 stieß ihm sein Haushofmeister Stephanus bei einer Audienz den Dolch in die Seite, worauf ihn die Verschworenen durch einen Gladiator erwürgen ließen. Er hatte diesen grausamen Tod reichlich verdient, da er selbst stets eine teuflische Freude an den Qualen der von ihm in unheimlicher Menge zu martervoller Hinrichtung Verurteilten hatte.



Titus.
Nach der Kolossalbüste im Museum zu Neapel.

Die Adoptions-Dynastie des Nerva.

So hatte denn nach einem viertel Jahrhundert auch die soviel versprechende Dynastie der Flavier ihr Ende erreicht, und es trat nun ein neuer Abschnitt in der Geschichte der römischen Kaiserzeit ein, der den glücklichsten Teil derselben bebildet.

Die Verschworenen, welche den Domitian beseitigt hatten, setzten die Erhebung des 64jährigen Senators Nerva zum Princeps durch, der sich redliche Mühe gab, während seiner kurzen Regierungszeit (96—98) die Schäden zu heilen, die die domitianische Herrschaft verursacht hatte. Er legte den Grund zu einer Regentenfolge, die, ohne eine eigentliche Dynastie zu bilden, doch beinahe ein Jahrhundert lang die Herrschaft behauptete. Nerva selbst adoptierte den in der römischen Kolonie Italica in Spanien geborenen Trajan und ernannte ihn zu seinem Nachfolger.



Statue des Kaisers Domitian.
(Zu S. 281.)
Nach Photographie des im Vatican zu Rom befindlichen Originals.
(Aus Hertzberg „Gesch. d. Römer im Altertum".)

Trajan (98—117) war ein vortrefflicher Regent und Feldherr, der das schon unter Domitian zinspflichtig gewordene Dacien in zwei Feldzügen (101—102 und 105—107) unterwarf und zur römischen Provinz machte. Ueberreste der von ihm für den zweiten dieser Feldzüge gebauten steinernen Brücke über die Donau haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. Mit dieser Gebietserweiterung, die das heutige Rumänien nebst Siebenbürgen und den südöstlichen Teil Ungarns umfaßte, gelangte die Ausdehnung des Römerreiches nach dem Norden hin zum Abschlusse. Die Trajanssäule*) in Rom verherrlicht diese Eroberung, zu deren Feier großartige Spiele in Rom veranstaltet wurden, wobei 10000 Gladiatoren aufgetreten sein sollen. Eine weitere Eroberung während der Herrschaft des Trajan war diejenige der Landschaft östlich und südlich von Damaskus und Palästina bis an das nördliche und nordöstliche Gestade des roten Meeres herab, die als Provinz Arabia dem römischen Reiche einverleibt wurde (105). Von 114—116 führte Trajan einen glücklichen Krieg gegen die Parther, in welchem Armenien, Mesopotamien und Assyrien zu römischen Provinzen gemacht wurden und Trajan zu Schiff den Tigris hinab bis zum persischen Meerbusen fuhr. Auf der Rückkehr nach Italien starb Trajan in Cilicien (117).

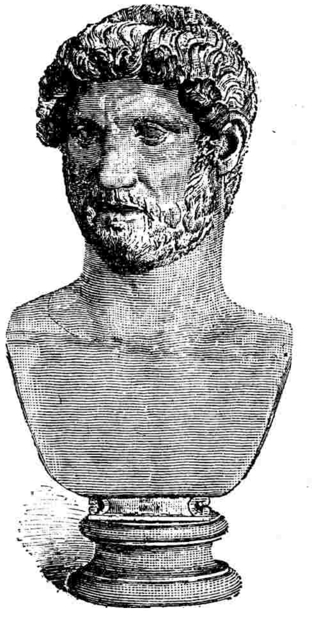
Sein Nachfolger war Hadrian, ein naher Verwandter Trajans und gleich diesem einer spanisch-romanischen Familie angehörig. Von Jugend auf unter den Augen seines Vormundes Trajan erzogen, wuchs er zu einem körperlich wie geistig aufs beste ausgebildeten Manne heran und erreichte bei ungewöhnlichem Wissensdurste, an Eitelkeit streifendem Ehr-

*) Die Triumphsäule, die dem Trajan vom Senat und Volk Roms im Jahre 114 gesetzt wurde, besteht aus einem 27 m hohen Säulenschafte auf 5 m hohem Sockel, der das Grabgewölbe für die Asche des Kaisers bildete. Zum Gipfel der Säule führen im Innern derselben 185 Stufen empor. In 22 Spiralwindungen sind auf 23 ursprünglich blendend weißen Marmorstücken in Reliefs (erhabenen Bildern) Scenen aus den dacischen Kriegszügen Trajans dargestellt, deren Schluß die Flucht und Auswanderung der Dacier bildet. Die Ausführung des offenbar einheitlichen Entwurfes dieser Bildwerke läßt deutlich die Beteiligung dreier verschiedener Meister an derselben erkennen.

geize und zähem Fleiße in Verbindung mit erstaunlichem Gedächtnis einen hohen Grad vielseitigen Wissens und Könnens. Trajan hat ihn niemals förmlich adoptiert, dies aber jedenfalls beabsichtigt und nur immer wieder verschoben. Beim Ableben des Trajan rief ihn das asiatische Heer sofort zum Imperator aus, und der Senat bestätigte ihn. Hadrian regierte von 117—138 und war nur auf die Beschützung, nicht auf die Erweiterung der Reichsgrenzen bedacht, die namentlich im Norden gegen das immer mächtiger herandrängende Germanentum kräftigen Schutzes wahrlich bedurften. Von Hadrian rührt der Grenzwall her, der den Winkel zwischen Rhein und Donau abschloß, und der die britische Insel in ihrem nördlichen Teile von Westen nach Osten durchziehende Hadrianische Wall, der zum Schutze gegen die Picten*) und Scoten (Schotten) dienen sollte. Die von Trajan neuerworbenen Provinzen Vorderasiens gab Hadrian wieder auf, so daß der Euphrat hinfort die östliche Grenze des Reiches bildete. Auch Hadrian bereicherte Rom mit großartigen Bauten. Er bereiste sämtliche Provinzen des Reiches, um sich persönlich von ihrem Zustande zu überzeugen. In den letzten Jahren seiner Regierung (132—135) hatte er einen letzten Aufstand der Juden niederzuwerfen (vergl. S. 94). Hadrian strebte die schon seit Augustus ins Auge gefaßte Gleichstellung sämtlicher Unterthanen des römischen Reiches, oder vielleicht richtiger gesagt, die Aufhebung der seit allem Anbeginn bestandenen Vorrechte des römischen Vollbürgertumes in besonders ausgeprägter Weise an. Lag die Ursache dieses Strebens bei früheren Kaisern von römischer Herkunft darin, daß jenes Vollbürger-Vorrecht dem monarchischen Prinzip widersprach, mit dessen Wesen das Bestehen solcher Vorrechte sich nicht verträgt, so mochte bei Hadrian der Umstand mitsprechen, daß er selbst nicht römischer Bürger war. Er verlieh vielen Städten die „Latinität“ und bereitete damit die Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes — d. h. die Einführung eines völlig gleichartigen Unterthanenverhältnisses — in sehr bestimmter Weise vor. Auch das Institut des Senates wurde durch die förmliche Einsetzung eines besoldeten Staatsrates in eine veränderte Stellung zum Staatswesen gebracht.



Antike Büste des Trajan.
Nach Photographie des im kapitolinischen Museum zu Rom befindlichen Originals.
(Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.)



Marmorbüste des Kaisers Hadrian.
Nach Photographie des im Vatican zu Rom befindlichen Originals.
(Aus Hertzberg „Gesch. d. Römer i. Altert.“.)

*) Die Picten (lateinisch s. v. w. „die Gemalten“, weil sie sich tätowierten) waren keltischen Stammes, bewohnten das nördliche, von den Römern nicht unterworfene Kaledonien und unternahmen in Verbindung mit den im 4. Jahrhundert n. Chr. aus Irland in das südwestliche Kaledonien eingewanderten Scoten häufige Einfälle in das römische Britannien. Nachdem die Römer dieses aufgegeben hatten, gaben die Picteneinfälle Anlaß zur Herbeirufung der Angelsachsen durch die keltisch-romanische Bevölkerung des Landes.



Erstürmung der Dacischen Hauptstadt. Relief an der Trajansäule.
(Aus Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas".)

Seit 136 von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, adoptierte Hadrian im Jahre 138 den Antoninus, einen in jeder Beziehung ausgezeichneten Mann, und veranlaßte diesen zugleich, den Neffen seiner Frau, Marcus Annius Verus und neben ihm auch noch den Lucius Verus, den Sohn seines eigenen kurz vor ihm selbst verstorbenen Adoptivsohnes, zu adoptieren. Dieser erhielt von seinem Adoptivvater den Namen Aurelius (einen von dessen Beinamen) und wurde später unter dem Namen Marc-Aurel zu einem der besten römischen Herrscher.

Antoninus Pius — den Beinamen „Pius" erhielt er deshalb, weil er aus „Pietät" für seinen Vorgänger der Weigerung des Senates, diesem die „Consecration*) zuzugestehen,

---

*) Hadrian hatte in seinen letzten Jahren bei zunehmender Reizbarkeit und Verstimmung mehrere der Verschwörung verdächtige Große hinrichten lassen und dadurch den Senat aufs tiefste erbittert. Aus diesem Grunde wollte ihm der Senat nach seinem Tode nicht die Consecration zugestehen, die seit Caesar den meisten Kaisern zugestanden wurde und darin bestand, daß man sie nach ihrem Tode für göttliche Wesen erklärte (ähnlich wie die Griechen ihre Heroen vergötterten), und ihnen göttliche Verehrung erwies, eigene Tempel für sie errichtete u. s. w.

einen so kräftigen Widerstand entgegensetzte, daß die Vergötterung (Consecration) dennoch erfolgte — regierte von 138—161. Während der ganzen Dauer seiner Herrschaft genoß das Reich Ruhe und Glück. Die großen Schätze, die er durch weise Sparsamkeit ansammelte, verwendete er dazu, um überall, wo es Not that, hilfreich einzugreifen. Die wenigen Kriege, die er an den fernsten Grenzen des Reiches führte, dienten lediglich der Sicherung des Reichsgebietes. Gegen die räuberischen Stämme in den schottischen Hochlanden errichtete er am nördlichsten Ende der britischen Insel noch einen zweiten Schutzwall. Sein Nachfolger war sein Adoptivsohn **Marc Aurel**, der von 161—169 gemeinschaftlich mit seinem Adoptivbruder, **Lucius Verus***), von 169—180 als Alleinherrscher regierte. Im Gegensatz zur friedlichen Regierung seines Vorgängers war diejenige des Marc Aurel seit 162 mit Kriegen ausgefüllt. Während gegen die Parther L. Verus zu Felde zog und durch seine Legaten einen Teil Mesopotamiens für Rom zurückgewinnen ließ, für seine eigene Person aber ein müßiges Leben in Antiochia vorzog, kämpfte Marc Aurel seit 166 gegen die immer wieder herandrängenden **Markomannen** und **Quaden**. Einen kurzen Frieden, den er mit diesen schloß, benützte er, um einen Aufstand in **Syrien** niederzuwerfen (175). Das Jahr darauf feierte er seinen Triumph in Rom, und begab sich dann wieder an die Donau, um dort die Reichsgrenze völlig zu sichern. In **Vindobona** (Wien) erreichte ihn der Tod (180).



Römische Wachtposten und Magazine.
Von der Trajansäule zu Rom, aus Hertzbergs „Geschichte des römischen Kaiserreiches“.

Sein Nachfolger **Commodus** (180—192) war ein grausamer Wüstling, der sich darin gefiel, als „Hercules“ in Fechter- und Tierkämpfen in der Arena öffentlich aufzutreten. Seine Geliebte **Marcia**, der er nach dem Leben trachtete, vergiftete ihn, und sein Ringmeister **Narcissus** würgte ihn vollends zu Tode.

*) **L. Verus** war ein durchaus unfähiger, nur dem ungezügelten Lebensgenusse ergebener Mensch, den Marc Aurel nur zum Mitregenten annahm, weil er dadurch den Wunsch Hadrians und seines Adoptivvaters ehren wollte. Er machte, aus Asien zurückgekehrt, auch den Feldzug gegen die Markomannen mit, kehrte aber schon 168 wieder nach Italien zurück, und starb auf der Rückreise in Venetien.

Rom unter den Soldatenkaisern.

Mit Commodus schloß die künstliche Adoptionsdynastie des Nerva ab, und es trat zunächst eine vollständige Militärherrschaft ein, die von 193—284 andauerte und eine lange Reihe von Soldatenkaisern auf den Thron brachte. Die meisten derselben starben eines gewaltsamen Todes, teils durch Meuchelmord, teils durch Selbstmord oder im Kampfe gegen ihre Nebenkaiser. Septimius Severus (193—211) war der einzige von ihnen, der eine über ein Jahrzehnt hinausgehende Regierungsdauer aufzuweisen hatte. Nachdem er von den illyrischen Legionen zum Imperator ausgerufen, vom Senat anerkannt und seiner Gegenbewerber (Pescennius Niger im Osten und Clodius Albinus in Britannien und Gallien) Meister geworden war, machte er sich an die Umgestaltung des Prätorianer-Corps, dessen Präfekten er eine noch erhöhte Bedeutung verlieh, und an die Verbesserung der Rechtspflege mit Hilfe des berühmten Papinianus. In Mesopotamien führte er glückliche Feldzüge gegen die Parther; dagegen fand er auf einem im Jahre 208 unternommenen Feldzuge nach Britannien den Tod (211).



Antoninus Pius.
(Zu S. 284.)
Nach der im Museum zu Neapel befindlichen Büste.

Sein Sohn und Nachfolger Caracalla (211—217) setzte sich zunächst in den Besitz der Alleinherrschaft durch Ermordung seines Halbbruders und Mitregenten Geta, mit dem zugleich Tausende seiner Anhänger, darunter auch Papinianus, hingeschlachtet wurden. Das Werk



Reste des Hadrianwalles in Britannien.
(Zu S. 283.)
Die den „Illustrated London News“ 1882 entnommene Abbildung zeigt das Thor nächst der römischen Kolonie Borcovicium.

des Hadrian, die Gleichstellung aller Reichsunterthanen betreffend, vollendete er durch Erteilung des römischen Bürgerrechtes an alle freien Provinzialen. Daß nicht Menschenfreundlichkeit ihn hierbei geleitet hatte, sondern einzig die Absicht, das älteste Bürgerrecht der Römer zu zerstören und von den Neubürgern die für dieselben festgesetzten höheren Abgaben zu erhalten, bewies er durch die zahlreichen Grausamkeiten, die er in den von ihm begnadeten Provinzen verübte. Hervorragend ist in dieser Beziehung das Blutbad, das er im Jahr 215 in Alexandrien angerichtet hat. Von den Alexandrinern durch Spott verletzt, begab er sich nach ihrer Stadt, zog die vornehmsten Bürger derselben, die ihn feierlich empfangen hatten, zur kaiserlichen Tafel und ließ sie nach beendigtem Gelage allesamt niedermetzeln, worauf eine mehrtägige Plünderung der Stadt und die Massenabschlachtung der Bevölkerung folgte. Caracalla führte gegen den südgermanischen Stammverband der Alemannen, der sich aus dem älteren der Sueven entwickelt hatte, einen glücklichen Feldzug und warf dieselben aus dem sogenannten Zehntland zwischen der oberen Donau und dem Mittelrheingebiet, in das sie eingebrochen waren, zurück (213). Darauf wandte er sich nach dem Osten, stieß an der unteren Donau mit den Goten zusammen und besiegte auch diese. In Mesopotamien erschien er (216) als Brautwerber um die Tochter des Partherkönigs, brach aber, als seine Bewerbung abgewiesen wurde, plündernd in Medien ein und ging dann nach Mesopotamien zurück, um den Winter dort zuzubringen und im nächsten Frühjahr den Feldzug wieder aufzunehmen. Doch wurde er hier nach kaum vollendetem 29. Lebensjahre von einem seiner Offiziere, dem er die erbetene Beförderung versagt hatte, ermordet (217).



Das bronzene Reiterstandbild Marc Aurels auf dem Kapitol zu Rom.
(Zu S. 285.)
(Nach Photographie aus Hertzberg „Gesch. der Römer“. Dieses Standbild wurde dem Kaiser (176) anläßlich seines Triumphes errichtet.

Die Soldaten des Caracalla hoben nun dessen angeblichen natürlichen Sprößling Elagabalus auf den Thron, der schon als Knabe die in seinem Hause erbliche Würde eines Oberpriesters des Lokalsonnengottes Elagabal zu Emesa (südöstlich von der phönikischen Stadt Aradus) bekleidet hatte und zur Zeit, da er unter dem Namen Marcus Aurelius Antoninus zum Imperator ausgerufen wurde (218), kaum das Alter von 14 Jahren erreicht hatte. Der gegen ihn auftretende Gegenkaiser Macrinus wurde geschlagen und auf der Flucht ermordet, worauf Elagabal (219) in Rom einzog, dort sofort den ausschweifenden Kult seines heimatlichen Gottes einführte, diesem einen Tempel auf dem Palatin erbaute und ihm alle anderen Götter der Römer unterordnete. Das Regiment führten hauptsächlich die Großmutter und Mutter des jungen Kaisers, der in üppiger Schwelgerei seine Tage hinbrachte und an frechem Uebermut die schlechtesten seiner Vorgänger noch übertraf. Vier Jahre lang vermochte Elagabal als Herrscher des römischen Weltreiches sich zu behaupten, bis endlich seine thatkräftige Großmutter, Julia Maesa, zu der Erkenntnis kam, daß ihr Enkel selbst auf einem so vielfach besudelten Kaiserthrone, wie es der des Römerreiches war, nicht länger gehalten werden konnte. Sie entschloß sich daher, einen anderen von ihren Enkeln, den Alexander Severus (ursprünglich Alexianus) auf den Thron zu bringen. Elagabal mußte seinen Vetter adoptieren, und als er versuchte, ihn bei Seite zu schaffen, wurde er samt seiner Mutter ermordet (222).

Auch Alexander Severus soll ein natürlicher Sohn des Caracalla von einer anderen seiner Basen*) gewesen sein. Er hatte von seiner dem Christentum zugeneigten Mutter eine sorgfältige Erziehung erhalten und war von den besten Absichten beseelt. Beim Antritt seiner Regierung erst 14jährig, stand er anfangs unter mütterlicher Leitung, und seine Absicht, durch Einsetzung von 14 Stadtaufsehern der grenzenlosen Unsittlichkeit zu steuern, die in Rom nach dem Vorbilde seiner Beherrscher eingerissen war, dürfte wohl auf deren Einfluß zurückzuführen sein. Neben seiner Mutter hatte der junge Kaiser in der Person seines ersten Gardepräfekten, des Rechtsgelehrten Domitius Ulpianus, einen ebenso hochsinnigen als ernst strebenden Leiter, der namentlich auf strenge Manneszucht und sparsame Verwaltung sah und auch auf die Zerlegung der allzugroßen Provinzen in kleinere und auf Trennung der bürgerlichen Verwaltung in den Provinzen von der Militärgewalt hinwirkte. Im Verein mit dem Rechtsgelehrten Paulus verbesserte Ulpianus die Gesetze. Da er sich aber bei den Prätorianern durch seine Strenge und Sparsamkeit verhaßt gemacht hatte, wurde er (228) von ihnen ermordet. Den Kaiser selbst traf das gleiche Schicksal, als er nach einem gegen das neu erstandene Perserreich (vergl. S. 157) mit wenig Glück geführten Feldzuge (231—233) zurückgekehrt und zur Bezwingung der Germanen an den Rhein geeilt war. Er begab sich (234) nach Mainz, um von den Alemannen den Frieden mit Geld zu erkaufen, und wurde dort in offener Meuterei von seinen Soldaten erschlagen (10. Februar 235). Die Meuterer erhoben an seiner Stelle den thrakischen Riesen Maximinus Thrax zum Imperator, der einen siegreichen Zug über den Rhein und nach der unteren Donau unternahm, vom Senat



Antike Büste des Septemius Severus.
(Zu S. 286.)
Nach Photographie des im Kapitolinischen Museum zu Rom befindlichen Originals.
Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.



Caracalla.
(Zu S. 286.)
Nach einer antiken Marmorbüste im vatikanischen Museum.

*) Die Mutter des Caracalla, Julia Domna, war die zweite Gemahlin des Kaisers Septimius Severus. Ihre Schwester war die Mutter der Julia Maesa, von deren Töchtern eine, Julia Soaemis, die Mutter des Elagabal, eine andere, Julia Mamäa diejenige des Alexander Severus war.

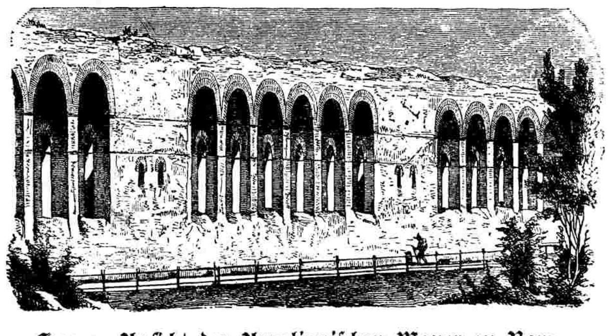


Der Triumphbogen des Titus in Rom.

(Photographie nach der Natur.)

aber, der unter Alexanders milder und entgegenkommender Herrschaft wieder zu Ansehen und Einfluß gelangt war und nun fürchtete, unter der Herrschaft dieses soldatischen Barbaren beides wieder zu verlieren, als abgesetzt erklärt und (238) von seinen Soldaten getötet wurde.

Es folgten nun in einem Zeitraum von 15 Jahren mit Inbegriff mehrerer Gegenkaiser nicht weniger als zwölf Imperatoren, natürlich durchwegs Feldherren, unter denen Decius (249—251) durch eine von ihm im Jahre 250 veranstaltete allgemeine Christenverfolgung besonders bemerkbar wurde. Die Reichsgrenzen konnten im Norden nur noch mit Mühe gegen die andrängenden Alemannen, Franken und Goten behauptet werden, und gegen die Neuperser führte der 253 von seinen germanischen Legionen auf den Thron erhobene Valerianus (253—260) einen so unglücklichen Feldzug, daß er nach einer bei Edessa erlittenen Niederlage in Gefangenschaft geriet (vergl. S. 157). Gegen ihn und seinen Sohn Gallienus, den der bei seinem Regierungsantritte bereits 63jährige Kaiser von vorne herein zum Mitregenten angenommen hatte und der nach der Gefangennahme seines Vaters Alleinherrscher geworden war, hatten sich verschiedene Gegenkaiser erhoben; das Heer jeder einzelnen Provinz wollte eben in dieser Zeit der Soldatenkaiser seinen eigenen Imperator haben. Die allgemeine Verwirrung, die infolgedessen dauernd im Innern des Reiches herrschte, konnte den Angriffen, denen es von außen her ausgesetzt war, nur förderlich sein. In Italien fielen die Alemannen ein, in Gallien, wo sich durch längere Zeit der Prätendent Tetricus zu behaupten wußte, die Franken und in Dacien, Moesien und Kleinasien die Goten. In den südöstlichen Provinzen hatte Gallienus zwar in Odenathus (vergl. S. 158) einen Bundesgenossen gegen die Neuperser gefunden, dieser wurde aber kurz vor ihm ermordet, und seine Witwe Zenobia erhob sich, wie wir gesehen haben, selbst gegen Rom. Gallienus wurde vor Mailand, wo er im Kampfe mit dem Prätendenten Aureolus lag, von Verschwörern ermordet (268) und an seiner Statt Claudius II. zum Augustus erhoben, der den Aureolus tötete, die von Rhaetien her in Italien eingedrungenen Alemannen zurückwarf, den Goten in einer großen Schlacht bei Naissos in Ober-Moesien (269) eine vernichtende Niederlage bereitete und ihre Raubflotte durch Zerstörung von 2000 Fahrzeugen völlig zu Grunde richtete. Claudius starb aber schon 270 in Sirmium an der Save, und an seine Stelle trat der Sirmische Bauernsohn Aurelianus (270—275), der sich als tüchtiger Soldat unter Valerian, Gallienus und Claudius von Stufe zu Stufe bis zur Stellung eines höheren Befehlshabers emporgearbeitet hatte und vom Pannonischen Heere nach dem Tode des Claudius zum Kaiser ausgerufen wurde. Der inzwischen als Gegenkaiser aufgestellte Bruder des Claudius, Quintillus, konnte sich nicht behaupten und endete durch Selbstmord. Nachdem Aurelian die Kämpfe mit den Germanen in Rhaetien und an der unteren Donau, wo er jedoch die Provinz Dacien den Vandalen und Goten überlassen mußte, zum Abschluß gebracht hatte, eilte er nach Oberitalien, vertrieb (271) die Alemannen und Markomannen und machte sich nun, die große Gefahr richtig erkennend, die dem Reiche von der heranwogenden Germanenflut drohte, an die Befestigung Roms durch Aufführung einer mächtigen Mauer, die aber erst von seinem zweiten Nachfolger Probus vollendet wurde. Er unterwarf nach zweijährigem Kampfe (271—273) das Palmyrenische Reich (vergl. S. 158) und besiegte den Gegenkaiser M. Firmus in Aegypten; anfangs des Jahres 274 ergab sich ihm auch



Innere Ansicht der Aurelianischen Mauer zu Rom.
(Nach Reber, aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.)

der Gallier Tetricus, nachdem er durch längere Zeit seine Selbständigkeit gegen Rom mit Erfolg verteidigt hatte. Diesen Erfolgen hatte er es zu verdanken, daß er zur Wiederherstellung der Ordnung in der aufs tiefste zerrütteten Verwaltung Zeit gewann und zum Dank dafür vom Senat den Titel „Wiederhersteller des römischen Weltreiches“ („restitutor orbis“) erhielt. Im Jahre 275 begab er sich nach dem Osten, um einen neuen Feldzug gegen die Perser zu unternehmen. In Byzanz fiel er als Opfer einer Verschwörung, die sein Geheimschreiber Mnestheus gegen ihn angestiftet hatte.



Antike Marmorbüste des Kaisers Diocletian.

Nach Photographie des im Vatikan befindlichen Originals. Aus Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum“.

Seine Nachfolger Tacitus (275—276) und Probus (276—281) fochten glücklich gegen die Germanen, wurden aber beide von ihren eigenen Soldaten ermordet. Nach kurzer Regierung des Carus (282—283), der die Sarmaten an der unteren Donau besiegte und auch erfolgreich gegen die Neuperser vordrang, dagegen das Zehntland nebst dem germanischen Grenzwall an die Alemannen verlor, kam endlich wieder ein Kaiser mit längerer Regierungsdauer zur Herrschaft. Es war dies der Dalmatiner Diokles, der Sohn eines Sklaven, der sich wie die meisten seiner Vorgänger aus eigener Kraft und durch eigenes Verdienst im Kriegsdienste zur Stellung eines Feldherrn emporgeschwungen hatte. Unter dem Namen Diocletian wurde er nach dem Tode des Carus und dessen Sohnes Numerianus (dieser wurde wahrscheinlich von seinem Schwiegervater, dem Gardepräfekten Arrius Aper, der nach dem Kaisertitel strebte, ermordet) zu Chalkedon von den Offizieren des Heeres am 17. September 284 zum römischen Kaiser ausgerufen.

Rom unter dem Kaiser Diocletian.

Diocletian regierte von 284—305. Er war der eigentliche Begründer der unbeschränkten Monarchie im römischen Reiche, indem er dem Senat allen Einfluß auf die Regierung entzog und seinen Wohnsitz außerhalb Roms nahm. Seinen Freund Maximianus erhob er zum Mitregenten und teilte das Reich, das sowohl durch Empörungen in den Provinzen, als auch durch die fortgesetzten Einfälle der Germanen und Perser in einem Zustande unaufhörlicher Beunruhigung war, behufs besserer Ueberwachung in vier Teile. Er selbst als Oberkaiser (Augustus) übernahm im Verein mit einem Caesar die Osthälfte, während ein zweiter Augustus mit seinem Caesar den westlichen Reichsteil — beide Teile natürlich wieder in zwei Regierungsbezirke geteilt — regieren sollte. Nach

20 Jahren sollten die beiden Augusti abdanken, die Caesaren zu Augusten erhoben werden und diese dann für sich wieder je einen neuen Caesar ernennen. Am 1. März 293 ernannten die beiden Herrscher den Galerius Maximianus und den Constantius Chlorus zu Caesaren und teilten dem Augustus Maximian Afrika, Spanien und Italien, dem Caesar Constantius Gallien und Britannien zu; Diocletian übernahm als Augustus Thrakien und den Orient, Galerius erhielt als Caesar Illyricum nebst Makedonien und Griechenland. Das ganze Reich wurde in 12 Diöcesen und diese wieder in ungefähr 100 kleinere Provinzen*) geteilt. Die vier Regierungssitze der Augusti und Caesaren waren: Mailand für Maximian, Trier (Augusta Trevirorum) für Constantius, Nikomedia in Bithynien für Diocletian und Sirmium in Pannonien für Galerius. Für sich selbst nahm Diocletian die Stellung eines von Gott eingesetzten



Maximian.
Aus Hertzberg „Geschichte der Römer im Altertum".

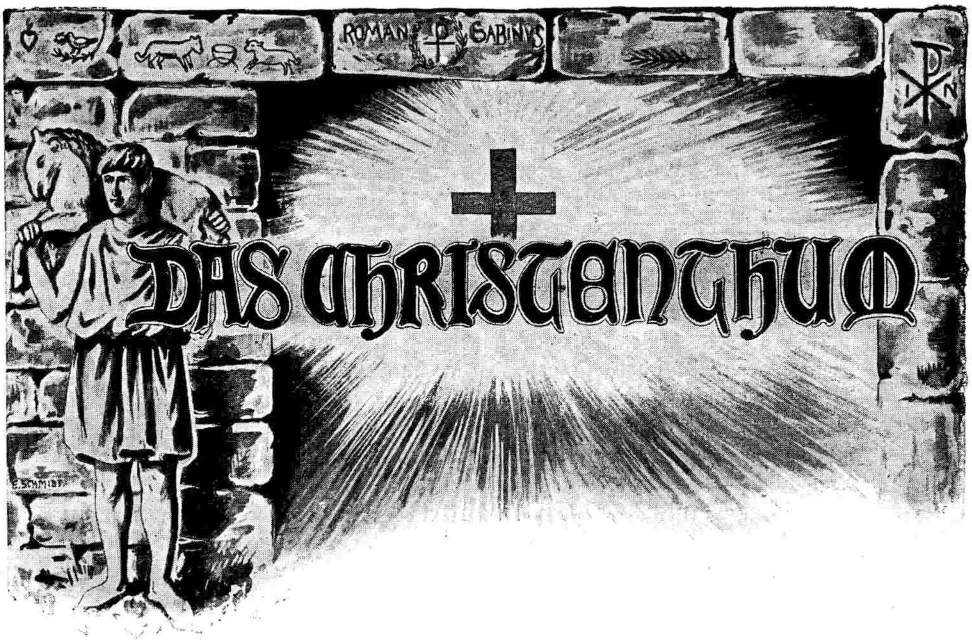


Porta Nigra zu Trier.
Aus Schreibers „Kulturhist. Bilderatlas".

*) Diocletian fand beim Antritt der Herrschaft 57 Provinzen vor und änderte deren Zahl wiederholt. Im Jahre 297 betrug sie 96, nach seinem Tode wuchs sie bis auf 120.

Staatsoberhauptes mit unbeschränkter Macht in Anspruch; er ließ sich als „Hochgeheiligter Herr“ verehren, und Alles mußte sich vor ihm auf die Kniee werfen, wenn er, mit dem Stirnbande der morgenländischen Herrscher geschmückt, vor seinen Unterthanen erschien.

Unter Diocletian wurde eine Erhebung des Achilleus in Aegypten (296) niedergeworfen und der Urheber derselben getötet, nachdem Alexandria unter des Diocletian eigener Führung nach achtmonatlicher Belagerung erobert worden war (anfangs 297). Constantius zwang das seit mehreren Jahren abgefallene Britannien (296) wieder unter das römische Joch. Galerius eroberte in einem gegen Persien anfangs unglücklich, dann aber mit großem Erfolge geführten Kriege einen beträchtlichen Teil des oberen Mesopotamiens und brachte Armenien wieder unter die Oberhoheit der Römer. Diocletian legte, nachdem seine 20jährige Regierungszeit abgelaufen war, getreu der zu Beginn derselben getroffenen Vereinbarung, im Jahre 305 die Herrschaft nieder, nötigte den Maximian dasselbe zu thun und zog sich, nachdem Constantius und Galerius zu Augusten erhoben worden waren, nach Salonae in Dalmatien (in der Gegend des heutigen Spalato) zurück, wo er 313 starb. In den letzten Jahren seiner Herrschaft hatte er noch eine zweite (und letzte) allgemeine Christenverfolgung angeordnet. Ehe wir dem Verlaufe der Begebenheiten nun weiter folgen, wollen wir auf die Entstehung und Entwicklung des Christentums bis zu diesem Zeitpunkte einen Blick werfen.



Das Christentum war ursprünglich nichts anderes als eine Abzweigung des Judentums, in der das Streben nach Befreiung der Gottesverehrung vom toten Formen- und Buchstabendienst und nach Läuterung des religiös-sittlichen Lebens, das in Werk- und Scheinheiligkeit unterzugehen drohte, zum Ausdruck kam. Vom Grundgedanken der Gotteinheit ausgehend, stand es eben so wie das Judentum hoch über allen übrigen Religionen des Altertums, bot aber in der Mittelsperson des „Gottessohnes" einen Anhaltspunkt für die menschlich-sinnliche Annäherung an den Gottesgedanken, der andererseits gerade durch Einschiebung dieser Mittelsperson auf jene erhabene Höhe gestellt wurde, die ihm die höchste Ehrfurcht der Gläubigen sicherte, ohne ihn dem Verständnis der Massen unzugänglich zu machen. Der christliche Allvater im Himmel entzog sich — ungleich dem Gottkönig Jahwe der Juden — der sinnlichen Vorstellung, aber als Vater des rein menschlichen Gottsohnes war er durch diesen für den naiv-gläubigen Sinn erreichbar, und die Liebe zu dem herrlichen Sohne übertrug sich voll und ganz auf ihn. Die hohe sittliche Kraft der christlichen Lehre, in ihrer Wirksamkeit noch erhöht durch das edle Beispiel ihres Begründers, übte einen mächtigen Zauber aus, namentlich auf diejenigen Volksschichten, die unter dem Druck der Verhältnisse jener Zeit am meisten zu leiden hatten. Aber auch die edlen reinen Gemüter unter den Vornehmen der Welt, die mit Ekel und Abscheu die rings um sie herrschende Sittenfäulnis immer mehr und mehr anwachsen sahen, fanden an der neuen Religion Gefallen. Es war die Religion des guten Hirten, der das verirrte Lamm auf seinen Schultern in Sicherheit bringt. Feste Zuversicht, freudiges Entsagen, unerschütterliches Hoffen auf die unvergängliche Seligkeit des Jenseits waren die Grundzüge des religiösen Lebens der ersten Christen, die in den einfachsten Formen brüderlicher Vereinigungen bei Gesang, Gebet und Lehre oder bei weihevollen Liebesmälern zum Gedächtnis des Meisters sich zusammenfanden und in der Pflege der Kranken, der Tröstung der Unglücklichen und der Sorge für die Armen die christliche Nächstenliebe werkthätig übten. Der unendlich einfachen Lehre entsprachen die Sinnbilder*), in die sich ihre Anschauungen und Grundsätze kleideten, sei es behufs besseren

*) Das Titelbild zu diesem Abschnitte zeigt einige von diesen Sinnbildern, wie man sie namentlich auf den Grabsteinen von Christen in den Katakomben Roms häufig vorgefunden hat.

Verständnisses für die „Einfältigen im Geiste“, sei es zur Erleichterung der gegenseitigen Erkennung der Glaubensgenossen unter sich. So still und friedlich lebten die jungen Christengemeinden und namentlich auch die in Rom entstandene inmitten des wilden Treibens der Welt dahin, daß man sie nur als das „Volk der Verborgenheit“ kannte. Aber gerade diese Verborgenheit wurde verderblich für sie, denn man hielt sie für Verschwörer. Das fanatische Judentum trat von Anfang an feindlich gegen das Christentum auf und verfolgte seine Anhänger mit leidenschaftlichem Hasse, der, solange die Juden überhaupt noch die Macht dazu hatten, in grausamen Gewaltthätigkeiten sich Luft machte. Die römische Staatsgewalt nahm von den Christen anfangs wenig Notiz; man hielt sie für eine jüdische Sekte und gewährte ihnen die den Juden gesetzlich zustehende Duldung, verachtete und haßte sie aber gleich diesen und mißtraute ihnen wegen ihrer Abgeschlossenheit, die man für verdächtige Heimlichkeit hielt. Wenn Nero, wie wir gesehen haben, den Christen die Brandlegung Roms in die Schuhe schob, so geschah dies nur, weil er den auf ihn selbst gefallenen Verdacht der Urheberschaft dieses Verbrechens von sich abwälzen wollte, und weil er am ehesten erwarten durfte, bei den Römern Glauben zu finden, wenn er die verdächtigen Schleicher, als welche die Christen galten, der That beschuldigte. Auch Domitian ließ sich zur Verhängung von Todesurteilen über eine Anzahl christlicher Personen bestimmen; von einer eigentlichen Christenverfolgung konnte aber auch hier nicht die Rede sein, und zwar umsoweniger, als dieser blutdürstige Henker seine Opfer ohne Wahl hinschlachtete. Erst unter Trajan fing man an, die Christengemeinden als staatsgefährliche Verbindungen anzusehen und strafgerichtlich zu verfolgen, doch wollte dieser Kaiser weder die Aufsuchung der Christen noch die Anhörung von Angebern aufkommen lassen, sondern gestattete nur die Verfolgung und Bestrafung solcher, die auf Grund der Staatsgesetze eines Verbrechens überwiesen wurden, oder eines solchen geständig waren. Mit zunehmender Ausbreitung des Christentumes, die an manchen Orten zur Verödung der Tempel führte, traten die Christen und namentlich ihre Prediger mehr und mehr aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und mußten so die Aufmerksamkeit der Staatsgewalt auf sich ziehen. Die staatlichen und gesellschaftlichen, namentlich aber die sittlichen Zustände waren zu jener Zeit ganz darnach angethan, um den christlichen Sinn zu mehr oder weniger heftigen, mehr oder weniger gegen die Gewalthaber gerichteten Angriffen herauszufordern. Da konnte es denn leicht geschehen, daß man in den Christen Feinde des Staates und der Gesellschaft erblickte und sie als Umstürzler betrachtete. In der letzten Zeit des Kaisers Marc Aurel trat eine systematische Verfolgung der Christen ein, die unter Commodus wieder nachließ, unter Septimius Severus aber sich wesentlich verschärfte und zu zahlreichen Verurteilungen, zu Verbannung, Zwangsarbeit und selbst zum Tode führte. Decius wollte die alte römische Staatsreligion wiederherstellen und leitete die erste allgemeine Christenverfolgung ein, die sich besonders gegen die kirchlichen Verbände und die Bischöfe als Träger derselben richtete. In Rom, Alexandria, Karthago und Pontus scheint die Zahl der Opfer dieser Verfolgung am größten gewesen zu sein; jedenfalls war sie weit beträchtlicher als jene der von den früheren Verfolgungen Betroffenen. Unter Valerian trat eine neue Verfolgung ein, die Todesstrafe wurde aber fast ausschließlich über Bischöfe und Priester verhängt. Diocletian, der während der ersten neun Jahre seiner Regierung nicht nur die Christen völlig verschont, sondern ihnen auch den Zutritt zu den höchsten Aemtern und militärischen Stellungen offen gelassen hatte, erließ, von seinem Caesar Galerius dazu angetrieben, im

---

Der „gute Hirte“ mit dem Lamm ist einer antiken, in Ostia gefundenen Terracotta-Lampe nachgebildet. Das aus den griechischen Lautzeichen für ch und r (dem römischen X und P entsprechend) in der rechten oberen Ecke und am oberen Rande unseres Bildes dargestellte Monogramm (Namenszeichen) ist das des Namens Christi; ferner sehen wir den Palmzweig und den Kranz als Zeichen des Sieges, die Taube mit dem Oelzweig als Zeichen des Friedens und heiligen Geistes, das Herz als Sinnbild der Liebe, die beiden Lämmer am Napfe als Sinnbild der Eintracht. Neben diesen war auch der Fisch, in dessen griechischem Namen die Anfangsbuchstaben der Wörter „Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser“ enthalten sind, ein häufig gebrauchtes Sinnbild.

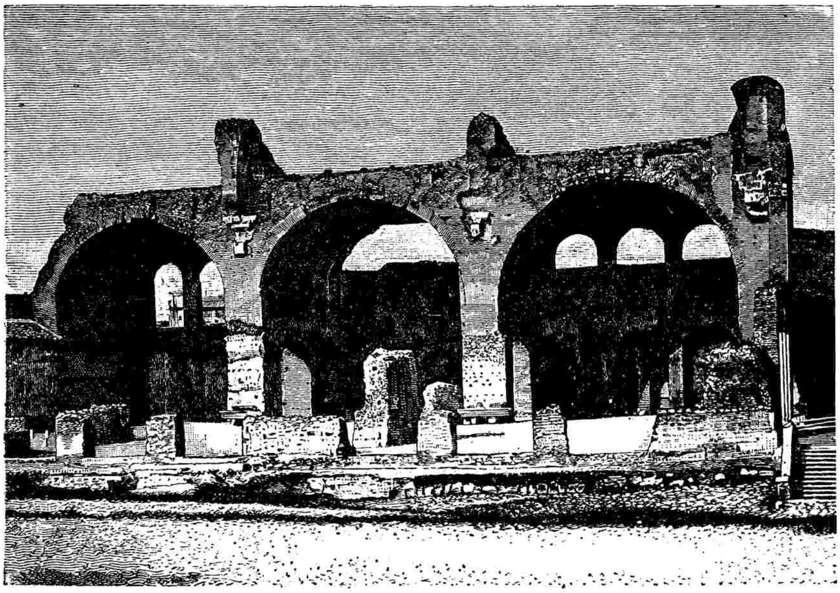
Jahr 303 drei Edikte gegen die christliche Lehre und die Vorsteher christlicher Gemeinden und 304 ein viertes gegen die Christen überhaupt. Im ganzen Reiche wurden die Kirchen zerstört, die heiligen Bücher verbrannt, die gottesdienstlichen Versammlungen verboten; wer sich weigerte, den Göttern zu opfern, wurde stufenweise mit Amtsverlust, Vermögenseinziehung, Gefängnis und Tod bestraft. Teilweise waren die Christen selbst daran Schuld, wenn die Verfolgung einen furchtbaren Umfang annahm; denn die Bescheidenheit, Fügsamkeit und Duldung, die der Stifter der Religion von seinen Jüngern verlangt hatte, wurde von den Christen der nachapostolischen Zeit keineswegs allgemein geübt, es trat vielmehr an Stelle dieser Tugenden bald kirchlicher Hochmut, wüstes Glaubensgezänk, Haß und Hohn gegen das Heidentum, die staatlichen Religionseinrichtungen und deren Gebräuche und äußere Wahrzeichen. Viele gefielen sich auch darin, mit Ungestüm zum Märtyrertode sich zu drängen. Der Fanatismus der Selbstvernichtung war in diese Leute gefahren, der Ekel vor dem Dasein rief das schwärmerische Verlangen nach dem Jenseits wach, das ehrgeizige Streben nach der Marterkrone trieb eine große Zahl dieser Unglücklichen in den selbstgesuchten Tod. Zweitausend Menschenleben sollen der Diocletianischen Christenverfolgung während der 8 Jahre ihrer Dauer (sie wurde im östlichen Teile des Reiches nach der Abdankung Diocletians durch Galerius und Maximian noch durch mehrere Jahre fortgesetzt) zum Opfer gefallen sein, obwohl Diocletian selbst schon zu Ende des Jahres 304 die Todesstrafe wieder aufgehoben hatte und im Abendlande die Verfolgung seit 305 bereits völlig erloschen war. Das Endergebnis war, daß selbst der fanatische Galerius schließlich die völlige Nutzlosigkeit der Verfolgung erkannte und 311 seine Edikte gegen die Christen zurücknahm. Wir werden bald sehen, daß von da an bis zur förmlichen Erhebung des Christentums zur Staatsreligion des römischen Reiches nur noch wenige Jahrzehnte vergingen.

Das gevierteilte Römerreich.

Die Verteilung der Herrschaft, wie sie zur Zeit der Abdankung des Diocletian stattgefunden hatte, erfuhr durch den Tod des neuen Augustus Constantius Chlorus (306) bald eine Veränderung. An Stelle des Constantius hatte sich der Sohn des Maximian, Maxentius, in Rom zum Augustus ausrufen lassen, während die rheinischen Legionen, bei denen der Sohn des Constantius, Constantin, ein junger Mann von schöner, achtunggebietender Erscheinung und tüchtiger militärischer Befähigung, der sich bei den Truppen rasch beliebt zu machen wußte, diesen zum Augustus ausgerufen hatten. Galerius, der als Schwiegersohn und unmittelbarer Nachfolger des Diocletian die Rolle des Oberkaisers übernommen hatte, erkannte jedoch dem Constantin nur die Caesarenwürde zu und wies ihm als jüngstem von den vier Reichsregenten den letzten Rang unter diesen an. Diese vier Staatsoberhäupter waren: Augustus für den Osten (an Stelle des abgedankten Diocletian) Galerius; Caesar für den Osten (an Stelle des Galerius) Maximinus Daza, ein Neffe des Galerius; Augustus für den Westen (an Stelle des verstorbenen Constantius) Severus, der, als Constantius zum Augustus erhoben worden war, an Stelle desselben zum Caesar ernannt worden war) und in Konkurrenz mit diesem der von den Legionen zum Augustus ausgerufene Constantin und der Usurpator Maxentius; endlich als Caesar für den Westen der von Galerius hierzu ernannte Constantin.

Constantin fügte sich der Anordnung des Oberkaisers und überließ es dem Severus, sich mit Maxentius auseinanderzusetzen. Zwischen den beiden kam es zum Kampfe, wobei Severus seinem Gegner in die Hände fiel (307) und getötet wurde. Der alte Maximian, von seinem Sohne nach Rom gerufen, wurde selbst wieder nach der Herrschaft lüstern und setzte sich zunächst mit Constantin in Verbindung, dem er seine schöne Tochter Fausta zur Ehe und überdies den Augustustitel anbot, um ihn als Bundesgenossen zu gewinnen.

Constantin nahm Fausta und den Titel an, behielt sich jedoch vorsichtigerweise in betreff des Bündnisses weitere Entschließung vor. Galerius, der nach der Niederlage des Severus selbst gegen Rom gezogen war, um den Usurpator zu vernichten, mußte sich während seines Zuges überzeugen, daß man ihn in seinem eigenen Reiche als Fremden und feindlichen Eindringling betrachtete. In Rom selbst, das durch Diocletian so vollständig bei Seite geschoben worden war, hatte man den Maxentius bei seinem Auftreten dort mit Jubel empfangen, und er war vom Volke und den Prätorianern, die sich in gleicher Weise zurückgesetzt sahen, einstimmig zum Kaiser ausgerufen worden. Der Senat, der ebenfalls von dem Usurpator die Wiedererweckung seiner alten Macht erhoffte, hatte mit Jubel zugestimmt als Maximian als wiedererstandener Augustus seinen Sohn mit dem kaiserlichen Abzeichen des



Reste der Basilika Constantins zu Rom.

Nach einer Photographie, aus Hertzberg „Gesch. der Römer".

Purpurs bekleidete. Diese Vorgänge bestimmten den Galerius, nach seinem heimatlichen Illyrien zurückzukehren; doch ließ er das Volk seinen Zorn fühlen, indem er längs seines Heerzuges alles Land weit und breit verwüstete. Inzwischen schritt der alte Maximian in der Ausführung seiner Pläne vorwärts und suchte seinen Sohn erst in Güte, dann mit Gewalt zum Rücktritt zu bestimmen; der Undankbare wollte aber davon nichts wissen und jagte seinen Vater einfach aus der Stadt. Maximian floh zu Galerius nach Carnuntum an der Donau (im heutigen Niederösterreich nahe der ungarischen Grenze) und dorthin wurde auch der alte Diocletian zur Beratung entboten. Ein alter Waffengefährte des Galerius, Licinius, fand sich ebenfalls in Carnuntum ein und bot seine guten Dienste an. Das Ergebnis der Beratung war, daß dem Maxentius das von ihm besetzte Gebiet gelassen, dem Licinius dagegen der Titel eines Augustus mit dem Range als Zweiter von den Regenten des Reiches und die Herrschaft über Illyricum verliehen wurde (307). Maximian ging leer aus und begab sich flugs nach Gallien, um seinen Schwiegersohn Constantin aus seinem Lande zu vertreiben. Dieser aber hatte die Augen offen gehalten; er eilte rasch herbei und brachte den Maximian zu Massilia (308) in seine Gewalt. Maximian wurde

in halber Gefangenschaft gehalten und tötete sich endlich selbst, auch hierbei vielleicht mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe (310).

Als Maximin Daza Kunde davon erhielt, daß ihm in der Person des Licinius ein Augustus vorgeschoben worden war, ließ er sich von seinem Heere auf eigene Faust als solcher ausrufen (308). Galerius konnte nicht mehr viel gegen ihn ausrichten und starb schon im Jahre 311, worauf alsbald unter den verschiedenen Augusten und Caesaren der Kampf ausbrach. Zunächst maßen Maxentius und Constantin ihre Waffen. Constantin ging aus dem Kampfe als Sieger hervor und Maxentius ertrank auf der Flucht im Tiber. Constantin aber zog in Rom ein, ließ den Sohn und die nächsten Anhänger des Maxentius töten und verstand es, die Gunst des Senates und des Volkes in solchem Maße zu gewinnen, daß er zum ersten Augustus ernannt wurde. Auch wurde die von Maxentius begonnene prachtvolle Basilika vom Senat ausgebaut und auf seinen Namen geweiht und überdies dem neuen Augustus ein Triumphbogen erbaut, der heute noch erhalten ist. Constantin verband sich nun mit seinem Kollegen Licinius zum Sturze des Maximin Daza; dieser warf sich, bevor es noch zum gemeinsamen Angriffe kam, bei Adrianopel auf Licinius, wurde jedoch besiegt und starb auf der Flucht. Jetzt veranstaltete Licinius unter der Verwandtschaft der verschiedenen Augusten und Caesaren ein fürchterliches Blutbad, dem unter Anderen die Frau des Maximin mit zwei Kindern, ein Sohn des Galerius und einer des Severus, endlich die Witwe und Tochter Diocletians zum Opfer fielen. Nun machte sich aber Constantin über den Sieger her, schlug ihn bei Adrianopel und bei Chalkedon und trieb ihn nach seiner Hauptstadt Nikomedia, wo er sich ergeben mußte und hingerichtet wurde (325).

Constantin der Große.

Constantin, dessen Charakterbild entschieden ähnliche Züge mit dem des Augustus aufweist, hatte sich auf diese Weise, die ebenfalls in mancher Hinsicht an das Vorgehen des jungen Oktavian erinnert, in den Besitz der Alleinherrschaft gesetzt; allerdings war er 51 Jahre alt geworden, als er endlich sein Ziel erreicht hatte, während Augustus schon mit 32 Jahren den Gipfel der Macht erklommen hatte. In sittlicher Beziehung stand Augustus hoch über Constantin, der den Licinius, obgleich er ihn eidlich seines Lebens versichert hatte, erdrosseln, seinen eigenen Sohn Crispus, der ein Liebling des Volkes wie des Heeres war, aus eitler Eifersucht töten, seine Gattin Fausta ohne erkennbaren triftigen Grund im heißen Bade ersticken ließ. Es ist unleugbar, daß sich Constantin um das Emporkommen des Christentums durch Anerkennung desselben als gleichberechtigte Religion ein hohes Verdienst e w rben hat; ob aber die Beweggründe, die ihn dazu veranlaßt haben, von solcher Art waren, daß seine spätere Heiligsprechung gerechtfertigt erscheint, ist bei dem sonstigen sittlichen Verhalten dieses Kaisers denn doch mehr als zweifelhaft. Ueberhaupt hat Constantin, obwohl von einer christlichen Mutter geboren, für seine eigene Person das Christentum erst in seinen alten Tagen angenommen und zwar empfing er nach der kirchlichen Legende die Taufe durch den Papst Sylvester I., der von 314—325 den römischen Bischofsstuhl inne hatte. Die Erzählung, wonach ihm, als er im Jahre 312 den entscheidenden Kriegszug gegen Maxentius führte, das flammende Kreuzeszeichen am Himmel erschienen sein soll, wird von den Geschichtsschreibern als eine Erfindung des Kirchenschriftstellers Eusebius von Caesarea bezeichnet, der eine Lebensbeschreibung des Constantin im Stile schönfärbender Hoftheologie verfaßt hat; immerhin scheint festzustehen, daß seit jenem Feldzuge Constantin



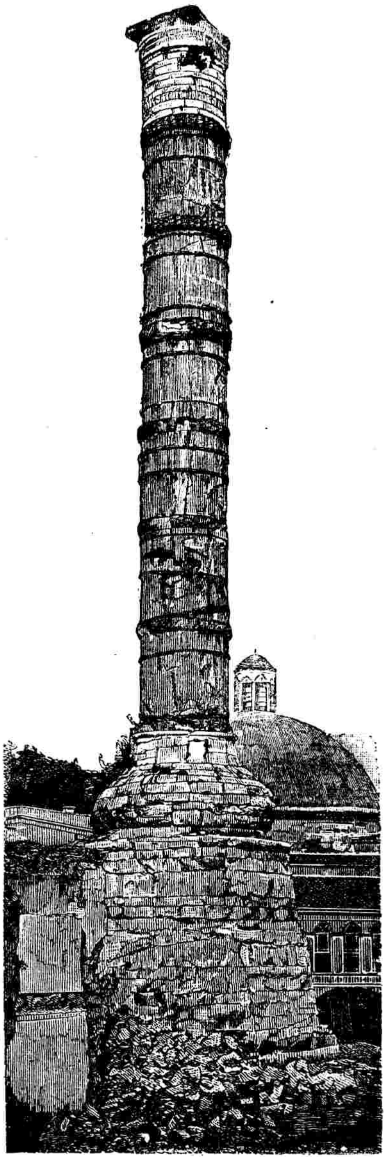
Constantin der Große.
(Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.)

in seinem Labarum (der Kaiserstandarte, die im Felde Lager und Standort der spätrömischen Herrscher kennzeichnete und aus einer langen Lanze mit einem Querbalken bestand, von dem eine purpurne Fahne niederhing), das Christusmonogramm (vergl. Fußnote auf S. 294 und Abb. auf S. 301) geführt hat.

Der Uebergang aus der den Christen feindlichen Diocletanischen Zeit bis zur Einreihung des Christentums unter die vom Staate anerkannten Religionen vollzog sich sehr rasch. Galerius, der, wie wir bereits wissen, der geistige Urheber der Diocletanischen Verfolgung war, hatte 311 sein Toleranz-Edikt erlassen, dem sich Constantin, seit 307 von Maximians Gnaden Augustus des Westens, um so leichter anschließen konnte, als schon sein Vater Chlorus, der dem Christentum stets geneigt war, die diocletanischen Edikte fast nur zum Scheine befolgt hatte. Auch Licinius, damals Augustus von Illyricum, war dem Toleranz-Edikte des Galerius sofort beigetreten, und Maximin Daza, der Caesar des Ostens, wurde gezwungen, dasselbe anzuerkennen, setzte aber allerdings die Christenverfolgung noch eine Zeit lang unter der Hand fort. Schon im Jahre 313 erfloß das von Constantin und Licinius gemeinschaftlich erlassene Toleranz-Edikt von Mailand, das den Christen volle Freiheit der Religionsübung gewährte und ihnen ihre Kirchen und Güter zurückerstattete. Von da an nahm Constantin immer offener für die Christen Partei und bereitete durch eine Reihe von Maßregeln die förmliche Erhebung des Christentums zur Staatsreligion vor. Auf dem ersten Concil (allgemeine Kirchenversammlung) zu Nicaea (325) führte Constantin den Vorsitz und fällte die Entscheidung in dem Glaubensstreite, der die Veranlassung zu dieser Versammlung gegeben hatte. Es war dies nicht der erste Streit dieser Art. Bekanntlich hatten schon zwischen den Aposteln Petrus und Paulus, zwischen Juden und Heidenchristen Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung der Lehre Christi bestanden, und als mit dem Wachstum der Gemeinde immer mannigfaltigere Elemente in dieselbe Aufnahme fanden und aus den schlichten Gemeindevorstehern (episcopi) die Bischöfe, aus den Kirchenältesten (Presbytern) und Gehilfen (Diakonen) die Priester und aus der Zusammenfassung der Gemeinden die Kirche mit ihrer stufenweise gegliederten Hierarchie (Priesterschaft) entstanden war, genügte der unendlich einfache Inhalt der christlichen Lehre und das schlichte Wesen christlichen Waltens und Wirkens nicht mehr, um den auf solche Weise entstandenen christlich-kirchlichen Organismus auszufüllen. Man fing an, das Lehrgebäude zu erweitern und im Einzelnen auszugestalten; besonders war es die Person des Stifters, der man eine bestimmtere Stellung zu geben suchte. In der Gemeinde Alexandria war über diese Frage ein Streit zwischen dem Bischof Alexander und dem Presbyter Arius entstanden; Arius behauptete, daß Christus als der Sohn Gottes nicht gleichen Wesens mit dem Vater sein könne, daß er vielmehr von diesem geschaffen worden und daher eine Zeit gewesen sei, in der er noch nicht war. Der Diakon Athanasius trat dieser Auffassung entgegen und vertrat die Ansicht, daß zwischen Gott-Vater und Gott-Sohn volle Wesensgleichheit bestehe und daß letzterer von ersterem eben sowenig getrennt gedacht werden könne, wie der Lichtstrahl vom Lichte. Die Synode (Kirchenversammlung innerhalb der Gemeinde oder eines Verbandes von Gemeinden) entschied gegen die Meinung des Arius und entsetzte diesen seines Amtes, der Bischof Alexander excommunicirte ihn (schloß ihn aus der Kirchengemeinschaft aus). Aber der Streit war damit keineswegs beendigt, sondern entbrannte nur desto heftiger und gewann immer mehr an Ausbreitung in der kirchlichen Welt, zum nicht geringen Vergnügen der Heiden, die sich nicht nur in Schriften, sondern sogar auf den Theatern darüber lustig machten. Da sich aus diesem Streite eine förmliche Kirchenspaltung zu entwickeln drohte, so benutzte Constantin die Gelegenheit, um sich als das vermöge seiner Herrscherstellung berufene Oberhaupt der christlichen Kirche aufzuspielen, der er thatsächlich damals noch garnicht angehörte. Er berief (325) die Bischöfe des Ostens zu einem Concil nach Nicaea; 318 folgten seinem Rufe. Das Concil entschied sich unter dem Einflusse Constantins, der die schwankenden auf Seite des Athanasius zu drängen wußte, für die „Homousie" („Wesensgleichheit") und stellte ein in diesem Sinne verfaßtes Glaubensbekenntnis auf,

das nur von Arius und zwei ägyptischen Bischöfen nicht angenommen wurde. Mit diesem Vorgehen verband Constantin einen rein politischen Zweck; von der Ueberzeugung ausgehend, daß mit der Vielgötterei als Staatsreligion schlechterdings nichts mehr auszurichten war, daß aber eine Staatsreligion eine sehr nützliche Sache für die Regierenden sei, weil in der Verbindung der geistlichen mit der weltlichen Macht die wesentliche Stärkung beider liegt, war Constantin mit sich völlig einig, daß die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion ihm den größten Vorteil bringen konnte. Dazu war aber unerläßliche Vorbedingung, daß die Einigkeit zwischen den Christen selbst hergestellt werde und daß daher das Glaubensbekenntnis nicht Meinungs- oder Gewissenssache des Einzelnen bleiben dürfe, sondern in Gesetzesform festgestellt werden müsse. Ob dies auf Grund der arianischen oder der athanasianischen Lehrmeinung geschehe, war dem Constantin äußerst gleichgültig; zunächst entschied er sich für Athanasius.

Zu jener Zeit hatte sich noch eine dritte Lehrmeinung innerhalb der christlichen Kirche entwickelt, deren Urheber der römische Presbyter Sabellius war. Dieser hatte behauptet, daß ein und derselbe Gott, der in seiner Unsichtbarkeit Gott-Vater heiße, als Gott-Sohn sichtbar geworden sei, menschliche Natur angenommen und als Christus die göttliche Lehre geoffenbart und für sie den Kreuzestod erlitten habe. Diese Anschauung wurde von Andern künstlich zum sogenannten „Sabellianismus“ ausgebaut, der ein einfaches göttliches Wesen voraussetzt, das in drei Erscheinungs- oder Offenbarungsformen aus dem verborgenen göttlichen Sein behufs Erfüllung bestimmter Aufgaben in der Welt- und Menschengeschichte hervortrete, um nach Beendigung dieser Aufgaben wieder in die göttliche Einheit zurückzufließen. Diese drei Erscheinungs- oder Offenbarungsformen seien: der Vater oder Gott als Schöpfer, der Sohn oder Gott als menschgewordener Erlöser und der Heilige Geist (diese Form war namentlich den Judenchristen geläufig, weil sie aus der jüdischen Anschauung hinübergenommen war) als Urquell des heiligen Lebens unter den Menschen. Die Furcht, daß die Annahme der arianischen Lehrmeinung als Glaubensgesetz zur Folge haben werde, daß der Sabellianismus mit seiner Künstelei und endlosen Vieldeutigkeit an Boden gewinnen könnte, wogegen der athanasianische Grundsatz der Wesensgleichheit der Aufrechterhaltung des monotheistischen Grundgedankens des Christentums förderlicher erschien, bewog die meisten Bischöfe — darunter auch zahlreiche Freunde und Gesinnungsgenossen des Arius — zur Ablehnung des arianischen Gedankens; sie unterzeichneten aber das dem Concil vorgelegte Glaubensbekenntnis, das einen offenbaren Gewissenszwang in sich schloß, nur



Die Säule Constantins d. Gr. in Konstantinopel.

Nach einer Photographie, aus Hertzberg „Gesch. der Römer“.

Die Säule, gleich derjenigen des Trajan in Rom, mit einem spiralförmig sich emporziehenden Reliefsfries bekleidet, wurde 1101 vom Blitz getroffen und teilweise zerstört.

widerwillig, da sie sich eben vor die Notwendigkeit gestellt sahen, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Sobald nun Constantin sah, daß die Concilsmehrheit für die athanasianische Formel nur eine erzwungene war, wandte er seine Gunst den Arianern zu, berief den in die Verbannung geschickten Arius wieder zurück und betrieb dessen Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft (336), die aber durch den Tod des Arius verhindert wurde. Athanasius wurde von einer in Tyrus versammelten Synode abgesetzt und (336) nach Trier verbannt. Der Streit dauerte aber noch durch ein halbes Jahrhundert fort und fand seinen Abschluß erst 381 durch einen Beschluß des zweiten Oekumenischen (allgemeinen) Concils zu Konstantinopel, das die Wesensgleichheit Christi endgültig feststellte. Der Arianismus erhielt sich aber noch lange bei den Germanen und verschwand erst, nachdem die Franken sich der athanasianischen Glaubensmeinung, die jetzt als die „katholische" (allgemeine) bezeichnet wurde, durch Bekehrung ihres Königs Chlodwig zugewandt hatten und durch ihr siegreiches Vordringen im Abendlande den Katholicismus überall zur Geltung brachten.

Die Stellung, die Constantin zum Christentum eingenommen hatte, drängte ihn mit Notwendigkeit zu einer weiteren wichtigen Maßregel, nämlich zur Verlegung des Reichssitzes aus Rom. Diocletian hatte in dieser Beziehung bereits den Anfang gemacht; Constantin that nun den zweiten und entscheidenden Schritt. Die heidnischen Anschauungen waren in Rom zu tief eingewurzelt und zu innig mit den geschichtlichen Ueberlieferungen des Volkes verbunden, als daß hierher der Mittelpunkt des neuen „christlichen Staates" hätte verlegt werden können. Die Wahl Constantins fiel auf Byzanz. Der alte Ort wurde neu befestigt und erweitert, erhielt den Namen Constantinopolis — „die Stadt des Constantin" — und wurde am 11. Mai 330 feierlich zur neuen Reichshauptstadt eingeweiht. Heidnische Tempel und christliche Kirchen erstanden hier nebeneinander: in das Kolossalbild des alten Sonnengottes wurde ein Stück vom Kreuz Christi eingefügt, das des Kaisers Mutter Helena bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt nach Jerusalem aufgefunden haben soll. Auch sollen verschiedene heidnische Heiligtümer aus dem alten Rom heimlich nach Konstantinopel gebracht worden sein. Sein eigenes Andenken verherrlichte Constantin in der neuen Hauptstadt durch Errichtung einer Säule, die nach dem Muster der trajanischen gebaut und mit der Darstellung seiner Thaten ausgeschmückt war.

Von seinem neuen Regierungssitze aus nahm Constantin eine neue Organisation des Reiches vor, das er in vier große Präfekturen mit Diöcesen und Provinzen als Unterabteilungen zerlegte. Die Präfektur des Orients zerfiel in fünf Diöcesen mit 46 Provinzen, Illyricum in 2 Diöcesen mit 11 Provinzen, Italien in 4 Diöcesen mit 30 Provinzen und Gallien in 3 Diöcesen mit 29 Provinzen, so daß die Zahl der Diöcesen 14, die der Provinzen auf 116 anstieg. Daneben bestanden noch die besonderen Verwaltungsbezirke von Konstantinopel und Rom (als zweite Reichshauptstadt) sowie zwei prokonsularische Provinzen. Die beiden Reichshauptstädte erhielten Senate; die frühere Bedeutung des römischen Senates verschwand gänzlich, oberste beratende Staatsbehörde war der Staatsrat. Dem Kaiser stand die unumschränkte Macht zu; die Militärverwaltung wurde von der bürgerlichen scharf getrennt, die Prätorianer abgeschafft. Nach außen kämpfte Constantin glücklich gegen die Goten (332). Im Jahre 334 wurden große Scharen von Sarmaten oder Vandalen in Thrakien und Macedonien angesiedelt. Im Begriffe, einen Kriegszug gegen die Perser zu unternehmen, erkrankte Constantin und starb am 22. Mai 337 zu Nikomedia. Die Heiden erteilten ihm nach altem Brauche die Consecration, und die morgenländische Kirche sprach ihn heilig.

Der Ausgang des Römerreiches.

Constantin der Große hatte schon bei seinen Lebzeiten (335) das Reich unter seine drei Söhne: Constantin, Constantius und Constans und die seines Stiefbruders, Delmatius und Hannibalianus, geteilt. Die beiden letzteren sollten als Caesaren, die

drei ersteren als Augusti die Herrschaft führen. Nach dem Tod des Constantin tötete dessen Sohn Constantius die beiden Caesaren, und die drei Brüder verteilten nun das Reich in der Weise, daß Constantin II. die Präfektur Gallien und den Westen Nordafrikas, Constantius die orientalische Präfektur und Constans die illyrische und italische Präfektur erhielten. Zwischen Constantin II. und seinem Bruder Constans entspann sich alsbald anläßlich der Grenzscheidung in Nordafrika ein Krieg, in welchem der erstere bei Aquileia (340) Reich und Leben verlor. Gegen Constans, der sich als fanatischer Anhänger des Athanasianismus gegen die andersgesinnten Christen unduldsam erwies und durch seine Lasterhaftigkeit sich verächtlich machte, trat der Anführer seiner Leibgarde, Magnentius, als Usurpator auf; das Heer ließ ihn fallen und auf der Flucht wurde er ermordet (350). Constantius II. (sein Großvater Constantius Chlorus zählt als Constantius I.) hatte nach dem Tode seines Vaters eine Meuterei unter den Truppen zu Konstantinopel veranlaßt, die nicht nur seinen beiden Vettern, den von Constantin ernannten Caesaren, sondern auch noch mehreren anderen Mitgliedern des Kaiserhauses den Tod brachte. Er lag wiederholt mit den Persern im Kriege und erlitt (348) eine schwere Niederlage bei Singara. — Magnentius wandte sich, nachdem er den Constans beseitigt hatte, gegen ihn (351), wurde aber bei Mursa geschlagen und getötet, so daß Constantius nun Herr des gesamten



Silbermünze des Constans.

Der Kaiser hält in der Rechten das Labarum (die Kreuzfahne, die in der spätrömischen Zeit als kaiserliche Hauptfahne des Heeres diente) mit dem Namenszeichen Christi.
Aus Hertzberg „Geschichte der Römer".



Constantius II.

Goldmedaille aus dem Königl. Münzkabinet zu Berlin, in Originalgröße.
Nach Hertzberg „Gesch. der Römer im Altertum".

römischen Reiches war. Zu Ende des Jahres 55 berief er seinen Vetter Julian, der in Athen seinen Studien oblag, und machte ihn zum Caesar in Gallien, wo er gegen die Alemannen zu Felde zog und ihnen bei Argentoratum (Straßburg) eine glänzende Schlacht lieferte (357); 6000 blieben tot auf dem Schlachtfelde, unzählbare ertranken auf der Flucht im Rhein. Die Truppen riefen den Julian auf dem Schlachtfelde zum Augustus aus, was dieser zunächst ablehnte. Eifersüchtig auf den großartigen Erfolg seines Vetters, forderte Constantius diesem mehrere Legionen ab, und Julian war auch bereit, dieselben abzugeben: aber die Truppen wollten ihren Führer nicht verlassen und riefen ihn nun aufs neue trotz seines Widerstandes zum Augustus aus. Constantius, der an der Persergrenze stand, rüstete sich nun zum Kampfe gegen Julian, wurde aber, bevor es noch zum Bürger-

kriege kam, vom Tode ereilt (361). Julian war inzwischen mit seinem Heere aus Gallien aufgebrochen und bis Naissus in Moesien vorgerückt, wo er die Kunde vom Tode des Constantius erhielt. Er war nun Alleinherrscher und schaffte während seiner leider nur zweijährigen Regierung (361—363) zahlreiche eingerissene Mißbräuche ab, verminderte auch durch Beschränkung des Hofstaates wesentlich die Steuerlast des Volkes. Am lebendigen Quell hellenistischen Geistes hatte er sich in Athen dem Christentum, das sich schon damals in wüstes Glaubensgezänk und Sektirerwesen verlor, gründlich entfremdet, und Ende 361 trat er in Konstantinopel öffentlich aus der christlichen Gemeinde. Das Christentum als Staatsreligion war unter Constantius bereits soweit vorgeschritten, daß Strafedikte gegen den heidnischen Kultus erlassen wurden; Julianus, wegen seines Abfalles „Apostata“ d. h. der „Abtrünnige“ genannt, dachte nun an eine Herstellung des heidnischen Götterdienstes in gereinigter Form und auf Grund einer philosophischen Richtung, die man als „Neuplatonismus“*) bezeichnet hat. Zunächst wollte er aber den von Constantius begonnenen Perserkrieg zu Ende führen. Er rüstete hierzu im Jahre 362 zu Antiochia in großem Maßstabe und drang 363 siegreich bis Ktesiphon und über den Tigris vor, mußte aber wegen Mangel an Lebensmitteln den Rückzug antreten und starb am 26. Juni 363 an einer auf diesem Rückzug von verfolgenden Feinden erhaltenen Wunde.



Kupfermünze des Kaisers Julian.

Aus Hertzberg „Geschichte der Römer im Altertum“.



Mainz (Moguntiacum) mit Kastell (Castellum) und der Rheinbrücke.

Nach einer großen bleiernen Denkmünze aus Valentinians I. Zeit; dieselbe ist in der Saone gefunden worden und bezieht sich auf die Befestigungen, welche der genannte Kaiser nicht bloß bei Mainz, sondern überhaupt längs der Rheingrenze anlegen ließ, um die Provinzen vor dem immer wachsenden Andrange der Germanen zu schützen.

Seine Nachfolger Jovianus (363—364) und Valentinian I. (364—375) stellten die christliche Staatskirche wieder her; ersterer brachte durch das Opfer der Abtretung des größten Teiles von Meso-

*) Plato, neben Aristoteles der größte von den Philosophen des Altertums, war 429 v. Chr. geboren und einer der treuesten Schüler des Sokrates. Aus seinen, den Aristotelischen und Stoischen Einzellehren baute sich der Neuplatonismus auf, aus dem viele Gedanken in die christliche Philosophie übergegangen sind, und der auf die Weiterentwicklung der gesamten mittelalterlichen Wissenschaft einen mächtigen Einfluß geübt hat. Die syrische Schule der Neuplatoniker, der auch Julian angehörte, verfolgte eine phantastisch-religiöse Richtung, wogegen die alexandrinisch-römische eine philosophische Richtung annahm und die athenienſische sich hauptsächlich auf sammelnde und erklärende Thätigkeit verlegte.

potamien einen Frieden mit den Neupersern zu Stande, letzterer übergab den Osten seinem Bruder Valens und wandte seine Thätigkeit dem Westen zu, wo er in erfolgreicher Weise die Briten und die Germanen bekämpfte, die Alemannen aus Gallien herauswarf und über den Rhein verfolgte, worauf er (374) einen günstigen Frieden mit ihnen schloß und die Rheingrenze durch neue Befestigungswerke sicherte. Die auf Seite 302 abgebildete Denkmünze weist auf diese Befestigungswerke hin. Vom Rhein begab sich Valentinian nach Pannonien, wo er die Quaden mit Glück bekämpfte, aber 375 durch einen Blutsturz den Tod fand.



Goldmedaille des Kaisers Gratianus
in natürlicher Größe.
Aus dem Königl. Münzkabinet zu Berlin, nach Hertzberg „Gesch. der Römer".

Sein Sohn und Nachfolger Gratianus (367—383) war schon in den ersten Jahren der Regierung seines Vaters von diesem zum Mitregenten für den Westen ernannt worden und überließ nach dessen Tode die illyrischen und italischen Länder seinem Stiefbruder Valentinian II., um sich ganz den westlichen Provinzen, Britannien, Gallien und Spanien zu widmen. Zu jener Zeit (375) waren die Hunnen in gotisches Gebiet eingefallen und hatten die Westgoten gegen die Donau gedrängt, wo sie mit den Oströmern zusammen stießen. Valens rief seinen Neffen Gratianus zur Hülfe, dieser wurde aber während des Marsches durch den Ausbruch eines Krieges mit den Alemannen aufgehalten. Er besiegte sie (378) bei Argentaria (Horburg a. d. Ill); inzwischen hatte aber Valens mit den Goten bei Adrianopel den Kampf aufgenommen und Schlacht und Leben verloren. Gratianus ernannte hierauf den Theodosius zum Kaiser des Ostens (379) und half ihm die Goten wieder zurückwerfen. Er war ein entschiedener Gegner der Arianer, die er ihrer Kirchen beraubte und that seinem christlichen Bewußtsein durch Niederlegung der Würde des römischen Pontifex Maximus genüge, die die christlichen Kaiser bis dahin noch beibehalten hatten. Den Arianern wie den Heiden verhaßt, verscherzte er sich schließlich auch die Gunst der Rechtgläubigen, weil er eine neu aufgetretene asketische Sekte*)



Goldmedaille Theodosius des Großen
mit Oese (Originalgröße).
Aus dem Königl. Münzkabinet zu Berlin.
(Nach Hertzberg „Gesch. der Römer".

*) Askese griechisch s. v. w. „Uebung", insbesondere die enthaltsame Lebensweise der griechischen Athleten, durch die sie Kraft und Gewandtheit für die Kampfspiele zu gewinnen suchten. Die Askese

nicht verfolgte. Durch die Aufnahme von Alanen in das Heer und deren Bevorzugung verstimmte er auch seine Truppen, und Clemens Magnus Maximus vermochte (383) die britischen Legionen und nach diesen Heer und Volk in Gallien zum Aufstande gegen Gratianus zu bewegen, der nach Lugdunum (Lyon) floh und dort getötet wurde. Er hinterließ einen weit jüngeren Halbbruder, der, nachdem ihn der Usurpator Maximus aus Italien vertrieben hatte (387), von Seite des Kaisers Theodosius Hilfe fand und 388 wieder zur Herrschaft über den Westen gelangte. Maximus wurde gefangen genommen und hingerichtet, Valentinian II. fiel aber schon 392 durch die Hand seines eigenen Feldherrn Arbogast. Theodosius, dem die Kirche den Beinamen des „Großen“ verliehen hat, war nun im Besitze der Alleinherrschaft über das römische Reich, das er von 379—395 regierte. Er war in Spanien geboren, hatte 374 den Truppenbefehl in Moesien erhalten, zog sich aber nach der Hinrichtung seines Vaters (der als Statthalter in Britannien vortrefflich regiert hatte, darnach aber nach Afrika geschickt worden und dort unschuldig verdächtigt und verurteilt worden war) wieder ins Privatleben zurück. Gratianus berief ihn, wie wir bereits wissen, zur Mitregentschaft im Osten. Hier wurde Theodosius Christ und entschiedener Gegner der Heiden und Arianer. Mit den Goten schloß er einen Frieden, verlieh vielen derselben Land in Moesien und nahm ihrer 40000 in den römischen Kriegsdienst auf.



Schild des Theodosius,
den Kaiser zwischen seinen Söhnen Honorius und Arcadius auf dem Thron darstellend.
Das in Madrid befindliche Original mißt 76 cm im Durchmesser.
(Nach Hertzberg „Geschichte der Römer“.)

Gegen Arbogast, der nach der Ermordung Valentinians II. einen Heiden, Eugenius, zum Kaiser erhoben hatte, zog Theodosius zu Felde und schlug ihn bei Aquileia (394). Eugenius wurde hingerichtet, Arbogast tötete sich selbst. Theodosius hatte nun zum letztenmale das gesamte Römerreich unter seiner Herrschaft, starb aber schon 395 zu Mailand, nachdem er seinen Sohn Arcadius als Nachfolger im Osten und dessen jüngeren Bruder Honorius als Nachfolger im Westen des Reiches ernannt und damit die dauernde Teilung des Reiches ausgesprochen hatte.

Die Geschicke der beiden Reichsteile trennten sich nun für immer; das Oströmische Reich, auch byzantinisches oder griechisches Kaisertum genannt, hatte noch eine tausendjährige Dauer vor sich, das Weströmische Reich dagegen vermochte dem Andrange

---

wurde auch zur geistlichen Uebung, und spielte im Einsiedler- und Klosterleben, das in Aegypten von Antonius und Pachomius zuerst in die christliche Kirche eingeführt wurde, eine große Rolle. Die oben erwähnte Sekte war die der Priscillianer.

der großen Völkerbewegung nicht zu widerstehen. Schon unter Honorius drangen die germanischen Völker in dasselbe ein; der Vandale Stilicho führte für ihn die Regierung mit Kraft und Geschick und schlug zweimal (396 und 403) die unter Alarich eindringenden Westgoten, 405 auch den Radagais oder Ratiger, der mit mehr als 200000 Goten, Sueven und Vandalen in Oberitalien einbrach, bei Faesulae, wobei dieser den Tod fand, fiel aber 408 durch Mörderhand. In Italien brach bald darauf Alarich aufs neue ein und eroberte (410) Rom. Die Vandalen und Sueven, die seit 406 Gallien durchzogen hatten, nahmen von einem Teil Spaniens Besitz, die Franken bemächtigten sich nördlicher Bezirke Galliens, die Alemannen und Burgunden drangen im Osten ein und im Süden entstand (418) das Reich der Westgoten, das sich später auch über Spanien ausdehnte. Britannien gab Honorius, da er es nicht mehr zu halten vermochte, freiwillig auf. Er starb (423) ohne Nachkommen und sein Oberhofnotarius Johannes nahm von dem erledigten Reiche Besitz, verlor aber dasselbe schon 425, und nun trat ein Neffe des Honorius als Valentinian III., zunächst unter der Vormundschaft seiner Mutter Placidia, die Regierung an, die ihm bis 455 blieb. In seinem Minister und Feldherrn Aëtius fand er eine vortreffliche Stütze, ja selbst die Hunnen, die unter ihrem Könige Attila um die Mitte des 5. Jahrhunderts an der Donau aufwärts nach dem Rhein gezogen und in Gallien eingebrochen waren, erlitten durch Aëtius, der die Westgoten, Franken und andere germanische Völker zu gemeinsamem Widerstande gegen die mongolischen Barbaren vereinigt hatte, auf den catalaunischen Feldern (in der Gegend des heutigen Châlons-sur-Marne) eine so empfindliche Niederlage, daß sie wieder über den Rhein zurückgingen. Zwar erschien Attila schon im nächsten Jahre wieder in Italien und vor Rom, mußte aber, weil unter seinen Leuten eine verheerende Seuche ausbrach, eilends wieder abziehen und nach seinem bald darauf erfolgten Tode (453) geriet das Hunnenreich in Verfall, und das Abendland bekam die flinken, häßlichen kleinen Teufel, die ihm so furchtbaren Schrecken eingejagt hatten, nicht wieder zu Gesicht.



Aëtius.
Relief auf einem elfenbeinernen Diptychon zu Monza.
(Aus Planché „The Cyclopaedia of Costume".)

Aus Furcht, daß Aëtius ihm über den Kopf wachsen könnte, tötete Valentinian (454) eigenhändig seinen hochverdienten und treuen Minister. Die Rache ließ aber nicht lange auf sich warten; schon im nächsten Jahre fiel Valentinian auf Anstiften des obersten seiner Leibwache, Petronius Maximus, dessen Frau er verführt hatte, durch Mörderhand. Petronius zwang darauf die Witwe des Ermordeten, Eudoxia, ihn zu heiraten, diese rief aber aus Rache noch in demselben Jahre die Vandalen nach Rom und Petronius kam bei einem infolgedessen entstandenen Volksaufruhr ums Leben. Eine Reihe von Schattenkaisern, die nun folgten, schloß mit Romulus Augustulus (476) ab, den Odowakar, der Anführer des germanischen Söldnerheeres, mit dem das einst so stolze und mächtige Rom in seinen letzten Tagen sich behelfen mußte, vom Throne stieß. Odowakar setzte sich nun selbst in den Besitz der Herrschaft über Italien und erkannte der Form nach den oströmischen Kaiser, der ihm den Titel „Patricius" verlieh, als seinen Oberherrn an. Damit hatte das weströmische Reich aufgehört zu sein.

Das Mittelalter.

Die Entwicklungsgeschichte des Mittelalters unterscheidet sich in ihrem Verlaufe wesentlich von derjenigen des Altertums. Diese setzt sich, wie wir gesehen haben, aus einer Reihe von Entwicklungsgeschichten verschiedener Kulturvölker zusammen, deren jedes einen besonderen Entwicklungsgang für sich durchgemacht und dabei nur teilweise an die Kulturüberlieferungen seiner Vorgänger sich angelehnt hat. An die hamito-semitische Kultur, welche bei den Aegyptern ihre höchste Entwicklung erreichte, knüpfte die chaldäische, an diese die iranische an; die Phöniker und Lydier waren die hervorragendsten Zwischenträger, durch deren Vermittlung diese morgenländische Kultur nach dem Abendlande gebracht wurde; hier fand sie Aufnahme und selbständige Weiterentwicklung durch die Griechen, welche dann wieder ihre eigene Kultur nach dem Morgenlande trugen, bis endlich Rom den ganzen angesammelten Kulturschatz, so weit er ihm überhaupt zugänglich war, in sich schlang, ohne sonderlich viel Eigenes dazu zu thun.*) Diesen Kulturschatz gab nun Rom zu einem Teile an das byzantinische Reich ab, zum andern Teile übertrug es ihn auf die keltischen und germanischen Völker des westlichen Europa. Die Byzantiner haben ihren Anteil nicht fruchtbringend zu machen gewußt. Das von Constantin im Grunde neu angelegte Reich hat, wie A. v. Eye hervorhebt, das unleugbare Verdienst, daß es dem Andrange der asiatischen Horden, welche sich mit steigender Wut nach Westen drängten, solange Widerstand bot, bis das Abendland notdürftig gestärkt war, sich selbst dagegen zu schützen. Aber dies ist eine historische Thatsache, kein kulturgeschichtliches Verdienst. In kulturgeschichtlicher Beziehung hat dieses Reich, ein Gemisch halb griechisch-orientalischen, halb römischen Kulturlebens, keine selbständige Weiterbildung während seines ganzen, tausendjährigen Bestandes

---

*) Ueber die von Rom ausgegangene Kulturbewegung und deren Verhältnis zur griechischen Kultur schreibt J. J. Honegger: Frische Lebendigkeit, voller Formsinn, die vollendete Kultivierung des objektiven Geistes, der Schönheit und Kunst, alle Lebensregungen durchdringend, sind die Naturgaben des griechischen Geistes: daher Kunststaat, Kunstreligion, Kunstweisheit. Rom erhielt die Aufgabe, die Blüte dieses Geistes, wie er den Griechen sich erschlossen, über die damals bekannte Erde zu verbreiten; deshalb ward es welterobernd. Seine eigene Litteratur im Großen, insbesondere die Dichtung, erst etwa seit 200 v. Chr. als Kunst behandelt, also spät und nur nach griechischem Vorbilde entwickelt, zum Teil durch Griechen und in ihrer Sprache, ist eine schwächere Nachahmung der griechischen und, mit dieser zusammengehalten, die Leistung mager. Auch die Kunst ist nicht urwüchsig, sondern erst etruskisch, dann griechisch bedingt, am Schlusse gar orientalisch; die erste große Wendung ist etwa in die Zeit der Eroberung von Korinth zu setzen: von da Nachahmung und Nacheiferung der alten Werke, in Rom Konzentration der Kunstkennerschaft und Kunstgelehrsamkeit bis in die Zeit der Augustäer. Unter den Juliern und Flaviern kolossale Bauunternehmen und allmäliges Abweichen von der edlen Einfachheit der älteren Meister. In Griechenland und Rom letztes Aufleuchten unter Hadrian; doch fehlt bereits das innere Leben, an dessen Stelle ein nüchternes oder schwülstiges Wesen tritt. Bis auf die byzantinische Zeit zunehmender Verfall; halborientalisches Prunkwesen ohne Geschmack. Größter Vorzug der Baukunst war die Verbindung des etruskischen Gewölbes mit dem hellenischen Säulenbau, imponierende Großartigkeit und Festigkeit der Bauwerke das Hauptkennzeichen; die Hauptentwicklung in die riesigen und fast unzerstörbaren Nutzbauten gelegt. Einen eigentümlichen Baustil haben die Römer niemals ausgebildet; außerordentliche Entwicklung hat in Rom nur der Kunststraßenbau angenommen.

aufzuweisen. Was es an staatlicher Lebenskraft besaß, verdankte es Rom. Das Christentum ist dort sehr bald durch die widerwärtigsten und unfruchtbarsten Streitigkeiten über Glaubenslehren in Grund und Boden verdorben worden; Wissenschaft und Schrifttum haben daselbst nur vorübergehend und in einseitiger Weise Pflege gefunden, die Kunst erhob sich in der Zeit vom 6. zum 12. Jahrhundert bis zu einer gewissen Höhe, ohne jedoch selbstständige Fortschritte zu machen und geriet allmälig in den Zustand völliger Erstarrung. Ueber die benachbarten slavischen Staaten hat sich von Byzanz aus einige Kultur und Gesittung verbreitet; über halb asiatisches Wesen sind aber diese Staaten ebensowenig hinausgekommen wie ihre Kulturquelle selbst. Die keltischen Erben der römischen Kultur sind ganz im Romanentum aufgegangen, ebenso diejenigen germanischen Völker, die den heimatlichen Boden verlassen haben und nach dem Westen gezogen sind, um aus den Trümmern der west-römischen Hinterlassenschaft neue Reiche zu bilden. Dagegen sind diejenigen Germanen, die an der germanischen Scholle haften geblieben sind, die Deutschen und Skandinavier sowie das vorwiegend germanische Mischvolk der Britten zu einer eigenartigen, hohen Kulturentwicklung gelangt; sie haben von romanischem Wesen nicht allzuviel in sich aufgenommen, aber von ihrem eigenem Wesen auch nur wenig nach außen hin abgegeben. Im großen Ganzen hat sich das Germanentum bis zur Zeit der überseeischen Kultureroberungen nirgends über die Gebiete hinaus verbreitet, die es in geschichtlicher Zeit innegehabt, diese vielmehr nur im Westen behauptet, im Osten dagegen teilweise an die Slaven verloren, oder doch wenigstens mit diesen teilen müssen.

Während des ganzen Mittelalters und auch noch tief in die Neuzeit hinein beherrschte die Sprache der alten Römer unser wissenschaftliches Staats- und Rechtsleben, und noch heute wird sie an unseren höheren Schulen als Hauptgegenstand behandelt. Das römische Rechtsleben hat die Rechtswissenschaft aller Völker befruchtet, aber der traurige Gegensatz, in welchem das wissenschaftliche Recht zu dem lebendigen Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein des Volkes steht, der erstickende Formalismus (Uebergewicht der Form über den Geist), dem die Rechtspflege verfallen ist, sind Uebelstände, die wir zu gutem Teil dem römischen Rechtswesen verdanken. Vom römischen Staatswesen endlich hat das Germanentum als Erbstück das „Heilige römische Reich" übernommen, ein Doppelzwittergeschöpf, das einerseits aus der Verquickung des republikanischen Wahlsystems mit dem erblichen Caesarentum, andererseits aus der Vermischung dieses letzteren mit dem altgermanischen Wahlfürstentum hervorgegangen ist und seiner Natur nach nichts anderes war, als ein Rückfall in das alte morgenländische Großmachtstum mit seiner lediglich durch Willkür, Raubluft und Kriegsglück der Gewalthaber bedingten Völkerzusammenpferchung. Ein zweites wichtiges Erbstück war das römische Staatskirchentum, oder genauer gesagt, das katholische Staatschristentum. Um diese beiden Angelpunkte dreht sich die Geschichte des ganzen Mittelalters oder, wie M. Reymond (vergl. S. 46) diesen Zeitabschnitt nennt, des Zeitalters des römisch-germanischen Kulturkampfes. Die Entwicklungsgeschichte der Völker tritt zunächst gegenüber diesen Leitsternen der Geschichte des Mittelalters vollständig in das Dunkel der Bedeutungslosigkeit zurück. Der Hauptschauplatz der Geschichte des Mittelalters beschränkt sich auf das Abendland, oder, noch bestimmter begrenzt, auf Mitteleuropa. Das hamitische Element tritt ganz in den Hintergrund, das semitische spielt nur eine Nebenrolle, von den Ariern sind es bloß die Germanen einerseits und die Romanen andererseits, die an leitender Stelle erscheinen, und zwar ist es bei den ersteren das lebendige Volkstum, bei den letzteren das Kulturvermächtnis des alten Rom, welches sie an diesen Platz gestellt hat. Als selbständige Erscheinung tritt nebenbei der Islam auf, der das Religions- und Staatswesen des Morgenlandes in neue Bahnen leitet und mit dem Abendlande nur in vorübergehende, auf vereinzelte Punkte beschränkte Berührung tritt.

Die neuen Germanen-Reiche.



Die Völkerwanderung.

Wir haben bereits im vorhergegangenen Abschnitte gesehen, wie durch das Hervorbrechen der Hunnen aus den Hochsteppen Innerasiens eine allgemeine Völkerbewegung im nördlichen Europa verursacht worden ist, die, im Osten beginnend, den ganzen Erdteil durchflutet und ihre Wellen über Italien, Gallien und Hispanien bis nach Afrika geworfen hat. Nach der Ueberwältigung der Alanen (vergl. S. 244), von denen sie große Scharen mit sich rißen, hatten sich die Hunnen auf die Ostgoten geworfen, die nach ihrer Trennung von den Westgoten im 4. Jahrhundert n. Chr. ein großes Reich im Norden des Schwarzen Meeres gegründet hatten. Sie wurden von den Hunnen besiegt und abhängig gemacht und mußten (541) dem Attila Heerfolge nach Gallien leisten. Die Westgoten waren nach wechselvollem Kampfe gegen Rom infolge des Hunnensturmes in dessen Dienst getreten und erhielten teils Land zur Niederlassung, teils wurden sie direkt als Söldner behandelt und aus den kaiserlichen Magazinen verpflegt. Die infolge der katholisierenden Richtung des römischen Staatschristentums verfolgten und vertriebenen arianischen Glaubensboten hatten bei den Westgoten zahlreichen Anhang gefunden und ihrem Bischofe Ulfilas (vergl. S. 18) hatten die zum Christentum bekehrten Westgoten es hauptsächlich zu verdanken, daß ihnen der römische Kaiser Valens gastliche Aufnahme in Moesien gewährt hatte. Der heidnisch gebliebene Teil der Westgoten hatte sich, vor den Hunnen zurückweichend, in die Karpathen geworfen; die christlichen Gäste Roms hatten aber bald unter der Willkür und Habsucht der römischen Beamten zu leiden und erhoben sich infolge dessen mit bewaffneter Hand gegen ihren Schutzherren, dessen Heer sie, wie wir bereits wissen, bei Adrianopel (378) vernichteten. Theodosius vermochte sie teils mit Gewalt, teils durch neue Zuweisung von Wohnsitzen und Massenaufnahme in den Söldnerdienst in Ruhe zu halten; nach dessen Tode aber löste sich das gute Verhältnis zu Rom aufs neue. Die Westgoten erhoben einen ihrer bisherigen Befehlshaber, Alarich, zu ihrem Könige und dieser forderte nun eine eigene Provinz für sein Volk und ging daran, das Geforderte mit bewaffneter Hand zu erzwingen. Er brach mit seinem Heere in die Balkanhalbinsel ein, durchzog sie verheerend

bis zum Peloponnes hinab und setzte dann (401) nach Italien über, wo er anfänglich gegen Stilicho (vergl. S. 305) den Kürzeren zog, nach dessen Ermordung (408) aber des schwachen Kaisers Honorius bald Meister wurde und ihm in der Person des Stadtpräfekten Attalus von Rom einen Gegenkaiser aufstellte, die Stadt Rom einnahm (410) und durch drei Tage plünderte. Von da aus wollte er seinen Eroberungszug nach Sicilien und Afrika fortsetzen, starb aber noch in demselben Jahre zu Cosenza in Unteritalien und wurde hier im Flußbette des Busento, der zu diesem Zwecke eigens abgeleitet und dann wieder in das alte Bett zurückgeführt wurde, mit echt barbarischem Pomp bestattet (vergl. das Titelbild zu diesem Abschnitt). Sein Schwager Athaulf führte darauf die Westgoten nach dem südlichen Gallien und suchte sich mit Rom über die friedliche Niederlassung daselbst zu verständigen, zu welchem Zwecke er die aus Rom fortgeführte Schwester des Kaisers, Placidia (vergl. S. 305), zu seiner Gemahlin machte. Doch drängten ihn die römischen Heere und deren barbarische Hilfsvölker über die Pyrenäen nach Spanien, wo er 514 ermordet wurde. An seiner Stelle wurde Wallia König, der sich nun wieder in den römischen Dienst stellte und durch Vertrag für sein Volk einen Teil Aquitaniens, des Landes zwischen Pyrenäen und Loire, mit der Hauptstadt Tolosa (Toulouse) erhielt (419). Selbstverständlich sollte diese Landabtretung nur die Bedeutung eines Lehens (vergl. Fußnote auf S. 112) haben und das aquitanische Gebiet nach wie vor römisches Reichsgebiet bleiben.



Siegelring König Alarichs.
(Nach Lindenschmit, aus Pflugk „Gesch. des Mittelalters".)

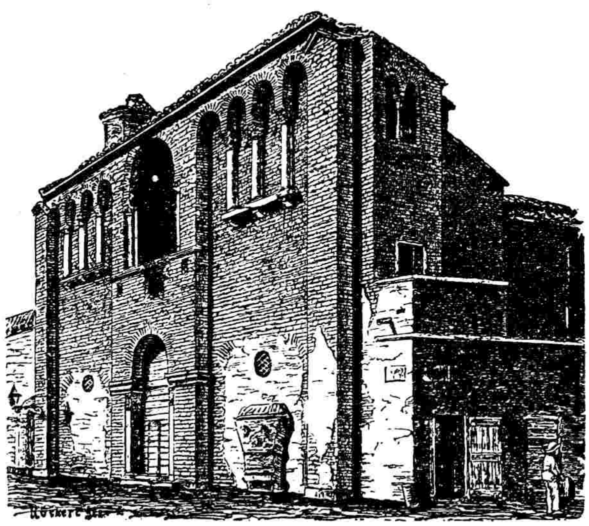
Die Ostgoten vereinigten sich nach dem Tode Attilas mit den Gepiden (vergl. S. 244) zur Vernichtung des Hunnenreiches; diese begründeten ein Reich in Dacien, jene setzten sich in Pannonien fest, von wo sie häufig in römisches Gebiet einbrachen, zu einem Teile aber auch in römischen Heeresdienst traten. Sie hatten bald gar keinen König, bald deren zwei oder drei nebeneinander. Im Jahre 473 erzwang einer ihrer Führer, Theodemir, im Verein mit seinem jungen Sohne Theodorich (in neu-hochdeutscher Form Dietrich) durch feindlichen Einfall in das Oströmische Reich Wohnsitze für sein Volk in Obermoesien. Nach dem Tode seines Vaters (475) zum König erwählt, beteiligte sich Theodorich lebhaft an den inneren Kämpfen im Römerreiche, wobei seine eigenen Landsleute unter anderen Führern ihm vielfach gegenüber standen und er selbst bald für, bald gegen den oströmischen Kaiser die Waffen führte. Als er (487) eben wieder Konstantinopel bedrohte, entledigte sich der oströmische Kaiser Zeno des gefährlichen Mannes, indem er ihn zur Niederwerfung Odowakars nach Italien entsandte (vergl. S. 305).

Dieser wahrscheinlich dem germanischen Stamme der Rugier (vergl. S. 244) entsprossene Kriegsmann hatte sich, wie wir wissen, der Herrschaft über das weströmische Reich bemächtigt, nachdem der Oberfeldherr Orestes der größtenteils aus germanischen Söldnern bestehenden Reichstruppen, der seinen Sohn Romulus Augustulus zum Kaiser eingesetzt hatte, die Forderung des Germanenheeres, ein Drittel der römischen Grundstücke zu festem Wohnsitze zu erhalten, abgelehnt hatte. Die Söldner hatten darauf hin den Odowakar zum König ausgerufen, Orestes wurde mit den ihm treu gebliebenen Truppen bei Pavia geschlagen und getötet, Romulus zur Abdankung genötigt und auf Jahrgeld gesetzt, Odowakar vom oströmischen Kaiser Zeno zum „Patricius" ernannt, womit ihm der Charakter eines oströmischen Statthalters verliehen werden sollte. Odowakar bekümmerte sich aber wenig um die römische Oberhoheit, obgleich er selbst, nachdem er den Romulus vom Throne gestürzt, diese durch den römischen Senat dem Kaiser Zeno hatte anbieten lassen, sondern handelte wie ein selbstständiger Regent, prägte eigene Münzen, eroberte Dalmatien (482) und zog gegen seine eigenen Landsleute, die Rugier, die sich zu jener Zeit in Noricum befanden, siegreich zu Felde (487—488). Er ließ übrigens die Gesetze



Silbermünze des Odowakar,
in natürlicher Größe.
(Aus dem Berliner Königl. Münzkabinet.)
Nach Pflugk „Gesch. des Mittelalters".

und Verwaltungs-Einrichtungen Roms unberührt, übertrug Verwaltung und Rechtspflege den einheimischen Beamten und übte, obgleich er selbst Arianer war, gegen die römische Geistlichkeit volle Duldsamkeit — mit einem Worte, Rom konnte mit der Herrschaft dieses barbarischen Söldnerkönigs ganz zufrieden sein. Das war aber dem byzantinischen Kaiser sehr gleichgiltig; für ihn handelte es sich um die Wahrung des nun einmal gewonnenen Machtgebietes. Theodorich zog mit seinem ganzen Volke, nachdem dieses seine Zustimmung erklärt hatte, gegen den Odowakar aus, besiegte diesen wiederholt (489 u. 490), konnte seiner aber, nachdem er sich in Ravenna festgesetzt hatte, nicht Meister werden. Nach zweijähriger Belagerung schloß Theodorich mit Odowakar einen Vertrag, wonach die beiden gemeinschaftlich das Regiment über Italien führen sollten; kaum hatte aber Odowakar den neuen Bund geschlossen, als ihn Theodorich mit eigener Hand niedermachte (5. März 493). So endigte Odowakars Herrschaft nach 13jährigem Bestande. Theodorich trat an seine Stelle und führte die Regierung unter ähnlichen Bedingungen und auch in gleichem Sinne wie sein Vorgänger weiter. Er brachte das weströmische Reich, von dem außer Italien und Sicilien, Dalmatien und einem Teil von Pannonien auch Noricum, Vindelicien (das Land zwischen Inn und Bodensee, der oberen Donau und den Alpen) und Rhaetien abhängig waren, zu neuer Blüte. Seine Residenz war meistens in Ravenna, abwechselnd mit Verona, das im Nibelungen-Liede Bern genannt wird, daher auch Theodorich in diesem deutschen Heldengesange als „Dietrich von Bern" aufgeführt wird.



Mutmaßliche Ueberreste des Palastes des Theodorich zu Ravenna.

Dieser Baurest bildet jetzt die Vorderseite eines Franziskanerklosters und verrät durch rohe und ungeschickte Nachahmung des römischen Baustiles aus der Zeit des Diocletian seinen barbarischen Ursprung.

Ein anderer ostgermanischer Volksstamm, die Vandalen, war zu einem Teile schon während des von Marc Aurel gegen die Markomannen und Quaden (166—180) geführten Krieges (vergl. S. 285) aus seinen ursprünglichen Wohnsitzen im heutigen Schlesien nach Dacien gelangt; ein anderer Teil hatte sich langsam gegen Westen in der Richtung auf den Mittelrhein vorgeschoben und war zu Ende des 3. Jahrhunderts am mittleren Main erschienen. Die gegen Südosten vorgedrungenen Vandalen wurden um 334 von den Goten nahezu aufgerieben; den Rest nahm Constantin der Große neben sarmatischen Zuzüglern im römischen Pannonien auf. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts verließ ein Teil der hier angesiedelten Vandalen unter dem Könige Godegisel das Land aufs neue, um im Verein mit Sueven und Alanen (406) einen Beutezug über den Rhein nach Gallien zu unternehmen. Nachdem letzteres durch drei Jahre der Verheerung durch die eingebrochenen Vandalenhorden preisgegeben war, gingen diese (409) unter Godegisels Sohn Gunderich über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie von dem westgotischen Könige Wallia im Dienste Roms bekämpft wurden (416—418), in diesem Kampfe jedoch siegreich blieben und nach dem südlichen Spanien vordrangen, das sie 422 eroberten. Auf Gunderich folgte (nach 427) dessen natürlicher Halbbruder Genserich (Geiserich). Dieser führte die Vandalen und Teile der Alanen nach Afrika, wohin er von dem römischen Statthalter Bonifacius

gerufen worden sein soll. Zu jener Zeit regierte in Rom Kaiser Valentinian III. unter der Vormundschaft seiner Mutter **Placidia**, einer Tochter Theodosius I. Placidia, die, wie wir bereits wissen, von Alarich als Geisel aus Rom weggeführt und (414) die Gemahlin Athaulfs geworden war, war nach der Ermordung ihres Mannes zu ihrem Bruder, dem Kaiser Honorius, zurückgekehrt und hatte sich mit dessen Mitregenten **Constantius** vermählt, welcher Ehe Valentinian III. entsprossen war. Der Minister Aëtius hatte den Bonifacius bei der Regentin des Verrates beschuldigt und Bonifacius, der aus diesem Grunde um Stellung und Leben bangte, suchte Schutz bei den Vandalen. Als aber der Vandalenkönig (428) auf afrikanischem Boden erschien, hatte sich Bonifacius mit Placidia bereits wieder versöhnt und wandte nun die Waffen gegen Genserich, der Afrika nicht wieder verlassen wollte. Bonifacius verlor fast das ganze Land an die Vandalen, wurde aber nichts destoweniger an Stelle des Aëtius zum Oberfeldherrn ernannt, was ihn wieder in einen Krieg mit diesem verwickelte, der (433) mit der Niederlage und dem Tode des Bonifacius endigte. In Afrika aber begründete Geiserich ein selbständiges Reich, auf das wir später noch zurückkommen werden.

Mit den Vandalen und Alanen zusammen war auch ein **suebischer** Heerhaufe um 406 über den Rhein und 409 über die Pyrenäen gezogen. Die Sueben (vergl. S. 242) hatten zur Zeit Caesars den von den Kelten verlassenen Landstrich zwischen Main und Donau inne, nahmen aber hier, wie das Werk des Ebengenannten über den gallischen Krieg berichtet, keine festen Wohnsitze ein und schickten alljährlich einen Teil der Bevölkerung auf Beutezüge aus. Die Sueben trennten sich, nachdem sie den spanischen Boden erreicht hatten, von ihren Genossen und setzten sich im heutigen Galicien (zur Römerzeit Gallaecia) am nordwestlichen Ende der Halbinsel fest, um daselbst ein selbständiges Reich zu gründen, das lange Zeit der Ausgangspunkt verheerender Raubzüge nach den umliegenden Landschaften war, im Jahre 585 aber den Westgoten unterlag.

Die westgermanische Völkerschaft der **Langobarden** (vergl. S. 243), die in ihren alten Wohnsitzen an der Niederelbe mit den Römern unter Tiberius (5 n. Chr.) zuerst in Berührung gekommen waren, begann ihre Bewegung nach dem Süden etwa im 4. Jahrhundert, gelangte im Verlauf derselben ins Donauland und trat hier in nähere Beziehungen zu Ostrom. Die Langobarden nahmen das arianische Christentum an und erhoben sich durch die Zertrümmerung des Heruler- und Gepidenreiches im Laufe des 6. Jahrhunderts zum mächtigsten Volke an der mittleren Donau und zur Herrschaft über Pannonien. Im Jahre 568 zogen sie unter ihrem Könige Alboin nach Italien, dessen nördlicher, seither „**Lombardei**“ (Langobardei) genannter Teil rasch von ihnen überflutet wurde, wogegen die Küstenstriche, sowie die festen Städte mit Inbegriff Roms ihnen noch lange und zum Teil mit dauerndem Erfolge Widerstand leisteten. Es gelang ihnen, in Italien ein selbstständiges Reich zu begründen, das erst unter Karl dem Großen (774) seinen Untergang fand.

Das durch den Abzug der Germanen entvölkerte Land wurde schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts von **slawischen** Völkerstämmen besetzt. Soviel wir aus den Berichten der alten Schriftsteller erfahren und aus den späteren Wanderungen schließen können, hatten die Slawen seit einer weit hinter unserer Zeitrechnung gelegenen Zeit und bis in das 3. oder 4. Jahrhundert n. Chr. ein Gebiet inne, das zwischen Niemen und Düna bis an das von den **Litauern** eingenommene Gebiet an der Ostsee reichte, vom Meerbusen von Riga über die Waldaihöhen bis zur Mündung der Oka sich erstreckte, nördlich und östlich von finnischem Gebiet und im Osten von einer Linie begrenzt war, die man sich von der Oka nach Kiew und von da bis an den Bug gezogen zu denken hat. Die Süd- und Westgrenze dieses Gebietes wurde ungefähr durch die Karpathenlinie und die obere Weichsel bezeichnet. Infolge der Völkerwanderung gelangte zu Anfang des 6. Jahrhunderts das nördliche Ufer der unteren Donau in die Gewalt der Slawen, die sich von dort zu Anfang des 7. Jahrhunderts auch Moesiens, Thrakiens und Makedoniens bemächtigten. Die von den Vandalen, Burgundern und anderen germanischen Stämmen verlassenen Gebiete an der Oder und Elbe fingen die Slawen schon im 5. Jahrhundert zu

bevölkern an und breiteten sich von da bis zur Saale und Niederelbe und an den westlichen Ostseeküsten aus; gegen Ende des 5. Jahrhunderts traten sie in Böhmen und Mähren auf. Auch aus den hinterkarpathischen Ländern drangen slawische Stämme in das westliche Ungarn und von da, noch vor Ende des 6. Jahrhunderts, in die österreichischen Alpenländer ein; zu Anfang des 7. Jahrhunderts setzten sich die Kroaten und Serben in Dalmatien und dem ganzen alten Illyricum fest. Doch blieb ein großer Teil der ursprünglich in den hinterkarpathischen Ländern einander benachbarten Slawenstämme in seinen früheren Wohnsitzen, von wo sich dieselben nach Norden und Osten ausbreiteten und das heutige Rußland bevölkerten.

Die Slawen haben in späterer Zeit in der Geschichte mehrfach eine selbständige Rolle gespielt und auch auf diejenige des oströmischen Reiches einen wesentlichen Einfluß geübt. Wir werden an entsprechender Stelle darauf zurückkommen, wollen uns aber zunächst denjenigen germanischen Völkern zuwenden, die, von der Sturmflut der Völkerwanderung auf das Gebiet des Römerreiches geworfen, daselbst eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt haben.

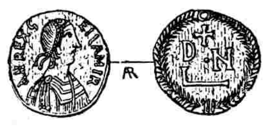
Das Westgotenreich.

Die den Westgoten überlassene Landschaft Aquitanien machte sich unter der Herrschaft des Nachfolgers des Königs Wallia, Theodorich I. (419—451) im Jahre 421 unabhängig und bildete das sogenannte Tolosanische Westgotenreich, das bis 507 bestand und der erste germanische Kulturstaat war. Theodorich I. nahm entscheidenden Anteil an dem Siege über Attila auf den Catalaunischen Feldern (vergl. S. 305), fiel aber im Verlaufe der Schlacht; seine Söhne erweiterten ihr Machtbereich über das ganze südliche Gallien und über Spanien. Allein schon unter dem Enkel Theodorichs, Alarich II., ging der gallische Teil des Reiches an die Franken, von denen später die Rede sein wird, verloren. Der Ostgotenkönig Theodorich entriß diesen den südlichsten Teil des verlorenen Gebietes wieder, worauf in dem geretteten Teile des Reiches (den spanischen Besitzstand mit inbegriffen), die Gotenherrschaft noch durch 200 Jahre erhalten blieb, endlich aber, erschüttert durch den religiösen Gegensatz zwischen den arianischen Goten und den katholischen Romanen, die die Bevölkerung des Reiches bildeten, und gelockert durch die tief eingreifenden Veränderungen in den gesellschaftlichen, Heeres- und Rechtsverhältnissen, im Jahre 711 im Kampfe gegen die Mauren durch eine bei Xeres de la Frontera erlittene vernichtende Niederlage seinen Untergang fand.

Das Vandalenreich

erhielt in dem (439) von Genserich eroberten Karthago seine Hauptstadt und erweiterte sich durch neue Gebietsabtretungen, die ihm Rom in einem 442 geschlossenen Frieden zugestehen mußte. Genserich legte besonderes Gewicht auf die Entwickelung der Seemacht und beherrschte mit seiner Flotte bald das ganze Mittelmeer. Er eroberte Sardinien, Corsica und einen Teil Siciliens, unternahm (455) einen Plünderungszug nach Rom und zerstörte (461) die von einem der letzten weströmischen Kaiser, Majorian, zum Angriff gegen ihn an der spanischen Küste gesammelte Flotte. Mauretanien und Tripolis fielen ebenfalls dem Vandalenreiche zu. Einer der Nachfolger Genserichs, der hochbejahrt im Jahre 477 starb und unstreitig einer der bedeutendsten Germanenkönige, ein gewaltiger Kriegsmann und zugleich ein kluger Staatsmann war, war Hilderich (526—530), ein Sohn der Tochter Honoria des Kaisers Valentinian III. Dieser war ein unkriegerischer und grausamer Regent, der sich den Besitz des Thrones dadurch zu sichern glaubte, daß er die Witwe seines Vorgängers, eine Tochter des Ostgotenkönigs Theodorich, und 6000 Goten, die mit

ihr nach Afrika gekommen waren, erschlagen ließ. Hilderich wurde durch seinen Vetter Gelimer gestürzt und samt seinen Söhnen ermordet (530); da jener aber die Gunst des oströmischen Kaisers sich zu erschmeicheln gewußt hatte, so eilte jetzt Byzanz herbei, um den Fall Hilderichs zu rächen. Die Streitmacht der Vandalen war unter den Nachfolgern des Genserich rasch in Verfall geraten; es waren nur 80000 Mann vorhanden, die dem oströmischen Heere entgegengestellt werden konnten, und auch diese hatten unter der heißen Sonne Afrikas und bei dem üppigen Leben, dem sich die Söhne des germanischen Nordens hingaben, ihre urwüchsige Kraft eingebüßt. Zudem stand die eingeborene Bevölkerung den Fremdlingen, von denen sie auch der Unterschied des Glaubens trennte (die Vandalen waren Arianer), feindlich gegenüber, namentlich diejenige des Gebietes von Karthago, auf welchem sich das gesamte Vandalenvolk zusammen gedrängt hatte, so daß die Eingeborenen hier unter dem schweren Drucke der Uebervölkerung zu leiden hatten. Bei Trikameron kam es im Dezember 533 zur Schlacht, an der sich auf byzantinischer Seite auch die Ostgoten beteiligten. Es gelang dem Gelimer, sich, nachdem die Schlacht für ihn verloren gegangen war, in einer Bergfeste in Numidien noch eine Zeit lang zu halten; doch mußte er sich aus Mangel an Lebensmitteln schließlich ergeben und die Schmach über sich ergehen lassen, daß er in Konstantinopel im Triumphzuge des Siegers mit aufgeführt wurde. Von dort brachte man ihn nach Galatien, wo ihm durch kaiserliche Gnade ein Landbesitz zur Verfügung gestellt wurde. Der byzantinische Feldherr Belisar, der mit so leichter Mühe das Vandalenreich unterworfen hatte, stellte in demselben die oströmische Herrschaft und Verwaltung her, reihte die männliche Jugend der Besiegten in der kaiserlichen Reiterei ein und gab den Weibern und Töchtern der Vandalen römische Krieger zur Ehe. Volk und Reich der Vandalen verschwanden damit aus der Geschichte.



Münze von Gelimer.
(Nach Friedländer, aus Pflugk „Gesch. des Mittelalters“.)

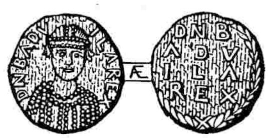
Das Ostgotenreich.

Theodorich (vergl. S. 312), dem zu Recht der Beiname des „Großen“ gegeben worden ist, hatte, als er gegen Odowakar gezogen war, den größeren Teil der bis dahin unter verschiedener Führung getrennten Ostgoten unter seinem Befehl zu vereinigen gewußt und auch einzelne Heerhaufen aus anderen germanischen Stämmen an sich gezogen. Auf diese Art war er zu so bedeutender Macht gelangt, daß er, obgleich er die Oberhoheit des oströmischen Kaisers der Form nach anerkannte, in Wirklichkeit doch eine ähnliche Stellung beanspruchen konnte, wie sie seiner Zeit die weströmischen Kaiser eingenommen hatten. Als im Jahre 510 die Franken die Westgoten angriffen, schlug er sie und nahm das dadurch in seinen Besitz gelangte westgotische Gebiet zunächst in vormundschaftliche Verwaltung für seinen unmündigen Enkel Amalarich, den Sohn Alarichs II., der im Kampfe gegen die Franken (507, unweit Poitiers) gefallen war; nach seinem Tode (526) wurden aber die beiden Gotenreiche wieder getrennt. Theodorich ließ nach dem Beispiele Odowakars die römischen Einrichtungen ziemlich unverändert und zog hervorragende Römer, so namentlich den Philosophen Boëthius, zu hohen Aemtern und wichtigen Staatsgeschäften heran. Kunst und Wissenschaft entfalteten sich ebenso wie die bürgerlichen Gewerbe zu neuer Blüte, und mit Recht rühmt Gregorovius den „ostgotischen Barbaren“ nach, daß sie, den verkommenen Italienern in allen Tugenden wie Heroen überlegen, die alte Kultur der Römer vor den Barbaren retteten und erhielten. Unter allen Fremden, die Italien beherrschten (und es trägt dies Paradies Europas den Fluch der Fremdherrschaft durch die Schuld sowohl der Natur als der Geschichte), waren sie die rühmlichsten. Ausgezeichnet durch alle unverfälschten Gaben einer ursprünglichen Natur, wie sie urwüchsigen Stammvölkern eigen sind, verbanden sie mit hoher Kulturfähigkeit die germanische Milde des Charakters, so daß

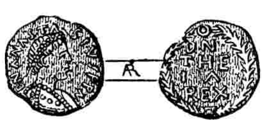
diese gotische Fremdherrschaft — namentlich im Vergleich zu den späteren — kein Unglück, sondern ein Segen für Italien gewesen ist, nur leider kein anhaltender.

In Byzanz sah man das Aufblühen des ostgotischen Reiches mit der Besorgnis des Neides und der Selbstsucht. Namentlich wühlte die byzantinische Geistlichkeit gegen den arianischen Hof Theodorichs und hetzte die katholischen Italiener gegen den ketzerischen Herrscher und sein Volk. Die Duldung, die alle germanischen Herrscher arianischen Glaubens gegen die unterworfenen Katholiken — sehr im Gegensatze zur Unduldsamkeit, die das römische Staatschristentum von Anfang an gegen die Arianer gezeigt hatte — wurde schlecht vergolten. Als im Oströmischen Reich eine neue Verfolgung der Arianer in Scene gesetzt wurde, schickte Theodorich den Bischof von Rom nach Konstantinopel, um durch dessen Vermittelung Abhilfe zu schaffen. Der Bischof nahm sich aber nur lau der arianischen Sache an und der Philosoph Boëthius, von dessen Christentum man in seinen hinterlassenen Schriften kaum eine Spur findet, brachte sich sogar in den Verdacht, mit dem byzantinischen Hofe gegen Theodorich zu konspirieren. Der siebzigjährige Theodorich, längst schon verbittert durch die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen, die Römer für sich zu gewinnen, hat in seinem Ingrimm vielleicht unbedacht und ungerecht gehandelt, als er den aus Konstantinopel zurückgekehrten Bischof ins Gefängnis werfen und den Boëthius (525) hinrichten ließ. Aber dieser dunkle Fleck in seiner Geschichte, zu dem sich noch seine Handlungsweise gegen Odowakar gesellt, kann seine Verdienste um das Land, das er durch vierthalb Jahrzehnte beherrscht hat, nicht schmälern. Nach dem Tode Theodorichs fiel das Reich an seinen siebenjährigen Enkel Athalarich, den Sohn seiner Tochter Amalasuntha, für den diese bis zu seinem Tode (534) die Regentschaft führte. Amalasuntha nahm darauf ihren Vetter Theodat zum Mitregenten an und verband sich ehelich mit ihm, wurde aber von dem nach der Alleinherrschaft Strebenden ermordet, und nun nahm Byzanz die Gelegenheit wahr, um auch dem ostgotischen Germanenreiche ein Ende zu machen. Belisar wurde 535 nach Italien geschickt und eroberte (536) Neapel; Theodat, der sich in dem Kriege sehr unentschlossen und feige gezeigt hatte, wurde durch eine Versammlung des Gotenheeres entthront und auf der Flucht getötet; an seiner Stelle wurde der tapfere Vitiges zum König ausgerufen.

Vitiges (Witichis) suchte während seiner kurzen Regierungszeit (536—539) mit großer Tapferkeit das sinkende Reich gegen die oströmische Uebermacht zu behaupten, und auch sein Nachfolger Totila (540—552) hielt dem Belisar wacker Stand und schuf sogar eine Flotte, mit der er Sicilien, Sardinien und Corsica zurückeroberte, während sein Landheer fast ganz Italien wieder in die Gewalt bekam. Da sich aber mehrere Germanenstämme, namentlich die Langobarden, Heruler und Gepiden mit Byzanz gegen ihn verbanden, mußte auch dieser milde und gerechte König der Uebermacht endlich erliegen. Im Jahr 552 griff ihn Narses, der Nachfolger des Belisar, bei Taginae (nördlich von Spoleto) an und bereitete ihm eine entscheidende Niederlage. Totila, in der Schlacht verwundet, starb bald darnach und an seiner Stelle wählten die Goten, die sich nach Norditalien zurückzogen, den Teja zum Könige. Dieser unternahm einen neuen Vorstoß nach dem Süden und stieß in Campanien, nahe beim Vesuv, mit Narses zusammen. Es kam zu einer heißen Schlacht, die durch zwei Tage wütete. Schon am ersten Tage fiel Teja; am Morgen des dritten übergaben sich die wenigen Ueberlebenden dem Sieger. Das Heer der Ostgoten war vernichtet, ihr Reich verloren (553). Im nächsten Jahre erschien ein Germanenheer in der Poebene und durchzog plündernd und sengend die ganze Halbinsel. Narses eilte aber rasch herzu, griff die Germanen am Volturnus (in Campanien) an und vernichtete ihr Heer (554).



Münze von Totila.
(Nach Friedländer, aus Pflugk „Gesch. des Mittelalters".)



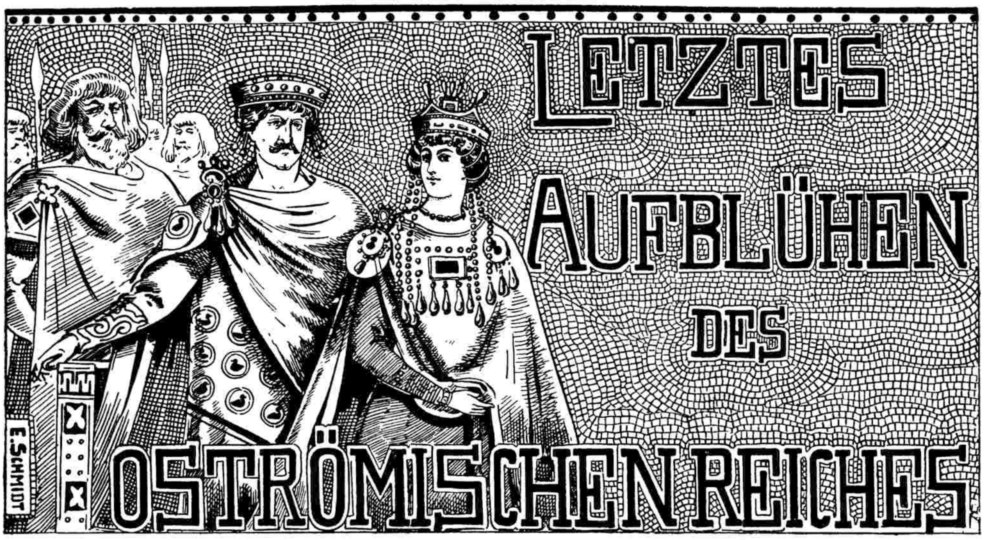
Münze von Teja.
(Nach Friedländer, aus Pflugk „Gesch. des Mittelalters".)

Italien wurde nun zu einer Provinz des oströmischen Reiches gemacht, die Narses als „Exarch“*) regierte. Der im nunmehrigen „Exarchat“ Italien zurückgebliebene Rest der Goten verschwand allmälig unter der übrigen Bevölkerung.

Mit dem Ende des gotischen Reiches beginnt, wie Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ schreibt, der eigentliche Verfall und Ruin von Rom. Es sinken die Denkmäler und selbst die geschichtlichen Erinnerungen der Alten nach und nach in Vergessenheit, und nur manchmal läßt der Zufall Name oder Gestalt eines antiken Gebäudes wieder emportauchen. Die Tempel zerfallen. Die Prachtfora der Kaiser und jenes des römischen Volkes ergrauen sagenhaft, die Theater und der Circus Maximus, wo die Wagenspiele, die liebste und letzte Ergötzung der Römer, nicht mehr gefeiert werden, bedecken sich mit Schutt und Gras. Das Amphitheater des Titus steht als der festeste Bau der kaiserlichen Vergangenheit unerschüttert, aber seiner Zierde beraubt; die großen Thermen, von keiner Wasserleitung mehr versorgt und nicht zum Bad mehr dienend, gleichen in der Wildnis verfallenen Städten, welche der Epheu zu umspinnen beginnt. Die kostbare Marmorbekleidung ihrer Wände stürzt herunter, oder wird vom Bedürfnis abgerissen, und die musivischen Fußböden lösen sich hie und da, oder werden durch das wuchernde Unkraut gewaltsam getrennt. Noch stehen in ihren schönen Gemächern Badesessel von hellem oder dunklem Stein und prächtige Wannen von Porphyr oder von gelbem orientalischen Alabaster; die Priester holen sie nach und nach, um Bischofsstühle, oder Taufbecken, oder Grabmäler für Heilige daraus zu machen. Aber ihrer manche und viele Statuen bleiben verlassen stehen, bis sie das einstürzende Gemäuer erschlägt und bis der Schutt sie für Jahrhunderte begräbt. Die völlige Verlassenheit gerade der einst belebtesten Prachtanstalten der öffentlichen Feste von Rom hat etwas Grauenvolles; ihre feingemalten Hallen und schattigen Galerien, welche allmälig wasserdurchsickerten Felsgrotten ähnlich wurden, betrat der Enkel des alten Rom nun mit gespenstischer Furcht, und der Dieb und Mörder oder der Falschmünzer, der Sektierer oder Nekromant schlug in ihnen bald seine Schlupfwinkel auf. Rom verpuppte und verklösterte sich seltsam, und während dieser byzantinischen Jahrhunderte hört man im Schweigen der Geschichte nur das Fallen von Ruinen, das rastlose Bauen von Kirchen und Klöstern, das Singen von Bußprozessionen verzückter oder geängstigter Menschen, und die eintönigen Litaneien von zahllosen Mönchen und Nonnen oder von germanischen Pilgern. Aber das bürgerliche Volk der Römer, gänzlich verkommen, jedes politischen Handelns, jedes Freiheitsgefühls beraubt, arm und bettelhaft, ein Haufe von Ruinen, scheint in den Trümmern des Altertums einen Schlaf von Jahrhunderten zu schlafen.

Bevor wir nun unsere Aufmerksamkeit einem weiteren, auf vormals römischem Boden erstandenen Germanenreiche, demjenigen der Langobarden (vergl. S. 314) zuwenden, wollen wir uns mit dem oströmischen Reiche befassen, das mit Bezug auf den Ausgang des Vandalen- und Ostgotenreiches die entscheidende Rolle gespielt hat.

*) „Exarchos“ griech. s. v. w. der „Erste oder Vorzüglichste“, war der Titel der byzantinischen Statthalter des Gebietes, das den griechischen Kaisern von 554 bis ins 8. Jahrhundert verblieb. Anfangs umfaßte dieses Gebiet Rom und die heutige Romagna, Venedig, Genua, den Küstenstrich von Rimini bis Ancona und ganz Unteritalien. Es schmolz aber mit der Zeit immer mehr zusammen, entfremdete sich auch völlig dem oströmischen Reich, das durch seine Glaubensstreitigkeiten und häufigen Thronumwälzungen auf italienischem Boden keinen Halt gewinnen konnte. Als die Langobarden in Italien sich festsetzten, wurde es von diesen hart bedrängt und endlich durch Pipin von den Langobarden befreit, aber dem Papste unter fränkischer Oberhoheit überlassen und damit der griechischen Herrschaft endgiltig entzogen. Pipin selbst nahm unter dem Titel „Patricius“ die Vertretung der Oberhoheit an sich.



Durch die von Theodosius I. vorgenommene Teilung des Reiches unter seine zwei Söhne entstand aus dem früheren östlichen Reichsteil das Byzantinische Kaisertum, das alle asiatischen Provinzen nebst Aegypten, ferner in Europa die Balkanhalbinsel nebst den südlich der untern Donau gelegenen Provinzen umfaßte. Der mit diesem Reich bedachte ältere Sohn des Theodosius, Arcadius, wurde in der Regierung anfangs durch seinen Minister Rufinus, einen habsüchtigen und gewaltthätigen Menschen, der schon nach wenigen Monaten seiner Regierung ermordet wurde, geleitet. An seine Stelle trat der Oberkammerherr Eutropius, und nach dessen Sturz (399) der gotische Feldherr Gainas, der die beiden Vorgenannten beseitigt hatte, aber bereits 400 ihnen nachfolgte. Das war die vielversprechende Einführung des Oströmischen Regimentes, das sich mit geringen Ausnahmen in ähnlicher Weise unter fortwährendem, häufig auf blutigem Wege erzieltem Personenwechsel fortspielte. Während der Kaiser Arcadius in morgenländischem Pomp und morgenländischer Faulheit seine Tage verbrachte, war das Reich von Erdbeben und Hungersnot und von häufigen Raubzügen der Barbaren — besonders demjenigen der Goten unter Alarich — heimgesucht, und zu allem Ueberfluß verschärfte der sonst völlig unfähige und unthätige Arcadius die traurige Lage des Reiches durch harte Maßregeln gegen Ketzer und Heiden. Die eitle Gemahlin des Kaisers, die Frankentochter Eudoxia, herrschte an dessen Stelle bis zu ihrem Tode (404), dem 408 derjenige des Arcadius folgte. Nach ihm kam sein minderjähriger Sohn Theodosius II. (408—450) auf den Thron, für den anfangs der Präfekt Anthemius, seit 414 die Schwester Pulcheria des Kaisers regierte. Nach dem Tode des Theodosius vermählte sich diese mit dem Feldherrn Marcianus, der nun von 450—457 kräftig regierte und die Hunnen von den Grenzen seines Reiches fernzuhalten wußte. Im folgte als Leo I. (457—474) ein dacischer Truppenführer, und diesem sein Neffe, der Isaurier Leo II., der aber schon nach wenigen Monaten starb, worauf sein Vater Zeno sich der Kaiserkrone bemächtigte (474—491). Diesen vertrieb (476) der Bruder Verina der Witwe Leo I., doch gelangte er mit Hilfe der Isaurier*) und ostgotischer Truppen schon 477 wieder auf den Thron. Unter seiner Regierung fanden zahlreiche Empörungen statt, und das immer mehr sich steigernde Religionsgezänk trug nicht

*) Isaurien hieß die Landschaft am nördlichen Abhang des cilicischen Taurus in Kleinasien, deren Bewohner wegen ihres räuberischen Wesens berüchtigt waren und den Byzantinern teils als Söldner dienten, teils als Ruhestörer viel zu schaffen machten.

wenig zur Zerrüttung des Reiches bei. Wie sich Zeno der bedrohlichen Uebermacht der Ostgoten unter Theodorich erwehrte, haben wir bereits (S. 312) mitgeteilt. Nach dem Tode des Zeno heiratete seine Witwe einen 60jährigen Hofbeamten, der 491 als Anastasius I. den Thron bestieg und gegen die zu Gunsten des Bruders Zenos mit bewaffneter Hand eingreifenden Isaurier einen sechsjährigen Kampf zu bestehen hatte (492—498), aus dem er schließlich siegreich hervorging, worauf der alte Mann noch weitere 20 Jahre regierte. Er hatte mehrere Empörungen im Innern niederzuwerfen und sich auch der seit 493 im Reiche verheerend vordringenden Bulgaren zu erwehren, gegen die er zum Schutze Konstantinopels (512) eine vom Marmara-Meere bis zum Schwarzen Meere reichende Befestigungslinie anlegte. Die Forderungen der Rechtgläubigen traten während seiner Regierung immer ungestümer hervor und brachten das Reich, da der unzufriedene Teil des Heeres zu ihren Gunsten auftrat, an den Rand des Verderbens. Als Anastasius starb (518), riefen die Legionen den Illyrier Justin, bisher Oberst der Leibwache, zum Kaiser aus, und Senat, Volk und Kirche erkannten ihn als solchen an. Justinus I. (518—527) war als armer Hirt in die Garde eingetreten und hatte sich, obgleich ohne jene Bildung, zum Befehlshaber derselben emporgeschwungen. Bei seiner Erhebung auf den Thron, die er zunächst durch reiche Geschenke an seine Soldaten erzielte, zählte er bereits 68 Jahre. Der ebenso verschmitzte als thatkräftige Mann wußte sich bei den Kirchenoberhäuptern des Reiches durch Hervorkehrung seiner Rechtgläubigkeit einzuschmeicheln. In Konstantinopel hatten sich damals zwei merkwürdige Parteien gebildet: die Grünen und die Blauen. Es waren dies nicht politische, sondern Rennbahn-Parteien, die schon in Rom entstanden waren, und zwar wahrscheinlich aus aristokratischen Rennklubs, die durch die Farbe ihrer Gewänder und derjenigen ihrer Wagenlenker sich unterschieden. Zuerst soll es vier solcher Klubs gegeben haben, deren Farben Blau, Weiß, Grün und Rot waren: doch gingen mit der Zeit die Weißen in den Blauen und die Roten in den Grünen auf. In Konstantinopel nun schwangen sich diese Parteien zu politischer Bedeutung auf; sie bildeten anerkannte Gemeinschaften mit eigenen Satzungen, Vorständen und Beamten, spielten bei feierlichen Aufzügen und Hoffesten eine große Rolle und nahmen außer dem Kaiser und seinem Hofe fast die ganze Bürgerschaft in ihre Verbände auf, die sich gegenseitig heftig befehdeten. Anastasius I. hatte sich den Grünen zugewandt, und unter ihm war es (501) zum erstenmal zwischen den beiden Farben zum förmlichen Kampfe gekommen. Justin begünstigte jetzt die Blauen und schuf sich dadurch eine mächtige Partei in der Bürgerschaft. Obwohl er kriegerische Erfolge gegen die Perser erzielte, mit denen nach langem Frieden unter Anastasius (502) der Streit aufs neue ausgebrochen war, und gegen die Aethiopen, die Aegypten beunruhigten, blieb Justinus politisch doch unbedeutend, und schon bei seinen Lebzeiten galt als eigentlicher Leiter der Regierung sein Neffe und Adoptivsohn Justinian, der 527 nach dem Tode des Oheims als Justinian I. den Thron bestieg (527—565).



Kupfermünze von Justinian I.

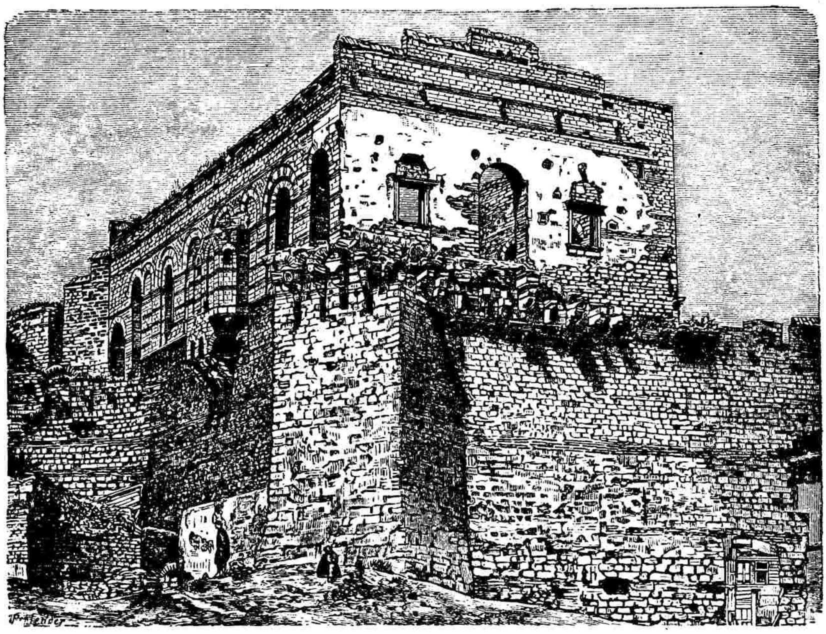
Im 19. Regierungsjahre geprägt.

Originalgröße. Aus dem Berliner Kgl. Münzkabinet nach Pflugk „Gesch. des Mittelalters“.

Er war zu jener Zeit 45 Jahre alt, stand also in der vollen Kraft des reifen Mannesalters und bethätigte diese auch durch unermüdliches Schaffen auf allen Gebieten

*) Das Titelbild zu diesem Abschnitte zeigt die Gestalten des Justinian und seiner Gemahlin Theodora nach einer Darstellung derselben auf dem zeitgenössischen Mosaikbilde in der Kirche San Vitale in Ravenna.

des Staatslebens. Zu größter Berühmtheit ist die von ihm angeordnete Codification*) des römischen Rechtes gelangt. In der Kundgebung dieser Gesetzsammlung sagt er, das Gemeinwesen beruhe auf Waffen und Gesetzen, wozu als weiteres die Kirche komme. Im Zusammenwirken dieser Dreiheit hat er das Byzantinische Reich auf eine Höhe gebracht, die es weder vor- noch nachher auch nur annähernd erreicht hat, und die ihm die Stellung einer Großmacht des Abendlandes verliehen. Seine Heere unterwarfen Afrika, Italien und das südöstliche Spanien; mit Persien konnte er (562) wenigstens einen dauernden Frieden schließen; nur die Slawen und Bulgaren erwiesen sich stärker als er und suchten die Balkanhalbinsel häufig mit ihren verheerenden Einbrüchen heim, obgleich auch Justinian durch



Die Reste des Hebdomon (Kaiserpalastes).
(Nach einer Photographie, aus Pflugk „Gesch. des Altertums".)

Anlage zahlreicher Befestigungen die östliche Grenze des Reiches, die Donaulinie und die verschiedenen Gebirgsübergänge zwischen dem Balkan und dem Peloponnes zu schützen suchte. Als Baumeister hat sich Justinian hauptsächlich in den Dienst der Kirche gestellt, der er ein fester Pfeiler war; an tausend Kirchen sollen im Reiche während seiner Regierung erstanden sein, davon allein 25 in der Reichshauptstadt und unter diesen die noch heute viel bewunderte Hagia Sophia, neben der der Kaiserpalast Hebdomon trotz all seines Prunkes nur eine bescheidene Stellung einnahm. In der Kirche suchte Justinian seine hauptsächlichste Stütze, und durch Unterdrückung aller vom Staatschristentum abweichenden Glaubensmeinungen trachtete er ihre Macht, an die seine eigene sich anlehnte, zu erhöhen und zu befestigen. Die heidnischen Kulten wurden überall, wo sie noch bestanden, ausgemerzt, die neuplatonische Philosophenschule in Athen aufgehoben. Doch offenbarte er seinen praktischen Sinn auch auf dem Gebiete der Baukunst durch Anlage von

*) Codex s. v. w. Gesetzbuch; Codification s. v. w. Zusammenstellung und Einrichtung nach den Formen eines Gesetzbuches. Das Justinianische, von Tribonian redigierte Corpus juris ist die Grundlage aller abendländischen Rechtswissenschaft gebli·ben.

Heerstraßen und Erbauung von Brücken und Wasserleitungen. Um den Persern den einträglichen Zwischenhandel aus China und Indien auf dem Seidenmarkte zu entziehen, ließ er Seidenraupen einführen und schuf damit einen neuen wichtigen Industriezweig. Für die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln wurde ein eigener Flottendienst eingerichtet.

Sein Hauptaugenmerk wandte Justinian dem Abendlande zu, wo die neu entstandenen Germanenreiche, namentlich dasjenige der Ostgoten, seinem Lieblingsgedanken, das römische Reich in seiner ganzen früheren Ausdehnung wieder herzustellen, in sehr unbequemer Weise im Wege standen. Nachdem er die ersten sechs Jahre seiner Regierung dazu verwendet hatte, seine Macht im Innern, die namentlich durch den Nikaaufstand*) in große Gefahr geraten war, völlig zu befestigen, ging er daran, sich der genannten Reiche zu bemächtigen. Da ihm selbst kriegerische Befähigung völlig versagt war, so bediente er sich hierzu seines ausgezeichneten Feldherrn Belisar, der, wie wir gesehen haben, mit den Vandalen sehr rasch fertig wurde, wogegen die Niederwerfung der Ostgoten erst seinem Nachfolger Narses gelang (vergl. S. 318). Ueber das Schicksal Belisars in seinen späteren Jahren ist sehr viel Unwahres in die geschichtliche Ueberlieferung mit eingeflossen, und ähnlich verhält es sich mit den Nachrichten über die Kaiserin Theodora, die im Verein mit ihrer Freundin Antonia, der angeblich lasterhaften Gemahlin Belisars, dessen Sturz verursacht haben soll. Thatsache ist, daß Belisar im Dezember 562 der Verschwörung verdächtigt und gefänglich eingezogen worden ist, aber schon 563 seine Freiheit wieder erlangte und 565 im vollen Besitze seines Vermögens und seiner Würden starb. Daß er aus dem Fenster seines Kerkers die Vorübergehenden um einen Obolus (kleine altgriechische Münze, deren Wert $12^1/_2$ Pfennig betrug) „für denjenigen, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat", angesprochen, oder gar als blinder (d. h. zur Strafe geblendeter) Bettler die Straßen durchzogen haben soll, sind Fabeln, die von Schriftstellern des 12. und 15. Jahrhunderts erfunden wurden. Ebensowenig glaubhaft ist es, daß Theodora, wie behauptet wird, die Tochter eines Bärenhüters des Circus und Schauspielerin von schlechtestem Rufe war. Justinian hatte sie allerdings schon sechs Jahre vor seiner Thronbesteigung geheiratet, und schließlich hätte er als Sohn eines Bauern zur Tochter eines Bärenhüters ganz wohl gepaßt; aber der Bauernsohn war eben damals schon der Pflegesohn seines kaiserlichen Oheims Justinus, der eine solche Ehe schwerlich zugegeben hätte, und zudem war er viel zu sehr Verstandesmensch und guter Menschenkenner, als daß ihm, dem zur Zeit seiner Vermählung nahezu Vierzigjährigen, eine derartige Verbindung jemals hätte in den Sinn kommen können. Auch war der Schmerz, den der 66jährige Justinian beim Tode seiner Gattin (548) an den Tag legte, zu tief und nachhaltig, als daß man annehmen könnte, dieselbe sei in dem Maße sittlich verworfen gewesen, in welchem ihr dies nachgesagt wird. Jedenfalls war sie ihres stolzen Wesens und ihrer grausamen Rachsucht halber gefürchtet



Kupfermünze von Justinus II. und seiner Gemahlin Sophia.

In Originalgröße.
Aus dem Berliner Königl. Münzkabinet, nach Pflugk „Gesch. des Mittelalters".

*) „Nika" s. v. w. „siege!" war der Ruf, mit welchem das Volk die Wagenlenker im Circus aufzumuntern pflegte. Gleich seinem Oheim Justinus begünstigte Justinian die „Blauen" und rief dadurch (532) einen Aufstand der „Grünen" hervor, dem sich aber diesmal auch die Blauen anschlossen, und der zu einem furchtbaren, sechstägigen Straßenkampf ausartete, wobei ein großer Teil Konstantinopels in Flammen aufging. Bei Unterdrückung dieses Aufstandes durch die germanischen Söldnertruppen wurden 30—40000 Menschen in der Rennbahn niedergemetzelt. Justinian war nahe daran, durch Abdankung und Flucht dem entsetzlichen Rummel zu entrinnen, doch vermochte ihn seine entschlossene und mutige Gemahlin Theodora davon abzuhalten. Hervorgerufen wurde der Aufstand durch einen Neffen des früheren Kaisers Anastasius I., der an der Spitze der Grünen stand; daß die Blauen gemeine Sache mit ihm machten, kam daher, daß Justinian einen Blauen hatte hinrichten lassen, obwohl er vom Volke um Gnade für ihn angerufen worden war.

und gehaßt, und darum mochte sich wohl auch die Klatschsucht mit Vorliebe daran gemacht haben, ihren Ruf zu besudeln.

Nach Justinians Tod folgte demselben sein Neffe Justinus II. auf dem Throne (565—576), der unter der Ueberspannung der Kräfte des Reiches durch seinen Vorgänger schwer zu leiden hatte. Er wurde in Kämpfe mit den Avaren an der Donaugrenze verwickelt, und auch der seit 572 erneuerte Krieg gegen Persien verlief ungünstig, bis der dahin entsandte Feldherr Tiberius, den der kränkelnde Kaiser (574) zum Mitregenten ernannt hatte, unter Mitwirkung der damals noch jenseits des kaspischen Meeres wohnenden Türken eine bessere Wendung in die dortige Lage brachte. Als Justinus (578) starb, bestieg dieser Feldherr an seiner Statt als Tiberius I. den Thron, und es begann ein allmäliger Niedergang des Byzantinerreiches, von dem dieses bis zu seinem Ausgang sich nicht mehr zu erholen vermochte.

Während der Herrschaft Justinus II. vollzog sich die bereits erwähnte Begründung des Langobardenreiches in Italien.

Das Langobardenreich.

Das durch den König Alboin (vergl. S. 314) begründete Langobardenreich trägt zu Beginn seines Bestehens alle Zeichen der gewaltthätigen Zeit, der es seinen Ursprung zu verdanken hatte. Ueberall herrschte im Exarchat Unordnung und Not. Narses, der es begründet hatte, war bereits 567 gestorben und auch Justinian lebte nicht mehr, um mit seinem weitschauenden Blicke und seiner organisatorischen Kraft die Verwaltung der Provinz in richtige Bahnen zu lenken. Den Bewohnern derselben war aber der germanische Einbruch gar nicht unwillkommen, da sie unter dem Regierungs- und Steuerdrucke der byzantinischen Oberhoheit schwer zu leiden hatten. Alboin setzte sich daher, ohne Widerstand zu finden, in den Besitz Friauls, der Landschaft im Nordosten Oberitaliens, die er seinem Neffen Gisulf als Herzogtum gab. Auch Verona und Mailand ergaben sich ohne Kampf; vor Pavias Mauern stand aber der Langobardenkönig drei volle Jahre, bevor er seinen Einzug in die frühere gotische Königsstadt halten konnte. Immer weiter südwärts drangen die Langobarden vor; Tuscien (das alte Etrurien) war rasch gewonnen, mitten zwischen Feinden entstanden die Herzogtümer Spoleto und Benevent. Auch nach Norden hin schwärmten die Langobarden, überschritten die Alpen und maßen ihre Kraft mit den Franken und Burgunden, die sich in den Gebieten jenseits derselben niedergelassen hatten.

Die salischen Franken (vergl. S. 243) hatten sich schon im Anfang des 5. Jahrhunderts im nördlichen Gallien festgesetzt und breiteten sich von da aus bis an die mittlere und untere Loire und den Doubs aus. Ihre südlichen Nachbaren wurden durch Begründung des Tolosanischen Reiches (vergl. S. 315) die Westgoten, welche von ihnen, wie wir gesehen haben, besiegt wurden. Oestlich von den Westgoten hatten sich im Gebiete der Rhone und Saone die Burgunden (vergl. S. 244) ausgebreitet, denen am Mittelrhein die Alemannen nachgerückt waren. Die Burgunden schlossen unter ihrem Könige Gundobad ein Bündnis mit den Franken gegen die Westgoten, mit denen sie früher befreundet waren. Ihre Annäherung an die Franken hatte nun zur Folge, daß sie sich gleich jenen von ihrem arianischen Christentum abwandten, und als der katholische Sigismund (516—523) zu ihrem Könige erhoben wurde, gelangte die katholische Kirche im Burgunderreiche rasch zu herrschender Stellung. Die Franken lohnten aber den Burgunden, die ihnen geholfen hatten, die Westgoten zu besiegen, für ihre Bundesdienste schlecht; sie fielen mit überlegener Waffengewalt in ihr Reich ein, schlugen Sigismund, nahmen ihn samt seiner Familie gefangen und töteten ihn und die Seinigen.



Nachahmung eines Gold-Triens von Justin I. mit Monogrammen v. Sigismund. (Aus der „Numism. chron." XVIII. Solche Nachahmungen altrömischer Münzen finden sich in jener Zeit häufig.

Burgund wurde mit dem Frankenreiche vereinigt (534), bildete aber bei den nachmaligen zahlreichen Teilungen desselben meist ein besonderes Königreich, das nach dem Zerfalle des Frankenreiches im 9. Jahrhundert wieder selbständig wurde.

Ein fränkisch-burgundisches Heer war es, mit welchem um 569 die Langobarden auf einem ihrer Beutezüge nach dem benachbarten Gallien zusammenstießen. Sie besiegten dasselbe und kehrten mit reicher Beute beladen nach Italien zurück. Als sie aber ein gleiches Abenteuer noch einmal versuchten, war der Gegner stärker, und ihr Heer wurde zersprengt. Bald darauf (573) starb Alboin durch die Hand eines von seiner Gattin Rosamunde*) gedungenen Mörders, und sein Nachfolger Kleph verfiel (575) dem gleichen Lose. Durch ein Jahrzehnt wurden nun die Langobarden von zahlreichen Herzögen regiert, bis die Notwendigkeit einer einheitlichen Herrschaft durch äußere Gefahr so dringend wurde, daß sie Klephs Sohn Authari zum Könige wählten, der (584—590) die Feinde schlug und die Ordnung wieder herstellte. Neben den Herzögen, die als Kriegsherren ihres Gebiets eine gewisse Selbständigkeit bewahrten, wurden Gastalden eingesetzt, die das Krongut zu verwalten hatten und als Beamte des Königs einen die Macht der Herzöge einschränkenden Einfluß ausübten. Die Gattin des Authari war Theudelinde, eine Tochter des Bayernherzogs**) Garibald, die als strenge Katholikin zu dem damals bereits zu höherer Bedeutung gelangten Papsttum (vergl. d. nächsten Abschnitt) in nähere Beziehungen trat. Nach dem Tode Autharis vermählte sie sich mit dessen Nachfolger Agilulf (590—616) und bewog diesen, der katholischen Kirche, die von den arianischen Langobarden vielfach gebrandschatzt worden war, einen Teil ihrer Güter wieder herauszugeben und seinen eigenen Sohn und Thronfolger Adelbald katholisch taufen zu lassen. Seither machte die Katholisierung der Langobarden rasche Fortschritte, obgleich Adelbald nach neunjähriger Regierung von seinem arianischen Schwager Ariowald (625—636) gestürzt wurde und diesem abermals ein Arianer, Rothari (636 — 652), folgte. Nach Rothari begann eine Reihe katholischer Langobardenkönige, unter denen das Reich in Verfall geriet, bis ihm in Liutprand (712 bis 744) wieder ein kräftiger König erstand, der, das Ziel der Eroberung von ganz Italien anstrebend, sowohl die Empörungen im Innern niederdrückte als auch nach außen das Reich vergrößerte. Sein Ziel erreichte er aber doch nicht, weil ihm die Kraft fehlte, dem Streben der Päpste nach selbständigem Landbesitz mit Erfolg zu widerstehen. Einer von diesen, Gregor II., verband sich mit den langobardischen Herzögen von Spoleto und Benevent gegen Liutprand, der ihrer jedoch Meister ward und den Papst in die Zwangslage versetzte, von ihm Gnade zu erbitten. Der nächste Papst, Gregor III., ging (740) in derselben Weise vor, und da auch er gegen Liutprand den Kürzeren zog, bot er dem fränkischen Hausmeier***) Karl Martell die Schutzherrschaft über Rom an, die dieser indes ablehnte, da auf sein gütliches Zureden Liutprand seine Eroberungsgedanken aufgab. Auch Liutprands Nachfolger Ratchis (744—749) trug sich mit ähnlichen Gedanken wie sein Vorgänger, verzichtete aber gleichfalls auf dieselben aus Furcht vor der fränkischen Einmischung. Sein Bruder und Nachfolger Aistulf (749—756) machte dagegen Miene, den Eroberungskrieg mit aller Entschiedenheit zur Entscheidung zu bringen, und diesmal

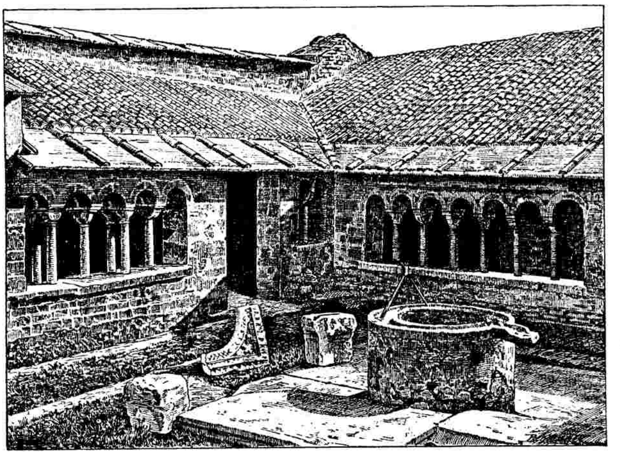
*) Alboin hatte Rosamunde gezwungen, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, den Alboin, der jenen erschlagen hatte, als Trinkgefäß zu benutzen pflegte. Darob ergrimmt, band Rosamunde nächtlicher Weile das Schwert des Gatten in der Scheide fest, so daß Alboin sich gegen den von ihr gedungenen Mörder nicht verteidigen konnte. Rosamunde nahm den Mörder ihres Gemahls zum Gatten, reichte ihm aber später um eines Andern willen Gift und mußte auf Geheiß des Sterbenden selbst den Rest des Bechers leeren, so daß beide zusammen starben.

**) Das Volk der Bayern (Bajuvaren oder Boivarier) wuchs aus den Trümmern der vom Hunnensturm erfaßten germanischen Völker hervor, die nach Verdrängung der Römer durch Alemannen und Thüringer um 480 in den verödeten Gebieten südlich der Donau sich festsetzten. Sie treten zuerst unter Herzögen auf, die bereits im Verhältnis in einer gewissen Abhängigkeit zu den Franken gestanden zu haben scheinen.

***) Hausmeier, lateinisch Major domus, war im fränkischen Reich der Titel des ersten Hof- und Staatsbeamten. Unser deutsches Wort Meier im Sinne von Verwalter eines Landgutes oder Vorwerkes entspricht ganz dem ursprünglich mit dem Titel Hausmeier verbundenen Begriffe.

wurde die fränkische Einmischung auf Bitten des Papstes Stephan II. zum bittern Ernst. Wie schon erwähnt (vergl. S. 318), zwang Pipin den König Aistulf mit Waffengewalt, (754 und 756) seine Eroberungen herauszugeben und überließ sie dem Papste. Ein von Aistulfs Nachfolger Desiderius*) (756—774) unternommener Versuch, Rom zu erobern (773), hatte die Unterwerfung des Langobardenreiches durch Karl den Großen zur Folge und sein Sohn Adelgis bezahlte das Unternehmen, mit Hilfe der Byzantiner das Langobardenreich wieder herzustellen, mit dem Leben (788). Nach dem Aufhören ihrer Herrschaft wurden die Langobarden bald völlig romanisiert.

Wie wir gesehen haben, sind die Langobarden während ihrer Herrschaft in Italien wesentlich gewaltsamer aufgetreten, als vor ihnen die Ostgoten. Aber trotzdem rühmte ihnen einer ihrer Hauptgegner, der Papst Gregor I., nach, daß ihre Wildheit „durch Gottes Gnade so sehr gemildert sei, daß er ihren gottesschänderischen Priestern nicht gestatte, den Glauben der Rechtgläubigen zu verfolgen“. Wenn sie Kirchen und Klöster brandschatzten, so geschah dies nicht des Bekenntnisses halber, sondern wegen der dort aufgehäuften Reichtümer. Unter ihren kräftigen Königen blühte auch eine gewisse Kultur, und aus den Ueberresten der von ihnen errichteten Bauwerke spricht neben trotziger Gewalt auch der Sinn für solide Behaglichkeit. Im Gegensatz zu anderen Germanen, die den persönlichen Rechtsbegriff walten ließen, hatten die Langobarden den Brauch, alle mit eingewanderten Völkerteile unter ihr besonderes Recht zu beugen, selbst die für sich angesiedelten Bundesgenossen. Durch ihre eigenartige Gliederung ihres Reiches in selbständige Herzogtümer legten sie selbst den Keim der Zwietracht und des Verfalles in ihr Staatswesen.



Kreuzgang in St. Giorgis Inganna-poltron im Policella-Thale bei Verona.

Ein Langobardenbau aus der Zeit um 720.
(Nach einer photogr. Aufnahme von Professor Francesco Dal-Fabbro, aus Pflugk „Geschichte des Mittelalters“.

*) Desiderius war Herzog von Tuscien und mit Hilfe des Papstes Stephan II. und der Franken zur Krone gelangt, um die sich neben ihm Aistulfs Bruder Rachis bewarb. Dafür hatte er dem Papst Gebietsabtretungen versprechen müssen, die er als König nicht gewähren konnte. Pipin vermittelte den Streit, und das Papsttum fand in Desiderius eine Hauptstütze. Als aber Karl der Große seine Tochter Desiderata zur Gemahlin nahm (770), wandelte sich das Verhältnis in ein feindliches um, weil der Papst Stephan III. durch diese Verbindung den Rückhalt an den Franken gegen die Langobarden zu verlieren fürchtete. Die baldige Auflösung jener Ehe (771) und die nachfolgende Wiedervereheligung Karls, die nach katholischen Begriffen unstatthaft war, gleichwohl aber vom Papst nicht beanstandet wurde, weil sie in seine Politik paßte, sind vermutlich auf päpstliche Einflüsse zurückzuführen.

Die Anfänge des Papsttums.



Die geschichtlichen Anfänge des Papsttums liegen unserer Zeit ungefähr um ein halbes Jahrtausend näher, als diejenigen des Christentums. Von einem Papsttum wußten die christlichen Gemeinden in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ebensowenig, wie von einer Kirche überhaupt. Die Entstehung der letzteren war die notwendige Folge der Ausbreitung des Christentums und entsprang dem natürlichen Bedürfnisse, eine feste Gestaltung und zweckmäßige Gliederung der Gesamtheit der Gläubigen zu gewinnen. Daß die Kirche, nachdem sie einmal geschaffen war, auch eines Oberhauptes bedurfte, war eine Folge der Erhebung derselben zur Staatskirche einer mächtigen und umfangreichen Monarchie, sowie des Bedürfnisses eben dieser Monarchie, in der Kirche eine Macht zu gewinnen, an die sie sich anlehnen konnte. Die ursprüngliche Verfassung der Christengemeinden kannte nur Kirchenälteste, Presbyter, als ihre Vorsteher; in den größeren Gemeinden wurden aber bald Bischöfe bestellt. So lange Rom der ausschließliche Sitz der weltlichen Regierung war, erklärte es sich sowohl aus dieser staatlichen, wie auch aus seiner Bedeutung als Weltstadt, daß der Bischof von Rom sehr bald dadurch ein Uebergewicht über seine Kollegen in anderen Städten gewann, daß er sich ihnen in manchen Dingen nützlich machen konnte. Die Uebersiedlung Constantins des Großen nach seiner neuen Residenz Byzanz konnte die Bedeutung des römischen Bischofs, die zu jener Zeit schon längst befestigt war, nicht mehr herabmindern, sondern mußte sie vielmehr noch erhöhen, da jetzt der Bischof von Rom an seinem Sitze eine völlig unabhängige Stellung einnahm, während diejenige zu Konstantinopel mehr in die Stellung eines Hofpredigers zurücktrat, zumal da Constantin, wie wir gesehen haben, in kirchlichen Dingen sich selbst die oberste Macht anmaßte. Nachdem die Kirchenversammlung zu Nicäa den hauptstädtischen Bischöfen besondere Machtbefugnisse zuerkannt und ihnen ausgedehnte Diöcesen zugeteilt hatte, innerhalb deren die Wahl der anderen Bischöfe ihrer Zustimmung unterworfen wurde, gewann der Bischof von Rom noch mehr Macht und Ansehen. Er erfreute sich eines solchen Maßes von Selbständigkeit, daß sogar die Meinung aufkommen konnte, der Kaiser

habe ihm in aller Form die Herrschaft über Rom und Italien zuerkannt*). Von da an steigerten sich die Machtansprüche der römischen Bischöfe immer mehr, und seit Innocenz I. (402—417) machten sie auch das Recht geltend, als direkte Nachfolger des Apostels Petrus, des „Felsens, auf den Christus seine Kirche gebaut hat", und als berufene Stellvertreter Christi auf Erden angesehen zu werden. Der in der griechischen Kirche allgemein den Bischöfen gegebene Ehrentitel „Papa" (vom griechischen „Pappas", Vater) wurde seit Siricius (384—398) zu einem ausschließlichen Titel der römischen Bischöfe, die von den Italienern noch heute so genannt werden, während im Deutschen das Wort in „Papst" umgewandelt wurde. Die Namensliste der Päpste wurde bis zu Petrus zurück ergänzt, so daß dieser als erster Bischof von Rom und Statthalter Christi erscheint, während er nachweislich niemals in Rom gewesen ist. Im Jahr 452, als Attila vor Rom erschien, soll der Papst Leo I. (440—461) ihn zum Abzuge bewogen haben; auch den Vandalen gegenüber, die 456 einen Plünderungszug nach Rom unternahmen, soll derselbe Papst durch seine Einsprache erwirkt haben, daß die Stadt wenigstens mit Feuer und Schwert verschont wurde. Sein nächster bedeutender Nachfolger war Gregor I. (590—604), der bereits erwähnte Freund der Langobardenkönigin Theudelinde. Die Kirche hat ihm den Beinamen des Großen gegeben, und in der That waren seine Verdienste um die Hebung der Kirchenmacht und des Ansehens des Papsttums große. Seinen bedeutenden vom Vater ererbten Reichtum verwendete er zur Stiftung von sechs Benedictinerklöstern**) auf Sicilien, ein siebentes richtete er in seinem Palaste zu Rom ein und trat selbst in dasselbe ein. Nachdem er die höheren Priesterweihen erhalten hatte, wurde er von seinem Vorgänger Pelagius II. (578—590) nach Byzanz geschickt, um zwischen dem römischen Stuhl und dem griechischen Kaiser, die damals schon als Vertreter gleichgestellter Mächte angesehen wurden und sich darum auch gegenseitig mit Eifersucht und Mißtrauen betrachteten, das gestörte Einvernehmen wieder herzustellen. Nach erfolgreicher Ausführung dieser Aufgabe nach Rom zurückgekehrt, wurde er an Stelle des Pelagius, der an der Pest gestorben war, auf den „Stuhl Petri"***) erhoben. Die christliche Kirche in England verdankte ihm ihre Begründung; er entsandte dahin (594) seine Benedictinermönche als Glaubensboten, von denen namentlich Augustinus (gest. 604) als Bekehrer des Königs Ethelbert von Kent und nachmaliger Erzbischof von Canterbury den Namen eines Apostels der Angelsachsen erhalten hat. Von besonderer Bedeutung wurde für die spätere Entwicklung der Dinge der große Einfluß, den Gregor I. über die Franken gewann. Der Arianismus wurde durch ihn und seine Nachfolger immer weiter zurückgedrängt und dadurch unter den germanischen Völkern auf die Befestigung der Stellung des Papsttums und der Macht der katholischen Kirche hingewirkt.

Ehe wir mit dem Gange der Ereignisse nun weiter vorschreiten, wollen wir einen Rückblick auf die Entwicklung zweier von den neuen Germanenreichen werfen, deren Entstehung den Anfang des Mittelalters kennzeichnet. Es sind dies das Angelsächsische und das Frankenreich, die bisher nur flüchtig erwähnt worden sind, weil sie erst jetzt dauernd in die Geschichte eintreten.

---

*) Die im 8. Jahrhundert in Rom fabrizierte Urkunde, welche diese Zuerkennung (die sogenannte „Donatio Constantini" d. i. Constantinische Schenkung) aussprechen soll, wurde im Mittelalter für echt ausgegeben und der kirchenrechtlichen Gesetzessammlung einverleibt, im 15. Jahrhundert aber als dreiste Fälschung erkannt, deren Echtheit auch von der Kirche jetzt nicht mehr behauptet wird.

**) Der Benedictinerorden wurde 529 gestiftet. Sein Mutterhaus, Monte Cassino in Benevent, war lange Zeit das mächtigste Kloster der ganzen katholischen Welt. Um die Erhaltung und Fortentwicklung der Kultur des Altertums haben sich die Benedictiner hochverdient gemacht.

***) Um der Legende vom römischen Bistum des Apostels Petri greifbaren Anhalt zu geben, hat man den römischen Bischofstuhl als „Stuhl Petri" bezeichnet und bewahrt einen curulischen Sessel, wie ihn im Altertum die etruskischen Könige und später die römischen Konsuln, Prätoren und „curulischen" Aedilen als Zeichen ihrer Amtswürde benutzten, in der Vaticanischen Bibliothek auf, der als der echte Stuhl Petri — auch „apostolischer Stuhl" genannt — bezeichnet wird.

Das Reich der Angelsachsen.

Wir haben bereits (auf S. 243) der Angeln Erwähnung gethan, die zu Beginn unserer Zeitrechnung mit den Warinern den Boden des heutigen Holstein und Mecklenburg bewohnten, und auch mitgeteilt (vergl. S. 283), daß die Bewohner der von den römischen Legionen zu Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. verlassenen Provinz Britannien die an der Nordsee wohnenden germanischen Stämme gegen die räuberischen Picten und Scoten und die skandinavischen Seeräuber zu Hilfe riefen. Daraufhin gingen die Jüten unter Führung der Brüder Hengist und Horsa (die, beiläufig bemerkt, geschichtlich nicht festgestellt sind), die Angeln und die Sachsen*) in einzelnen, von einander unabhängigen Scharen und zu verschiedenen Zeiten, die sich auf das 5. Jahrhundert verteilen, nach Britannien, begnügten sich aber nicht mit dem Landentgelt, den ihnen die Briten für ihre Hilfe zugesagt hatten, sondern setzten sich mit Waffengewalt in den Besitz des britischen Bodens, auf welchem sie von Osten nach Norden und Süden unter furchtbaren Kämpfen erobernd vordrangen. Die Angeln setzten sich im Norden, die Sachsen und Jüten im Süden des eroberten Gebietes fest und schoben allmälig die Grenze ihres Machtbereiches immer mehr gegen den Westen der Insel vor; dem stück- und schubweisen Gange der Eroberung entsprach auch die infolge derselben eingetretene Neubildung von Staatswesen, die zuerst kleine, von einander getrennte Fürstentümer (wie Kent, Sussex, Essex und Ostangeln) darstellten, allmälig aber zu größeren Königreichen anwuchsen. Drei von diesen, Northumbria, Mercia und Wessex erlangten abwechselnd die Obmacht über die andern Reiche; zu Beginn des 9. Jahrhunderts sicherte der König Egbert von Wessex seinem Reiche die Hegemonie. Es kam mehr Einheitlichkeit in das staatliche Gefüge und auch die nationalen Sonderbeziehungen der daran beteiligten Stämme verschwanden und flossen in dem gemeinschaftlichen Namen der Angelsachsen zusammen. Wenn auch die durch Egbert vollzogene Einigung nicht die Bedeutung der Herstellung einer einzigen großen Monarchie hatte, so war doch das Verhältnis, in welchem der König von Wessex als Oberkönig zu den übrigen Unterkönigen stand, mächtig genug, um von dieser Zeit an die Bezeichnung des angelsächsischen Reiches als Königreich Anglia oder England zu rechtfertigen.

Das Verhältnis der Eroberer zu den keltischen Urbewohnern des Landes gestaltete sich in ähnlicher Weise, wie das der indischen Sudra zu den Arya (vergl. S. 125), ja sogar noch schroffer als dieses, weil in Indien trotz allen Kastenstolzes doch vielfach eine Vermischung zwischen den Eingeborenen und den Einwanderern stattfand, während die Angelsachsen ihren germanischen Stamm im Ganzen völlig unvermischt erhielten und ebenso Sitte und Sprache vor jedem keltischen Eingriffe bewahrten. Das ursprünglich republikanische Gemeinwesen, wie es gleich den meisten germanischen Stämmen auch die Angelsachsen von Haus aus besessen und nach Britannien mitgebracht hatten, wich allerdings infolge der langwierigen Kriege, die die Entwicklung und Stärkung einer strammen herrschenden Macht, wie sie der Krieg fordert, zur Naturnotwendigkeit machten, der monarchischen Staatsform; aber das souveräne Volksrecht behauptete sich gleichwohl auch dem Königstum gegenüber. In echt germanischer Weise oblag es der Volksgemeinde der freien Männer (ceorls, Kerle), aus den Gliedern einzelner Geschlechter ihre Häupter im Rat und Führer im Felde zu küren (wählen), und erst als es infolge der Erweiterung des Reiches unmöglich wurde, alle Volksgenossen zur Beratung und Entscheidung der Staatsangelegenheiten zusammen-

*) Die Sachsen werden zuerst von dem Geographen Ptolemäus genannt, der im 2. Jahrhundert n. Chr. zu Alexandria lebte und Begründer des sogenannten Ptolemäischen Weltsystems war, das erst zu Beginn der Neuzeit durch das Kopernikanische ersetzt wurde (1530). Dem Tacitus (vergl. S. 242) waren sie noch unbekannt. Nach Ptolemäus waren sie in Schleswig-Holstein Nachbaren der Angeln, drangen im 3. und 4. Jahrhundert bis über die Weser hinaus vor, unterwarfen sich die Chauken und Angrivarier und wuchsen zu dem unter dem Namen Sachsen zusammengefaßten, großen niederdeutschen Volksstamm an, der von der Eider und dem Zuidersee bis nach Cassel und Magdeburg sich ausbreitete und nachmals in der Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat.

kommen zu lassen, beschränkte man diese Versammlungen auf einen Kreis Auserwählter, die sogenannten „witenagemot“ (Weisen). In späterer Zeit, auf die wir noch zurückkommen werden, erhob sich dann die Königsgewalt zur Alleinherrschaft, und der früher aus dem uralten Vorrechte gewisser Geschlechter hervorgewachsene und durch Abstammung sich weiter vererbende Adel (die eorlas oder Earls) wurde durch den Verdienstadel der thegnas oder Thane ersetzt, dessen Verleihung von dem persönlichen Dienstverhältnis der Betreffenden zum Könige abhängig war. Unter den so veränderten Verhältnissen verlor der freie Bauernstand, der die Grundlage des ursprünglichen angelsächsischen Gemeinwesens bildete, vollständig seine Bedeutung, und an seine Stelle trat als Kern der Volksmacht — nun natürlich nur mehr als der Gegensatz zur Königsmacht zu verstehen — der mit Lehensgütern im reichsten Maß bedachte Adel, der in England heute noch durch seinen riesigen Großgrundbesitz eine machtvolle Rolle spielt. Aus den „ealdormen“ (Aldermen, Aeltesten), die als Führer des Volkes im Rat und Kriege früher in den kleinen Königreichen die Rolle selbständiger Herren spielten, wurden königliche Amtsträger, deren Rang etwa dem des Bischofs ihres Gebietes entsprach.

Das Christentum hatte in Britannien bereits unter römischer Herrschaft Eingang gefunden, war aber von den heidnischen Angelsachsen unterdrückt worden, und seine Wiedereinführung durch Augustinus und seine Nachfolger vollzog sich nur allmälig und unter vielfachen Schwankungen des Erfolges; nachdem es aber einmal festen Boden gewonnen hatte, erhob sich die Kirche zu hohem Ansehen. Die Bischöfe wurden vornehme Mitglieder des königlichen Rates und hatten nebst den Aebten der Klöster Sitz und Stimme in der nur den Edelsten des Volkes zugänglichen Reichsversammlung; ja selbst den Pfarrern kam häufig in ihren Gemeinden eine führende politische Rolle zu. Trotzdem behauptete das weltliche Regiment seine übergeordnete Macht, die Laienwelt ihr selbständiges Urteil gegenüber der Kirche, auf deren Angelegenheiten sie ihren Einfluß wahrte; auch blieb die Geistlichkeit dem weltlichen Gericht unterthan, und selbst den Entscheidungen des Papstes widersetzten sich die weltlichen Machthaber, wenn dieselben nicht ihren Wünschen entsprachen.

DAS FRANKENREICH

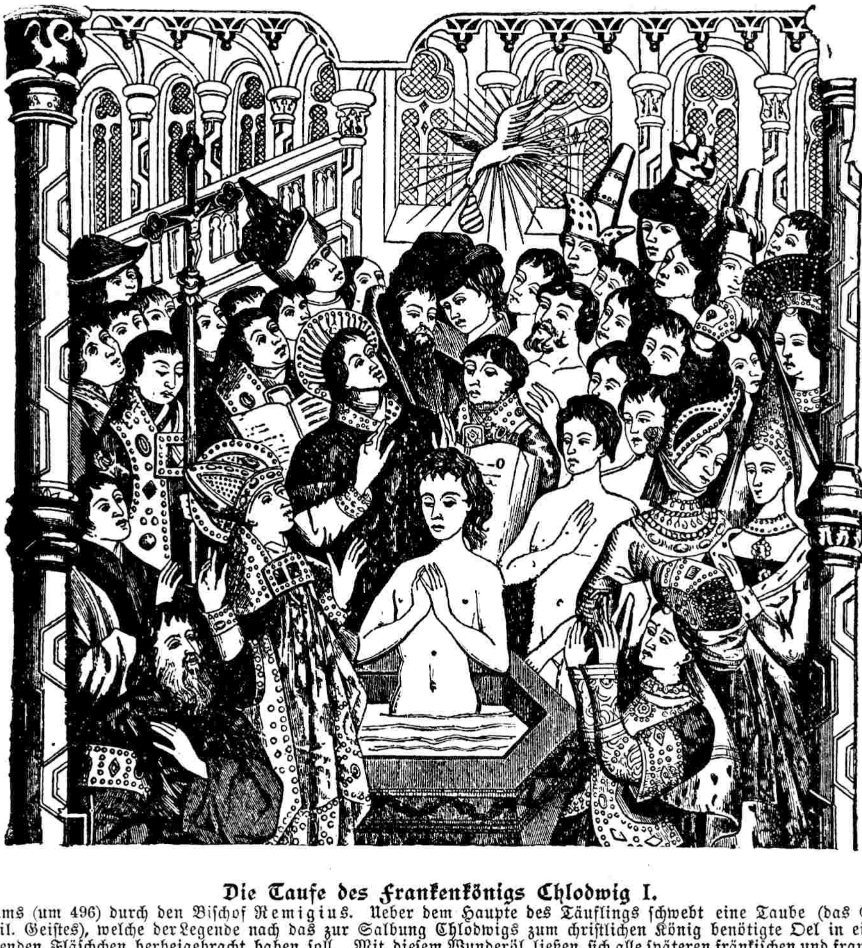


Die Franken (vergl. S. 243) hatten sich um das Jahr 100 v. Chr. aus dem suebischen Völkerverbande losgelöst und sich am unteren Rhein festgesetzt. Zu ihnen gehörten die Bataver, Chattuarier, Ubier, Sigambrer, Marser, Usipeter, Tenkterer, Chamaven, Brukterer, Ampsivarier und Angrivarier, später auch die Katten. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. wurde ein großer Teil der linksrheinischen Franken romanisiert; die Stämme, welche das heutige Westfalen bewohnten, fielen unter die Gewalt der Sachsen. Im 8. Jahrhundert n. Chr. setzten sich die Franken in den dauernden Besitz der links vom unteren Rhein gelegenen Gebiete, wo ihr damaliger Besitzstand heute noch durch die deutsch-französische Sprachgrenze gekennzeichnet wird. Von den zwei Hauptstämmen der Franken hatten die Salier das in mehrere Staatswesen geteilte Gebiet um die Mündungen des Rheins und der Somme inne; die Ripuarier bildeten um das Jahr 500 ein von der Eifel und dem Westerwald zu beiden Seiten des Rheins bis an den Zuidersee und das Land der Friesen sich erstreckendes Reich, das im Westen von der Maas begrenzt wurde und dessen Hauptstadt Köln war. Unter Kaiser Julian hatten die Franken, die seit der Mitte des 3. Jahrhunderts fortwährend mit den Römern im Kampfe lagen, eine Niederlage erlitten und wurden gezwungen, die römische Oberhoheit anzuerkennen, machten sich jedoch bald wieder unabhängig, und die Gebiete der salischen Franken wurden schon Anfangs des 5. Jahrhunderts nicht mehr zum römischen Reich gerechnet. Von ihren Königen wird als erster der durchaus sagenhafte Faramund genannt, der die Vereinigung der Salier bewirkt haben soll; als dessen Sohn wird Chlodio bezeichnet, der von Aëtius (vergl. S. 305) besiegt worden sein, trotzdem aber das Reich der Franken bis an die Somme ausgedehnt haben soll. Einer seiner Nachfolger war Merovig (auch Merwig genannt), von dem das Geschlecht der Merowinger stammt, das bis zu Anfang des 8. Jahrhunderts über das Frankenreich geherrscht hat. Merwigs Regierungszeit wird in die Jahre 448—457 verlegt; doch steht seine Persönlichkeit keineswegs geschichtlich fest. Die Franken hatten ein Gesetzbuch, das unter dem Namen des „salischen Gesetzes"*) als das älteste, uns erhalten gebliebene deutsche Rechtsbuch bekannt ist. Es eröffnet uns einen Blick in das altgermanische Verfassungsleben, wie es in allgemeinen Zügen bereits vorgeführt worden ist (vergl. S. 238). Darnach hatten die Franken das erbliche Königtum, und als besonderes Abzeichen der Könige und ihres ganzen Geschlechtes galt der Schmuck der lang herabwallenden Locken. Der König hatte aber nicht souveräne Gewalt, sondern bedurfte in wichtigen Angelegenheiten der Zustimmung der Freien des Volkes, die sich alljährlich in Waffen zur allgemeinen Volksversammlung, dem sogenannten Märzfeld, zusammenfanden; auch die Gerichtshoheit stand nicht dem Könige zu, sondern die Rechtsprechung wurde in Hundertschaften durch je einen dazu vom Volke gewählten Beamten geübt. Die Vollstreckung der gerichtlichen Urteile lag dagegen in den Händen des Königs und seiner Beamten, der „Grafen", die an der Spitze der „Gaue" (Reichsbezirke) standen und daher auch Gaugrafen genannt wurden. Nieder-

---

*) Die Ripuarier hatten ein eigenes, dem salischen im Ganzen verwandtes Gesetzbuch, die „Lex Ribuariorum".

geschrieben wurde das salische Gesetz vielleicht schon unter Chlodio, jedenfalls aber noch vor dem Tode des Königs Childerich I.*), der 457—481 regierte. Neben ihm gab es wahrscheinlich — da die Frankenkönige ihr Reich als ihr Privateigentum betrachteten und als solches an ihre Erben zu verteilen pflegten — noch mehrere Könige im Frankenreiche;



Die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig I.

zu Reims (um 496) durch den Bischof Remigius. Ueber dem Haupte des Täuflings schwebt eine Taube (das Sinnbild des heil. Geistes), welche der Legende nach das zur Salbung Chlodwigs zum christlichen König benötigte Oel in einem nie versiegenden Fläschchen herbeigebracht haben soll. Mit diesem Wunderöl ließen sich alle späteren fränkischen und französischen Könige bis zu Ludwig XVIII. salben. Vorstehende Abbildung ist nach einem zu Reims befindlichen Gemälde aus dem 15. Jahrhundert hergestellt, daher nur als Kostümbild aus diesem Zeitabschnitt von Interesse.

---

*) Das Titelbild zu diesem Abschnitte enthält die Nachbildung einer Miniatur (gemalte Handschrift-Verzierung, deren Name von „Minium", Mennige, hergeleitet ist, weil zu solchen Verzierungen im Mittelalter am häufigsten dieser Farbstoff verwendet wurde). Das Original ist in der handschriftlichen Chronik von St. Denis enthalten und stellt ein Traumgesicht des Childerich dar, das dieser in seiner Hochzeitsnacht gehabt haben soll. Der Legende zufolge mußte sich der neuvermählte König auf den Wunsch seiner Gemahlin Bazine, der Witwe des Königs der Thüringer, nach dem Schloßhofe begeben, wo er zu seinem Erstaunen Löwen, Leoparden und Einhörner sich herumtreiben sah. Voll Schrecken in das Brautgemach zurückgekehrt, sandte ihn die junge Frau nochmals nach dem Hofe, wo er jetzt heimische Raubtiere vorfand. Zum drittenmal nach dem Hofe gesandt, zeigten sich ihm dort nur Hunde und andere kleine Tiere, die sich gegenseitig zerfleischten. Bazine deutete ihm am nächsten Morgen diese Gesichte in dem Sinne, daß die zuerst erschienenen gewaltigen Tiere das mächtige Zukunftsreich darstellen sollten, das der Sprosse ihrer Ehe (Chlodwig) begründen werde; die heimischen Raubtiere seien als dessen nächste Nachkommen,

es scheint aber, daß derjenige, der seine Residenz zu Tournay (im südwestlichen Belgien) hatte, eine Art Hegemonie über die anderen ausübte. Childerich I., dessen Grab 1653 in Tournay aufgefunden worden ist und den Siegelring des Königs nebst Insignien und Münzen enthielt, stand in guten Beziehungen zu den Römern, als deren Bundesgenosse er gegen Westgoten und Sachsen gekämpft hat, und wußte sich auch schon zur katholischen Kirche gut zu stellen, wodurch er den Grund zu dem späteren mächtigen Emporblühen des Frankenreiches gelegt hat. Dieses verdankt das die hohe Bedeutung, die es in der Geschichte erlangt hat, neben seinen siegreichen Waffen hauptsächlich dem engen Anschluß seiner Könige an die katholische Kirche und das Papsttum. Als Childerich I. starb, war dessen Sohn Chlodwig erst fünfzehn Jahre alt. Er war unstreitig ein gewaltiger Geist und tüchtiger Kriegsmann, aber zugleich von treulosem Charakter. In den 30 Jahren seiner Herrschaft (481—511) erweiterte er das Reich im gleichen Maße, wie er die Rechte und Freiheiten des Volkes schmälerte und sogar die Gewissensfreiheit seiner Unterthanen zu nichte machte, indem er durch seinen Eintritt in die katholische Kirche — am Weihnachtstage 496 — auch sein ganzes Volk zur Annahme des katholischen Christentums zwang. Im Jahre 486 erfocht er einen entscheidenden Sieg über den römischen Feldherren Syagrius, durch welchen der Herrschaft Roms in Gallien ein für allemal ein Ende gemacht wurde und die Grenze des Frankenreiches bis an die Loire vorgeschoben wurde. Zehn Jahre später schlug er die Alemannen am Oberrhein und machte sie abhängig, und im Jahre 507 griff er, als Streiter für die katholische Kirche, wie bereits erwähnt wurde (vergl. S. 315), die arischen Westgoten an und nahm ihnen ihr Land bis an die Garonne herunter weg. Die anderen fränkischen Könige beseitigte er teils durch List, teils mit Gewalt, und schließlich warf er sich auf die ripuarischen Stammesgenossen und nahm ihr Land in Besitz. Alle Franken waren jetzt seinem Zepter unterworfen, und aus seinem ursprünglich unbedeutenden Königreiche war ein großes Reich geworden, das zum größten Teil auf romanisches Gebiet übergriff, immerhin aber mit dem germanischen Mutterlande im Zusammenhange blieb und durch die Einbeziehung germanischer Völker (der Burgunden, Westgoten, Alemannen und im Laufe des 6. Jahrhunderts auch der Thüringer und Bayern) in seinen Verband genug germanische Volkskraft in sich aufnahm, um deren Uebergewicht über die darin mitenthaltenen romanischen Elemente zu sichern. Chlodwig starb 511 in Paris und teilte nach fränkischem Brauch das Reich unter seine drei Söhne, die die Eroberungspolitik ihres Vaters fortsetzten, Thüringen und die Burgunder unterwarfen und sogar in Italien sich festzusetzen suchten. Durch ihre Einmischung in die Kriege zwischen den Ostgoten und dem Kaiser Justinian gewannen sie die Provence und einen Teil Rhaetiens, verloren aber den in Italien erkämpften Landbesitz durch das kräftige Schwert des Narses, der dort das fränkisch-alemannische Heer vernichtete Unter Chlothar I. (511—561), einen der Söhne des Chlodwig, wurde die ganze fränkische Monarchie durch Aussterben der Familien seiner Brüder wieder vereinigt. Zu seiner Zeit haben sich wohl auch die Bayern dem Frankenreiche — zunächst als Schutzverwandte — angeschlossen, so daß auf deutschem Boden nur noch die Friesen und Sachsen von den Franken unabhängig blieben. Nach Chlothars Tode fand eine neue Teilung des Reiches zwischen dessen vier Söhnen statt, und es begann jetzt eine Spaltung der Monarchie in drei große Hauptmassen: Austrasien (Ostland) mit der Hauptstadt Reims und überwiegend germanischer Bevölkerung, Neustrien (Neufranken), mit der Hauptstadt Soissons, und Burgund mit der Hauptstadt Orléans. Die beiden letzt genannten Reichsteile hatten vorwiegend romanische Bevölkerung. Der bei der Vierteilung des Reiches durch Chlothar I. auf dessen zweiten Sohn Haribert entfallene Reichsanteil mit der Hauptstadt Paris ging schon sechs Jahre nach Chlothars Tod in den Besitz des andern Bruders über. Durch diese fortwährenden Reichsteilungen wurden zwischen den Inhabern der einzelnen Teile und deren

---

die Hunde als die letzten Könige seines Geschlechtes und die kleinen Tiere als das Volk zu deuten, das, der Willkür der Großen preisgegeben, gegen seine Könige sich erheben werde.

Familien fortwährende, meist mit den Waffen des Meuchelmordes ausgefochtene Kämpfe verursacht, in denen Fredegunde, Chilperichs des Königs von Neustrien Gattin, eine hervorragende Rolle spielte. Fredegunde, ursprünglich eine Leibeigene, hatte Chilperichs Liebesgunst erworben und ließ dessen Gattin Galeswinthe im Schlafe erdrosseln, um selbst Königin werden zu können. Galeswinthe war die Schwester der Brunhild, der Gattin Sigberts, des Königs von Austrasien, der — gleich Chilperich — einer der Söhne Chlothars I. war. Um sich vor Sigberts Rache zu sichern, ließ Fredegunde ihn durch Meuchelmord bei Seite schaffen, und aus dem gleichen Grunde bemächtigte sich Chilperich der Brunhilde und hielt sie gefangen. Diese wußte aber die Gunst des Sohnes Chilperichs, Merovech, zu gewinnen und wurde dessen Gattin. Auch Chilperich fiel durch Meuchelmord, und Fredegunde wurde als die Urheberin dieser Blutthat bezeichnet; Brunhilde erlangte aber nach dem Tode ihres Gatten (577) die Herrschaft über Austrasien, die sie zuerst im Namen ihres Sohnes, nach dessen Tode (596) für ihre Enkel und endlich auch für ihre Urenkel bis zum Jahre 613 führte, fortwährend im Kampfe gegen die gewaltthätigen Großen des Reiches, unter denen jetzt die Hausmeier (vergl. S. 324) eine hervorragende Rolle zu spielen begannen. Der Sohn der Fredegunde Chlothar II. vereinigte sich mit den Adelshäuptern zum Kampfe gegen Brunhild, die dem gemeinsamen Angriff endlich unterlag und eines grausamen Todes starb. Man band die über Sechzigjährige an ein wildes Pferd und ließ sie von diesem zu Tode schleifen. Chlothar II. (584 — er war im Todesjahre seines Vaters geboren — bis 628) vereinigte nun (613) in seiner Hand die Herrschaft über das ganze Reich, da Burgund nach dem Tode seines ohne Nachkommen verstorbenen Königs Guntram, des ältesten Sohnes Chlothars I, bereits 592 Brunhildens Sohn Childebert II. als Erbe zugefallen war.



Münze Chlothars II.
Königshaupt mit Perlendiadem und Stern; die Rückseite zeigt ein Kreuz und die Umschrift „Victoria Gothica“.
(Aus „Ann. arch.“ VIII.)



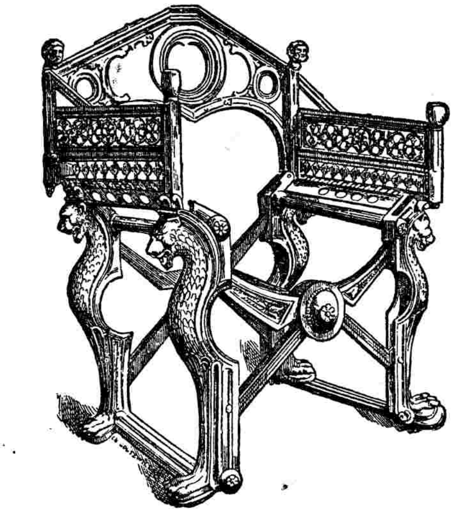
Münze von Childebert II.
Königskopf, auf der Rückseite eine Victoria.
(Aus „Ann. arch.“ VIII.)

Durch Chlothar II. wurde die Ordnung im Reiche wieder hergestellt und das Amt der Hausmeier, mit dem ursprünglich nur die Aufsicht über das königliche Hauswesen verbunden war, in einer Weise geregelt, die für das Reich zwar vorteilhaft war, den Merowingischen Königen aber den Untergang brachte. Chlothar erhob schon bei seinen Lebzeiten seinen Sohn Dagobert zum König von Austrasien (622) und setzte ihm als Major domus Pipin den Aelteren (auch Pipin von Landen genannt) an die Seite. Unter der Leitung dieses kraftvollen und klugen Mannes und derjenigen des Bischofs Arnulf von Metz, dessen Sohn Ansegisel Pipins Tochter Begga zur Gattin nahm, führte Dagobert in Austrasien zwar nur dem Namen nach die Herrschaft, empfing aber die beste Ausbildung zu einem tüchtigen Regenten. Als ihn der Tod des Vaters (628) zum Herrn über das ganze Frankenreich machte (mit Ausnahme Aquitaniens, das sein Bruder Charibert II. erhielt), verlegte er seinen Sitz nach Paris und übertrug das Königreich Austrasien seinem unmündigen Sohne Sigbert III. (632—656), dem er Arnulfs Sohn und Pipins Schwiegersohn Ansegisel zum Vormund setzte. Dieser führte die Herrschaft über Austrasien ganz selbständig und schützte hier die Ostgrenze des Reiches kraftvoll gegen die Slawen, die dort schon seit längerer Zeit in beunruhigender Weise aufgetreten waren. Dagobert regierte bis 638; er war der letzte kräftige Merowinger, und sein Gedächtnis hat sich bis heute im Volke, namentlich in der Pfalz, erhalten. Unter seiner Regierung blieb auch die fränkische Herrschaft in Bayern aufrecht. Nach Dagoberts Tode begab sich Pipin nach Austrasien zurück, starb aber schon 639, und nun stritten um das Hausmeieramt in diesem Königreiche Grimoald, der Sohn Pipins, und Otto, der Sohn des Er-



Münze Dagoberts.
(Aus „Ann. arch.“ VIII.)

ziehers des jungen Sigbert. Grimoald, der für sich auf die Stelle seines Vaters als dessen Erbe Anspruch machen zu dürfen glaubte, beseitigte seinen Nebenbuhler durch Mord (643) und fühlte sich an der Seite des jungen und schwachen Königs so selbständig, daß er nach dessen Tode (656) die Regierung einfach auf eigene Faust fortzuführen gedachte, des Königs jungen Sohn, Dagobert II., in ein irisches Kloster sperren ließ und seinen eigenen Sohn Childebert zum Könige erhob. Grimoald wurde aber von den Großen des Reiches, die solchen hochfahrenden und gewaltthätigen Herrscher an des schwachen Merowingers Stelle nicht dulden wollten, überwältigt und auf ihre Veranlassung hingerichtet.



Angeblicher Thron Dagoberts I.
Original in Paris.
(Nach Lacroix.)

Sigberts jüngerer Bruder, Chlodwig, der bisherige König in Neustrien, gelangte hierdurch wieder in den Besitz der Herrschaft über das ganze Frankenreich, das er als Chlodwig II. von 638—657 regierte. Beim Antritt des Reiches war er fünf, bei seinem Tode 23 Jahre alt — gleich den meisten Merowingern ein früh verdorrtes Reis, dem Trunk und sinnlicher Ausschweifung ergeben, und gegen das Ende fast dem Blödsinn verfallen. Seine angelsächsische Gemahlin Balthildis, die nach seinem Tode die Regentschaft übernahm, war eine eifrige Tochter der Kirche und stiftete, beschenkte und bereicherte zahlreiche Klöster. Die Großen der drei Reiche bestellten ihr den Ebroin zum Hausmeier, der aber bald, selbst nach der Herrschaft strebend, zu einem gefährlichen Feinde des Adels wurde, dessen Niederwerfung aber nur teilweise erreichte und schließlich in ein Kloster gesperrt wurde. Austrasien wurde auf Andrängen der Großen schon während Ebroins Regiment (657—661) Chlothars jüngerem Bruder Childerich II. (661—673) überwiesen, und wenige Jahre später zog sich Balthildis von der Regierung zurück. Dem Childerich wurde ein Wahlvertrag aufgenötigt, der auf Aufrechterhaltung der Rechte und Gewohnheiten der drei Reiche, Beschränkung und Verleihung der höheren Beamtenstellen auf die Einheimischen und Verleihung des Aufsichtsrechtes über die Hausmeier an den Adel abzielte. Childerich war nun zwar König, allein in jedem der drei Reiche durch den Machteinfluß der Großen bis zur eigenen Ohnmacht beschränkt. Schließlich wurde er von Leuten, die er sich zu Feinden gemacht, auf der Jagd überfallen und getötet; auch seine Gemahlin, die gerade guter Hoffnung war, fand dabei den Untergang, so daß der Thron ohne Erben blieb. Jetzt entstand ein Kampf zwischen den Hausmeiern um die Macht, in welchem Pipin der Mittlere (von Heristall), der Sohn Ansegisels und Enkel Pipins von Landen, 687 in der Schlacht bei Testri den Sieg davon trug. Zum alleinigen Majordomus des ganzen fränkischen Reiches mit dem Titel eines „Dux et princeps Francorum“ (Herzog und Fürst der Franken) erhoben, herrschte er von 687—714 mit Kraft und Umsicht und warf namentlich auch die während der lang andauernden Wirren im Innern in den deutschen Reichsgebieten entstandenen Auflehnungen und Erhebungen mit



Münze von Chlodwig II.
Königskopf mit langem Haupthaar und Perlendiadem.
(Aus „Ann arch.“ VIII.)



Münze von Childerich II.
Brustbild mit Reichsapfel.
(Aus „Ann. arch.“ VIII.)

starker Hand nieder. Nach seinem Tode (714) übernahm seine Gemahlin **Plectrudis** für ihren Enkel **Theudoald**, der schon von seinem Vater mit der Majordomus=Würde bekleidet worden war, und zugleich für den König **Dagobert III.**, der 711 seinem Vater **Childebert III.***) auf dem Throne gefolgt war, die vormundschaftliche Regierung. Selbstverständlich war es dieser tüchtigen Frau hauptsächlich darum zu thun, ihrem sechsjährigen Söhnlein die wider allen Brauch und Verstand von seinem sonst so vernünftigen Vater — höchst wahrscheinlich auf ihr hartnäckiges Andrängen — verliehene Majordomus=Würde zu sichern. Pipin hatte von einer andern Frau noch einen zweiten Sohn, **Karl**, dem sie die richtige stiefmütterliche Abneigung entgegenbrachte und den sie — ebenfalls zur besseren Sicherheit des kleinen Theudoald — in Gefangenschaft hielt. Die Neustrier, denen das Austrasische Weiberregiment an und für sich schon nicht behagte, verlangten nun wieder einen eigenen König. Man erinnerte sich, daß ein Sohn Childerich II. als Mönch Daniel in irgend einem Kloster lebendig begraben war, holte ihn von dort und erhob ihn als **Chilperich II.** (715—720) auf den Thron Neustriens. Plectrudis war der Erhebung der Neustrier gegenüber machtlos, denn sie hatte in Austrasien selbst keinen Anhang und an ihrem kleinen Majordomus natürlich keine Stütze. Nun aber erschien des mittleren Pipin Sohn **Karl** auf der Bildfläche. Es war dem damals 25jährigen jungen Mann gelungen, sich aus der von der Stiefmutter über ihn verhängten Haft zu befreien und eine große Partei in Austrasien zu bilden, an deren Spitze er mit bewaffneter Hand den Neustriern entgegentrat, bei Vincy (717) einen entscheidenden Sieg über sie erfocht, auch Plectrudis zur Unterwerfung zwang und mit Chilperich II. (719) einen Frieden schloß, durch welchen er diesen als König des ganzen Frankenreiches anerkannte. So hatte er den Namen **Martell** („Hammer"), den man ihm später gegeben, bereits glänzend gerechtfertigt. Aber bald fand er Gelegenheit, dies in noch weit höherem Maße zu thun.



Münze Dagoberts III.
(Aus „Ann. arch." VIII.)

Zu jener Zeit hatten die Araber einen Eroberungskrieg im Dienste ihrer neuen Glaubenslehre, des **Islam**, wovon später die Rede sein wird, gegen die ganze ungläubige Welt eröffnet und waren zu Beginn des 8. Jahrhunderts in Europa eingedrungen. Das **Westgotische Reich** war 711 dem Anpralle der Mohammedaner erlegen (vergl. S. 315); im Jahre 720 überstiegen diese die Pyrenäen, warfen sich auf Septimanien (die römische Gallia narbonensis), wo sie sich festsetzten und belagerten Toulouse, von wo sie der Herzog **Eudo von Aquitanien****) zurückwarf, dann aber sich mit ihnen verbündete und gegen Karl Martell vorrückte, dessen Gegner er schon früher an der Seite der Neustrier gewesen war. Bei Tours in die Flucht geschlagen, rief **Eudo**, der die Tochter seines muselmännischen Verbündeten zu seiner Gattin erhoben hatte, seinen Schwiegervater zur Hilfe gegen Karl herbei, doch war dieser inzwischen selbst gestürzt worden und hatte sich den Tod gegeben. Mit



Karl Martell.
Seine Grabfigur aus der Zeit Ludwigs des Heiligen.
(Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".)

*) Auf **Childerich** II. war dessen Bruder **Theuderich** II. (673—691) — schon 670 nach dem Tode Chlothars II. von Ebroin auf den Thron erhoben, nach dessen Sturz aber in ein Kloster gesteckt — und auf diesen seine Söhne **Chlodwig** II. (691—695) und **Childebert** III. (695—711) gefolgt, alles reine Schattenkönige, deren ganze selbständige Thätigkeit sich auf Schenkungen an die Kirche beschränkt zu haben scheint.

**) Eudo (Odo) war ebenso wie Karl kein Merowinger, sondern hatte sich gleich diesem aus eigener Machtvollkommenheit zur Herrschaft emporgeschwungen.

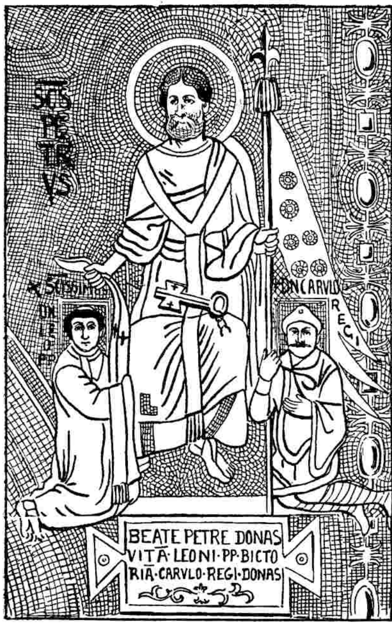
der mohammedanischen Bundesgenossenschaft war es nun vorbei, und Eudo unterstellte sich Karl, um mit ihm gemeinsam gegen die Moslim ins Feld zu ziehen, die mit gewaltiger Streitmacht im Frühjahr 732 in das Frankenreich einfielen. Bei Poitiers kam es am 25. Oktober zum Entscheidungskampfe, in welchem den Mauren größtenteils Deutsche (neben den Austrasiern auch Sachsen, Friesen, Thüringer und Alemannen) gegenüber standen. Nach heißer Schlacht entwichen die Mauren im Schutze der Nacht, verfolgt von einem Teil des Heeres, der ihre Niederlage vollendete. Karl Martell bezwang die neuerdings abgefallenen Alemannen, die widerspenstigen Bayern und Friesen, und nach Eudos Tode auch die Aquitanier. Gegen die noch unabhängigen Sachsen eröffnete er den Kampf, der unter seinen Nachfolgern zur Unterwerfung des stolzen und trotzigen Volkes führte, und unter seinem Schutze begann der Apostel der Deutschen, Winfried (mit seinem Mönchsnamen Bonifacius genannt, ein Angelsachse aus Wessex), das Werk der Bekehrung in Ostfranken, Thüringen, Hessen und Friesland und der Ordnung der christlichen Kirche. Zum Erzbischof zu Mainz erhoben (748), unternahm Winfried noch eine letzte Missionsreise, auf der er durch heidnische Friesen erschlagen wurde.



Pipin der Kurze.
Nach seinem Siegel.

Der Schattenkönig Dagobert III. war im Jünglingsalter (715) gestorben, hatte aber gleichwohl einen Sohn hinterlassen, der nach Chilperichs II. Tode (720) als Theuderich IV. (720—737) auf den Thron erhoben worden war. Auch dieser erreichte kaum das Mannesalter und war nichts weiter als eine Puppe, von der die Metzer Annalen berichten, daß man sie nur einmal im Jahre aus halbem Gewahrsam aufs Märzfeld geholt und öffentlich vorgezeigt habe. Als Theuderich starb, war Karl Martells Macht bereits so stark und widerspruchslos geworden, daß er es ohne weiters wagen durfte, den Königsthron unbesetzt zu lassen, und, als er seinen Lebensabend heranrücken sah, das Frankenreich unter seine beiden Söhne Karlmann und Pipin (der Jüngere, Kleine oder Kurze genannt) zu teilen. Er starb am 21. Oktober 741.

Unter Pipin (741—768) trat eine Wendung in der Geschichte des Frankenreiches ein, die von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde und die im nächsten Abschnitt behandelt werden soll.



WIEDERAUFRICHTUNG DES ROEMISCHEN KAISERTUMS.

Die Karolinger.

Nach dem Tode Karl Martells übernahm Karlmann den östlichen und Pipin den westlichen Teil des Reiches. Sie setzten auch einen Merowinger, vermutlich Chilperichs II. Sohn, als Schattenkönig ein, dessen Name, Childerich III., nur dadurch Bedeutung gewann, daß er derjenige des letzten Merowingers war. Karlmann fühlte sich den schwierigen Aufgaben der Regierung angesichts der fortwährenden kriegerischen Verwicklungen und Auflehnungen der unterworfenen Völker nicht gewachsen und trat 747 als Benediktinermönch in das berühmte Kloster Monte-Cassino ein, wo er um 754 starb. Pipin ließ sich jetzt von den Großen des Reiches die Krone anbieten und vom Papst Zacharias zur Annahme derselben ermächtigen. Er schickte zwei Geistliche nach Rom und legte dem Papst die Gewissensfrage zur Entscheidung vor, ob es bei dem Zustand der fränkischen Kirche nicht besser sei, daß derjenige, der die Gewalt habe, auch den Namen eines Königs trage. Die Antwort fiel bejahend aus, und nun wurde eine Reichsversammlung nach Soissons berufen und Pipin (751) als König der Franken gekrönt. Childerich III. hatte seine Rolle als Königspuppe nun ausgespielt. Er wurde seines königlichen Lockenhaares beraubt und ins Kloster gesteckt.

Dem Papst stattete Pipin seinen Dank dadurch ab, daß er ihm (an Zacharias Stelle war inzwischen Stephan II. getreten) Hilfe gegen den Langobardenkönig Aistulf brachte und durch Auslieferung des diesem entrissenen Gebietes an den apostolischen Stuhl den Grund zur weltlichen Herrschaft des Papsttums legte. Ein zweiter Zug gegen Aistulf (756), der gegen jene, von ihm selbst im Friedensvertrage erkannte Schenkung hintennach Einwendungen erhob, bewirkte, daß die Langobarden tributpflichtig wurden. In Bayern setzte



Tassilokelch.
Im Stift zu Kremsmünster.
(Aus Pflugk „Gesch. des Mittelalters“

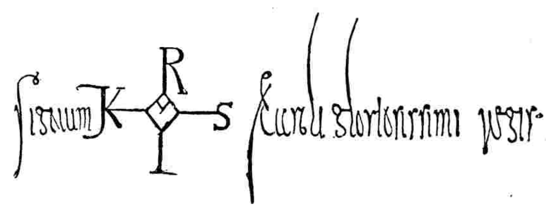
Pipin Tassilo, den Schwiegersohn des Langobardenkönigs Desiderius (vergl. S. 325), als Herzog ein, der als solcher Vasall des Frankenreiches wurde; da er sich aber später in geheimer Verbindung mit Langobarden und Avaren der Vasallenpflicht zu entziehen suchte, steckte man ihn nebst seiner ganzen Familie ins Kloster, wo er, nachdem er 794 nochmals feierlich seinen Herzogsansprüchen entsagt hatte, starb. In den Kämpfen gegen die Araber entriß Pipin diesen Narbonne wieder (759). Pipin starb 768. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der jüngere Karlmann schon 771 im Tode; der ältere war von da an Alleinherrscher im Frankenreiche, und während seiner 46jährigen Regierungszeit entwickelte sich dieses Reich durch Vereinigung fast sämtlicher das europäische Festland bewohnenden Germanenstämme und durch Eroberung von Ober- und Mittelitalien, Corsica, Pannonien und Dalmatien zu einer Großmacht, die an Umfang derjenigen des einstigen römischen Weltreiches zwar nachstand, an politischer Bedeutung derselben jedoch gleichkam. Der Schöpfer dieses Reiches war Karl der Große, eine geschichtliche Gestalt, die, wie nur wenig andere, im Gedächtnis der Volkes sich bleibend erhalten hat und von der Einbildungskraft der Dichter mit einem reichen Kranze von Legenden und Sagen umwoben worden ist.



Siegel Karlmanns, des jüngeren Sohnes Pipins des Kurzen.

Karl der Große.

Karl war beim Antritte der Regierung 26 Jahre alt. Die angeblich zeitgenössischen Abbilder zeigen ihn in verschiedener Gestalt. Dasjenige von ihnen, das in erster Linie Anspruch auf Echtheit erheben darf*), läßt eine kraftvolle Erscheinung mit offenem Antlitz erkennen, das nach fränkischer Weise nur von einem Schnurrbart beschattet ist. Die Geschichte zeigt ihn als einen Mann von sittlicher Kraft, klar blickendem Geiste, hochstrebendem Sinne, eiserner Willensstärke und unermüdlicher Schaffenslust. Groß als Eroberer, war er noch größer als gewissenhafter, hausväterlich sorgsamer Verwalter des Reiches, das in seine Gewalt gegeben war. Die Roheit und Gewaltthätigkeit der Zeit, der er angehörte, ist auch in seinem Wesen ausgeprägt und durch manchen seiner Herrscherakte bethätigt; aber die Zwecke, die er verfolgte und die Absichten, von denen er geleitet war, lassen erkennen, daß er stets nach Maßgabe der Pflichten, die seine Stellung ihm auferlegte, das Beste gewollt und mit ganzer Kraft erstrebt hat.



Unterschrift Karls des Großen.

Das vom König selbst ausgeführte Handzeichen besteht lediglich aus dem schrägen Viereck zwischen den vier Buchstaben des Monogrammes, welch letzteres ebenso wie die übrige Schrift von einem Schreiber ausgeführt wurde.

*) Das Titelbild zu diesem Abschnitte giebt das Mosaikbild Karls des Großen wieder, das im Lateran-Palaste zu Rom in einem von Papst Leo III. (798) erbauten Gastraume zur Bewirtung fürstlicher Personen an der mittleren Tribüne dieses Raumes angebracht worden ist. Nach dem Verfall des Palastes wurde an der gegenüberliegenden Straßenseite (1743) ein Nischenbau errichtet, in welchen die Mosaiken aus jenem Raume übertragen und daselbst restauriert wurden. Das Bild stellt den Apostel Petrus mit dem Schlüssel der Kirche im Schoße dar, der dem zu seiner Rechten knieenden Papst Leo III. die Stola (Binde aus Seide oder Silberstoff, welche die Priester bei ihren kirchlichen Amtshandlungen über beide Schultern gehängt tragen), dem linksknieenden Kaiser die Fahne von Rom als die beiden Abzeichen der geistlichen und der weltlichen Macht überreicht. Die lateinische Unterschrift des Bildes lautet deutsch: „Heiliger Petrus, du giebst Leben dem Papste Leo und Sieg Karl dem Könige.“ Ein in Paris befindliches kleines Bronzestandbild, das mutmaßlich ebenfalls Karl den Großen darstellt, zeigt ganz ähnliche Gesichtszüge wie dieses Mosaikbild.

Die erste Aufgabe, die Karl als Alleinherrscher sich stellte, war die Unterwerfung der Sachsen, gegen die schon seine beiden Vorgänger, Karl Martell und Pipin der Kurze, gekämpft hatten. Dieser Kampf war für das Frankenreich zum Schutze seiner eigenen Grenzen und zur Wahrung seiner Machtstellung notwendig, denn die Sachsen waren starke und gefährliche Nachbarn. Sie teilten sich in vier Stämme: Westfalen an der Sieg, Ruhr, Lippe und Ems; Ostfalen zwischen Weser und Elbe; Engern an beiden Ufern der Weser und Nordalbingier zwischen Elbe und Eider. Auch die Friesen an der Nordseeküste zwischen Ems und Rhein gehörten zum sächsischen Stämmeverband. Häufige Raubzüge nach den fränkischen Grenzgebieten und der Haß, den sie ihren christlichen Nachbarn gegenüber an den Tag legten, machten ihre Unterwerfung schon aus unmittelbaren Gründen zur Notwendigkeit. Diese war aber auch aus Gründen der höheren Politik notwendig; denn solange sich das unabhängige Sachsen zwischen das Frankenreich und die übrigen deutschen Lande einschob, war an einen Zusammenschluß der deutschen Völker unter fränkischer Herrschaft nicht zu denken; auch war von dieser Seite stets Beunruhigung und Schwächung des Machteinflusses, sowie mittelbare oder unmittelbare Unterstützung der Auflehnung der den Franken bereits unterworfenen deutschen Länder zu fürchten. Das Frankenreich hatte endlich das Emporkommen seiner Macht hauptsächlich seinem engen Anschluß an die katholische Kirche zu verdanken, und es hatte daher ein großes Interesse daran, durch Ausbreitung des katholischen Christentums in den deutschen Ländern den Boden für die Ausbreitung seiner eigenen Macht über dieselben zu ebnen. In dieser Richtung nun bildeten die Sachsen ebenfalls ein wesentliches Hindernis, denn sie hielten ebenso fest an ihrem heidnischen Glauben wie an ihren republikanischen altgermanischen Einrichtungen und betrachteten das monarchische und kirchliche Regiment in dem mächtigen Nachbarstaate nicht nur mit widerwilliger Geringschätzung, sondern auch mit Besorgnis, weil sie sich durch dasselbe schwer bedroht fühlten. Aus allen diesen Gründen war Karl entschlossen, die Sachsen um jeden Preis zu unterwerfen, und auf dem zu Worms (772) abgehaltenen Maifelde*) stimmten die Großen des Reiches diesem Entschlusse bei. Noch in demselben Jahre begann der Kampf, der sich von vornherein durch die Zerstörung eines der Hauptheiligtümer der Sachsen, der sogenannten Irminsäule am Eresberge in Westfalen, als ein Glaubenskrieg kennzeichnete. Die Sachsen diesseits der Elbe wurden unterworfen und in ihrem Lande (777) ein erstes Maifeld bei Paderborn abgehalten. Der Sachsenkrieg wurde zweimal unterbrochen; das erstemal durch einen Kriegszug gegen die Langobarden (773—774), der dem Desiderius Reich und Freiheit kostete. Das Langobardenreich, Nord- und Mittelitalien umfassend, ging in Karls Besitz über, und nur Süditalien blieb im Besitze der Byzantiner. (Der langobardische Herzog, Arichis von Benevent, unterwarf sich im Jahre 787). Karl ließ sich mit der „eisernen Krone"**) als König von Italien krönen; Desiderius wurde in ein Kloster gebracht.

Die Sachsen hatten sich damals unter ihrem Herzog Wittekind (Widukind) sofort wieder erhoben, wurden aber nach Karls Rückkehr neuerdings unterworfen und mußten in der schon erwähnten Maifeldversammlung zu Paderborn Anerkennung der fränkischen Obmacht und Zulassung der christlichen Glaubensboten geloben. Nun wurde aber Karl abermals genötigt, außerhalb seines Reiches in die Ereignisse einzugreifen. Der maurische Emir von Saragossa war vom Chalifen von Cordova***) mit einem bewaffneten Einfall heimgesucht

*) Die Ersetzung des alten Märzfeldes durch das Maifeld war eine von Karl dem Großen eingeführte Neuerung, die aus Rücksichten auf die Witterungsverhältnisse erklärt wird.

**) Die „eiserne Krone", mit der sich seit dem Ausgang des 6. Jahrhunderts die lombardischen, nach Karl dem Großen die meisten deutschen Könige bis zu Karl V., im Jahre 1805 Napoleon I. und 1838 der österreichische Kaiser Ferdinand als Regenten der Lombardei krönen ließen, hat ihren Namen von einem im Innern derselben befindlichen Eisenreif, der der Sage nach aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet sein soll. Theudelinde (vergl. S. 324) hatte den Nagel von ihrem Freunde, dem Papst Gregor dem Großen, zum Geschenk erhalten und die eiserne Krone zur Krönung ihres Gemahls Agilulf (593) anfertigen lassen.

***) In Cordova — dem Corduba der Römer — hatte ein Sprosse des Omaijaden-Geschlechtes, Abdarrahman, im Jahre 756 ein Chalifat (Chalifenreich) gegründet. Die Omaijaden waren mit

worden und rief Karl um Hilfe an, wogegen er versprach, die Oberhoheit des Frankenreiches anzuerkennen. Karl zog (778) über die Pyrenäen und drang siegreich bis Saragossa vor, wo er den vertriebenen Emir wieder einsetzte. Während seiner Abwesenheit hatten sich aber die Sachsen aufs neue erhoben, und Karl mußte eiligst in sein Reich zurückkehren. Auf dem mit allzu großer Hast durchgeführten Rückzuge wurde seine Nachhut in der wilden Berggegend bei Roncesvalles von Basken überfallen und nahezu aufgerieben. Diesen unglücklichen Ausgang des spanischen Feldzuges besingt das Rolandlied, das zu seinem Helden den sagenhaften Neffen Karls des Großen Roland macht. Glücklicher war Karl in dem nun aufs neue aufgenommenen Kampfe gegen die Sachsen, die bei Bocholt (779) besiegt wurden. Doch schon im nächsten Jahre entflammte sie Wittekind zu neuer allgemeiner Erhebung, siegte über die Franken am Süntelberge (781) und nötigte Karl zu einem abermaligen Kriegszuge, den er mit großer Heeresmacht siegreich durchführte. In Verden wurden 4500 Sachsen als Aufrührer hingerichtet, und als sich die durch dieses fürchterliche Strafgericht in äußerste Wut versetzten Sachsen zu einem letzten Verzweiflungskampfe aufrafften, wurden sie (783) bei Detmold und an der Hase entscheidend geschlagen. Im Jahre 785 unterwarf sich Wittekind endlich und nahm selbst das Christentum an. Sachsen wurde nach fränkischem Brauch in Grafschaften geteilt und erhielt Bischofssitze an den Hauptorten der drei Stammesländer, aus denen sich die ersten Anfänge städtischen Lebens im Sachsenlande entwickelten. Es waren dies die Städte Osnabrück und Münster in Westfalen, Paderborn, Minden, Bremen und Verden im Engernlande und Hildesheim und Halberstadt in Ostfalen. Die neuen Bistümer wurden in die Diözesen (Kirchsprengel) der Erzbistümer Köln und Mainz aufgenommen.



Wittekind.

Nach seinem Grabstein zu Engern in Westfalen aus dem elften Jahrhundert.
Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

Nachdem sich Karls Reich, durch die Einverleibung des Vasallenherzogtums Bayern in dasselbe, weit nach Osten hin ausgebreitet hatte, kam es auch in nachbarliche Berührung mit den räuberischen Sorben und Avaren. Die Sorben bewohnten das Gebiet von Meißen (Misni) bis zum südlichen Brandenburg (Brennabor); am rechten Ufer der Elbe wohnten nördlich von den Sorben die Wilzen und im heutigen Mecklenburg die Obotriten, alles slawische Stämme, die man auch mit dem gemeinsamen Namen Wenden bezeichnet hat. Die Avaren waren ein wilder tatarischer Volksstamm, der sich nach dem Untergang des Hunnenreiches an der Theiß und mittleren Donau festgesetzt hatte und von da aus häufig räuberische Einfälle in das westliche Nachbarland der Bayern und noch über dasselbe hinaus unternahm. Im Jahre 789 zog Karl gegen die Wenden und 791—799 bekriegte er die Avaren, deren zwischen Donau und Theiß gelegenes Hauptlager, der sogenannte Königsring (796), erstürmt wurde und samt den großen Schätzen, die die Avaren in früheren Raubzügen gegen das oströmische Reich erbeutet und in ihrem Lager aufgespeichert hatten, in die Hände der Franken fiel. Das wendische Land kam bis an die Oder in die Gewalt Karls, dasjenige der Avaren wurde zunächst von der Enns bis an die Raab dem fränkischen Reiche einverleibt und mit deutschen Ansiedlern besetzt. Hier entstand die sogenannte Ostmark, der Kern der späteren österreichischen Lande. Das Avarenreich ging infolge des Schlages, den Karl der Große gegen dasselbe geführt hatte, unaufhaltsam seiner Auflösung entgegen; die Mähren (Marahanen oder Morawer nach dem Flusse March — auch

---

dem Propheten Mohammed verwandt und herrschten im Orient als Chalifen von 661—750, wurden aber dann durch die Abbasiden gestürzt.

Morawa oder Maraha — genannt), ein slawischer Volksstamm, der sich in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts im Marchgebiete niedergelassen hatte, drangen allmälig in ihr Land ein und machten sie zinspflichtig, und nach dem Einbruch der Magyaren in das alte Pannonien verschwand das Volk und sein Name vollständig aus der Geschichte.

In Rom war im Jahre 795 der Papst Hadrian I. (772—795) gestorben und durch Leo III. (795—816) ersetzt worden. Gegen diesen zettelten die Verwandten Hadrians eine Verschwörung an, die die Vertreibung Leos (799) zur Folge hatte. Leo suchte bei Karl im Lager zu Paderborn Schutz und dieser ließ ihn mit bewaffnetem Geleite nach Rom zurückführen. Da er zu jener Zeit an der Nordseeküste mit Verteidigungsmaßregeln gegen die seeräuberischen Normannen*) durch Begründung einer Flotte und befestigter Küstenplätze beschäftigt war, so konnte er erst nach Beendigung dieser Aufgabe seinem päpstlichen Schützling nach Rom folgen, um sich dort den Lohn für die thatkräftige Hilfe zu holen, die er, wie schon seine Vorgänger, dem apostolischen Stuhle hatte angedeihen lassen. Dieser Lohn war kein geringer. Das Frankenreich hatte unter Karls dreißigjähriger Regierung eine Ausdehnung gewonnen, für die seine Namensbezeichnung nicht mehr ausreichte. So lange die in dasselbe aufgenommenen Völker als Unterthanen des „Frankenreiches" bezeichnet wurden, blieben sie einfach unterworfene Fremdlinge, denen die Franken als Besieger und Gebieter, nicht aber als Reichsgenossen gegenüber standen. Um dauernden Frieden und gedeihliche Entwickelung innerhalb des Reiches zu erzielen, mußte dieses eine Bezeichnung erhalten, die für alle seine Bestandteile eine gleichwertige Bedeutung hatte, so daß Franken, Sachsen, Langobarden, Alemannen und Bayern, und neben diesen germanischen Völkern auch die romanischen und slawischen Unterthanen des Reiches, auf einem neutralen Reichsboden sich zusammenfinden konnten. Eine solche Namensbezeichnung für das Reich Karls des Großen war in Anlehnung an die noch nicht vergessene glorreiche Vergangenheit des römischen Weltreiches um so leichter zu finden, als das Frankenreich in seiner nunmehrigen Ausdehnung und namentlich mit Rücksicht auf seinen italienischen Landbesitz ein ebenbürtiges Seitenstück zu jenem bildete. Das geschichtliche Bindeglied zwischen dem alten Römerreiche und demjenigen, das nun an seine Stelle treten sollte, war das christliche Staatskirchentum, das jenem im letzten Jahrhundert seines Bestehens sein charakteristisches Gepräge verliehen hatte und nun auch den Grundzug des Wesens des Frankenreiches bildete. Konnte Rom der Natur der Verhältnisse nach auch nicht der staatliche Mittelpunkt des Reiches sein, so konnte es doch der kirchliche Mittelpunkt desselben, der es thatsächlich bereits war, auch für die Zukunft bleiben. Pipin der Kurze hatte bereits den Titel eines Patricius Romanus angenommen; es war also nur noch der letzte Schritt zur formalen Wiederaufrichtung des römischen Kaisertums zu thun, indem Karl sich zum Imperator Romanus machte, diese Würde aber aus den Händen des Oberhauptes der herrschenden Kirche empfing und auf diese Weise ein untrennbares Bündnis zwischen weltlicher und geistlicher Obmacht im Abendlande herstellte.

Wohl bestand noch das oströmische Reich; allein bei der thatsächlichen Entwickelung der Dinge war dieses den abendländischen Verhältnissen bereits völlig entrückt, und auch in kirchlicher Beziehung hatte es sich schon im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts von Rom getrennt. Im Jahre 726 war der sogenannte „Bilderstreit" ausgebrochen, dessen Gegenstand die Verehrung Gottes und der Heiligen in Bildern war. Die „Bilderdiener" (griechisch Ikonodulen genannt), wohl von dem Gesichtspunkt ausgehend, daß auf die Massen ein Gottesdienst um so stärker wirkt, je mehr er sich deren Bedürfnis und Verlangen nach sinnlichen Eindrücken anschmiegt und äußerlichen Prunk entfaltet, hielten den Bilder-

*) Normannen oder Nordmannen nennt man die skandinavischen und dänischen Seeräuber, die in der Zeit vom 8.—11. Jahrhundert n. Chr. die europäischen Küsten heimsuchten und in Frankreich (die sogenannte Normandie) und Unteritalien Reiche gründeten. In Skandinavien nannte man sie Vikinger, d. h. Krieger; als Ursachen der normannischen Bewegung werden Uebervölkerung in der Heimat, Abenteuer- und Beutelust, Familienfehde, Bürgerkrieg und durch diesen verursachte Aechtung und Verbannung angegeben.

dienst für förderlich zu religiösen Zwecken; die „Bilderstürmer" (Ikonoklasten) erblickten dagegen in der Verehrung der Bilder, die das gemeine Volk nur zu leicht bis zur förmlichen Anbetung übertreibt, einen Rückfall in den Götzenbilderdienst und verwarfen ihn deshalb. Dieser Bilderstreit dauerte bis 842. Der Kaiser Leo III. hatte 726 die Bilderverehrung verboten, der päpstliche Stuhl dagegen sich zu Gunsten derselben erklärt, und dadurch war die vollständige Trennung der morgenländischen von der abendländischen, d. h. der griechischen von der katholischen Kirche verursacht worden*).

Der Gedanke an die Wiederaufrichtung des römischen Kaisertums war schon anläßlich eines früheren päpstlichen Besuches am fränkischen Hoflager besprochen worden und kam am Weihnachtsfeste des Jahres 799 in der Peterskirche zu Rom in feierlicher Weise zur Ausführung. Karl legte nun den von Pipin dem Kurzen ererbten Namen eines Patricius der Römer ab und nannte sich Imperator und Augustus, unter welchem Titel ihn das römische Volk bei seiner Krönung durch den wiederholten Zuruf der einst bei Ausrufung der Caesaren üblichen Formel: „Dem frömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten, großen und friedenstiftenden Caesar der Römer Leben und Sieg!" begrüßt hatte.

Nach seiner Rückkehr hatte der neue Kaiser neue Kämpfe mit den Sachsen, besonders den Nordalbingiern, zu bestehen, die auch zu einem Kriege gegen die Dänen (Jüten und Reste anderer germanischer Stämme) führten. Diese waren unter Gottfried (804—810) bereits zu einem Königreiche vereinigt. Im Jahre 808 drangen sie unter ihrem Könige Gottfried bis an die Elbe vor, wurden aber von Karl, dem ältesten Sohne des Kaisers**), zurückgeschlagen und dieser errichtete zum Schutze gegen den mächtigen Feind, dessen Kraft er jetzt erkennen gelernt, jene Befestigungslinie zwischen der Eider und Schlei, die noch in der neuesten Geschichte unter dem Namen der „Danewerke" eine Rolle gespielt hat. Im Jahre 810 zog Kaiser Karl selbst gegen die Dänen zu Felde. Gottfried wurde von seinen eigenen Dienstmannen getötet, und Karl schloß mit seinem Nachfolger Frieden und sicherte sich durch diesen den Besitz des rechts von der Elbe gelegenen Teiles des Sachsenlandes. Im Jahr 800 zog Karls jüngster Sohn Ludwig über die Pyrenäen und unterwarf in elfjährigem Kriege Spanien bis an den Ebro, wo nun die spanische Mark eingerichtet wurde.

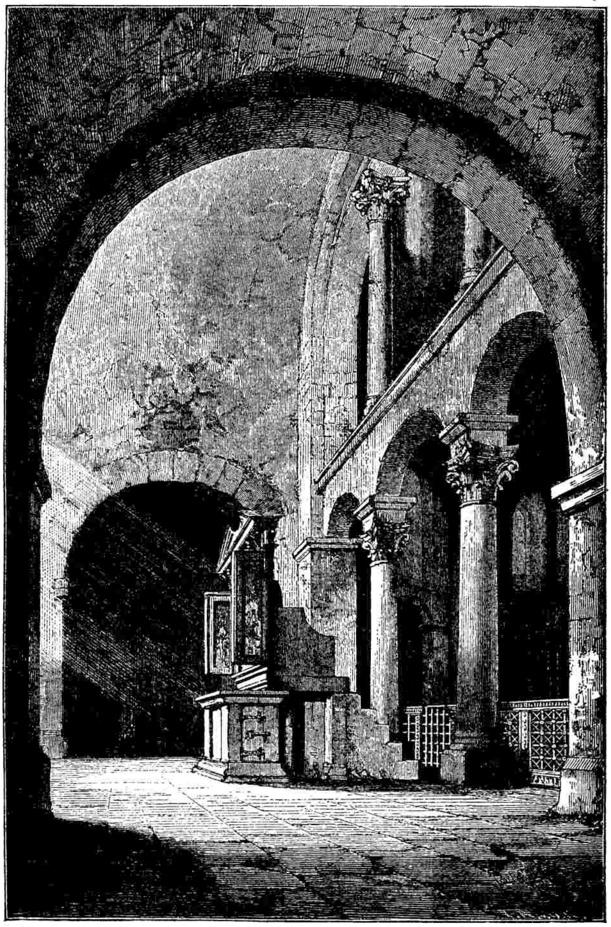
Außer dieser und der bereits genannten Ostmark wurden zur Zeit Karls des Großen noch eine Bretonische (die heutige Bretagne), eine Dänische, Sorbische und Friaulische Mark eingerichtet, durch Anlage von Burgen und Aufstellung starker Besatzungen zu festen Vorwerken des Reiches gestaltet und zu deren Verwaltung Markgrafen eingesetzt. Das Reich wurde in Gaue geteilt, denen Gaugrafen vorstanden. Die Maifelder wurden regelmäßig alle Jahre abgehalten und zu denselben die höheren kirchlichen Würdenträger des Reiches beigezogen. Ihre Beschlüsse nannte man Capitularien, unter welcher Bezeichnung die Gesetzeserlasse überhaupt verstanden wurden. Eine Reichshauptstadt gab es nicht, wohl aber kaiserliche „Pfalzen" zu Ingelheim, Nymwegen und Aachen; letztere war in den späteren Lebensjahren des Kaisers sein Lieblingsaufenthalt, und im Aachener Dom wird noch heute der weiße Marmorstuhl gezeigt,

---

*) In der griechischen Kirche schwankte nach der jeweiligen Stimmung der Kaiser der Streit hin und her. Nachdem sich Leo der Isaurier (717—741) und seine Nachfolger Constantin V. (741—775) und Leo IV. (775—780) zu Gunsten der Bilderstürmer erklärt hatten, ließ die Witwe des letztgenannten, Irene (780—802), durch eine (787) nach Nicaea berufene Kirchenversammlung die gegen den Bilderdienst erlassenen Verfügungen aufheben. Nach ihrem Sturze aber erhob sich der Streit aufs neue. Leo V. (813—820) ließ durch eine neue Kirchenversammlung zu Konstantinopel (815) den Bilderdienst abermals aufheben und auch Kaiser Theophilus (829—842) erließ strenge Maßregeln gegen denselben. Dagegen wurden die Nicäischen Beschlüsse von 787 durch die Kaiserin Theodora, als sie (842) im Namen Michaels III. (842—867) die vormundschaftliche Regierung antrat, auf einer Synode zu Konstantinopel wieder in Kraft gesetzt und am 19. Februar 842 die Bilder feierlich in die Kirchen zurückgebracht, welcher Tag seither in der griechischen Kirche als „Fest der Orthodoxie" (Rechtgläubigkeit) gefeiert wird.

**) Sein jüngerer Sohn Pipin hatte seine kriegerische Begabung bereits im Feldzuge gegen die Avaren bethätigt, der hauptsächlich unter seinem Befehle zum glücklichen Ende geführt worden war.

der ihm und seinen Nachfolgern bis 1531 als Thronstuhl gedient hat. Hier fand (813) auch jene große Reichsversammlung statt, in der Karl seinen Sohn Ludwig (die beiden ältern Söhne Karl und Pipin waren 811, bezw. 810 gestorben) mit eigener Hand zum Kaiser krönte. Fünf Monate später, am 28. Januar 814 starb Karl der Große im Alter von 72 Jahren und wurde im Dom zu Aachen beigesetzt. Seine ursprüngliche Begräbnisstelle ist bis heute noch nicht aufgefunden worden. Kaiser Otto III. hatte dieselbe im Jahre 1000 öffnen lassen und Karls Leiche in noch wohl erhaltenem Zustande in weißem Ornat, auf einem Stuhle sitzend, mit der Krone geschmückt und mit dem Zepter in den Händen vorgefunden. Das damals wieder vermauerte Kaisergrab wurde anläßlich der Heiligsprechung Karls 1165 von Friedrich Barbarossa neuerdings geöffnet und die Gebeine wahrscheinlich in einen noch jetzt vorhandenen Reliquienschrein, den sogenannten „Proserpinakasten“ gelegt, aus dem Kaiser Friedrich II. (1215) sie in den kunstvoll gearbeiteten „Karlsschrein“ bringen ließ. Jetzt sind sie in der sogenannten „Ungarischen Kapelle“ des Aachener Domes untergebracht; die im Grabe aufgefundenen Reichsinsignien befinden sich seit 1798 in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.



Hochmünster im Aachener Dom mit dem Stuhl Kaiser Karls des Großen.
Aus O. Jägers „Weltgeschichte“.

Karls Nachfolge.

Das Reich Karls des Großen hatte keinen Bestand. Schon der nächste Nachfolger des großen Kaisers, sein Sohn Ludwig (814—840), dessen Beiname „der Fromme“ auf seine allzu große Abhängigkeit von der Kirche hinweist, verfiel in den alten Fehler der Merowinger, das Reich als ein Privateigentum zu betrachten und wie eine einfache Hinterlassenschaft von Geld und Gut unter seine Söhne Lothar, Pipin und Ludwig zu teilen. Dadurch wurde das römische Kaisertum als solches aufgelöst und sein Wert auf den eines bloßen Titels herabgedrückt, der nur für seinen Träger von Bedeutung war. Da der Titel nicht mehr an einem bestimmten Reiche seinen Rückhalt hatte, so konnte er nicht erblich sein, sondern mußte im Falle seiner Erledigung demjenigen von den Reichsfürsten zufallen, der je nach der Bedeutung und Macht des Reichsteiles, über den er herrschte, den kräftigsten Anspruch darauf geltend machen konnte.

Immerhin hatte die Reichsteilung die günstige Folge, daß sich durch dieselbe eine Trennung im nationalen Sinne vorbereitete, so daß aus dem bunten Völkergemisch des von Karl dem Großen begründeten Reiches mit der Zeit Staatengebilde sich entwickeln konnten, die auf der natürlichen Grundlage des Nationalitätenprinzips beruhten und daher einer gesunden Fortentwicklung fähig waren. Freilich dauerte es noch länger als ein Jahrtausend, ehe dieser Nutzen der Reichsteilung zur thatsächlichen Geltung kam, und für die Entwicklung der aus dem Karolingerreiche später entstandenen Staatengebilde wäre es



Bildnis Ludwig des Frommen.
Nach einer in der National-Bibliothek zu Paris befindlichen Miniatur.

wahrscheinlich von weit größerem Nutzen gewesen, wenn das Reich in seiner Gesamtheit unter starken und klugen Herrschern noch durch mehrere Generationen vereinigt geblieben und dadurch in den von seinem Begründer angebahnten staatlichen Einrichtungen erstarkt wäre. Unter Herrschern von so selbständigem Geiste wie Karl der Große hätte sich auch die Gewalt und der Einfluß der Kirche auf das Staatsleben niemals in so nachteiliger Weise geltend machen können, wie dies thatsächlich unter den schwachen und teilweise ganz unfähigen Nachfolgern Karls geschehen ist, und auch die Papstkirche wäre vielleicht nicht jener Entartung anheimgefallen, die mit dem Verfall des neuen römischen Kaisertums eingetreten ist, wenn eine starke, selbstbewußte weltliche Macht neben ihr bestanden hätte.

Für die Dynastie der Karolinger war aber die von Ludwig dem Frommen vorgenommene Reichsteilung einfach der Anfang ihres Endes.

Diese Teilung trat schon im dritten Jahre der Regierung Ludwigs ein, zunächst in der Form, daß Lothar seinem Vater als Mitkaiser zur Seite stehen, Pipin das Königreich Aquitanien und Ludwig Bayern erhalten sollte. Man glaubt, daß die Teilung hauptsächlich auf den Einfluß des Papstes Stephan V. (816—817) zurückzuführen sei, der gleich nach seiner Erhebung auf den Stuhl Petri nach Frankreich gekommen war, um die Krönung Ludwigs als römischer Kaiser in der Hauptkirche zu Reims persönlich vorzunehmen. Es liegt auf der Hand, daß der Papst damit beabsichtigte, den Krönungsakt, den, wie bereits erwähnt, Karl der Große schon im Jahre 814 vollzogen hatte, als ungiltig hinzustellen und zugleich dem päpstlichen Anspruch, die römische Kaiserkrone zu verleihen, Ausdruck zu geben. Der fromme Ludwig fügte sich ohne jeden Widerstand und erkannte damit an, daß er die Kaiserkrone in der That als ein päpstliches Lehen betrachtete; gleichzeitig aber ließ er sich zur Schwächung der Kaisermacht verleiten, indem er deren Grundlage — sein weltliches Machtbereich — durch Verteilung an seine Söhne zersplitterte. Karl der Große selbst hatte — freilich in anderem Sinne und mit anderer Absicht — diese Zersplitterung eingeleitet, indem er seinen Enkel Bernhard, den Sohn Pipins, zum König von Italien unter Ludwigs Oberhoheit bestimmte. Bernhard lehnte sich nach dem Tode seines Großvaters gegen diese Oberhoheit auf, wurde aber besiegt und getötet (818). Schlimmer noch gestalteten sich die Dinge, als Ludwig, der sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (818) sofort mit Judith, einer Tochter des Bayerngrafen Welf verheiratet hatte, auf deren Andringen ihrem 823 geborenen Sohn Karl zur Liebe 829 eine neue Reichsteilung vorgenommen hatte. Die drei älteren Söhne empörten sich infolge dessen gegen den Vater, und als dieser ihnen mit Heeresmacht entgegentrat (833), verließen ihn seine Truppen auf dem Lügenfelde bei Colmar im Elsaß, und der Kaiser wurde von seinem Sohne Lothar gefangen genommen und zu öffentlicher Kirchenbuße in Soissons genötigt. Jetzt nahmen aber Ludwig und Pipin für ihn Partei und setzten ihn wieder auf den Thron. Es brach ein Streit zwischen den Brüdern aus, vor dessen Entscheidung der fromme Ludwig auf einer Rheininsel bei Ingelheim starb (840). Pipin war ihm schon zwei Jahre vorher im Tode vorangegangen; Ludwig und Karl (diesem letzteren wurde der Beiname „der Kahle" beigelegt) verbündeten sich nun gegen Lothar, und schlugen ihn (841) bei Fontanetum. Lothar, dem der Vater schon bei seinen Lebzeiten die Kaiserwürde übertragen hatte, sah sich nun gezwungen, einen Vertrag einzugehen, der endgiltig die Teilung des Reiches aussprach. Dieser 843 zu Verdun abgeschlossene Vertrag wies Lothar das unter dem Namen „Mittelfranken" zusammengefaßte Land zwischen Schelde, Maas, Saone und Rhone im Westen und Rhein und Alpen im Osten nebst Friesland und Italien zu; Ludwig erhielt Ostfranken, d. h. die am rechten Rheinufer gelegenen Teile des Reiches (außer Friesland) nebst den Gauen von Mainz, Worms und Speier; Karl dem Kahlen endlich wurde Westfranken zugeteilt, das Neustrien, Aquitanien, den nordwestlichen Teil von Burgund, Septimanien und die spanische Mark umfaßte.



Lothar I.,
Sohn Ludwigs des Frommen.
Nach einem Miniaturgemälde im Pariser Evangelarium aus dem 9. Jahrhundert.
(Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte").

Die Ludwig und Karl zugewiesenen Gebiete waren im nationalen Sinne abgeschlossen. Dasjenige Ludwigs umfaßte im allgemeinen nur deutsches Land, und man hat ihm daher

den geschichtlichen Namen Ludwigs des Deutschen beigelegt; Karls des Kahlen Reich war dagegen durchaus von Romanen bevölkert, und den Kern desselben bildete das heutige Frankreich. In diesen beiden Reichsteilen wäre also die Grundbedingung ihres Gedeihens, der nationale Zusammenhang, vorhanden gewesen; dagegen war Lothars Reich weder ein von natürlichen Grenzen umschlossenes, noch durch nationale Einheitlichkeit verbundenes Staatsgebilde und trug daher von vorneherein den Keim der Auflösung in sich. Lothar I. regierte als Kaiser bis zu seinem Tode (855). Ihm folgte sein ältester Sohn Ludwig II. als Kaiser (855—857). Seine beiden jüngeren Söhne Lothar II. und Karl starben bald nach dem Tode ihres Vaters und Ludwig der Deutsche teilte sich mit Karl dem Kahlen durch den Vertrag zu Mersen (870) in deren Erbe so, daß der deutsche Teil desselben (Friesland und Elsaß-Lothringen), an Ludwig, der romanische — Burgund und die Provence — an Karl fiel, und die Maas die Grenze zwischen den beiden Reichen bildete. In Italien regierte Lothars ältester Sohn Ludwig — als Kaiser Ludwig II. — bis 875.



Siegel Ludwig des Deutschen.

Ludwig der Deutsche (843—887) hatte sich in fortwährenden Kämpfen der Angriffe der Slawen und der Normannen zu erwehren, welch letztere (845) gleichzeitig alle drei fränkischen Reiche angriffen und Hamburg zerstörten. Als nach Ludwigs II. Tode Karl der Kahle eiligst nach Italien gezogen war, um sich der römischen Kaiserkrone zu versichern, fiel Ludwig der Deutsche mit bewaffneter Hand in sein Reich ein, wurde aber, ehe es noch zum Entscheidungskampfe gekommen war, vom Tode überrascht (28. August 876), und es war nun an seinen Söhnen Karlmann, Ludwig und Karl, den Streit um die Kaiserkrone auszufechten. Nachdem sie unter sich die Teilung des vom Vater geerbten Reiches vorgenommen hatten, zog Karlmann über die Alpen, um Italien, dessen sich der vom Papst Johann VIII. (872—882) zum römischen Kaiser gekrönte Karl bemächtigt hatte, diesem wieder zu entreißen. Karl der Kahle, der mit seiner Gemahlin Richildis in Pavia mit Johann VIII. zusammengetroffen war und Richildis von diesem zur Kaiserin hatte krönen lassen, machte sich beim Anrücken Karlmanns sofort auf die Heimreise, erkrankte aber unterwegs und starb in einem Alpendorfe in den Armen seiner Gemahlin (6. Oktober 877). Karlmann wurde in der Lombardei als König anerkannt und forderte nun von Johann VIII. auch die Kaiserkrone; doch gelang es dem Papste, die Erfüllung dieser Forderung hinauszuschieben, bis Karlmann durch den Ausbruch einer Seuche in seinem Heere zur Rückkehr über die Alpen gezwungen war, worauf der Papst sich nach Frankreich zum Sohne Karls des Kahlen, Ludwig dem Stammler, begab. Er krönte diesen zum Könige Frankreichs, konnte aber seiner Persönlichkeit nicht das nötige Vertrauen abgewinnen, um ihm auch die Kaiserkrone zu geben, obgleich ihm sehr daran gelegen war, das päpstliche Recht auf Verleihung derselben neuerdings zu bekräftigen. Ein frühzeitiger Tod raffte



Siegel Karls des Kahlen.
Vorder- und Rückseite.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.)

Ludwig den Stammler schon 879 hin, und Karlmann erlag ein Jahr später, nachdem er (879) Italien an seinen Bruder Karl und Bayern an seinen Sohn Arnulf abgetreten hatte, wiederholten Schlaganfällen. Ludwigs des Deutschen jüngster Sohn, Karl der Dicke genannt, war nun das Oberhaupt des Karolinger Hauses. Er zog 880 nach Italien, ließ sich von Johann VIII., der bald darauf einer Verschwörung zum Opfer fiel, im Jahr 881 zum römischen Kaiser krönen und 884 von den Westfranken zum Könige wählen, bewies aber den Normannen gegenüber eine so verächtliche Mutlosigkeit, daß diese nordischen Räuber bis nach Paris vordringen und dieses belagern konnten. Infolgedessen wurde Karl sowohl von den Westfranken als auch von den Ostfranken des Thrones entsetzt. Jene wählten Odo von Paris*) (888—898), diese Arnulf (887—899), den Sohn Karlmanns, zum Könige. Das diesseits des Jura gelegene („cisjuranische") Burgund hatte sich schon 879 unter dem Grafen Boso von Vienne, dem Schwager Karls des Kahlen, vom Westfrankenreiche unabhängig gemacht; 882 nahm Boso das Land vom Kaiser Karl dem Dicken zum Lehen. Der jenseits des Jura gelegene (transjuranische) Teil Burgunds, auch Oberburgund genannt, der Teile der heutigen Schweiz und Savoyens nebst der Landschaft Franche-Comté in sich schloß, wurde nach Bosos Tode (887) ebenfalls selbständig und 934 mit Niederburgund zu einem nach seiner Hauptstadt Arles das „Arelatische Reich" genannten Königreiche verbunden.



Kopf der Kaiserin Richildis.
(Nach Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".)



Karlmann.
Nach der Grabplatte in der Kapelle Notre-Dame-la-Blanche zu St. Denis.



Ludwig III.
Nach der Grabplatte in der Kapelle Notre-Dame-la-Blanche zu St. Denis.

Arnulf von Kärnten hatte, wie wir bereits wissen, von seinem Vater Karlmann Bayern erhalten, doch wurde ihm dieses von seinem Oheim Ludwig III. nach der Erkrankung Karlmanns abgenommen und ihm dafür Kärnten zugewiesen, weshalb er auch Arnulf von Kärnten genannt wird. Dieser Ludwig III. war überhaupt ein unruhiger Kopf; er empörte sich wiederholt gegen seinen allerdings als Herrscher nicht bedeutenden Vater, Ludwig den Deutschen, und suchte den Söhnen Ludwigs des Stammlers West-

*) Ludwig der Stammler hatte drei Söhne hinterlassen, von denen die beiden ältesten frühzeitig starben, während der dritte, Karl der Einfältige, von den Großen des Reiches bei Seite geschoben und erst nach Odos Tode (898) allgemein als König anerkannt wurde.

franken zu entreißen, mußte sich aber (880) mit Lothringen begnügen. Schon unter seines Vaters Regierung hatte er mit diesem gegen seinen ländergierigen Oheim Karl den Kahlen um den Besitz Lothringens gekämpft und nach des Vaters Tode durch einen glänzenden Sieg bei Andernach (876) den Kampf zu seinen Gunsten zum Ende geführt. Gegen die Normannen kämpfte er ebenfalls (880) mit Erfolg, erkrankte und starb jedoch bald darauf (882), so daß er die Plünderung von Köln, Bonn und Aachen durch die Normannen nicht verhindern konnte. Sein Reich fiel an Karl den Dicken. Sein Neffe Arnulf war im Kampfe gegen die Normannen ebenfalls siegreich und überhaupt ein tüchtiger Haudegen. Zu seiner Zeit war vom Ural her das finnische Nomadenvolk der Magyaren in Europa allmälig vorgedrungen und hatte sich unter Arpad in Ungarn festgesetzt, das es noch bis zum heutigen Tage inne hat. Den Magyaren war die damals erfolgte Gründung des großmährischen Reiches durch Swatopluk ebenso unbequem, wie den deutschen Nachbarn. Arnulf vereinigte sich daher mit ihnen, um Swatopluk zu bekämpfen, mit dessen Tode (893) sein Reich wieder zerfiel. Nach Italien zog Arnulf zweimal (894 und 896) auf den Hilferuf des Papstes, dem er seine Stadt Rom im Sturm zurück eroberte, wofür ihn Formosus (891—896) mit der römischen Kaiserkrone belohnte. Leider starb Arnulf schon im Jahre 895 und hinterließ als Thronerben einen sechsjährigen Knaben, Ludwig das Kind (900—911). Der Erzbischof Hatto von Mainz führte als Vormund des Knaben die Regierung, die zu jener Zeit mehr denn je einer eisernen Hand bedurfte. Arnulfs einstige Verbündete, die Magyaren, brachen verheerend ins Reich ein und schlugen am Lech (910) das ihnen entgegengestellte Heer. Durch Bayern und Franken wälzte sich das wilde Reitervolk bis nach Thüringen und Sachsen und zog erst ab, nachdem ihm Tribut zugesichert worden war. Auch im Innern des Reiches machten sich die Anzeichen der Auflösung bemerkbar. Die herzogliche Gewalt, die durch Karl den Großen vermittels der Gaueneinteilung des Reiches aufgehoben worden war, hatte sich wieder bei den einzelnen Stämmen Geltung verschafft; die Herzoge von Franken, Sachsen, Lothringen, Schwaben und Bayern hatten mehr Macht, als der deutsche König. Der kirchliche und weltliche Lehensadel bemächtigte sich der ganzen Staatsgewalt, der alte Stamm der Freien, die einstige Blüte des Volkes, verschwand gänzlich. Als Ludwig im Alter von 17 Jahren starb, wurde an seiner Stelle ein Sprosse aus der weiblichen Linie des Karolingergeschlechtes, der Westfranke Konrad, auf den Thron gehoben. Sein Urgroßvater Eberhard war ein Sohn der Tochter Alpais Ludwigs des Frommen aus der Ehe derselben mit Beggo, Grafen von Paris. Konrad führte den Königstitel von 911—918, vermochte jedoch nicht die Anerkennung seiner königlichen Gewalt von den Fürsten des Reiches zu erzwingen; namentlich setzte ihm der Herzog Heinrich von Sachsen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, obwohl es gerade sein Vater Otto gewesen war, der die Wahl Konrads vorgeschlagen und durchgesetzt hatte. Als Konrad nicht sofort bereit war, ihm die von seinem



Siegel Arnulfs.



Siegel Ludwigs des Kindes.



Siegel Konrads I.

Stammtafel der Karolinger.

Pipin von Landen, Majordomus von Austrasien (613—639).
Tochter: Begga.

Arnulf, Bischof von Metz, gest. 627.
Sohn: Ansegisel.

Sohn: Pipin von Herstal, Dux et princeps Francorum (687—714).

Karl Martell, seit 720 Majordomus des ganzen Frankenreichs, seit 737 Alleinherrscher (720—741).

Pipin der Kurze, seit 747 König des ganzen Frankenreiches († 768).

1. Karlmann, neben Karl dem Großen König der Franken (768—771).
2. **Karl der Große** (768—799 König der Franken, 800—814 römischer Kaiser).

Söhne Karls des Großen:
1. Karl († 811).
2. Pipin († 810).
3. **Ludwig der Fromme** (814—840).

Söhne Ludwigs des Frommen:
1. **Lothar I.** (823—855).
2. Pipin († 838).
3. **Ludwig der Deutsche** (843—876).
4. **Karl der Kahle** (875—877).

Söhne Lothars I.:
1. **Ludwig II.** (855—875).
2. Lothar II., König v. Lotharingien († 863). (Lothringen) (855—859).
3. Karl

Söhne Ludwigs des Deutschen:
1. Karlmann († 880).
   - **Arnulf von Kärnten** (887—899).
     - **Ludwig III. das Kind** (900—911).
2. Ludwig III., der Jüngere († 882).
3. **Karl der Dicke** (881—888).

Sohn Karls des Kahlen:
Ludwig der Stammler, König von Frankreich (877—879).

Söhne Ludwigs des Stammlers:
1. **Ludwig III. (881—882).**
2. **Karlmann († 884).**
3. **Karl der Einfältige (898—923, † 929).**
   - **Ludwig IV.** (Outremer), (936—954).
     - **Lothar** (954—986).
       - **Ludwig V., der Faule** (986—987).

Ihm folgte Hugo Capet (vergl. Stammtafel der Capetinger).

NB. Die **in größerer Schrift fettgedruckten** Namen sind die der deutschen Könige und Kaiser, **die halbfett gedruckten die der Könige von Frankreich.**

Vater innegehabten Reichslehen in Sachsen und Thüringen zu übertragen, erhob sich Heinrich mit bewaffneter Hand gegen ihn. Trostlos sah es im Innern des Reiches aus; von außen her bedrohten und schwächten Einfälle der Dänen, Slawen und Magyaren dasselbe. Lothringen ging an Westfranken verloren; in Italien kämpften einheimische Große um die Kaiserwürde. Mit Heinrich hatte Konrad, nachdem er bei der alten Eresburg (915) die Waffen mit ihm gemessen, sich verständigt, und als er nun sein Lebensende herannahen fühlte, drückte er den Wunsch aus, daß sein Gegner, den er als tüchtig erkannt hatte, an seiner Stelle zum Könige erhoben werde. In Fritzlar kamen die Großen der Franken und Sachsen diesem Wunsche nach. Das Geschlecht des Karolinger, dessen Stammtafel wir vorstehend (auf S. 349) geben, war erloschen; aus dem Reiche Karls des Großen hatten sich neue Staatsgebilde entwickelt, nur der römische Kaisertitel erhielt sich noch und ging jetzt auf das sächsische Herrschergeschlecht über.

Die sächsischen Kaiser.

König Heinrich I. (919—936) stellte mit Kraft und Umsicht, zugleich aber auch mit weiser Mäßigung die Ordnung in den verwirrten Zuständen des vom Verfall bedrohten Reiches wieder her. In Bayern hatte sich Arnulf, der Sohn des Markgrafen Liutpold, der im Kampfe gegen die Magyaren gefallen war, aus eigener Macht wieder zum Herzog gemacht und die Selbständigkeit seines Landes gegen den König Konrad I. behauptet. Heinrich wußte ihn jedoch zur Anerkennung seiner Oberhoheit dadurch zu bewegen, daß er ihm wesentliche Hoheitsrechte zuerkannte und namentlich die Besetzung der bayerischen Bistümer überließ. Der Kirche war dies allerdings nicht angenehm, denn Arnulf nahm seine Hoheitsrechte ihr gegenüber in sehr bestimmter Weise wahr und scheute sich nicht, über die reichen Kirchen- und Klostergüter zu Gunsten des Landes zu verfügen, wenn dieses Geld nötig hatte; dafür gaben ihm die geistlichen Chronisten (Aufschreiber von Ereignissen in geordneter Zeitfolge) den Beinamen des „Schlimmen". Arnulf hielt aber treu zu den Sachsenkaisern, und versah bei der Krönung Ottos I. (Heinrichs Nachfolger) das Amt des Marschalls. Er starb 937 und sein Sohn Eberhard verlor, da er sich gegen Otto aufgelehnt hatte, das Herzogtum wieder, das Otto später seinem eigenen Bruder Heinrich gab, der der Schwiegersohn Arnulfs war.



Königssiegel Heinrichs I.

Auch den Herzog Burkhard von Schwaben brachte Heinrich zur Anerkennung seiner Oberhoheit und die Lothringer, die sich an Westfranken angeschlossen hatten, zur Wiedervereinigung mit Deutschland, indem er seine Tochter ihrem Herzoge Giselbert zur Gemahlin gab. Mit den Magyaren schloß er gegen einen jährlichen Tribut einen neunjährigen Waffenstillstand und benutzte diesen dazu, um die schutzlosen Grenzen Sachsens durch Anlage von festen Plätzen zu decken und sich, da die alte Einrichtung des Heerbannes in Verfall geraten war, ein tüchtiges Ritterheer aus Vasallen und Dienstmannen zu bilden, das er den bis an die Saale vorgedrungenen Slawen entgegenstellte. Es gelang ihm auch, derselben Meister zu werden und auch die Magyaren, die nach Ablauf des Waffenstillstandes (933) einen neuen Einfall unternommen hatten, bei Riade an der Unstrut entscheidend zu schlagen, so daß das deutsche Land lange Zeit von ihren Raubzügen verschont blieb. In Dänemark, wo das Christentum durch Ansgar, den Erzbischof von Hamburg, eingeführt worden war, trat Gorm der Alte feindlich gegen dasselbe auf, und nach der Einäscherung Hamburgs mußte das dortige Erzstift nach Bremen verlegt werden. Heinrich nahm Gorm die Mark Schleswig ab, wodurch auch an diesem Punkte das Reich wieder an Festigkeit gewann. Heinrich starb 936 und hinterließ seinem Sohne Otto I. (936—973) das Reich in wohl-

geordnetem Zustande. Als Otto zu Aachen sich feierlich zum Könige der Deutschen krönen ließ, waren die Fürsten aller deutschen Länder zur Huldigung erschienen, und es traten hierbei zum erstenmale die vier Erzämter des Reiches auf: Kämmerer, Truchseß*), Mundschenk und Marschall. Doch hatte auch Otto I., dem die Geschichte den Beinamen des Großen gegeben hat, das Uebergewicht der Königsgewalt über die Macht der Herzöge mit bewaffneter Hand zur Geltung zu bringen, bevor er seine Herrschaft in vollem Umfange ausüben konnte. Die Erhebung und der Sturz Eberhards von Bayern wurden bereits erwähnt; auch Giselbert von Lothringen empörte sich und verlor deshalb sein Herzogtum, das Otto



Statuen Kaiser Ottos I. und seiner Gemahlin Edith im Dom zu Magdeburg.

(944) seinem Schwiegersohne Konrad übertrug. Dieser war der Ahnherr des fränkischen oder salischen Kaiserhauses, das dem sächsischen im Jahre 1024 folgte. Zum Bayernherzog wurde, wie schon erwähnt, Ottos Bruder Heinrich eingesetzt (947), zum Schwabenherzog sein eigener Sohn Liudolf. Erwähnenswert ist, daß sich zwei seiner eigenen Brüder gegen Otto erhoben: der eben erwähnte Heinrich, dem Otto großmütig verzieh, und sein Halbbruder Thankmar, der mit dem Frankenherzog Eberhard gemeinsame Sache gemacht hatte und im Kampfe auf der Eresburg fiel. Die neuen Herzöge wurden nicht als

*) Truchseß, in Frankreich „Seneschall", war der Titel der Hofbeamten, die über Küche und Wirtschaft die Oberaufsicht führten. Das Erzamt der Truchsessen wurde, wie auch alle übrigen, nur an Reichsfürsten vergeben und später zur erblichen Reichswürde gemacht. Die Erzämter wurden mit je einem Kurfürstentum verbunden.

Stammeshäupter, sondern als königliche Beamte und Lehenspflichtige angesehen, die Herzogswürde, wie aus dem Ebengesagten hervorgeht, auch an Stammesfremde verliehen. In Sachsen wurde der bisherige Markgraf Hermann Billung zum Herzog erhoben und ihm der Schutz der Reichsgrenze gegen die nördlichen Wenden und Dänen übertragen; die Mark an der mittleren Elbe hatte der Markgraf Gero zu verwalten, der alle Slawen bis an die Oder dem Reiche unterwarf und unter dessen Schutze im Wendenlande die Bistümer Havelberg, Brandenburg und Meißen gegründet wurden. Nach Geros Tode wurde die mächtig angewachsene Mark in drei Teile zerlegt: Nordmark, Ostmark und Mark Meißen.

Otto war mit der angelsächsischen Königstochter Edith vermählt, die schon 946 starb. Sie wurde zu Magdeburg begraben, wo Otto zu ihrem Gedächtnisse ein Erzbistum errichtete, dem zahlreiche, ebenfalls von ihm gestiftete Bistümer untergeordnet wurden. Von der jungverwitweten Adelheid, Gemahlin des Burgunderkönigs Lothar, gegen Berengar II. von Friaul zu Hilfe gerufen, zog Otto nach Italien (951) und benutzte diese Gelegenheit, um die Gewalt des Reiches über dieses Land zu erneuern; er vermählte sich mit Adelheid und brachte so ihr Land in seinen Besitz. Im Jahre 955 erfolgte ein neuer Einbruch der Magyaren, die am 10. August auf dem Lechfelde entscheidend geschlagen wurden und seither keinen neuen Einfall in Deutschland mehr wagten. Empörungen des Schwabenherzogs Liudolf, seines Sohnes, und des Lothringers Konrad, seines Schwiegersohnes, fanden ihren Abschluß dadurch, daß Otto ihre Herzogtümer anderweitig vergab. Auch die Bayern, die sich neuerdings erhoben hatten, wurden von Otto mit Hilfe seines Bruders Heinrich wieder unterworfen und von der bayerischen Ostmark das Herzogtum Oesterreich abgetrennt. Konrad und Liudolf, mit denen Otto nach ihrer Unterwerfung sich wieder ausgesöhnt hatte, fanden beide den Tod auf dem Felde der Ehre, ersterer im Kampf gegen die Magyaren auf dem Lechfelde, letzterer (957) in Italien, wohin er gegen Berengar gezogen war. Gegen diesen rief der Papst Johann XII. (955—963) den König Otto im Jahre 961 zu Hilfe. Obwohl der Charakter Johanns nicht vertrauenerweckender Art war, so beeilte sich Otto doch, dem Rufe Folge zu leisten, weil er sich davon die Erfüllung seines Lieblingswunsches versprach, die Kaisermacht in ihrem vollen Glanze wieder aufleben zu machen. Er ließ seinen siebenjährigen Sohn Otto II. zu Worms zum deutschen König wählen und brach dann nach Italien auf, wo sich die Lombarden sofort von Berengar abwandten. Von Pavia aus trat er mit dem Papste in Unterhandlungen, deren Inhalt die Feststellung des Rechtsverhältnisses zwischen dem Kaiser und dem apostolischen Stuhle war. Der Vertrag kam zu Stande. Er enthielt wesentliche Beschränkungen der kaiserlichen Rechte, wie sie seinerzeit von Pipin und Karl dem Großen festgestellt worden waren, dagegen legte er dem Kaiser die Verpflichtung auf, den Landbesitz des apostolischen Stuhls gegen jeden Angriff zu verteidigen und Kirche und Papst nach Kräften zu heben. Für Otto war aber die Hauptsache seine Krönung zum Kaiser, und diese erfolgte am 2. Februar 962. So war das römische Kaisertum nach langjährigem Stillstand wieder ins Leben gerufen. Aber der mit dem Papsttum neu abgeschlossene Freundschaftsbund war nicht von langer Dauer, obgleich Otto seine Schuldigkeit in vollem Maße gethan, dem Papste alles ihm von Berengar entrissene Gebiet wieder zurückgegeben und außerdem noch reiche Beuteschätze ihm ausgeliefert hatte. Johann war mit 16 Jahren Papst geworden. Seine Hauptliebhabereien waren die Jagd und das Würfelspiel mit lustigen Zechbrüdern, wobei er sich an seinem „Des Teufels Minne" genannten Leibgetränk gütlich that und — wie der ernste Wattenbach in seiner Geschichte der Päpste erzählt — Jupiter und Venus um Glück im Spiele anzurufen pflegte. Er machte einen 10jährigen Knaben zum Bischof und weihte einen Diakonus im Pferdestall. Die vornehme Jugend Roms war seine bevorzugte Gesellschaft, und sein lateranischer Palast wurde, wie Gregorovius schreibt, zu einem Freudenhause und Harem. Dieser Papst hatte nun, nachdem Otto Rom verlassen hatte, um Berengar, der sich in eine seiner festen Burgen verschlüpft hatte, vollends zu bezwingen, die Mißachtung des mit Otto abgeschlossenen Vertrages so deutlich dargethan, daß sich der Kaiser genötigt sah, im Jahre 963 abermals vor

Rom zu erscheinen und Johann XII., der ihm mit bewaffneter Hand entgegengetreten **war**, zu **verjagen**. Statt seiner wurde von der zusammenberufenen Versammlung der Bischöfe Leo VIII. auf den Stuhl Petri erhoben; kaum war aber Otto wieder von Rom weg=

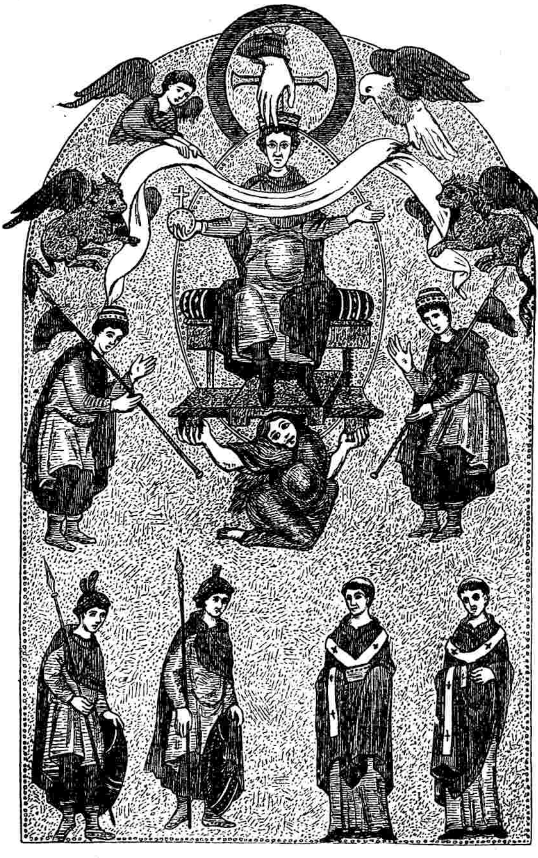


Elfenbeintafel mit allegorischer Darstellung der Heirat des Kaisers Otto II. mit Theophano.

Byzantinische Arbeit des 10. Jahrhunderts, im Museum Cluny zu Paris befindlich.
Aus Hertzberg „Byzantiner und Osmanen“.

gezogen, so erschien Johann aufs neue und rief die Bischöfe abermals zusammen, die nun Leos Entsetzung aussprachen. Dieser floh und folgte dem Kaiser, der ihn mit Gewalt wieder einsetzte; Johann aber starb schon 963 eines gewaltsamen Todes.

Nachdem Otto 964 Berengars endlich habhaft geworden war und ihn als Gefangenen auf das Schloß Babenberg (Bamberg) hatte bringen lassen, wo er zeitlebens gefangen gehalten wurde, nahm er die lombardische Krone von den zu Mailand versammelten Ständen entgegen und war nun Herr von Oberitalien und Schutzherr des päpstlichen Gebietes. Er wollte aber auch noch die Herrschaft über Unteritalien für sein Haus erringen und unternahm daher einen Feldzug dahin (966), unterwarf Capua und Benevent und leitete Unterhandlungen mit Byzanz ein, das in Apulien noch einen Statthalter zu sitzen hatte. Seine Absicht war, sich auf gütlichem Wege in den Besitz des Landes zu setzen, und zu diesem Zwecke sollte sich sein Sohn Otto mit Theophano, der Tochter des griechischen Kaisers, verehelichen. Bis zum Jahre 972 zogen sich die Unterhandlungen hin; Otto II. war inzwischen als gewählter deutscher König bereits zu Aachen gekrönt worden. Endlich kam es auch zur Erfüllung dieses Wunsches des alten Kaisers; Theophano kam im Frühjahr 972 nach Rom und hier wurde sowohl die Trauung des jungen Ehepaares als auch die Krönung des 18jährigen Otto zum römischen Kaiser vollzogen. Der Zweck, der mit der griechischen Heirat angestrebt wurde, blieb jedoch unerreicht.



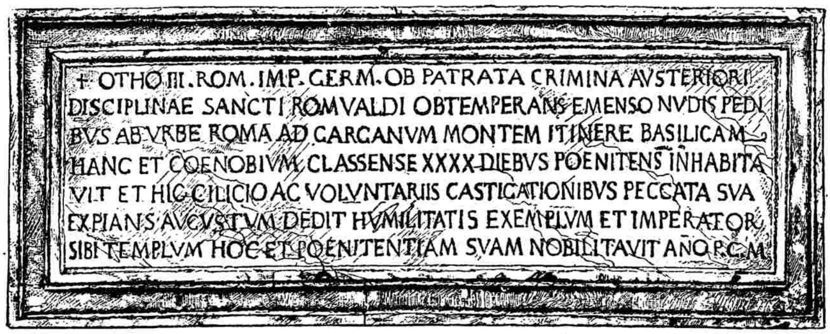
Otto III.

Mit Repräsentanten der Reichsfürsten, des Adels und des Klerus. Titelminiatur eines Evangeliencodex, aus dem Münsterschatz zu Aachen.
(Nach O. Jägers „Weltgeschichte".)

Während seiner 6jährigen Abwesenheit vom Reiche hatte Otto eine seiner Hauptstützen, Hermann Billung, durch den Tod verloren (973); Markgraf Gero war schon 965 gestorben. Am 7. Mai 973 starb auch Otto der Große im 61. Lebensjahre. Sein Sohn und Thronerbe Otto II. (973—983), der zu den schweren Aufgaben, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, nun auch noch als vertragsmäßig verpflichteter Schutzherr Roms eine neue Last auf seine Schultern genommen hatte, konnte seiner Krone nicht froh werden. Eine neue Empörung Bayerns unter seinem Herzoge Heinrich dem Zänker (976) führte zur Abtrennung Kärntens, das zu einem besonderem Herzogtum gemacht wurde, und zur Verleihung der bayerischen Ostmark (des Herzogtums Oesterreich) an Leopold von Babenberg. Lothringen mußte dem König Lothar von Frankreich, der (978) einen Einfall in Deutschland ohne jede Kriegserklärung unternommen hatte, mit Waffengewalt wieder entrissen werden. In Unteritalien wurde (980—983) ein unfruchtbarer Krieg gegen die Byzantiner und gegen dort eingefallene Sarazenen geführt. Obwohl Otto II. an Willens=

kraft und Entschlossenheit seinem Vater nicht nachstand, so konnte er doch nicht verhindern, daß die Dänen und Wenden (983) wieder ins Reich eindrangen und die Bistümer Havelberg und Brandenburg zerstört wurden. Unter so bedrohlichen Verhältnissen war Otto durch seine italienische Politik genötigt, in Italien zu weilen, um dort große Rüstungen zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Sarazenen zu veranstalten; dort erreichten ihn die schlimmen Botschaften von den Ereignissen in der Heimat. Den geistigen Aufregungen und der Ueberanstrengung, die mit all diesen Umständen verbunden waren, war Otto nicht gewachsen; nachdem er sein kaum vierjähriges Söhnlein von einem im Juni 983 nach Verona berufenen Reichstage als Otto III. zum König des deutschen und des italienischen Reiches hatte wählen lassen, ging er nach Rom und verfiel dort in eine schwere Krankheit, die ihn am 7. Dezember desselben Jahres im 28. Lebensjahre dahinraffte.

Sofort trat Heinrich der Zänker auf, um dem Kinde, das nun die Herrschaft führen sollte, und seiner Mutter Theophano, die an seiner statt die Regentschaft führte, den Thron streitig zu machen. Er wurde von den Großen des Reiches mit seinen Ansprüchen abgewiesen, doch gab man ihm Bayern zurück, um ihn zur Ruhe zu bringen. In Deutschland wuchs die Selbständigkeit der Großen des Reiches; in Italien herrschte Adelheid, die Witwe Ottos des Großen, die seit Ottos II. Tode den deutschen Hof mied und erst wieder (991) dahin zurückkehrte, als Theophano gestorben war und der junge Otto einer neuen Vormünderin bedurfte. Neben ihr führte der Erzbischof von Mainz, Willigis, die Regierung bis zum Jahr 995, in welchem der nun 16jährige König selbst die Herrschaft antrat. Bezeichnend für diese ist, daß sie fast gänzlich von drei Zügen nach Rom ausgefüllt wurde; 996 begab sich der junge König dahin, um sich vom Papste Gregor V. (996—999) zum römischen Kaiser krönen zu lassen; der zweite Zug (998) galt der Einsetzung des früheren Bischofs von Reims, später Erzbischof von Ravenna, Gerbert, der Ottos Lehrer gewesen war, zum Papst unter dem Namen Sylvester II. (999—1003). Zum dritten Male zog Otto nach der heiligen Stadt (1001), um einen dort ausgebrochenen Aufstand der Römer niederzuwerfen und diesmal starb er, 22 Jahre alt, in dem Lande, dem er mit seinem Herzen und Sinne weit näher gestanden hatte, als seinem deutschen Reiche, am 23. Januar 1002.



Gedenktafel betreffend Ottos III. Kirchenbuße.

Inschrift in S. Apollinare in Classe bei Ravenna, nach O. Jägers „Weltgeschichte“.
Die Uebersetzung der Inschrift lautet:
„Otto III., römischer Kaiser der Deutschen, hat wegen begangener Verbrechen, der strengen Regel des heiligen Romualdus gehorsam mit nackten Füßen von der Stadt Rom bis zum Berge Garganus den Weg zurückgelegt, diese Basilika und Kloster zu Classe 40 Tage büßend bewohnt und hier, durch ein Weihegeschenk und freiwillige Kasteiungen seine Sünden sühnend, ein hehres Beispiel der Demut gegeben und als ein Kaiser sich, diesen Tempel und seine Buße berühmt gemacht.
Im Jahre 1000 n. Chr.

Das Verhältnis zwischen dem jungen Kaiser Otto und dem Papst Sylvester II. war eines der merkwürdigsten, die die Geschichte kennt. Sylvester war ein hochgelehrter Mann, der selbst mehrere Erfindungen gemacht haben soll und u. a. die arabischen Ziffern und die

Pendeluhr im Abendlande eingeführt hat, dabei aber zugleich ein vollendeter Schwärmer. In diesem Sinne wirkte er auch mächtig auf seinen Schüler Otto ein, und die Beiden planten miteinander die Gründung eines christlichen Weltreiches auf Grundlage der innigen Vereinigung der Kaiser- und Papstmacht, aus der das schon von den Juden und Judenchristen geträumte tausendjährige Reich Gottes auf Erden erstehen sollte. Die Furcht vor dem Herannahen des jüngsten Gerichtes, die um das Jahr 1000 n. Chr. einen beträchtlichen Teil der Christenheit beherrschte, mag bei diesem schwärmerischen Gedanken wohl auch mit im Spiele gewesen sein und auf den jungen Otto in einem seine schwärmerischen Neigungen noch steigernden Sinne eingewirkt haben. Alle Welt erging sich damals in Bußübungen und Kasteiungen, um sich auf die großen Dinge, die da kommen sollten, vorzubereiten; auf einer kleinen Insel nahe bei Ravenna hatte sich eine förmliche Ansiedelung von frommen Büßern gebildet, und auch Kaiser Otto verkehrte viel mit dieser kleinen Gemeinde und unterzog sich für seine eigene Person Bußübungen, die vielleicht einem römischen Kaiser von Papstes Gnaden anstehen mochten, nicht



Heinrich II.

Empfängt, von Udalrikus und Emmeranus gestützt, Krone, Schwert und Lanze von den himmlischen Mächten.

Miniatur aus dem von ihm dem Dom zu Bamberg geschenkten Meßbuch, jetzt in der königl. Bibliothek zu München.

(Aus O. Jägers „Weltgeschichte“.)

aber einem Könige des kraftvollen Volkes der Deutschen. Die auf S. 355 abgebildete Gedenktafel, die von einer solchen Bußübung erzählt, beweist dies wohl zur Genüge. In Deutschland sah man mit wachsendem Unwillen diesem Treiben des Kaisers zu, und selbst der Erzbischof Willigis von Mainz, einer der treuesten und bewährtesten Diener des sächsischen Herrscherhauses, wandte sich tief erbittert den Unzufriedenen unter den deutschen Fürsten zu, die sich namentlich gegen Ottos Plan, seinen Sitz dauernd nach Rom zu verlegen, empörten. Durch den frühen Tod des Kaisers wurde diese Frage

erledigt; sein Vetter Heinrich, der Sohn des Bayernherzogs Heinrichs des Zänkers, wurde an seiner Stelle als sein nächster Anverwandter als Heinrich II. (1002—1024) zu Mainz zum Könige der Deutschen gewählt. Er war von schwächlicher Gesundheit und seinem innern Wesen nach eher zu einem frommen Klosterbruder als zu einem Herrscher in so bewegter Zeit veranlagt (seinen Beinamen des „Heiligen" hatte er wohl hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß er die damals unter dem Papste Benedict VIII. (1012—1024) zum erstenmale aufgetretenen Bestrebungen, die Priester der katholischen Kirche zur Ehelosigkeit zu zwingen und dadurch aus dem bürgerlichen Verbande völlig herauszureißen, aufs kräftigste unterstützte. Seine Neigung für die Ehelosigkeit soll soweit gegangen sein, daß er sich für seine eigene Person jedes Umganges mit der ihm angetrauten Gemahlin enthielt und dadurch das Aussterben seines Hauses verursachte. Im übrigen war er aber ein gewissenhafter und thätiger Herrscher. Er zog (1004) nach Italien, unterwarf die Lombardei aufs neue und wurde zu Pavia als König von Italien gekrönt. Den Herzog Boleslaw Chrobry der Polen, der nach der Ermordung Ekkards dessen Mark Meißen verheerte, zwang er, das von ihm in Besitz genommene Böhmen wieder aufzugeben; doch wurde demselben nach einem Kriege, der von 1004—1018 währte, die Lausitz und das Mieltschiner Land im Frieden von Bautzen als deutsches Lehen belassen. Rudolf III. von Burgund, ein Oheim Heinrichs II., sicherte ihm, da er selbst ohne Leibeserben war, die Nachfolge in seinem Lande, was freilich, da Heinrich II. selbst kinderlos war, ein fruchtloses Erbteil blieb. Den Frieden im Innern wußte Heinrich kräftig aufrecht zu erhalten. Auf einem zweiten Zuge nach Italien (1014) holte sich Heinrich in Rom die Kaiserkrone, und ein dritter Zug (1022) führte zur Unterwerfung Benevents, Capuas und Salernos, wobei die Normannen, die kurz vorher sich dort festgesetzt hatten, ihn unterstützten und dafür durch die den Byzantinern im Verlauf dieser Kämpfe abgenommenen Gebiete entschädigt wurden. Ein besonderes Verdienst um die Kirche erwarb sich Heinrich II. durch die Begünstigung der Stellung der Geistlichkeit gegenüber dem Lehensadel, dem er dadurch ein Gegengewicht zu geben gedachte, und durch die Begründung des Bistums Bamberg (1007), in dessen Hort er mit seiner Gattin Kunigunde auch seine letzte Ruhestätte gefunden hat.



Heinrich II. und Kunigunde
als Erbauer der Bamberger Domkirche.
Aus der Bamberger Bibliothek, nach O. Jägers „Weltgeschichte".



Wir haben gesehen, wie bereits unter den Merowingern die Kirche ihren Einfluß dahin geltend zu machen suchte, daß die weltliche Macht nicht allzu mächtig anwuchs. Die Reichsteilungen unter den Frankenkönigen waren zu gutem Teile dem kirchlichen Einflusse zuzuschreiben. Solange die Päpste des starken Armes der Karolinger zu ihrem eigenen Schutze bedurften, hatten sie sich willig der Obmacht derselben unterworfen. Sobald aber durch den Verfall der Kaisermacht dieser Schutz seine Bedeutung verloren hatte, stellten sich die Päpste auf ihre eigenen Füße und schlugen sich lieber mit den jeweiligen einheimischen Machthabern auf italienischem Boden herum, als daß sie dem Schirmherrn jenseits der Alpen aufs neue einen Machteinfluß über den apostolischen Stuhl eingeräumt hätten. Schon seit der Zeit des letzten Karolingers, Konrads I., waren die Päpste in den wilden Parteikampf mit hineingezogen worden, der sich in Italien zwischen dortigen Fürsten um die lombardische Königs- und die römische Kaiserwürde entsponnen hatte. Dadurch, daß sie teils Werkzeuge, teils Geschöpfe dieses Parteikampfes wurden, verloren die Päpste alles Ansehen und leider auch häufig die Selbstachtung, so daß eine Zeit eintreten konnte, in der der päpstliche Hof in Rom das Muster der Sittenlosigkeit und Verderbtheit war. Hatte schon die bereits erwähnte Schenkung Konstantins (vergl. S. 327) dazu dienen müssen, um dem Geschenke Pipins seine Rechtsgiltigkeit zu nehmen und dessen Wert zu schmälern, so sollte eine zweite Fälschung dazu dienen, um dem Papst innerhalb der Kirche völlig souveraine Macht zu geben. Eine ganze Sammlung alter päpstlicher Erlasse und Rechtsgesetze wurde in Reims fabrizirt und durch Vermittelung des Papstes Nicolaus I. (858—867) in die päpstlichen Archive eingeschmuggelt. Sie ist unter dem Namen des „Pseudo-Isidoros" („falscher Isidor", weil als Verfasser der Bischof Isidor von Sevilla bezeichnet wurde) bekannt, und der Hauptzweck, der bei dieser Fälschung verfolgt wurde, war, die Geistlichkeit dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit vollständig zu entziehen. Als die Fälschung im 16. Jahrhundert aufgedeckt wurde, stellte man sie von kirchlicher Seite gar nicht in Abrede; der Zweck derselben war ja inzwischen erreicht, die Bestimmungen aus dem „falschen Isidor" hatten längst in das Kirchenrecht Aufnahme gefunden. Eine andere Urkunde, nach welcher Ludwig der Fromme, Karls jüngster Sohn, dem Papste Paschalis I. (817—824) außer großen Schenkungen auch die völlig freie Papstwahl ohne kaiserliche Bestätigung zugesichert haben soll, wurde erst um das Jahr 1100

„entdeckt“ und erwies sich nachträglich ebensowohl als Fälschung, wie die Schenkungsurkunde Constantins und des Pseudo-Isidors.

Mit Lothar sowohl als mit dessen Sohn Ludwig II. war fortwährend Streit wegen der Hoheitsrechte. Nikolaus I. zwang den König Lothar II. (Ludwigs II. Bruder) seine Gattin, die er einer Buhlerin wegen verstoßen hatte, wieder aufzunehmen; zugleich erklärte er die Synode, die in die Trennung des Königspaares gewilligt hatte, für eine Räuberbande, lud die Erzbischöfe von Trier und Köln, welche an diesem geistlichen Schiedsspruche mitgewirkt hatten, vor seinen Richterstuhl und setzte sie ab. Vergebens sträubten sich die Erzbischöfe, vergebens unternahm Ludwig II. den Versuch, in Rom mit seiner Kaisermacht zu Gunsten des Bruders einzuschreiten; Nikolaus blieb unbeugsam.

Wären die Nachfolger des Papstes Nikolaus von demselben Schlage gewesen wie dieser und hätten sie die errungene Machtstellung in demselben rein kirchlichen und streng sittlichen Sinne erfaßt und ausgeübt, so hätte man die Anmaßung, mit welcher das Papsttum gegenüber der weltlichen Macht auftrat, als eine durch die Zeitverhältnisse gerechtfertigte Notwendigkeit, ja als eine Wohlthat für die Menschheit ansehen können; denn ein solcher oberster Sittenrichter über die Gewalthaber hätte wahrlich nicht schaden können. Aber nur zu bald zeigte sich, daß das Papsttum jener Zeit am allerwenigsten zu einem solchen Sittenrichteramte berufen war.

Damals kämpften Wido (Guido) von Spoleto und Berengar von Friaul miteinander um die Kaiserkrone, welche Karl III. nicht zu behaupten vermocht hatte. Wido wußte den schutzbedürftigen Papst Stephan V. (817—818) zu bewegen, daß er ihn zum römischen Kaiser machte. Formosus, der Nachfolger Stephans, ein alter, frommer und hochachtbarer Mann, krönte, äußerem Drucke folgend, im nächsten Jahre (April 892) den Wido zum zweitenmale und mit ihm zugleich dessen Sohn Lambert. Im Jahre 896 zog jedoch Arnulf von Kärnten auf den dringenden Hilferuf desselben Papstes gegen Rom, eroberte dasselbe, warf die spoletanische Partei mit Gewalt nieder und empfing die Kaiserkrone. Nach seinem Abzuge bemächtigte sich aber Lambert sofort wieder der Herrschaft und rächte sich an Formosus, welcher kurz vorher gestorben war, in scheußlicher Weise. Er ließ unter der Mitwirkung des neuen Papstes Stephan VI. (885—891) die Leiche des Formosus neun Monate nach ihrer Bestattung vor die Synode bringen. Mit dem vollen Ornate angethan, wurde der tote Papst auf den päpstlichen Thron in Sankt Peter gesetzt. Eine förmliche Verhandlung begann; dem Toten wurde ein Verteidiger gegeben, und drei Ankläger traten gegen ihn auf. Begreiflicherweise siegten die Ankläger; das Anathem wurde über Formosus ausgesprochen, die päpstlichen Gewänder ihm abgenommen und der Leiche die Finger, mit welchen er den Segen erteilt hatte, abgehauen. Alle von ihm erteilten Weihen wurden für ungiltig erklärt. Dann wurde die Leiche durch die Stadt geschleift und schließlich in den Tiber geworfen. Schon wenige Monate nach Vollzug dieses Racheaktes verfiel Stephan selbst der Volkswut; er wurde in der Kirche angefallen und erdrosselt. Sein Nachfolger Romanus II. lebte nur drei Monate, Theodorus nur zwanzig Tage. Unter Theodors kurzem Pontifikat fanden Fischer die Leiche des Formosus, welcher nun als Papst bestattet wurde, und eine Synode erklärte die von ihm erteilten Weihen für giltig. Bald erzählte man sich, die Heiligenbilder hätten, als die Leiche des frommen Papstes in die Peterskirche gebracht wurde, sich vor ihr verneigt.

Nun bemächtigte sich der Diakon Sergius (der spätere Papst Sergius III.) des Stuhles Petri, wurde aber, als er geweiht werden sollte, durch Johannes IX. (898 bis 900) verjagt, welcher die an Formosus verübte Leichenschändung auf einer Synode zu Ravenna in Gegenwart des Kaisers Lambert in aller Form feierlich verdammen ließ. Eine Zeit der ärgsten Verwirrung brach jetzt herein. Lambert wurde im Oktober 899 ermordet; im Dezember desselben Jahres starb Kaiser Arnulf. In Italien warf sich jetzt Berengar von Friaul zum Herrn auf. Zwei Päpste nacheinander, Leo V. (903) und Christoph (904) starben, von ihren Nachfolgern eingekerkert, im Gefängnis. Dem Letztgenannten folgte Sergius III. (904 — 911). Mit ihm begann ein Abschnitt in der

Geschichte des Papsttums, welcher mit dem Namen Pornokratie bezeichnet wird; die derbe deutsche Uebersetzung dieser Bezeichnung wollen wir nicht beisetzen — die Thatsachen sprechen ja deutlich genug für sich selbst.

Drei Weiber: Theodora, die Frau des Konsuls und Senators Theophylaktus, und Theodora und Marozia, die Töchter derselben, beherrschten nicht bloß Sergius und dessen Nachfolger, sondern auch das Papsttum selbst. Marozia war die Buhlerin des Sergius und die Mutter Johanns XI. (931—936), der als zwanzigjähriger Jüngling an Stelle Johanns X. (914—928), des angeblichen Liebhabers der älteren Theodora, den päpstlichen Stuhl bestieg. Das Ende dieses Papstes war ein gewaltsames; er wurde ein Opfer des Kampfes um die Herrschaft in Rom. Die Leute des Markgrafen Wido von Tuscien und der vorher erwähnten Marozia, die jetzt Widos Gemahlin war, ergriffen ihn; im Kerker wurde er erdrosselt. Aber auch sein Nachfolger, der ebengenannte Johann XI., erfreute sich nicht lange seiner päpstlichen Herrlichkeit. Alberich, auch ein Sohn der Marozia, aber von einem andern Vater, dem Markgrafen Alberich von Camerino und Spoleto, bemächtigte sich als Patricius der Herrschaft über Rom und warf sowohl seinen Halbbruder, als auch die eigene Mutter ins Gefängnis. Von da an fielen die Päpste, welche sich gegen die Kaiser so hoffärtig erhoben hatten, während einer Reihe von Jahren unter das Gewaltregiment der römischen Adeligen. Die nächsten, rasch aufeinander folgenden Päpste waren Geschöpfe Alberichs, ohne alle Macht und Ansehen. Die Käuflichkeit der Papstwürde trat in den Vordergrund.

Alberich verlangte auf dem Sterbelager die Wahl seines Sohnes Octavian zum Papst. Dieser wurde 955 in der That als Johann XII. auf den Stuhl Petri erhoben, blieb aber zugleich Patricius von Rom. Wir haben ihn bereits zur Zeit Ottos auftreten sehen.

Der mächtigste Fürst in Italien war damals Berengar von Ivrea, der Enkel des Markgrafen Berengar von Friaul, der sich 888 als König von Italien hatte ausrufen lassen. Diesem letzteren hatten, wie bereits erwähnt, Wido und Lambert von Spoleto gegenübergestanden, die (891 und 892) ihre Krönung zu römischen Kaisern erzwungen hatten. Nach Lamberts Tode (899) war Ludwig II. von Niederburgund als Bewerber um die Kaiserkrone aufgetreten und hatte dieselbe 901 erlangt; doch wurde derselbe vom Markgrafen Berengar überwältigt und durch Blendung unschädlich gemacht. Berengar ließ sich 915 — während Konrads I. ohnmächtiger Herrschaft — als Kaiser krönen; nachdem er 924 durch Mörderhand gefallen war, bewarb sich Hugo, Graf von Provence und Ludwigs Nachfolger in Niederburgund, um die lombardische Krone, deren Besitz man zu jener Zeit gewissermaßen als die Vorbedingung zur Erlangung der Kaiserkrone betrachtete; er erhielt sie 926. Gegen Hugo trat nun Berengar von Ivrea auf, indem er die italienische Königswürde für sich und sein Haus begehrte. Hugo glaubte seine Bewerbung um die Kaiserkrone dadurch zu begünstigen, daß er sich mit der Marozia vermählte und sich in Rom häuslich einrichtete; allein er täuschte sich bitter. Alberich, sein jugendlicher Stiefsohn, zettelte aus Rachsucht wegen einer von ihm erlittenen Züchtigung einen Putsch gegen den „Fremden" an, durch welchen Hugo zur schleunigen Flucht genötigt wurde. Bald darauf ging Hugo ins Kloster und sein schwacher Sohn Lothar trat die Herrschaft über die Lombardei an, die ihm aber von Berengar bald zur Hälfte entrissen wurde. Lothar starb 950 und Berengar wurde nun als alleiniger Herrscher anerkannt. Er verlangte, um seine Herrschaft noch mehr zu befestigen, für seinen Sohn Adalbert die Hand der Königin Adelheid, der Witwe Lothars (vergl. S. 352), die er als seine Gefangene behandelte. Berengar, welchem die Lombardei mit Ausnahme der Markgrafschaft Verona als Lehen belassen worden war, fuhr fort, Italien durch Gewaltthätigkeiten zu beunruhigen, und bedrängte auch (vergl. S. 352) den Papst Johann XII., der sich nun gleichfalls deutsche Hilfe erbat und Otto als Lohn für seinen Beistand die Kaiserkrone gab.

Kaum hatte Otto I. Rom verlassen, so riß dort sofort wieder die tollste Wirtschaft ein. Nach dem Tode Leos VIII. war unter kaiserlicher Aufsicht der achtbare Johann XIII.

(965—972) auf den apostolischen Stuhl erhoben worden; ihm folgte Benedict II., der aber unmittelbar nach Otto I. Tode (973) von Crescentius, dem Sohne der jüngeren Theodora, vertrieben und durch Bonifaz VII. ersetzt wurde, der seinen Vorgänger im Kerker erdrosseln ließ. Nicht lange dauerte es, so packte Bonifaz die Schätze des heiligen Petrus ein, und brannte mit denselben nach Konstantinopel durch. Otto II. war es, der diesmal die Ordnung wiederherstellte und an Stelle des Bonifaz den würdigeren Benedikt VII. einsetzte, dem 983 der Bischof Petrus von Pavia, ein dem Kaiser ergebener Mann, als Johann XIV. folgte.

Der Tod Ottos II. hatte die sofortige Rückkehr des Gegenpapstes Bonifaz VII. zur Folge gehabt, welcher sich der Gewalt bemächtigte und seinen Vorgänger im Kerker dem Hungertode preisgab. Zwar ereilte diesen schon 985 das wohlverdiente Schicksal; er wurde vom Volke erschlagen, seine Leiche durch die Stadt geschleift. Aber auch sein Nachfolger, Johann XV., gleichfalls durch die Macht des Crescentius auf den apostolischen Stuhl erhoben, taugte nichts. Er war überaus geldgierig, und alles war ihm käuflich. Noch einen dritten Papst machte dieser Crescentius: den Johannes Philopathus, einen Griechen aus Calabrien von niedriger Abkunft, dem man nachsagte, er habe Rom wieder an die Griechen bringen wollen. Dieser wurde als Johann XVI. dem von Otto III. während seines ersten Aufenthaltes in Rom (996) eingesetzten, zwar erst 24jährigen, aber gelehrten und sittenstrengen Gregor V. einem Vetter Ottos III. und Sohne des Herzogs Otto von Kärnten, als Gegenpapst gegenübergestellt. Gregor hatte am 21. Mai 996 seinem sechzehnjährigen Vetter die Kaiserkrone aufgesetzt; kaum hatten aber die Beiden der ewigen Stadt den Rücken gekehrt, als auch schon Crescentius mit seinem Gegenpapste hervortrat. Nun aber kehrte Otto nach Rom zurück, um, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, den römischen Unrat auszukehren. Rom wurde erstürmt, Crescentius auf dem Dach der Engelsburg geköpft. Der Gegenpapst war in die Hände der Kriegsleute gefallen; diese schnitten ihm Nase und Ohren ab und blendeten ihn. In diesem kläglichen Zustande wurde er vor eine Synode gestellt, des Papsttums entsetzt und seiner priesterlichen Gewänder entkleidet. Dann führte man ihn, rückwärts auf einem Esel sitzend, durch die Straßen der Stadt.

Gregor V. starb schon 999, wie man sagte, an Gift. Ihm folgte der Franzose Gerbert (vergl. S. 355). Dieser setzte das schon von seinem Vorgänger begonnene Werk einer gründlichen Säuberung des Papsttums fort, jedoch leider mit mehr gutem Willen als Erfolg. Nach seinem Tode gewannen die Grafen von Tusculum, Nachkommen Alberichs, des Sohnes der Marozia, die Herrschaft über Rom. Der Sohn des Hauptes dieser Familie wurde als Benedikt VIII. (1012—1024) zum Papst gewählt. Wir wissen bereits, daß dieser Papst die Ehelosigkeit der Priester durchsetzen wollte. In Pavia hielt er 1018 eine Synode, durch welche die alten kanonischen Vorschriften gegen die Priesterehe erneut und durch sehr strenge, ja grausame Strafbedingungen unterstützt wurden. Ganz allgemein war die Priesterehe thatsächlich üblich geworden und rechtlich anerkannt; ein arger Mißbrauch war namentlich in Italien eingerissen, nämlich der, die Kinder aus solchen Ehen mit Kirchengut auszustatten. Dagegen wurden nun strenge Beschlüsse gefaßt.

Diese Bewegung gegen die Priesterehe ging hauptsächlich von dem französischen Orden der Cluniacenser aus. Das mächtigste und schönste der italienischen Klöster, Monte Cassino, hatte nicht minder als das römische Papsttum sehr wechselnde Schicksale und war nach vorübergehender Reform wiederholt wieder in Verfall geraten. Jetzt erst wurde es durch einen vom Kaiser eingesetzten deutschen Abt dauernd für die Reform gewonnen. Von noch größerer Bedeutung aber wurde für die Kirchenreform das Kloster Cluny, das 910 vom Herzog Wilhelm dem Frommen von Aquitanien gestiftet, als Muster strenger Klosterzucht sich hervorthat und neue Klöster begründete, so daß ein eigener Orden, derjenige der ebengenannten Cluniacenser, entstand, der im 12. Jahrhundert bereits mit über 2000 Ordensmitgliedern über Frankreich, Italien, Spanien, England, Deutschland und

Polen verbreitet war. Die Päpste statteten Cluny, das von der bischöflichen Gewalt befreit und unmittelbar unter Rom gestellt wurde, mit bedeutenden Vorrechten aus, und die Macht des Ordens wurde eine so bedeutende, daß er im Kampfe des Papsttums gegen das Kaisertum um die Obmacht die hervorragendste Rolle spielte und der eigentliche Ausgangspunkt der Kirchenreformbewegung wurde. Diese Reform führte aber keineswegs zu dem Ziele, das ihr ursprünglich gesteckt war, nämlich zur Säuberung des Kirchen- und Klosterlebens von den ihm anhaftenden sittlichen Gebrechen, wenn auch in einzelnen Klöstern in dieser Beziehung gründliche Besserung, sofern sie überhaupt dort nötig war, eingetreten sein mag. Auch der apostolische Stuhl zu Rom wurde nach wie vor durch unwürdige Träger der päpstlichen Gewalt entheiligt und geschändet und war zu Zeiten, wie wir später sehen werden, der Ausgangspunkt scheußlicher Verbrechen. Dagegen wuchs aus der Kirchenreform, von der sich noch Sylvester II. im Verein mit seinem kaiserlichen Schüler Otto III. eine so ideale Vorstellung gemacht hatte, das große Uebel des Mittelalters hervor, das die Christenheit durch Jahrhunderte mit der Geißel wilder und blutiger Glaubenskämpfe zerfleischte: die Herrschaft der Kirche über den Staat.

Die fränkischen oder salischen Kaiser.

Nach dem Tode Heinrichs II. traten die Fürsten aller deutschen Stämme zur Königswahl zusammen, und diese fiel auf den Urenkel **Konrads des Roten von Lothringen** (vergl. S. 351), der als **Konrad II.** (1024—1039) zu Mainz gekrönt wurde. Die Wahl hatte zwischen ihm und einem zweiten Konrad, einem seiner Vettern, geschwankt, und um diesen zweiten vereinigte sich sofort eine Gegenpartei, der auch Konrads Stiefsohn, der **Herzog Ernst von Schwaben**, sich beigesellte, weil er einen Anspruch auf das burgundische Erbe zu haben vermeinte. Wie wir wissen, hatte Rudolf III. von Burgund den Kaiser Heinrich II. als Sohn seiner älteren Tochter **Gisela** zu seinem Erben eingesetzt (vergl. S. 357) und nach Heinrichs II. Tode erhob Konrad II. unter Hinweis auf das früher vorhandene Lehensverhältnis zwischen Deutschland und Burgund im Namen des deutschen Reiches Anspruch auf dasselbe als erledigtes Reichslehen. Diesen Anspruch begründete er auch mit seinem persönlichen Verhältnis zur Nichte Rudolfs, der verwitwe-



Siegel Konrads II.

Nach einer von Goslar 19. Februar 1031 datierten Urkunde im Staatsarchiv zu Berlin.

ten Herzogin Gisela von Schwaben, die er zur Gemahlin genommen hatte. Giselas Sohn Ernst glaubte aber vom familienrechtlichen Standpunkte aus nähere Ansprüche auf Burgund als sein Stiefvater zu haben und empörte sich gegen diesen. Die Großen Burgunds hielten zu Ernst, und es entwickelte sich daraus ein Krieg, der von 1025—1030 sich hinzog und mit dem Siege Konrads endigte. Der junge Herzog Ernst lehnte die vom Kaiser ihm gewährte Begnadigung ab, weil sein Freund Werner von Kiburg in dieselbe nicht mit eingeschlossen war, und setzte den Kampf weiter fort, wobei er den Tod fand. Konrad ließ darauf seinen Sohn Heinrich III. auf dem Reichstage zu Solothurn (1038) zum König von Burgund wählen und krönen.

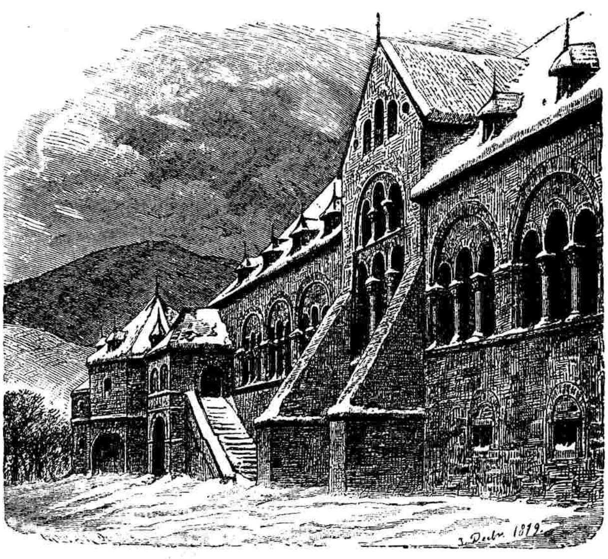
Auch im Kampfe gegen seine Widersacher im deutschen Reiche gewann Konrad die Oberhand und nötigte denselben seine Anerkennung ab, worauf er die Gaue Deutschlands durchzog, um sich als König huldigen zu lassen und zugleich nach altem Brauche Recht zu sprechen. Die Cluniacenser hatten versucht, dem neuen Könige von vorne herein Schwierigkeiten zu bereiten, indem sie dessen Ehe mit Gisela wegen zu naher Verwandtschaft als ungiltig anfochten; Konrad ließ seine Gemahlin zur Königin krönen und schaffte damit auch diese Sache kurzer Hand aus der Welt. Sein Streben war dahin gerichtet, nach dem Vorbilde der sächsischen Kaiser die Herzogtümer im Reiche nach und nach an sein Haus zu bringen, um eine starke Hausmacht als Stütze der Königsgewalt zu schaffen und damit dem Widerstreben der einzelnen selbständigen Elemente ein Ende zu machen und die Erblichkeit der Krone zu begründen. Im Jahr 1026 zog er nach Italien, unterwarf Pavia und Ravenna und ließ sich darauf in Mailand zum König von Italien krönen. Dann setzte er seinen Zug nach Rom fort, wo er 1027 die römische Kaiserkrone empfing. Blutige Greuel kennzeichneten in Pavia, Ravenna und Rom die Spur dieses ersten Römerzuges Konrads. Papst war zu jener Zeit Johann XIX. (1024—1033), der bis dahin Patricius der Römer gewesen war und sich zur Papstwahl die Stimmen teils erkauft, teils erzwungen hatte, ohne vorher jemals Priester gewesen zu sein und ohne die geringsten Kenntnisse von kirchlichen Dingen besessen zu haben. Fast hätte er, vom byzantinischen Kaiser mit reichen Geschenken bestochen, dem griechischen Patriarchen den Titel eines ökumenischen (allgemeinen) Bischofs zuerkannt und das ganze Papsttum damit über den Haufen geworfen. Sein Nachfolger wurde (1033) ein zwölfjähriger Neffe Johanns, der als Benedikt IX. den Stuhl Petri bestieg und seine Stellung als Statthalter Gottes auf Erden dazu mißbrauchte, nach der Weise der allerschlimmsten römischen Caesaren ein verbrecherisches, durch Raub- und Mordthaten berüchtigtes Lotterleben zu führen. Er wurde (1044) vom empörten Volke vertrieben und an seiner Stelle Sylvester III. als Gegenpapst eingesetzt; dieser wurde aber schon nach 40 Tagen von dem mächtigen, mit des Vaters Reichtümern erkauften Anhange Benedikts wieder verjagt und dieser neuerdings auf den apostolischen Stuhl gesetzt, den er bis 1045 inne hatte und sodann an den reichen Erzpriester Johann Gratianus verkaufte, der als Gregor VI. zur Papstwürde gelangte. Es waren nun drei Päpste nebeneinander vorhanden, von denen einer dem andern die Herrschaft streitig machte, und die Befreiung aus dieser heillosen Verwirrung mußte, wie wir später sehen werden, wieder einmal von dem verhaßten Deutschland erbeten werden.

Konrad II. setzte als Kaiser seine thatenreiche Regierung mit starker Hand fort. Er hatte einen verheerenden Einfall der Polen unter Mieczeslaw II. zu bekämpfen, und zwang sie zur Rückgabe der Lausitz an das Reich und zur Herausgabe der 10000 Gefangenen, die sie anläßlich ihres Einbruches mitgeschleppt hatten. Mieczeslaw unterwarf sich (1032) dem Kaiser als Vasall. Odo, Graf von Champagne, der sich des Burgunderreiches bemächtigt hatte, wurde in drei Feldzügen besiegt und fiel (1037) bei Bar-le-Duc, das burgundische Königreich wurde mit dem deutschen Reiche verbunden. In Italien hielt Konrad die schon unter seinem Vorgänger angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen zu den Normannen aufrecht und belehnte den Ritter Rainulf mit der Grafschaft Aversa in Campanien. Er sicherte dort (1037) den kleinen Vasallen des Reiches ihren Besitz, indem er ihre Lehen als erblich erklärte. Auch erhöhte er beträchtlich die Macht des in

Canossa residierenden Markgrafen von Tuscien, in der Hoffnung, in ihm dadurch eine treue Stütze seiner Herrschaft zu gewinnen. Behufs Ordnung dieser Angelegenheiten hatte Konrad 1036 einen zweiten Zug nach Italien unternommen. Im Jahre 1038 kehrte er von dort nach Deutschland zurück, starb aber schon 1039 zu Utrecht eines plötzlichen Todes und wurde in dem von ihm gegründeten Dome zu Speyer bestattet. Unter seinem Sohne Heinrich III. (1039—1056), der schon als Knabe in Aachen zum König gekrönt worden war, erreichte das Kaisertum die Höhe seiner Macht. Außer Böhmen und Polen erkannte vorübergehend auch Ungarn die deutsche Lehenshoheit an. In Italien und Burgund befestigte Heinrich die deutsche Herrschaft durch seine Vermählung mit der Tochter des Herzogs Wilhelm V. von Aquitanien, Agnes von Poitou, und eröffnete sich durch diese Heirat sogar die Aussicht auf den Thron von Frankreich, die allerdings unerfüllt blieb. Nach dem Vorbilde seines Vaters suchte auch er die Bedeutung der Herzogsmacht nach Möglichkeit herabzudrücken und führte in diesem Sinne langwierige Kämpfe gegen den Herzog Gottfried den Bärtigen von Lothringen, der die Witwe des (1052 durch Mörderhand gefallenen) tuskischen Markgrafen Bonifacius geheiratet hatte. Das Herzogtum wurde an den elsässischen Grafen Gerhard vergeben, der der Stammvater des lothringischen Hauses geworden ist; Gottfried aber bemühte sich von Italien aus, wo er zu den tuskischen Besitzungen seiner Frau auch das Herzogtum Spoleto fügte, und durch Erhebung seines Bruders Friedrich (als Stephan X., 1057—1058), zum Papste großen Einfluß gewann, sein Herzogtum wieder zurückzugewinnen und erreichte diesen Zweck auch wirklich mit Hilfe der Erzbischöfe von Köln und Bremen im Jahre 1065. In diesem Gottfried hatte Heinrich III. seinem Sohne und Nachfolger einen gefährlichen Gegner geschaffen; er war der Stiefvater jener Markgräfin Mathilde, die, wie wir später sehen werden, die Miturheberin der für Deutschland so verhängnisvoll gewordenen Machterhebung des Papsttums war. In Goslar begründete sich Heinrich III. um 1050 eine neue Kaiserpfalz, die sowohl ihm als auch seinen Nachfolgern bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts als Residenz gedient hat und wo nicht weniger als 23 Reichsversammlungen stattgefunden haben. Heinrich III. war bei



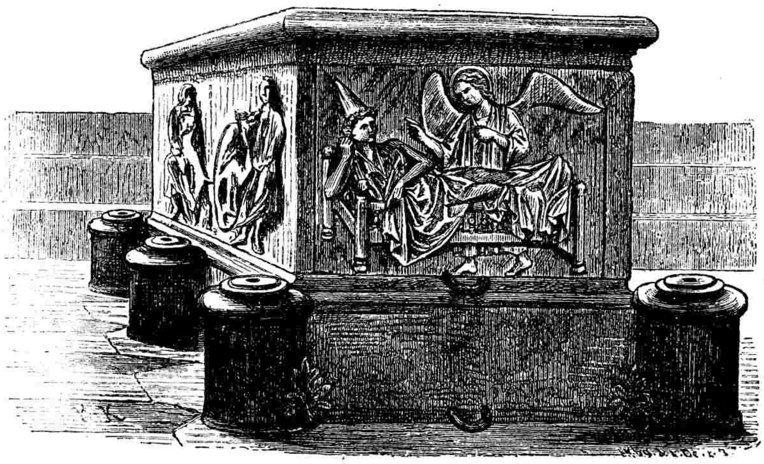
Siegel Heinrichs III.



Die Kaiserpfalz zu Goslar.
Nach O. Jägers „Weltgeschichte“.

Beginn seiner Regierung Herzog von Bayern, Schwaben und Franken, setzte aber später in den beiden erstgenannten Ländern wieder andere Herzöge ein und zwar in ersterem zwei Lothringer, von denen er den zuletzt (1049) eingesetzten, **Konrad von Zütphen**, schon 1053 wieder absetzen mußte. Später vergab seine Witwe Agnes dieses Herzogtum an **Otto von Nordheim**, dem es, da er sich gegen das fränkische Königshaus aufgelehnt hatte, 1070 wieder abgenommen wurde und dann in den Besitz der Welfen kam, die gegen die späteren Kaiser aus dem Geschlechte der **Staufen** einen langwierigen und erbitterten Kampf führten. Dieses letztere verdankte die Macht, durch die es auf den Kaiserthron gelangte, seiner Belehnung mit dem Herzogtum Schwaben.

Heinrich III. erließ nach dem zuerst 1031 von Frankreich gegebenen Beispiel das Gesetz eines allgemeinen Landfriedens im Reiche. Der Grundgedanke dieses Land- oder Gottesfriedens — Treuga Dei genannt — war, jede Selbsthilfe mit bewaffneter Hand mit Strafe zu bedrohen; zunächst begnügte man sich aber damit, das Verbot von Fehden und Gewaltthätigkeiten auf gewisse Wochentage und kirchliche Festzeiten zu beschränken und



Grabstein des Papstes Clemens II.
im Dome zu Bamberg.
(Nach O. Jägers „Weltgeschichte".)

Uebertretungen mit dem Banne zu bestrafen. Ein eigentliches Landfriedensgesetz kam aber erst unter **Heinrich IV.** in Mainz (1103) zustande.

In Italien war, wie wir bereits gehört haben (vergl. S. 363), durch die heillose Wirtschaft in Rom die Lage wieder sehr verwickelt geworden. Heinrich III. war im Herbst 1046 dem Rufe nach Rom mit großer Heeresmacht gefolgt und hatte dort eine Kirchenversammlung nach Sutri berufen, die den Papst Sylvester absetzte und in ein Kloster verwies, den Papst **Gregor VI.** aber, der die Papstwürde gekauft hatte, der Simonie*) für schuldig erklärte und zum „freiwilligen" Rücktritt nötigte. Was Benedikt anbelangt, so war die Kirchenversammlung der Ansicht, daß dieser, weil er sich freiwillig seines Amtes begeben hatte, überhaupt nicht mehr als Papst in Betracht komme. Es war das die bequemste Form, um diese Frage aus der Welt zu schaffen, ohne mit dem mächtigen Anhang Benedikts in Konflikt zu geraten. Man gab nun die Wahl eines neuen Papstes dem deutschen Könige in die Hand und dieser entschied sich für den Bischof **Suidger** von

*) „Simonie" s. v. w. Handel mit geistlichen Aemtern. Die Bezeichnung ist hergeleitet von dem Samaritaner Simon Magus, der, wie im 8. Kapitel der Apostelgeschichte erzählt wird, von Petrus die Macht erkaufen wollte, durch Auflegen der Hände die Geister zu erleuchten.

Stammtafel der fränkischen und staufischen Herrscher und der Welfen.

Fränkische (salische) Kaiser:

Konrad II., 1024—1039.

Heinrich III., 1039—1056.

Heinrich IV., 1056—1106.

1. Gemahlin: Bertha. (2. Gemahlin: Adelheid, Ww. d. Markgr. Heinrich v. d. Nordmark.)

Kinder von der 1. Gemahlin:

1. Konrad, † 1101.
2. **Heinrich V.**, 1106—1125.
3. Agnes, vermählt mit Friedrich von Staufen, Herzog von Schwaben, Erbauer der Burg Staufen, † 1105. (2. Gemahl: Leopold III. v. Oesterreich.)

Staufer:

Söhne:

1. Friedrich, vermählt mit 3. Judith. Herzog v. Schwaben, † 1147,
2. **Konrad III.**, 1138—1152.

Söhne Konrads III.: Heinrich, † 1150. Friedrich, † 1167.

Sohn Friedrichs: **Friedrich I. Barbarossa**, 1152—1190.
2. Gemahlin: Beatrix v. Burgund.

1. **Heinrich VI.**, 1190—1197. Gemahlin: Konstanze von Neapel u. Sizilien.
2. Friedrich, Herzog von Schwaben, † 1191 vor Akkon im 3. Kreuzzuge.
3. **Philipp von Schwaben**, deutscher König 1198—1208, ermordet vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach 1208.

Sohn: **Friedrich II.**, 1212—1250.

1. Heinrich, als deutsch. König **Heinrich VII.** 1212—1242.
2. **Konrad IV.**, 1250—1254, Gegenkönig Wilhelms von Holland.
   Konradin,* der letzte Hohenstaufer, zu Neapel 1268 hingerichtet.
3. Margarete, † 1270.
4. Enzio, † 1272.
5. Manfred, Reichsverweser an Stelle Konradins (s. bei *), 1258—1266 König beider Sizilien, gefallen 1266 bei Benevent gegen Karl von Anjou.

Welfen:

Welf IV., Herzog von Bayern, † 1101.

1. Heinrich der Schwarze, † 1126.
2. Welf V., vermählt mit der Markgräfin Mathilde von Tuscien.

Kinder Heinrichs des Schwarzen:

1. Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern und Sachsen, † 1139. Gemahlin: Gertrud, Tochter Lothars v. Sachsen
2. Welf VI., † 1191.
3. Judith.

Sohn:

Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, † 1195.

Otto IV. von Braunschweig, 1198—1208, Gegenkönig Philipps von Schwaben, römisch-deutscher Kaiser 1209—1212 (1215) † 1218.

NB. Die Namen der deutschen Könige und Kaiser sind **fett gedruckt**.

Bamberg, der nun als Clemens II. (1046—1047) den apostolischen Stuhl bestieg, aber nach kaum 10monatlicher Bekleidung des päpstlichen Amtes starb. Durch Clemens II. wurde Heinrich zum römischen Kaiser gekrönt. Die Leiche des Papstes wurde nach Deutschland gebracht und im Dome zu Bamberg bestattet. An seiner Stelle wurde ein anderer Deutscher, der Bischof von Brixen, als Damasus II. Papst (1048), und als auch dieser schon 23 Tage nach seiner Einsetzung plötzlich starb, ein Verwandter des fränkischen Kaiserhauses, der Bischof Bruno von Toul, als Leo IX. (1049—1054) vom Kaiser zum Papste eingesetzt. Wahrscheinlich ist sowohl Clemens als auch Damasus durch Gift beseitigt worden. Thatsache ist, daß Benedikt IX. sich 1047 abermals durch Geld des päpstlichen Stuhles zu bemächtigen gewußt hat und erst nach der Einsetzung Leos IX. auf seine Burg Tusculum zurückkehrte, wo er um das Jahr 1055 starb. In demselben Jahre unternahm Heinrich III. einen zweiten Zug nach Italien und nötigte die Gemahlin Gottfrieds des Bärtigen, Beatrix, ihm mit ihrer Tochter Mathilde nach Deutschland zu folgen; Gottfried selbst hatte vor dem Kaiser die Flucht ergriffen und sich eiligst nach Lothringen begeben, von wo aus er eine Verschwörung der mit dem strengen Regimente Heinrichs unzufriedenen Fürsten gegen den Kaiser anzettelte. Heinrich mußte infolgedessen alsbald nach Deutschland zurückkehren und unterdrückte zwar die Verschwörung, starb aber bald darauf (5. Oktober 1056). Sein Nachfolger war sein Sohn Heinrich IV., der zu jener Zeit im 6. Lebensjahre stand, aber schon als vierjähriges Kind zum König gekrönt worden war. Für ihn regierte zunächst seine Mutter Agnes von Poitou, die das Herzogtum Schwaben an ihren Schwiegersohn, den Grafen Rudolf von Reinfelden, Kärnten an den Grafen Berthold von Zähringen und Bayern an den sächsischen Grafen Otto von Nordheim übergab. Auch Gottfried erhielt das von Heinrich III. ihm entrissene Lothringen zurück. Alles dies geschah, um die durch Heinrichs III. strammes Regiment verbitterten Fürsten zu versöhnen. Diese aber lohnten ihr mit Undank; sie vereinigten sich mit dem ehrgeizigen Bischof Anno von Köln zu einer neuen Verschwörung gegen die Person des jungen Königs, den sie in ihre Gewalt zu bringen beschlossen, um dadurch auch der Reichsgewalt sich zu bemächtigen. Der junge Heinrich wurde auf ein Rheinschiff gebracht und (1062) nach Köln entführt, wo Anno nun als Beherrscher des Reiches sich aufspielte, bald aber durch Eigennutz, Herrschsucht und Verschwendung sich dermaßen verhaßt machte, daß er den Erzbischof von Bremen als Mitregenten annehmen und ihm auch die Erziehung des jungen Heinrich übertragen mußte. Dieser verdarb durch allzu große Nachsicht, was an dem königlichen Knaben, nachdem er unter der scharfen Zuchtrute Annos bereits alle Festigkeit des Charakters verloren hatte, überhaupt noch zu verderben war. Im 15. Lebensjahre (1065) wurde Heinrich zu Worms mündig erklärt; der Erzbischof von Bremen, Adalbert, führte aber die Regierung für ihn noch weiter. Da dieser in der unumschränkten Königsgewalt einzig das Wohl des Reiches erblickte und außerdem von Abneigung gegen die sächsischen Fürsten erfüllt war, in welchem Sinne er auch auf Heinrich IV. einzuwirken beflissen war, so hatte er die Stimmung der einflußreichsten unter den Großen des Reiches gegen sich. Diese beriefen eigenmächtig eine Versammlung nach Tribur und setzten in dieser die Entfernung des Bremer Erzbischofs vom Hofe durch. Die Regierung wurde nun abwechselnd von einzelnen Bischöfen geführt, und der junge König mußte sich wieder dem Gängelbande Annos fügen. Man vermählte ihn (1066) mit Bertha, der Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin, der er nur Abneigung entgegengebracht hatte, die ihm aber bis zu ihrem Tode (1087) eine treue, aufopfernde, liebevolle Gattin blieb. Otto von Nordheim, jetzt Bayerns Herzog, wurde eines Mordanschlages gegen den König beschuldigt und sollte seine Unschuld auf einem Fürstentage zu Mainz durch Gottesgericht im Zweikampf darthun, erschien aber nicht und wurde deshalb seines Herzogtums für verlustig erklärt, das nun seinem Schwiegersohne Welf IV.*) übergeben wurde. Im Jahre 1071 mußten er und sein Verbündeter,

*) Die Welfen waren zu Karls des Großen Zeit in Oberdeutschland reich begütert. Ludwig der Fromme hatte die Tochter Judith d s Grafen Welf I. zur Gemahlin, und sein Sohn Konrad war der Ahnherr der Burgunderkönige. Heinrich, ein anderer Sohn (oder Enkel) Welfs I. ließ sich

der Herzog Magnus von Sachsen, dem Könige sich unterwerfen. Otto wurde nach kurzer Haft wieder freigelassen, Magnus aber auf der Harzburg festgehalten und erst 1073 durch einen Aufstand der Sachsen befreit. Auch Berthold von Zähringen wurde aufrührerischer Gesinnungen verdächtigt und seines Herzogtums Kärnten verlustig erklärt; er starb 1077, und seine Nachkommen teilten sich in zwei Linien, von denen die eine mit Berthold V., dem Gründer von Bern, 1218 erlosch, die andere im heutigen badischen Regentenhause noch fortlebt. Der junge Heinrich glaubte sich der Macht der unzufriedenen Großen dadurch zu erwehren, daß er das von ihnen in Besitz genommene Königsgut mit rücksichtsloser Strenge zurückforderte und in Sachsen mehrere neue Zwingburgen anlegen ließ. Allein er rief dadurch nur eine neue Empörung hervor, die ihn 1073 zur Flucht nach der Harzburg und von da nach dem Kloster Hersfeld nötigte. Mehrere Fürsten verständigten sich hinter seinem Rücken mit den Aufrührern; nichtsdestoweniger brachte Heinrich ein Reichsheer auf, das 1075 bei Homburg a. d. Unstrut die Aufständischen besiegte. In einem zweiten Feldzuge wurde das Volk zur Unterwerfung gezwungen, und die Fürsten mußten sich dem König gefangen geben. Heinrich IV. ließ die während des Aufstandes gebrochenen Burgen wieder aufbauen und wandte sich nun an den Papst mit der Forderung, die rebellischen Bischöfe ihres Amtes zu entsetzen. Als diese Forderung mit der Gegenforderung der Freilassung der gefangenen Bischöfe beantwortet wurde, ließ Heinrich durch eine 1076 nach Worms berufene Synode deutscher Bischöfe die Entsetzung des Papstes aussprechen. Heinrich hatte aber mit dieser Entsetzung einen Schritt gethan, der für ihn selbst von den schlimmsten Folgen begleitet war. Das Papsttum hatte infolge der greulichen Mißwirtschaft, die seit Menschenaltern in Rom eingerissen war, vollständig sein Ansehen eingebüßt, und Heinrich konnte daher wohl annehmen, daß es nur eines Römerzuges bedurfte, um den widerspenstigen Papst zu züchtigen und durch einen neuen zu ersetzen. Der Papst aber, mit dem er es zu thun hatte, war keiner von dem Schlage jener Dutzendpäpste, die unter Heinrichs Vorgängern über den Stuhl Petri wie ein toller Reigen hingehuscht waren. Sein Name bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Papsttums wie des römischen Kaisertums; denn gerade dieser Papst war es, der in dem Kampfe zwischen diesen beiden Vormächten des Mittelalters den Sieg davon trug.



Heinrich IV.
Miniatur aus der Kaiserchronik.

vom Kaiser mit Land belehnen und wurde dadurch dessen Dienstmann. Welf II. hatte sich mit Herzog Ernst II. von Schwaben gegen Kaiser Konrad II. verbündet, sich aber mit diesem wieder ausgesöhnt; sein Sohn Welf III. erhielt 1047 Kärnten und die Mark Verona zum Lehen. Seine Schwester vermählte sich mit dem Markgrafen Azzo II. von Este; dessen Sohn Welf IV. erbte die Güter des kinderlos verstorbenen Welf III. in Deutschland und wurde hier Stifter der jüngeren Welfenlinie. Sein Schwiegervater war Otto von Nordheim. Nach seines Vaters Azzo Tode erbte er auch die Esteschen Güter. Er starb auf dem Kreuzzuge 1101 in Cypern. Sein Sohn Welf V. war der Gemahl der Markgräfin Mathilde. Bezüglich der verwandtschaftlichen Verhältnisse der Welfen zu den fränkischen und staufischen Herrschern vergl. Stammtafel S. 366.

Gregor VII.

Der ursprüngliche Name Gregors VII. war Hildebrand. Er entstammte einer schlicht bürgerlichen Familie langobardischen Stammes aus dem südlichen Toskana (Tuscien). Sein Vater Bonzio soll ein armer Tischler gewesen sein. Er trat in jungen Jahren in den Mönchsorden der Benediktiner ein und wurde später Mitglied der Ordensgesellschaft von Cluny. Gregor VI. ernannte ihn zu seinem Kaplan, und in dieser Eigenschaft begleitete er den Expapst auch nach Deutschland, als Heinrich III. diesen letzteren bei seiner Rückkehr in die Heimat mit sich nahm. Als nach dem Tode Clemens II. Benedikt wieder in Rom war, um zum drittenmale Besitz vom Stuhle Petri zu ergreifen, der ihm das erstemal mit Gewalt abgenommen, das zweitemal von ihm selbst verschachert worden war, war sein Helfershelfer bei diesem Gewaltstreiche der Markgraf Bonifacius von Tuscien, der mächtigste und zugleich habgierigste aller italienischen Fürsten jener Zeit und zugleich ein erbitterter Gegner Heinrichs III., der ihm das Patriciat von Rom, nach welchem er selbst gestrebt, vorweggenommen hatte. Die Herrlichkeit des neunten Benedikt dauerte auch diesmal nicht lange; er verschwand acht Monate und neun Tage nach dem Beginn seiner dritten Papstzeit wieder vom Schauplatze, und zwar diesmal dauernd. Als nach dem Tode seines Nachfolgers, Damasus II., Leo IX. den apostolischen Stuhl bestieg, kehrte der frühere Kaplan Gregors VI., der Mönch Hildebrand, wieder nach Rom zurück, um hinfort daselbst eine große Rolle zu spielen. Unter seinem Einflusse geschah es, daß Leo IX. barfüßig und mit höchst bescheidenem Geleite seinen Einzug hielt und den Römern erklärte, daß er die von Heinrich III. ihm übertragene Würde nicht eher annehmen werde, als bis ihm dieselbe durch einstimmige Wahl des Volkes zuerkannt worden sei. Dieses Vorgehen war nichts anderes, als die wenig verblümte Nichtanerkennung des kaiserlichen Hoheitsrechtes dem Papsttum gegenüber; es war der Anfang jener Politik, die später Gregor VII. mit so großem Erfolge weiterführte.

Nachdem Leo IX. am 12. Februar 1049 den Stuhl Petri bestiegen hatte, ging er sofort daran, eine gründliche Säuberung der Kirche vorzunehmen. Der sittliche Zustand des christlichen Roms war damals ein schlimmerer, als es derjenige des heidnischen je gewesen war.

Ein Sittenmaler würde — so schreibt Gregorovius — wenn er in die Kloake der damaligen Kirche ohne Ekel hinabstiege, Stoff genug finden, die Verbrechen des Klerus von Rom zu malen, und zu diesem Zwecke das Buch Gomorrhianus in die Hand nehmen, worin ein Heiliger jener Zeit, Pier Damiani, die vierfachen Laster der Geistlichkeit gegen die Natur mit rühmlicher Entrüstung, aber mit ekelhafter Natürlichkeit beschrieb, und welches er Leo IX. selber widmete. Alle Zeitgenossen schildern die Sittenlosigkeit des Klerus mit den düstersten Farben; und verderbter konnte er nicht einmal in dem üppigen Mailand sein, als er in dem wüsten Rom war. Fast alle einträglichen Kirchenämter wurden in jener Zeit verkauft. Die adeligen Familien setzten sich in ihren Besitz, brachten für Geld ihre rohen Söhne oder Verwandten hinein. Das Haus der Grafen von Tusculum besetzte den päpstlichen Stuhl, und in der ganzen Epoche der Patricier oder der „Senatoren aller Römer" wurden die Kirchenämter vom Lektor bis zum Kardinalbischof herauf an die Meistbietenden verhandelt, bis endlich auch das Papsttum selbst für eine Jahresrente losgeschlagen ward. Als nun Leo IX. im April 1049 sein erstes Konzil hielt, welches hauptsächlich Beschlüsse gegen die Simonie und die wilden Ehen der Geistlichen faßte, erschreckte ihn die Wahrnehmung, daß die Kirchen Roms ohne Priester bleiben würden, wenn er mit Strenge verfahren wollte. Diese selbst lehnten sich heftig gegen die Beschlüsse des Konzils auf, und sie zwangen den Papst zur Nachsicht und Milderung; aber mancher Bischof und Kleriker wurde mit Verstoßung aus dem Amt bestraft. Ein weiteres mächtiges Hindernis gegen die Reformabsichten Leos war die trostlose Leere der päpstlichen Kasse. Benedikt IX. hatte dieselbe gründlich geplündert. Leo IX. konnte seinen kleinen Hofhalt nicht ernähren, ja er war sogar nahe daran, seine Gewänder zu verkaufen, und nur ein plötzliches Geldgeschenk

aus Benevent hinderte seine Begleiter an der Flucht nach Deutschland. Das Elend Roms war groß; das träge Volk lebte ohne Erwerb, und die zahlreichen Armen waren gewohnt, von der Kirche Almosen zu empfangen oder bei den fremden Pilgern betteln zu gehen, wie am heutigen Tage. Die Chronisten haben es bemerkt, daß im Jahr 1050 Macbeth, König von Schottland, nach Rom wallfahrtete und dort reichlich Almosen gab. Die mit Verbrechen belasteten Könige pilgerten nach Rom, wo sie ihr Gewissen und ihre Geldsäcke erleichterten. Die gierige Stadt nahm alle diese Fremden mit Ehren und offenen Händen auf, und unter jenen pilgernden Tyrannen ist die Erscheinung Macbeths anziehend genug.

Aber mit solchen zufälligen Goldernten war dem notleidenden Papste nicht geholfen. Er brauchte mehr Land, um mehr Macht und mehr Geld zu gewinnen, deshalb richtete er seine Blicke auf Süditalien, welches schon seit der Zeit Karls des Großen der Gegenstand lebhafter Wünsche der Päpste war. In Apulien hatten die Normannen 1043 eine Art kriegerische Republik gegründet und suchten von da aus in ihrer räuberischen Weise die Umgegend heim, namentlich das Herzogtum Benevent, von dessen Gebiete Kaiser Heinrich III. ihnen einige Teile zu Lehen gegeben hatte. Da auch die Langobardenfürsten, welche dort noch Landesherren waren, eine recht drückende Herrschaft übten, so wurde es Leo IX. nicht schwer, die Beneventer zu bestimmen, daß sie ihre Fürsten verjagten und den Papst als ihren Landesherrn anerkannten. Da sich aber die Normannen um diesen Besitzwechsel wenig kümmerten, sondern fortfuhren, Benevent und die Umgegend zu brandschatzen, so zog Leo im Jahre 1053 mit etlichen hundert schwäbischen Söldnern nebst weit zahlreicheren italienischen Hilfstruppen und einem Schwarm von Abenteurern nach Campanien. Bei Civita kam es am 18. Juni 1053 zur Schlacht. Die Italiener ergriffen vor dem Ansturm der gewandten normannischen Reiter die Flucht, die Schwaben hielten demselben stand, wurden aber, in der entblößten Flanke angegriffen, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Civita wurde erstürmt, der Papst mit den Kardinälen von seinen eigenen Unterthanen aus der Stadt getrieben. Die Normannen nahmen ihn mit gläubiger Verehrung auf, küßten ihrem Gefangenen demütig die Füße und brachten ihn nach Benevent, wo er, krank und gebrochen, bis zum nächsten Frühjahr blieb und dann nach Rom zurückkehrte, um daselbst zu sterben. Schon damals war von der Erhebung Hildebrands auf den apostolischen Stuhl die Rede; aber dieser fand, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei. Heinrich III. schien ihm zu stark, um den Kampf gegen die Kaisermacht aufzunehmen, so lange dieselbe in dessen Händen lag. Ein anderer deutscher Bischof, Gebhard von Eichstädt, wurde auf Hildebrands dringende Bitte als Victor II. (1055) zum Papst ernannt. Diesen setzte Heinrich III. kurz vor seinem Tode zum Reichsverweser für Italien ein, und auf Hildebrands Betreiben erwirkte Victor dem Lothringer Gottfried die Erlaubnis zur Rückkehr mit Gemahlin und Tochter nach Italien.

Der lothringisch-toskanische Schild sollte zwischen Rom und Deutschland gestellt werden, als mächtige Deckung für jenes, als Abwehr gegen dieses. Gottfrieds Bruder Friedrich, Abt des mächtigen Klosters Monte Cassino, wurde zum Kardinal erhoben — Hildebrand hatte ihn zum künftigen Papste ausersehen. Kaum war Friedrich in Rom eingezogen, als Leo IX. starb, und der Lothringer in aller Eile vom Adel, der Geistlichkeit und dem Volke Roms als Stephan X. zum Papst gewählt wurde. Hildebrand wurde zum Archidiakonus ernannt und bekleidete nun die oberste kirchliche Würde nächst dem Papste. Er ging nach Deutschland, um dort die mit Umgehung des dem deutschen König zuerkannten Patriciates vollzogene Papstwahl zu vertreten und Unterhandlungen auf Grundlage der vollzogenen Thatsachen anzuknüpfen. Ehe er noch nach Rom zurückgekehrt war, war Stephan X. gestorben. Sofort hatte der Adel Roms, darunter namentlich die Familie Benedikts IX., dessen Bruder Gregor noch lebte und Haupt des tusculanischen Grafenhauses war, die günstige Gelegenheit ergriffen, um Patriciat und Papstwahl wieder an sich zu reißen; sie fand kräftige Unterstützung von Seiten eines großen und einflußreichen Teiles der Geistlichkeit, welcher der mönchischen Strenge Hildebrands abgeneigt war.

Die Verbündeten drangen nächtlicherweile in die Stadt und erhoben gewaltsam einen der Ihrigen, den Kardinalbischof Johannes Vincius von Velletri, als Benedikt X. auf den päpstlichen Stuhl. Dieser blieb ein Jahr lang unangefochten Statthalter Christi. Hildebrand verstand es indes, die durch diesen Vorgang gleichmäßig betroffenen Parteien, die Kaiserin Agnes, den Markgrafen Gottfried und die geistliche Partei, deren Führer er selbst war und die mit der Reinigung der Kirche zugleich auch die Unabhängigkeit derselben von der weltlichen Macht erstrebte, zu gemeinsamem Handeln zu bestimmen. Auch die römischen Adelsgeschlechter, welche durch das Wiederemporkommen des tuskulanischen Grafenhauses ihre eigene Macht gefährdet sahen, schlossen sich dieser Bewegung an, und so gelang es, eine neue Kirchenversammlung zu Sutri zustande zu bringen, welche Benedikt X. absetzte und den Bischof Gerhard von Florenz als Nikolaus II. (1058—1061) einsetzte. Hildebrand schloß nun ein Bündnis mit den Normannen ab und vertrieb mit ihrer Hilfe Benedikt X., welcher aus dem Priesterstande gestoßen und lebenslänglich in ein Kloster gesperrt wurde.

Die im April 1059 versammelte, von 113 Bischöfen besuchte Kirchenversammlung, welche die Verdammung Benedikts X. aussprach, wurde dadurch besonders denkwürdig, daß sie ein neues Gesetz über die Papstwahl erließ, das die weltliche Einmischung in diese aufhob. Anstatt des Adelssenates mit der Spitze des Patriciates wurde durch dieses Gesetz das Kollegium der römischen Kardinäle als kirchlicher Senat eingesetzt; diesem oblag die Vornahme der Wahl, welcher dann Geistlichkeit und Volk einfach beizustimmen hatten. Damit war die Kirche zu einem aristokratischen Königreich umgewandelt, die Volksgemeinde bei Seite geschoben, das bisherige Verhältnis derselben zum römischen Kaisertum aufgelöst worden. Die von vorneherein zweideutige Stellung des Kaisers als „Sohn" und zugleich Herr der Kirche wurde geschickt benutzt, um das der deutschen Krone eingeräumte patricische Recht, ohne dasselbe aufzuheben, doch zum Nichts herabzudrücken. Das Wahldekret bestimmte, daß die Wahl durch die Kardinäle geschehen solle, „unbeschadet der schuldigen und schon zugesagten Ehrfurcht gegen unseren geliebten Sohn Heinrich, den gegenwärtigen König und, so Gott will, zukünftigen Kaiser, wie gegen seine Nachfolger, die vom päpstlichen Stuhl dies Recht persönlich würden erhalten haben".

Der Gedanke Hildebrands hatte greifbare Gestalt angenommen, und immer näher rückte die Zeit heran, in welcher der Mönch von Cluny sich stark genug halten durfte, um den weiteren Ausbau des Werkes in die eigene Hand zu nehmen. Immerhin verflossen vom Erlaß seines Wahldekretes bis zur Wahl Gregors VII. noch volle vierzehn Jahre. Als Nikolaus II. im Jahre 1061 starb, thaten sich die Adligen und die den Reformen Hildebrands abgeneigten Mitglieder der Geistlichkeit zusammen und beschlossen, dem jungen König Heinrich IV. das Patriciat und die herkömmlichen Rechte auf die Papstwahl förmlich zu übertragen. Sie schickten dem König die Symbole des Patriciates und indem sie sich zugleich auf das Wahldekret Nikolaus II. beriefen, wonach der Papst nicht ohne die Mitwirkung Heinrichs gewählt werden durfte, forderten sie ihn auf, Rom einen Papst zu geben. Mit den Römern vereinigten sich, vom kaiserlichen Kanzler Wibert ermuntert, viele Bischöfe der Lombardei und Gesandte Mailands, die in die Kaiserin drangen, ihrem Sohne die Kronrechte nicht rauben zu lassen. Sie begehrten einen Papst aus dem lombardischen Lande, dem Paradies Italiens, wie sie es nannten, und einen entschlossenen Feind des Cölibats, der priesterlichen Ehelosigkeit. Die römischen Reformer ihresteils schickten den Kardinal Stephan an den deutschen Hof. Als nun dieser Legat, dort nicht vorgelassen, fruchtlos nach Rom zurückkehrte, faßte Hildebrand den Mut, vom deutschen Hof sich völlig loszusagen. Er versammelte die Kardinäle am 1. Oktober 1061 und ließ dem neuen Wahlgesetz gemäß den Bischof Anselm von Lucca zum Papst erwählen, welcher den Namen Alexander II. annahm (1061—1073). Diese Wahl bedeutete, daß nun mit den gregorianischen Reformgedanken Ernst gemacht werden sollte. Wie bereits erwähnt, betrafen diese in erster Linie die Priesterehe und die Simonie. Die Ehelosigkeit der Priester war, wie Wattenbach in seiner „Geschichte des römischen Papsttums" ausführt, der Kirche schon in alter Zeit nach

langem Widerstand aufgedrängt durch die Mönche. Fast in Vergessenheit geraten, thatsächlich außer Uebung bei der Pfarrgeistlichkeit, war das Verbot doch für die höhere Geistlichkeit, besonders die Bischöfe, immer in Geltung geblieben. Jetzt sollte dieses Verbot wieder vollständig durchgeführt werden; mit rücksichtsloser Härte wurden alle Ehen der Priester zerrissen. Allen Vorstellungen dagegen blieben Hildebrand und seine Genossen vollständig unzugänglich. Aber nicht nur die Härte der Durchführung, auch das Verbot an sich fand viele und sehr namhafte Gegner. Hervorragende Männer, selbst Mönche, schrieben dagegen; sie sagten alle die schlimmen Folgen voraus, welche in der That eingetreten sind. Nichts hat der Kirche mehr geschadet, nichts sie mehr in der Achtung der Menschen herabgesetzt, der Reformation mehr vorgearbeitet. Aber aller Widerstand war vergeblich. Darin war der römische Ursprung der ganzen Reform kenntlich, gerade hierin die mönchischen Vorkämpfer unerbittlich. Auch hing es zusammen mit der ganzen Lehre. Der Priester, welcher „Gott macht", wie man die Thätigkeit bei der Messe wohl bezeichnet findet, soll wie ein höheres Wesen zwischen Gott und Menschen stehen; er muß deshalb von allen menschlichen Schwächen und Banden frei sein, dem Engel vergleichbar.

Die Ehelosigkeit wurde nach einem Jahrhundert voll Kämpfen erzwungen, wenngleich niemals in allen Ländern durchgesetzt; nicht aber die engelgleiche Reinheit der Priester. Vielmehr trat nun ein sittliches Verderben ein, wie nie zuvor. Der Gegensatz zwischen der theoretischen Forderung und dem wirklichen Zustande trat endlich so grell hervor, daß die Fehlerhaftigkeit der ganzen Lehre unverkennbar wurde.

Noch tiefer aber griff in die staatlichen Verhältnisse die Bekämpfung der Simonie ein. Der Begriff derselben wurde ausgedehnt auf allen und jeden weltlichen Einfluß, auch auf die Einsetzung des Papstes durch den Kaiser bezogen. Auch dieses Bestreben war schon alt; aber die oft wiederholten Beschlüsse verhallten ziemlich wirkungslos, und auch die vereinzelten Absetzungen wirkten nur wenig. Neu nun und ganz besonders hildebrandisch ist die Anwendung des Mittels, zur Durchführung der Beschlüsse die Massen aufzuhetzen. Hatten bis jetzt die Päpste die Hilfe der Obrigkeiten, der Kaiser und Könige, in Anspruch genommen, so wandte sich Hildebrand jetzt an das Volk. Im lateranensischen Konzil von 1059 wurde dem Volke verboten, die Messen verheirateter und simonistischer Priester zu hören; gegen alle frühere Uebung und Lehre wurden ihre Sakramente für ungiltig erklärt. Aber dabei blieb es nicht; auch zu Gewaltthaten gegen solche Priester wurde das Volk verhetzt. Dieses wurde dadurch zum Richter über die Priester gesetzt. Viele, die sonst mit Hildebrand ganz einverstanden waren, lehnten sich dagegen auf, aber ganz vergeblich.

Infolge der Wahl Alexanders II. zum Papste vereinigten sich die Lombarden mit dem römischen Adel, um von der Kaiserin **Agnes** die Wahl eines Gegenpapstes zu fordern. Eine Synode wurde 1061 zu **Basel** gehalten, und hier auf den Wunsch der Lombarden der Bischof **Cadalus von Parma** zum Papste erhoben; er nannte sich **Honorius** II.

In Deutschland stand damals der stolze und herrschsüchtige Erzbischof **Anno** an der Spitze der Priesterpartei, welche dem von Hildebrand verfolgten Ziele einer unumschränkten Kirchenherrschaft ebenfalls nachstrebte, aber selbst diese Herrschaft ausüben, die Papstwahl unter ihre Fittige nehmen wollte. Durch die Wahl des Honorius sah sich diese Partei nun vor die Frage gestellt, ob sie sich für den kaiserlichen Papst, der ein Gegner der mönchischen Kirchenreform war, oder für den Hildebrandischen, den Vertreter der kirchlichen Oberhoheit entscheiden wolle. Die Entscheidung fiel zu Gunsten des Letzteren aus. **Honorius** wurde in schmählichster Weise im Stich gelassen, Herzog **Gottfried von Lothringen**, seit Victors Tode Reichsverweser in Italien, welcher Kraft seines Amtes den kaiserlichen Papst hätte schützen sollen, trat offen auf die Seite seiner Gegner. Lange Zeit kämpfte der Gegenpapst aus eigenen Mitteln und mit Hilfe seiner italienischen Verbündeten mit wechselndem Glücke, aber er konnte nicht aufkommen. Er war der erste kaiserliche Papst, welcher nicht zur Anerkennung gekommen ist, und nach ihm hat keiner wieder durchzudringen vermocht. Der Mönch **Hildebrand** hatte nun sein so lange und mit so bewunderungs-

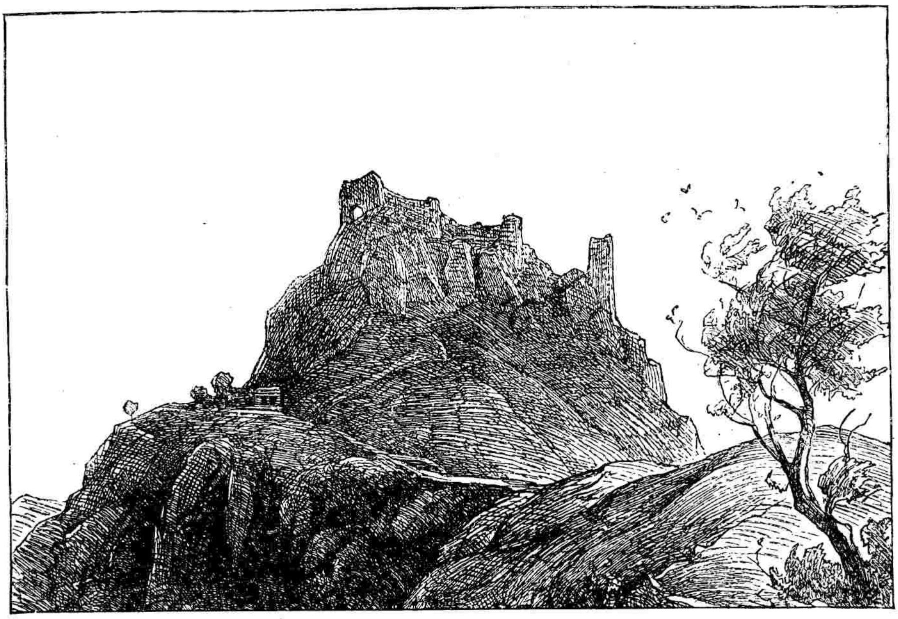
würdigem Vorbedacht verfolgtes Ziel erreicht: als am 21. April 1073 Alexander II. starb, ließ er sich selbst in lärmender Weise zum Papst ausrufen. Er wurde von den Kardinälen unter dem Jubelgeschrei des Volkes nach S. Pietro in Vincoli geführt und dort zum Papst gewählt oder ernannt. Die Kardinäle lasen das schon vorher gefertigte Wahldekret, und das Volk stimmte zu. Die förmliche Weihe wurde aber verschoben, denn Hildebrand, welcher als Papst nunmehr den Namen Gregor VII. annahm, wollte das königliche Bestätigungsrecht nicht so ohne weiteres umstoßen, und er ließ daher Heinrich IV. die erfolgte Wahl anzeigen. Zu jener Zeit stand Sachsen eben in vollem Aufruhr gegen das Reich, und der junge König durfte nicht wagen, seine unsichere Lage durch offenen Kampf gegen den mächtigen Gregor noch zu verschlimmern. Nach einer rein förmlichen Prüfung des Wahlvorganges durch einen kaiserlichen Abgesandten wurde Gregor VII. am 29. Juni 1073 zum Papst geweiht, im Beisein und mit Zustimmung des kaiserlichen Kanzlers Italiens, in Gegenwart der Markgräfin Beatrix und der Kaiserin Agnes, welche schon 1067 als Büßerin nach Rom gekommen war, um daselbst den Schleier zu nehmen. Ehe Gregor sein erstes Konzil hielt, ging er nach Apulien, die Normannen sich neu zu verpflichten und, wie ein kluger Feldherr, eine starke Grundlage sich zu sichern. Die Päpste, unvermögend, die Normannen zu verjagen, suchten so gefährliche Nachbaren wenigstens der Lehenspflicht gegen das Reich zu entziehen, sie der Kirche dienstbar zu machen und zugleich, der Politik des alten Rom folgend, durch Teilung und Eifersucht diese Vasallen zu schwächen.

Wenn heute — so schreibt Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" — ein Papst erklärte, daß ihm fremde Fürsten Vasallenpflicht schuldig seien, so würde er wie ein Irrsinniger angestaunt werden. Und doch gab es eine Zeit, wo die Päpste allen Ernstes behaupteten, auch die politischen Oberherren der halben Welt zu sein, wo Völker ohne Nachdenken diese Ansprüche vernahmen und Könige sie fürchteten oder sich ihnen unterwarfen. Die Schenkung Konstantins war der Boden, auf dem so kühne Gedanken aufsproßen; die normannischen Fahnenlehen waren sodann weitere Schritte zu weiteren Forderungen. Kaum Papst geworden, schreckte Gregor die Könige durch seine Absicht, eine zweite römische Weltherrschaft zu gründen; die Länder des Westens sollten Vasallenstaaten des geistlichen Rom, ihre Herrscher Lehnsmannen S. Peters sein. Gregors Vorgänger hatten ihre Kräfte erschöpft, zerfallene Patrimonien wiederzugewinnen, aber dieser gewaltige Mann blickte über die Fetzen des Kirchenstaates hinweg auf die Herrschaft der Welt. Mit Erstaunen lesen wir die zum Teil bald nach seiner Erhebung geschriebenen Briefe, worin er fremden Fürsten ruhig erklärt, daß ihre Reiche dem heiligen Stuhl gehörten.

So hoch gespannte Vorstellungen flossen auch aus dem Gedanken, daß Christus Herr der Welt sei, der Papst als sein Stellvertreter an dieser Herrschaft Anteil habe; aber die Päpste würden sich nicht zu denselben verstiegen haben, wenn nicht sowohl der übersinnliche Begriff vom Wesen des Papsttums, als die tiefe Verwirrung der staatlichen Verhältnisse sie dazu ermuntert hätten. Eroberer eilten, ihrem Raub Rechtskraft zu geben, indem sie um den Preis des Lehenseides vom Stellvertreter Christi sich das Gottesgnadentum erbaten; Thronbewerber boten die Reiche, auf welche sie Anspruch erhoben, dem Papst zu Lehen, um sich der angestrebten Krone zu versichern. In den Schutz der heiligen Kirche flüchteten Fürsten aus Klugheit wie aus Frömmigkeit. Schuldbelastete oder fromme Könige boten von dem Eigentum ihrer unbefragten Völker jährlichen Zins dar, und der römische Lateran machte dann aus einem frommen Geschenke einen pflichtschuldigen Tribut. Gewohnt, daß bedrängte Eigentümer ihr freies Gut ihr hingaben, um es dann als ein Kirchenlehen zurückzuerhalten, suchte die Kirche solche Rechtsverhältnisse auch auf die Königreiche auszudehnen und diese sich zinsbar zu machen. Ihre Titel waren zahllos und oft seltsam genug: Gregor VII. beanspruchte die Lehenshoheit über Böhmen, weil Alexander II. dem Herzog Wratislav den Gebrauch einer Mitra zugestanden hatte; über Rußland, weil der flüchtige Prinz von Nowgorod das Grab S. Peters besucht und ihm sein Land zum

Lehen dargeboten habe; über Ungarn, weil Heinrich III. die eroberte Reichslanze und Krone jenes Landes als Weihegeschenk an S. Peter gestiftet habe. Kaum war Gregor zum Papst erwählt, als er den Kardinal Hugo nach Spanien sandte, dort die Oberherrlichkeit der Kirche zu wahren, denn jenes Reich stände seit Alters dem Papste zu Recht. Er stellte dieselben Forderungen an Corsica und Sardinien, an Dalmatien und Kroatien, an Polen, an Skandinavien und England, welche Länder er insgesamt mit völligem Ernst als dem S. Petrus eigen betrachtete.

Das war nun der Papst, dessen Absetzung Heinrich IV. durch die 1076 nach Worms berufene Synode hatte aussprechen lassen. Das hierbei beobachtete Verfahren entbehrte jeder gesetzmäßigen Form. Ohne Vorladung und Anhörung war durch einseitigen



Die Ruinen der Burg Canossa.
Aus O. Jägers „Weltgeschichte“.

Beschluß der deutschen Bischöfe, die ganz unter dem Drucke der weltlichen Macht standen, die Absetzung erfolgt; die lombardischen Bischöfe stimmten erst später der vollzogenen Thatsache bei. Es war ein Gewaltakt; aber Heinrich war nicht der Mann und besaß auch nicht die Macht, einen solchen siegreich durchzuführen. Gregor erwies sich als der stärkere, obgleich seine äußere Lage keineswegs günstig war. In Rom und Italien aufs Bitterste gehaßt, von mächtigen Gegnern bedroht, mit den Normannen entzweit, stand er ziemlich hilflos und verlassen da. Dennoch ließ er sich nicht einschüchtern, sondern erwiderte die über ihn verhängte Entsetzung damit, daß er den König selbst für entsetzt erklärte, den Kirchenbann über ihn aussprach und seine Unterthanen des Eides der Treue entband. Und es zeigte sich, daß der Bannstrahl des Priesterkönigs viel kräftiger wirkte, als der Machtspruch des weltlichen. Begierig griffen die deutschen Fürsten nach der Gelegenheit, ihrem Könige den Gehorsam aufzukündigen; zwei Drittel von Deutschland standen zu Rom und Heinrich sah sich nun durch sein ungestümes und unüberlegtes Vorgehen vor einen Abgrund gestellt, aus welchem ihn nur schleunigste Versöhnung mit dem Papste retten konnte. Heinrich war schwach genug, der entehrendsten Demütigung sich zu unterziehen, um nur dem ihn

drohenden Vernichtungsschlage zu entgehen, der um so gefährlicher erschien, als die deutschen Fürsten in ihrer Versammlung zu Tribur beschlossen hatten, die Absetzung Heinrichs zu bestätigen, falls es diesem nicht gelingen sollte, sich binnen Jahresfrist vom Banne zu lösen. Sie erkannten damit das Recht des Papstes an, die höchste Gewalt über Deutschland auszuüben, über die deutsche Königskrone zu verfügen. Eine Reichsversammlung zu Augsburg sollte in Anwesenheit Gregors VII. am 21. Februar 1077 über Heinrich zu Gericht sitzen. Sein Urteil war natürlich im voraus gesprochen, und der König wäre unrettbar verloren gewesen, wenn jene Versammlung zustande gekommen wäre. Um dies zu verhindern, brach Heinrich, begleitet von seinem treuen und tugendhaften Weibe, mitten im Winter nach Italien auf, dem Papst, der bereits seine Reise nach Deutschland angetreten hatte, entgegeneilend.

Die Lombarden empfingen den deutschen König mit Jubel; sie hofften von ihm Erlösung von dem päpstlichen Drucke. Zahlreiche Vasallen strömten aus vielen Städten diesseits und jenseits des Po zusammen und Gregor flüchtete nach Canossa. Aber Heinrich wagte es nicht, von seiner günstigen Lage Gebrauch zu machen und den Entscheidungskampf gegen den Papst zu führen. Der Papst harrte des Kommenden in Canossa, einer starken Bergveste, welche der Markgräfin Mathilde von Toscana gehörte. Mathilde war, wie wir wissen, die Tochter des Markgrafen Bonifaz und der Beatrix von Lothringen. Geboren 1046, war sie jung mit dem buckligen Gottfried von Lothringen, dem Sohne Gottfrieds des Bärtigen vermählt worden, von welchem sie indes nicht bloß persönliche Abneigung, sondern auch politische und kirchliche Gesinnung stets getrennt hielt. Gottfried war weltlich und gut kaiserlich, Mathilde, ihrer Mutter folgend, streng kirchlich und päpstlich; an Hildebrand fesselte sie neben dem religiösen auch das Band der Landsmannschaft — sie waren beide langobardischen Stammes. Die Geschichtsschreiber stellen einmütig in Abrede, daß ein drittes, noch engeres Band die Beiden aneinander geknüpft habe. Wie Gregorovius meint, wird sich das ruhige Urteil stets dagegen sträuben, „einen Gregor VII. aus der hohen Sphäre seines weltumfassenden Willens in die Freuden einer Liebschaft



Kaiser Heinrich IV. knieend vor der Markgräfin Mathilde zu Canossa.

Gleichzeitige Darstellung aus der Pergamenthandschrift des Mönches Donizo im Kloster zu Canossa: „Leben der Mathildis", welches derselbe für Mathilde schrieb und in ihrem Todesjahre 1114 vollendete.
(Nach dem in der vatikanischen Bibliothek zu Rom befindlichen Originale, aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

herunterzuziehen; doch ein Weib mag leicht in die Gefühle bewundernder Freundschaft auch das Herz mit hinübernehmen. Mathilde, stark, hochgesinnt, durch Bildung ihre Zeit überragend, eine vollendet königliche Frau, doch im geistigen Bann des Genies von Gregor, widmete seinen Plänen einen männlichen Geist, ein weibliches Herz und den aufrichtigen Glauben an ein Ideal." Im Jahre 1075 starb ihr Gemahl, und von da an stellte Mathilde die Macht und den Reichtum, welche sie als Herrin von Toskana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena und eines großen Teiles von Mittelitalien besaß, ganz in den Dienst der päpstlichen Sache. Schon 1077 hatte sie Gregor zum Erben ihrer Besitzungen eingesetzt; 1090 trieb sie ihren Eifer für die Kirche so weit, daß sie sich, im Alter von 42 Jahren, mit dem achtzehnjährigen Welf V. von Bayern vermählte, nur um diesen noch enger an die päpstliche Sache zu fesseln. Sie starb 1115, und der langwierige Streit um ihre Hinterlassenschaft, welcher sich zwischen dem Kaiser als Lehensherren, dem Papst als eingesetztem Erben und Welf von Bayern als dem Gemahl der Verstorbenen entspann, wurde endlich durch Abtretung des größeren Teiles der mathildischen Güter an die Kirche beigelegt.



Rudolf von Schwaben.
Nach dessen Grabstein.

Zu dieser ergebenen, damals 31jährigen Freundin flüchtete sich Gregor VII., als er die Kunde von Heinrichs Ankunft in Italien und vom jubelnden Empfange des Königs seitens der Lombarden vernahm. Dort war er hinter dreifachen Mauern gesichert, des Angriffs gewärtig. Aber bald verwandelte sich seine Furcht in Hochmut, als die Kaiserin Agnes vor ihm erschien, um Gnade für ihren Sohn zu erflehen, und Heinrich selbst barfuß und im Büßerhemde ihr folgte. Drei Tage lang weigerte sich der Papst, den königlichen Bettler vorzulassen, drei Tage lang harrte dieser im inneren Vorhofe der Burg des erlösenden Wortes. Endlich, am 28. Januar 1077, ließ sich Gregor durch die dringenden Vorstellungen der Markgräfin Mathilde, die mit ihm den Aufenthalt in Canossa teilte, zur Nachgiebigkeit bewegen. Er löste den Bann unter der Bedingung, daß Heinrich die Krone in seine Hände niederlege und sich dem Urteilsspruch eines Konzils unterwerfe. Heinrich kehrte nach Deutschland zurück; der Haß und die Verachtung der Lombarden, die von ihm die Erlösung vom päpstlichen Joche erhofft hatten, folgten ihm. Die unzufriedenen deutschen Fürsten hatten aber die Frist, welche dem Könige zur Lösung des Bannes gestellt war, garnicht abgewartet, sondern während dessen Abwesenheit Rudolph von Schwaben zum König gewählt.

Nun stand Heinrich IV. vor der Wahl, seine Krone aufzugeben oder um sie zu kämpfen. Er entschied sich für das Letztere. Die Fürsten hatten sich gegen ihn verbündet; er suchte Schutz gegen sie bei den Bürgern der Städte und fand ihn. So konnte er an der Elster (1080) seinem Gegenkönig und Schwager Rudolf ein Heer entgegenstellen, das diesen besiegte. Rudolf selbst wurde tötlich verwundet und starb bald darauf zu Merseburg. Heinrich ließ sich diesmal durch einen erneuerten Bannfluch Gregors nicht mehr einschüchtern; er zog nach Italien, ließ durch eine in Pavia abgehaltene Kirchenversammlung Gregors Absetzung aussprechen und Wibert, den Kanzler für Italien, als Clemens III. zum Papst einsetzen. Sodann zog er gegen Rom, welches er nach zweijährigen Kämpfen eroberte; 1083 ließ er sich in der Peterskirche von Clemens zum Kaiser krönen. Gregor,

welcher in der Engelsburg hart belagert wurde, rief seinen Lehensmann Robert Guiscard mit den Normannen zur Hilfe herbei. Dieser kam, nötigte Heinrich IV. zum Abzuge und bemächtigte sich Roms, welches in schrecklichster Weise verheert wurde. Tagelang dauerte das Plündern und Morden, und der finstere, kaltherzige Mönchspapst that nichts, um die Stadt vor den wilden Horden seiner Befreier zu retten. Seit Jahrhunderten hatte Rom nicht so furchtbare Verheerungen erlitten, wie diesmal durch die Normannen. Zweimal warf Guiscard Feuer in die Stadt, viele Kirchen und Denkmäler aus altrömischer Zeit sanken in Asche und Trümmer; der Stadtteil um das Colosseum und der zur Zeit Ottos III. noch glänzende Aventin verfiel von jener Zeit an der Verödung. Unter solchen Verhältnissen konnte Gregor nicht länger in Rom verweilen; er begab sich unter dem Schutze der Normannen nach Salerno, wo er gleich einem Flüchtling und Verbannten den Rest seiner Tage zubrachte und am 25. Mai 1085, mitten unter Plänen zur bewaffneten Wiedergewinnung Roms, vom Tode ereilt wurde.

Nach Heinrichs Siege über Rudolf von Schwaben kam das Herzogtum dieses letzteren an Friedrich von Staufen, der sich mit Agnes, der Tochter Heinrichs, vermählt hatte (vergl. die Stammtafel); dieser hatte auch die Kriegführung gegen die aufständischen Fürsten während Heinrichs ersten Zuges nach Rom für diesen übernommen. Die Sachsen stellten in der Person des Grafen Hermann von Salm bald einen neuen Gegenkönig auf, der aber, von seinen Parteigängern im Stiche gelassen, 1088 wieder abdankte und bald darauf starb. Hierauf unterwarfen sie sich Heinrich, der ihnen ihre alten Rechte zusicherte. Der Kaiser begab sich nun neuerdings nach Italien (1090), um die Papstpartei, deren Führung seit dem Tode Gregors die Markgräfin Mathilde übernommen hatte, niederzuwerfen und an Stelle des von ihr eingesetzten Papstes Urban II. (1088—1090) Clemens III. wieder auf den Stuhl Petri zu erheben. Dieser Urban, Franzose von Geburt und Diplomat von Naturanlage, war von denselben Gesinnungen erfüllt, wie sein großer Vorgänger Gregor, und nicht nur fest entschlossen, sondern auch wohlbefähigt, in dessen Fußtapfen weiter zu wandeln. Er war es, der die Verbindung der alternden Mathilde mit dem jungen Herzog Welf von Bayern vermittelt hatte, um dem Papsttum eine mächtige Verbindung auf deutschem Boden zu schaffen, die der welschen Papstpartei auch hier das Uebergewicht über die deutsche verschaffen sollte. Noch schwerer als diese letztere wurde aber der Kaiser selbst durch ein weiteres diplomatisches Kunststück getroffen, das den Papst Urban zum Urheber hatte. Heinrich hatte seinen ältesten Sohn Konrad als Statthalter in Italien eingesetzt, einen im Wesen seinem Vater sehr ungleichen Jüngling, der von diesem nur den Wankelmut des Charakters, nicht aber die wilde Kraft der Leidenschaft geerbt hatte. Abgeneigt dem endlosen Kampfe, angewidert von der Rohheit der Umgebung seines Vaters und von dessen eigener wüster Lebensweise, und in seinem gläubigen Gewissen schwer bedrückt durch den Kirchenbann, den Urban neuerlich über Heinrich verhängt hatte, ließ sich Konrad von seiner geistlichen Umgebung, die natürlich nur den von päpstlicher Seite erhaltenen Anweisungen folgte, zur Empörung gegen den eigenen Vater verleiten. Heinrich ließ den verräterischen Sohn verhaften, doch gelang es



Konrad,
der Sohn Heinrichs IV.
Von einer Pergamenthandschrift in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom, aus O. Jägers „Weltgeschichte“

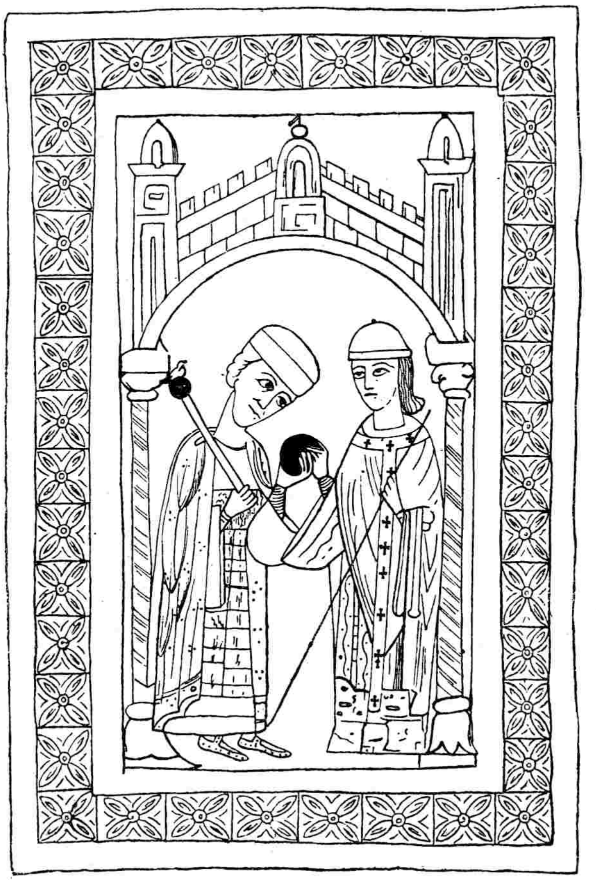
diesem, zu Mathilden zu fliehen, die ihn dem Papst Urban zuführte und ihm den Segen desselben erwirkte. So war Konrad unter den Schutz der Kirche gestellt, der Makel des abscheulichen Verbrechens des Verrates am Vater durch den päpstlichen Segensspruch getilgt. Viele italienische Städte, darunter vornehmlich Mailand, das bis dahin der Mittelpunkt der kaiserlichen Partei gewesen war, fielen vom Kaiser ab und verbündeten sich durch einen Vertrag von 20jähriger Dauer mit den Welfen und Konrad, der (1093) zum König von Italien gekrönt wurde. Heinrichs zweite Gemahlin Praxedis*) (Adelheid) war mit im Bunde der gegen ihren Gatten Verschworenen und scheute sich nicht, sich von ihren geistlichen Mitverschworenen vor zwei Kirchenversammlungen stellen zu lassen, um dort die schmutzigsten Geheimnisse ihres Ehelebens zur Belastung ihres Gatten zum Besten zu geben.

Heinrich hatte bis dahin mit Glück gegen seine Feinde in Italien gekämpft, und im Jahr 1092 hatte sogar wenig daran gefehlt, daß seine mächtige Gegnerin Mathilde in seine Gewalt gefallen wäre. Jetzt aber sah er sich auf italienischem Boden fast ohne jeden Anhang, und er mußte nach Deutschland zurückkehren, um dort wieder Anschluß an die Fürsten zu suchen, was ihm auch durch Zugeständnisse verschiedener Art gelang. Auf einem zu Mainz abgehaltenen Reichstag ließ er Konrad der Königswürde für verlustig erklären und seinen zweiten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger bestimmen. Heinrich hatte sich allmälig eine kluge und sichere Haltung angeeignet, und so war er denn auch im Stande, im größeren Teile Deutschlands, namentlich in Bayern, Schwaben und Sachsen einen verhältnismäßig glücklichen Zustand herbeizuführen. Auch mit dem Herzog Welf setzte er sich auf guten Fuß, wozu allerdings das meiste der Umstand beitrug, daß Welf erst hintennach erfuhr, daß seine Gemahlin Mathilde schon bei Lebzeiten Gregors VII. ihren ganzen, mächtigen Besitz der Kirche vermacht hatte, so daß der einzige Grund, aus welchem er die ungleiche Ehe mit Mathilde eingegangen, in Wegfall kam. Mit großem Eifer wirkte Heinrich nun für die Befestigung des Landfriedens und unterließ sogar, nach dem Tode Urbans (1099) und Clemens III. (1100) dem von den Kardinälen in Rom eingesetzten neuen Papste Paschalis II. (1099—1118) einen Gegenpapst entgegen zu stellen, obgleich auch dieser den Bannfluch gegen ihn erneuert hatte. Ja, Heinrich hatte bereits den Entschluß gefaßt, sich an einem Unternehmen zu beteiligen, das, von Gregor VII. erdacht und von Urban II. ausgeführt, die ganze Christenheit in lebhafte Bewegung versetzte. Es war dies der im Jahre 1096 begonnene erste Kreuzzug, auf den wir im nächsten Abschnitte zu sprechen kommen werden. Aber so versöhnlich sollte das Leben dieses Königs nicht enden. Im Jahre 1104 empörte sich auch sein zweiter Sohn Heinrich, von der Papstpartei geleitet, gegen ihn, setzte ihn auf der Burg Böckelheim an der Nahe gefangen und zwang ihn durch Drohungen und Mißhandlungen, an denen auch der zu diesem Zwecke herbeigerufene Bischof von Speyer mittelbaren Anteil nahm, zur Abdankung. Heinrich IV. war völlig gebrochen. Er ließ sich sogar von dem an den Reichstag zu Mainz entsandten päpstlichen Legaten den Hohn anthun, daß er demselben die Beichte ablegte, worauf ihm der Legat die Absolution (Ablaß der Sünden) versagte. Darauf wandte er sich zur Flucht nach Lüttich, wo Gottesfriede herrschte, so daß er hoffen durfte, hier wenigstens des Lebens sicher zu sein. Er fand indes dort, wie auch in anderen Städten, namentlich Köln, so warme Aufnahme, daß aufs neue Mut und Hoffnung in ihm erwachten und den Gedanken an die Wiedergewinnung der Krone rege werden ließen. In Köln gewann er einen festen Stützpunkt für die Vorbereitungen zu neuem Kampfe; vergeblich belagerte ihn (1105) sein Sohn in dieser Stadt. Es wurden Unterhandlungen angeknüpft, die sich bis in die zweite Hälfte des Jahres 1106 erstreckten; Heinrichs IV. Tod machte aber am 7. August denselben ein Ende. Fünf Jahre lang lag des Kaisers Leiche unbeerdigt, obwohl Heinrich vor seinem Ableben mit dem Sakrament versehen worden war; etliche Jahrhunderte vorher hatte man noch Bedenken getragen, den Kirchenbann über den Tod der Gebannten hinaus

*) Praxedis oder Eupraxia war eine Fürstin russischer Abkunft, die in Deutschland den Namen Adelheid angenommen hatte und als Witwe des Markgrafen der Nordmark mit Heinrich IV. sich vermählte. (Vergl. die Stammtafel).

zu verlängern, aber in jener Zeit hatte sich der geistliche Haß bereits genügend entwickelt, um solche Bedenken nicht mehr aufkommen zu lassen. So kam es, daß Heinrich IV. erst im Jahre 1111 seinem letzten Willen gemäß im Dome zu Speyer ein christliches Begräbnis erhielt.

Heinrich V. (1106—1125) vergaß bald, daß er seine Erhebung auf den Thron der päpstlichen Partei zu verdanken hatte und machte der Kirche gegenüber die kaiserlichen Rechte mit vollem Nachdrucke geltend. Eine Streitfrage, die bereits zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. sich entsponnen hatte, betraf die päpstliche Forderung, daß der König auf die „Investitur“, d. h. die Bekleidung der Bischöfe mit Ring und Stab als Zeichen ihrer Einsetzung in das Amt verzichten solle. Heinrich V. nahm in dieser Frage denselben Standpunkt wie sein Vater ein, und forderte den Papst Paschalis II., als er ihm deshalb Vorstellungen machte, zu einem Besuch in Deutschland auf, um über die Angelegenheit persönlich zu unterhandeln. Der Papst leistete dieser Einladung keine Folge, und Heinrich V. machte sich im Herbst 1110 mit 30000 Rittern selbst auf den Weg nach Rom, setzte den Papst samt dem Kardinalskollegium in strenge Haft und nötigte ihn nicht nur zum Zugeständnisse des angefochtenen Investiturrechtes an die weltliche Macht, sondern erzwang auch seine eigene Krönung zum Kaiser (1111). Die Folge davon war, daß Heinrich, nachdem er Rom kaum wieder verlassen hatte, in den Bann gethan wurde, worauf sich sofort die Sachsen unter ihrem Herzog Lothar von Supplinburg im Verein mit den Erzbischöfen von Mainz und Köln und anderen Fürsten gegen den Kaiser erhoben und ihm (1115) am Welfesholze bei Mansfeld eine Niederlage bereiteten. Friedrich von Staufen und sein Bruder Konrad, die Neffen Heinrichs V. (vergl. d. Stammtafel) übernahmen die Fortführung des Kampfes für die kaiserliche Sache, und Heinrich zog zum zweitenmal nach Italien, stellte dort (1118) dem an Stelle des in demselben Jahre verstorbenen Paschalis II. eingesetzten Papste Gelasius II. (1118—1119) einen Gegenpapst gegenüber und ergriff Besitz von den mathildischen Gütern, deren Besitzerin am 24. Juli 1115 gestorben war. Der kaiserliche Gegenpapst, ein gewisser Burdinus, fand ebensowenig Beachtung in Rom, als irgend ein anderer kaiserlicher Papst seit Heinrich III. und wurde, als der von der römischen Partei aufgestellte Nachfolger des Gelasius, Calixt II. (1119—1124), seinen feierlichen Einzug in Rom hielt, in ein Bockfell genäht und unter Geißelhieben und



Heinrich V. erhält vom Papste Paschalis II. Zepter und Reichsapfel.

Miniatur aus der Kaiserchronik Ekkehards von Aurach (1113).

Steinwürfen dem päpstlichen Festzuge voran getrieben. Die Freiheit erlangte er nicht wieder; man schleppte ihn aus einem Kerker in den andern, bis ihn der Tod erlöste. Calixt II. vertrat anfangs den päpstlichen Standpunkt im Investiturstreit im schroffsten Sinne, mußte sich aber schließlich überzeugen, daß seine Sache in Deutschland nicht zu halten sei, und so kam (1122) das sogenannte Wormser Concordat zustande, durch das dem deutschen Könige wenigstens das Belehnungsrecht vor erfolgter Weihe der Bischöfe und Aebte, aber ohne Erteilung von Ring und Stab, zuerkannt wurde.

Am 23. Mai 1125 starb Heinrich V., ohne Leibeserben zu hinterlassen. Mit seinem Tode erlosch das fränkische oder salische Kaisergeschlecht und es folgte ihm Lothar, Graf von Supplinburg und Herzog von Sachsen (1125—1137), der auf Betreiben der geistlichen Partei am 30. August 1125 zum deutschen Könige gewählt wurde. Da aber die Staufer*) Friedrich von Schwaben und Konrad als Neffen des Kaisers Heinrich V. dessen Erbe beanspruchten, so entspann sich zwischen ihnen und dem neuen Könige, der in dem mit ihm verschwägerten Welfenhause eine mächtige Stütze fand, ein langwieriger Krieg, der sich noch lange nach Lothars Tod zwischen den Welfen und den Staufern fortsetzte und in Italien als der Kampf zwischen „Guelfen und Ghibellinen“ eine große Rolle gespielt hat.



Das Kaisersiegel Lothars von Sachsen.
Mit der Umschrift „Lothar, von Gottes Gnaden Imperator Augustus“.

Lothar war ein tüchtiger Fürst voll persönlicher Tapferkeit, der auch der Kirche gegenüber das kaiserliche Ansehen zu wahren wußte. Am 4. Juni 1133 ließ er sich zum römischen Kaiser krönen und erhielt bei diesem Anlaß die mathildischen Erbgüter als Lehen, trat sie aber mit päpstlicher Genehmigung sofort an seinen Schwiegersohn Heinrich von Bayern ab. Nach Deutschland zurückgekehrt, vollendete er die Besiegung der Hohenstaufer, gab ihnen aber die Allodialgüter Heinrichs V., um die der Streit entstanden war, zu Lehen. Der Staufer Konrad begleitete ihn auf seinem zweiten Zuge nach Italien (1136), der hauptsächlich behufs Niederwerfung des Normannen Roger II. von Sicilien unternommen worden war, der sich in Süditalien festgesetzt und den Titel eines Königs beider Sicilien angenommen hatte. Auf dem Rückwege nach Deutschland starb Lothar unweit Trient am 3. Dezember 1137.

Ehe wir die Entwicklung der Dinge in Deutschland und Rom weiter verfolgen, wollen wir einen Blick nach dem Osten werfen, wo sich bereits seit vier Jahrhunderten ein völliger Umschwung der Lage vorbereitet und vollzogen hatte.

*) Der Name der „Staufer“ oder „Hohenstaufer“ schreibt sich von dem Schloß Staufen her, das Friedrichs und Konrads Vater auf dem Hohenstaufen bei Göppingen in Württemberg erbaut hatte. Der Parteiname „Ghibellinen“ ist eine Entstellung des Namens des hohenstaufischen Schlosses Waiblingen, nach welchem die kaiserliche, damals staufische Partei als die der „Waiblinger“ bezeichnet wurde, wogegen die Bezeichnung der Gegenpartei als „Guelfen“ von „Gulfo“, dem italienischen Namen für „Welf“, hergeleitet ist.



Die Begründung des Islam.

Im siebenten Jahrhundert nach Chr. G. erstand dem Christentum — nicht ferne von der Stätte seines eigenen Ursprunges — eine Mitbewerberschaft um die Weltmachtstellung, die es trotz jahrhundertelanger Kämpfe nicht zu besiegen vermochte und der es namentlich in denjenigen Ländern dauernd weichen mußte, wo sein ursprüngliches Verbreitungsgebiet gewesen war. Diese Mitbewerberschaft ging vom westlichen Arabien aus, wo sich verschiedene Stämme — darunter derjenige der Koreischiten — zu einer Art von Staatenbund zusammengeschlossen hatten und das Reich der Kinditen bildeten, das bei der damaligen Vormacht des Orientes, dem oströmischen Kaisertum, in ziemlichem Ansehen stand und von diesem sogar der Unterhaltung von diplomatischen Beziehungen für wert erachtet wurde, im übrigen aber auch durch seine Handelsbeziehungen mit der christlichen Kulturwelt und den Juden in Syrien in näherer Berührung stand. Die Religion, welche in jenem Reiche herrschte, war ein Gemisch von altbabylonischem Sterndienst mit Götzendienst und jüdischen und christlichen Glaubensanschauungen.*) Der monotheistische Gottesbegriff, d. h. der Glaube an eine einheitliche von einem höchsten Wesen geleitete Weltordnung, begann auch hier der Vielgötterei die Herrschaft über die Geister streitig zu machen, aber für die gedankenlosen Massen lag dieser Begriff viel zu hoch, und ihren primitiven religiösen Bedürfnissen entsprach weit mehr der rohe Fetisch- und Götzendienst mit seiner sinnlichen Unmittelbarkeit. Die herrschenden Klassen hatten aber ein Interesse daran, das Volk auf dieser niedrigen Erkenntnisstufe zu erhalten, die die sicherste Gewähr für dessen Abhängigkeitsbewußtsein und Unterwürfigkeit bot. Dazu kam, daß zu Mekka, einem der Hauptorte des Reiches, ein Heiligtum sich befand, zu welchem alljährlich Scharen von Pilgern strömten und viel Geld in die Stadt brachten. Dieses Heiligtum war im erblichen Besitze der Koreischiten und bestand in der Hauptsache aus einem schwarzen Stein, der ursprünglich wohl nichts anderes als ein Götzenbild des Adar — des babylonischen Saturn — gewesen sein mag, später aber

*) Christen und Juden, von ersteren namentlich solche, die den von der orthodoxen Kirche des Morgenlandes verfolgten Sekten angehörten, waren damals zahlreich in Arabien seßhaft. Um Medina und nördlich dieser Stadt, sowie in der Landschaft Jemen wohnten seit der Zerstörung Jerusalems viele Juden und der letzte eingeborene Fürst von Jemen (490—525) war jüdischen Glaubens. Auch hatten mehrere arabische Stämme das Christentum angenommen — freilich in sehr oberflächlicher Weise. Der arabische König Noman ibn-al-Mundsir war nicht lange vor Mohammeds Auftreten Christ geworden.

die Bedeutung eines Denkmals des zwischen Göttern und Menschen geschlossenen Bundes und der unter dem Schutze dieses Bundes zu Stande gekommenen Vereinigung der arabischen Stämme — also gewissermaßen eines Nationaldenkmals erlangte. Um aber dem Geschmack und Verständnis der in jeder Hinsicht sehr gemischten Besucher des Heiligtums möglichst gerecht zu werden, hatten die auf ihren Nutzen klug bedachten Koreischiten in ihrem Erbheiligtum, der sogenannten Kaaba*), neben jenem Denkmal noch mannigfache andere Götzenbilder aufgestellt, und die von Glaubenseiferern wiederholt gegen diese Entweihung und Herabsetzung des nationalen Heiligtums erhobenen Proteste blieben unbeachtet, bis es endlich einem ihrer eigenen Stammesgenossen gelang, aus den bunt durcheinander gemengten Bruchstücken von religiösen Bräuchen und Anschauungen, eigenen Ueberlieferungen und äußeren Einflüssen eine neue Glaubenslehre aufzubauen — den Islam.**)

Der Urheber dieser neuen Glaubenslehre hieß ursprünglich Abul Kasem ben Abdallah, wurde aber von seinen Anhängern Mohammed d. h. „Der Gepriesene" genannt. Er war 571 zu Mekka geboren, verlor seine Eltern schon in jungen Jahren und verdankte seine weitere Erziehung seinem Oheim Abu Talib, der den Knaben auf Reisen mitgenommen und in Syrien mit christlichen Mönchen in Berührung gebracht haben soll, bei welcher Gelegenheit, wie die Legende meldet, seine prophetische Begabung erkannt worden sein soll. Durch Verheiratung mit der reichen Kaufmannswitwe Chadidscha gelangte er schon im Alter von fünfundzwanzig Jahren zu Vermögen und gewann dadurch Muße und Mittel, sich zeitweilig in die Einsamkeit zurückzuziehen und sich seinen religiösen Betrachtungen und Träumereien zu widmen. In seiner Gattin, die um fünfzehn Jahre älter war als er selbst, fand er eine glaubenseifrige Anhängerin seiner Anschauungen und Pläne, die in der Hauptsache darauf hinausliefen, daß er sich berufen glaubte, alle Abgötterei mit Gewalt zu vertilgen und als Prophet des einzig wahren Gottes aufzutreten. Zur völligen Reife scheinen diese Ideen gelangt zu sein, als Mohammed bereits das vierzigste Altersjahr hinter sich hatte, und den Anstoß zu ihrer Verwirklichung sollen wiederholte Erscheinungen des Erzengels Gabriel gegeben haben, durch dessen Vermittlung der neue Prophet die göttlichen Offenbarungen, die er als Grundpfeiler seiner Lehre hinstellte, empfangen haben will. Wie die meisten Propheten hatte auch Mohammed anfangs wenig Glück mit seiner Lehre; außer seiner Frau, seinen Töchtern, seinem Neffen und späteren Schwiegersohne Ali (dem Sohne Abu Talibs) wandte sich keiner seiner Verwandten der neuen Lehre zu, einige derselben bekämpften ihn sogar aufs heftigste und erklärten seine angeblichen Visionen als Schwindel, ihn selbst als einen Betrüger oder Narren. Die Koreischiten bangten um das Ansehen und die reichen Erträgnisse ihres Erbheiligtumes, und der Umstand, daß sich um den neuen Propheten eine Gemeinde von Leuten aus den untersten Volksschichten zu bilden begann und daß ihm namentlich die Sklaven zuliefen, welche von ihm und seiner Lehre die

---

*) „Kaaba", im Arabischen s. v. w. „Würfel", ein viereckiger Bau, der, soweit geschichtlich nachweisbar, von dem Koreischiten Kaska errichtet, später aber vielfach umgebaut worden ist. Die mohammedanische Legende bezeichnet Adam als den ursprünglichen Erbauer, Ismael, den Sohn Abrahams und der Hagar, den die Moslemin als ihren Stammvater verehren, als den Wiederhersteller dieses Baues, der durch die Sintflut zerstört worden war. Der obenerwähnte schwarze Stein — „Hadschar el Aswad" genannt — ist nach dieser Legende vom Erzengel Gabriel dem Ismael überbracht worden, um dem Gebäude als Grund- oder Eckstein zu dienen; er sei ursprünglich von blendend weißer Farbe gewesen, durch die Sünden der Menschheit aber schwarz gefärbt worden. Er ist in eine Ecke der Kaaba eingebaut und bildet als „Kibla" den unverrückbaren Fixpunkt, gegen welchen sich jeder Moslem beim Gebete wendet. Die Kaaba steht inmitten eines von Säulenhallen umgebenen Hofes; der mit 152 Kuppeln gekrönte, von 7 hohen Minarets überragte Umfassungsbau, durch welchen 19 Thore nach dem Innern führen, wird das „Haus Gottes" (Beit-Allah) oder auch die „Heilige Moschee" (Mesdschid el Haram) genannt.

Die Titelvignette dieses Abschnittes zeigt in der Mitte die Kaaba in der kostbaren Umhüllung aus schwarzer, mit Koransprüchen bedeckter Seide („Kiswa"), die, von den Sultanen alljährlich neu gestiftet, in Kairo angefertigt und von der ägyptischen Pilgerkarawane nach Mekka gebracht wird.

**) „Islam" bedeutet im Arabischen soviel wie „Gottergebenheit". Die Gottergebenen, Gläubigen, nannten sich „Moslemin" (Einzahl: „Moslem"), woraus die fränkischen Bezeichnungen „Muselman", „Muselmänner" entstanden sind.

Befreiung von dem Fluche ererbter Recht- und Schutzlosigkeit erhofften, erfüllte die herrschende Klasse mit Haß und Grimm gegen Mohammed und seinen Anhang. Ein Teil der Gläubigen floh auf des Propheten Rat vor den Verfolgungen der Koreischiten nach dem christlichen Abessinien; Mohammed selbst, der in dieser Zeit der schweren Prüfungen seinen Beschützer Abu Talib und seine Gattin und treueste Anhängerin Chadidscha verloren hatte, führte mehrere Jahre hindurch ein unstetes Flüchtlingsleben in der Bergwildnis. Nichtsdestoweniger gewann er immer wieder neue Anhänger, besonders unter den Pilgern, welche die Kaaba zu besuchen kamen. Unter diesen waren auch solche aus Yaschreb (Jathrib)*), deren Stamm den Koreischiten feindlich gesinnt war. Mehrere von diesen schlossen sich Mohammed an und verbreiteten seine Lehre in ihrer Heimat. Es kam ein förmliches Bündnis zu Stande, infolgedessen Mohammed 622 seinen Wohnsitz in das Gebiet seiner neuen Anhänger verlegte, wohin ihm ein Teil der Gläubigen aus Mekka bereits vorangegangen war. Diese letzteren — „Muhadschirin" genannt — bildeten nun im Verein mit dem größten Teil der Einwohner von Yaschreb, das nun den Namen „al Medina" erhielt, eine kräftige und kampfbereite Gemeinde um den neuen Propheten, der als ihr gottgesandter Führer unbedingte Gewalt über sie hatte. Mohammed, der bald nach dem Tode seiner ersten Gattin eine zweite genommen hatte, vermählte sich nun — als bereits Fünfzigjähriger — zum drittenmale, und zwar mit der Tochter Aische eines seiner ältesten Anhänger, des klugen und edelsinnigen A b u B e k r, der aber bald weitere folgten, so daß die Vielweiberei durch das persönliche Beispiel des Propheten für die Moslemin Gesetzesordnung wurde. Bisher ein geächteter Flüchtling, ging Mohammed nun selbst zum Angriff auf seine Stammesgenossen über und führte zunächst einen Raubkrieg gegen ihre Karawanen, der sich bald zum offenen Kampf zwischen Mekka und Medina ausgestaltete und nach wechselnden Erfolgen 630 mit der Eroberung Mekkas für den Islam endigte. Der Prophet war zum Feldherrn geworden, der seiner Lehre mit der Gewalt des Schwertes Geltung zu verschaffen und zugleich den Glaubenskrieg als Eroberungskrieg auszubeuten entschlossen war. Schon im folgenden Jahre hatte er ganz Arabien unterworfen; er forderte die Fürsten der Nachbarländer, ja selbst den Kaiser Herakleus in Byzanz kurz und bündig zur Annahme des Islam auf, warf diesem ein Heer von 40 000 Mann in Syrien entgegen, konnte aber den Feldzug nicht persönlich zu Ende führen, weil er von schwerer Krankheit ergriffen wurde, die im Jahre 632 seinen Tod herbeiführte.

Die Glaubenslehre des Mohammed wurde erst von dessen Nachfolgern in ein bestimmtes System gebracht und im K o r a n**) niedergelegt. Die angeblich vom Propheten selbst herrührenden Aussprüche sind in den sogenannten H a d i t h - Sammlungen***) enthalten, die aber gleichfalls erst lange nach dem Tode Mohammeds angelegt wurden und ihre Vollwertigkeit dadurch zu erhärten suchen, daß sie Verzeichnisse der Gewährsmänner für die richtige Ueberlieferung vom Ursprung bis zur Niederschrift an der Spitze tragen. Die Jünger Mohammeds sollen übrigens seine mündlichen Kundgebungen über die empfangenen Offenbarungen und erlebten Visionen auswendig gelernt und dadurch für deren unverkürzte und unverfälschte Ueberlieferung vorgesorgt haben. Mohammed hat den Bau seiner Glaubenslehre gleich den Hebräern auf theokratische Grundlage gestellt, d. h. seine Lehren und Gesetze als den unmittelbaren Ausfluß und Ausdruck des göttlichen Willens erklärt; sein Allah war sozusagen der König der Welt, er selbst dessen Minister. Die wichtigsten Grundzüge des Islam sind der Glaube an ein einziges göttliches Wesen und an eine allein

*) Das heutige M e d i n a. „Medina", „Medinet" heißt im Arabischen s. v. w. Stadt, womit aber hier insbesondere die „Stadt des Propheten" (Medinet en Nebi) gemeint ist. Medina, neben Mekka der wichtigste Punkt der islamitischen Welt, birgt das Grab des Propheten, dessen Flucht nach diesem Orte — die „Hedschra" oder „Hegira" genannt — den Ausgangspunkt der mohammedanischen Zeitrechnung bildet.

**) „K o r a n", „Das Vorlesen" oder „Vorgelesene", enthält Glaubens- und Sittenlehren, Lebens- und Rechtsregeln, die unter sich weder der Form noch dem Inhalt nach in engerem Zusammenhang stehen. Das Lesen einzelner Abschnitte (Suren) wird an Stelle des Gebetes geübt.

***) „H a d i t h" im Arabischen s. v. w. „Mitteilung".

seligmachende Religion („Es ist nur Ein Gott und Mohammed ist sein Prophet"), die auf unmittelbarer göttlicher Offenbarung beruht; letztere will Mohammed in ihrer höchsten Ausgestaltung — der sechsten und letzten, deren Vorstufen die dem Adam, Noah, Abraham, Moses und Christus zu teil gewordenen Offenbarungen darstellen — direkt aus dem siebenten Himmel durch Vermittlung des Erzengels Gabriel empfangen haben, der als Engel der Offenbarung den vornehmsten Rang unter den guten und bösen, nach ihren Aemtern und Verrichtungen in zahlreiche Unterabteile zerfallenden Engeln einnimmt. Die mohammedanische Lehre von den Engeln ist ebenso wie diejenige von den Eigenschaften Gottes, vom Satan, von Lohn und Strafe im Jenseits und vom jüngsten Gerichte in der Hauptsache den hebräischen Glaubensanschauungen entlehnt, nur vermöge ihrer bunteren phantastischen Ausschmückung dem Geschmack und der sinnlichen Auffassungsweise der Orientalen noch mehr angepaßt; desgleichen hat Mohammed sich hinsichtlich des geschichtlichen Teiles seiner Lehre, der Rechtsbestimmungen, der Beschneidung und anderer Satzungen und Bräuche eng an die jüdische Ueberlieferung angelehnt und damit zugleich Berührung mit dem Christentum gefunden, das ja ebenfalls vieles vom mosaischen Glaubens- und Kultuswesen in sich aufgenommen hat. Für die Araber war im Islam insofern ein zugkräftiges Moment geboten, als dieser nationalen Eigentümlichkeiten sowohl in Aeußerlichkeiten, wie z. B. im Wallfahrtswesen, als auch sachlich, wie hinsichtlich der Sittenlehre, vollauf Rechnung trug; aber für andere Völkerschaften — ganz abgesehen von den Juden, die im Mosaismus bereits ein uraltes und unerschütterliches Religionsgebäude besaßen — bot der Islam an geistiger Nahrung nichts, was nicht in ernsterer, gehaltreicherer und edlerer Weise schon in den älteren monotheistischen Glaubenslehren geboten gewesen wäre. Von diesen war aber das Judentum als spezifische Nationalreligion anderen Völkern unzulänglich und das Christentum infolge seiner inneren Zerrüttung, die namentlich im Morgenlande zu jener Zeit den Charakter albernsten Gezänkes und giftigster Verfolgungssucht angenommen hatte, weit eher abschreckend als anziehend für diejenigen, die nach geistiger Aufrichtung und Erlösung dürsteten. Auch der Islam konnte nicht durch seine eigene Ueberzeugungskraft zum Durchbruch kommen; er mußte sich, um zur Herrschaft zu gelangen, der Gewalt des Schwertes bedienen.

Das Chalifat.

Nach Mohammeds Tode hatte Abu Bekr, des Propheten Schwiegervater, die Führung der Mohammedaner übernommen und sich den Beinamen eines „Chalifen" (Chalifat Rasul-Allah d. i. Stellvertreter des Gesandten Allahs) beigelegt. Er veranstaltete die erste Niederschreibung des Korans. Bei seinem Tode (634) waren seine Heere siegreich in Mesopotamien, Syrien und Palästina vorgedrungen und hatten die Streitkräfte des byzantinischen Kaisers Heraklius arg in die Enge getrieben. Sein Nachfolger Omar vollendete mit der Einnahme von Damaskus und Jerusalem die Eroberung Syriens, dessen Bevölkerung den Sieger mehr als einen Befreier von der aussaugenden Herrschaft der Byzantiner, denn als Feind betrachtete. Auch sein Feldherr Amru, der Aegypten eroberte, wurde von der dort stark verbreiteten Sekte der Monophysiten*), die unter den Ver-



Silbermünze von Jezdegerd III., das Brustbild des Königs darstellend. Das Original befindet sich im Berlin. Kgl. Münzkabinet.

*) Monophysiten, griechisch s. v. w. Anhänger der Glaubenslehre von der einfachen (d. i. gottmenschlichen) Natur Christi, nannte man eine in viele Sekten gespaltene christliche Partei, die, im Gegensatz zu den Nestorianern, die in Christus zwei getrennte Naturen, eine göttliche und eine menschliche annahmen, von solcher Trennung nichts wissen wollte. Es gelang den Monophysiten, ihre Unabhängigkeit gegenüber der Staatskirche zu behaupten, was sie namentlich der mohammedanischen Herrschaft zu verdanken hatten. In Aegypten bildete sich aus ihnen die koptische Kirche. Auch die abessinische und armenische Kirche sind monophysitischen Ursprunges.

folgungen des oströmischen Staatschristentums viel zu leiden hatten, als Befreier begrüßt. In Persien nahm Jezdegerd III., der 632 als letzter Sassanide (vergl. S. 157) die Regierung des neupersischen Reiches angetreten hatte, mutvoll den Kampf gegen die Araber auf, die unter Omars Feldherrn Abu-Obeid (633) zum Angriff gegen sein Reich vorgegangen waren. Er wurde 634 geschlagen, behauptete sich aber in der großen Schlacht bei Kadesia (636) und leistete noch mehrere Jahre den Angreifern kräftigen Widerstand, bis diesen ihr Sieg bei Nehawend (642) den Weg nach Iran und dessen Hinterland eröffnete. Jezdegerd wurde auf der Flucht ermordet. In den Kämpfen gegen die Perser hatte sich auch Khalid Ibn-El-Walid ausgezeichnet, der schon unter Mohammed als siegreicher Feldherr gegen die widerspenstigen Araber aufgetreten war, mehrere Stämme derselben unterworfen und einen Hauptanteil an der Eroberung Mekkas genommen hatte. Er begründete die Ausbreitung des Islams in Syrien, dem westlichen Persien und südlichen Mesopotamien und erhielt den Beinamen Seif-Allah („Schwert Gottes"). Omar war ihm jedoch feindlich gesinnt und enthob ihn der Heerführung. Er starb 642. Auf Omar, der die Finanzwirtschaft des neuen Reiches ordnete und den „Ungläubigen" eine Kopf- und Grundsteuer auferlegte, folgte nach dessen Ermordung (644) Othman, ein Schwiegersohn des Propheten, dessen Regierung aber nur kurz war (644—666), durch Mißerfolge nach außen, sowie durch Verwandtschafts- und Günstlingswirtschaft im Innern die Unzufriedenheit der Araber hervorrief und mit Othmans Ermordung endigte. Jetzt erst kam des Propheten älterer Schwiegersohn Ali, der Sohn Abu-Talibs, ans Chalifat (656—660), ein hochsinniger Mann, dessen kurze Regierungszeit ausschließlich der Bekämpfung innerer Gegner und Empörer gewidmet war. Auch er fiel Meuchelmördern zum Opfer. Innerhalb des Islams hatten sich zwei Parteien gebildet, die Schiiten („Anhänger"), welche nur Ali und seine Nachkommen als rechtmäßige Nachfolger des Propheten erkennen, und die Sunniten, die sich als Anhänger der ältesten Glaubenslehre („Sunna") des Islams bekannten, demgemäß die rechtmäßige Nachfolge des Propheten auf Abu-Bekr zurückführten und Ali, den sie der Ermordung Othmans beschuldigten, als Usurpator betrachteten. Aischa, die Witwe des Propheten, hielt zu den Gegnern Alis, an deren Spitze der Statthalter Muawija von Syrien stand. Dieser erhielt (661) das Chalifat, wogegen Alis Sohn Hassan schon nach sechs Monaten die von den Anhängern seines Vaters ihm übertragene Regierung niederlegte. Muawija wird — als Nachkomme des Omaja vom Stamme der Koreisch, dem auch Mohammed entsprossen war — als Begründer der Dynastie der Omaijaden bezeichnet, die von 661—750 regierte. Er schlug die Empörung der Schiiten grausam nieder und war durch das Schwert seiner Feldherren mit großem Erfolge für die Befestigung und Ausbreitung des Reiches thätig. Während im Innern zahlreiche Empörungen sich folgten, erstreckte sich nach außen die Macht der Araber in Mittelasien über den Oxus hinaus und bis an den Indus; Kleinasien verfiel dem Islam, ja selbst Konstantinopel wurde von Jesid, dem Sohne Muawijas I. — allerdings ohne Erfolg — belagert. Nordafrika wurde unterworfen und der Chalif Walid I. Tarik (705—715) ging nach Spanien über und besiegte in neuntägiger Schlacht bei Xerez de la Frontera (vergl. S. 315) die Westgoten, von deren Reiche er Besitz ergriff. Damit hatte das Chalifenreich seine größte Ausdehnung erlangt. Mit dem Sturz der Omaijaden, an deren Stelle nun die Abbasiden*)



Kupfermünze des Khalid Ibn-El Walid,
geschlagen zu Tiberias um 636.
(Nach dem Original im Berliner Kgl. Münzkabinet, aus Pflugk-Harttung „Gesch. des Mittelalters".

*) Die Abbasiden (Nachkommen des Abbas, eines Oheims des Propheten) machten ihre Ansprüche auf das Chalifat gegenüber den Omaijaden auf Grund ihrer angeblich näheren Verwandtschaft mit dem Propheten geltend. Begründer der Dynastie war Abul-Abbas Abdallah. Abul hatte sämtliche Omaijaden töten lassen, nur der Chalif von Corduba, Abderrhaman, entging dem Schicksal seiner Verwandten, fiel aber gegen Karl Martell bei Poitiers (vergl. S. 336). Nach dem

traten (750—1258), begann allmälig der Niedergang der Chalifenmacht, wenn auch während der Regierung Harun-al-Raschids (786—809), der sich in Bagdad eine prachtvolle Residenz einrichtete, eine glanzvolle Periode eintrat, und unter ihm und seinem Sohne Mamun (813—833) die arabische Wissenschaft zu hoher Blüte sich entfaltete. Die Chalifen vermochten das über drei Weltteile sich ausbreitende und in zahlreiche Statthalterschaften geteilte Reich nicht mehr zu übersehen und einheitlich zu regieren; sie überließen die Provinzen den Statthaltern, als selbständige, an ihre Nachkommen vererbbare Vasallen-Dynastien, und das Reich fing allmälig zu zerbröckeln an. Während Mamuns Regierung eroberten die afrikanischen Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich über zwei Jahrhunderte behaupteten. Im Kampfe gegen das byzantinische Reich war Mamun unglücklich; zwei gegen Konstantinopel versuchte Angriffe scheiterten vollständig.

War zur Zeit Karls des Großen das Chalifenreich noch mächtig genug, um den ersten römisch-fränkischen Kaiser zu veranlassen, mit Harun-al-Raschid einen engeren, beinahe freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen, so verlor es jetzt durch die Bildung getrennter Reiche mehr und mehr seine Bedeutung. Der spanisch-afrikanische Teil desselben wandelte sich in ein Reich der Almovaviden um, in Aegypten entstand das Reich der Fatimiden, die ihre Abstammung auf die jüngste Tochter Fatima des Propheten zurückführten und bis 1171 herrschten. In Asien überflügelten einige dem Islam zugefallene Völkerschaften die Araber an Macht, wozu die zwischen deren Fürsten bestehenden fortwährenden Streitigkeiten das Ihrige beitrugen. Ein turanisches Kriegervolk, das unter seinem Häuptlinge Seldschuk in Vorderasien eingedrungen und dort um die Mitte des 11. Jahrhunderts zu ausgebreiteter Macht gelangt war, so daß seine Fürsten den Titel „Emir-al-Omra" (Herr der Fürsten) annehmen konnten, schwang sich in jenen Gegenden zur Obmacht empor, und die Chalifenwürde wurde dadurch auf eine rein kirchliche Bedeutung herabgedrückt. Dieses Volk, nach dem Begründer seiner Macht Seldschukken genannt, schlug 1071 unter seinem Sultan Alp Arslan den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes in Armenien, wo sich unter der Herrschaft der Bagratiden ein selbständiger Staat mit besonderer Kirche gebildet hatte, der aber von den Byzantinern durch List und Gewalt zur Unterwerfung gezwungen worden war. Der Kaiser wurde gefangen genommen, und die Seldschukken verbreiteten sich über den größten Teil von Kleinasien, so daß vom oströmischen Reich beinahe nichts mehr übrig blieb als die Balkanhalbinsel und das kleinasiatische Küstengebiet. Das Seldschukkenreich zerfiel gegen Ende des 11. Jahrhunderts in kleinere Sultanate, die fortan eine dauernde Gefahr für das oströmische Reich bildeten.



Kupfermünze des Kaisers Mauritius, seiner Gemahlin Konstantina und seines Sohnes Theodosius.
Originalgröße.
(Aus dem Berliner Kgl. Münzkabinet, nach Pflugk „Geschichte des Mittelalters".

Dort war nach dem Tode des Tiberius (582) dessen Schwiegersohn Mauritius (582—606) zur Herrschaft gekommen, der dem Reich gegen Persien Ruhe verschaffte, gegen die Avaren aber unglücklich kämpfte und durch den Hauptmann Phokas (602—610) vom Throne gestürzt und auf der Flucht nebst seinen Söhnen grausam ermordet wurde. Auch Phokas, der sich im Kriege gegen Persien unfähig gezeigt hatte, starb eines schrecklichen Todes. Heraklius, der Sohn des gleichnamigen Statthalters in Afrika, hatte sich mit bewaffneter Hand gegen Phokas erhoben, Konstantinopel eingenommen und den Kaiser der

Sturze des Chalifates von Bagdad durch die Mongolen (1258) verpflanzte sich die abbasidische Chalifenwürde nach Aegypten und erhielt sich dort unter machtlosen Vertretern als eine rein geistliche Erbwürde bis zur Eroberung Aegyptens durch die Osmanen (1517), worauf der letzte Abbaside dem ottomanischen Sultan alle Chalifenrechte übertrug.

Wut des Volkes überlassen, das ihn bei lebendigem Leibe zerriß. Heraklius herrschte nun durch 31 Jahre (610—641) und sein Geschlecht bis zum Jahre 711, in welchem sein Urenkel Justinian II. (685—711) ermordet wurde. Unter Heraklius wurde das Reich von den Avaren und den Arabern bedrängt, und die Serben und Kroaten hatten sich seit 626 in der Nordwestecke der Balkanhalbinsel Reiche gegründet, die die byzantinische Oberhoheit bald abschüttelten. Seit 678 hatten auch die Bulgaren im alten Moesien ein selbständiges Reich gegründet, das sich gegen das Byzantiner-Reich mit Nachdruck behauptete. Justinians II. Nachfolger Anastasius II. (713—716) ging ins Kloster; der an seiner Stelle von den Truppen zum Kaiser ausgerufene Theodosius III. legte schon nach wenigen Monaten die Krone nieder, weil ihm der Isaurier Leo, der den Oberbefehl über das Heer des Orients hatte, die Anerkennung verweigerte und gegen Konstantinopel zog. Dieser bestieg nun als Leo III. den Thron und regierte mit Kraft und Umsicht, stellte das Heer auf kriegstüchtigen Fuß und gewann (739) bei Akroinon in Phrygien eine große Schlacht gegen die Araber. Unter Leo begann der bereits früher erwähnte Bilderstreit (vergl. S. 341). Auch sein Sohn Konstantin V. (741—775) und sein Enkel Leo IV. (775—780) verteidigten kräftig die Grenzen des Reiches gegen die Araber; Leos Gattin Irene rief aber durch ihre Grausamkeit und Gewaltthätigkeit eine Empörung hervor, die (802) ihren Finanzminister Nikephoros auf den Thron brachte. Dieser fiel (811) im Kampfe gegen die Bulgaren, und nachdem sein Sohn Staurakios und dessen Schwager Michael I. bald nach einander gestürzt worden waren, wurde der Armenier Leo V. (813—820) auf den Thron gehoben. Er war ein kräftiger Regent, der siegreich gegen die Bulgaren kämpfte, aber einer Verschwörung der Bilderdiener zum Opfer fiel. Die weitere Geschichte des oströmischen Reiches zeigt ein bunt wechselndes Bild von Kriegen, Verschwörungen und Palastrevolutionen bis in das dritte Viertel des neunten Jahrhunderts. Im Jahre 867 kam der Macedonier Basilius I., der frühere Oberkammerherr und Günstling Michaels III. (842—867), auf den Thron, nachdem er seinen Kaiser und Gönner hatte töten lassen. Er herrschte bis 886, kämpfte siegreich gegen die Araber, denen er allerdings (878) Syrakus überlassen mußte. Seine Dynastie („die makedonischen Kaiser") erhielt sich mit wenigen Unterbrechungen bis 1056 auf dem Throne, doch wurde unter ihrer Herrschaft das Reich von Bulgaren und Arabern forwährend beunruhigt und geschädigt; erstere wurden 1018 nach langem Kampfe unterworfen und machten sich erst 1186 wieder unabhängig. Im Jahr 1057 kam infolge eines Aufstandes der Großen des Reiches Isaak I. Komnenos auf den Thron und wurde Begründer des komnenischen Kaiserhauses, das bis 1204 sich behauptete und dann noch in Trapezunt in Kleinasien bis 1461 herrschte. Einer der Herrscher aus diesem Geschlechte, Michael VII. (1071—1078) wandte sich um Unterstützung gegen die Mohammedaner an den Papst Gregor VII., und dieser heckte nun den Gedanken aus, unter dem Zeichen des Kreuzes den Kampf gegen den Halbmond aufzunehmen und christliche Heere zur Eroberung des heiligen Landes auszusenden, das zu jener Zeit in der Gewalt der Seldschukken war.

Der erste Kreuzzug.

Urban II. hatte, wie wir wissen, den Gedanken Gregors, dessen Verwirklichung der Papstkirche Ruhm und Macht bringen mußte, mit großem Eifer aufgenommen und dadurch Anlaß zu kriegerischen Verwicklungen mit dem Orient gegeben, die sich durch volle zwei Jahrhunderte hinzogen und mit der vollständigen Niederlage des Christentums gegen den Halbmond abschlossen. Man teilt die Kreuzzüge in mehrere Gruppen ein, und bezeichnet sie mit den Ordnungszahlen dieser Gruppen, obgleich die Zahl der einzelnen Züge eine größere war. Es scheint, daß ein Einsiedler, Peter von Amiens, dem Papst Urban II. ein Sendschreiben des Patriarchen von Jerusalem überbracht hat, in welchem bittere Klage über die Not der im heiligen Lande wohnenden Christen geführt wurde. Damals hatte

der Investiturstreit in Deutschland die Kirche in eine schwierige Lage gebracht und es erschien daher sehr wünschenswert, eine Ableitung für die Erregung der Gemüter zu finden.

Peter von Amiens raffte in Deutschland einen größtenteils aus Schwärmern und Abenteurern aus dem Volke bestehenden ungeheuren Haufen Volkes zusammen und zog mit demselben durch Ungarn und Bulgarien, wobei ihm bereits ein großer Teil seiner Leute verloren ging, nach Konstantinopel, wo er sich mit dem Rest seiner Schar einschiffte. In Akka waren bereits französische und italienische Kreuzfahrer-Scharen eingetroffen. In dem nun vereinigten Heere entstanden sofort Zank und Eifersucht und dasselbe wurde, bevor es noch zu einer bedeutenderen Schlacht kam, von Seldschukkenschwärmen fast gänzlich aufgerieben. Inzwischen hatte Papst Urban auf einer großen Kirchenversammlung zu Clermont den Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond in begeisternden Worten gepredigt, und es hatte sich infolgedessen ein gewaltiges Heer aus Frankreich und den Rheinlanden zusammengefunden, das unter Führung Gottfrieds von Bouillon und anderer französischer Großen (1096) den Zug nach dem gelobten Lande antrat; in Konstantinopel schlossen sich diesem Heere der Normannenfürst Boemund von Tarent und sein Neffe Tankred mit ihren Heerhaufen an.



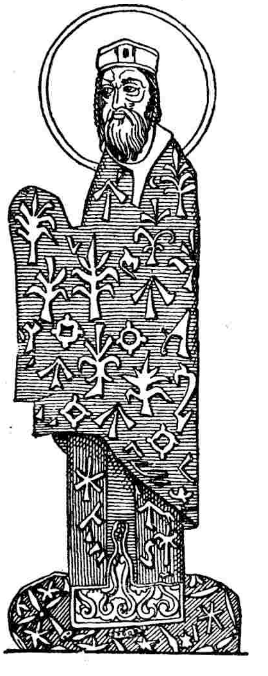
Peter von Amiens
erhält durch den Patriarchen von Jerusalem das Sendschreiben für seine Mission.
Aus einer in Venedig befindlichen Handschrift.
(Nach B. Kuglers „Gesch. der Kreuzzüge".)

In Konstantinopel regierte damals der Komnene Alexius I. (1081—1118), der Neffe Isaaks I. (vergl. S. 387), ein politisch gewandter und tapferer Herrscher, dessen hervorragendster Charakterzug jedoch Arglist und Heimtücke war. Er bereitete den Kreuzfahrern, deren ungeheure Zahl — es waren ihrer 300000 — ihm Besorgnis und Schreck einflößte, ganz erhebliche Schwierigkeiten, namentlich dadurch, daß er von vorn herein das Recht beanspruchte, über die vom Kreuzheere im Kampfe gegen die Mohammedaner errungenen Gebiete als Lehensherr zu verfügen. Nichtsdestoweniger verlief der erste Kreuzzug glorreich. Nach einem glänzenden Siege bei Dorylaeum über den Sultan von Ikonium (1097) kam Antiochia durch Verrat in die Gewalt Boemunds von Tarent; dieser wurde aber dann von einem gewaltigen Türkenheere dort belagert und seine Truppen durch Hunger und Krankheit dermaßen angegriffen, daß sie nahe am Untergange waren. Da geschah aber ein Wunder, oder richtiger gesagt, der Mut der Besatzung Antiochias wurde durch ein angebliches Traumgesicht in so hohem Grade entflammt, daß sie mit der Glut gläubiger Begeisterung und Zuversicht zu äußerster Anstrengung sich emporraffte.

Ein gewisser Peter Bartholomäus aus der Provence wollte nämlich durch den heiligen Andreas darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß die Lanze, mit welcher Christus am Kreuz durchstochen worden war, in einer Kirche zu Antiochia vergraben liege und daß ihre Auffindung den Christen zum Siege verhelfen werde. Sofort grub man nach der Lanze und sie wurde gefunden. Ein Teil der Kreuzfahrer glaubte nicht an das Wunder und man unterzog Peter der Feuerprobe des „wächsernen Hemdes", einer häufig angewandten Form des sogenannten „Gottesurteils". Am Nachmittag des stillen Freitags wurden zwei Scheiterhaufen von trockenen Oelbäumen, 4 m hoch und durch einen Zwischenraum von 0,3 m getrennt, erbaut. Das Heer der Wallfahrer schloß einen Kreis um dieselben. Als das Feuer so heftig brannte, daß es sich bis 7 m in die Luft erhob, ging Peter langsamen Schrittes hindurch. Unversehrt, wie es schien, trat er wieder hervor und segnete das Volk mit der Lanze. In wütender Frömmigkeit stürzte die Menge über ihn her, um einen

kleinen Teil seiner Kleidung als Reliquie zu erhaschen. Zwölf Tage nachher starb er. Die Wundergläubigen schrieben seinen Tod den allzu stürmischen Ehrenbezeugungen zu, die ihm bei diesem Anlaß erwiesen wurden, die Zweifler den Brandwunden, die er sich zugezogen hatte.

Der Besatzung von Antiochia hat indes der Opfertod des armen Peter Bartholomäus großen Vorteil gebracht. Voll gläubiger Zuversicht der Wunderkraft der heiligen Lanze vertrauend, hatte sie einen Ausfall gegen die Seldschukken unternommen und dieselben glänzend besiegt. Die Kreuzfahrer hielten nun lange Rast in Antiochia und brachen im Frühjahr 1099 gegen Jerusalem auf, vor dessen Thoren das auf 21500 kampffähige Krieger zusammengeschmolzene Heer am 7. Juni 1099 eintraf. Barfuß aber schwerbewaffnet zog das ganze Heer in feierlicher Weise rund um die heilige Stadt und schritt darauf zur Belagerung und zum Sturm gegen dieselbe. Am 15. Juli wurde Jerusalem eingenommen und hier ein Königreich nach dem Muster der abendländischen Feudalstaaten gegründet, dessen Herrschaft Gottfried von Bouillon übertragen wurde. Dieser nannte sich aber nur „Beschützer des heiligen Grabes", und erst sein Bruder Balduin I. (1100—1118) nahm den Königstitel an.

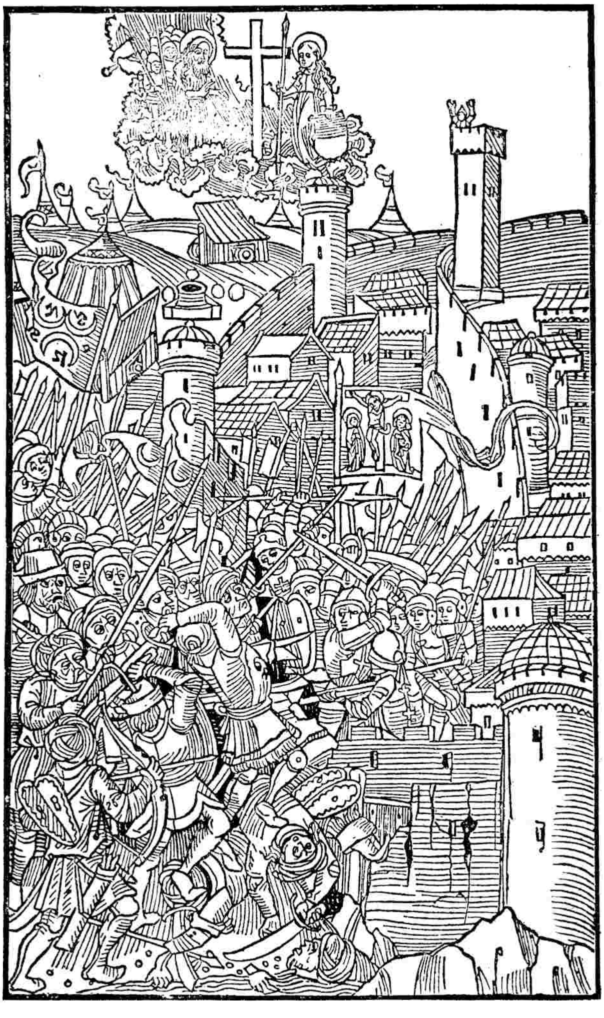


Kaiser Alexius I.
Nach einem griechischen Manuscript im Vatican.
Aus Kuglers „Gesch. d. Kreuzzüge."

Gegen die Christenherrschaft erhoben sich selbstverständlich die mohammedanischen Nachbarn einmütig, und es bildete sich unter ihnen eine Sekte, die während der Zeit der Kreuzzüge in Persien, Syrien und Palästina eine große Rolle spielte. Es waren dies die Assassinen, ein Name, dessen Klang an den Begriff von „Meuchelmörder" (französisch „assassin") erinnert, der aber von dem Begründer Hassan dieser Sekte hergeleitet sein soll. Ihr Oberhaupt war der Scheich ul Dschebal (der „Alte vom Berge"), der zugleich als das lebendige Gesetzbuch der Sekte galt, weil der Prophet Mohammed als in ihm wohnend gedacht wurde. Unbedingter Gehorsam, Abtötung des eigenen Willens und todesverachtende Hingabe an die ihnen von den Oberen übertragenen Aufgaben waren die Hauptpflichten der Angehörigen dieser Sekte. Man betäubte die Neuaufgenommenen mit einem berauschenden Tranke, der aus den Blättern der Hanfpflanze (Haschisch) bereitet wurde und brachte sie in bewußtlosem Zustande nach einem geheimnisvollen Orte, wo man sie einige Tage in allen erdenklichen Sinnesgenüssen schwelgen ließ, dann aber ebenso geheimnisvoll wieder ihre Rückkehr in das wirkliche Leben bewerkstelligte, worauf man ihnen weismachte, daß sie im Paradiese gewesen seien, das sich ihnen nach treuer Pflichterfüllung wieder öffnen werde. Die Sehnsucht nach diesem Orte der Seligkeit machte sie gegen das irdische Leben völlig gleichgiltig und ließ sie alle Gefahren und Leiden verlachen, denen sie sich in Ausführung der Befehle ihrer Oberen nunmehr aussetzen mußten. Ihre Zahl wuchs auf 60000. Sie kämpften zuerst gegen ihre eigenen Glaubensgenossen und suchten Annäherung an die Christen, wurden aber, von diesen zurückgewiesen, gefährliche Feinde derselben. In Syrien erhielten sie sich bis 1270, ihr Name besteht in einer mohammedanischen Sekte noch heute fort.

Als Gegengewicht gegen die feindseligen Bestrebungen der Mohammedaner machten sich die von den Kreuzfahrern in Palästina gestifteten geistlichen Ritterorden sehr nützlich. Der Johanniterorden war in seinen grundlegenden Anfängen bereits lange vor den Kreuzzügen vorbereitet worden. Der Besuch des heiligen Grabes durch fromme Pilger aus dem Abendlande hatte sich eben schon lange, ehe der Krieg des Kreuzes gegen den Halbmond eröffnet worden war, zu ziemlich hohem Maße entwickelt und es hatten, um solchen Pilgern eine Zufluchtsstätte zu

schaffen, italienische Kaufleute in der Nähe der Kirche des Grabes Christi eine Kapelle mit Kloster und Hospital erbaut. Die Klosterbrüder wählten Johannes den Täufer zu ihrem Patron und nannten sich deshalb die Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem. Gottfried von Bouillon bedachte ihre Stiftung, die sich während des ersten Kreuzzuges als sehr nützlich erwiesen hatte, mit bedeutendem Grundbesitz, und viele Fürsten und Ritter ehrten dieselbe durch Gaben und Vermächtnisse. Die Pfleger des Hospitals nahmen Wesen und Einrichtung einer Ordensgesellschaft an, die von den Päpsten unter Verleihung besonderer Vorrechte bestätigt wurde. Der Orden teilte sich in drei Klassen, von denen die vornehmste, die der Ritter, den Schutz der Pilger und die Verteidigung der Christen, ihres Landes und ihrer Heiligtümer gegen die Mohammedaner übernahm, gleichzeitig aber auch die Leitung der Krankenpflege besorgte. Die zweite Klasse, die der Geistlichen, waltete des Gottesdienstes, und die dritte, die dienenden Brüder, übte die Krankenpflege praktisch aus und leistete auch sonst den Ordensgliedern hilfreiche Hand bei allen ihren Verrichtungen. Der Johanniterorden behielt seinen Sitz in Jerusalem bis 1310, gründete sich aber dann eine neue Heimstätte auf Rhodus, von wo aus er eine große Zahl von Inseln der südlichen Sporadengruppe in seinen Besitz brachte und hier im Vereine mit den übrigen im griechischen Meere und an dessen Küsten entstandenen christlichen Reichen durch mehr als zwei Jahrhunderte eine Schutzmauer gegen das weitere Vordringen des Islams bildete. Der Orden nannte sich nun „Rhodiser-Orden“, und das Staatswesen, das er in seinem Inselreiche begründete, wird als mustergiltig bezeichnet. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden aber die Angriffe der Mohammedaner immer zahlreicher und wuchtiger, und am 24. Dezember 1522 fiel Rhodus, das noch 1480 einem Angriffe Mohammeds II. mit 100 000 Moslemin tapfer und erfolgreich widerstanden hatte, durch Verrat seines Ordens-



Die Belagerung von Rhodus (1480).

Aus einem im Jahre 1496 zu Ulm erschienenen Wiegendrucke („Incunabel“, vom lateinischen incunabula, Wiege, worunter hier die ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst aus dem letzten Viertel des 15. und dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts zu verstehen sind). Das von Wilhelm Caoursin, Vicekanzler der Rhodiser Ritter, verfaßte Werk enthält die Beschreibung der Belagerung von Rhodus durch die Türken. Die vorstehende Abbildung stellt einen Angriff der Türken auf die Stadtmauer dar, der von den Rittern und den Bürgern von Rhodus mannhaft abgeschlagen wurde.

kanzlers **Andreas von Moral** in die Hände der Türken. Die Johanniter erhielten 1530 vom Kaiser Karl V. die Insel **Malta** zu Lehen, nahmen jetzt den Namen des **Malteserordens** an und führten als solcher den Kampf gegen den Halbmond noch solange fort, als dieser überhaupt dem Abendlande gegenüber die Rolle des Angreifers spielte.

Ein anderer Orden, derjenige der **Tempelherren**, wurde 1119 von neun französischen Rittern begründet und hatte einen mehr kriegerischen Charakter. Seinen Namen verdankte er dem Umstande, daß er anfangs seinen Sitz im Palaste des Königs von Jerusalem hatte, der unmittelbar neben dem salomonischen Tempel gelegen war. Diesem Orden traten viele Vornehme aus verschiedenen Ländern bei, und er wurde wegen seiner hervorragenden Leistungen im Kampfe gegen den Halbmond mit so bedeutenden Reichtümern und Vorrechten ausgestattet, daß er schon nach dem ersten Jahrhundert seines Bestehens 20000 Ritter zählte und eine bedeutende Anzahl von Komtureien und Prioreien mit großem Grundbesitz in Europa und Asien besaß. Diese außerordentliche Entfaltung von Macht und Reichtum hatte jedoch den Untergang des Ordens zur Folge. Habgier, Sittenverderbnis und ein schwindelhaftes Gebaren mit Geheimniskrämerei und entsprechendem Blendwerk untergruben das Ansehen der Templer und erweckten ihnen innerhalb der Kirche und außerhalb derselben zahlreiche Widersacher. Nachdem das gelobte Land der Christenheit verloren gegangen war, nahmen die meisten Tempelritter ihren Aufenthalt in Frankreich, wo sie den ansehnlichsten Teil ihrer Besitztümer hatten. Der Großmeister des Ordens nahm eine völlig unabhängige Machtstellung ein, die selbst für die Königsmacht gefährlich werden konnte. Mehr noch als diese Gefahr war es aber die Habgier des Königs **Philipps des Schönen** von Frankreich, die diesen veranlaßte, den Untergang des Ordens herbeizuführen. Philipp ergriff im Einvernehmen mit dem Papste **Clemens** V. die Gelegenheit, die sich durch mehrfach gegen den Orden vorliegende Klagen ergab, um diesen zu verderben. Man benutzte die Geheimniskrämerei des Ordens, um ihn der Ketzerei zu beschuldigen. Im Jahre 1306 wurde der Großmeister der Templer, **Jacob von Molay**, mit 60 Rittern unter dem Vorwande der Beratung über eine neue Kreuzfahrt nach Paris gelockt, dort verhaftet und dem Ketzergericht überliefert, das sie nach sechsjähriger Untersuchung als schuldig erklärte und zum Feuertode verurteilte. Der Orden sollte durch eine 1311 nach **Vienne** einberufene Kirchenversammlung aufgehoben werden, da aber der Spruch des Konzils zu seinen Gunsten ausfiel, sprach Clemens V. die Aufhebung aus eigener Machtvollkommenheit aus. Der Großmeister Molay wurde (1314) als letzter von den Angeklagten dem Flammentode überliefert und Philipp riß die Reichtümer des Ordens an sich. Das Pariser Ordenshaus, der „Temple", war 1792 das Gefängnis des französischen Königs **Ludwig** XVI.

Neben den Johannitern und Templern, die meist aus welscher Ritterschaft bestanden, bildete sich noch ein dritter Ritterorden, der „**Deutsche Orden**". Schon 1128 hatten die Deutschen, die in Not und Bedrängnis von Johannitern und Templern wenig beachtet wurden, eine Hospitalbrüderschaft gestiftet, die nach den Regeln des heiligen Augustinus lebte und den Johannitern unterstellt war. Bei der Eroberung Jerusalems durch **Saladin** war im Jahre 1187 das Hospital eingegangen. Als aber bei der Belagerung von Akka im Christenheere Seuchen ausbrachen, errichteten barmherzige Kaufleute aus Bremen und Lübeck eine „Lufthütte" aus Segeltuch und stellten dies provisorische Hospital unter den Schutz der Jungfrau Maria. Von dem Kaplan und dem Kämmerer Friedrichs von Schwaben, **Burkhard** und **Konrad**, ward die Stiftung nach der Eroberung von Akka auf erworbenen Stadtgrund verlegt; dann warb man durch Vermittelung des Hohenstaufers bei dem Papste um die Rechte einer geistlichen Genossenschaft für die Brüder des Marienhospitals deutscher Nation. Als erster Hospitalsmeister wird **Gerhard** genannt, als erster Hochmeister **Hermann Walpoto von Bassenheim**. Im März des Jahres 1196 bestätigte Papst Cölestin III. die Unabhängigkeit des Ordens von den Johannitern; als Ordensgewand erhielten sie im Jahre 1198 den weißen Mantel der Templer, aber geschmückt mit einem schwarzen Kreuze auf der linken Brust. Die Brüder gelobten Keusch-

heit, Verzicht auf eigenen Willen und eigenen Besitz, sowie Unterwerfung unter eine ursprünglich sehr strenge Ordensregel. Der Orden zerfiel in geistliche und Laienbrüder; die letzteren waren keineswegs sämtlich Ritter, diese bildeten vielmehr eine Art Aristokratie unter denselben. Nur die Ritter trugen das weiße Ordensgewand, alle übrigen ein graues; von eigentlichem Ritterschmuck durften letztere nur den Rittergurt tragen. Erst Papst Honorius III. bestimmte im Jahre 1216, daß der Meister des Ordens ein Mann von rittermäßigem Herkommen und ehrlicher Geburt sein müsse.



Deutschherr in Ordenstracht.

Figur auf dem Grabstein des Landgrafen Konrad von Thüringen, Hochmeisters des deutschen Ordens, † 1243, in der Elisabethkirche zu Marburg.
(Aus Prutz „Staatengesch. des Abendlandes im Mittelalter".)

Einer der hervorragendsten Hochmeister des deutschen Ordens war Hermann von Salza (1211), der sich als ein treuer Anhänger Kaiser Friedrichs II. bewährte, zugleich aber auch klug und maßvoll das nötige Einvernehmen mit dem Papsttum zu erhalten wußte und dadurch sowohl sich selbst als auch den Orden zu hohem Ansehen und Einfluß brachte. Im Jahre 1291 wurde der Sitz des Ordens nach Venedig verlegt, von wo auf Veranlassung seitens des Bischofs von Preußen und des Herzogs Konrad von Masovien ein Teil der Ordensritter unter Führung des für diesen Zweck ernannten Landmeisters Hermann Balk nach der Weichselgegend geschickt wurde, um dieses für das Christentum gewonnene Gebiet gegen die Angriffe der borussischen Heiden zu schützen. Friedrich II. belehnte 1226 den Orden mit Preußen, das aber erst zu erobern war, und dem südlich davon am rechten Weichselufer gelegenen Kulmerlande; in demselben Jahre entstand dort die erste Ordensburg, Vogelsang, welcher bald andere (Thorn, Kulm, Elbing, Königsberg und die stolze Marienburg, seit 1309 der Sitz des Hochmeisters) folgten. Durch Vereinigung mit dem vom Bischof von Riga in Livland gegründeten Schwertbrüder-Orden erweiterte sich das Ordensgebiet über Kurland, Livland und Esthland. Im Jahre 1283 hatte der deutsche Orden ganz Preußen unterworfen. Eine lange Reihe von Hochmeistern wirkte seit der Verlegung des Ordenssitzes von Venedig nach Preußen (1309) in diesem Lande für die Verbreitung der Kultur und Gesittung. Unter dem Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382) erreichte der deutsche Orden seine höchste Blüte. Aber mit der wachsenden Macht nahm auch der Hochmut zu, und die Ordensritter mißbrauchten vielfach ihre Gewalt zur Bedrückung ihrer Unterthanen und namentlich zu übermütigen Einfällen in das heidnische Litauen, wohin sogenannte Kreuzzüge als Ritterschauspiele zu Ehren eben anwesender hoher Besuche und zur Befriedigung des Kreuzfahrerbedürfnisses derselben unternommen wurden. Als dann im Jahre 1386 der

Großfürst Jagello von Litauen Christ wurde und durch seine Vermählung mit Hedwig von Polen die beiden Reiche mit einander vereinigte, kam die Zeit der Wiedervergeltung. Es entbrannte ein langwieriger Krieg zwischen den Jagellonen und dem Orden, der dem letzteren den Niedergang brachte: die Städte des Landes trugen den siegreichen Polen ihre Unterwerfung selbst entgegen, da sie die Ritterherrschaft gründlich satt bekommen hatten. Im Frieden von Thorn (1411) kam der Orden mit einer starken Kriegssteuer durch; doch machte die Entartung des Ordens jetzt nur noch raschere Fortschritte und es bildete sich (1470) gegen denselben ein preußischer Bund, der sich unter den Schutz Polens begab. Der zweite Friede von Thorn (1466) machte dem hieraus entstandenen dreizehnjährigen Bürgerkriege ein Ende, Westpreußen wurde an Polen abgetreten und Ostpreußen in ein polnisches Lehen verwandelt.

Die weiteren Kreuzzüge.

Sobald die Nachricht von dem siegreichen Ausgange des ersten Kreuzzuges nach Europa gedrungen war, setzten sich unter dem Herzog Welf von Bayern und mehreren italienischen und französischen Großen mehrere neue Kreuzesheere in Bewegung, die aber infolge der Unfähigkeit ihrer Führer ein klägliches Ende fanden, ehe sie noch ihr Ziel erreicht hatten (1101).

Im Verlaufe des ersten Kreuzzuges hatte Balduin, der Bruder des Herzogs Gottfried und nachmalige König von Jerusalem, sich mit seinem Heerhaufen vom Hauptheere getrennt und sich in Edessa eine eigene Herrschaft gegründet. Diese war von dem Emir von Mossul, Emadeddin Zenki, und dessen Sohn Nureddin wiederholt angegriffen und eingenommen, durch letzteren die Stadt Edessa völlig zerstört worden (1146). Papst Eugen III. (1145—1153) sandte infolgedessen den Cistercienser-Abt Bernhard von Clairvaux als Herold des Kreuzeskampfes aus, und dieser fand in Deutschland und Frankreich willig Gehör. Jedes der beiden Länder, ersteres unter König Konrads III., letzteres unter Ludwigs VII. Führung, entsandte im Sommer 1147 ein etwa 70000 Köpfe zählendes Ritterheer nach dem heiligen Lande; doch scheiterte dieser zweite Kreuzzug teils an den Schwierigkeiten der Verpflegung im fremden Lande, teils an den Mißhelligkeiten, die zwischen den Franzosen und Normannen einerseits und dem byzantinischen Kaiser andererseits entstanden.

Im Jahre 1187 wurde Jerusalem seinem christlichen Könige Guido von Lusignan durch den Sultan Saladin*) entrissen, einen vortrefflichen Herrscher von kurdischem Stamme, der 1171 in Aegypten dem Chalifat der Fatimiden (vergl. S. 386) ein Ende gemacht und 1174 auch Damaskus und Syrien sich unterworfen hatte. In der Schlacht bei Hittin in der Ebene von Tiberias am See Genezareth hatte er am 4. und 5. Juli 1187 das Christenheer besiegt, den König von Jerusalem nebst den Großmeistern des Johanniter- und Templerordens gefangen genommen und nach der Einnahme der festen Küstenplätze Akka, Beirut, Saida u. a. am 3. Oktober 1187 Jerusalem zur Ergebung gezwungen. Zu jener Zeit herrschte in Deutschland Kaiser Friedrich I., genannt der Rotbart (Barbarossa). Die schlimme Botschaft aus Palästina erfüllte das christliche Abendland mit Trauer und Ingrimm und veranlaßte den greisen Kaiser, der schon als Jüngling am zweiten Kreuzzuge teilgenommen hatte, eine neue Heerfahrt nach dem gelobten Lande zu unternehmen. Er zog durch Ungarn und das byzantinische Reich, durch das er sich mit Gewalt den Weg öffnen mußte, überwinterte in Adrianopel und setzte 1190 nach Kleinasien über, wo er Ikonium eroberte und bis nach Cilicien gelangte, dort aber im Saleph-Flusse (Kalykadnos) beim Baden ertrank. Sein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, gelangte mit einem

*) Er war als der Sohn eines kurdischen Befehlshabers, Ejub, im Jahre 1137 geboren und Stammherr des Herrschergeschlechtes der Ejubiden, das sich aber nur bis 1250 erhielt und der Mamlukenherrschaft weichen mußte.

Teil des Heeres (viele der gewappneten Pilger waren nach Barbarossas Tode umgekehrt) bis nach Akka und starb (1191) während der Belagerung dieser Stadt. Um diese Zeit hatten auch der englische König Richard Löwenherz und Philipp II. Augustus, König von Frankreich, im Verein mit Genuesern, Venetianern und Pisanern einen Kreuzzug zur See unternommen und waren, nach langem Aufenthalte in Sicilien, vor Akka angelangt, dessen Belagerung nach dem Tode Friedrichs von Schwaben der wieder zu seiner Freiheit gelangte König Guido von Lusignan fortgesetzt und nun schon seit fast zwei Jahren ohne Erfolg geführt hatte. Akka wurde jetzt (im Juli 1191) rasch zur Uebergabe gezwungen. Doch zog sich König Philipp, der sich mit Richard Löwenherz entzweit hatte, vom Kreuzzuge zurück, und Richard versuchte zweimal vergeblich, Jerusalem zu nehmen. Im Jahr 1192 wurde mit Saladin ein Waffenstillstand abgeschlossen, der den Küstenstrich von Joppe bis Akka in den Besitz der Christen brachte und ihnen besuchsweisen Zutritt zum heiligen Grabe gestattete. Richard Löwenherz eroberte (1191) Cypern und gab es dem Guido von Lusignan zum Lehen; dieser aber überließ seine jetzt zum leeren Titel gewordene Würde eines „Königs von Jerusalem" an Heinrich von Champagne. Auf seiner Rückkehr von diesem dritten Kreuzzuge erlitt Richard Löwenherz an der Nordküste des adriatischen Meeres Schiffbruch und geriet, zu Lande den Rückweg nach seiner Heimat suchend, bei Wien in die Gewalt des Herzogs Leopold von Oesterreich, den er vor Akka schwer beleidigt hatte, und der ihn jetzt aus Rache auf seine feste Burg Dürnstein an der Donau bringen ließ, dort eine Zeit lang gefangen hielt und dann an den Kaiser auslieferte.

Ein vierter Kreuzzug wurde im Jahre 1202 auf Anregung des Papstes Innocenz III. veranstaltet. Derselbe war ursprünglich gegen Aegypten gerichtet, doch gaben ihm die Venetianer die Richtung gegen das byzantinische Kaisertum, das jetzt dem lateinischen Kaisertum (1204—1261) weichen mußte. Das heilige Land wurde von diesem Kreuzzuge, der hauptsächlich von französischen Großen unter Mitwirkung Balduins von Flandern (des ersten lateinischen Kaisers), des Markgrafen Bonifaz von Montferrat (des nachmaligen Königs von Thessalonich) und der Venetianer unternommen wurde, gar nicht berührt; die Venetianer nahmen viele Küstenstriche und Inseln in Besitz und begründeten damit ihre mächtige Seeherrschaft über die „Levante" (das Gebiet des ägäischen und östlichen Mittelmeeres, dessen Name von der italienischen Bezeichnung für „Sonnenaufgang" d. i. „Osten" hergeleitet ist); französische Große begründeten Herzogtümer in Athen, Achaja u. s. w., und in Nicaea und Trapezunt entstanden neue griechische Kaisertümer, so daß dieser ganze Kreuzzug eigentlich nur die Bedeutung und Wirkung eines Eroberungskrieges hatte.

In die Gruppe der unter dem Namen des vierten Kreuzzuges zusammengefaßten Unternehmungen des Abendlandes gegen die Herrschaft des Islams fällt auch ein vom König Stephan von Ungarn unternommener Zug nach dem heiligen Lande, der sich von Akka aus gegen Jerusalem richtete, jedoch ohne jeden Erfolg blieb (1217). Zwar eroberte Andreas, von Cypern unterstützt, das feste Schloß auf dem Berge Tabor und einige andere kleine Bergfestungen, kehrte jedoch schon im nächstfolgenden Jahre nach Ungarn zurück, so daß von einer nachhaltigen Wirkung dieses Feldzuges gar keine Rede sein kann. Um dem ursprünglichen Zwecke des vierten Kreuzzuges wenigstens einigermaßen zu entsprechen, vereinigten sich friesische, flandrische und englische Pilger unter dem Grafen Wilhelm von Holland zum Angriff auf Aegypten und eroberten 1219 Damiette, das jedoch schon 1221 wieder verloren ging.

Die merkwürdigste Episode des vierten Kreuzzuges war aber der sogenannte Kinderkreuzzug, ein Ereignis, das in der Weltgeschichte weder vor- noch nachher seinesgleichen gefunden hat. Im Juni des Jahres 1212 trat, wie B. Kugler in seiner Geschichte der Kreuzzüge erzählt, in einem Dorfe bei Vendôme ein Hirtenknabe Namens Stephan auf, der erklärte, er sei ein Gesandter Gottes und dazu berufen, als Führer voranzuschreiten und den Christen das gelobte Land zu erobern; das Meer würde vor dem Heere des geistigen Israels austrocknen. Er durchzog das ganze Land und erweckte überall stürmische

Begeisterung durch seine Reden wie durch die Wunder, die er vor Tausenden von Augenzeugen vollzogen haben soll. Bald tauchten an vielen Orten Knaben als Kreuzprediger auf, sammelten ganze Scharen Gleichgesinnter um sich und führten dieselben, mit Fahnen und Kreuzen ausgerüstet, unter feierlichen Gesängen dem Wunderknaben Stephan zu. Wer die jungen Schwärmer fragte, wohin sie denn wollten, erhielt wohl die Antwort, daß sie „zu Gott" übers Meer zögen. Ihre Eltern oder verständige Geistliche, welche die Knaben von ihrem Vorhaben zurückhalten wollten, vermochten um so weniger auszurichten, als die Menge des Volkes große Dinge von diesem Kreuzzug erwartete und die Andersdenkenden scharf tadelte, weil sie das Wesen des heiligen Geistes in den Kindern nicht verständen, die durch ihre Sündlosigkeit allein berufen schienen, das durch der Vorfahren Sündenschuld verlorene heilige Grab wieder zu gewinnen. Endlich versuchte der König von Frankreich den Unfug einzudämmen, indem er den jungen Thoren ernstlich befahl, nach Hause zurückzukehren. Eine Anzahl derselben soll dieser Weisung Folge geleistet haben, aber die Meisten achteten nicht darauf, und bald wurden auch Erwachsene in das phantastische Unternehmen mit hineingezogen. Priester, Handwerker und Bauern schlossen sich an, jedoch auch Tagediebe und Verbrecher, die gern die Heimat mieden, zuletzt sogar Frauen und Mädchen. Immer gewaltiger wuchs der Zug: an der Spitze sah man den Hirtenknaben Stephan auf einem mit Teppichen behangenen Wagen, von einer Leibwache umgeben, und hinter ihm an 30000 Pilger und Pilgerinnen.

In Marseille angelangt, wurde das Kinderheer auf sieben Schiffe verladen und ins weite Meer hinausgeführt. Das Schicksal derselben ist teilweise in Dunkel gehüllt; es scheint indes, daß die Schiffsherren, welche die Ueberführung der Kinder übernommen hatten, von vornherein die niederträchtige Absicht hatten, die armen, irregeleiteten Wesen auf den Sklavenmarkt zu bringen. Zwei Schiffe sollen gescheitert, die übrigen fünf aber nach Aegypten geführt und ihre Ladung dort an den Chalifen verkauft worden sein. Tausende von den unglücklichen Kindern sollen in Sklaverei gefallen sein, viele von ihnen durch ihre Standhaftigkeit im christlichen Glauben die Bewunderung der Moslemin erweckt haben. Die Schurken, welche ihnen dies traurige Los bereitet hatten, sollen später der Gerechtigkeit in die Hände gefallen und gehenkt, eine Anzahl der jugendlichen Sklaven auf Verwendung des Kaisers Friedrich II. wieder freigegeben worden sein.

Auch aus Deutschland, vornehmlich den niederrheinischen Gegenden, wanderte, durch das Beispiel der französischen Jugend angesteckt, eine Schar von etwa 20000 Kindern, gefolgt von viel liederlichem Gesindel, über die Alpen, um über Italien nach dem gelobten Lande zu gelangen. In Genua hart abgewiesen, fanden diese Unglücklichen, deren Zahl unterwegs rasch zusammenschmolz, den Weg bis Brindisi, wo jedoch der Bischof ihre Einschiffung verhinderte. Auf dem Heimwege ging der größte Teil der jugendlichen Schwärmer elend zu Grunde.

Den fünften Kreuzzug unternahm auf das Drängen des Papstes Gregor IX. (1227—1241) Kaiser Friedrich II. im Jahre 1228. Der Papst hatte ihn, weil er seit 1215 mit der Erfüllung des damals abgelegten Kreuzesgelöbnisses gewartet hatte, mit dem Bannfluche belegt, und Friedrich beeilte sich daher, seiner Verpflichtung nachzukommen. Er landete zuerst auf Cypern, das er als kaiserliches Lehen in Anspruch nahm und segelte sodann nach Syrien hinüber, wo ihm — trotz des über ihn verhängten Kirchenbannes — ein festlicher Empfang bereitet wurde. Zu jener Zeit herrschte erbitterte Fehde zwischen dem Sultan Alkamil von Aegypten und demjenigen von Damaskus, Almuazzam. Dieser traf nun in Erwartung des Kreuzheeres Friedrichs seine Vorbereitungen zur Abwehr desselben und zerstörte, um ihn von vornherein jedes Stützpunktes zu berauben, eine Reihe von den Christen angelegter fester Plätze; Alkamil gedachte dagegen sich des Kreuzheeres als Bundesgenossen gegen Almuazzam zu bedienen und schickte insgeheim einen Gesandten nach Sicilien zum Kaiser. Welcher Art die Anerbietungen waren, die dieser stellte, ist nicht sicher bekannt geworden; gewiß aber ist, das es Friedrich gelang, mit dem Sultan Alkamil einen Vertrag abzuschließen, der Jerusalem in die

Hände des Kaisers gab, wogegen dieser sich verpflichten mußte, den Sultan gegen alle — auch seine christlichen — Feinde zu schützen. Am 17. März 1228 zog Friedrich in Jerusalem ein, setzte sich dort am folgenden Tage die Krone auf und kehrte, nachem er die nötigsten Maßregeln zum Schutze seiner Herrschaft ergriffen hatte, nach Unteritalien zurück. Da der päpstliche Bannfluch trotz der Erfüllung seines Kreuzesgelöbnisses auf Friedrich haften blieb, so verhängte der Patriarch von Jerusalem das Interdikt*) über Jerusalem. Friedrich ließ sich jedoch dadurch nicht einschüchtern, sondern griff gegen den Papst zu den Waffen und zwang ihn nach kurzem, für ihn erfolgreichem Kampfe, den Bann aufzuheben und den Kaiser als König von Jerusalem anzuerkennen.

Im Jahre 1244 wurde Jerusalem von den Chowaresmiern, einem türkischen Söldnervolke von wildester Art, überfallen und ohne Gegenwehr in Besitz genommen. Ludwig IX. von Frankreich unternahm infolge dieses Ereignisses den sechsten Kreuzzug. Er griff den Halbmond im Jahre 1248 mit 40000 Streitern auf ägyptischem Boden an, eroberte Damiette wieder für das Kreuz, erlitt aber, als er gegen Kairo zog, bei Mansura eine entscheidende Niederlage und geriet samt seinem Heere in Gefangenschaft (1250). Durch Bezahlung einer hohen Summe gewann er seine Freiheit wieder und ließ nun zwei Jahrzehnte vergehen, bevor er sich zu einem zweiten Zuge entschloß, der gegen Tunis gerichtet war und ihm selbst sowie einem großen Teile seines Heeres den Tod brachte (1270). Dieser unglückliche Feldzug, der von Einigen als der siebente Kreuzzug bezeichnet wird, bildete den Abschluß des christlichen Angriffskrieges gegen den Halbmond. In Palästina ging in den nächsten Jahren eine Stadt nach der anderen an die Mohammedaner verloren und die Christen aus dem Abendlande räumten das Land. Die Staatengebilde, die sie im Orient geschaffen hatten, trugen von vornherein den Keim des Todes in sich; mit Schwärmern und Abenteurern läßt sich kein Kulturstaat aufbauen. In Palästina herrschten während des Regimentes der Kreuzfahrer fast überall und ohne Unterbrechung anarchische Zustände, die durch das Zuströmen von Abenteurern und Landstreichern stets neue Nahrung fanden; in Europa aber bewirkten die Kreuzesprediger eine erschreckende Zunahme fanatischer (glaubenswütiger) Leidenschaft und krassen Aberglaubens. Nachdem das streitbare Christentum gegen den Halbmond nichts hatte ausrichten können, wandte sich seine Kampfgier gegen die „Ungläubigen" im Lande selbst und es traten jene Ketzerverfolgungen und Glaubenskriege ein, die den folgenden Jahrhunderten ihren blutigen Stempel aufdrückten.

---

*) Interdikt, lateinisch s. v. w. Verbot. Diese Kirchenstrafe bestand darin, daß an dem Orte, der davon betroffen wurde, keinerlei kirchliche Handlungen außer der Taufe und der letzten Oelung vorgenommen, kein Gottesdienst gehalten, keine Leiche in geweihter Erde bestattet werden durfte. Das Interdikt kam erst im 12. Jahrhundert zu häufigerer Anwendung, verlor aber gerade dadurch zum großen Teile seine Wirkung, weil sich das Gefühl der Gläubigen dafür abstumpfte und das Rechtsgefühl der Massen sich gegen eine Maßregel auflehnte, die mit den Schuldigen zugleich die Unschuldigen traf.

Staatenbildung im Mittelalter.



Die ältesten Staatswesen, die wir kennen gelernt haben, sind in vorgeschichtlicher Zeit entstanden, aus deren Dunkel sie als vollständig fertige Gebilde in die geschichtliche Zeit hereinragen. Ueber die Art ihrer Entstehung haben wir keinerlei Kunde, was wir aber darüber vermuten können, weist darauf hin, daß ihre Kulturentwicklung unter einem monarchischen Regiment im Zusammenhange mit einer einflußreichen Priesterschaft ihre höheren Stufen erreicht hat, und daß es umfangreichere Staatsgebilde gewesen sind, innerhalb derer diese höhere Ausgestaltung der Kultur vor sich gegangen ist. Da die größeren Staaten, deren Entwicklung wir bis zu ihren Anfängen geschichtlich verfolgen können, durchweg nicht aus freiwilligem Zusammenschlusse, sondern durch die Hand des Eroberers zusammengefügt worden sind, so müssen wir annehmen, daß dies auch bezüglich jener Staaten der Fall war, deren Ursprung sich in die geschichtliche Vergangenheit verliert. Die Staatenbünde, die sich im Altertum gebildet haben, waren ohne Ausnahme von verhältnismäßig kurzem Bestande und fielen wieder auseinander, sobald der Zweck ihrer Begründung hinfällig, beziehungsweise durch stärkere Gewalt vereitelt worden war; nur was das Schwert des Eroberers und die eiserne Faust des Gewalthabers vereinigt hatte, erhielt sich, solange der Begründer dieser Staatsgebilde oder dessen Nachfolger in der Gewalt Kraft und Geschick besaßen, um ihrer Schöpfung Bestand zu geben. In allen größeren Staatswesen des Altertums finden wir den Grundsatz der Erblichkeit der höchsten Gewalt zur Geltung gebracht; die erbliche Monarchie muß darum als die älteste und dauerhafteste Staatsform bezeichnet werden. Sie ist sozusagen der Grundpfeiler des Staatsgedankens des Altertums. Abgesehen von der republikanischen Kleinstaaterei der Griechen, die in ihrer Veränderlichkeit und in ihrer Hilflosigkeit gegenüber stärkeren äußeren Einwirkungen den zersetzenden Keim des Zerfalles von vornherein in sich trug, hat auch die Geschichte Roms den Beweis geliefert, daß das Altertum für den republikanischen Staatsgedanken nicht reif war. Nur im engeren, volksverwandten Kreise konnte Rom seine republikanische Staatsform entwickeln und behaupten; sobald die Macht des Eroberers über diesen engeren Gesichts- und Wirkungskreis herausgetreten war, erhob sie sich ganz von selbst zur königlichen Gewalt. Auf die Naturnotwendigkeit dieser Erscheinung haben wir bereits an anderem Orte hingewiesen (vergl. S. 229). Die Macht des Schwertes kann stets nur von unmittelbarer

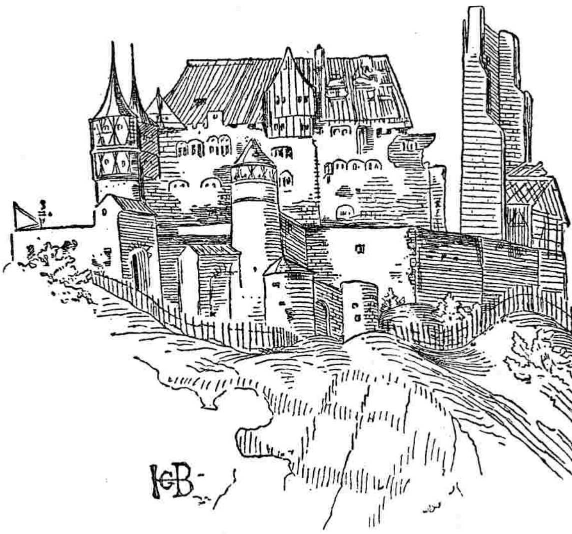
Wirkung sein, wogegen die Macht des Zepters dadurch auch mittelbar wirkt, daß sich in ihm der Gedanke der staatlichen Ordnung gewissermaßen versinnbildlicht und in der Person des von Staatswegen mit der höchsten Macht bekleideten Herrschers die Begriffe von Gesetz und Recht sich verkörpern. Während der Eroberer nur durch seine persönlichen Fähigkeiten wirken kann und seine Macht in Nichts zerfällt, sobald ihn diese Fähigkeiten und der daran geknüpfte Erfolg im Stiche lassen, wirkt die Macht des Herrschers durch das Ansehen, das mit der auf seine Person übertragenen Königswürde verbunden ist, und wo dieses Ansehen durch Ueberlieferung, Volksgeschichte, Erziehung, kirchlichen oder anderen Einfluß genügend befestigt ist, wird dasselbe auch dann noch eine kürzere oder längere Zeit fortbestehen, wenn die persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten des Trägers der Krone nicht geeignet sind, zu seiner Erhaltung und Hebung beizutragen. In den Staaten des Altertums waren Ansehen und Macht der Könige zum größten Teile durch die Gewalt des Schwertes begründet, und die Kraft des herrschenden Rechtes und Gesetzes wirkte auf die Volksmassen nicht wohlthätig und ersprießlich, sondern bedrückend und aussaugend. Darum konnten diese Staaten auch nicht von dauerhaftem Bestande sein, sondern gingen mit dem Verfall und der Entartung ihrer Herrschergeschlechter zu Grunde. An ihrer Entstehung war die Volkskraft nur im rohesten Sinne des Wortes beteiligt; zu ihrem Gedeihen hat sie nur mittelbar und auf ihre eigenen Kosten beigetragen. In demselben Verhältnis, in welchem die Macht des Staates anwuchs, wuchsen auch die dem Volke zu Gunsten einer verhältnismäßig verschwindend kleinen herrschenden Partei aufgebürdeten Lasten an, so daß die Volkskraft verkümmern mußte, während das Staatswesen als solches sich zu Macht und Glanz erhob. Die Eigenart der Kultur des Altertums mußte notwendig Staat und Volk zu Grunde richten.

Zu Beginn des Mittelalters haben wir nun Staatenbildungen entstehen sehen, die wesentlich von denjenigen des Altertums verschieden waren. Auch hier war es das Schwert des Eroberers, dem diese neuen Reiche ihre Entstehung verdankten; aber es waren nicht Eroberungen nach dem Muster derjenigen der Pharaonen, der Perserkönige, des großen Alexander; sie entstammten nicht der Kühnheit, dem Thatendrange und der Kraft eines Einzelnen, sondern es war die elementare Gewalt ganzer Völkerschaften, die sich, gedrängt und geschoben von anderen, über die alte Kulturwelt ergossen, um sich darin neue Heimstätten zu begründen. Auch diese Staatengebilde entbehrten der Dauerhaftigkeit, soweit sie, heimische Gewohnheiten auf fremden Boden verpflanzend, Widersprüche schufen, deren Ausgleich nur durch Neubildungen aus den vorhandenen ungleichartigen Elementen möglich war; diese Staaten gingen als solche zu Grunde, aber die durch die Verschmelzung der Völker entstandenen neuen Nationen bildeten neue Staatswesen, in welchen neben wenigem Vererbten viel Angepaßtes zur Geltung kam. Hierher gehören die auf Grund neuer Nationalbildungen entstandenen Staaten in Frankreich, Italien und England. Das große Frankenreich, das sich noch ganz nach dem Muster der Erobererreiche des Altertums gebildet hatte, löste sich, wie wir gesehen haben, sehr bald in seine nationalen Bestandteile auf und lieferte u. a. den Kern für die Bildung eines deutschen Staatswesens, das freilich erst in späteren Jahrhunderten zu fester und einheitlicher Ausgestaltung gelangt ist. Im schroffen Gegensatze zum römischen Kaiserreiche des Altertums, das nicht nur alle möglichen Nationalitäten, sondern auch alle möglichen Kulte in seinen Verband aufnahm, dagegen nur ein einziges Bürgerrecht, das römische, anerkannte, war das römische Kaisertum des Mittelalters auf der Grundlage einer einheitlichen Staatskirche errichtet, zerbröckelte aber in Bezug auf das Staatsbürgertum in zahllose Partikel und war daher, als Staatswesen betrachtet, ein leerer Begriff. Völlig neue Staatsgebilde entwickelten sich endlich im Norden und Osten unseres Erdteils, erstere aus der eigenen urwüchsigen Kraft der einheimischen Bevölkerung heraus, die sogar Ableger nach fernen Landen entsandte, dort aber freilich nur vorübergehend zu selbständiger Herrschaft gelangte, letztere teils durch den Einbruch fremder Völker, teils durch den Zusammenschluß der Hauptmasse der slawischen Stämme. Das letzte Ueberbleibsel des Staatenwesens des Altertums, das oströmische Reich,

fiel einenteils in slawischen, anderenteils in türkischen Besitz. Am Südrande des Mittelmeeres sowie in Klein- und Vorderasien behauptete sich der Islam, der aber von da aus noch weit nach Süden und Osten vordrang. Wir werden im Nachfolgenden die Staatenbildungen in den einzelnen Ländern der näheren Betrachtung unterziehen, zunächst aber unsere Aufmerksamkeit dem eigenen Lande zuwenden, dessen Geschichte im Verlaufe des Mittelalters mit den treibenden Hauptfaktoren desselben, Papsttum und römisches Kaisertum, stets in innigster Beziehung geblieben ist.

Deutschland unter den Hohenstaufen.

Unter Lothar von Sachsen hatte der deutsche Einfluß eine beträchtliche Ausdehnung nach Norden und Nordosten erfahren. Der dänische König Magnus erkannte die Oberhoheit des Kaisers an, Böhmen leistete ihm Lehensfolge und die Wenden wurden von den Reichsgrenzen zurückgedrängt, auch immer mehr und mehr für das Christentum gewonnen. Albrecht der Bär aus dem Hause Ballenstädt (auch nach der Grafschaft Askanien oder Ascharien*) das askanische Haus genannt), erhielt die Nordmark (oder Altmark), drang über die Elbe vor und erwarb durch Vertrag Brandenburg von dem christlichen Wendenfürsten Przibislaw. In der Markgrafschaft Meißen wirkte Konrad von Wettin, der der Vorfahr des heutigen sächsischen Königshauses war und den erblichen Besitz der meißenschen Markgrafschaft für sein Haus begründete. In Holstein befestigte der Graf Adolf von Schauenburg (Schaumburg), der vom Kaiser Lothar mit dieser Grafschaft belehnt worden war, die deutsche Herrschaft. Wenn so auf der einen Seite unter Lothar II. vieles zur Festigung des Reiches geschehen war, so waren doch die nahen



Die Burg Weibertreu.

Beziehungen, die dieser Kaiser mit dem Welfenhause einging, verhängnisvoll für Deutschland, denn sie legten den Grund zu jenem langwierigen Kampfe, dessen wir bereits gedacht haben (vergl. S. 380). Um gegen die Brüder Friedrich und Konrad von Staufen im Kampfe um die mit dem salischen Hausgute vereinigten Krongüter, deren Herausgabe die Staufer verweigerten, eine starke Stütze zu gewinnen, vermählte er seine Tochter Gertrud mit dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern und gab diesem das Herzogtum Sachsen. Als mächtigster Fürst des Reiches und Schwiegersohn des Kaisers rechnete Heinrich sicher auf dessen Nachfolge im Reiche; nach Lothars Tode machte aber die staufische Partei seine ehrgeizigen Hoffnungen zu nichte und wählte Konrad zum Könige. Dieser nahm dem Welfen, der als Verbündeter Lothars und als Anwärter auf die Krone sein natürlicher

*) Die Burg Askanien oder Ascharien lag im Gebiete der Bischöfe von Halberstadt, die sie 1444 an die Stadt Aschersleben verkauften, worauf diese sie gänzlich niederbrechen ließ. Sie soll im 6. Jahrhundert zur Zeit der Sachsen begründet worden sein, wurde 1140 zerstört und gegen Ende des 12. Jahrhunderts wieder neu aufgebaut.

Feind war, unter der Begründung, daß der Besitz zweier Herzogtümer gegen das Reichsrecht sei, das Herzogtum Sachsen sofort wieder ab, und verlieh es an Albrecht den Bären. Als sich Heinrich dagegen auflehnte, wurde ihm auch Bayern genommen und an den Markgrafen Leopold IV. von Oesterreich verliehen. Es entspann sich hierauf ein harter und wechselvoller Kampf (1139), während dessen Heinrich der Stolze starb. Sein Bruder Welf VI. forderte nun Bayern für sich, wogegen für die Ansprüche des zehnjährigen Sohnes Heinrichs des Stolzen auf Sachsen dessen Mutter und Großmutter, Gertrud und die Kaiserin-Witwe Richenza eintraten. Der Kampf zwischen den beiden Häusern wurde fortgesetzt. Die Sachsen standen für die Sache des jungen Heinrichs (später Heinrich der Löwe genannt) ein, und Albrecht der Bär vermochte dort nicht festen Fuß zu fassen. In Süddeutschland kämpfte Welf VI. gegen Leopold von Oesterreich, seinen Gegenherzog in Bayern, und gegen die beiden Hohenstaufen. Bei dem welfischen Stammgute Weinsberg kam es zur entscheidenden Schlacht (1140), die für die Welfen ungünstig ausfiel. Die Burg mußte an Konrad übergeben werden, die Besatzung soll aber der Sage nach durch die List der Weinsberger Weiber gerettet worden sein. Diese hatten sich nämlich die Erlaubnis erwirkt, ihre tragbare Habe beim Abzuge mit sich nehmen zu dürfen, und da nahmen sie denn ihre Männer auf den Rücken und trugen sie fort. Von da an führt die Burg den Namen Weibertreu. Es kam nun zum Friedensschlusse (1142) und Heinrich der Löwe erhielt Sachsen, Bayern aber fiel an Heinrich Jasomirgott, den Bruder des kurz vorher verstorbenen Leopold von Oesterreich, der Heinrichs des Stolzen Witwe zur Gemahlin nahm. Albrecht der Bär wurde für Sachsen mit der Mark Brandenburg entschädigt, nur Welf VI. ging leer aus, und dadurch wurde der ganze Friede wieder zu Wasser. Bald lagen wieder Staufer, Welfen, Babenberger*) und Zähringer im Kampfe mit einander, und so gestaltete sich Konrads III. Regierung (1138—1152) zu einer recht unruhigen, brachte indes immerhin dem Reiche insofern Nutzen, als sich die Beziehungen zu den östlichen Nachbarreichen Böhmen, Polen und Ungarn freundlicher gestalteten. Um sich mit der Kirche auf guten Fuß zu stellen, unternahm Konrad III. einen (allerdings fruchtlosen) Kreuzzug nach dem heiligen Lande (vergl. S. 393), während die sächsischen Fürsten gleichzeitig (1147) einen besonderen Kreuzzug gegen die Wenden veranstalteten, bei denen das Schwert erfolgreich für die Verbreitung des Kreuzes wirkte. Der Pommernfürst Ratibor und Niklots, des Obotritenfürsten, Söhne nahmen das Christentum an, und Pommern und Mecklenburg,



Das Königssiegel Konrads III.



Friedrich Barbarossa und Bischof Albert von Freising.

Nach einem gleichzeitigen Steinbilde am Portal des Freisinger Domes, aus O. Jägers „Weltgeschichte".

*) Vergleiche die Stammtafel der Babenberger.

die nun deutsche Reichsländer wurden, erhielten seither Zuzug von deutschen Ansiedlern. Konrads Sohn **Heinrich** war schon, ehe sein Vater nach dem gelobten Lande gezogen war, zum Könige gewählt worden, starb aber bereits 1150; **Konrad** folgte ihm 1152 im Tode, nachdem er — selbstlos genug — statt seines noch ganz jungen zweiten Sohnes seinen Neffen **Friedrich von Schwaben** als seinen Nachfolger empfohlen hatte. Dieser wurde denn auch in Frankfurt von den Fürsten einstimmig als **Friedrich I.** (1152—1190) zum deutschen Könige gewählt.



Innocenz II.
bestätigt 1130 das Statut des Ordens der Hospital-Ritter.
Aus dem Werke des W. Caoursin über die Stiftung des Johanniterordens.
(Ulmer Wiegendruck von 1496.)

Jeder Deutsche kennt diesen Fürsten unter dem Namen des Kaisers **Rotbart (Barbarossa)** als eine der hervorragendsten Heldengestalten des Mittelalters. Mag dieselbe durch die Volkssage auch verklärt worden sein, so war sie immerhin edel und achtunggebietend genug, um sich dauernd im Andenken der Nation zu erhalten. Friedrich I. trat mit Macht und Erfolg für die Aufrechterhaltung und Erhöhung des königlichen Ansehens und des Landfriedens ein, stellte auch die Lehensabhängigkeit Böhmens und Polens, sowie die Reichsmacht über Burgund wieder her, versuchte aber vergebens, in Italien die dort entstandenen städtischen Republiken zu brechen und seinem Zepter zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke verbündete er sich mit dem Papste, der ihn aber sehr bald im Stiche ließ und sogar feindlich gegen ihn auftrat.

In Rom war auf **Calixt II.**, den Stifter des Wormser Concordates (vergl. S. 380), Honorius II. (1124—1130) gefolgt, der fortwährend in Kämpfe mit den Fürsten Unteritaliens verwickelt war und in Deutschland zur Partei der Welfen hielt. Nach ihm kam **Innocenz II.** (1130—1143) auf den päpstlichen Stuhl; diesem wurde als Gegenpapst **Anaklet II.** entgegengestellt, ein Sprößling des aus dem Dunkel des „Ghetto“ (des Judenviertels von Rom) hervorgegangenen mächtigen Hauses **Pierleoni***). Kaiser Lothar

*) Die Judengemeinde Roms war schon seit der Zeit des Pompeius im Stadtteil **Trastevere** („jenseits des Tiber“) und um die Inselbrücken ansässig und hatte sich dort während aller Stürme, die über die ewige Stadt hinwegbrausten, erhalten. Die besten Aerzte und reichsten Geldwechsler Roms waren Juden, und nicht selten bedurften die Päpste der Hilfe der Ghettobewohner aus Geldnöten. Einer von diesen jüdischen Geldleuten war der Stammherr der **Pierleoni**; nachdem er sich an den mit dem päpstlichen Hofhalt abgeschlossenen Geschäften bereichert hatte, war er zum Christentum übergetreten. Sein Sohn Leo verschwägerte sich bereits mit römischen Adelsgeschlechtern und wurde ein begeisterter Anhänger Gregors VII., und sein Enkel **Petrus Leonis** — in abgekürzter Form **Pierleone** — eine der wichtigsten Personen des päpstlichen Roms. Nachdem es dem Papst **Paschalis II.** nicht gelungen war, dem Sohne dieses Pierleone, seines Günstlings, zu der vielum-

war nach Rom berufen worden, um den Streit zwischen den beiden Päpsten zur Entscheidung zu bringen; er entschied sich für Innocenz, der ihm dann auch die Kaiserkrone aufsetzte, und Anaklet starb 1138, ohne daß ihm der mit dem Normannen Roger (Rüdiger) von Sicilien, den er nebenbei zum Patricius der Römer ernannt hatte, geschlossene Bund etwas geholfen hätte. Sein Bruder Jordan Pierleone wurde aber noch bei Lebzeiten Innocenz' II. zum Patricius von Rom eingesetzt, und seine Nachfolger hatten mit der republikanischen Bewegung*), die mit dieser Einsetzung zusammenhing, schwer zu kämpfen. Erst Hadrian IV. (1154—1159) gelang es, durch Verhängung des Interdiktes (vergl. S. 396) über die Stadt Rom der Bewegung Meister zu werden.

Hadrian IV., ein Angelsachse von Herkunft, hatte unter Berufung auf einen 1153 zu Konstanz abgeschlossenen Vertrag den Kaiser Friedrich nach Rom berufen, um durch ihn die Niederwerfung der Volksbewegung zu erlangen. Diese fand namentlich Nahrung durch das freimütige Auftreten Arnolds von Brescia gegen die entartete Kirche, deren Verderbnis er in ihrer weltlichen Macht und ihren Reichtümern suchte, weshalb er völlige Trennung des Kirchlichen vom Weltlichen verlangte. Seine hinreißende Beredsamkeit hatte das Volk von Rom dazu veranlaßt, dem Papste die weltliche Herrschaft zu entziehen; unter dem Schutze seines gewaltigen Anhanges predigte Arnold ununterbrochen in den Kirchen und auf den Straßen Roms. Nachdem aber Hadrian das Interdikt über Rom verhängt hatte, fiel das Volk gar bald von seinem Apostel ab. Zwar brachten ihn einige seiner vornehmen Anhänger in Sicherheit, aber der Papst wollte um jeden Preis den gefährlichen Mann vernichten, und zu diesem Zwecke rief er den Kaiser herbei. In dem bereits erwähnten Konstanzer Vertrage hatte Friedrich sich verpflichtet, dem heiligen Stuhle ein weltliches Gebiet zu erhalten und die Botmäßigkeit Roms im vollen Umfange wiederherzustellen, wogegen ihm der Papst die Kaiserkrönung und den Schutz seines Thrones zusicherte. Nun war der Zeitpunkt gekommen, wo dieser Vertrag erfüllt werden sollte. Friedrich machte sich 1154 auf den Weg nach der ewigen Stadt. In der Lombardei legte er einige widerspenstige Städte in Asche. Hadrian schickte ihm eine Gesandtschaft entgegen, die von dem deutschen Könige die Festnahme und Auslieferung Arnolds von Brescia als Probe seiner guten Gesinnungen gegen den Papst verlangte; von der Erfüllung dieser Vorbedingung wurde Friedrichs Krönung zum römischen Kaiser abhängig gemacht. Barbarossa zögerte nicht, den Wunsch des Papstes zu erfüllen; er ließ die Burg, unter deren Schutz Arnold sich befand, umzingeln und erzwang die Auslieferung des Vorkämpfers für die Säuberung der Kirche vom weltlichen Unflat. Bald darauf endete Arnold auf dem Scheiterhaufen; Hadrian ließ sich aber den Konstanzer Vertrag neuerdings feierlich beschwören und entschloß sich darnach erst, Friedrich in seinem Heerlager aufzusuchen. Er kam zu Pferde; der deutsche König sollte ihm nach einem schon seit langer Zeit eingerissenen Brauch beim Absteigen den Steigbügel halten. Als er jedoch nichts dergleichen that, fürchteten die Kardinäle, die den Papst begleitet hatten, daß solche Unbotmäßigkeit das Zeichen zu gewaltthätigem Angriffe sei, und machten sich schleunigst auf die Flucht. Erst nach längeren Unterhandlungen wurde die Sache dadurch beigelegt, daß Friedrich am nächsten Tage sich dazu bequemte, auch hierin dem Papste zu Willen zu sein und wenigstens zum Schein ihm den Steigbügel zu halten. Friedrich folgte nun dem Papste nach der befestigten Leostadt, jenem Teile Roms, in welchem die päpstliche Residenz gelegen ist, und die Krönung fand dort sofort statt. Die Römer aber, die ebenfalls eine Abordnung an den König gesandt, aber ungnädige Aufnahme gefunden hatten, sperrten ihre Stadt ab und versammelten sich bewaffnet auf dem Capitol. Kaum hatte der neugekrönte Kaiser mit seinem Heere den Rückmarsch in sein Lager angetreten, als die Bürger auch schon die Leostadt und den Vatikan stürmten, und auch einen Ausfall

worbenen Würde des Stadtpräfekten von Rom zu verhelfen, machte er ihn zum Kardinal, und 1130 erhob ihn die Mehrzahl der Kardinäle auf den Stuhl Petri. Seine Schwester soll die Gemahlin des Normannenfürsten Roger II. gewesen sein, den er zum König beider Sicilien krönte.

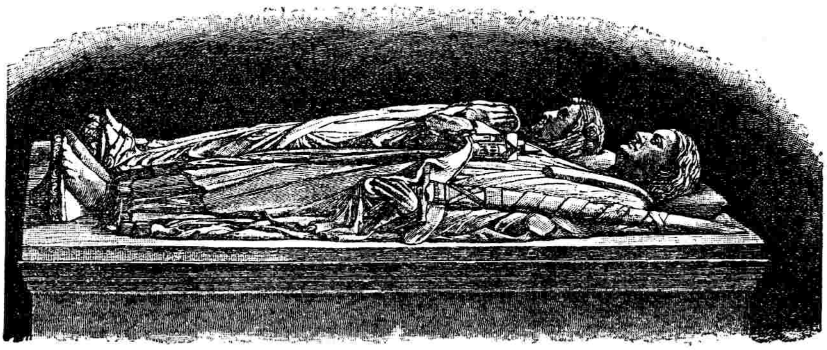
*) Das Volk hatte am 24. September 1143 das Capitol in Besitz genommen und den seit langer Zeit von der Bildfläche verschwundenen Senat wieder hergestellt.

gegen das kaiserliche Lager machten, in der Hoffnung, den unglücklichen Arnold von Brescia noch retten zu können. Sie mußten den natürlich fruchtlosen Versuch schwer büßen; ihrer tausend wurden im erbitterten Kampfe erschlagen, viele auch in den Tiber geworfen.

Die Freundschaft zwischen Papst und Kaiser dauerte nicht lange. Dieser konnte auf die Dauer die Anmaßungen von päpstlicher Seite nicht ertragen, jener wollte nicht dulden, daß Friedrich das landesherrliche Recht der Besetzung der Bistümer in seinem vollen Umfange ausübte. So kam es, daß auf der einen Seite der Gedanke an die vollständige Lostrennung der deutschen Landeskirche von Rom in ernste Erwägung gezogen wurde, während sich andererseits Hadrian mit Sicilien und Mailand verbündete, um die kaiserliche Macht in Italien zu untergraben. Friedrich zog 1158 zum zweitenmale nach Italien, erzwang die Unterwerfung der lombardischen Städte und ließ auf den roncalischen Feldern bei Piacenza einen Reichstag zusammentreten, der dem Kaiser als dem Nachfolger Constantins und Justinians alle Hoheitsrechte im weitesten Umfange zusprach. Natürlich wollte der Papst von solchem Hoheitsrechte nichts wissen, am allerwenigsten unter der dafür geltend gemachten Begründung. Hadrian IV. starb 1159; aber sein Nachfolger Alexander III. (1159—1181) verbündete sich mit Mailand gegen den Kaiser und verhängte über diesen den Kirchenbann. Jetzt wurden Mailands Mauern geschleift und die Stadt zum großen Teile zerstört. In der Person Victors IV. war von der kaiserlich gesinnten Minderheit der Kardinäle ein Gegenpapst aufgestellt worden, für den sich Friedrich entschied, und Alexander mußte nach Frankreich entfliehen. Im Jahre 1163 ging Friedrich zum drittenmale nach Italien, wo nach Victors Tode ein neuer kaiserlich gesinnter Gegenpapst, Paschalis III., eingesetzt wurde. Da aber Friedrich diesmal kein Heer nach Italien mitgebracht hatte, so brachen dort neue Unruhen aus, die Alexander III. benutzte, um sich aufs neue des päpstlichen Stuhles zu bemächtigen. Der Kaiser war demnach genötigt (1166), einen vierten Zug nach Rom zu unternehmen, um Paschalis dort wieder in sein Amt einzusetzen. Inzwischen (1167) hatte sich aber unter der Führung des Papstes Alexander III. ein Bund lombardischer Städte gebildet, dem auch solche der Mark von Verona sich angeschlossen. Die Verbündeten bauten Mailand wieder auf und begründeten eine neue feste Stadt, die sie ihrem Bundeshaupte zu Ehren Alessandria nannten. Sie besetzten die Alpenpässe, und als der Kaiser infolge einer in seinem Heere ausgebrochenen mörderischen Seuche den Rückzug nach Deutschland antreten mußte, entkam er nur mit knapper Not den ihn auflauernden Feinden. Zum fünftenmale zog Friedrich 1174 nach Italien, belagerte vergeblich Alessandria und erlitt bei Legnano (1176) eine schwere Niederlage. Er mußte mit Alexander III. und den lombardischen Städten in Unterhandlungen eintreten und sich (1177) zur Versöhnung mit seinem päpstlichen Gegner bequemen und diesen durch den Mainzer Erzbischof nach Rom zurückführen lassen, worauf er die Verhältnisse

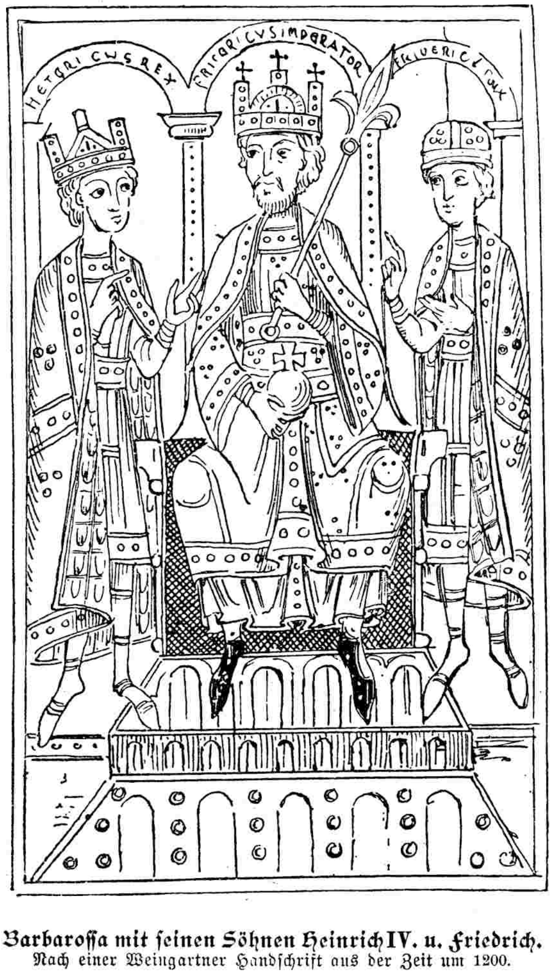


Heinrich des Löwen Erzdenkmal in Braunschweig
(1166); das Piedestal von 1616.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.



Heinrich der Löwe und Mathilde.
Auf ihrem Grabmal im Dome zu Braunschweig. (Aus Prutz „Staatengesch. d. Abendlandes im Mittelalter".)

in Italien in der Weise ordnete, daß die Städte seine kaiserliche Oberhoheit zwar anerkannten, dagegen vollständige Selbstverwaltung erhielten. Auf die kaiserlichen Rechte in Rom mußte Friedrich verzichten. 1178 empfing Friedrich in Arles die Burgundische Krone und kehrte darauf nach Deutschland zurück.



Barbarossa mit seinen Söhnen Heinrich IV. u. Friedrich.
Nach einer Weingartner Handschrift aus der Zeit um 1200.

Hauptschuld an dem kläglichen Ausgange dieses fünften Zuges trug Heinrich der Löwe. Diesem hatte Friedrich schon 1156 auch das Herzogtum Bayern zurückgegeben, nachdem Oesterreich davon abgetrennt und zu einem Herzogtum erhoben worden war. Heinrichs Herrschsucht war aber damit noch nicht befriedigt; er dehnte seine Herzogsgewalt auch über die dem Reiche zugefallenen wendischen Lande Mecklenburg und Pommern aus und geriet dadurch in Fehde mit den Erzbischöfen von Magdeburg und Bremen Albrecht dem Bären und anderen ihm feindlichen Fürsten. Der Kaiser schlichtete den Streit zu Gunsten Heinrichs; da er aber auf dem Wege des Vertrages die welfischen Stammgüter Altorf und Ravensburg in Schwaben behufs Erweiterung seiner eigenen Hausmacht von deren Besitzer, dem kinderlosen Welf VI., an sich gebracht hatte, so war dadurch Anlaß zu neuem Hader gegeben, und so kam es, daß Heinrich dem Kaiser (1176) die geforderte Hilfe gegen die Lombarden verweigerte und dadurch die Niederlage bei Legnano verschuldete.

Friedrich war immer noch zur Versöhnung geneigt, aber Heinrichs Feinde,

die wohl nicht mit Unrecht in dessen unersättlicher Machtbegierde eine Gefahr für sich selbst erblickten, drängten aufs Entschiedenste zu scharfem Vorgehen. Heinrich wurde dreimal vor den Reichstag geladen, um sich wegen der zahlreichen, gegen ihn erhobenen Anklagen zu rechtfertigen; er erschien aber nicht, sondern fuhr im Gegenteile fort, den Landfrieden zu stören. Da wurde denn (im Januar 1180) zu Würzburg die Acht über ihn verhängt; alle Reichslehen wurden ihm abgenommen und als erledigt erklärt, und auch seine sämtlichen Eigengüter ihm abgesprochen. Später erhielt er Braunschweig und Lüneburg zurück, mußte aber auf drei Jahre das Reich verlassen. Er begab sich zum König Heinrich II. von England, dem Vater seiner zweiten Gemahlin Mathilde, kehrte 1185 nach Deutschland zurück und lebte bis 1189 in Braunschweig, mußte aber, als der alte Barbarossa seinen Kreuzzug antrat, abermals in die Verbannung gehen, weil man den Friedensstörer während der Abwesenheit des Kaisers nicht im Lande lassen wollte. Nach Friedrichs Abzug kehrte er aber sofort nach Ostsachsen zurück, fand bald einen Anhang ehemaliger Vasallen und überfiel Bardowiek, das er bis auf den Dom zerstörte, an der Mauer des letzteren aber die Inschrift „Vestigia leonis" („die Spuren des Löwen") setzen ließ. Auch Lübeck und Lüneburg fielen in seine Gewalt. Dagegen erlitt er bei Segeberg eine Niederlage und mußte sich (1190) zum Friedensschlusse bequemen und seine Eroberungen wieder herausgeben. Ein später gegen das deutsche Reich geplantes Unternehmen, an dem auch sein Schwager, der König Richard I. (Löwenherz) von England teilnehmen sollte, scheiterte an der Gefangennahme dieses letzteren



Siegel der Konstanze von Sicilien.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".)



Ruinen der Kaiserpfalz zu Gelnhausen.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".)

(vergl. S. 394). Heinrich mußte seine beiden jüngeren Söhne als Geiseln für das für Richard zu zahlende Lösegeld und für sein eigenes Stillverhalten stellen und verließ von da an Braunschweig nicht mehr, wo er 1195 im Alter von 66 Jahren starb.

Ueber zwanzig Jahre, d. i. die größere Hälfte seiner Regierungszeit, hatte Friedrich Barbarossa dem Kampfe um seine Herrschaft in Italien und teilweise im Dienste des Papsttums aufgewendet. Das Ergebnis war, daß sich die Verhältnisse auf italienischem Boden wenigstens insoweit günstig gestalteten, daß der Kaiser (1184) dort noch ein sechstesmal erscheinen konnte, und zwar diesmal als friedlicher, mit festlichem Jubel empfangener Gast. Es wurde ein förmliches Bündnis abgeschlossen, das die Grundlage einer neuen Machtstellung des deutschen Kaisertums in Oberitalien bildete. Friedrich war aber schon zu sehr an Jahren fortgeschritten, um die auf solche Weise geschaffene günstige Lage auszunützen; sein Sohn und Nachfolger Heinrich aber starb schon in jungen Jahren, und sein Tod rief in Deutschland neuen Zwiespalt und neue Thronkriege hervor, durch die das Reich erschüttert und geschwächt wurde, während in Rom unter Innocenz III. für das Papsttum eine neue Blütezeit anbrach, die dasselbe auf den Gipfel seiner Macht erhob. In Barbarossas Zeit entwickelte sich das deutsche Rittertum, das eine der bezeichnendsten Eigentümlichkeiten des Mittelalters bildete, zur Blüte seiner Kraft. Die Kreuzzüge haben zu dieser Entwicklung ein gutes Teil beigetragen, wie denn überhaupt das Ritterwesen sein besonderes Gepräge durch die Anpassung



Friedrich I. als Kreuzfahrer.

Nach einer in der vaticanischen Bibliothek befindlichen Miniatur vom Jahr 1188, aus O. Jägers „Weltgeschichte“.

an den christlichen Glauben und die christlichen Gebräuche erhielt. Der Grundgedanke des Rittertums war ein streng sittlicher; es sollte den Schwachen und Unterdrückten Schirm und Schutz gewähren, die Gerechtigkeit hüten und durch den Adel der Gesinnung und kriegerische Tüchtigkeit ein leuchtendes Vorbild für den Kriegerstand sein. Doch artete das Rittertum infolge der ewigen Kämpfe und abenteuerlichen Züge nur zu bald in ein wüstes Raubrittertum aus, dessen Bekämpfung bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts sich hinzog. Gegen Ausgang des Mittelalters trat dann als Uebergang von der mittelalterlichen Kriegsführung zu derjenigen der Neuzeit und vom Söldnerwesen zum stehenden Heere eine neue Heereseinrichtung ins Leben, die das Rittertum völlig verdrängte; es war dies das von Kaiser Maximilian I. geschaffene Landsknechtwesen.

Aus der 38jährigen Regierungszeit Friedrichs I. sind noch folgende wichtigste Ereignisse zu erwähnen: die Unterwerfung des Herzogs Boleslaw IV. von Polen (1157), der glanzvolle Reichstag zu Würzburg (im September desselben Jahres), an welchem Gesandtschaften aus dem byzantinischen Reich, aus England, Dänemark, Ungarn, Italien und Burgund erschienen; die Verleihung der Königskrone an den böhmischen Herzog Boleslaw auf dem Reichstag zu Regensburg (1158), endlich das glänzende Reichsfest in der Rheinebene bei Mainz (1184), an welchem der Kaiser seinen beiden ältesten Söhnen Heinrich und Friedrich den Ritterschlag erteilte. In Mailand vermählte der Kaiser während seines letzten Aufenthaltes in Italien 1184—1186 seinen 21jährigen Sohn Heinrich mit Constanze von Sicilien und befestigte dadurch die Machtstellung seines Hauses in Italien. Im Jahre 1189 trat er seinen Kreuzzug nach dem gelobten Lande an, der, wie wir bereits wissen, mit dem Tode des Kaisers endete. Friedrich war von edlem Charakter, festem Willen und eiserner Standhaftigkeit, tapfer, freigebig, ein echter Fürst. Nach zeitgenössischen Berichten war er von mehr als mittlerer Größe, schön und kräftig gebaut, blondhaarig und mit rötlichem Bart. Er liebte die Geschichte und zeigte sich in seiner Muttersprache sehr redegewandt. Hohen Sinn hatte er für Werke der Baukunst, wie dies seine zahlreichen herrlichen Pfalzen und Kirchenbauten zeigen. (Wir bringen auf S. 405 eine Abbildung der Ueberreste der von Friedrich I. im Jahre 1170 aus Quadern erbauten Burg Gelnhausen, in der der alte Kaiser noch kurz vor Antritt seines zweiten Kreuzzuges verweilte und die meisten Kaiser bis zu Karl IV. Hof hielten, und auf S. 409 eine Handzeichnung der von ihm begründeten kaiserlichen Pfalz Hagenau.) Die Volkstümlichkeit seines Namens knüpft sich hauptsächlich an die bekannte Sage vom Kyffhäuser, die aber nach neueren Forschungen nicht auf ihn, sondern auf den Kaiser Friedrich II. zu beziehen sein soll. Friedrich war seit 1156 in zweiter Ehe mit Beatrix, der Tochter des Grafen Raynald von Burgund, vermählt. Von dieser stammte sein Sohn und Nachfolger Heinrich VI.



Beatrix, Friedrichs I. Gemahlin.
Steinbild aus dem Freisinger Dom, nach O. Jägers „Weltgeschichte".

Ungleich seinem Vater war Heinrich VI. (1190—1197) von harter und grausamer Sinnesart, dabei aber ein kraftvoller Herrscher, der die Kaisermacht, namentlich in Italien, noch einmal zur vollen Geltung brachte. Durch seine Verbindung mit der Tochter des Königs Roger beider Sicilien gewann er seinem Hause auch die Herrschaft in Unteritalien und wahrte selbst in Rom, wo er einen kaiserlichen Präfekten einsetzte, seine Hoheitsrechte. Als durch Rogers Tod das Königreich Sicilien erledigt wurde, eilte Heinrich sofort dahin, um es in Besitz zu nehmen und empfing unterwegs in Rom (1191) die Kaiserkrone. Constanzens Erbe wurde ihm durch Tankred, den unehelichen Sohn eines Bruders der Gemahlin des Kaisers, streitig gemacht, und in dem dadurch notwendig gewordenen Kampfe war Heinrich nicht glücklich; nach vergeblicher vierteljähriger Belagerung Neapels mußte er, da sein Heer durch Krankheit beträchtlich gelichtet worden war, nach Deutschland zurückkehren, wo er, wie schon erwähnt, die Fehde gegen Heinrich den Löwen zum Abschluß brachte, um danach abermals nach Italien zu ziehen (1194) und das Königreich beider Sicilien zu unterwerfen. Er ließ sich zu Palermo krönen, setzte deutsche Statthalter in den einzelnen Teilen Italiens ein und kehrte darauf nach Deutsch-



Kaiser Heinrich VI.
nach der Abbildung in der Pariser (Manessischen) Minnesänger-handschrift (XIV. Jahrhundert).
Aus Jäger III, Seite 269.

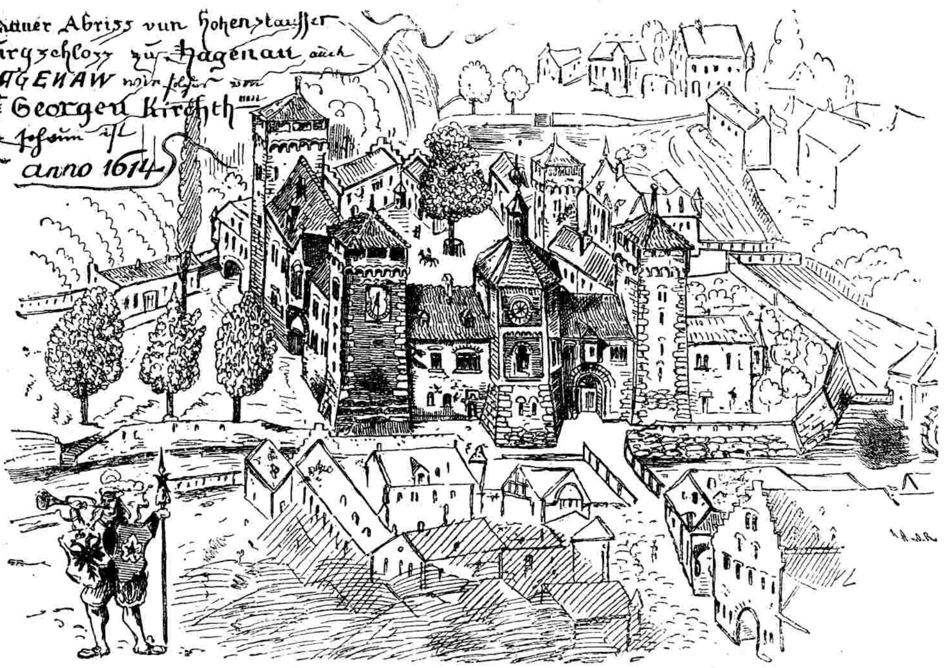
land zurück, wo er auf einem 1196 zu Würzburg abgehaltenen Reichstage den Plan durchzusetzen suchte, Deutschland im Verein mit seinem italienischen Länderbesitz zu einem Erbreich zu machen, gleichzeitig aber auch sämtliche Lehen als erblich zu erklären, so daß die Herrschaft über alle deutschen Reichslande dauernd in die Hand einzelner Fürstengeschlechter gekommen, also damals schon ein Zustand geschaffen worden wäre, wie er heute thatsächlich besteht. Der Plan scheiterte jedoch an dem vereinten Widerstande der geistlichen und weltlichen Fürsten, da er den ersteren doch keinen Vorteil darbot, den letzteren aber die Möglichkeit entzog, sich aus eigener Machtvollkommenheit aus der Stellung von Lehensfürsten zu derjenigen von souveränen Herren zu erheben, und zudem für beide Teile die Einführung der erblichen Kaisermacht eine Schwächung oder völlige Aufhebung ihres Einflusses auf diese bedeutet hätte. Vor allem aber war es die päpstliche Partei, die aus nahe liegenden Gründen dem Plane Heinrichs den schroffsten Widerstand entgegensetzte. Ob es dem Kaiser gelungen wäre trotz seiner Thatkraft und seines gewaltigen Willens den Widerstand gegen seinen Plan mit der Zeit zu brechen, ist fraglich; doch entfiel diese Frage durch den plötzlichen Tod des jungen Kaisers, der sich 1197 zum drittenmale nach Italien begeben hatte, um eine dort entstandene Verschwörung mit grausamer Härte niederzuwerfen. Hochfliegende Pläne beschäftigten ihn, der Gedanke, einen neuen Kreuzzug zu veranstalten, um bei dieser Gelegenheit zugleich das oströmische Reich zu erobern, wurde ernstlich in Erwägung gezogen — da brach der 32jährige Kaiser in Messina ganz plötzlich unter der Sense des Todes zusammen (28. September 1197). Er wurde in Palermo begraben. Seine Witwe übernahm für ihren erst dreijährigen Sohn Friedrich die Regentschaft in Sicilien; sie starb aber schon 1198 und übertrug die Vormundschaft über Friedrich dem Papste Innocenz III.



Philipp von Schwaben.
Brakteat aus dem germanischen Museum zu Nürnberg.
(Brakteaten — vom lat. Bractea Blech — heißen die mittels eines Stempels auf weicher Unterlage aus sehr dünnem Silberblech geprägten Hohlmünzen, die seit der Mitte des 12. Jahrhunderts im südwestlichen Deutschland sehr häufig im Verkehr waren.

In Deutschland wurde nun eine doppelte Königswahl vorgenommen. Die hohenstaufische Partei wählte Heinrichs VI. jüngsten Bruder Philipp von Schwaben, die welfische Partei den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig. Es entspann sich aus dieser Doppelwahl ein siebenzehnjähriger Thronkrieg (1198—1215), der weder durch den Schiedsspruch des Papstes, der zu Gunsten des Welfen ausfiel, noch durch die Ermordung Philipps durch den Pfalzgrafen von Bayern, Otto von Wittelsbach,

zum Abschlusse kam.*) Zwar wurde der Braunschweiger nach Philipps Tode allgemein als deutscher König anerkannt und 1209 in Rom als **Otto IV.** zum römischen Kaiser ge-



Barbarossas Kaiserpfalz in Hagenau.

krönt, aber bald wandte sich derselbe Papst, dem er seine Erhebung zu verdanken hatte, gegen ihn, und der Kampf brach aufs neue los.

Dieser Papst war der bereits erwähnte **Innocenz III.** (1198—1216), der in seinem 37. Lebensjahre den apostolischen Stuhl bestiegen hatte und in dem das päpstliche Machtbewußtsein ebenso stark entwickelt war, wie der Nationalstolz des römischen Patriciers. Die Witwe Heinrichs VI., Constanze von Sicilien, war eine eifrige Anhängerin und überzeugte Gesinnungsgenossin dieses Papstes; auch für sie war die Befestigung der kirchlichen Herrschaft und die Bekämpfung der Fremdherrschaft in Italien in solchem Maße Gewissens- und Herzenssache, daß sie schon bei Lebzeiten ihres Gemahls mit den Verschwörern gegen das staufische Regiment gemeinsame Sache gemacht und nach Heinrichs Tode



Kaisersiegel Ottos IV.

*) Diese Mordthat geschah am 21. Juni 1208 in Bamberg und zwar dem Anschein nach nicht aus politischen Gründen, sondern infolge einer dem Mörder von seinem Opfer persönlich zugefügten Ehrenkränkung. Der Wittelsbacher wurde von König Otto in die Acht erklärt und 1209 bei Regensburg getötet.

alle Deutschen aus ihrem Reiche fortgeschickt hatte. Vertreibung der Deutschen, Trennung ihres Königreiches vom deutschen Reiche und Begründung eines ganz Mittelitalien umfassenden Kirchenstaates waren die Ziele, die dieser Frau vorschwebten. Ihr Söhnchen wollte sie selbstverständlich zum richtigen Italiener heranziehen; doch verhinderte sie ihr



Innocenz III.
Aus einem Wandgemälde von Rafael, nach Hertzberg „Geschichte der Byzantiner und des Osm. Reiches“.

früher Tod an der Vollendung dieser Aufgabe, und deshalb war sie wenigstens bemüht, das Werk der Erziehung des jungen Friedrich in jene Hände zu legen, die ihr dazu am berufensten erschienen.

Die welfische Partei verlor durch den frühen Tod des englischen Königs Richard Löwenherz (1199) bald nach der Erhebung Ottos IV. eine ihrer Hauptstützen. Dieser hatte überdies seine Kaisermacht wesentlich durch verschiedene Zugeständnisse geschwächt, die er, als Preis der von Papstesgnaden ihm verliehenen Krone, Innocenz III. gemacht hatte,

und worunter namentlich die Ueberlassung der mathildischen Güter an den Kirchenstaat von einschneidender Bedeutung war. Zu spät suchte er jetzt dem Papste gegenüber die Rechte des Reiches zu wahren, namentlich in Bezug auf Sicilien, das Innocenz als Reichsverweser wie sein Eigentum behandelte. Es kam zu Streitigkeiten, die der Papst kurzerhand dadurch erledigte, daß er Otto IV. in den Bann that, gleichzeitig aber in der Person seines mittlerweile zum Jüngling herangewachsenen Mündels Friedrich ihm einen Gegenkönig aufstellte, der in Deutschland guter Aufnahme gewiß sein durfte. Die staufische Partei empfing (1212) den jungen Friedrich mit Begeisterung und griff gegen Otto zu den



Papst Honorius III.,
einer Predigt des heiligen Franz von Assisi zuhörend.
Nach einem Wandgemälde des Giotto v. Bordone (1276—1336) in der Kirche zu Assisi.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".)

Waffen, dessen Anhang nun schnell zusammenschmolz. Philipp August von Frankreich verbündete sich mit Friedrich, und Otto erlitt (1214) bei Bouvines eine Niederlage, die ihn veranlaßte, sich nach Braunschweig zurückzuziehen, wo er 1218 starb.

Friedrich II. (1212—1250) hatte sich — das war die Frucht seiner Erziehung am päpstlichen Hofe! — zu einem entschiedenen Gegner der geistlichen Herrschaft entwickelt; er hatte aus eigener Anschauung sich überzeugt, welche Gefahren eine solche Herrschaft für die Fürsten in sich birgt. Zu seiner Zeit war unter Innocenz III. das Papsttum zu seiner größten Machtfülle gediehen und hatte jene Höhe erreicht, die Gregor VII. nur als ein

ferner Zukunftstraum vorgeschwebt hatte. In Deutschland war durch seinen Schiedsspruch über die Königskrone verfügt worden; in Italien hatte er sich die Unabhängigkeit der weltlichen Papstmacht gesichert; die Kronen mehrerer Staaten galten als päpstliche Lehen; die bischöfliche Gewalt wurde zu Gunsten der päpstlichen auf eine rein lokale und administrative Bedeutung herabgedrückt; die geistlichen Orden vermehrten sich in außerordentlichem Maße und der von Franz von Assisi gestiftete Franciskaner- sowie der Dominikaner- oder Predigerorden gelangten zu so hoher Bedeutung und Ausbreitung, daß man sie mit Recht als das stehende Heer des Papsttums bezeichnet hat. Neben diesen „Bettelorden" gelangten auch andere Orden zu hohem Ansehen, von denen namentlich die Cistercienser, Bernhardiner und Praemonstratenser sich unleugbare hohe Verdienste um Kultur und Wissenschaft erworben haben. Ein tiefes religiöses Bedürfnis belebte in jener Zeit der ewigen Wirren und Kämpfe alle Schichten des Volkes, und daraus erklärt sich wohl zum großen Teile die außerordentliche Entwicklung des Klosterwesens. Aber wahre Befriedigung konnte die Art von Religiösität, wie sie in diesen Klöstern geboten wurde, nicht gewähren. Wo die Klöster zu Pflegestätten der Künste und Wissenschaften wurden, da mochten sie wohl manchem ihrer Angehörigen in ihrer stillen Zurückgezogenheit bei ernster Geistesarbeit oder anregender Beschäftigung mit Kunst, ländlicher oder gewerblicher Thätigkeit glücklichen Seelenfrieden gewähren; wo sich aber die Bettelmönche im Lande herumtrieben, sich zu Werkzeugen der sogenannten „streitenden Kirche" (ecclesia militans) hergaben, das Volk verhetzten und zu Mord und Todschlag gegen die Ketzer aufreizten, oder wo in einem trägen und üppigen Klosterleben eine tiefe Versumpfung von Geist und Sitte eintrat, da konnte das Klosterleben nur verderbenbringend wirken. Der äußere Formenzwang, die unbedingte Blindgläubigkeit und die völlige Abtötung selbständigen Denkens und Wollens, die von seiten der Kirche den Angehörigen der geistlichen Orden auferlegt wurden, konnten unmöglich einem wahren, tiefen, religiösen Empfinden Befriedigung gewähren, und darum fanden wohl nur die wenigsten von denen, die sich aus dem Sturm der Welt in die Zurückgezogenheit des Klosters geflüchtet hatten, in diesem das, was sie gesucht hatten; viele bitter Enttäuschte verkamen als lebendig Begrabene in den Klostermauern, andere aber empörten sich gegen das Unwesen, das sie dort kennen gelernt hatten, und traten als Streiter wider die Kirche und für den reinen christlichen Glauben auf. Einen solchen Glaubensstreiter haben wir bereits in Arnold von Brescia kennen gelernt; andere werden wir später noch kennen lernen. Aber auch in der Laienwelt trat das Bedürfnis einer Reinigung und Vertiefung des Glaubens immer lebhafter hervor, jemehr weltlicher Sinn und Sittenlosigkeit in der Mönchs- und Priesterwelt überhand nahmen. Es bildeten sich Sekten, die, von sittlichem Abscheu gegen die verderbte Kirche erfüllt, sich selbständig einen Ersatz für diese zu schaffen suchten. So hatte in Südfrankreich die Sekte der Waldenser oder Albigenser starke Verbreitung gewonnen; ihre Anhänger verwarfen die unbedingte Herrschaft des Papstes über Lehre und Gewissen und forderten von der Geistlichkeit die Unterwerfung unter das Gesetz der apostolischen Armut. An Stelle der zu jener Zeit stark in Aufschwung gekommenen „Scholastik" d. h. eines Lehrsystems, das die kirchlichen Glaubenslehren mit griechischer Philosophie (namentlich der des Aristoteles) verquickte und dem denkenden Geiste jeden Widerspruch gegen den Glauben verwehrte, wollte diese Sekte die heilige Schrift als einzige Erkenntnisquelle gelten lassen. Unter dem Schutze Raimunds von Toulouse hatten die Albingenser, obgleich schon von Innocenz II. als Ketzer erklärt, zu Anfang des 13. Jahrhunderts großen Anhang im ganzen südlichen Frankreich, besonders aber in den großen Städten und bei den vornehmen Geschlechtern gefunden. Innocenz III. belegte sie jetzt mit Bann und Interdikt und setzte einen Kreuzzug gegen sie in Scene, der einen 20jährigen Krieg voll Blut und Greueln zur Folge hatte und den französischen Königen Gelegenheit bot, ihre Macht über Südfrankreich auszudehnen und den größten Teil der Besitzungen der Grafen von Toulouse an sich zu reißen. Nicht zufrieden mit der Vertilgung der Albigenser, wollte Innocenz III. der Ketzerei für alle Zukunft vorbeugen und schuf zu diesem Zwecke (1215) das Institut der Inquisition d. h. der strafgerichtlichen Verfolgung aller derer, die der Abweichung

vom rechten Glauben überwiesen oder auch nur verdächtig waren. Die weltliche Gerichtsbarkeit mußte sich in den Dienst der geistlichen Gewissensrichter stellen und das Henkeramt an denen vollziehen, die von jenen schuldig befunden worden waren. Der Dominikanerorden bemächtigte sich bald dieses geistlichen Richteramtes und übte dasselbe in den folgenden Jahrhunderten mit furchtbarer Grausamkeit. Die Dominikaner waren es auch, von denen (1261) die erste Anregung zu den Umzügen der Geißelbrüder oder Flagellanten (von flagello, ital. s. v. w. Geißel oder Peitsche) ausging. Diese Umzüge, denen angeblich der Gedanke einer Massenkasteiung zur Besänftigung des Zornes Gottes zu Grunde liegen sollte, hatten lediglich den Zweck, bei der Menge fanatischen Sinn zu wecken und sie in jene Art von Verzückung zu versetzen, die den Schein hervorruft, als ständen die davon Befallenen unter der unmittelbaren Einwirkung höherer Mächte. Zu Hunderten und Tausenden zogen Leute aus allen Ständen, Kinder und Erwachsene, nächtlicherweile mit brennenden Lichtern durch die Straßen; der Oberkörper war entblößt und wurde mit Geißeln gepeischt, in die Eisenstacheln eingeknotet waren. An der Spitze dieser Züge schritten Priester mit Kreuzen und Fahnen. Es bildeten sich eigene Brüderschaften, in denen die darin Aufgenommenen 33 Tage und 12 Stunden (zum Andenken an die Lebensjahre Jesu) verbleiben und zweimal täglich sich geißeln mußten. Italien war die Ursprungsstätte dieses Flagellanten-Unwesens, das sich im 14. Jahrhundert auch in Deutschland einbürgerte und dermaßen überhand nahm, daß die Päpste dagegen einschreiten und die Flagellanten in den Kirchenbann thun mußten. Damit bewirkten sie aber nur, daß die Geißelbrüder sich jetzt gegen die Kirche auf den Kriegsfuß stellten, den Papst als Antichrist bezeichneten und die christliche Taufe durch die Bluttaufe unter der Geißel ersetzten. Nun nahm sich die Inquisition der Verirrten an und schickte sie auf den Scheiterhaufen; trotzdem dauerte der Unfug noch bis tief ins 15. Jahrhundert hinein, gerade so, wie zu Diocletians Zeiten die Christen sich um so heilsbegieriger zu den heidnischen Henkern herandrängten, je eifriger diese ans Werk ihrer Vernichtung gingen.

So war das Papsttum gleichzeitig mit der Erreichung des Gipfelpunktes seiner Macht auch an dem Rande einer unüberbrückbaren Kluft angelangt, die es von jedem Kulturfortschritt trennte und ihm die Rückkehr in die geregelten Bahnen einer naturgemäßen Entwicklung abschnitten. Die Reformbewegung innerhalb der Kirche, wie sie von den Vorgängern Gregors VII. mehrfach angestrebt worden war, war endgiltig erstickt; sie fand, wie Wattenbach in seiner „Geschichte der Päpste“ hervorhebt, innerhalb der Kirche keinen Raum mehr und wandte sich nun naturgemäß gegen dieselbe. Die Pflege der Wissenschaften, um die sich die Kirche viele große Verdienste erworben hatte, hatte in der Scholastik einen letzten, unfruchtbaren Johannistrieb hervorgebracht und erlahmte und erlosch nun gänzlich, um erst in späteren Jahrhunderten von den Jesuiten wieder aufgenommen zu werden — freilich unter Absichten, die dem Geist und Wesen der Wissenschaft fremd sind. Den in weltlichen Kreisen sich regenden wissenschaftlichen Bestrebungen stellte sich die Kirche bald feindlich gegenüber und fand dabei Verbündete unter den weltlichen Machthabern, die aus der Unterdrückung der Geister und der Verdummung des Volkes Vorteil für ihre eigene Machtstellung ziehen zu können glaubten. Dabei versank die Christenheit immer mehr in den Tümpel der Sittenlosigkeit und des rohen Aberglaubens, dem sie erst am Ausgange des Mittelalters durch die Reformation wieder entrissen ward.

Innocenz III. starb 1216. Friedrich II. stand zu jener Zeit im 22. Lebensjahre. Er war hoch begabt, von mehr südländischer als deutscher Natur, leidenschaftlichem Wesen, kühn und tapfer in ritterlichen Künsten, ebenso wohlerfahren wie bewandert in Wissenschaft und Dichtkunst. Das Volk hatte Recht, ihn für seinen Freund zu halten, denn er meinte es aufrichtig gut mit dem Bürgerstande, den er kräftig gegen die Uebergriffe der Geistlichkeit, des Adels und des Beamtentums schützte und dessen Gewerbefleiß in ihm einen mächtigen Unterstützer und Förderer fand. Obwohl er in kirchlichen Dingen eine ziemlich unabhängige Stellung einnahm, machte er doch der Kirche manche Zugeständnisse. Wie wir bereits gesehen haben, entschloß er sich nur zögernd zum Kreuzzuge nach dem gelobten Lande;



Die Stedinger.

Nach einem Wandgemälde im Dome zu Münster, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.
(Aus O. Jägers „Weltgeschichte“.)

Das Bild stellt die Vertreter der friesischen Gaue dar, die dem Bischof von Münster, zu dessen Gerichtssprengel sie gehören, ihre Abgaben leisten. Bezeichnenderweise segnet sie der Bischof mit der Linken, während er in der Rechten das Schwert führt.

dagegen billigte er die Entsendung eines Kreuzheeres gegen die der Ketzerei beschuldigten **Stedinger***) in Friesland, deren Ketzerei eigentlich nur darin bestand, daß sie dem herrschsüchtigen Erzbischof **Gerhard von Bremen** den Gehorsam versagten. Nachdem dieser seit 1229 vergeblich versucht hatte, sie mit Waffengewalt zu Paaren zu treiben, wandte er sich an den Papst **Gregor IX.** (1227—1241), der die Bischöfe von Lübeck, Ratzeburg und Minden (1232) beauftragte, gegen die Stedinger das Kreuz predigen zu lassen. Dies geschah, und ein Kreuzheer zog im Winter 1232—33 gegen sie aus, wurde aber von den tapferen Bauern zurückgeschlagen. Im Sommer 1233 bezwang ein zweites Kreuzheer die Oststedinger, und die Gefangenen wurden als Ketzer verbrannt, die Weststedinger aber blieben auch diesmal siegreich. Erst auf einem dritten Kreuzzug gelang es, diese bei **Altenesch** (am 27. Mai 1234) entscheidend zu schlagen und bis auf wenige Flüchtlinge, die zu den Friesen entkamen, zu vernichten.

Im Königreich Sicilien schuf Friedrich II. unter Mitwirkung seines Kanzlers **Petrus von Vinea** segensreiche staatliche Zustände, die den Handel und die Wissenschaften und Künste in diesem Lande zu hoher Blüte brachten. In Deutschland konnte er dagegen nicht viel ausrichten, weil hier die Macht der einzelnen Fürsten schon zu fest begründet war, als daß er auf ihre Länder einen maßgebenden Einfluß hätte ausüben können. Er selbst trug dazu bei, diese Macht noch zu vermehren und zu befestigen, indem er die bezüglichen, auf dem Reichstage zu **Worms** (1231) gefaßten Beschlüsse genehmigte. Auf dem Reichstage zu **Mainz** (1235) kam ein **Landfriedensgesetz** zustande; es war

*) **Stedinger** s. v. w. „Gestadebewohner“ ist der Name des friesisch-sächsischen Bauernstandes, der die Niederungen an der Weser von Oldenburg und Bremen abwärts und um die **Hunte** und **Jade** herum bis an das Meer bewohnte. Ihr Gebiet wurde in die Bezirke Weststedingen (jetzt Stedingerland) und Oststedingen (jetzt Osterstade) eingeteilt.

das erste Reichsgesetz, das auch in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist. Eine von seinem Sohne Heinrich ihm drohende Empörung unterdrückte Friedrich durch dessen Gefangennahme und Verschickung nach Italien; die endliche Aussöhnung mit den Welfen bahnte er durch seine Vermählung mit Isabella von England und durch Verleihung des Herzogstitels für Braunschweig-Lüneburg an Heinrichs des Löwen Enkel Otto an. Während Deutschland (1241) von einem Kriegszuge Dschingiskhans (vergl. S. 115) bedroht wurde, der aber auf der Wahlstatt bei Liegnitz (1241) an der deutschen Tapferkeit sich brach, kämpfte Friedrich II. in Italien gegen die von der Partei der Guelfen beherrschten lombardischen Städte, die er bei Cortenuova (1237) besiegte, und gegen die Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. (1243—1254). Ersterer verhängte über ihn den Bann, weil er die vom Papste als Lehen beanspruchte Insel Sardinien seinem Sohn Enzio verlieh; letzterer, der seine Erhebung auf den Stuhl Petri dem Kaiser zu verdanken hatte, dessen Freund er bis dahin gewesen war, entzog sich dem kaiserlichen Schutze, entwich nach Lyon, berief (1245) eine Kirchenversammlung dahin und erklärte vor derselben seinen früheren Freund und Schutzherrn unter den schauerlichsten Verfluchungsformeln seiner sämtlichen sechs Kronen*) verlustig. Bettelmönche durchzogen alle Länder und thaten den päpstlichen Fluch in Städten und Dörfern kund, und eine Anzahl deutscher Fürsten stellte ihm auf des Papstes Geheiß einen Gegenkönig in der Person des Landgrafen Heinrich Raspe**) von Thüringen entgegen (1246—1247). Dagegen hielten die meisten weltlichen Fürsten Deutschlands zu Friedrichs Sohn Konrad, der seines Vaters Krone siegreich verteidigte, während Friedrich in Italien anfangs glücklich kämpfte, dann aber vor Parma (1248) eine Niederlage erlitt und den Schmerz hatte, seinen geliebten Sohn Enzio in die Gefangenschaft geraten zu sehen, in der er nach 22jähriger Kerkerhaft starb. Auf Friedrichs bis dahin treu bewährten Kanzler Petrus von Vinea fiel der Verdacht des Verrates, und dies brach vollends die Kraft des Kaisers, der 1250 in Apulien starb.



Mumie Kaiser Friedrichs II.
aufgedeckt 1784 zu Palermo.

*) Es waren dies die römische Kaiser-, die deutsche Königs-, die lombardische eiserne und die Kronen von Burgund, Sicilien und Jerusalem.

**) Derselbe starb 1247 auf der Wartburg. Mit ihm erlosch das landgräfliche Haus von Thüringen; der östliche Teil seines Landes wurde mit der Markgrafschaft Meißen vereinigt, aus dem westlichen bildete sich die Landgrafschaft Hessen.

Sein Sohn Konrad IV. (1250—1254) stand dem schon nach Heinrich Raspes Tode gegen Friedrich II. aufgestellten Gegenkönige Wilhelm von Holland gegenüber, der aber in Deutschland zu keinerlei Ansehen gelangte; derselbe fiel 1256 im Kampfe gegen die Friesen. Konrad war von 1252 bis zu seinem Tode nur noch mit dem Kampfe um sein Erbrecht in Italien beschäftigt. Nach seinem Ableben, mit welchem die staufische Herrschaft in Deutschland ihr Ende erreichte, herrschte hier durch 17 Jahre (1256—1273) vollständige Anarchie. Diesen Zeitraum nennt man das Interregnum oder Zwischenreich.

Das Interregnum.

Auf sein schwägerschaftliches Verhältnis zu Friedrich II. gestützt, erhob der englische Prinz Richard von Cornwallis Anspruch auf die deutsche Königskrone und bediente sich zur Erreichung seines Zweckes der Vermittelung des Erzbischofs von Köln, mit dem er einen förmlichen Handel abgeschlossen hatte. Er erhielt die Stimmen einiger Fürsten und wurde in Aachen gekrönt, kam aber nur am Rhein zur Anerkennung und starb unbeachtet 1272, ohne im deutschen Reiche etwas anderes als die Verleihung zahlreicher Lehen geleistet zu haben. Die staufische Gegenpartei hatte den König Alfons X. von Castilien, einen Enkel Philipps von Schwaben und Vetter Konrads IV., zum Könige ausgerufen; doch ließ dieser sich nie in Deutschland sehen. Hier blühte das Raubrittertum empor, das namentlich am Rhein und in Schwaben im Großen betrieben wurde. Das Land wurde durch fortwährende Fehden verwüstet und in Unruhe erhalten. Zum Schutze gegen dieses Treiben der Edelsten des Landes thaten sich 1254 mehrere Städte am Rhein unter der Führung von Mainz und Worms zum „rheinischen Bunde" zusammen, der sich von Basel bis Köln erstreckte; andererseits bildeten die bedeutendsten Handelsstädte Norddeutschlands unter Lübecks Führung den Hansabund, der bald große Macht erlangte und sich über ein weites Gebiet ausbreitete. Auch gegen den Zustand der Rechtlosigkeit, der in den deutschen Landen herrschte und in dem Namen „Faustrecht" seinen treffenden Ausdruck findet, suchte sich das Volk durch Selbsthilfe zu schützen; die Fehmgerichte, eine Nachahmung der alten kaiserlichen Gerichte, denen das geheime Verfahren bei der Rechtsprechung und Urteilsvollstreckung ein eigentümlich schreckhaftes Gepräge verlieh, verbreiteten sich von Westfalen aus über Deutschland. Um das Jahr 1230 zeichnete der sächsische Schöffe Eike von Repgow in seinem „Sachsenspiegel" ein Land- und Lehensrecht auf, das in Ermangelung entsprechender Reichsgesetze bald zu großer Verbreitung und Geltung kam; in ähnlicher Weise wurde für Oberdeutschland das dort gebräuchliche Land- und Lehensrecht um das Jahr 1276 im „Schwabenspiegel" aufgezeichnet. Ueberdies bildeten sich aus den sogenannten „Weistümern" einzelner Orte eigene Stadtrechte, von denen dasjenige Magdeburgs die Grundlage der meisten Stadtrechte in Norddeutschland wurde. Das römische Recht fand erst später



Siegel von Richard Plantagenet von Cornwallis als König, 1257.
Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".

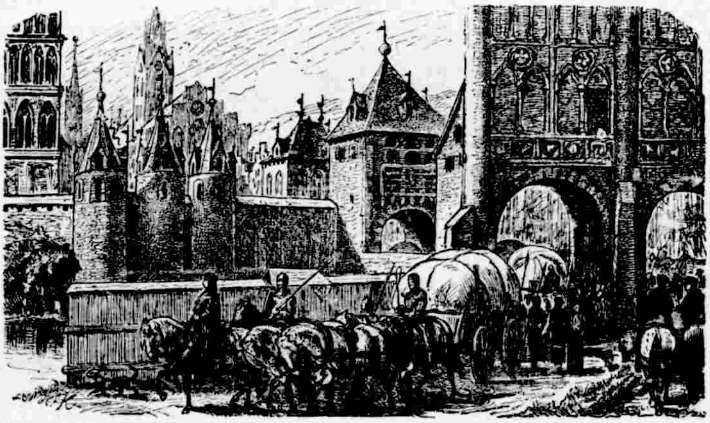


Die Schlacht auf dem Marchfelde zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar II. von Böhmen.

(Gemalt von Schnorr von Carolsfeld im Saalbau zu München, gestochen von Robert Petzsch.)

von Italien aus Eingang in Deutschland und gelangte hier allmälig zu allgemeiner Anwendung. Dadurch, daß die Städte in ihren einstigen Schirmherren jetzt ihre gefährlichsten Widersacher fanden und sich, statt sich ihres Schutzes zu erfreuen, ihrer Raubgier und Gewaltthätigkeit auf eigene Faust erwehren mußten, erstarkten sie und kamen mächtig empor; das Zwischenreich hatte also neben allen seinen Uebeln doch wenigstens den einen Vorteil, daß sich ein kräftiger, selbstbewußter Bürgerstand entwickelte, aus dem nach dem Verfall des Rittertums die eigentliche schützende und zugleich schaffende Kraft der Nation hervorging.

Im Reiche sah es aber in dieser Zeit traurig genug aus. Ein Zustand allgemeiner Auflösung trat ein; die Fürsten rissen Reichsgut und Reichsrechte an sich und teilten sich mit dem Schwerte in der Hand in die Länder. So entbrannte um den Besitz Thüringens ein Kampf, der schließlich durch die Teilung des Landes erledigt wurde; Oesterreich mit Steiermark, Kärnten und Krain, das im Besitze der Babenberger*) war, ging in den Besitz des Königs Ottokar von Böhmen über, nachdem der letzte Sprosse dieses Geschlechtes, Friedrich der Streitbare, im Kampfe gegen die Ungarn an der Leitha (in der Nähe



Ansicht des Lübecker Burgthores um 1400.
Nach einer alten Abbildung.
(Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

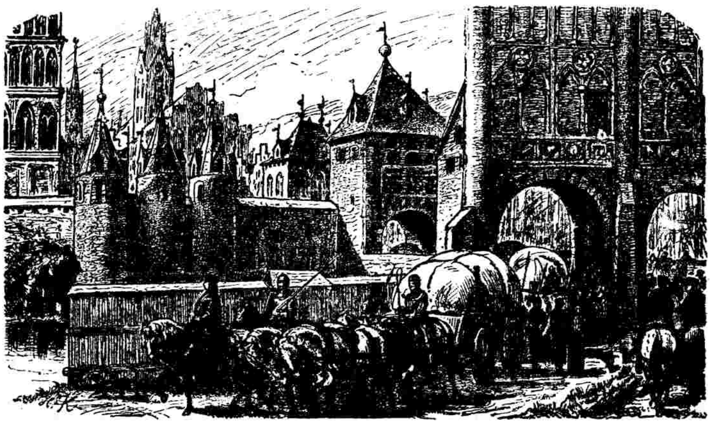
der erst später begründeten Stadt Wiener-Neustadt) im Jahre 1246 gefallen war. In Bayern und der Rheinpfalz befestigten die Wittelsbacher, in Braunschweig-Lüneburg die Welfen, in Sachsen-Wittenberg, Sachsen-Lauenburg, Anhalt und Brandenburg die Askanier und in Meißen und Thüringen die Wettiner ihre landeshoheitliche Herrschaft.

Die endliche Wiederherstellung des Königtums in Deutschland ist dem Papst Gregor X. (1271—1276) zu verdanken, der dabei weniger an das Wohl des deutschen Landes und Volkes dachte, sondern vielmehr durch den Wunsch, einen neuen Kreuzzug zu veranstalten und ein Gegengewicht gegen das mächtig aufblühende Frankreich zu schaffen, geleitet wurde. Es gelang ihm mit Unterstützung des Erzbischofs Werner von Mainz und des Nürnberger Burggrafen Friedrich III. von Hohenzollern, eine neue Königswahl herbeizuführen, die auf den Grafen Rudolf von Habsburg fiel. Die Grafen von Habsburg

*) Die Babenberger Grafen, die man bis in die neueste Zeit für die Vorfahren des Babenberger Geschlechtes gehalten hat, hatten ihren Namen von ihrer Burg Babenberg, an deren Stelle Kaiser Heinrich II. den Bamberger Dom erbaute, und waren ein schon unter den Karolingern angesehenes ostfränkisches Geschlecht. Der von Otto II. 976 zum Markgrafen der Ostmark erhobene Franke Luitpold (in der auf S. 419 folgenden Stammtafel als Leopold I. aufgeführt) war nach den neueren Forschungen kein Nachkomme der Babenberger Grafen, sondern wohl nur vom deutschen Könige mit der Verwaltung der Babenburg betraut.

von Italien aus Eingang in Deutschland und gelangte hier allmälig zu allgemeiner Anwendung. Dadurch, daß die Städte in ihren einstigen Schirmherren jetzt ihre gefährlichsten Widersacher fanden und sich, statt sich ihres Schutzes zu erfreuen, ihrer Raubgier und Gewaltthätigkeit auf eigene Faust erwehren mußten, erstarkten sie und kamen mächtig empor; das Zwischenreich hatte also neben allen seinen Uebeln doch wenigstens den einen Vorteil, daß sich ein kräftiger, selbstbewußter Bürgerstand entwickelte, aus dem nach dem Verfall des Rittertums die eigentliche schützende und zugleich schaffende Kraft der Nation hervorging.

Im Reiche sah es aber in dieser Zeit traurig genug aus. Ein Zustand allgemeiner Auflösung trat ein; die Fürsten rissen Reichsgut und Reichsrechte an sich und teilten sich mit dem Schwerte in der Hand in die Länder. So entbrannte um den Besitz Thüringens ein Kampf, der schließlich durch die Teilung des Landes erledigt wurde; Oesterreich mit Steiermark, Kärnten und Krain, das im Besitze der Babenberger*) war, ging in den Besitz des Königs Ottokar von Böhmen über, nachdem der letzte Sprosse dieses Geschlechtes, Friedrich der Streitbare, im Kampfe gegen die Ungarn an der Leitha (in der Nähe



Ansicht des Lübecker Burgthores um 1400.
Nach einer alten Abbildung.
(Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

der erst später begründeten Stadt Wiener-Neustadt) im Jahre 1246 gefallen war. In Bayern und der Rheinpfalz befestigten die Wittelsbacher, in Braunschweig-Lüneburg die Welfen, in Sachsen-Wittenberg, Sachsen-Lauenburg, Anhalt und Brandenburg die Askanier und in Meißen und Thüringen die Wettiner ihre landeshoheitliche Herrschaft.

Die endliche Wiederherstellung des Königtums in Deutschland ist dem Papst Gregor X. (1271—1276) zu verdanken, der dabei weniger an das Wohl des deutschen Landes und Volkes dachte, sondern vielmehr durch den Wunsch, einen neuen Kreuzzug zu veranstalten und ein Gegengewicht gegen das mächtig aufblühende Frankreich zu schaffen, geleitet wurde. Es gelang ihm mit Unterstützung des Erzbischofs Werner von Mainz und des Nürnberger Burggrafen Friedrich III. von Hohenzollern, eine neue Königswahl herbeizuführen, die auf den Grafen Rudolf von Habsburg fiel. Die Grafen von Habsburg

*) Die Babenberger Grafen, die man bis in die neueste Zeit für die Vorfahren des Babenberger Geschlechtes gehalten hat, hatten ihren Namen von ihrer Burg Babenberg, an deren Stelle Kaiser Heinrich II. den Bamberger Dom erbaute, und waren ein schon unter den Karolingern angesehenes ostfränkisches Geschlecht. Der von Otto II. 976 zum Markgrafen der Ostmark erhobene Franke Luitpold (in der auf S. 419 folgenden Stammtafel als Leopold I. aufgeführt) war nach den neueren Forschungen kein Nachkomme der Babenberger Grafen, sondern wohl nur vom deutschen Könige mit der Verwaltung der Babenburg betraut.

ihr auf den Schild erhoben worden. Er nahm die Wahl an und übernahm damit zugleich die schwierige Aufgabe, in das zerrissene Reich wieder Ordnung zu bringen. Während seiner achtzehnjährigen Regierung (1273—1291) hat er diese Aufgabe auch bestens erfüllt.

Deutschland unter Rudolf I.

Rudolf zog, nachdem ihm die Kunde von seiner Erwählung zum deutschen Könige zugegangen war, nach Aachen, wo er am 24. Oktober mit seiner Gemahlin Gertrud, die als Königin den Namen Anna führte, gekrönt wurde. Vom Papste Gregor X. unterstützt, war seine Königsmacht von seiten Roms vor Ränken gesichert; im Reiche selbst suchte er diese durch Vermählung seiner Töchter mit deutschen Fürsten zu befestigen, eine Politik, welcher das habsburgische Haus stets mit bestem Erfolge nachging, und die sogar in dem bekannten, dem Matthias Corvinus zugeschriebenen geflügelten Worte „tu, felix Austria, nube"*) verewigt worden ist. Auch Heinrich von Bayern, der Rudolf anfangs die Anerkennung verweigert hatte, wurde durch eine Heirat seines Sohnes an das Haus Habsburg gekettet. Nur gegen Ottokar, den König von Böhmen, aus dem Geschlechte der Przemysliden, das der Sage nach um das 7. Jahrhundert von Przemysl, dem Gemahl der Königstochter Libussa, der Erbauerin Prags, begründet wurde, mußte Rudolf Gewalt anwenden, um ihn zur Anerkennung der Oberhoheit zu zwingen. Nachdem er Ottokar in die Acht hatte erklären lassen, entriß er ihm in einem Feldzuge (1276) Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, welche Länder dieser unter Geltendmachung seines Erbrechtes an der Hinterlassenschaft des mit Friedrich dem Streitbaren erloschenen Hauses Babenberg an sich gerissen und dann vom Könige Richard von Cornwallis zu Lehen genommen hatte. Rudolf von Habsburg bedurfte zur Begründung einer ansehnlichen Hausmacht dieser Länder, und es konnte ihm nicht genügen, daß dieselben als bloße Reichslehen in seinen Besitz kamen; er mußte sie daher mit dem Schwerte des Eroberers für sich gewinnen und zu diesem Zwecke das Königtum Ottokars völlig vernichten. Das geschah in einem zweiten, im Bündnis mit dem Könige Ladislaus IV. von Ungarn gegen den Böhmerkönig unternommenen Feldzuge, in welchem dieser — in der Schlacht auf dem



Siegel Ottokars.

---

*) Vollständig heißt der betreffende Vers:
Bella gerant alii: tu, felix Austria nube!
Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.
d. i. auf deutsch:
„Kriegen laß And're; doch du, o glückliches Oesterreich, freie!
Andern erweitert den Staat Mars, und Venus ihn dir."

Stammtafel des Hauses Habsburg.

I. Von Rudolf I. bis Maximilian I.

Albrecht von Habsburg — Hedwig von Kyburg.

Rudolph von Habsburg. Gem.: Gertrud von Hohenberg-Haigerloch.
* 1218 † 1291
(1273—1291).

1. Albrecht I. *)
* 1248 † 1308
(1298—1308).

2. Rudolph
† 1290.

1. Rudolf, 1306 zum deutschen König gewählt, † 1307.

2. Friedrich III. der Schöne
* 1286 † 1330.

3. Leopold der Glorwürdige
* 1292 † 1326.

4. Albrecht II. der Weise oder Lahme
* 1298 † 1358.

5. Otto
† 1339.

Johann Parricida
* 1289 † ?

1. Rudolph IV., der Stifter[1])
* 1339 † 1365.

2. Albrecht III.
* 1348 † 1395.

3. Friedrich IV.

4. Leopold III.
* 1351 † 1386.

Oesterreichische Linie:

Albrecht IV.
† 1406.

Albrecht V.
Als deutscher König **Albrecht II.**[2])
* 1367 † 1439 (1438—1439).

Ladislaus Posthumus [3])
* 1440 † 1457.

Steiermärkische Linie:

Ernst der Eiserne. Gem.: Cimbarka v. Masovien.
* 1377 † 1424.

Friedrich V.
Als deutscher Kaiser **Friedrich III.** (1440—1493)
* 1415 † 1493.

Maximilian I. (1493—1519).
(s. die nachfolgende Stammtafel II.)

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der deutschen Kaiser und Könige.

---

*) Vergl. Stammtafel der Babenberger.

[1]) Nimmt 1359 den Titel Erzherzog an, den aber die österreichischen Herzöge **erst seit 1453** (der Zeit Kaiser Friedrichs III.) dauernd und allgemein führen, und erwirbt 1363 Tirol. [2]) Wird 1437 als Schwiegersohn und Erbe **des Kaisers** Sigismund König von Ungarn und Böhmen. [3]) Mit dessen frühem Tode gehen die Länder der österreichischen Linie an die **steiermärkische Linie, bezw. an das damalige Haupt** derselben, Kaiser Friedrich III. über.

Marchfelde am 26. August 1278 — Reich und Leben verlor. Böhmen und Mähren wurden Ottokars unmündigem Sohne Wenzel gelassen, den aber Rudolf sofort durch Vermählung mit einer seiner Töchter an das Haus Habsburg fesselte. Kärnten erhielt der Graf Meinhard von Tirol, Rudolfs Schwager; Oesterreich, Steiermark und Krain nahm der Habsburger mit Bewilligung der Kurfürsten*) für sein eigenes Haus in Besitz und belehnte damit seine Söhne Albrecht und Rudolf.

Noch stand Rudolf ein Gegenkönig in der Person Alfons' X. von Castilien gegenüber, der, wie schon erwähnt, nie nach Deutschland gekommen war und die deutsche Königswürde nur zu dem Zweck angestrebt hatte, um durch sie zur Kaiserkrone zu gelangen. Er erhob auch Ansprüche an das Herzogtum Schwaben, auf das er durch seine Mutter Beatrix, eine Tochter Philipps von Schwaben, ein Erbrecht zu besitzen glaubte. Der Papst Gregor trat ihm als Beschützer Rudolfs nach beiden Richtungen entgegen und bedrohte ihn sogar mit dem Banne, falls er sich nicht seiner Ansprüche begeben sollte. Alfons sah sich daher gezwungen, der deutschen Krone zu entsagen; später verlor er auch die seines Stammreiches durch eine Empörung seines eigenen Sohnes Sancho (1282), und nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung seines Thrones starb dieser hochgelehrte und tapfere, aber wenig glückliche Fürst zu Sevilla im Jahre 1284. Schwaben d. h. den Herzogtitel dieses Landes, der indes nur noch die Hoheit über die Habsburgischen Hausgüter daselbst bezeichnete, erhielt Rudolfs gleichnamiger Sohn, der aber schon 1290 unter Hinterlassung eines unmündigen Sohnes, Johann, seinem Vater im Tode voranging.



König Alfons X. von Castilien.

Votivstatue in der Kathedrale zu Toledo. (Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

Rudolf war aufs eifrigste bestrebt, die von seinen Vorgängern verschleuderten Güter und Kronrechte des Reiches wieder zu gewinnen und den Landfrieden zu sichern. Er stellte die Rechte der Kurfürsten fest und räumte ihnen insofern einen Einfluß auf die Regierung ein, als er in allen wichtigen Angelegenheiten ihre Zustimmung mittels sogenannter „Willebriefe" einholte. Den Anmaßungen gewaltthätiger Großen trat er mit Entschiedenheit entgegen, zwang einige widerspenstige Reichsvasallen zur Unterwerfung, nötigte den Grafen von Savoyen, der sich mehrere deutsche Reichslehen in der Schweiz angeeignet hatte (1283), mit Waffengewalt zur Rückgabe derselben und befreite sein Mündel, Ottokars Sohn Wenzel, aus den Händen des Markgrafen Otto IV. von Brandenburg, der sich der Herrschaft über Böhmen zu bemächtigen versucht hatte. Gegen die Raubritter führte er einen förmlichen Vernichtungskrieg und zerstörte in Thüringen allein an siebzig Burgen derselben; zu Erfurt ließ er (1289) gleich 29 Raubritter auf einmal

*) Kurfürsten, von dem alten Worte „küren" d. h. „wählen" hergeleitet, wurden seit der Mitte des 13. Jahrhunderts diejenigen deutschen Reichsfürsten genannt, denen die Wahl des Königs zustand. Seit der Wahl Richards von Cornwallis treten die Inhaber der Erzämter (vergl. S. 351), die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln und der Pfalzgraf am Rhein eine Zeit lang abwechselnd mit dem Herzog von Bayern, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen als Kurfürsten in den Vordergrund. Durch die „goldene Bulle" (1356) wurde die Wahl endgiltig den sieben Kurfürsten, den obengenannten Erzbischöfen, dem König von Böhmen, dem Pfalzgrafen am Rhein, dem Herzog von Sachsen-Wittenberg und dem Markgrafen von Brandenburg als erbliches Recht übertragen, später aber die Zahl derselben wiederholt geändert.

hinrichten. Nichtsdestoweniger dauerte diese Landplage, gegen die sich manche Städte auch auf eigene Faust wehrten, bis in das 16. Jahrhundert fort.

Das Ende der Herrschaft Rudolfs war kein glückliches. Getreu seiner Heiratspolitik vermählte er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin zum zweitenmal (1284) mit der erst 14 jährigen Tochter des Herzogs Hugo IV. von Burgund*); doch erfüllten sich die an diese Ehe geknüpften Erwartungen nicht. Im Reiche selbst traten vielfach Gährungen unter Städten und Fürsten ein, besonders in Schwaben, wo eine große Zahl reichsunmittelbarer Stände (Reichsritter und Reichsstädte) entstanden und nach dem Untergange der Hohenstaufen die Grafen von Württemberg und die Markgrafen von Baden zu hoher Macht gelangt waren. Gegen Eberhard von Württemberg mußte Rudolf mit Waffengewalt vorgehen, ebenso gegen Burgund, das stückweise an Frankreich gefallen war, und von dem nur die Freigrafschaft (Franche-Comté) mit der Hauptstadt Besançon für das deutsche Reich wieder gewonnen werden konnte. Der Wunsch Rudolfs, seinem Sohne Albrecht die Königskrone zu verschaffen, blieb unerfüllt; es gelang ihm nicht, am Reichstag zu Frankfurt (Mai 1291) die Stimmen der Kurfürsten für diese Wahl zu gewinnen, und zwei Monate später starb Rudolf zu Speyer, wo er auch bestattet wurde.



Reiterfigur Rudolfs von Habsburg.
An der Fassade des Straßburger Münsters vom Jahre 1291.
(Nach O. Jägers „Weltgeschichte“.)

Rudolf war ein thätiger, tapferer und gerechter Fürst, leutselig und schlicht in Sitte und Lebensweise. Das Schweizer Volk, dem er seiner Abstammung nach angehörte, und in dessen Mitte er den größeren Teil seines Lebens verbracht hatte, setzte trotz der Gewaltthaten, deren er sich im Verein mit dem Kyburger Ulrich schuldig gemacht hatte, großes Vertrauen in seine Gerechtigkeit, und die Landleute von Uri riefen ihn 1257 trotz ihres ausgeprägten Unabhängigkeitssinnes zur Schlichtung eines inneren Zwistes auf. Freilich änderte sich das freundliche Verhältnis, das zwischen ihm und den Bewohnern der Urschweiz bestanden hatte, nachdem er dort Grundbesitz erworben hatte und bald darauf König geworden war. Von da an richtete sich seine Absicht darauf, sämtliche habsburgischer Lande in der Schweiz zu einem Erblande zu vereinigen und sie ebenso, wie es mit den österreichischen Landen geschehen war, einem seiner Söhne zuzuwenden. Es entspann sich hieraus ein langwieriger Kampf zwischen Habsburg und den zu einer Eidgenossenschaft vereinigten Schweizern, auf den wir später zurückkommen werden.

Rudolfs Nachfolger war der — dank den Bemühungen des Erzbischofs Gerhard von Mainz seinem Sohne vorgezogene — Graf Adolf von Nassau (1292—1298), ein Verwandter

*) Neben dem Königreich Burgund (vergl. S. 347) entstand an der Grenze der Landschaft Franche-Comté ein Herzogtum Burgund, später Bourgogne genannt, das um 900 von Richard von Autun, einem Bruder Bosos von Vienne, gestiftet worden war. Dieses Herzogtum wurde 1361 mit den Ländern der Krone Frankreichs vereinigt, 1363 aber wieder an Philipp den Kühnen zu Lehen gegeben.

Gerhards, der seine Erhebung einerseits dem anmaßenden Betragen Albrechts, andererseits der entschiedenen Abneigung der Kurfürsten gegen das Aufkommen eines starken Königtums zu verdanken hatte. Da der neue deutsche König weder Land noch Geld besaß, so wollte er einen zwischen dem Landgrafen Albrecht von Thüringen und dessen Söhnen entstandenen Zwist benutzen, um sich dieses Landes und zugleich Meißens zu bemächtigen. Er ließ sich zu diesem Zwecke vom englischen Könige Eduard I. 100000 Pfund Sterling für das Versprechen auszahlen, ihm in seinem Kampfe gegen Philipp den Schönen beizustehen, zog sich aber dann von der übernommenen Verpflichtung unter Berufung auf den Papst zurück, der ihm die Teilnahme an diesem Kriege untersagt hatte. Gerhard von Mainz wollte aber dieses eigenmächtige Vorgehen Adolfs, den er als seine Kreatur betrachtete, nicht dulden und leitete selbst die Absetzung Adolfs und die Wahl des Habsburgers Albrecht durch eine Fürstenversammlung zu Mainz (1298) ein. Zwischen den beiden Gegenkönigen kam es bei Göllheim westlich von Worms zum Kampfe, in welchem Adolf nach heldenmütiger Gegenwehr gegen den überlegenen Feind am 2. Juli 1299 fiel.



Siegel Adolfs von Nassau.
(Original im städtischen Archiv zu Frankfurt a. M.)

Albrecht I. war nun König und blieb es bis 1308. Seine Hauptthätigkeit war der Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht zugewandt. Er war herrisch, hart und rücksichtslos und machte sich dadurch sowohl bei den Fürsten als auch beim Volke und seinen eigenen Anverwandten verhaßt, ohne indes irgend einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. Den rheinischen Kurfürsten hatte er, um sich seine Wahl zu sichern, mancherlei Zugeständnisse gemacht, die er aber als König nicht hielt; ähnlich machte er es mit dem Papste Bonifacius VIII. (1294—1303). Dieser Papst, einer der herrschsüchtigsten und geldgierigsten, die je auf dem Stuhle Petri saßen, hatte in seiner Bulle „Unam Sanctam"*) die Unterordnung der weltlichen Macht unter die geistliche und die Pflicht des Gehorsams aller Kreatur gegen den Papst zum Glaubenssatze erhoben, wogegen der französische König Philipp der Schöne offenen Widerstand erhob. Da nun Albrecht sich mit Philipp verbündet und verschwägert hatte, so wandte sich des Papstes Zorn auch gegen ihn, und er lud ihn (1301) zur Rechtfertigung vor seinen Stuhl. Gleichzeitig verbot er den deutschen Fürsten, Albrechts Oberhoheit anzuerkennen, bevor ihm nicht die päpstliche Vergebung zuteil geworden sei, und entband sie ihres Eides. Albrecht wandte sich an die Reichsstädte um Hilfe gegen die rheinischen Kurfürsten, die ihm den Gehorsam versagten und mit dem Könige von Böhmen seine Entthronung verabredeten. Die Erzbischöfe und der Pfalzgraf am Rhein wurden nunmehr zur Unterwerfung gezwungen, und mit Bonifacius verständigte sich Albrecht durch Verzichtleistung auf die Ausübung kaiserlicher Rechte in Italien. Der Böhmerkönig Wenzel

*) Bulle (vom lat. bulla s. v. w. Wasserblase) hieß ursprünglich die Kapsel mit dem darin eingeschlossenen Siegel einer Urkunde, die mittels einer vom Siegel festgehaltenen Schnur an dem Schriftstück befestigt wurde; später übertrug man den Namen auf die Urkunde selbst, insbesondere auf solche, welche die Päpste erließen. Die einzelnen Bullen werden mit den Anfangsworten ihres Inhaltes bezeichnet.

starb als letzter Przemyslide, und Albrecht ließ (1306) seinen Sohn Rudolf dort zum Könige wählen. Dieser starb aber schon 1307, und damit war der Habsburger Herrschaft in Böhmen zunächst wieder ein Ende gemacht. Auch in Thüringen und Meißen konnte Albrecht, der dort die Ansprüche seines Vorgängers aufrecht zu erhalten suchte, gegen die Landgrafen Friedrich den Freidigen und Diezmann nicht aufkommen; das gegen diese entsandte Reichsheer unter des Burggrafen Friedrich IV. von Nürnberg Befehle wurde bei Lucka (1307) unweit Altenburg geschlagen. Ebensowenig gelang es Albrecht, Holland,



Die Königswahl Heinrichs VII.

Miniatur aus der Prachthandschrift „Balduineum" mit der Unterschrift (in lateinischer Sprache): „Sieben Kurfürsten wählen Heinrich Grafen von Lützelburg (Luxemburg) zum römischen König zu Frankfurt am 27. (des in der Unterschrift nicht genannten Monates November).
(Nach dem im Provinzial-Archiv zu Koblenz befindlichen Original aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

das er als erledigtes Reichslehen beanspruchte, in Besitz zu nehmen. Seinem Neffen Johann, dem Sohne seines jüngeren Bruders Rudolf, enthielt er das väterliche Erbe in Schwaben vor und veranlaßte diesen dadurch zu einer Verschwörung, die ihm das Leben kostete. Albrecht hatte sich im Frühjahr 1308 nach der Schweiz begeben, um dort die Erhebung der Waldstätten niederzuwerfen; angesichts der Stammburg seines Hauses, in der Nähe des Städtchens Bruck, erreichte ihn sein Schicksal. Es war den Verschworenen gelungen, bei Uebersetzung der Reuß den König allein in ihre Mitte zu bekommen, und ehe das übrige Gefolge wieder zu ihm gelangte, wurde Albrecht niedergemacht (1. Mai 1308).

Nach Albrechts Tode gelang es den Kurfürsten, die Habsburger von der Königswahl fern zu halten, und diese fiel — auf des Mainzer Erzbischofs Peter Aichspalters Betreiben — auf den Grafen Heinrich von Luxemburg, der als Heinrich VII. (1308—1313) den

Thron bestieg und auch die römische Kaiserkrone wieder zu gewinnen wußte. Das Kaisertum als solches hatte aber ebenso wie das deutsche Königtum seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Es hatte sich in Deutschland eine völlige Umgestaltung des Staatswesens vollzogen, die Landeshoheit der einzelnen Reichsfürsten gewann immer mehr an Selbständigkeit, und auch die Kaiser betrachteten das Reich immer mehr als Nebensache und waren vor allen Dingen darauf bedacht, ihre Hausmacht zu vergrößern und ihren Schwerpunkt auf diese zu verlegen.

Außerdeutsche Staaten.

Frankreich und England.

Von allen Staatengebilden des Mittelalters ist Frankreich dasjenige, das zuerst einen natürlichen Abschluß erlangte, indem Staatswesen und Volkswesen dort in eins verschmolzen. Während in Deutschland die Königsmacht sich nach außen zu verbreiten suchte, beschränkte sich ihr Streben in Frankreich darauf, innerhalb der gegebenen natürlichen Landes- und Volksgrenzen eine einheitliche Herrschaft herzustellen. Ganz ebenso verhielt sich — abgesehen von der Ausbreitung seiner Seeherrschaft, die erst einem späteren Zeitalter angehört — England; nur vorübergehend suchte es auch auf französischem Boden seine Herrschaft zu behaupten, und dadurch wurde die Geschichte der beiden Länder während dieses Zeitraumes enge verknüpft.

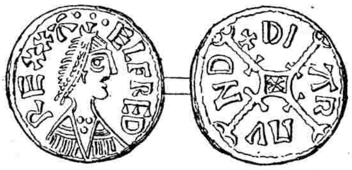
Wie wir gesehen haben, teilten sich die Söhne Ludwigs des Frommen in der Weise in das Frankenreich, daß Karl dem Kahlen der westliche, romanische Teil desselben zufiel. Nach dem Tode seines Sohnes Ludwigs des Stammlers bemächtigte sich dessen Vetter Karl der Dicke Westfrankens, wurde aber nach wenigen Jahren entsetzt und an seine Stelle trat Odo von Paris, während der zunächst erbberechtigte Sohn Ludwigs des Stammlers, Karl der Einfältige, erst 893 durch den Erzbischof Fulco von Rheims zur Krone gelangte. Odo trat ihm (896) einen Teil des Landes ab, und nach dessen Tode (898) wurde er allgemein als König anerkannt. Zu jener Zeit hatten die Einfälle der Normannen in Frankreich sich häufig wiederholt, und Karl verlieh einem von ihren Fürsten, Rolf oder Rollo, der in der Taufe den Namen Robert annahm, im Jahre 912 das Küstenland westlich der Seine bis in die Bretagne und machte ihn zu seinem Schwiegersohn, wodurch er einen Vasallen gewann, der nun in seinem eigenen Interesse die Einbrüche weiterer Normannenschwärme abwehren half. Im Jahre 922 stellte ein Teil der Großen des Reiches Odos Bruder Robert als Gegenkönig auf; dieser fiel aber schon (923) in der Schlacht bei Soissons, und nun wurde sein Schwiegersohn, der Herzog Rudolf von Burgund, an seiner Stelle zum König erhoben. Karl wurde gefangen genommen und starb 929, die Partei der Karolinger erhob nun noch den Sohn, Enkel und Urenkel Karls auf den Thron (vergl. Stammtafel der Karolinger S. 349), aber alle diese Könige erwiesen sich als ohnmächtig, und Hugo Capet bemächtigte sich (987) des Thrones als Stifter eines Herrscherhauses, das sich — mit Unterbrechung durch die französische Revolution von 1792 bis 1814 — in seinen Nebenlinien bis zum Jahre 1848 auf dem Throne Frankreichs erhalten hat.



Siegel Karls des Einfältigen.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".)

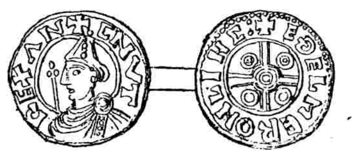
Die ersten Capetinger hatten ihren Vasallen gegenüber nur geringe Macht, waren aber klug genug, ihre ganze Kraft zur Vermehrung derselben im Innern zu benutzen und den äußeren Ereignissen nur gelegentlich ihre Thatkraft zuzuwenden. Das Gebiet, das sie beherrschten, beschränkte sich auf die um Paris gelegenen Grafschaften, die sie zu einem besonderen Herzogtum Francia oder Francien — später auch Isle-de France genannt — vereinigten. Durch die kirchliche Macht wurden sie wenig behindert, ja eher unterstützt, weil sich die französische Kirche von vornherein in das Verhältnis einer gewissen Unabhängigkeit gegen Rom stellte. Die Bannflüche, welche einzelne Beherrscher Frankreichs trafen, blieben dort ziemlich wirkungslos; daher konnte von Rom aus niemals jene Verwirrung und Zerrüttung in das Land getragen werden, wie dies in Deutschland in so ausgedehntem Maße der Fall war.

Unter Heinrich I. (vergl. Stammtafel der Capetinger) erhielt dessen jüngerer Bruder Robert das Herzogtum Burgund (vergl. S. 423) zu Lehen und wurde von der Geistlichkeit die „Treuga Dei" zur Sicherung des Landfriedens verkündet (1031). Es war dies ein Gebot, demgemäß während der kirchlichen Feste und bestimmter Tage in jeder Woche alle Fehden zu ruhen hatten. Während der Regierung seines Sohnes Philipp I. (1060—1108) eroberte der Herzog Wilhelm von der Normandie England. Dort waren seit der Vereinigung der angelsächsischen Reiche unter dem Könige Egbert von Wessex (vergl. S. 328) die Dänen häufig eingebrochen und hatten sich auch auf der Insel angesiedelt. Alfred der Große (871—901) bekämpfte sie glücklich, und unter ihm und seinem Sohne und Enkel blühte das angelsächsische Reich, dessen Verfassung und Gerichtswesen auf Grund der alten Grafschaftseinteilung geordnet wurde. Später geriet aber das Reich wieder in Verfall, und zu Beginn des 11. Jahrhunderts erneuerten sich die Einfälle der Dänen, die, nachdem Ethelred II. eine Massenabschlachtung der Eindringlinge und ihrer bereits seßhaft gewordenen Stammesgenossen veranstaltet hatte, mit der völligen Eroberung Englands durch Swen und dessen Sohn Kanut (Knud) den Großen abschlossen (1016). England wurde nun mit Dänemark und Norwegen zu einem Reiche vereinigt, das Kanut (1016—1035) mild und weise regierte und dem Christentum in seiner Gesamtheit erschloß. Im Jahre 1042 ging die Herrschaft auf Eduard den Bekenner, einen Sohn Ethelreds, über. Dieser hatte während der dänischen Herrschaft längere Zeit in der Normandie zugebracht und dort dem französisch-normannischen Wesen sich genähert; während seiner Regierung umgab er sich mit Günstlingen, die er von dort nach England mitgebracht hatte, und man hat sogar behauptet, daß er, da er kinderlos war, den Herzog Wilhelm von der Normandie als seinen Nachfolger ins Auge gefaßt habe. Thatsächlich folgte ihm jedoch Harald II. (1066) der Sohn des Grafen Godwin von Kent, unter dessen Regierung die Eroberung Englands durch Wilhelm stattfand. Während Harald mit der Niederwerfung eines in den nördlichen Grafschaften ausgebrochenen Aufstandes beschäftigt war, landete Wilhelm mit 60000 Mann bei Hastings (südöstlich von London, in der Gegend des heutigen Brighton) und brach aus den dort errichteten Verschanzungen gegen das Innere des Landes vor. Harald eilte rasch herbei und warf beim ersten Zusammenstoße die



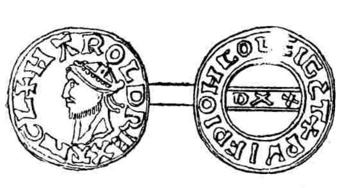
Münzbild Alfreds des Großen.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".



Münze Kanuts des Großen,

König der Dänen, welcher 1016 England mit Dänemark vereinigte.
(Aus Weißers „Bilderatlas der „Weltgeschichte".)



Münzbild Haralds II.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Stammtafel der Capetinger.

Robert, der Tapfere, Sohn des Sachsen Witichin, Markgraf von Anjou (861—866).

1. Odo, Graf von Paris, 887—898 König des westfränkischen Reiches als Gegenkönig Karls des Einfältigen. (vergl. Stammtafel der Karolinger S. 349.)

2. Robert I., 922—923 Gegenkönig Karls des Einfältigen.

Hugo der Große, † 956. 2. Gem.: Hedwig, Schwester des Kaisers Otto I.

Hugo Capet, König von Frankreich (987—996).

Robert I., der Weise (936—1031).

Heinrich I. (1031—1060).

1. **Philipp I.** (1060—1108).

2. Hugo von Vermandois. (Vergl. Stammtafel des Hauses Valois.)

Ludwig VI., der Dicke, seit 1101 Mitregent (1108—1137).

Ludwig VII. (1137—1180).

Philipp II., Augustus (1180—1223).

Ludwig VIII. (1223—1226).

Ludwig IX., der Heilige (1226—1270), Gem.: Blanka, Regentin von 1248—1252.

1. **Philipp III.**, der Kühne . . . (1270—1285).

6. Robert, vermählt 1272 mit Beatrix von Bourbon.

Ludwig I., 1327 zum ersten Herzog von Bourbon erhoben. (Siehe Stammtafel der Bourbons.)

1. **Philipp IV.**, der Schöne, (1285—1314).

2. Karl v. Valois, * 1270, † 1325.

1. **Ludwig X.**, der Zänker (1314—1316).

2. **Philipp V.**, der Lange (1316—1322).

3. **Karl IV.** (1322—1328).

4. Isabella, Gem. Eduards II. von England.

Johann I. (* und † 1316).

Eduard III. von England.

Philipp VI. (1328—1350). (Siehe Stammtafel des Hauses Valois).

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Könige von Frankreich.

Normannen zurück; ihre Reiterei fiel ihm aber in den Rücken und die Schlacht endigte mit der Vernichtung des angelsächsischen Heeres, wobei der König und die Blüte des Adels den Untergang fanden. Das normannische Regiment, das der neue, seither „Wilhelm der Eroberer“ genannte König einführte, beruhte auf einer Zerstückelung des ganzen Landes in kleine Lehensteile, von denen mehr als ein Dritteil der Kirche, die Hälfte dem normannischen Adel und der kleine Rest der Krone selbst zugewiesen wurde. Die angelsächsische Einteilung in Grafschaften wurde nebst der Gerichtsverfassung beibehalten. Lange bestanden Angelsachsen und Normannen mit getrennten Sprachen nebeneinander, allein mit der Zeit trat doch die Verschmelzung ein, und England entwickelte sich hinfort auf nationaler Grundlage in ähnlicher Weise, wie dies auch in dem von ursprünglich getrennten, später aber mit einander verschmolzenen Nationen bewohnten Frankreich der Fall war.

Wilhelm starb 1087 in Rouen, und seine Söhne Robert und Wilhelm II.



Scene aus der Schlacht bei Hastings.

Aus der berühmten Tapete von Bayeux, im 11. Jahrhundert gearbeitet, nach Prutz, „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.

Stammtafel der englischen Herrscherhäuser Plantagenet, Lancaster, York und Tudor.

I. **Plantagenet** (1154—1399).

1. Gottfried von Anjou, Sohn des Königs Fulko von Jerusalem. — Gem.: Mathilde, Tochter Heinrich I., Enkelin Wilhelms des Eroberers.

- **Heinrich II**, 1154—1189.
  - 1. **Richard Löwenherz**, 1189—1199.
  - 2. **Johann III. (ohne Land)**, 1199—1216.
    - **Heinrich III.**, 1216—1272.
      - **Eduard I.**, 1272—1307.
        - **Eduard II.**, 1307—1327.
          - **Eduard III.**, 1327—1377.
            - 1. Eduard, der schwarze Prinz, † 1376.
              - **Richard II.**, 1377—1399.
            - 2. Wilhelm, als Kind gestorben
            - 3. Lionel, Herzog v. Clarence, † 1368.
              - Philippine, Gemahlin Edmund Mortimers.
                - Roger Mortimer.
                  - Anna Mortimer,[3] Gemahlin Richards v. Cambridge.[4])
            - 4. Johann von Kent, Herzog von Lancaster, † 1399.
              - 1. **Heinrich IV.**[1])
              - 2. Johann Beaufort,[5]) Graf von Somerset.
            - 5. Edmund,[2]) Herzog v. York, † 1402.
            - 6. Thomas, Herzog v. Gloucester, † 1397.

II. **Lancaster** (1399—1461).

- **Heinrich IV.**,[1]) 1399—1413.
  - **Heinrich V.**, 1413—1422, Gem.: Katharina[6]) von Frankreich.
    - **Heinrich VI.**, 1422—1461. Gem.: Margarethe von Anjou.
      - Eduard, Prinz von Wales, ermordet 1471.

III. **York** (1461—1485).

- Edmund, Herzog von York,[2]) † 1402.
  - 1. Edmund, Herzog v. York, † 1415.
  - 2. Richard,[4]) Graf v. Cambridge, Gemahl der Anna Mortimer.[3])
    - Richard, Herzog v. York, † 1460.
      - **Eduard IV.**, 1461—1483.
        - 1. Elisabeth,[8]) Gemahlin Heinrichs VII.[7])
        - 2. **Eduard V.**,
        - 3. Richard, — beide ermordet 1483 durch Richard III.
      - Georg v. Clarence, getötet 1478.
      - **Richard III.** (früher Herzog von Gloucester), 1483—1485.

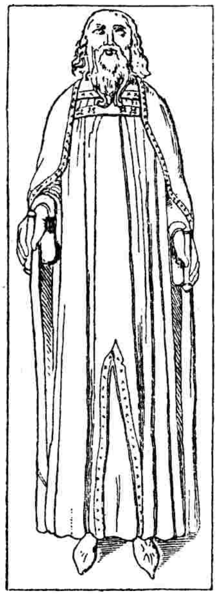
IV. **Tudor** (1485—1603).

- Johann Beaufort, Graf von Somerset[5])
  - Johann Beaufort, Herzog von Somerset.
    - Margarethe, vermählt mit Edmund Tudor (Sohn von Owen Tudor, zweitem Gemahl der Katharina[6]) v. Frankreich).
      - **Heinrich VII.** Tudor,[7]) 1485—1509, vermählt mit Elisabeth,[8]) Tochter Eduards IV.
        - 1. **Heinrich VIII.**, 1509—1547.
          - 1. **Maria die Katholische**, 1553—1558.
          - 2. **Elisabeth**, 1558—1603.
          - 3. **Eduard VI.**, 1547—1553.
        - 2. Margarethe, vermählt mit Jakob IV. v. Schottland.
          - Jakob V. v. Schottland, † 1542.
            - Maria Stuart, hingerichtet 1587.
              - Jakob VI. von Schottland, nachmals **Jakob I.**, v. England u. Schottland (1603—1625), Stammherr des Hauses **Stuart** (1603—1714). (Vergl. die Stammtafel der Häuser Stuart und Hannover.)
        - 3. Maria, vermählt mit dem Herzog v. Suffolk.
          - Franziska, verm. mit Henry Grey.
            - Johanna Grey, vermählt mit dem Herzog von Northumberland, hingerichtet 1554.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der Könige und Königinnen von England. Diejenigen Personen, welche als Verbindungsglieder der verschiedenen Häuser zweimal aufgeführt erscheinen, sind durch übereinstimmende Verweisziffern gekennzeichnet.

Heinrich und sein Bruder Richard von Cornwallis (der deutsche König, vergl. S. 416) wurden in der Schlacht bei Lewes (1264) gefangen genommen, und auch Heinrichs Sohn Eduard stellte sich freiwillig dem Sieger. Doch entschied sich im nächsten Jahre die Reichsvertretung (das „Parlament“) für Freilassung Eduards und gegen den mißliebig gewordenen Leicester, und bei Evesham siegte Eduard entscheidend über die Barone, wodurch Heinrichs Regiment wieder befestigt und zugleich die Stellung der „Gemeinen“ (d. h. des niederen Adels und der Bürger) im Parlamente gekräftigt wurde.

Eduard I. (1272—1307) unterwarf Wales, wo sich noch ein Rest altbritischer Freiheit erhalten hatte, und ließ die Fürsten und die Barden (Sänger) des Landes töten, um ihren Einfluß auf den Volksgeist bis auf die Erinnerung zu ersticken. Auch Schottland, wo seit 844 das Haus Kenneth*) herrschte, fiel infolge von Kronstreitigkeiten unter die Herrschaft Englands, machte sich aber unter Eduard II. (1307—1327) durch die siegreiche Schlacht bei Bannokburne (1314) wieder selbständig. Auf Anstiften seiner Gemahlin Isabella, der Tochter Philipps IV. von Frankreich, und ihres Buhlen Robert Mortimer wurde Eduard II. vom Parlament entsetzt und in den Kerker geworfen, wo er ermordet wurde. Sein Sohn Eduard III. (1327—1377), während dessen Minderjährigkeit seine Mutter und Mortimer die Regentschaft führten, ließ, großjährig geworden, beide gefangen setzen und stellte Mortimer vor das Parlament, das ihn dem Henker überlieferte. Während seiner Herrschaft machte sich Schottland unter dem Hause Stuart (1371) von der Lehenspflicht gegen England frei. Das Parlament wurde (1343) in Oberhaus und Unterhaus getrennt und letzterem das Steuerbewilligungsrecht und Petitionsrecht zuerkannt. In den Grafschaften entwickelte sich das „Selfgovernement“ (Autonomie oder Selbstverwaltung) und 1327 wurde das Friedensrichteramt eingeführt, das zunächst nur mit der Friedensbewahrung (Vornahme von Verhaftungen, Erlaß von Ladungen und von Aufrufen infolge von Friedensstörungen), später aber auch mit allerlei Befugnissen auf dem Gebiete der Verwaltung, Polizei und Rechtspflege betraut wurde. Gegen Frankreich erhob Eduard III. als Sohn der Isabella Thronansprüche, die zu einem Kriege von mehr als 100jähriger Dauer Anlaß gaben.



Eduard III.

Nach seinem Grabstein in Westminster, aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

In Frankreich war unter Philipp II. (1180—1223), der sich den Beinamen Augustus beigelegt hatte, für die Verstärkung der Kriegsmacht außerordentlich viel geschehen, und der Erfolg seiner Waffen bei Bovines hatte das Uebergewicht Frankreichs in Europa begründet. Von den englischen Besitzungen auf französischem Boden war wenig mehr übrig geblieben als Guyenne. Philipps Sohn Ludwig war 1216 über den Kanal gegangen und hatte sich der Hauptstadt und eines großen Teils von England bemächtigt; ja die englischen Barone hatten ihm sogar die von Johann entwürdigte Krone ihres Reiches angeboten, und nur der Tod Johanns bewirkte wieder eine Wendung zu Gunsten der Plantagenet. Philipp hatte sich von da an mehr auf die Befestigung seiner Macht im Innern verlegt, und es war ihm gelungen, sein Krongebiet fast um das Doppelte zu vergrößern. Durch die blutigen und verheerenden Kriege gegen die Albigenser (vergl. S. 412) wurde die Macht der Großen im südlichen Frankreich schwer erschüttert, und dies kam der Stärkung der Königsmacht zu gute. Im unermüdlichen Kampfe gegen England stärkte sich das französische Nationalgefühl wesentlich und fand eine Stütze in der kräftigen Königsmacht, die sich der Herrschaft der Fremdlinge auf französischem Boden mit Erfolg erwehrte. Philipps Nachfolger

*) Kenneth Macalpin, König der Scoten, hatte 841 die getrennten Reiche der Picten und Scoten zum Reiche Alban vereinigt.

Stammtafel des Hauses Valois*) und seiner Nebenlinien.

Karl I. von Valois * 1270 † 1325.
1285 von Philipp III. mit der Grafschaft Valois und Vermandois belehnt.

- 1. **Philipp VI.** (1328—1350).
  - **Johann II. der Gute** (1350—1364). Gem.: Bona von Luxemburg, Schwester Kaiser Karls IV.
    - **Karl V. der Weise** (1364—1380).
      - Aeltere Linie Valois.
        - 1. **Karl VI.** (1380—1422).
          - **Karl VII.** (1422—1461).
            - **Ludwig XI.** (1461—1483).
              - **Karl VIII.** (1483—1498).
      - 2. Ludwig, * 1372, Herzog von Orleans 1391, ermordet 1407.
        - Jüngere Linie Valois.
          - 1. Karl Herz. v. Orleans. † 1391 † 1465.
            - **Ludwig XII.** (1498—1595).
              - Claudia vermählt mit **Franz I.** (1515—1547).
          - 2. Johann, Graf von Angoulême.
            - Karl, Graf von Angoulême.
              - **Franz I.** (1515—1547), vermählt mit Claudia.
                - **Heinrich II.** (1547—1549).
                  - 1. **Franz II.** (1559-1560).
                  - 2. Elisabeth, verm. mit Philipp II. von Spanien.
                  - 3. **Karl IX.** (1560-1574).
                  - 4. **Heinrich III.** (1574—1589). 1573-1574 König v. Polen.
                  - 5. Franz Herkules Herzog v. Anjou. 1570—1584 Herz. v. Alençon.
                  - 6. Margarethe * 1559 † 1615. verm. m. **Heinrich IV.** (1589—1610). (Vergl. Stammtafel d. H. Bourbon.)
              - 2. Margaretha, vermählt mit Heinrich v. Albret.
                - Johanna von Albret, verm. mit Anton v. Bourbon.
                  - Heinrich IV. (Siehe unten.)
    - 2. Ludwig, Stifter des jüngeren Hauses Anjou, König von Neapel (1360—1384).
    - 3. Johann, Herzog v. Berry.
    - 4. Philipp der Kühne, Stifter des jüngeren Hauses Burgund, * 1342 † 1404. Seit 1363 Herzog von Burgund.
      - Haus Burgund.
        - Johann der Unerschrockene (1404—1419).
          - Philipp der Gütige (1419—1467).
            - Karl der Kühne (1467—1477).
              - Maria (* 1457 † 1482). 1477 verm. mit Maximilian v. Oesterreich (nachmaliger Kaiser Maximilian I.).
- 2. Karl II. von Valois, Herzog von Alençon (1322—1346).

---

*) Die alten Grafen von Valois entstammten einem jüngeren Zweige des Grafengeschlechtes Vermandois, das sich von Karls d. Gr. Sohn Pipin herleitete und im Mannsstamme 1167 erlosch. Durch Vermählung mit der Erbtochter dieses Hauses wurde Hugo, der jüngere Sohn Heinrichs I., Graf von Valois und Vermandois. Philipp II. August schlug nach dem Aussterben der Vermandois ihre Titel und Güter zur Krone, Philipp III. gab Valois 1285 seinem jüngeren Sohne Karl, wodurch dieser Gründer des königlichen Hauses Valois wurde.

Ludwig VIII. und dessen Sohn Ludwig IX. vollendeten die Niederwerfung der Albigenser und ihrer Beschützer, und letzterer vermehrte seine Hausmacht beträchtlich durch Käufe, Verträge, Verschwägerungen und Gütereinziehungen, sorgte auch für die Befestigung des Landfriedens, die Hebung der Rechtspflege und Förderung der Wissenschaften. Unter ihm blühte die Universität Paris empor und wurde als Hauptsitz der Gottesgelehrtheit die Sorbonne von seinem Kaplan Robert von Sorbon begründet. Auch Ludwigs Sohn Philipp III. sorgte für die Vermehrung des Reiches durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Königin Johanna von Navarra. Philipp IV., „der Schöne" zubenannt, gewährte in der richtigen Erkenntnis, daß im Bürgerstande die wahre Lebenskraft des Staatswesens liegt, dem Bürgertum neben anderen Rechten und Freiheiten auch die Teilnahme an den Reichstagen. Mit der Erweiterung der bürgerlichen Rechte ging auch die Entwicklung des Städtewesens vorwärts, und wie die Städte auf den Schutz der Königsmacht gegenüber dem anmaßenden und gewaltthätigen Landadel angewiesen waren, so fanden in ihnen die Könige hinwieder eine kräftige Stütze gegenüber der Widerspenstigkeit und Herrschsucht der Großen. Auch die Kirche hielt im Gegensatz zu dem deutschen Klerus meist zum Könige und machte sich beim Volke durch ihre Freigebigkeit im Dienste des öffentlichen Wohles beliebt; dem Papsttum gegenüber trat sie immer entschiedener für die Wahrung ihrer alten Freiheiten ein. Philipps des Schönen Habgier und der durch diese veranlaßte, an den Templern begangene Raubmord (vergl. S. 391) sind und bleiben häßliche Flecken, die sein Bild in der Geschichte verunstalten; das kann aber an der Thatsache nichts ändern, daß er neben seinem gleichnamigen Vorgänger einer der bedeutendsten Könige Frankreichs gewesen ist, und daß kaum ein anderer von den Herrschern dieses Landes für die Hebung des Reiches und der Nation so viel geleistet hat wie er.

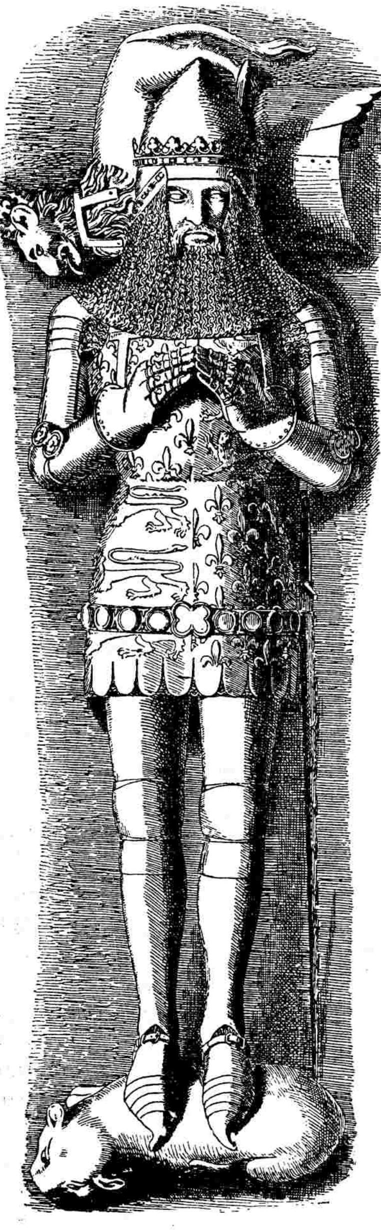


Ludwig IX. von Frankreich.
Miniaturbild aus dem 14. Jahrhundert im Museum der Nationalbibliothek zu Paris, nach Lacroix „le moyen age".

Da keiner von den drei Söhnen Philipps, die nun nach einander zur Regierung gelangten, männliche Leibeserben hinterließ, so ging die Krone an die Nebenlinie Valois des Capetingergeschlechtes über. Eduard III., dessen Ansprüche auf den französischen Thron bereits erwähnt worden sind (vergl. S. 433), begründete diese damit, daß durch das in Frankreich herrschende salische Recht die Erbfolge der Frauen und der Nachkommenschaft in weiblicher Linie zwar ausgeschlossen war, daß sich dieses Gesetz aber in seinem ursprünglichen Sinne nur auf die Allodialgüter*) bezog und weder Lehens- noch Thronfolge-Verhältnisse ausdrücklich in sich schloß. Aber nicht nur Philipp VI. wies die Ansprüche Eduards zurück, sondern auch das französische Volk, das sich eine auf bloßem Erbrechte beruhende Fremd-

*) „Allodium", lat. s. v. w. „Los", ist die Bezeichnung für jene Grundbesitz-Anteile, die bei der Eroberung eines Landes an das Rittergefolge des siegreichen Herrschers gleichsam als Lohn für seine Dienste zu vollem Eigentum überlassen wurden. Dieser selbst nahm aber, wie wir beispielsweise bei Wilhelm dem Eroberer gesehen haben, eine Anzahl solcher Lose oder Anteile für sich selbst in Anspruch, und wenn er diese gegen Dienstleistung an sein adeliges Kriegsvolk oder die Vornehmen seines Gefolges weiter vergab, so entstand ein Lehensverhältnis. Auch die Besitzer von Allodien gaben Teile derselben an ihre Dienstmannen zu Lehen. An den Allodien haftete, wie auch der Anklang an das altdeutsche „Allod", d. h. „All = oder ganz eigen" andeutet, unbeschränktes, an den Lehen aber nur beschränktes, Gegenleistungen bedingendes Eigentumsrecht.

herrschaft nicht gefallen lassen wollte. Es kam daher zum Kriege, in welchem Eduard III. und sein Sohn Eduard, Prinz von Wales,*) nach seiner dunklen Rüstung „der schwarze Prinz" genannt, siegreich waren und der im Frieden von Bretigny (1360) seinen vorläufigen Abschluß fand; Eduard verzichtete in diesem Frieden auf die französische Krone, erhielt aber neben Guyenne, das den Engländern von früher her noch geblieben war, Poitou und Gasgogne als unabhängigen lehenspflichtfreien Besitz.



Eduard der „schwarze Prinz".
Nach seinem Grabmal in der Dreifaltigkeitskapelle der Kathedrale zu Canterbury, aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".

Der letzte König aus der Hauptlinie des Hauses Plantagenet war Richard II., der Sohn des schwarzen Prinzen, der bereits 1376 gestorben war. Beim Tode seines Großvaters (1377), in dessen letzten Regierungsjahren sich in England unter John Wiclifs Führung bereits eine starke Gegnerschaft gegen die Papstkirche erhoben hatte, war Richard erst elf Jahre alt, und an seiner Stelle führten seine Oheime, die Herzöge von Lancaster, York und Glocester die Regentschaft. Seine Regierungszeit war sehr unruhig; die drückenden Steuerlasten verursachten 1381 eine von Wat Tyler geführte gewaltige Empörung, die religiöse Bewegung der Lollharden, wie man in England die Anhänger Wiclifs nannte, schloß sich an diese an, in Frankreich wurden die Kräfte Englands durch nachlässige und ergebnislose Kriegführung verzehrt, und auch die Unterwerfung Schottlands, die sich die Plantagenet zur Aufgabe gemacht hatten, wollte nicht vorwärts gehen. Im Jahre 1389 nahm Richard die Regierung selbst in die Hand, vermählte sich mit Karls VI. Tochter Isabella und machte dadurch dem Kriege mit Frankreich für längere Zeit ein Ende. Im Reiche selbst vermochte Richard für mehrere Jahre die Ruhe herzustellen. In Irland**), wo schon

*) Seit der Unterwerfung von Wales führt der jeweilige Kronprinz den Titel eines Prinzen von Wales.

**) Irland war ursprünglich von Kelten bewohnt, die ihre Insel Erin nannten. Man warf im frühen Mittelalter die Irländer ihrer Stammverwandtschaft wegen mit den Scoten zusammen. Sie lebten stammweise unter erblichen Häuptlingen und trieben fast ausschließlich Viehzucht. Der Schotte Patrick verbreitete unter ihnen um 430 das Christentum. Das gelehrte Mönchtum gedieh dort zu hoher Entwicklung, und seit dem 6. Jahrhundert gingen aus den irischen Klosterschulen die Apostel des Festlandes hervor, deren Spuren in den sogenannten Schottenklöstern noch jetzt vorhanden sind. Im 9. Jahrhundert wurde Irland von den Normannen erobert, im 12. machte es sich aber wieder frei. Es bildeten sich 5 Königreiche, über denen ein Oberkönig stand. 1167 suchte der Fürst von Leinster, Dermod, den der Oberkönig Roderich O'Connor wegen Frauenraubes von seinen Besitzungen vertrieben hatte, in England Hilfe, und Heinrich II. beschloß, im Einverständnis



Richard II.,
der Sohn des „schwarzen Prinzen".
Nach einem Miniaturbild aus der Froissartschen Handschrift in der Nationalbibliothek zu Paris.

Heinrich II. sich festgesetzt hatte, und wo seither beständig Kämpfe herrschten, gelang es ihm gleichfalls, Frieden zu schaffen. Der Herzog Richard von Gloucester betrieb eine feindselige Opposition gegen den König, der über ihn und seine Anhänger ein strenges Strafgericht verhängte. Da Richard aber auch gegen andere Barone seine Königsmacht auf scharfe Weise geltend machte und selbst gegen das Parlament eigenmächtig vorging, so entfremdete er sich alle Stände, und es gelang dem Sohne des Herzogs Johann von Lancaster, dem Herzog Heinrich von Hereford, der in die Verbannung geschickt und des väterlichen Erbgutes beraubt worden war, während der Abwesenheit Richards in Irland seine Erhebung auf den Thron als Heinrich IV. zu erwirken (1399). Richard starb bald darauf auf geheimnisvolle Weise (14. Februar 1400).

Während Richards II. Regierung wandte sich der Krieg in Frankreich zu Ungunsten der Engländer, denen der französische Feldherr Bertrand du Guesclin ihren ganzen Landbesitz bis auf die Plätze Calais, Bordeaux und Bayonne entwand. Auch unter Heinrich IV. (1399—1413) trat keine Wendung der Dinge zu Gunsten Englands ein, da dieser König unausgesetzt gegen Empörungen der Barone zu kämpfen hatte. Dagegen änderte sich die Sachlage, als Heinrich V., dessen leichtfertiges Leben als Prinz Shakespeare mit unsterblichem Humor geschildert hat, den Thron bestieg. Er erfocht (1415) bei Azincourt einen glänzenden Sieg über die Franzosen, den er freilich wegen Mangel an Geld und Truppen nicht ausbeuten konnte und darum den Krieg durch einen zweijährigen Waffenstillstand zum vorläufigen Abschluß bringen mußte. Zu jener Zeit war Karl VI. (1380 bis 1422) König von Frankreich. Er hatte den Thron als 12jähriger Knabe bestiegen, und über die Frage der Regentschaft war unter seinen Oheimen ein Streit ausgebrochen, in welchem der habgierige Ludwig von Anjou obsiegte und die Herrschergewalt zu einer so unbarmherzigen Aussaugung des Landes mißbrauchte, daß in mehreren Städten furchtbare



Heinrich IV. von England.
Bruststück der Figur auf seinem Grabmal in der Kathedrale zu Canterbury. (Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

mit dem Papste Hadrian IV., diesen Anlaß zur Eroberung Irlands zu benützen. Heinrich nahm den östlichen Teil der Insel an sich und überließ Roderich O'Connor den westlichen, machte ihn aber als Vasallen der englischen Krone tributpflichtig. Die englischen Barone, denen der an England gefallene Teil der Insel zu Lehen gegeben wurde, vertrieben die eingeborenen Häuptlinge und führten englisches Recht und englische Verfassung ein, suchten aber gleichzeitig in dem noch nicht unterworfenen Teile der Insel erobernd vorzudringen. Unordnung, Kampf und Verwilderung herrschten seither auf der Insel, deren Bewohner mit den Schotten gemeinschaftliche Sache machten und den Bruder ihres Königs Robert, Eduard Bruce (1315), zum König erhoben. Nach dreijährigem Kriege fiel dieser im Kampfe gegen die Engländer, und seither herrschte Anarchie auf der Insel.



Heinrich V.
Nach einem gleichzeitigen Miniaturbilde in einer Handschrift des britischen Museums. Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.

Aufstände ausbrachen (1382). Anjou zog nach Neapel, um dort das Erbe der Königin Johanna anzutreten, und jetzt riß ein anderer von den königlichen Oheimen, Philipp von Burgund, die Gewalt an sich und nahm den Krieg gegen England aufs neue auf, ohne jedoch irgend welche Vorteile zu erzielen. Karl vermählte sich 1385 mit Isabeau von Bayern und übernahm 1388 die Regierung, vermochte aber seine Selbständigkeit nicht lange zu behaupten. Am Hofe herrschte neben der Partei des Burgunders, die den Bürgerstand begünstigte, eine Gruppe von Verfechtern der Adelsinteressen, die sich um den Bruder des Königs, den Herzog von Orléans, scharte und den Sturz der burgundischen Partei erwirkte. Der Herzog von Orléans wurde 1407 auf Befehl des Herzogs Johann von Burgund ermordet, und die Burgunder gingen in das feindliche Lager über. Im Jahre 1393 verfiel Karl VI. in Wahnsinn, und nun erreichte die Verwirrung am französischen Hofe ihren Gipfelpunkt. Isabeau verband sich mit Johann von Burgund und nach dessen Ermordung im Jahr 1419 schloß sie sich ganz an die Engländer an, erkannte durch den Vertrag von Troyes (1420) Heinrich V. von England als Erben der französischen Krone an und gab ihm ihre Tochter Katharina zur Gemahlin. Heinrich V. starb 1422 und wenige Wochen später auch Karl VI. Nun wurde Heinrichs V. Sohn als Heinrich VI. König von England und zugleich Be-

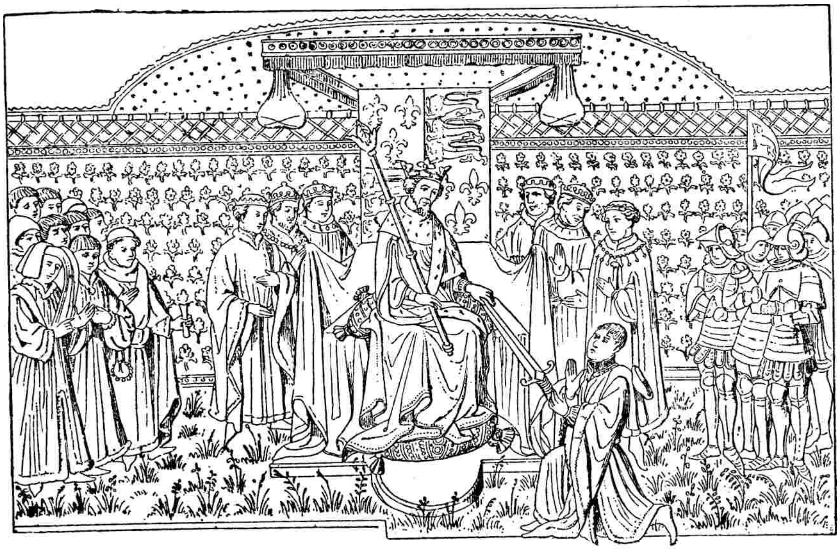


Einzug der Königin Isabeau (Isabella von Baiern), Gemahlin Karls VI., in Paris.
Nach einem Miniaturbilde aus der Froissartschen Chronik (15. Jahrhundert)

herrscher Frankreichs. Der Sohn Karls VI., Karl VII., fand zunächst nur in dem südlich von der Loire gelegenen Teile Frankreichs Anhang; hier erstand ihm aber in einem einfachen Landmädchen, der Johanna d'Arc aus Domremy in der Champagne, in unverhoffter und wunderbarer Weise eine Retterin. Unter der Angabe, himmlischer Eingebung zu folgen, ließ sich Johanna im März 1429 Karl vorführen und wurde, nachdem die ersten Bedenken überwunden waren, mit einem Schwert und einer weißen, mit Lilien geschmückten Fahne an die Spitze bewaffneter Scharen gestellt, die ihr voll Begeisterung folgten. Sie drang in die Stadt Orléans ein und vertrieb von dort durch mehrfache kühne Ausfälle die Engländer aus ihren Belagerungswerken. Nach dieser ersten glänzenden Waffenthat wurde ihr der Name der „Jungfrau von Orléans" gegeben. Das Heer wurde durch dieses Ereignis mit neuem Mute erfüllt und auch auf die Engländer blieb die Kunde von der vom Himmel gesandten Heldenjungfrau nicht ohne



Karl VII. von Frankreich.
Miniatur aus einem Manuscript des 17. Jahrh. (Nach Lacroix.)



Heinrich VI. und John Talbot.
Nach einem in dem sogenannten „Shrewsbury-Buch" enthaltenen Miniaturbilde, welches die Ueberreichung eines Ehrenschwertes an den Feldherrn John Talbot darstellt.

Wirkung. Die Begeisterung auf der einen, die Verblüffung und Bestürzung auf der andern Seite thaten ihre Schuldigkeit. Die Engländer wichen vor dem Ansturm der von der Jungfrau geführten Franzosen zurück, und diese führten Karl im Triumphzuge nach Rheims, wo er zum Könige gekrönt wurde. Doch war der Siegeszug der Jungfrau von Orléans nur von kurzer Dauer; im Jahr 1430 fiel sie bei Compiègne in die Hände der Burgunder, und diese stellten sie vor ein geistliches Gericht, das sie (1431) zu Rouen als Hexe dem Scheiterhaufen überlieferte. Immerhin war der Antrieb, den die gläubigen Gemüter und das Nationalgefühl der Franzosen durch ihr Auftreten empfangen hatten, kräftig genug, um auf den Mut und die Thatkraft des Heeres und seiner Führer einzuwirken. Graf Dunois



Die Jungfrau von Orléans

hält in Begleitung von vier Rittern in voller Rüstung ihren Einzug in das Schloß von Chinon, wo sie Karl ihre Sendung verkündet. In der Rechten trägt sie ihre Fahne mit dem Bildnis Gottes zwischen zwei Engeln, der Inschrift „Jesus Maria“ und drei Lilien. Sie wird von König Karl auf der Zugbrücke des Schlosses empfangen.
(Gleichzeitige farbige Stickerei deutschen Ursprunges im Museum zu Orleans.)

setzte den Krieg siegreich fort und zwischen Karl VII. und dem Herzoge Philipp von Burgund (dem Sohne des ermordeten Johann) kam eine Versöhnung zu stande, die den Engländern ihren bisherigen Bundesgenossen entzog. Nachdem auch noch ihr Feldherr Talbot (1453) gefallen war, war es mit ihrer Kraft zu Ende, zumal da in ihrem eigenen Lande ein blutiger Bürgerkieg sich vorbereitete. Sie verloren alle ihre Besitzungen auf französischem Boden mit Ausnahme von Calais, das bis 1558, wo es vom Herzog von Guise genommen wurde, noch im Besitze Englands blieb.

Heinrich VI., der beim Tode seines Vaters kaum der Wiege entwachsen war und an dessen Stelle der Herzog von Bedford den französischen, der von Gloucester den englischen Teil des Reiches verwaltete, nahm, als er zu seinen Jahren gekommen war, die

Tochter des Königs René von Sicilien, Margarethe von Anjou zur Gemahlin und diese beherrschte den völlig unfähigen König, der zweimal der geistigen Umnachtung verfiel, vollständig. Es riß eine Günstlingswirtschaft ein, die sowohl die Barone als auch das Volk bis zur Empörung reizte. Der Herzog Richard von York, ein Enkel des fünften Sohnes Eduards III., benutzte die günstige Gelegenheit, um mit Thronansprüchen hervorzutreten, die er aus einem ziemlich verwickelten genealogischen Rechenexempel herleitete, aber auf völlig einfache Weise, nämlich durch das Schwert, zur Geltung brachte. Es entspann sich ein 30jähriger Bürgerkrieg, der als Krieg der roten und weißen Rose*) einen der blutigsten Abschnitte der Geschichte bildet. Richard von York fiel gleich zu Beginn des Krieges bei Wakefield (1460), aber sein Sohn gewann durch den Sieg der weißen Rose bei Towton (1461) und die Unterstützung des Grafen von Warwick als Eduard IV. (vergl. die Stammtafel) die Krone. Warwick verband sich nun mit Margarethe von Anjou, und es gelang diesem „Königsmacher", Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen. Eduard IV. sammelte jedoch neue Streitmächte, erfocht bei Barnet, wo Warwick fiel, und bei Tewkesbury (1471) die Krone aufs neue und ließ sowohl Heinrich VI. als auch die übrigen Mitglieder des Hauses Lancaster ermorden; nur Heinrich Tudor (vergl. die Stammtafel) entkam und wurde Begründer eines neuen Königsgeschlechtes. Aber das Schicksal, das Eduard IV. seinen Verwandten bereitet hatte, wurde ihm an seinen eigenen Söhnen vergolten; sein Bruder Richard ließ die beiden Knaben im Tower ersticken (1483) und bestieg als Richard III. selbst den Thron. Die Geschichte seiner zweijährigen Regierung setzt sich aus einer ununterbrochenen Reihe von Greuelthaten zusammen, und es hat wenige asiatische Despoten gegeben, die es ihm an Grausamkeit und Blutgier gleichthaten. In der Schlacht bei Bosworth (1485) wurde er von dem Grafen Heinrich von Richmond (Tudor), dem letzten Sprossen des Hauses Lancaster, besiegt und fiel nach tapferem Widerstande. Heinrich Tudor vermählte sich mit Eduards IV. Tochter Elisabeth und vereinigte durch diesen Bund die weiße mit der roten Rose, wodurch dem Kriege zwischen diesen beiden Geschlechtern ein natürliches Ende bereitet wurde. Er bestieg als Heinrich VII. den Thron und mit ihm begann ein neues Erstarken des englischen Königtums.



Margarethe von Anjou,
Heinrichs VI. Gemahlin.
Nach einer Tapete in St. Marcys Hall in Conventry, aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".



Richard III.

Nach einem Bildnis der sog. Warwick-Rolle im britischen Museum, welches die Gestalt des Königs bezeichnender Weise auf einem Eber stehend zeigt.

In Frankreich war das Haus Burgund unter Johann und seinem Sohne Philipp dem Guten zum Gipfel seiner Macht emporgestiegen. Philipp erwarb (1428) durch Verträge die deutschen Grafschaften Holland, Seeland, Hennegau und Luxemburg. In den flandrischen Städten, namentlich in Brügge und Gent, gediehen Handel, Gewerbe und Künste zu hoher Blüte. Dieses Anwachsen der Macht Burgunds erregte die Eifersucht Ludwigs XI. von Frankreich, eines durchaus bösartig veranlagten Charakters, der mit unvergleichlicher Klugheit, aber zugleich auch vollendeter Treu-

*) Die rote Rose war das Zeichen des Hauses Lancaster, die weiße dasjenige des Hauses York.

losigkeit und Heimtücke die Macht des französischen Feudaladels, die schon durch die langwierigen Kriege aufs tiefste erschüttert worden war, völlig brach. Burgund, wo Philipps Sohn, Karl der Kühne, nach der Königskrone strebte und zu diesem Zwecke sein Land durch Erwerbung der habsburgischen Besitzungen im Elsaß und Vertreibung des Herzogs René aus Lothringen bedeutend erweitert hatte, war Ludwig XI. ein Dorn im Auge, und er beschloß daher, es zu vernichten. Zu diesem Zwecke hetzte er die Schweizer, die zu jener Zeit durch glänzende Waffenthaten zu hohem kriegerischen Ansehen gelangt waren, gegen Karl, und da von der andern Seite das den Schweizern feindliche Oesterreich dasselbe gegenüber dem Burgunderherzoge that, so kam es zum Kriege. Von den Schweizern zuerst angegriffen (1475), sammelte Karl in Nancy ein Heer und fiel 1476 in Waadtland ein, wurde aber bei Grandson und Murten besiegt und verlor, nachdem sich die Schweizer mit dem Herzog René verbündet hatten, bei Nancy (1477) Schlacht und Leben. Das Herzogtum Burgund fiel nun wieder an Frankreich, die niederländischen Besitzungen Karls durch Vermählung Maximilians von Oesterreich mit Karls des Kühnen Erbtochter Maria an Habsburg. Um diese entspann sich ein dreijähriger Krieg zwischen Maximilian und Ludwig XI., der im Frieden von Arras (1482) seinen Abschluß durch die Verlobung des Dauphins (Kronprinzen) Karl mit Maximilians Tochter fand, welch' letztere später Artois und das eigentliche Burgund, das zu jener Zeit noch zur deutschen Krone gehörte, als Mitgift erhalten sollte. Die junge Erzherzogin Margarethe wurde an den französischen Hof gebracht; ihr Vater Maximilian, dessen Gemahlin Maria schon nach 3 jähriger Ehe gestorben war, wollte sich aus Frankreich eine neue Erbtochter heimholen und vermählte sich (1490) durch Prokuration*) mit Anna von Bretagne, der Tochter des Herzogs Franz von Bretagne, der nach der Auflösung Burgunds der einzige von den großen Vasallen Frankreichs war, der bis dahin seine Selbständigkeit noch bewahrt hatte. Franz von Bretagne hatte sich mit dem Herzog von Orléans und andern Prinzen und Großen gegen den französischen Hof zu einem förmlichen Kriege verbündet, war aber (1488) bei St. Aubin geschlagen worden und bald darauf gestorben. Mit der Hand seiner Tochter wollten nun die ländergierigen Habsburger einen weiteren ansehnlichen Teil französischen



Ludwig XI.
Nach einer Denkmünze. Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".



Karl der Kühne.
Nach dem Gemälde von Roger v. d. Weyde im Museum zu Brüssel. Aus O. Jägers „Weltgeschichte".

*) Vermählungen fürstlicher Personen durch Prokuration geschehen in der Weise, daß an Stelle des abwesenden Bräutigams ein bevollmächtigter Vertreter desselben die Ehe abschließt und die Braut sodann dem Vollmachtgeber zuführt.

Bodens an sich bringen. Karl VIII., Ludwigs XI. Nachfolger, durchkreuzte jedoch den der Form nach bereits durchgeführten Plan, indem er Anna von Bretagne zu bestimmen wußte, anstatt des ihr bereits angetrauten Bräutigams ihn selbst zum Gemahl zu nehmen; seine eigene Braut Margarethe von Oesterreich schickte er ihrem Vater einfach zurück. Maximilian verband sich nun mit England und Spanien gegen Karl, der jedoch durch Geld und andere Zugeständnisse diese mächtige Koalition (Vereinigung) unwirksam zu machen wußte. Karl, mit dem die ältere Linie des Hauses Valois ausstarb, und sein Nachfolger Ludwig XI. verlegten den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit nach Italien, wo wir ihnen wieder begegnen werden. Die durch den frühen Tod Karls zur Witwe gewordene Anna von Bretagne ging wie ein Inventarstück in den Besitz seines Nachfolgers über, der sich 1499 mit der damals erst Dreiundzwanzigjährigen vermählte. Auch ihre Tochter Claudia mußte, um die Zugehörigkeit der Bretagne zur Krone Frankreichs dauernd zu sichern, den Thronfolger Ludwigs, Franz I., als fünfzehnjähriges Mädchen zum Gemahl nehmen (1514), nachdem sie schon als Kind dem Habsburger Karl, Maximilians Enkel, verlobt gewesen war.



Medaille Ludwigs XII.

(Nach dem im königlichen Münzkabinet zu Berlin befindlichen Original, aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".)



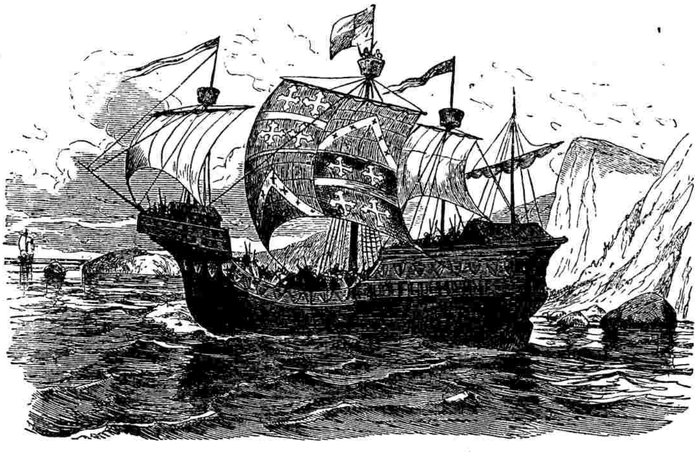
Anna von Bretagne
als Königin mit der Krone.

(Rückseite der Medaille Ludwigs XII., siehe oben.)

Italien.

Die Entwicklungsgeschichte Italiens im Mittelalter ist mit derjenigen des Papsttums und des römischen Kaisertums so eng verbunden, daß wir Einzelheiten aus derselben bereits in den Abschnitten, die sich mit diesen beiden Vormächten des Mittelalters beschäftigt haben, viel-

fach kennen gelernt haben. Seit der Zeit Odowakers finden sich in Italien fortwährend Fremdlinge als Herrscher, zuerst die Ostgoten, dann die Langobarden, endlich die Franken, die Normannen und die Deutschen. Entwicklung und Ausgang der Reiche der beiden erstgenannten sind uns bereits bekannt, ebenso die Art und Weise, wie die Franken und nach ihnen die Deutschen zur Herrschaft in Italien gelangt sind. Die **Normannen** hatten sich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts von der Normandie aus auf einen Eroberungszug nach Unter-Italien aufgemacht; ihr Führer **Robert Guiscard** (eigentlich **Biscart** d. h. Schlaukopf) hatte sie mit soviel Geschick und Kühnheit geleitet, daß er von ihnen (1057) zum Grafen von Apulien ausgerufen wurde. Er begründete ein Reich, das sich bald über den größten Teil Unteritaliens erstreckte. Roberts Bruder **Roger** unterwarf ganz Sicilien, das bis dahin im Besitze der Araber (Sarazenen) gewesen war, und auch die Reste der byzantinischen Herrschaft wurden beseitigt. 1074 fiel das langobardische Fürstentum Palermo in die Gewalt der Normannen. Benevent, gegen das diese nun ihren Angriff richteten, war 1049 unter päpstliche Herrschaft gekommen; 1053 hatte Leo X. den Normannen **Pandulf** als Herzog dort eingesetzt, **Gregor VII.** aber nach dem Tode Pandulfs das Herzogtum 1077 wieder an sich genommen. Dieser Papst verlangte nun von Guiscard die Lehenshuldigung und that ihn, weil er sie verweigerte, in den Bann. Bald entwickelte sich jedoch ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Normannen und Gregor, der seiner Hilfe gegen Heinrich IV. bedurfte. Er nahm sein ganzes Land vom Papste zu



Normannisches Kriegsschiff.
Aus dem 12. Jahrhundert.
(Nach O. Jägers „Weltgeschichte".)

Lehen, zwang Heinrich IV. zum Rückzuge und wandte sich darauf gegen die Byzantiner auf griechischem Boden, schlug sie in mehreren Treffen und war eben im Begriffe, gegen Konstantinopel vorzurücken, als ihn (1085) der Tod erreichte. Sein jüngerer Sohn **Roger** erbte seine Länder, der ältere **Boemund** mußte sich mit Tarent begnügen und zog ins heilige Land (vergl. S. 388), um sich dort (in Antiochia) eine neue Herrschaft zu gründen, die aber nicht von langem Bestande war.

Roger II. wurde 1130 durch den Papst zum Könige von Sicilien erhoben, das (1189) infolge eines Erbfolgestreites zunächst an Tancred, einen natürlichen Sohn des Herzogs Roger von Apulien fiel, nach dessen baldigem Tode aber unter dem Kaiser Heinrich VI. an die Hohenstaufen kam. Unter Kaiser **Friedrich II.** (im Königreich Sicilien Friedrich I.) gedieh das Reich zu hoher Blüte; nach seinem Tode aber brach der Kampf zwischen **Guelfen und Ghibellinen** (vergl. S. 380) oder deutlicher gesagt die päpstliche Hohenstaufenhetze aufs heftigste los und hemmte das von Friedrich so schön begonnene Kulturwerk. Friedrichs Sohn **Konrad IV.** starb schon nach vierjähriger Regierung; dessen Bruder **Manfred**, der zunächst die Herrschaft als Reichsverweser an Stelle seines unmündigen Neffen **Konradin**, Konrads IV. Sohn, geführt hatte, 1258 aber in Palermo als König von Sicilien gekrönt*) wurde, kämpfte siegreich gegen die päpstlichen Truppen,

*) Dies geschah infolge eines aus Deutschland gekommenen Gerüchtes vom Tode Konradins; nachdem sich die Unrichtigkeit desselben herausgestellt hatte, sicherte Manfred dem Konradin dessen Erbfolge zu.

regierte sein Reich vortrefflich und gelangte durch die erfolgreiche Unterstützung, die er der staufischen Partei in Florenz hatte angedeihen lassen, zur Schutzherrschaft über Florenz und beinahe ganz Toscana; auch verstärkte er die Macht seines Hauses durch seine Vermählung mit der Schwester des griechischen Kaisers Theophil und diejenige seiner Tochter mit Peter von Aragonien. Das Papsttum hatte aber den Untergang des dem Fluche der Kriege verfallenen Hohenstaufischen Geschlechtes beschlossen, und die Machtstellung, die Manfred sich errungen, ließ die Durchführung des Vernichtungswerkes nur desto dringlicher erscheinen. Diesmal wurde der allereinfachste Weg eingeschlagen: die Krone wurde vom Haupte ihres Besitzers weg einem Andern verliehen und es diesem sodann überlassen, das dazugehörige Land sich selbst zu erobern. Der vom Papsttum für den Thron Siciliens Auserkorene war Karl von Anjou, ein Sohn Ludwigs VIII. von Frankreich und Bruder Ludwigs IX., den er auf seinem ersten Kreuzzuge begleitet hatte. Am 4. November 1265 von Papst Clemens IV. mit Sicilien belehnt und bald darauf in Rom zum Könige dieses Reiches gekrönt, zog Karl mit französischen Rittern und Söldnern nach Italien, stieß bei Benevent mit dem deutschen Heere Manfreds zusammen und schlug dieses mit Hilfe der sicilianischen Großen, die an ihrem Könige schmählichen Verrat übten, am 26. Februar 1266. Manfred fiel, seine Familie wurde dem Sieger ausgeliefert, der sie im Kerker verderben ließ. Als Konradin in Begleitung seines Freundes Friedrich von Baden nach Neapel kam, um sein Erbe in Empfang zu nehmen, jubelte ihm alles Volk in dankbarer Erinnerung an die schönen Zeiten unter der Herrschaft der Staufen zu und erhob für ihn die Waffen; doch verlor der junge Kronprätendent bei Tagliacozzo Schlacht und Freiheit und endete



Karl von Anjou,
König von Neapel.
Brustbild auf einer Goldmünze, nach Hertzberg „Gesch. d. Byz. u. d. Osman. Reiches.



Dogensiegel.

Bleibulle in Originalgröße, den Dogen darstellend, wie er vom heiligen Marcus die Fahne der Republik empfängt. Nach dem Original im königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin, aus Prutz „Staatengeschichte des Abendl. im Mittelalter".

mit seinem Freund Friedrich zusammen auf dem Schaffot (1268). Die Sicilianer lernten bald die harte Hand ihres neuen Herrn kennen und erhoben sich gegen die Fremdherrschaft. Am zweiten Osterfeiertag (30. März) 1282 wurde den Franzosen in Palermo das unter dem Namen der „sicilianischen Vesper" bekannte furchtbare Blutbad bereitet, und von dort aus verbreitete sich dann der Aufstand über die ganze Insel, die sich vom Reiche losriß und dem Könige Peter III. von Aragonien, dem Schwiegersohne Manfreds, zufiel. Mit Neapel wurde die Insel erst 1435 wieder vereinigt, nachdem die aragonische Herrschaft auch auf diesen Teil des Königreichs ausgedehnt worden war.

Die Geschichte Ober- und Mittelitaliens setzte sich, wie wir bereits gesehen haben, aus einer ununterbrochenen Reihe von Kämpfen einzelner Machthaber gegen einander und gegen die Päpste und Kaiser, beziehungsweise als Parteigänger dieser letzteren auch für

dieselben, zusammen. Es wuchsen aus diesen Kämpfen neue Staatengebilde hervor, unter denen die republikanischen Städtewesen eine besonders hervorragende Rolle spielten. Von diesen sind in erster Linie Venedig und Genua zu nennen, die durch ihren Seeverkehr zu großem Reichtum und hoher Macht gelangten. In Venedig entwickelte sich aus der ursprünglich demokratischen Verfassung im 13. und 14. Jahrhundert eine drückende Erbadelsherrschaft, an deren Spitze die Dogen und ein aus den vornehmen Geschlechtern gewählter Großer Rat standen, welch letzterer wieder durch einen Ausschuß von zehn Mitgliedern („Consilio dei Dieci" d. i. „Rat der Zehn") in der Ausübung der höchsten Gewalt vertreten wurde. Im 14. und 15. Jahrhundert unterwarf Venedig, das bis dahin seine Herrschaft nur auf Küstengebiete und Inseln im adriatischen Meere und in der Levante (vergl. S. 394) ausgedehnt hatte, auch mehrere Städte und Landschaften Oberitaliens, darunter Verona, wo 1260 die Familie della Scala (auch die „Scaligeri" oder „Scaliger" genannt) zur Herrschaft gelangt war. Der bedeutendste von den Scaligern, Cano I. (auch Can Grande genannt), war eines der namhaftesten Häupter der Ghibellinen und wurde vom Kaiser Heinrich VII. zum Reichsverweser in der Lombardei, 1318 zum Generalkapitän der Ghibellinischen Liga ernannt; selbstverständlich traf ihn wegen seiner politischen Gesinnung der päpstliche Bannfluch. Sein Haus stand den Dichtern, Künstlern und Gelehrten seiner Zeit offen und bot u. a. auch Dante*) während seines Flüchtlingslebens eine gastliche Zufluchtsstätte.



Can Grande.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Die Größe Venedigs verfehlte nicht, Neid und Habgier der Mächte herauszufordern, und es bildete sich (1508) eine Liga (Vereinigung) zwischen Maximilian I., Ludwig XII. von Frankreich, dem Papste Julius II. und dem Könige Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, die sogenannte Liga von Cambray, welche auf Teilung des venetianischen Gebietes abzielte, aber daran scheiterte, daß es den Venetianern gelang, den Papst und Ferdinand auf ihre Seite zu bringen und mit ihnen eine „heilige Liga" zur Vertreibung der Fremden aus Italien zu schließen. Durch diese wurden die Franzosen genötigt, ihre italienischen Eroberungen wieder aufzugeben. Venedigs Macht sank, als die Türken erobernd auf der Balkanhalbinsel und in der Levante um sich griffen und ihnen ihren



Dante.

Nach einer unter Benutzung der Totenmaske hergestellten Bronzebüste des 15. Jahrhunderts, aus O. Jägers „Weltgeschichte".

*) Dante Alighieri war der erste Dichter Italiens, 1265 in Florenz geboren und schon frühzeitig am politischen Leben seiner Vaterstadt beteiligt, die ihn (1300) zum Mitgliede der Regierung und des Rates der Zünfte erhob. Den Bestrebungen des Papstes Bonifaz VIII., Florenz und ganz Toscana dem Kirchenstaate einzuverleiben, widersetzte er sich entschieden und wurde deshalb verbannt und für den Fall seiner Rückkehr nach Florenz mit Todesstrafe bedroht. Er entfloh infolgedessen (1301) aus Florenz und hat seine Vaterstadt nicht wiedergesehen. Verona, Ravenna, Bologna und andere Städte dienten ihm vorübergehend als Zufluchtsstätten, die er je nach dem Wechsel der politischen Lage wieder aufgeben mußte. Auch in Paris soll er mehrere Jahre zugebracht haben. Er starb in Ravenna, wo er seit 1316 Aufenthalt genommen hatte, am 14. September 1321. In seiner Dichtung „Die göttliche Komödie" ließ er die hervorragendsten Gestalten der guelfischen Partei als Verdammte in der Hölle erscheinen und geißelte ihre Laster und Verbrechen in schärfster Weise.

dortigen Besitz wegnahmen, und als durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien ihre Stellung als Seehandelsmacht schwer erschüttert wurde.

Genua war im Laufe des 13. Jahrhunderts zur ebenbürtigen Nebenbuhlerin Venedigs geworden und dadurch in langwierige Kämpfe mit diesem verwickelt worden, in denen Venedig siegreich blieb. Die Verfassung Genuas war derjenigen Venedigs ähnlich, doch ließ in Genua die regere Beteiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten keine solche geheimnisvolle Schreckensherrschaft aufkommen wie in Venedig, und für den offenen Parteikampf war daher ein freierer Spielraum gegeben. Der Kampf zwischen Guelfen und Ghibellinen spielte sich auch in Genua bis in die Neuzeit fort. Im Inneren



Condottieri.

Gruppe aus einem Fresco-Gemälde (mit Wasserfarben auf frisch gekalkter Wandfläche ausgeführt) von Signorelli (1141—1524), nach Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter".

fortwährend den Schwankungen der Parteiverhältnisse unterworfen, konnten die Genuesen nur auf handelspolitischem Gebiete Selbständiges leisten, wogegen sie in staatspolitischer Beziehung eine Söldnerrolle spielten, sich mit Vorliebe fremden Herren an den Hals warfen und ihre innere Politik den Interessen auswärtiger Mächte dienstbar machten.

Als dritte hervorragende Seemacht Italiens machte sich eine Zeit lang das ghibellinische **Pisa** bemerkbar, das aber in der Zeit der Kämpfe Friedrichs II. gegen Innocenz IV. dem Neide und der Herrschsucht Genuas zum Opfer fiel und später unter die Herrschaft von Florenz kam.

Während Venedig und Genua ihre republikanischen Verfassungen bis in die Neuzeit zu erhalten vermochten, entwickelten sich im übrigen Ober- und Mittelitalien aus den blutigen Parteikämpfen überall fürstliche Gewaltherrschaften, so in Mailand die der Visconti, die dort seit 1310 als kaiserliche Statthalter regierten, 1395 aber sich ein selbständiges Herzogtum einrichteten. Durch das Emporkommen der Tyrannen (vergl. S. 103), die zur Aufrechterhaltung ihrer Macht nach innen und außen tüchtiger Soldtruppen und Führer bedurften, bildete sich im 14. Jahrhundert eine förmliche kriegerische Zunft aus. Zunächst zogen einzelne Stadtherren, wie die Scaliger und die Visconti, ausländische, vorzugsweise deutsche Söldner, nach Italien, die eine eigentümliche Organisation mit Wahlobern annahmen und an die sich dann kriegs- und abenteuerlustige Italiener anschlossen. Besonders tüchtige Krieger, die sich aus den Reihen der Mannschaft zu deren Führern aufschwangen, wurden Condottieri (Führer) genannt, die Söldnerscharen selbst Condotte, übrigens wurde für die einzelnen Mannschaften die Bezeichnung Condottieri ebenfalls angewendet. Einer der berühmtesten Condottieri war Franz Sforza, der Sohn des Muzio Attendolo, dem der Beiname Sforza (s. v. w. Zwingkraft) wegen seiner bedeutenden kriegerischen Leistungen im Dienste der Päpste, der Florentiner und Neapels gegeben worden war. Sein Sohn Franz riß nach dem Aussterben des Hauses Visconti (1450) die Herrschaft über Mailand, das ihn als Condottiere angeworben hatte, an sich und nahm den Herzogstitel an. 1464 unterwarf sich auch Genua seiner Oberherrschaft. Die Sforza beherrschten Mailand bis zum Jahre 1535, in welchem Jahre Kaiser Karl V. das Herzogtum nach dem Tode des letzten Sforza, Franz II. Maria, zuerst als Statthalterschaft dem Marino Caracciolo vergab, später aber (1540) dasselbe als erledigtes Reichslehen seinem Sohne Philipp II. zuwandte.



Franz Sforza I.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.



Cosimo von Medici.

Marmorrelief aus dem 15 Jahrhundert im königl. Museum zu Berlin. (Aus Prutz „Gesch. des Abendlandes im Mittelalter“.)

In Florenz erhoben sich zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Medici zu fürstlicher Stellung. Begründer der Macht dieses Hauses war Johann Medici, einer der reichsten Handelsherren der Stadt. Mit dem Vermögen Johanns erwarb sich sein Sohn Cosimo eine politische Machtstellung von fast unumschränkter Gewalt, ohne jedoch die republikanischen Formen umzustoßen. Künste und Wissenschaften gelangten unter seinem Regimente (1434—1469) zur höchsten Blüte. Sein Enkel Lorenzo Medici regierte im gleichen Geiste von 1479—1492, doch erhob sich schon während seiner Herrschaft die Verschwörung der sogenannten Volkspartei, hinter der sich aber kein Geringerer als der Papst Sixtus IV. verbarg, gegen die Mediceer, und Lorenzos Bruder Julian fiel als Opfer eines meuchlerischen Angriffes, der Verschwörung der „Pazzi“, der in der Kirche während eines Hochamtes gegen Lorenzo und ihn gerichtet wurde und dem ersterer nur mit knapper Not entging. Lorenzos Sohn Pietro wurde 1494 anläßlich einer neuen Erhebung samt

allen übrigen **Medici aus** Florenz vertrieben, und erst 1512 öffnete sich ihnen die Vaterstadt wieder.

In Neapel war der Mannesstamm der Anjou 1343 mit dem Könige Robert ausgestorben. Da aber inzwischen das Haus Anjou auch zur Krone von Ungarn gekommen war, so befürchtete man in Neapel, daß von dieser Seite Thronansprüche erhoben werden könnten, und Robert hatte deshalb schon bei seinen Lebzeiten diesem vorzubeugen gesucht, indem er seine Tochter Johanna mit Andreas, dem jüngeren Sohne Karl Martells*), der nach dem Erlöschen des Hauses Arpad König von Ungarn geworden war, vermählt hatte. Johanna ließ ihren Mann, nachdem sie seiner überdrüssig geworden, erdrosseln und verheiratete sich dann noch dreimal. Ein Urenkel Karls II., Karl von Durazzo, bemächtigte sich 1381 Neapels und ließ Johanna gefangen nehmen und töten, während er selbst als Karl III. den Thron bestieg. Bald wurde er aber auch in Ungarn zum König gewählt und eilte dahin, um die Krone in Empfang zu nehmen (1385); dort fand er jedoch schon am 5. März 1386 ein gewaltsames Ende, und nun (1400) kam Karls III. Sohn Ladislaus, und nach dessen Tode (1415) seine Schwester Johanna II. auf den Thron Neapels. Diese blieb kinderlos, bestimmte erst den (1421) an Kindesstatt angenommenen Alfons V. von Aragonien und später ihren Günstling René von Anjou zu ihrem Nachfolger. Es entspann sich nun zwischen den beiden Thronanwärtern ein erbitterter Kampf, der mit wechselndem Erfolge bis ans Ende des 15. Jahrhunderts sich hinzog, schließlich aber zu Gunsten des aragonischen Hauses ausschlug. Karl VIII. von Frankreich griff jetzt in die neapolitanische Thronfrage ein und ließ sich vom Papst Alexander VI. Ende 1494 mit Neapel belehnen, zu dessen Eroberung er nun aufbrach. Doch dankte bei seiner Annäherung Alphons V. zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. ab, und die Franzosen zogen ohne Schwertstreich in Neapel ein. Alsbald schlossen aber Maximilian I., Ferdinand der Katholische, Mailand und Venedig ein Bündnis zur Vertreibung Karls aus Italien ab (vergl. S. 416) und dieser mußte sich wieder heimbegeben.



Lorenzo Medici „der Prächtige".

Nach dem Gemälde von Vasari. Die lateinische Inschrift auf der neben dem Gesicht Lorenzos hängenden ernsten Larve lautet: „Preis der Tugend", diejenige der Vase: „Gefäß aller Tugenden", auf dem Vasensockel: „Die Laster unterliegen der Tugend", endlich die neben der Armlehne des Thronsessels: „Wie meine Vorfahren mir, so habe ich meinen Nachkommen vorangeleuchtet".
Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Sein Nachfolger Ludwig XII. versuchte ebenfalls, in Italien festen Fuß zu fassen. Er erhob als Enkel einer mailändischen Prinzessin Ansprüche auf Mailand, das er im August 1499 nach Vertreibung des Herzogs Ludwig Sforza in Besitz nahm. Um sich in den Besitz Neapels zu setzen, verband er sich 1501 mit Ferdinand von Aragonien, dem er seine Nichte mit der Bedingung zur Gemahlin gab, daß die Kinder dieser Ehe Neapel erhalten sollten. 1508 trat er der Liga von Cambray (vergl. S. 416) gegen Venedig bei, verfeindete sich aber mit dem Papst Julius II. und begünstigte dadurch das bereits erwähnte diplomatische Kunststück der Venetianer, nämlich die Bildung der heiligen Liga. Anfangs (1511 und 1512) in Italien siegreich, wurden die Franzosen schon 1512 über die Alpen zurückgedrängt und erlitten, als sie 1513 einen neuen Einfall unternahmen, bei Novara eine Niederlage; gleichzeitig waren die Kaiserlichen und Heinrich VIII. von England in Nordfrankreich eingebrochen und hatten bei Guinegate gesiegt, und die Schweizer bedrohten Burgund. Als Ludwig XII. am 1. Januar 1515 starb, war Neapel in den Händen

*) Karl Martell war der Sohn Karls II. von Neapel (1285—1309), der dem Begründer der dortigen Dynastie Anjou, seinem Vater Karl I. gefolgt war, und der Maria, Tochter Stephans V. von Ungarn (1270—1272).

Ferdinand des Katholischen und Mailand wieder im Besitze der Sforza, die es allerdings noch in demselben Jahre an seinen Nachfolger Franz I. überließen. 1522 kam es noch einmal in den Besitz der Sforza unter habsburgischer Oberhoheit und 1540, wie schon erwähnt, an Spanien.

Von den übrigen italienischen Kleinstaaten sind die von den Kaisern zu Herzogtümern erhobenen Gebiete von Mantua unter den Gonzaga, Modena unter dem Hause Este und Savoyen zu erwähnen, dessen Grafen sich um die Mitte des 11. Jahrhunderts in den Besitz von Piemont gesetzt und 1416 die Herzogswürde vom Kaiser Sigismund erhalten hatten.

Die weitere Entwickelung der Dinge im Kirchenstaate wird im nächsten Abschnitte behandelt werden.

Spanien.

Auf der Pyrenäenhalbinsel hatte sich, wie wir bereits wissen, nach dem Untergange des Westgotenreiches das Emirat von Cordova gebildet, das unter den Omaijaden zu einem besondern Chalifat sich ausgestaltete und unter der Herrschaft des Islam zu hoher Kulturentwicklung gelangte. Der Halbmond beherrschte den größten Teil der Halbinsel; nur im Norden hatte ein Teil der Westgoten unter dem Helden Pelago und seinen Nachfolgern die Unabhängigkeit behauptet und von Asturiens Bergen aus sich über Galicien und das Land der Basken ausgebreitet. Mit der Zeit zerfiel das Chalifat; die einzelnen Statthalter machten sich unabhängig und bildeten selbständige Reiche. Der auf solche Weise zersplitterten Macht der Araber gegenüber konnten sich die christlichen Staatswesen im Norden der Halbinsel leichter fortentwickeln. Neben der von Karl dem Großen gegründeten Spanischen Mark (später Markgrafschaft Barcelona oder Catalonien) entstanden Königreiche in Leon, Aragonien und Navarra; Castilien, das Land der Bergschlösser (castella), entwickelte sich in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts aus einer von den Königen von Leon beherrschten Grafschaft zu einem selbständigen Königreiche, das bald durch das den Mauren*) entrissene Königreich Toledo und andere Gebietserwerbungen zu beträchtlicher Ausdehnung gelangte. Unausgesetzt mit den Arabern um ihren Bestand und ihre weitere Entwicklung kämpfend, erwuchs diesen christlichen Königreichen ein kriegerischer, hochgesinnter Adel, und das Bürgertum erwarb große Rechte und Freiheiten. Castilien, das Vaterland des gefeiertsten Nationalhelden der Spanier, des Cid Campeador**), war besonders erfolgreich gegen die Mauren, in deren Gewalt um die Mitte des 13. Jahrhunderts nur noch das Königreich Granada stand.

Die in Spanien entstandenen christlichen Reiche waren:

1. Asturien, das schon neben dem Chalifat von Cordova bestand, anfangs des 10. Jahrhunderts bis an den Duero reichte, später bis an den Tajo erweitert wurde und aus dem sich dann das Königreich Leon herausgestaltete.

2. Castilien, wie schon erwähnt, aus einer Grafschaft Asturiens entstanden und durch fortgesetzte Eroberungen maurischen Gebietes über den ganzen mittleren Teil der Pyrenäenhalbinsel erweitert. Castilien wurde 1230 dauernd mit Leon vereinigt.

3. Navarra am westlichen Ende der Pyrenäen, ursprünglich eine Grafschaft unter fränkischer Lehenshoheit, seit 903 selbständiges Königreich.

*) Mit dem Namen „Mauren" werden die von den spanischen Arabern im 11. Jahrhundert gegen die vordringenden Christen zu Hilfe gerufenen Morabethen oder Almoraviden aus Mauretanien bezeichnet, die sich dann selbst der Herrschaft in Spanien bemächtigten, im 12. Jahrhundert aber diese an die Almohaden verloren. Unter der Bezeichnung „Mauren" werden aber auch diese verstanden.

**) „Cid" arabisch s. v. w. „Herr"; „Campeador" span. s. v. w. „Kämpfer". Der eigentliche Name dieses Helden war Rodrigo Diaz; er war ein castilischer Ritter, der sich in den Kämpfen gegen die Mauren besonders hervorthat und 1094 Valencia eroberte. Er starb 1099.

4. Die spanische Mark Karls des Großen, seit Karl dem Kahlen unabhängige Grafschaft **Barcelona**, 1137 mit Aragon vereinigt.

5. **Aragon**, ursprünglich fränkische Grafschaft, im 10. Jahrhundert von Navarra unterworfen, unter Sancho III. (1000—1055) durch Erbschaft nebst diesem mit Castilien vereinigt, nach Sanchos Tode aber durch Teilung des Reiches unter seine drei Söhne wieder selbständig.

6. **Portugal**, zu Ende des 11. Jahrhunderts von Alfons XI. von Castilien als Castilisches Lehen dem burgundischen Grafen Heinrich, Schwiegersohn Alfons, verliehen, dessen Sohn als Alfons I. den Titel eines Königs von Portugal annahm und sein Land, das sich unter ihm und seinen Nachfolgern durch fortgesetzte Eroberungen maurischen Gebietes immer mehr nach Süden ausdehnte, unabhängig machte.

Im Jahre 1212 erfochten die vereinigten christlichen Reiche Spaniens bei Navas de Tolosa im Süden der Halbinsel einen glänzenden Sieg, nach welchem nur noch die Reiche Cordova und Granada in der südöstlichen Ecke der Halbinsel den Mauren verblieben; auch diese mußten bald darauf die Oberherrlichkeit Castiliens anerkennen. Unter Alfons XI. von Castilien (1324—1350) erlitten die Araber am Flusse Salado (1340) eine weitere schwere Niederlage, die ihre Macht im Süden Spaniens vollends brach. Doch geriet nach dem Tode dieses Königs unter seinen schwachen Nachfolgern Castilien selbst in Verfall und der Adel und die Geistlichkeit rissen dort alle Gewalt an sich. Durch die Vermählung der Erbtochter Johanns II., Isabella, mit dem Thronerben Ferdinand II. von Aragonien (1469) wurde jedoch die Vereinigung dieser beiden mächtigsten Reiche Spaniens angebahnt und der Grund zu einer einheitlichen nationalen Herrschaft über die ganze Pyrenäenhalbinsel gelegt. Ferdinand und Isabella regierten zunächst ihre beiden Reiche selbständig, verfolgten aber das gleiche Ziel, Spanien unter einen Hut zu bringen und die Macht der Krone dem Adel und Klerus gegenüber in ihrem vollen Umfange wieder herzustellen. Eines der Hauptmittel, dessen sich die beiden unter der Leitung des Kardinals Ximenez zur Erreichung dieses Zweckes bedienten, war die Inquisition (vergl. S. 412), die in Spanien das Gepräge eines politischen Institutes neben ihrem kirchlichen Charakter trug, indem sich Staat und Kirche in engem Bunde mit einander desselben bedienten, um nicht nur Ketzer und Ungläubige, sondern auch Widerspenstige und Mißvergnügte unschädlich zu machen und alle politische und geistige Freiheit zu ersticken. Durch die Eroberung von Granada (1492) wurde der letzte Rest mohammedanischer Herrschaft in Spanien beseitigt, durch Gewinnung Neapels (vergl. S. 449) ein Machtzuwachs der Krone nach außen erzielt, endlich durch diejenige des spanischen Teiles Navarras (1512) das Gebiet auf spanischem Boden erweitert. Vergeblich waren dagegen die Bemühungen, auch Portugal unter den spanischen Zepter zu bringen. Dort war der Mannesstamm des burgundischen Hauses Heinrichs 1383 erloschen. Die Tochter Beatrix des letzten Königs aus diesem Hause, Ferdinands I., war mit dem castilischen Thronerben vermählt, und das genügte nach dem im Mittelalter aufgekommenen Brauche, Länder als Heiratsgüter zu behandeln, um Portugal an Castilien zu bringen. Allein der Unabhängigkeitssinn der Portugiesen



Ferdinand V., der Katholische, und Isabella.

Nach einer Schaumünze, aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".



Kardinal Ximenez.

Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

war stark genug, um sich gegen eine solche Verschmelzung aufzulehnen, und die Stände erkannten daher an Stelle der ehelichen Tochter den unehelichen Sohn Ferdinands als Johann I. als ihren König an, womit eine glorreiche Zeit für das kleine Portugal begann, auf die wir später zurückkommen werden. Gelang es Portugal auch nicht, unter Johanns Enkel, Alfons V., Castilien in seinen Besitz zu bringen, so verlief doch der darob entbrannte Krieg ebenso erfolglos für Castilien, und auch alle späteren Versuche Spaniens zur Gewinnung Portugals scheiterten.

Die nordischen Reiche.

Die Normannen, deren Beute- und Eroberungszüge in Mittel- und Südeuropa bereits besprochen worden sind, hatten auch nach dem hohen Norden und dem Nordosten unseres Erdteiles ihre Fühler ausgestreckt, waren einerseits bis Island und Grönland und von dort aus sogar bis nach Nordamerika gelangt, anderseits waren sie in der Ostsee vorgedrungen, hatten auf Wollin den Seeräuberstaat Jomsburg (Vineta) gebildet, der aber 1043 vom dänischen Könige Magnus zerstört wurde, und das ganze östliche Küstengebiet unsicher und zinsbar gemacht. Die dort wohnenden Finnen und Slawen nannten sie Ros oder Rus, vielleicht von dem den Alandsinseln gegenüber gelegenen schwedischen Küstenstriche Roslagen, wo sie ihre Heimstätten gehabt haben mögen. Durch inneren Hader um die Herrschaft scheinen jene Völkerschaften zu dem Entschlusse gekommen zu sein, normannische Führer ins Land zu rufen und ihnen die Herrschaft zu übertragen. Als solche werden die drei Brüder Rurik, Sineus und Truvor genannt, von denen namentlich der erste als Begründer des russischen Reiches bezeichnet wird. Er nahm von dem ganzen südlich des finnischen Meerbusens gelegenen Gebiete bis tief ins Land hinein Besitz und schlug seinen Sitz in Nowgorod auf, wo er nach dem Tode seiner Brüder allein regierte, während andere Waräger („Fremde" oder „Gäste", als welche man die Normannen hier und auch im byzantinischen Reiche, wo sie massenhaft Söldnerdienste nahmen, bezeichnete) unter Askold und Dir sich am Dnjepr festsetzten und dort den Staat Kiew gründeten, der aber schon 882 von Ruriks Nachfolger Oleg oder Olaf (879—912) mit Nowgorod vereinigt wurde. Unter ihm wurde Kiew zur Residenz des vereinigten Reiches erhoben und mit den Byzantinern (907) nach glücklichem Feldzuge ein für die Russen vorteilhafter Handelsvertrag abgeschlossen. Rurik starb, wie die altrussische Chronik berichtet, im Jahre 879; sein Geschlecht aber regierte in dem nach seinen Begründern, den „Rus", Rußland genannten Reiche bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts. Der Urenkel Ruriks, Wladimir der Große (980—1015), vermählte sich 988 mit der Tochter des griechischen Kaisers Romanus II., ließ sich am gleichen Tage taufen und erhob das Christentum zur Staatsreligion. Sein Sohn Jaroslaw ließ das erste russische Rechtsbuch anlegen. Das Reich wurde vielfach durch Erbteilung zerstückelt und dadurch geschwächt; die normannische Herkunft seiner Begründer verlor sich seit Jaroslaw vollständig. Im Jahre 1147 wurde Moskau gegründet, und damit hörte Kiew auf, die Hauptstadt des Reiches zu sein. Durch die Zersplitterung Rußlands in zahlreiche, mehr oder weniger unabhängige Herrschaften wurde das Reich dermaßen geschwächt, daß es beim Einbruche der Mongolen unter Dschingiskhan diesen nicht standhalten konnte. Nach der Schlacht an der Kalka (1223) kam das südliche Rußland in den Besitz Dschingiskhans, durch die Niederlage am Sit fiel (1238) der Norden in die Gewalt seines Enkels Batu. Vor Nowgorod kehrten aber die Mongolen um. Rußland wurde durch diesen Einbruch entsetzlich verwüstet und dem Chanat der „Goldenen Horde" einverleibt. Auch vom Westen her erlitt das Reich Angriffe seitens der Schweden und des deutschen Ordens, die aber von Alexander Newskij (1240 und 1242) siegreich abgewehrt wurden. Dagegen fiel 1260 auch Nowgorod unter das mongolische Joch und im folgenden Jahrhundert bemächtigten sich die Litauer des ganzen westlichen Rußlands.

Die Kraft des Reiches sammelte sich jetzt um Moskau, wo der Großfürst **Iwan Wasiljewitsch I.** (1462 — 1505) die Grundlage zu dessen neuer Machterhebung schuf. Er ordnete und erweiterte das Reich, begründete dessen Gesetzgebung und erließ ein Thronfolgegesetz, das durch das Verbot fernerer Reichsteilungen auf die künftige Größe des Reiches hinwirkte. Auch zur Einführung einer höheren Kultur gab er durch Heranziehung fremder Gewerbsleute und Handwerker den ersten Anstoß. Der Untergang des byzantinischen Reiches machte Rußland, das bis dahin unter dem Patriarchate von Konstantinopel gestanden hatte, auch in kirchlicher Beziehung selbständig. Iwans Enkel Iwan Wasiljewitsch II. (1533—1584) erwarb Kasan und Astrachan für das Reich, erweiterte dieses bis an den Kaukasus, bereitete auch die Eroberung Sibiriens vor und legte durch



Eine Ratsversammlung Wladimirs des Großen.
Nach einer altrussischen Malerei aus Polewoi „Geschichte des russischen Volkes“.

die Errichtung eines Schützenkorps, der sogenannten Strelitzen, den Grund zu einem stehenden Heere. Die Unterwerfung der Kosakenstämme, die in den weiten Ebenen des Don, Dnjepr und am nördlichen Fuße des Kaukasus unter Wahlhäuptlingen ein freies Reiterleben führten, nahm unter Iwan ihren Anfang. Mit Iwans Sohn Fedor erlosch das Haus Rurik.

Im Stammlande der Normannen bildeten sich im Laufe des 10. Jahrhunderts unter der Führung mächtiger Fürsten größere Reiche, so in Norwegen unter Harald Schönhaar, in Schweden unter den Inglyngern, einem alten Königsgeschlechte, dessen letzter Sproß Ingiald Illrada indes durch das Bestreben, eine Alleinherrschaft zu gründen, seinen Tod fand, — in Dänemark unter Gorm dem Alten (vergl. S. 350). Das Christentum verbreitete sich in diesen skandinavischen Staaten, die häufig in Kriege mit einander verwickelt waren, in der Zeit vom 9. bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts

und zwar am spätesten in Schweden. Von da an kommt auch mehr Klarheit in die Geschichte dieser Länder, in denen die Benediktinermönche die abendländische Kultur einführten. Sobald das Christentum sich befestigt hatte, gelangte die Kirche in jenen Ländern auch bald zu Reichtum und großem Grundbesitz, dagegen blieb die Entwicklung des Städtewesens zurück, und der Bauernstand war so rechtslos und bedrückt wie dereinst im alten Rom. Der Adel jedoch wuchs zu hoher Macht empor.

Dänemark erreichte unter seinem Könige Waldemar I. dem Großen (1157—1182) und dessen Nachfolgern Knud VI. und Waldemar II. eine große Ausdehnung längs der Ostsee; sein Besitz erstreckte sich über Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Pommern und Rügen bis Esthland; Kaiser Friedrich II. trat an Waldemar II. (1202—1241) sogar alle deutschen Reichslande bis zur Elbe und Elde förmlich ab (1214). Doch ging dieses große Reich infolge der Härte seines Begründers sehr bald wieder verloren; Waldemar selbst geriet samt seinem Sohne in die Gefangenschaft seines Vasallen, des Grafen Heinrich von Schwerin, den er beleidigt hatte, und mußte die Freiheit durch Vermittelung des Kaisers mittels Herausgabe aller ihm abgetretenen deutschen Reichslande erkaufen. Der Versuch, das Verlorene durch Waffengewalt wieder zu gewinnen, wurde durch die Niederlage bei Bornhöve in Holstein (1227) vereitelt und das dänische Reich blieb auf die Eidergrenze beschränkt. Nach Waldemars II. Tode trat in Dänemark der Adel herrschend auf, und erst unter Waldemar IV. (1340—1375) kam die Königsgewalt wieder zur Geltung. Norwegen, das bereits unter Knud dem Großen (1030) unter dänische Herrschaft gekommen war, sich jedoch schon 1035 wieder unabhängig gemacht hatte, fiel 1387 als Erbe an Margaretha, die Tochter Waldemars IV., die durch die Union von Calmar auch Schweden unter ihren Zepter brachte.

Hier war um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Königshaus der Folkunger zur Herrschaft gelangt und hatte die verschiedenen Landschaften zu einem Reiche vereinigt, das in der Mitte des 14. Jahrhunderts auch ein gemeinsames Landes- und Städtegesetz erhielt. König Magnus I. (1275—1290) legte den Grund zu einem Landesadel. Dieser erhob sich bald zu hoher Macht und die Könige hatten sowohl gegen ihn als auch gegen die Kirche harte Kämpfe zu bestehen, in denen sie oft unterlagen. 1363 trat mit Magnus II., der samt seinem Sohne vom Adel des Thrones entsetzt wurde, die Folkungerdynastie vom Schauplatze ab, und Albrecht II. von Mecklenburg, Schwestersohn des Magnus, wurde auf den Thron gesetzt. Dieser Schattenkönig war aber so wenig im stande, der Mißwirtschaft des Adels zu steuern, daß sein eigenes Volk die Dänen gegen ihn herbeirief. Er wurde bei Falköping (1389) geschlagen und Schweden, wie schon oben erwähnt, dem dänischen Reiche einverleibt. Die Calmarische Unions-Akte war eigentlich nur ein vorläufiger Vertragsentwurf, der nie zu rechtsförmigem Abschlusse gelangt ist. Nichtsdestoweniger nahm auf Grund derselben Margarethe die Herrschaft Schwedens an sich und suchte durch Entwaffnung des Volkes und Besetzung geistlicher und weltlicher Aemter mit Dänen dort ihre Macht zu begründen; in demselben Sinne regierte auch ihr Nachfolger Erich XIII. von Pommern, ein Enkel ihrer Schwester (1412—1436). Das Volk erhob sich (1434) endlich gegen diese Wirtschaft unter dem Bergmann Engelbrecht, der einen großen Teil Schwedens von der Fremdherrschaft befreite, und setzte Erich ab, der darnach als Seeräuber sein Leben fristete. Aber schon 1441 mußte der Reichsmarschall Karl Knudsson, der an Erichs Stelle an die Spitze der Regierung gestellt worden war, sein Amt wieder niederlegen, und den Thron bestieg sein Neffe Christoph von Bayern, nach dessen Tode (1448) Schweden von der Union sich trennte und Karl Knudsson zum König erhob. Vom Adel und der Geistlichkeit bekämpft, mußte Karl Knudsson (1457) fliehen, und der König der Dänen, Christian I., wegen seiner Raubgier im Volksmunde „die bodenlose Tasche" genannt, wurde auf den schwedischen Thron berufen. Durch einen Aufstand wurde Karl Knudsson (1464) zum zweiten und nach abermaliger Vertreibung und kurzem Zwischenregiment (1467) zum dritten Male zurückberufen, um nun bis zu seinem Tode (1470) die Regierung zu führen. Sten Sture, sein Neffe, den er auf seinem Sterbebette als seinen

Nachfolger bezeichnet hatte, wurde nun Reichsverweser und regierte ebenso wie seine beiden Nachfolger Svante Nilsson (1504—1512) und dessen Sohn Sten Sture der Jüngere (1512—1520) mit königlicher Gewalt. Der dänische König Christian II. wurde jetzt als König von Schweden anerkannt und ließ unmittelbar nach seiner Thronbesteigung die vornehmsten und angesehensten Männer der Nation abschlachten, um sich der unbeschränkten Königsmacht zu versichern. Dieses sogenannte „Stockholmer Blutbad" (8.—10. November 1520) bewirkte eine allgemeine Volkserhebung unter Gustav Wasa, der 1521 zum Reichsvorsteher und 1523 auf dem Reichstage zu Strengnäs zum Könige erwählt wurde. Die Calmarische Union wurde dadurch für immer aufgehoben und in Schweden trotz mancherlei Hindernissen durch allmälige Einführung der Reformation eine neue Ordnung der Dinge geschaffen.



Gustav Erikson Wasa.

Nach Philippson „Geschichte der neuen Zeit".

Gustav Wasa (der Name bedeutet im Schwedischen s. v. w. Garnbündel und bezieht sich auf das Hauswappen der Wasa, das ein solches Bündel im Schilde führt) war ein Schwestersohn des älteren Sten Sture. 1518 in dänische Kriegsgefangenschaft geraten, gelang ihm die Flucht und Rückkehr nach Schweden, wo er, als Bauer verkleidet, die Landschaft Darlekarlien durchzog, etliche 100 Bauern für den Freiheitskampf gewann und unter fortwährend neuem Zuzuge gegen Stockholm sich wandte, das er belagerte. Seine Mutter und Schwester wurden auf Christians II. Befehl getötet, und dieser verübte auch noch andere Blutthaten behufs Behauptung seiner Herrschaft, wurde aber schließlich (1523) von seinem eigenen Volk vertrieben und 1531, als er behufs Wiedergewinnung der Krone in Norwegen landete, gefangen genommen und bis zu seinem Tode in Haft behalten.

Die slawischen Reiche.

Die Slawen an der Weichsel, Oder und Warthe waren bald zu größeren Staatswesen vereinigt, bald in kleinere Fürstentümer geteilt. Eines der bedeutenderen Reiche war dasjenige der Polen, deren Herzog Mieczislaw (966) das Christentum annahm und als Lehensmann des deutschen Königs galt. Doch war der Zusammenhang mit dem Reiche ein sehr loser, mußte von Zeit zu Zeit durch neue Unterwerfung aufgefrischt werden und hörte unter dem Kaiser Friedrich II. gänzlich auf. Die Unsitte der Erbteilungen brachte auch das Polenreich tief herunter, so daß die Nachbarn ein Stück nach dem anderen davon losrissen und (1300) dem Könige Wenzel von Böhmen, der bereits einen Teil davon, Kleinpolen, in seiner Hand hatte, die polnische Krone übertragen wurde. Dieser regierte von 1300—1305 und stellte kraftvoll Ruhe und Ordnung im Reiche wieder her. Ihm folgte Herzog Wladislaw IV. aus dem Geschlechte der Piasten (1305—1333), der die Gebiete an der Warthe und Weichsel zu einem einzigen Reiche verband und die erbliche Königswürde annahm. Sein Sohn Kasimir der Große (1333—1370) erweiterte seine Herrschaft über Galizien und das östlich daranstoßende Rotrußland und that viel für die Hebung der Kultur im Lande durch Begünstigung des Städtewesens, Verbesserung der Gesetzgebung und Begründung der Universität Krakau, deren Ausbau jedoch erst unter einem späteren Herrscherhause, den Jagellonen, erfolgte. Da mit ihm der männliche Zweig des Piastengeschlechtes

ausstarb, so wurde Polen ein Wahlreich und Ludwig der Große von Ungarn aus dem Hause Anjou (1370—1382), ein Sohn der Schwester Kasimirs, erhielt zunächst die Krone. Seine Nachfolgerin auf dem Throne war seine Tochter Hedwig, die sich auf Wunsch des Adels (1386) mit dem Großfürsten Jagello von Litauen vermählte, der nun ein gewaltiges Reich unter seinem Zepter vereinigte. Jagello nahm anläßlich seiner Verheiratung das Christentum an, und seine halbwilden Litauer wurden durch Verteilung wollener Röcke veranlaßt, dasselbe zu thun. Das große Reich konnte sich aber nicht gedeihlich entwickeln, weil der zu wüstem Wohlleben geneigte, verschwenderische, beute- und kriegslustige Adel allein das Wort führte, während der Bauernstand geknechtet wurde und vom Aufkommen eines gewerbefleißigen, wohlhabenden Bürgerstandes gar nicht die Rede sein konnte, da Handel, Gewerbe und Geldwirtschaft ausschließlich in den Händen der Juden lagen. Das polnische Verfassungsleben mit seinen „Landboten", die als Bevollmächtigte des Adels aus allen Woiwodschaften des Reiches zu dem berüchtigten „polnischen Reichstag" zusammenkamen und dort neben einigen vom Könige entsandten geistlichen und weltlichen Amtspersonen die einzigen Vertreter des Volkes waren, war das Muster von wüster Regellosigkeit und Verwirrung. Die Könige hatten nur sehr geringen Einfluß auf die Entscheidungen dieses Reichstages, dessen Beschlüsse häufig genug Unglück über das Land gebracht haben. Mit den Rittern des deutschen Ordens hatten die Polen häufig zu kämpfen; Jagello schlug sie (1410) bei Tannenberg und nahm ihnen einen Teil ihres Gebietes ab. Unter ihm erreichte das Gebiet des polnischen Reiches mit ungefähr einer Million Quadratkilometer und 35 Millionen Einwohnern seine größte Ausdehnung. Jagellos Sohn Wladislaw III. erhielt 1440 auch die Krone von Ungarn, wo er nach dem Tode des Kaisers Albrecht II. zum Könige gewählt wurde. Er fiel 1444 im Kampfe gegen die Türken, und die Verbindung mit Ungarn hörte infolgedessen wieder auf, da dort Albrechts nachgeborener Sohn Ladislaus König wurde, während in Polen nach dreijährigem Zwischenreich Jagellos zweiter Sohn als Kasimir IV. auf den Thron kam. Unter ihm erreichte der Kampf gegen den deutschen Orden sein Ende (vergl. S. 393). Der Hochmeister Albrecht von Brandenburg unternahm zwar den Versuch, Westpreußen wieder zu erobern, doch derselbe mißlang, und Albrecht erreichte nur seine Anerkennung als weltlicher Herzog von Preußen unter polnischer Lehenshoheit. Mit dem Tode Sigismunds, des jüngsten der drei Söhne Kasimirs IV., die nach dessen Tode (1492) kurz hintereinander auf den Thron gekommen waren, erlosch 1572 der Jagellonische Mannesstamm und jetzt erst kam der Charakter Polens als Wahlreich mit allen Schattenseiten dieser Einrichtung zur praktischen Geltung.

Böhmen war bis in die ersten Jahrzehnte des 6. Jahrhunderts von den deutschen Markomannen bewohnt, die dann nach Bayern übersiedelten und den Slawen Platz machten (vergl. S. 314). Der Franke Samo vereinigte um 623 Böhmen mit den angrenzenden slawischen Ländern zu einem Reiche, das nach seinem Tode (658) wieder zerfiel. Durch zwei Jahrhunderte gab es dort nur einzelne Stämme unter Stammeshäuptlingen. Während der Avarenkriege Karls des Großen kam Böhmen in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu Deutschland, von wo aus es auch das Christentum empfing. Das großmährische Reich Swatopluks (vergl. S. 348) verschwand rasch wieder von der Bildfläche, und 895 zogen böhmische Häuptlinge nach Regensburg, um dort dem Könige Arnulf zu huldigen. Während der Einfälle der Magyaren kamen die Przemysliden zur Herrschaft in Böhmen (912), von denen Wenzel (928—935) als eifriger Verbreiter des Christentums heilig gesprochen und zum ersten Schutzpatron des Landes erhoben wurde; die heidnischen Großen seines Reiches konnten ihm aber seine Vorliebe für das Christentum und seine freundschaftlichen Beziehungen zum deutschen Reiche und dessen Könige Heinrich I. nicht verzeihen, und sein eigener Bruder Boleslaw überfiel ihn mit seinen Helfeshelfern und erschlug ihn (935). Aber auch Boleslaw mußte die Oberherrschaft Deutschlands anerkennen. 1003 eroberte der Polenherzog Boleslaw Chrobry Böhmen; König Heinrich II. entriß es ihm aber wieder und setzte den Przemysliden Jaromir als Herzog dort ein (1004), dessen Bruder Ulrich, Kaiser Konrads II. treuer Anhänger, 1029 auch Mähren gewann. König Heinrich IV.

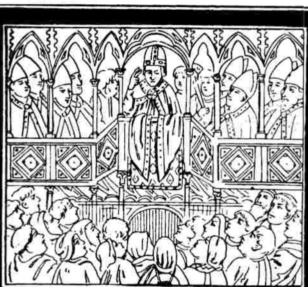
verlieh dem Herzoge Wratislaw II. (1061—1092) für die ihm geleisteten Dienste den Königstitel (1086), und dasselbe that Barbarossa (1158) gegenüber Wladislaw II. (1140 bis 1174), dem Enkel des Vorgenannten. Es trat dann infolge von Thronstreitigkeiten ein tiefer Verfall des Reiches ein, der erst mit Przemysl Ottokar I. (1197—1230), dem Philipp von Schwaben (1198) die Königskrone verlieh, die ihm durch Friedrich II. (1212) bestätigt wurde, sein Ende fand. Sein Enkel Ottokar II. (1253—1278) erhob Böhmen zu ansehnlicher Macht, die aber mit seinem Tode (vergl. S. 422) wieder erlosch; sein Sohn Wenzel II. (1278—1305) gelangte jedoch 1300 in den Besitz der polnischen Königskrone und verschaffte seinem Sohne nach dem Aussterben der Arpaden in Ungarn vorübergehend die Krone dieses Landes. Mit Wenzels Enkel, Wenzel III. (1305—1306), der zu Olmütz ermordet wurde, erlosch das Geschlecht der Przemysliden, und die böhmische Krone fiel jetzt an die Luxemburger.

In Bulgarien, dem alten Moesien, wo sich im 7. Jahrhundert slawische Stämme seßhaft gemacht hatten, brachen um 680 die dem Hunnenvolke zugehörigen Bulgaren ein, die wahrscheinlich türkischen Ursprunges waren und zur Zeit der Völkerwanderung sich teils den Avaren in Ungarn angeschlossen hatten, größeren Teils aber in Bessarabien geblieben waren. Sie gründeten dort das Reich der Donaubulgaren, nahmen aber bald Nationalität und Sprache der von ihnen Unterworfenen an und wurden so zu einem slawischen Volke. Der im Stammlande zurückgebliebene Teil der Bulgaren zog später, durch die Chazaren gedrängt, nach der oberen Wolga, nahm den Islam an und gründete das Reich der Wolgabulgaren, das im Mittelalter zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Die Donaubulgaren nahmen im 9. Jahrhundert das Christentum an und griffen erobernd um sich; alles Gebiet bis zum adriatischen Meer in Albanien fiel in ihre Gewalt, Serbien und sogar Byzanz waren ihren „Zaren" (Kaisern) tributpflichtig. Der Zar Simeon erhob den Erzbischof seines Reiches zum unabhängigen Patriarchen der bulgarischen Landeskirche. Aber schon unter seinem Sohne Peter (927—969) zerfiel das Reich, und 1018 wurde es vom byzantischen Kaiser Basilius II. vollständig unterworfen. Im Jahre 1186 begründeten die Brüder Peter und Asen ein neues Bulgarenreich mit der Hauptstadt Tirnovo, das fast die gleiche Ausdehnung wie das erste Bulgarenreich unter Simeon gewann, 1366 aber den Türken tributpflichtig und 1393 von ihnen völlig zerstört wurde.

Die Serben bewohnten seit dem 7. Jahrhundert den nordwestlichen Teil der Balkanhalbinsel, empfingen das Christentum teils aus den romanischen Städten Dalmatiens, teils von den Byzantinern und Bulgaren, deren Einfluß im 12. Jahrhundert die Oberhand gewann. Nach der Eroberung Bulgariens durch die Byzantiner begannen die serbischen Stammesfürsten, die sich unter einem „Groß-Schupan" vereinigten, gegen Byzanz feindlich aufzutreten, und der Groß-Schupan Stephan Voislaw (um 1040) erfocht in Montenegro einige große Siege gegen sie; sein Sohn Michael (1051—1081) erhielt von Gregor VII. den Königstitel. Nach vorübergehendem Verfall des Reiches durch Teilung und oftmaligen Wechsel der Groß-Schupane vereinigte Stephan Nemanja die einzelnen Gebiete wieder, sein Sohn Stephan erhielt 1220 abermals vom Papste die Königskrone und Stephan Urosch II. Milutin (1282—1321) besetzte das nördliche Makedonien und vermählte sich mit der Tochter des Kaisers Andronikos II., der ihm seine Erwerbungen bestätigte. Die größte Ausdehnung erreichte das serbische Reich unter Stephan Duschan (1331—1355), der sich Südmakedonien, Albanien, Epirus und Thessalien aneignete und sich 1346 zum Zaren der Serben und Griechen krönen ließ. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zerfiel aber das Serbenreich und geriet teilweise unter türkische Oberhoheit; 1459 unterwarf Mohammed II. durch die Einnahme der Hauptstadt Semendria das Reich vollständig.

Auch die um 640 in das noch heute von ihnen bewohnte Gebiet eingewanderten Kroaten begründeten im 10. Jahrhundert ein Reich, das sich bis zur Drau und über die Serbenstämme an der Adria ausbreitete und dessen Herrscher im 11. Jahrhundert vom Papst die Königswürde erhielten. 1191 fiel ihr Reich an Ungarn.

Ungarn, dessen Bewohnern, den kriegslustigen Magyaren, wir bereits auf ihren Beutezügen nach dem Westen begegnet sind, trat mit der Annahme des Christentums unter seinem Herzog Geisa (972—995) vom Stamme Arpads (vergl. S. 348) in die Reihe der Kulturstaaten. Geisas Sohn Stephan (995—1038) rief die Benediktiner ins Land und begründete zehn Bistümer; dafür erhielt er vom Papste Sylvester II. die Königskrone, („Stephanskrone"), die dieser ihm eigenhändig aufs Haupt setzte, und wurde später unter die Heiligen versetzt. Nicht minder war er beflissen, abendländische Kultur durch Deutsche und Italiener im Lande einführen zu lassen. Die Eingeborenen nahmen jedoch diese Bestrebungen feindselig auf, und unter Stephans Nachfolger, dem Könige Peter (1038—1046) erhob sich eine Empörung, die hauptsächlich gegen die vom Hofe allzu sehr begünstigten Ausländer gerichtet war. Peter wurde vertrieben, vom Kaiser Heinrich III. aber wieder zurückgeführt und nun zu dessen Lehensmann gemacht. Geisa II. führte sächsische Ansiedler nach Siebenbürgen, die dort rasch eine höhere Kultur schufen; Andreas II. (1205—1235) legte durch seinen das „goldene Privilegium" genannten Freibrief (1222), der dem Adel und Klerus bedeutende Vorrechte verlieh, den Grund zur ungarischen Verfassung. Mit Andreas III. erlosch 1301 der Stamm Arpads, und Ungarn wurde ein Wahlreich. Die Krone fiel dem Herzoge Karl Robert von Anjou aus der neapolitanischen Linie (vergl. S. 445) zu, und unter ihm und den Nachfolgern aus seinem Hause kam Ungarn zu hoher Machtstellung. Sein Sohn Ludwig I., „der Große" genannt (1342—1382), erweiterte vorübergehend die Grenzen seines Reiches bis an den Pruth und über Serbien und das westliche Bulgarien, entriß den Venetianern Dalmatien und bestieg 1370 auch den Thron von Polen. Nach seinem Tode erhoben sich langwierige Thronkämpfe, in denen schließlich der deutsche Kaiser Sigismund als Schwiegersohn Ludwigs siegreich blieb. Sigismund hatte fast während seiner ganzen Regierungszeit Streitigkeiten mit den Großen des Reiches auszufechten und gegen die Türken zu kämpfen. Nach seinem Tode wurde sein Schwiegersohn, der deutsche König Albrecht II. (1438), König von Ungarn, starb aber schon 1439 und erst nach seinem Tode wurde sein Sohn Ladislaus geboren, der dem mittlerweile zum Könige gewählten Jagellonen Wladislaw (vergl. S. 456) als Gegenkönig gegenübergestellt wurde. Nachdem Wladislaw 1444 bei Varna gegen die Türken gefallen war, bestieg Ladislaus Posthumus (d. h. „der Nachgeborene") den Thron als fünfjähriger Knabe, und als Reichsverweser wurde Johann Hunyady eingesetzt, der die Türken mit glänzendem Erfolge bekämpfte. Ladislaus starb jung und 1458 wurde Hunyadys Sohn, Matthias I. Corvinus (1458—1490) zum Könige gewählt, der außerordentlich viel für die Hebung der Kultur Ungarns gethan und auch nach außen die Macht seines Reiches kraftvoll gewahrt hat. Er eroberte Bosnien, Mähren, Schlesien und die Lausitz und griff den Kaiser Friedrich III. (1485) sogar in seiner Hauptstadt Wien an. Unter seinen Nachfolgern gewannen aber die Türken wieder die Oberhand, und nach der Schlacht bei Mohács (1526), in welcher der König Ludwig II., des Jagellonen Wladislaw Sohn, gefallen war, entstanden Thronstreitigkeiten zwischen den Habsburgern einerseits und dem von einer Gegenpartei gewählten Magnaten Johann Zapolya andererseits, welch letzterer sich durch türkischen Beistand behauptete. Im Jahre 1538 wurde zur Beilegung dieses Streites nach zwölfjährigem Kampfe ein Vergleich geschlossen, auf Grund dessen Zapolya den Osten des Landes nebst Siebenbürgen unter Anerkennung der türkischen Oberhoheit erhielt, wogegen das westliche Ungarn — gegen Zahlung eines jährlichen Tributes an die Türken — dem deutschen Könige Ferdinand überlassen wurde. Dieser Vertrag führte aber nur zu fortwährenden Reibungen und Kämpfen zwischen den vertragsschließenden Teilen, und die Zustände in Ungarn blieben noch sehr lange recht trostlos.





DER VERFALL DER MITTELALTERLICHEN VORMÄCHTE

Beim Anbruch des Mittelalters, beziehungsweise nach dem Untergange des weströmischen Reiches, haben wir als Vormacht der Kulturwelt das oströmische oder byzantinische Reich gesehen, dessen Einfluß auf die Ereignisse im Abendlande allerdings nur ein beschränkter und mehr mittelbarer war. Unter Karl dem Großen hatte sich dann das Frankenreich zur Vormacht in Europa erhoben, während im Morgenlande der Islam zur führenden Rolle gelangte. Aus dem Frankenreiche entwickelte sich das wiederaufgerichtete römische Kaisertum und, zunächst auf dieses gestützt, dann aber um die Obmacht mit ihm ringend und schließlich den Sieg über dasselbe davontragend, das Papsttum. Alle diese im Mittelalter entstandenen Vormächte sind in demselben Zeitalter auch wieder in Verfall geraten, ganz ebenso, wie das Altertum die morgenländischen Reiche, die Vormacht der griechischen Kultur und das römische Weltreich entstehen und bis auf wenige Ueberreste vergehen sah. Wir sehen in der Geschichte der Vormächte des Altertums und Mittelalters abgeschlossene Entwicklungsgeschichten, die diesen beiden Zeitaltern ihr charakteristisches Gepräge verleihen und in ihrer Gesamtheit gleichsam die Entwicklungsgeschichte dieser Zeitalter selbst darstellen. Wir wollen nun die Vorgänge, die der Verfall der mittelalterlichen Vormächte mit sich gebracht hat, in Kürze darstellen.

Das byzantinische und das osmanische Reich.

Das byzantinische Reich hatte unter den makedonischen Kaisern (vergl. S. 387) schwere Kämpfe gegen die Bulgaren zu führen, die unter Basilius II. (976—1025) endlich ihren Abschluß fanden. Dieser kräftige Herrscher, dem der Beiname Bulgaroktonos (Bulgarentöter) beigelegt wurde, hatte zuerst einen langwierigen, durch seine Feldherren Bardas Skleros und Bardas Phokas hervorgerufenen Bürgerkrieg auszufechten, nach dessen Beendigung (989) er den Entscheidungskampf gegen die Bulgaren aufnahm und diesen (1018) durch völlige Vernichtung des bulgarischen Reiches und dessen Umwandlung in eine Provinz des byzantinischen Reiches zu Ende führte. Gleichzeitig hatte er sich auch der Araber in der italienischen Provinz zu erwehren und wurde in Kämpfe mit den sächsischen Kaisern verwickelt, deren Interessen in Italien durch die Vermählung Ottos II. mit der griechischen Kaiserstochter Theophano (vergl. S. 354) nicht in dem erhofften Maße gewahrt werden konnten, da es sich eben um einen Landbesitz handelte, den die einen um jeden Preis an sich bringen, die andern aber nicht aufgeben wollten. Nach Basilius II. verfiel das Ge-

schlecht der makedonischen Kaiser rasch, und auch die Macht des Byzantinerreiches wurde von Osten her durch die in Asien als gefährliche Feinde auftretenden seldschukkischen Türken bedroht, durch verheerende Einfälle der Araber geschwächt und in Unteritalien durch die Normannen auf den Besitz von Bari eingeschränkt. Mit Michael VI. (1056—1057), dem Gemahl der Kaiserin Theodora, einer Nichte von Basilius II., der durch einen Aufstand der Großen des Reiches vom Thron gestürzt wurde, ging die Herrschaft der makedonischen Kaiser zu Ende, und die Komnenen (vergl. S. 387) kamen zur Regierung. In Alexius I. (vergl. S. 388) haben wir einen politisch gewandten und persönlich tapferen Herrscher kennen gelernt, der den Normannen ebenso wie den Kreuzfahrern gegenüber seine Kraft und Würde als Herrscher zu behaupten verstanden hat. Die nördlichen Grenzen seines Reiches sicherte er durch Besiegung der Petschenegen und Kumanen, türkischer Nomadenvölker, die im 11. Jahrhundert die Russen, Byzantiner und Bulgaren vielfach bedrängten, bis sie in Bulgarien und Ungarn angesiedelt wurden und in den dortigen Bevölkerungen aufgingen. Auch Alexius' Sohn und Enkel Johannes II. (1118—1143) und Manuel I. (1143—1180) waren tüchtige Herrscher, die sowohl im Norden des Reiches als auch gegen die Seldschukken glücklich für den Bestand ihrer Herrschaft kämpften. Dagegen wurde Manuels Sohn, Alexius II., der seinem Vater als 13jähriger Knabe auf dem Thron gefolgt war, schon 1183 von seinem Vormund Andronikos I. gestürzt und bald darauf ermordet, Andronikos selbst aber wegen seiner Grausamkeit (1185) durch einen Aufruhr vom Throne gestoßen und getötet. Mit ihm erlosch das komnenische Haus und es folgte ihm Isaak II. Angelos, (1185—1195), dessen Regierung sehr unruhig und unglücklich verlief. Sein Bruder Alexius III. (1195—1203) beraubte ihn des Thrones und des Augenlichtes. Die Venetianer, von ihm zugleich mit seinem Sohne Alexius IV. zu Hilfe gerufen, setzten ihn in Gemeinschaft mit den Führern des vierten Kreuzzuges (vergl. S. 394) mit Gewalt wieder ein (1203); die Byzantiner aber riefen (1204) Alexius V., den Schwiegersohn von Alexius III., zum Kaiser aus, und dieser ließ Alexius IV. ermorden, Isaak II. aber starb vor Kummer. Venetianer, Lombarden, Niederländer und Franzosen rückten hierauf vor Konstantinopel, nahmen dieses ein (13. April 1204) und begründeten das lateinische Kaisertum, indem sie das byzantinische Reich in vier Teile teilten, von denen Balduin von Flandern das südliche Thrakien und das diesem gegenüberliegende kleinasiatische Küstengebiet mit Byzanz als Hauptstadt für sich behielt, während er die andern Teile den übrigen Teilnehmern des Zuges



Basilius II.
Miniatur aus dem Psalter des Kaisers, vom Ende des 10. Jahrhunderts. (Aus der St. Marcus-Bibliothek in Venedig, nach Hertzberg „Geschichte der Byzantiner".)

zu Lehen gab. Immerhin vermochten einzelne griechische Dynasten auf dem Festlande ihre Unabhängigkeit zu behaupten; Theodor Laskaris, den die Griechen zum Kaiser gewählt hatten, erhielt sich im westlichen Teile Kleinasiens und erhob dort Nicäa zur Hauptstadt seines gleichnamigen Kaisertums. Nach seinem Tode (1222) setzte sein Schwiegersohn Johannes III. das Werk der Wiederherstellung des byzantinischen Reiches erfolgreich fort, sein Sohn aber, Theodor II. Laskaris (1255—1258), regierte nur kurze Zeit und dessen sechsjähriges Söhnchen Johannes IV. wurde durch seinen Vormund Michael Palaeologus geblendet und eingekerkert. Im Nordosten Kleinasiens gründete ein Enkel des Andronikos, Alexius, das Kaisertum Trapezunt, in Epirus entstand eine griechische Despotenherrschaft unter Michael Angelos, die von 1204 bis 1430 bestand. Michaels Bruder Theodor Angelos vertrieb die Lateiner, die in Thessalonich unter Bonifaz von Montferrat ein Königreich gegründet hatten (vergl. S. 394), schon 1222 von dort und wandelte das lateinische Königreich in ein griechisches „Thessalonisches Kaiserreich“ um, das nach mannigfaltigen Thronstreitigkeiten 1253 dem Reiche von Nicäa einverleibt wurde. Dieses fiel 1330 und Trapezunt 1462 in die Gewalt der Türken.



Silbermünze von Theodor II. Laskaris.

(Vatatzes Dukas), Kaiser von Nicäa.
(Original im Berliner Kgl. Münzkabinet, nach Hertzberg „Geschichte der Byzantiner“.)

Durch ihren Hochmut und ihre kirchliche Unduldsamkeit machten die Lateiner sich bald im griechischen Reiche unmöglich, und Michael Palaeologus eroberte mit Hilfe der Genuesen, denen er dafür erhebliche Vorrechte gewährte, Konstantinopel (25. Juli 1261), womit dem lateinischen Kaisertum ein Ende gemacht wurde. Einzelne von Lateinern gestiftete Herrschaften in Griechenland und auf den Inseln erhielten sich aber noch bis zum Untergang des byzantinischen Reiches und sogar darüber hinaus. Michael Palaeologus, seines Namens der achte Herrscher im byzantinischen Reiche und Begründer der Dynastie der Palaeologen, die als letztes Herrscherhaus den Thron inne hatten und von 1261 bis 1453 auf diesem sich behaupteten, hatte den Gedanken, die griechische Kirche, deren Patriarch ihn wegen seiner niederträchtigen Handlungsweise an seinem Mündel anfeindete, an Rom zu überliefern. Er knüpfte zu diesem Zwecke Unterhandlungen mit dem Papste Gregor X. an, der ein Konzil (1274) nach Lyon einberief, auf welchem die Vereinigung der beiden christlichen Hauptkirchen zu stande gebracht werden sollte. Doch scheiterte der Gedanke an dem Widerstande der griechischen Geistlichkeit und des Volkes, und bald erhob sich ein so mächtiger, neuer Feind gegen Byzanz, daß alle anderen Fragen vor derjenigen der Selbsterhaltung zurücktreten mußten. Es war dies das Volk der Osmanen, das 1282 in Kleinasien eingedrungen war und von dort sich erobernd über das ganze ehemals oströmische Reich ausbreitete.



Silbermünze des Alexius Komnenos,
Kaisers in Trapezunt.
Die Münzbilder stellen den Kaiser und den H. Eugenius zu Pferde dar.
(Nach Hertzberg „Gesch. der Byzantiner“.)

Die Osmanen, wegen ihres Ursprunges aus dem Turkmenenlande kurzweg Türken genannt, waren durch den Mongolenzug unter Dschingiskhan aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt worden und gingen nun selbst auf Eroberungen aus, um sich neue Wohnstätten zu begründen. Sie hatten ihren Namen von ihrem Sultan Osman I., dem Sohne des turkmenischen Stammesfürsten Ertogrul, der sich bereits in Bithynien festgesetzt hatte. Nachdem Osman und sein Sohn Orchan ganz Bithynien und Mysien unter ihre Herr=

schaft gebracht hatten, überschritt letzterer den Hellespont und nahm Gallipoli. Sein Sohn Murad I. (1359 — 1389) war der Schöpfer einer türkischen Heeresverfassung, in der das Korps der Janitscharen eine besonders hervorragende Rolle spielte. Er unterwarf Thrakien und einen großen Teil Kleinasiens, verlegte den Schwerpunkt seines Reiches nach Europa und schlug seine Residenz in Adrianopel auf. Unter seinem Sohne Bajazet (1389—1403) fiel der südliche und südöstliche Teil der Balkanhalbinsel in die Gewalt der Türken. Gegen ihn zog König Sigismund von Ungarn mit einem Heere von Rittern verschiedener Nationen, denen sich auch die Johanniter von Rhodus (vergl. S. 390) anschlossen und denen magyarische, wallachische und südslawische Söldnerscharen folgten. König Sigismunds Streitkraft zählte 60 000, diejenige Bajazets 200 000 Mann. Nach



Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels.

Nach einer großen Bronze-Medaille im Besitze des Königl. Münzkabinets in Berlin.

heldenmütiger Gegenwehr wurde das Heer Sigismunds vernichtet, das weitere Vordringen der Türken aber durch einen zweiten Mongolenzug aufgehalten, der unter der Führung Timurlangs (Timur der Lahme, auch Tamerlan genannt) eines Nachkommen des Dschingiskhan Temudschin, zu Ende des 14. Jahrhunderts über Asien sich ergossen hatte und nun dem Abendlande sich näherte. Timur ließ Bajazet zur Unterwerfung auffordern; dieser wandte sich aber sofort gegen die Mongolen, mit denen er im Sommer 1402 bei Angora in Galatien zusammenstieß. Bajazet verlor Schlacht und Freiheit und starb bald darauf als Gefangener Timurlangs, der aber seinen Zug nach Westen nicht weiter fortsetzte, sondern sich gegen China wandte, 1405 aber vom Tode ereilt wurde, worauf sein Reich bald wieder zerfiel. Das osmanische Reich aber erholte sich schnell von dem erlittenen Schlage, obgleich sich zwischen den vier Söhnen Bajazets ein langjähriger Thronstreit entspann, aus dem Mohammed I. (1413—1421) siegreich hervorging. Unter ihm verhielten sich die Osmanen ruhig, sein Sohn Murad II. (1421—1451) aber setzte den

Eroberungskrieg in Europa fort und siegte 1444 bei Varna und 1448 auf dem Amselfelde (im türkischen Serbien), wo schon Murad I. (1389) die Serben entscheidend geschlagen, dabei aber selbst den Tod gefunden hatte.

Den Ausbau des osmanischen Reiches brachte Murads Sohn Mohammed II. (1451—1481) zu stande, der das Reich nach allen Richtungen erweiterte, besonders aber durch die Eroberung von Konstantinopel demselben seine neue Hauptstadt gab.

Hier war unter fortwährenden Bürgerkriegen und Palastrevolutionen die Ohnmacht des Reiches bereits so weit vorgeschritten, daß dasselbe unter Johannes V. (1341—1391) den Türken tributpflichtig wurde; nur der oben erwähnte Einfall Timurs in die türkischen Länder hatte verhindert, daß unter Manuel II. (1391—1425), dessen Neffe und Mitregent Johannes VII. mit den Türken im Einverständnis war, Konstantinopel schon damals denselben in die Hände gespielt wurde. Die Zeit der Thronstreitigkeiten zwischen den Söhnen Bajazets konnte Manuel sogar benutzen, um einige Landesteile wieder zurückzuerobern. Doch wurde Konstantinopel schon 1422 von Murad II. aufs neue belagert und Manuels Sohn Johannes VIII. (1425 bis 1448) machte, nachdem ein weiterer Hilfszug aus dem Abendlande (unter Wladislaw III. von Polen und Ungarn) durch die Niederlage der Christen bei Varna vereitelt worden war, noch einmal den Versuch, die katholische Christenheit durch das Anerbieten der Vereinigung der griechischen Kirche mit dem Papsttum zu einer großen Hilfsaktion zu veranlassen. Wieder wurde die Frage vor ein Konzil (1439 zu Florenz) gebracht, allein mit ebensowenig Erfolg als vorher. Johanns VIII. Bruder Konstantin XI. (1448—1453) erwehrte sich nach besten Kräften der ungeheuren türkischen Uebermacht, bis diese am 29. Mai 1453 den entscheidenden Schlag führte. Konstantinopel wurde eingenommen, der Kaiser starb als Verteidiger seiner Residenz auf deren Mauern den Heldentod. Bis 1462 hatte Mohammed alle übrigen lateinischen und griechischen Dynastien, die sich bis dahin noch behauptet hatten, unterworfen. Aus den Trümmern des byzantinischen Reiches erstand aber das osmanische, das unter Suleiman (oder Soliman) II. (1520—1566) den Gipfel seiner Macht erreichte. Nicht mit Unrecht haben ihm die Türken den Beinamen des „Großen" gegeben; er eroberte fast ganz Ungarn, kam bis vor die Mauern Wiens, beherrschte mit seinen mächtigen Flotten das Mittelmeer und kämpfte glücklich gegen Persien. Dieser ebenso bedeutende als an Erfolgen reiche Vertreter des Gedankens der islamitischen Weltherrschaft mußte bei der Belagerung der kleinen ungarischen Festung Szigeth zu Grunde gehen. Nach ihm erlosch allmälig der Glanz des osmanischen Reiches, und schon am Ausgange des nächsten Jahrhunderts hatte es seine Bedeutung für Europa gänzlich verloren.



Kaiser Manuel Palaeologus
mit seinen Kindern.
Miniatur aus einem byzantinischen Codex im Louvre zu Paris.

Kaiser- und Papsttum.

Unter dem ritterlichen Luxemburger Heinrich VII. (1308—1313) hatte es den Anschein, als wollte die Kaisermacht sich noch einmal zu ihrer einstigen Bedeutung erheben. Der Stuhl Petri war zu seiner Zeit nicht mehr von einem so zielbewußten und willensstarken Statthalter Christi besetzt, wie Bonifacius VIII. es war. Dieser hatte mit Philipp dem Schönen von Frankreich einen harten Kampf um die Besteuerung der Kirchengüter geführt und mit seiner berühmten Bulle „Unam sanctam" (vergl. S. 424), in der er behauptete, dem Statthalter Christi seien zwei Schwerter, das geistliche und das weltliche, übergeben und jenes sei von der Kirche, dieses aber für die Kirche zu schwingen, aller Welt imponiert, nur nicht dem Könige Philipp, gegen den sie eigentlich gerichtet war. Dieser hatte schon eine frühere Bulle desselben Papstes, in der sich Bonifacius als der berufene Richter über die Könige aufspielte, öffentlich verbrennen lassen, und seine Antwort auf die Bulle „Unam sanctam" war, daß er die französischen Bischöfe nach Paris berief, Bonifacius der Simonie und anderer Verbrechen anklagte und sich von den Hirten seiner Landeskirche die Ermächtigung zur Verhaftung des Papstes geben ließ. Bonifacius hielt sich eben in seinem Heimatsorte Agnani auf; dort wurde er von bewaffneten Sendlingen Philipps gefangen genommen. Seine Landsleute, die er in jeder Beziehung, namentlich aber durch Ausstattung mit fetten Kirchenpfründen begünstigte, traten selbstverständlich für ihn ein, befreiten ihn mit Gewalt und brachten ihn unter sicherem Geleite nach Rom; doch war der 80jährige Greis durch den Vorfall in solche Aufregung versetzt worden, daß er in Raserei verfiel und am 11. Oktober 1303 starb. Sein Nachfolger Benedikt XI. versöhnte sich mit Philipp und nahm alle von Bonifacius gegen diesen gerichteten Dekrete zurück, starb aber schon 1304. Es folgte nun Clemens V., ein Franzose von Geburt, der sich von vornherein unter den Schutz Philipps stellte, sogar die Papstweihe nicht in Rom, sondern in Gegenwart Philipps in Lyon empfing und 1309 seine Residenz nach Avignon verlegte, das nun durch 70 Jahre der Sitz der Päpste blieb.



Suleiman der Große.

(Zu Seite 463.)
Nach einem unbenannten Holzschnitt aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts.
(Aus Hertzberg „Gesch. d. Byz. u. d. Osman. Reiches".)

Nach diesem Triumphe über das Papsttum dachte Philipp ernstlich daran, auch das Kaisertum und mit ihm die Herrschaft über Deutschland an Frankreich zu bringen, das jetzt das mächtigste Reich Europas war. Philipps Bruder, Karl von Valois, sollte mit Hilfe Clemens' nach dem Tode Albrechts I. auf den deutschen Thron gebracht werden, auf den andererseits die Habsburger Anspruch erhoben. Aber so wenig die Eifersucht und Macht-

begier der Kurfürsten einen deutschen Fürsten mit beträchtlicher Hausmacht an die Spitze des Reiches stellen wollten, ebensowenig lag es in ihrem Interesse, einem ausländischen Könige den Thron zu geben, dessen Haus bereits neben der französischen die neapolitanische Krone besaß und überdies im Begriff war, sich der ungarischen zu bemächtigen. Wie wir bereits wissen, fiel die Wahl auf **Heinrich** VII. Dieser war am französischen Hofe aufgewachsen und mit den deutschen Verhältnissen fast unbekannt. Das Reich, zu dessen Herrscher er berufen war, interessierte ihn wenig; dagegen war er von dem Gedanken erfüllt, das römische Kaisertum in seiner alten Machtfülle wieder herzustellen, ein Gedanke, der für seinen tapferen und abenteuerlichen Sinn wohl viel Bestechendes haben mochte. Clemens V. residierte zur Zeit seines Regierungsantrittes noch in Rom; dort empfing er die Gesandten Heinrichs, die für ihren König die päpstliche Bestätigung einzuholen kamen. Nachdem Heinrich diese empfangen, mußte er zunächst auf Vergrößerung seiner Hausmacht bedacht sein, ohne die ein Kaiser weder in seinem eigenen Reiche noch in Rom sich Geltung verschaffen konnte. Es gelang ihm, den böhmischen Adel für die Wahl seines vierzehnjährigen Sohnes **Johann** zum Könige von Böhmen und Mähren zu gewinnen und eine Heirat zwischen diesem und der Schwester **Elisabeth** des letzten Przemysliden, **Wenzel** III., in die Wege zu leiten. Durch Aechtung und Vertreibung des Grafen **Eberhard von Württemberg**, der sich schon gegen den König Rudolf aufgelehnt hatte und auch mit Albrecht I. in Fehde geraten war, jetzt aber wegen Bedrückung der niederschwäbischen Reichsstädte vor den Reichstag zu Speier geladen worden war und sich dort trotzig gezeigt hatte, verschaffte sich Heinrich beim Volke Anhang und bei den Fürsten Respekt, und nun konnte er getrost mit seinem freilich nur sehr schwachen Heere (etwa 5000 Mann) nach Rom ziehen, um seinen Plan zu verwirklichen.



Bonifacius VIII.

Nach dem Gemälde von Giotto in der Basilika von S. Giovanni Laterano in Rom. (Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

Die Ghibellinische Partei in Italien jubelte auf, als Heinrich in ihrem Lande erschien, und **Dante** begrüßte ihn als den Retter des Landes. In Mailand empfing er am 6. Januar 1311 die eiserne Krone. Als er aber seine königlichen Rechte dort geltend machen wollte, verbanden sich die lombardischen Städte sofort gegen ihn, und er mußte sich den Weg nach Rom mit Waffen bahnen und decken. Im Juni 1312 traf er dort ein; Clemens war bereits nach Avignon übersiedelt, und sowohl der Vatican als auch die Peterskirche waren von den Guelfen, deren Führer **Johann von Anjou**, der Bruder des Königs von Neapel war, mit Truppen besetzt worden. Kämpfend mußte Heinrich sich den Einzug in Rom erzwingen; die Krönung erfolgte durch einen Bevollmächtigten des Papstes im Lateran. Von Rom aus wollte Heinrich gegen Neapel ziehen, dessen König eine offenkundig feindliche Haltung gegen ihn angenommen hatte. Clemens V. mußte sich selbst-



Clemens V.

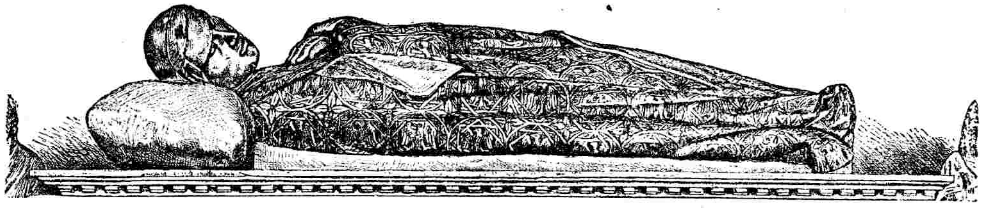
Aus „Eigentliche Beschreibung aller und jeder Bäbst".

verständlich dieser Absicht Heinrichs mit Rücksicht auf die nahen Beziehungen zwischen seinem Könige Philipp und demjenigen Neapels widersetzen; es kam daher zum Bruche zwischen Heinrich und Clemens, und dieser bedrohte sogar den Kaiser mit dem Bannfluche, falls er seine Absicht ausführen sollte. Inzwischen hatte aber Johann von Böhmen einen Reichstag



Heinrich VII. im Kampfe mit den Lombarden.
(Zu S. 465.)
Aus dem Balduineum zu Koblenz.

nach Nürnberg einberufen (1313), der den Krieg gegen Neapel als Reichssache erklärte und die Entsendung eines starken Heeres dahin beschloß. Heinrich mußte daher auf die Gefahr des Bannblitzes sein Vorhaben ausführen und trat den Marsch nach dem Süden an, starb aber plötzlich, nachdem er denselben kaum begonnen hatte. Man behauptet, ein Dominikanermönch habe dem erst 51jährigen Kaiser, der von ihm das Abendmahl empfing, in der Hostie Gift beigebracht. Heinrichs deutsches Heer löste sich nach dessen Tode sofort wieder auf und nahm teilweise Söldnerdienste bei den Ghibellinen, unter denen namentlich Can Grande von Verona (vergl. S. 446) ein eifriger Verfechter der Ghibellinischen Sache



Heinrich VII.
nach seinem Marmorbildnis auf dem Deckel des Sarkophages seines Grabmales im Campo Santo zu Pisa.
(Aus O. Jägers „Weltgeschichte“.)

war. In Deutschland aber trat nun wieder ein Thronkrieg ein, da ein Teil der Kurfürsten Friedrich dem Schönen von Oesterreich, Albrechts I. ältestem Sohne, ein anderer Teil aber dem Herzoge Ludwig von Bayern vom Hause Wittelsbach ihre Stimme gegeben hatten.



Krönung Ludwigs des Bayern.
Relief vom Grabmal des Bischofs Guido Tarlatti zu Arezzo.
(Aus O. Jägers „Weltgeschichte“.

Ludwig hatte hauptsächlich die Städte, Friedrich den Adel für sich. Unter den Parteigängern Ludwigs befanden sich auch die Eidgenossen*), die schon gegen Albrecht I. zu Adolf von Nassau gehalten hatten, weil sie von der Reichsgewalt der Habsburger das Schlimmste für sich selbst befürchten mußten. Während Friedrich und Ludwig den Thronstreit unter sich ausfochten, rückte Leopold, Albrechts I. zweitältester Sohn, mit einem starken Heere gegen die Eidgenossen, über die sein Bruder Friedrich wegen ihrer gegnerischen Haltung die Acht verhängt hatte. Nur 1300 Eidgenossen standen an dem rauhen Engpaß zwischen dem Aegerisee und der Anhöhe des Morgarten den 9000 schwergerüsteten



Johann XXII.
(Aus „Eigentliche Beschreibung aller und jeder Bäbst“.

*) „Eidgenossen“ nannten sich die Bewohner der schweizerischen Urkantone Uri, Schwyz und Unterwalden (die auch die „Waldstätten“ heißen), weil sie sich durch Eidschwur zu einem „ewigen“ Bunde gegen die von Seite der Habsburger ihnen drohende Vergewaltigung vereinigt hatten; später wurde der Name auf alle Schweizer ausgedehnt und heute noch heißt die Schweiz „Eidgenossenschaft“. Der Zweck jenes Bündnisses war die gemeinsame Verteidigung der alten (von Heinrich, dem Sohne Friedrichs II., der 1220 zum römischen Könige gewählt und 1225 als Reichsverweser eingesetzt worden war, und später von Friedrich II. selbst) verbrieften Rechte und Freiheiten gegen die habsburgischen Herrschaftsgelüste, und da nach Rudolfs Tode im Reiche wieder die frühere Verwirrung und Gesetzlosigkeit einriß, so schien die thatsächliche Lage den Zwecken des Bundes günstig zu sein. Als aber Rudolfs Sohn Albrecht mit Hilfe seiner Zwingvögte den Waldstätten mit Gewalt den Meister zeigen wollte, verschworen und erhoben sich diese gegen ihre Bedrücker und wußten sich dauernd gegen dieselben zu behaupten

Rittern und Reisigen Leopolds gegenüber. Um sich dieser Uebermacht zu erwehren, legten sie sich auf der Höhe des Passes in den Hinterhalt und machten da eine Art künstlicher Erdlawine zurecht, die sie in dem Augenblicke, da die Oesterreicher den Paß überschritten, auf diese niedersausen ließen. Darauf warfen sie sich auf die in Verwirrung geratenen Feinde und bereiteten ihnen eine schwere Niederlage (1315). Die Blüte der österreichischen Ritterschaft war in diesem Kampfe gefallen und Friedrichs Macht durch die erlittene Schlappe wesentlich geschwächt. Ludwig „der Bayer“ — wie sein geschichtlicher Name lautet — hob die über die Eidgenossen verhängte Acht wieder auf und bestätigte die Reichsunmittelbarkeit der Waldstätten. Durch den Sieg bei **Mühldorf**, den er 1322 über Friedrich von Oesterreich erfocht und durch den dieser in die Gefangenschaft Ludwigs geriet, gelangte Ludwig in den vollen Besitz der Königsmacht, und vergeblich versuchte **Johann** XXII. (1316—1334), der Nachfolger Clemens V., durch Verhängung des Bannes*) über Ludwig, ihm diese Macht wieder zu entreißen. Am päpstlichen Hofe zu Avignon war eine derartige sittliche Verderbnis eingerissen, daß der Dichter **Petrarca**, ein strenger Katholik und Priester der Kirche, voll tiefster Entrüstung gegen dieses päpstliche Babel eiferte und das Ansehen des Papsttums völlig vernichtet wurde. Derselbe Johann, der über Ludwig den Bann verhängte, hatte kraft seines päpstlichen Amtes die Lehre von der Armut Christi als Ketzerei verdammt. Er selbst war der Sohn eines armen Schusters, scharrte aber während seines 18jährigen Papsttums ein Vermögen von 22 Millionen Goldgulden zusammen, und so wie er machten es auch die andern Päpste in Avignon und bereicherten sich, obgleich sie das üppigste, verschwenderischste Leben führten, durch den Schacher mit geistlichen Pfründen, Nutznießungen und Aemtern und durch die ununterbrochenen, stets unter neuen Vorwänden verübten Brandschatzungen der Christenheit. Ludwig der Bayer nahm aber den über ihn verhängten Bann nicht so leicht wie die übrige Welt und suchte den Papst dadurch zu versöhnen, daß er die Verständigung mit Friedrich anbahnte. Er bot dem in seiner Gewalt befindlichen Gegenkönige die Freiheit unter der Bedingung an, daß Friedrich auf die Königswürde verzichte und seine Partei zum Frieden bewege. Friedrich nahm diese Bedingung an und wurde aus der Haft entlassen; der Papst aber und Friedrichs Bruder Leopold wollten davon nichts wissen. Darauf kehrte Friedrich freiwillig wieder in die Gefangenschaft zurück und dieser Beweis ritterlicher Rechtschaffenheit wirkte so mächtig auf Ludwig, daß er mit seinem bisherigen Gegner innige Freundschaft schloß und ihn sogar zu seinem Mitregenten machen wollte, was indes die Kurfürsten nicht zuließen. Als aber Ludwig 1326 nach Italien zog, um sich die Kaiserkrone zu holen, setzte er Friedrich zum Reichsverweser ein. Im Januar 1328 traf er in Rom ein, ließ sich vom Oberhaupte der Stadt, **Sciarra Colonna**, dem Führer der ghibellinischen Partei, also von weltlicher Hand, in feierlicher Volksversammlung zum Kaiser krönen und dann von zwei Bischöfen salben, die beide unter dem päpstlichen Banne lagen. Johann XXII. ließ er wegen Ketzerei, Simonie und anderer Verbrechen der Papstwürde verlustig erklären, was Johann wohl reichlich verdient haben mochte, was aber leider ohne jede rechtliche Wirkung blieb, weil das dabei eingeschlagene Verfahren aller hergebrachten Formen entbehrte. An Johanns Stelle wurde der Franciskaner **Nikolaus** V. (1328) zum Papst gemacht, was natürlich ebenso wirkungslos war, wie die Entsetzung Johanns. Ludwig selbst hatte von diesen Gewaltthaten keine Befriedigung und keinen Vorteil, sondern war fortwährend von Angst und Gewissensnot wegen des über ihn verhängten Bannes gepeinigt und versuchte vergebens, vom Nachfolger Johanns, **Benedict** XII. (1334—1342), Aufhebung des Bannes zu erflehen. Auch über die Städte, die zum Kaiser hielten, war die höchste Kirchenstrafe, das Interdikt, verhängt worden. Die Wirkung war fast Null, manche Städte setzten der Maßregel sogar höhnischen Trotz entgegen. Die Kurfürsten thaten aber jetzt einen Schritt, der am deutlichsten den

*) Diese kirchliche Maßregel wurde einfach damit begründet, daß Ludwig ohne päpstliche Genehmigung als deutscher König aufgetreten und auf die in Avignon angeschlagene Vorladung zur Rechtfertigung hierüber dort nicht erschienen war.

Verfall der Papstmacht erkennen ließ: sie vereinigten sich 1338 zu einem „Kurverein“, der in aller Form erklärte, daß fortan jeder rechtmäßig gewählte deutsche König auch ohne päpstliche Krönung oder Bestätigung als römischer Kaiser zu betrachten sei. Der in demselben Jahre zu Frankfurt abgehaltene Reichstag bekräftigte einmütig jene Erklärung des Kurvereins, und nachdem die auf dem Reichstag vertretene Geistlichkeit erklärt hatte, daß der Kaiser alles Mögliche gethan habe, um der Kirche Genugthuung zu geben, wurde das Interdikt auf dem Wege der Gesetzgebung aufgehoben.

Leider verdarb Ludwig durch unverständige Handlungsweise die Wirkung dieser vortrefflichen Haltung der Reichsvertretung. Er verwickelte sich in dem Bestreben, einen Zuwachs seiner Hausmacht zu gewinnen, in schlimme Ränke und bewirkte dadurch, daß schon bei seinen Lebzeiten der älteste Sohn Johanns von Böhmen als Karl IV. zum Könige gewählt wurde, dessen Wahl allerdings erst nach Ludwigs im Jahre 1347 erfolgtem Tode allgemein anerkannt wurde.



Statue Kaiser Karls IV.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.)

Karl IV. regierte von 1347—1378 und bekümmerte sich hauptsächlich um sein Erbland Böhmen, um das er sich allerdings in hohem Maße verdient gemacht hat. Er war der Stifter der Universität Prag (1348), der ersten in Deutschland. Der Gegenkönig Günther von Schwarzburg, den die bayerische Partei gegen ihn aufgestellt hatte (1349), starb schon nach sechs Monaten. 1354 begab sich Karl nach Italien, ließ sich von den lombardischen Städten huldigen und ging für einen Tag nach Rom, um sich dort zum Kaiser krönen zu lassen. 1356 erließ er die Goldene Bulle, durch welche die Grundsätze der deutschen Reichsverfassung festgestellt wurden. Sein Versuch, den Papst zur Rückkehr nach Rom zu bewegen, blieb erfolglos; Urban V. folgte ihm zwar dahin (1368), kehrte aber bald nach seinem Abzuge wieder nach Avignon zurück.

In den Jahren 1361—1370 war das Reich in Kriege mit Waldemar IV. von Dänemark verwickelt, die ihren Abschluß im Frieden von Stralsund (1370) fanden. Der Hansabund, der zu jener Zeit unter der Führung Lübecks bereits zu hoher Entwicklung gediehen war und dessen Zweck die Sicherung der Land- und Wasserstraßen und die Erwerbung und Erhaltung von Handelsvorrechten im Auslande war, spielte in diesen Kriegen eine hervorragende Rolle und erhielt im Stralsunder Frieden die Küste von Schonen am südlichen Ende Schwedens auf fünfzehn Jahre. Im 16. Jahrhundert wurde der Hansabund in vier Teile mit den Vororten Lübeck, Köln, Braunschweig und Danzig geteilt. Nach dem westfälischen Frieden (1649) fiel er jedoch auseinander, und die drei Städte Lübeck, Bremen und Hamburg trugen das Erbe seines Namens und seines geringen Gemeinvermögens davon, mit dessen Verwaltung sie noch bis in unser Jahrhundert sich zu befassen hatten.

Karl IV. starb 1378; der noch während seiner Regierungszeit (1377) ausgebrochene süddeutsche Städtekrieg gegen das schwäbische Adelsbündnis, in dessen Führung sich namentlich die Württemberger Grafen hervorthaten, fand seinen Abschluß erst 1389. Karl IV. hatte, nach dem Siege der schwäbischen Städte bei Reutlingen über des Grafen Eberhard Sohn Ulrich, den unter Ulms Führung stehenden Schwäbischen Städtebund anerkannt; 1388 wurde aber durch den Sieg Eberhards II. bei Döffingen die Macht des Schwäbischen Bundes gebrochen und im Landfrieden zu Eger (1389) das Verbot aller städtischen Bündnisse ausgesprochen. Erst durch den großen Schwäbischen Bund von 1488, dem Fürsten und Städte angehörten, wurde dem ewigen Fehdewesen in jenem Teil des Reiches ein Ende gemacht.



Landfriedenssiegel des Königs Wenzel.

Nach dem Original im Königl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin, aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.

Karl IV. hatte seine Länder unter seine Söhne so geteilt, daß Wenzel Böhmen und Schlesien (später auch Luxemburg), Sigismund Brandenburg, und Johann die Lausitz erhielt. Seinen Vettern Jobst und Prokop wurde Mähren zugeteilt. Wenzel (1378—1400), der schon bei Lebzeiten Karls zum deutschen Könige gewählt worden war, war launenhaft und jähzornig und geriet sowohl mit seinen Verwandten, als auch mit dem Adel und der Geistlichkeit Böhmens in Zwistigkeiten. Den Generalvikar des Erzbischofs von Prag, Johann von Pomuk, ließ er in der Moldau ertränken, weil er in einem Streit, der zwischen der Krone und dem erzbischöflichen Domkapitel entstanden war, eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Die Legende machte etliche Jahrhunderte später aus dem Generalvikar einen Märtyrer des Beichtstuhls, der als Beichtvater der Gemahlin Wenzels deren Beichtgeheimnis nicht an den König habe verraten wollen und darum den Tod erlitten habe. So wurde Johann von Pomuk (Nepomuk genannt) zum Nationalheiligen Böhmens,



Husthaler

in Originalgröße, auf der Vorderseite das Bildnis des Hus, mit der Umschrift „Ich glaube an eine heilige katholische Kirche“ in lateinischer Sprache, auf der Rückseite Hus mit der Ketzermütze auf dem Scheiterhaufen darstellend.
(Nach dem im Königl. Münzkabinet zu Berlin befindlichen Original aus Prutz „Staatengesch. des Abendl. im Mittelalter“.)

und man zeigt dort noch heute dem Volke die Zunge des Heiligen, die, weil sie pflichtgetreu ihr Geheimnis bewahrt, der Verwesung entgangen sein soll.

Wenzel geriet in seinem Lande wiederholt auch mit dem Volke in Konflikt und mehrmals in Gefangenschaft. Unter ihm trat der Reformator Hus in Prag auf und verursachte Wirren, die den Auszug der Deutschen von der Prager Universität*) zur Folge hatten. Auch in Deutschland war er mißachtet, und eine Partei der Reichsfürsten entsetzte ihn (1400) der Königswürde. Während seiner Regierung zog Herzog Leopold III. von Oesterreich, ein Sohn Albrechts II., mit der Blüte der Ritterschaft gegen die Eidgenossen, deren Verband sich inzwischen durch den Beitritt von Luzern, Bern, Zürich, Glarus und Zug wesentlich erweitert hatte, um ihren Bund mit den süddeutschen Städten zu sprengen. Er erlitt



Schlacht bei Sempach.

Miniatur aus der Weltchronik des Rudolph von Hohenembs in der Bibliothek zu Kassel.

aber bei Sempach (9. Juli 1386) eine vernichtende Niederlage, die ihm selbst den Tod brachte. Sein Sohn Leopold wollte an den Schweizern Rache nehmen, wurde aber (1388) bei Näfels gleichfalls geschlagen und in die Flucht getrieben.

Wenzel starb 1419 als König von Böhmen. Der an seiner Statt zum deutschen König gewählte Ruprecht von der Pfalz (1400—1410) unternahm einen unglücklichen Feldzug nach Italien (1401) und wurde vom Herzog Visconti von Mailand bei Brescia geschlagen. Er vermochte sich nicht einmal bei seiner eigenen Partei in Ansehen zu setzen.

An Ruprechts Stelle wurde Wenzels Bruder Sigismund (1410—1437) zum deutschen Könige gewählt; unter den Reichsfürsten war es namentlich der Hohenzoller

*) Die Lehre Wiclifs war durch den böhmischen Ritter Hieronymus von Prag nach Böhmen gebracht worden, wo Johann Hus, Lehrer an der Prager Universität und Prediger an der dortigen Betlehemkirche, sie unter den Studenten und dem Volke verbreitete. Die czechischen Studenten neigten sich ihm zu, und auch unter dem Volke fand er großen Anhang, wogegen der Prager Erzbischof feindlich gegen ihn auftrat. König Wenzel schützte ihn vor diesem; aber an der Universität, die nach dem Muster derjenigen von Paris in Nationen eingeteilt war, waren die bayerischen, sächsischen und polnischen Lehrer und Studenten gegen Hus, und als Wenzel deshalb das Statut zu Gunsten der böhmischen Stimmen umänderte, zogen die Deutschen — an 5000 Studierende nebst allen deutschen Lehrern — von dort ab. Es entstanden infolge dieses Ereignisses neue Universitäten in Deutschland, zunächst diejenige zu Leipzig (1409).

Friedrich, Burggraf von Nürnberg, der sich für diese Wahl verwendete. Da Sigismund durch seine Gemahlin Maria, die Tochter Ludwigs des Großen, König von Ungarn geworden und seit Karls IV. Tode auch Markgraf von Brandenburg war, so erschien er der Mehrzahl der Kurfürsten zu mächtig und konnte nur drei Stimmen derselben für sich gewinnen, während die übrigen Jobst von Mähren zufielen. Dieser starb aber schon 1411, und jetzt wurde Sigismund einstimmig zum deutschen Könige gewählt. Die Wirren in der Papstkirche waren um diese Zeit auf ihrem Gipfelpunkte angelangt. Urbans V. Nachfolger Gregor XI. (1370—1378) versuchte vergeblich in Rom festen Fuß zu fassen, und war eben im Begriff, unter Frankreichs Schutz nach Avignon zurückzukehren, als ihn der Tod ereilte. Die Römer wählten nun Urban VI. zum Papst, dem in Avignon ein Gegenpapst in der Person Clemens VII. gegenübergestellt wurde. Dieser Vorgang trat nun viermal nacheinander ein; das „Schisma" (die Spaltung) innerhalb der Papstkirche war damit zur Thatsache geworden und dauerte 31 Jahre (1378—1409). Urbans Nachfolger Bonifacius IX. konnte kaum lesen und schreiben, dafür aber desto besser rechnen und pflegte den Pilgern vom Balkon der Peterskirche aus seinen Segen gegen teures Eintrittsgeld zu erteilen.*) Die beiderseitigen Gegenpäpste verfluchten sich gegenseitig, die Universitäten von Paris, Oxford und Prag forderten dringend die Abdankung beider Päpste, und der Geist des Widerstandes gegen die entartete Kirche regte sich mächtig auch im Volke. In England hatten Wiclifs Lehren eine gewaltige Bewegung hervorgerufen, die durch die nach seinem Tode eingetretenen blutigen Ketzerverfolgungen nicht mehr erstickt werden konnte. Auch in Böhmen gestaltete sich der Anhang des Hus, der nach dem Abzuge der Deutschen zum Rektor der Prager Universität gewählt worden war, zu einer förmlichen Glaubenspartei. Päpstliche Ablaßkrämer hielten ihren Einzug in Prag, wurden aber vom Volke verhöhnt, die Ablaßbulle, die sie mitgebracht hatten, öffentlich verbrannt. Sigismund befürchtete mit gutem Grunde, daß diese Zustände seinem Erblande Böhmen (wo noch sein Bruder Wenzel regierte), ernstliche Gefahr bringen könnten und veranstaltete deshalb (im Dezember 1413) eine Zusammenkunft mit dem Papste Johann XXIII. in Lodi, um die Berufung eines allgemeinen Konzils behufs Einigung und Neuordnung der Kirche durchzusetzen, von der allein er die Wiederherstellung des Religionsfriedens in Böhmen erhoffen durfte.



Johann XXIII.
(Aus „Eigentliche Beschreibung aller und jeder Bäbst".)

Johann XXIII. (1410—1415) war gleichzeitig mit der Wahl Sigismunds zum deutschen Könige auf den Stuhl Petri gekommen; er war thatkräftig aber lasterhaft und trieb den Ablaßschacher in gleich schamloser Weise wie seine Vorgänger. Um die Kirchenreform war ihm nicht im mindesten zu thun; aber die Bewegung zu Gunsten derselben war doch schon zu mächtig und umfangreich geworden, als daß man sich ihr länger hätte widersetzen können. Es wurde daher das allgemeine Konzil auf den 1. November 1414 nach Konstanz einberufen. Fünf Patriarchen, 33 Kardinäle, 200 Erzbischöfe und Bischöfe nahmen an demselben teil; Sigismund, der am 8. November zu Aachen als deutscher König gekrönt wurde, erschien mit einem Gefolge zahlreicher Fürsten und Herren als Vertreter der weltlichen Macht. Außer Johann XXIII. gab es zu jener Zeit noch zwei andere Päpste: Gregor XII., der 1406 in Rom aufgestellt worden war, und dessen Gegenpapst Benedikt XIII., der seit 1394 in Avignon auf dem zweiten Stuhle Petri saß. Diese beiden waren über Andringen der Sorbonne zu Paris und der Universität

*) Das Titelbild zu diesem Abschnitte stellt eine solche Segenserteilung nach einem gleichzeitigen Miniaturbilde aus einer im Vatican befindlichen Handschrift dar. Die darunter befindliche Abbildung zeigt die Kaiserkrönung Sigismunds durch den Papst Eugen IV. i. J. 1433 nach einem Flachbilde an einer der Bronzepforten der Peterskirche.

Oxford von einem 1309 in Pisa abgehaltenen Konzil entsetzt und an ihrer Stelle **Alexander V.** als alleiniger Papst eingesetzt worden. Dieser war aber schon 1310 gestorben und durch Johann XXIII. ersetzt worden. Sowohl Benedikt als auch Gregor hielten an ihrem Papsttum fest und erst durch das Konstanzer Konzil wurde erreicht, daß wenigstens Gregor freiwillig entsagte; Benedikt aber blieb hartnäckig und zog sich, nachdem ihn das Konzil als abgesetzt erklärt hatte, mit vier Kardinälen in ein Felsennest in seiner spanischen Heimat zurück, wo er wie ein rechtmäßiger Papst residierte und 1424 in hohen Jahren starb. Auch Johann hatte erklärt, gleichzeitig mit den beiden anderen Päpsten zurücktreten zu wollen, hielt aber sein Versprechen nicht, sondern entwich heimlich aus Konstanz (1415), mit der Absicht, das Konzil, sobald er seine Person in Sicherheit gebracht haben würde, zu sprengen. Der Herzog Friedrich von Oesterreich war ihm bei dieser Flucht behilflich. Das Konzil aber erwirkte nun die Eröffnung eines förmlichen Prozesses gegen den Papst und dessen Verhaftung; Johann wurde einer großen Zahl der schlimmsten Verbrechen angeklagt und durch Zeugen überwiesen, worauf seine Absetzung beschlossen und zugleich die feierliche Erklärung gegeben wurde, daß, wie dies bereits die hohen Schulen zu Paris und Oxford offen verkündet hatten, ein allgemeines Konzil über den Päpsten stehe und auch ohne deren Einwilligung einberufen werden könne. Friedrich von Oesterreich wurde wegen der Beihilfe, die er dem Papste geleistet hatte, in die Acht erklärt. An Stelle Johanns wurde **Martin V.** (1417—1431) zum Papst gewählt; dieser befreite seinen abgesetzten Kollegen durch Zahlung von 5000 Dukaten aus der Haft und machte ihn zum Dekan seines Kardinalkollegiums. Die Kirchenreform, um deren Willen das Konzil versammelt worden war, hintertrieb er dadurch, daß er dieselbe auf ein neues, binnen fünf Jahren einzuberufendes Konzil verschob; dagegen betrieb er und seine Partei mit größtem Eifer die Verfolgung der „Ketzer", die den ganzen Reformrummel angestiftet hatten. Die Lehren Wiklifs wurden verdammt, ihr Hauptvertreter Hus vor das Konzil geladen. Unter dem Schutze eines kaiserlichen Geleitbriefes begab er sich nach Konstanz, wurde aber bald nach seinem Eintreffen dort (28. November 1414) verhaftet und dem geistlichen Gerichte überliefert, das ihn zum Feuertode verurteilte. Er starb, standhaft auf seiner Ueberzeugung beharrend, am 6. Juli 1415 mit dem Heldenmute eines echten Glaubensstreiters. Auch **Hieronymus von Prag**, der sich freiwillig nach Konstanz begeben hatte, um für Hus und seine Lehre einzutreten, wurde am 30. Mai 1416 als Ketzer verbrannt.



Martin V.
Aus „Eigentliche Beschreibung aller und jeder Bäbst".



Ziska.
Nach einem alten Kupferstich aus O. Jägers „Weltgeschichte".

Die Verbrennung ihres Glaubensapostels entflammte die Böhmen zu einem furchtbaren Rachekriege, in welchem zugleich der Haß gegen die Deutschen zum Ausdruck kam. Zunächst wurde das Prager Rathaus gestürmt und die Ratsherren ermordet (1419); König Wenzel, um dessen Schloß der Aufruhr wütete, erlag einem Schlaganfalle, den ihm der Schreck verursacht hatte. Anführer der **Hussiten** — so nannte man die Aufrührer, die sich bald in zwei Lager

spalteten*) — war Johann Ziska von Trocnov, ein böhmischer Edler, der das Kriegshandwerk in den Kämpfen des Deutschen Ordens gegen die Polen und Litauer und in den Türkenkriegen erlernt hatte. Von Jugend auf einäugig, verlor er 1421 im Verlauf des Hussitenkrieges durch einen Pfeilschuß auch das andere Auge und leitete nun blind die Schlacht nach den Angaben seiner Umgebung über Bodengestalt und Stellungen. Der Hussitenkrieg dauerte von 1419 bis 1436 und griff bald über die Grenzen Böhmens in die Nachbarländer über. Sigismund, der sich nach Wenzels Tode als Böhmerkönig in Prag noch hatte krönen lassen, mußte das Land schon nach kurzer Zeit verlassen. Die in Böhmen eingerückten Reichstruppen vermochten den wilden Angriffen der halbbarbarischen Tschechen nicht zu widerstehen, und 1422 erlitt Sigismund bei Deutschbrod eine schmachvolle Niederlage; auch Markgraf Friedrich von Meißen aus dem Hause Wettin, dem Sigismund zum Dank für seine Hilfe 1423 Kursachsen zum Lehen gab, wurde 1426 bei Aussig geschlagen, und 1431 nahm das Reichsheer bei Tauß jämmerlich Reißaus. Schon 1424 war Ziska der Pest erlegen, und die Führung der Hussiten hatten die beiden Prokope**) übernommen, von denen der eine 1427 in Oesterreich verwüstend bis an die Donau vordrang, während der andere die Lausitz verheerte und Lauban verbrannte (1428—1430). Nach der Niederlage des deutschen Reichsheeres bei Tauß unter Führung Friedrichs von Hohenzollern, den Sigismund



Belehnung des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.
Nach der Reichenthalschen Chronik.



Innocenz VIII.
Nach der im Kgl. Münzkabinet zu Berlin befindliche Medaille von Francesco da Sangallo, aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“

*) Die gemäßigtere Partei war die der Calixtiner (v. lateinischen calix, Kelch, weil sie das Abendmal im Gegensatze zu dem in der katholischen Kirche eingeführten Brauche in den beiden Gestalten des Brotes und Weines nahmen und den Kelch als Wahrzeichen auf ihren Fahnen führten); ihnen stand die radikale Partei der Taboriten gegenüber, so genannt nach der böhmischen Bergstadt Tabor, wo sie ihr verschanztes Lager hatten.

**) Andreas Prokop, auch der „Große“ oder der „Kahle“ genannt, war einem adeligen Prager Geschlechte verwandt, hatte studiert, große Reisen gemacht und nach seiner Rückkehr die priesterlichen Weihen erhalten. Der zweite Prokop, auch Prokupek d. h. der kleine Prokop genannt, war ebenfalls Priester und Unteranführer des großen Prokop.

1417 mit der Mark Brandenburg belehnt hatte, war die unabweisbare Notwendigkeit einer Verständigung mit den Aufrührern offenbar, und Papst Eugen IV. (1431—1447) mußte endlich dem Konstanzer Beschlusse nachkommen und das schon damals in Aussicht genommene Konzil nach Basel berufen, wo es von 1431—1449 tagte und zunächst durch einen Vergleich mit den Calixtinern (1433) die sogenannten „Prager Compaktaten", die kirchlichen Forderungen der Hussiten bewilligte, um endlich Frieden zu schaffen. Die Taboriten nahmen aber den Vergleich nicht an und setzten den Kampf fort, der sich nun auch gegen die Calixtiner richtete. Es kam in der Gegend von Böhmisch-Brod am 30. Mai 1434 zu einer blutigen Entscheidungsschlacht, in der die Taboriten vollständig besiegt wurden und beide Prokope fielen. Aus den Trümmern ihrer Partei gingen später die böhmischen und mährischen Brüder hervor.



Medaille mit dem Bildnis von Sixtus IV.

Diese zum Gedächtnis der Vertreibung der Türken aus Otranto 1481 geprägte Medaille zeigt auf der Vorderseite das Bildnis des Papstes Sixtus IV., auf der Rückseite das Sinnbild der Beständigkeit, umgeben von Galeeren, türkischen Gefangenen und Waffen.

Aus Prutz „Staatengesch. des Abendlandes im Mittelalter".

Das Baseler Konzil, an welchem neben den Kirchenfürsten auch viele niedrige Geistliche teilnahmen, war hauptsächlich von dem Bestreben geleitet, den Päpsten eine heilsame Beschränkung ihrer Macht aufzuerlegen und die landeskirchlichen Rechte und Freiheiten zu vermehren. Das paßte natürlich dem Papste Eugen IV. wenig, und er versuchte daher, durch Verlegung des Konzils auf italienischen Boden demselben eine andere Zusammensetzung und Richtung zu geben. Da aber der Grundsatz nun einmal ausgesprochen war, daß das Konzil über dem Papste stehe und daher ohne seine eigene Zustimmung weder aufgelöst noch vertagt oder verlegt werden könne, so blieb ein großer Teil der zu Basel Versammelten beisammen und sprach, nachdem Eugen seine Beschlüsse für ungiltig erklärt und über die in Basel Tagenden den Bann verhängt hatte, die Entsetzung Eugens aus, an dessen Stelle der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen als Felix V. zum Papst eingesetzt wurde (1439). Die Fürsten bekümmerten sich jedoch nicht um das Baseler Konzil, das nach ihren Begriffen das päpstliche Hoheitsrecht verletzte und darum rechtswidrig war, und infolgedessen kam auch Felix V. nicht zur Geltung, verstand es übrigens, durch taktvolle Haltung das neuerdings eingetretene Kirchenschisma so harmlos als möglich zu gestalten und legte bald nach Eugens Tode seine Papstwürde wieder in die Hände des Konzils zurück. Der gelehrte Aeneas Sylvius Piccolomini, der am Baseler Konzil einer der Hauptvertreter einer durchgreifenden Kirchenreform gewesen war, gab sich später wieder ganz in den Dienst des Papsttums und benutzte seine Stellung als Geheimschreiber des Kaisers Friedrich III., um auf die geistlichen und weltlichen Reichsfürsten im Sinne der Umkehr zu den alten Zuständen einzuwirken. Im Jahre 1448 kam das Wiener Konkordat zu stande, durch das alle dem Papste vom Baseler Konzil abgesprochenen Rechte demselben wieder zuerkannt wurden.

Die Franzosen hatten sich schon 1438 auf ihre eigenen Füße gestellt, indem sie die bis dahin erlassenen Reformdekrete des Konzils als „pragmatische Sanktion“ annahmen und dadurch ihrer Kirche wenigstens die nationale Selbständigkeit sicherten. Auch die



Alexander VI.

Kupfermünze aus dem Berl. Kgl. Münzkabinet, auf der Vorderseite das Brustbild, auf der Rückseite die Krönung dieses Papstes darstellend.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.)

deutschen Fürsten nahmen in einer Versammlung zu Mainz (1439) die pragmatische Sanktion an, doch vermochte, wie schon erwähnt, Aeneas Sylvius sie später zur Verleugnung ihres Beschlusses zu bestimmen, und als der gewandte Italiener (1458) als Pius II. selbst Papst wurde, verwarf er seine eigenen Reformschriften und alles, wofür er auf dem Baseler Konzil gesprochen und gestimmt hatte. Aufs neue riß die Sittenverwilderung am päpstlichen Hofe ein; Paul II. (1464—1471) schminkte sich und trug in seiner Kleidung wie in seiner Lebensweise üppigste Prunksucht und Eitelkeit zur Schau; Sixtus IV. (1471—1484), der Sohn eines Fischers, war der Anstifter des bereits erwähnten Mordanschlages gegen die Medici, an deren Stelle er seinen eigenen Sohn Girolamo Riario zum Herrn von Florenz machen wollte. Innocenz VIII. (1484—1492), der Urheber der Hexenprozesse, brachte 16 Kinder auf den päpstlichen Stuhl mit und beschäftigte sich nur damit, diese aus dem nie versiegenden Goldquell der Kirche glänzend zu versorgen. Sein Nachfolger war der berüchtigte Alexander VI. (1492—1503), der Vater des vielfachen Mörders und Kirchenguträubers Caesar Borgia*) und der Lucrezia Borgia, die durch ihren Vater viermal — das erste Mal mit 12 Jahren — verheiratet wurde, um das Haus Borgia mit Gut und Macht zu bereichern und die, wenn auch vielleicht zum Teil mit Unrecht, von ihren Zeitgenossen der scheußlichsten Verbrechen, namentlich der Giftmischerei, beschuldigt wurde. Unter Alexander VI.



Caesar Borgia.

Nach Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte“.



Lucrezia Borgia und ihr Gemahl Alfons d'Este, Herzog von Ferrara.

Nach Tizian, aus Weißers „Bilderatlas d. Weltgesch.“.

*) Nach dem Tode seines Vaters forderte er dem Kardinal Casanova mit dem Dolche auf der Brust die Schlüssel zum päpstlichen Schatze ab und ließ diesen erst bei sich in Sicherheit bringen, bevor er den Tod Alexanders VI. verkünden ließ.

wurde der Dominikanermönch Girolamo Savonarola, der als Führer der florentinischen Volkspartei gegen die Verderbnis der Kirche predigte, als Ketzer hingerichtet und verbrannt (1498); unter ihm, oder richtiger gesagt, durch ihn, d. h. durch seine Ränke und Hetzereien brachen jene heillosen Kämpfe zwischen Frankreich und Neapel, Mailand, Venedig, dem Kaiser Maximilian und Ferdinand dem Katholischen aus, die Italien zerfleischten und keinen anderen Zweck hatten, als die verschiedenen Mächte im Kampfe zu erschöpfen, um schließlich die ganze Beute einzuheimsen. Der Tod Alexanders soll nach den übereinstimmenden zeitgenössischen Berichten infolge einer Vergiftung eingetreten sein, die an ihm und seinem Sohne Caesar gleichzeitig verübt worden war. Es heißt, daß das Gift von den Beiden für einen Dritten, den reichen Kardinal Hadrian, bestimmt gewesen, durch Verwechslung der Trinkgefäße



Kupfermedaille Savonarolas.
In Originalgröße aus dem Kgl. Münzkabinet zu Berlin.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.)



Verbrennung Savonarolas.
Nach einem alten Stiche.



Julius II.
Münze aus dem Berl. Kgl. Münzkabinet mit dem Bildnis und dem mit der Tiara und den gekreuzten Schlüsseln gekrönten Familienwappen dieses Papstes.
(Aus Prutz „Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter“.)

aber vom Papste und Caesar selbst eingenommen worden sei. Thatsächlich erkrankten die Beiden gleichzeitig plötzlich und schwer; während aber der jugendkräftige Caesar sich bald wieder erholte, starb Alexander nach acht Tagen. An seiner gräßlich entstellten Leiche sollen die Leute, die mit ihrer Beseitigung beauftragt waren, noch in rohester Weise ihren Abscheu gegen diesen Papst zum Ausdruck gebracht haben.

Unter Julius II. (1503—1517), der vor seiner Erhebung geschworen hatte, ein Reformkonzil einzuberufen, wurde durch Kaiser Maximilian I. und König Ludwig XII. von Frankreich nach achtjährigem Zuwarten im Jahre 1511 ein solches unter Mitwirkung von drei Kardinälen nach Pisa berufen; der Papst berief darauf ein Gegenkonzil nach



Kaiser Friedrich III.
Nach seinem Grabmal im Stephansdom zu Wien.

Stammtafel der Hohenzollern.

I. **Fränkische Linie** bis Friedrich I., König von Preußen, und **schwäbische Linie.**

Friedrich I. Graf von Zollern, um 1150.
Gemahlin Sophie, Erbtochter Konrads von Raetz, Burggrafen von Nürnberg.

Fränkische Linie.

1\. Konrad I. († 1261).

Friedrich III. († 1297).
1\. Gem.: Elisabeth, Allodialerbin des letzten Grafen von Meran. 2. Gem.: Helene, Tochter Albrechts I. v. Sachsen.

Friedrich IV. († 1322) kauft die Stadt Ansbach.

Johann II. († 1357).

Friedrich V. († 1398).
Vom Kaiser Karl IV. 1362 mit Ansbach-Bayreuth belehnt, 1363 als Reichsfürst anerkannt.

1\. Johann III. † 1420.
2\. Friedrich VI. Als Kurfürst v. Brandenburg **Friedrich I.** (1417—1440).

1\. Johann, Statthalter der Mark Brandenburg.
2\. **Friedrich II.** der Eiserne (1440—1470).
3\. **Albrecht** Achilles (1470—1486).

Johann Cicero (1486—1499) v. 1476—1486 Statthalter v. Brandenburg.

Joachim I. Nestor (1499—1535).

Joachim II. Hector (1535—1571).

Johann Georg (1571—1598).

Joachim Friedrich (1598—1608).

Johann Sigismund (1608—1619) seit 1618 Herzog von Preußen.

Georg Wilhelm (1619—1640).

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst (1640—1688).

Friedrich III. (1688—1701). Als Friedrich I. erster König von Preußen.

(Vergl. Stammtafel der Hohenzollern II.)

Schwäbische Linie.

2\. Friedrich II. † um 1251.
Stifter der schwäbischen Linie, die 1504 unter Graf Eitel Friedrich II. († 1512) in den Besitz des Reichserbkämmereramtes kam, nach dem Tode des Grafen Karl I., der die bis dahin durch fortgesetzte Erbteilung zersplitterten Besitztümer seines Hauses wieder in einer Hand vereinigte, 1576 in die Linien Hechingen und Sigmaringen-Veringen sich teilte und 1623 vom Kaiser Ferdinand II. die Reichsfürstenwürde erhielt.

Hechingensche Linie:
Friedrich Wilhelm Constantin, Fürst von Hohenzollern-Hechingen (1838—1850). Tritt sein Land durch Vertrag vom 7. Dez. 1849 (ratificirt 20. Febr. 1850) an Preußen ab. Mit ihm stirbt der Mannesstamm der Hechinger aus.

Sigmaringensche Linie:
Carl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen (1848—1849). Tritt sein Land ebenfalls am 7. Dez. 1849 an Preußen ab. † 1885. Gemahlin: Sophie von Baden.

1\. Leopold * 1835 (1870 Thronkandidat von Spanien).
2\. Stephanie, Gemahlin Pedros V. von Portugal, † 1859.
3\. Carl * 1839, seit 1866 Fürst, seit 1881 König von Rumänien.
4\. Anton † 1866.
5\. Friedrich * 1843.
6\. Marie * 1845 seit 1867 verm. m. Graf Philipp von Flandern.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der Kurfürsten von Brandenburg.

Rom, beide verliefen aber völlig ergebnislos. Das Papsttum war nicht im Stande, sich selbst zu reformieren; es hatte seine Entwicklungsfähigkeit verloren, und die Reform mußte von außen her in die Kirche getragen werden.

Aber auch das römische Kaisertum war am Ende seines Entwicklungsganges angelangt. Es waren im Reiche eine Anzahl größerer Staatswesen entstanden, die ihre Lebensbedingungen in sich selbst fanden und daher einer leitenden, zusammenfassenden Obmacht nicht mehr bedurften, in dieser vielmehr nur ein Hemmnis für ihre eigene Fortentwicklung erblickten. Die Lehensmacht des Reiches war vollständig gebrochen, nur durch ihre Hausmacht vermochten die Träger der Kaiserkrone ihr Ansehen noch aufrecht zu erhalten, nur als Fürsten ihres eigenen Reiches hatten sie noch Bedeutung. Mit dem Kaiser Sigismund, der 1437 starb, erlosch der Stamm der Luxemburger. Sein Erbe fiel den Habsburgern zu, die schon so lange vergeblich nach dem dauernden Besitze der Kaiserkrone gestrebt hatten. Albrecht II. von Oesterreich, der Schwiegersohn Sigismunds, wurde von der Mehrzahl der Kurfürsten auf den Thron gehoben; er starb aber schon nach Jahresfrist, und ihm folgte Friedrich III., der 53 Jahre lang (1440—1493) regierte. Das Reich hatte diesem geistig unbedeutenden, zielbewußter Willenskraft ermangelnden, aber dafür desto eigensinnigeren Herrscher wenig oder nichts zu verdanken; sein ganzes Streben war nur auf die Förderung seiner Hausmacht gerichtet. Friedrich war einer der letzten in Rom (1452) gekrönten deutschen Kaiser; er war der erste in der langen Reihe der habsburgischen Kaiser, die vermöge eines als selbstverständlich angesehenen, wenn auch niemals gesetzmäßig zuerkannten Erbrechtes in den Besitz der Krone Karls des Großen gelangten und in demselben bis zum Ausgange des Reiches sich behaupteten. In demselben Jahre, in welchem Friedrich III. die Herrschaft antrat, starb der Hohenzoller Friedrich I. von Brandenburg, dessen Geschlecht (vergl. die Stammtafel auf S. 479) bis dahin nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, das aber berufen war, in einem späteren Jahrhundert der Entwicklung des Deutschen Reiches eine neue Richtung zu geben.

Die Neuzeit.

Der Uebergang vom Altertum zum Mittelalter stellt sich als eine gewaltsame Umwälzung dar. Der Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit war auch eine großartige Umwälzung, aber eine solche, die sich hauptsächlich mit Waffen des Geistes vollzog. Es waren drei Erfindungen, von denen eigentlich keine einzige dem Abendlande angehört, die sich aber hier zu jener Höhe entwickelt haben, die maßgebend wurde für die ganze Richtung des Kulturfortschrittes, der am Ausgange des Mittelalters seinen Anfang nahm und in der Neuzeit sich weiter fortsetzte. Diese drei Erfindungen sind die der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers und der Magnetnadel.

Die Buchdruckerkunst ist, wie wir bereits wissen (vergl. S. 119), eine Erfindung der Chinesen, die aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. herrührt, die sich aber am Ausgange des Mittelalters im Abendlande selbständig wiederholt hat und auf die hier — trotz des Anspruches der Holländer — die Deutschen das ausschließliche Urheberrecht haben. Die ältesten Bildungsstätten des Mittelalters waren die Klöster und die Klosterschulen; in diesen wurde eine Art Bildung betrieben, die nur zum allerkleinsten Teile dem Volke zu gute kam, während den Hauptanteil an derselben die Kirche und ihre Angehörigen hatten. In jener Zeit, in der das Papsttum nach der Macht über die Geister und über die Reiche strebte, war man bemüht, die Schätze des Wissens, die das Altertum aufgespeichert hatte und deren Aufbewahrung ein unbestreitbares Verdienst der Klöster ist, in einer Weise zuzustutzen, wie sie eben den Zwecken der Kirche am besten entsprach. In roher Weise wurde in jener Zeit mit den alten Ueberlieferungen verfahren, vieles davon mit Absicht beseitigt oder entstellt, vieles auch aus Unverstand vertilgt. Die sogenannten „Palimpseste“ geben ein beredtes Zeugnis von dieser barbarischen Behandlung der antiken Ueberlieferungen; um das teure und seltene Schreibmaterial zu sparen, benutzte man das Pergament, auf dem ältere Abschriften der griechischen Philosophen und anderer höchst wertvoller Manuskripte enthalten waren, übertünchte dasselbe und beschrieb hierauf die Seiten neu; manche wertvolle Schätze wurden, nachdem die spätere Schrift wieder ausgetilgt worden war, neu entdeckt. Daß die Wissenschaft wieder zu Ehren kam, haben wir den Arabern zu verdanken. Diese hoben aufs neue die Schätze, die der Unduldsamkeit griechischer Bischöfe und Kaiser und der Zerstörungswut der Barbaren entgangen waren, und pflegten in ihrem Sinne eine neue Wissenschaft, die, weil der Glaubenseifer keinen Einfluß auf dieselbe übte, auch frei von jenen Entstellungen blieb, die die Kloster- und Kirchenwissenschaft in die von ihr gesammelten Schätze hineinbrachte. Die Araber waren es auch, die zuerst Hochschulen begründeten, und wenn diese nicht den Umfang und die Bedeutung der einstigen alexandrinischen Schule erreichten, so wurden sie doch zu wertvollen Pflanzstätten der Wissenschaft, denen auch das Abendland reiche Früchte zu verdanken hatte. Im Abendlande war Frankreich der erste Staat, der durch die Errichtung der Pariser Hochschule eine solche Pflanzstätte begründete; ihm folgte England, dann Deutschland. Selbstverständlich war der Einfluß des kirchlichen Geistes auf diese ersten Hochschulen ausschlaggebend, denn die Wissenschaft wurde ja bis dahin fast ausschließlich von den Geistlichen, bezw. von den Klöstern betrieben. Allein es war nicht möglich, die Geister ausschließlich nach der Schablone zu drillen und die Bildung der

Schüler auf einem Durchschnittsstandpunkte zu erhalten; auch gab es unter den Lehrern manche, die sich durch Rücksichten auf die Kirche und die Gebote der Obern nicht abhalten ließen, die Früchte ihres eigenen Denkens und Forschens auch unverkümmert ihren Schülern zu gute kommen zu lassen, und solche erleuchteten Lehrer und ihre strebsamen und begabten Schüler waren es, die für die Ausbreitung einer freien Erkenntnis und Beurteilung der Dinge wirkten, und den Geist, den sie selbst auf den Hochschulen empfangen hatten, in weitere Kreise hinaustrugen.

Immerhin aber war es lediglich eine erlesene Klasse von Geistern, die aus diesen Anfängen der Aufklärung Nutzen ziehen konnten, und wenn auch einzelne von ihnen bestrebt waren, ihr Wissen und ihre Erkenntnis in das Volk selbst hinauszutragen, so blieb der Erfolg doch nur ein auf enge Kreise beschränkter und wurde noch wesentlich geschmälert durch die Verständnislosigkeit, der sie begegneten, durch die Verfolgungen, denen sie von seiten der Kirche ausgesetzt waren, und durch den Mangel eines Mittels, um die Verbreitung von Kenntnissen nicht nur zu verallgemeinern, sondern sie auch dauernd in den einmal dafür gewonnenen Kreisen zu erhalten. Dieses Mittel bot nun die Buchdruckerkunst. Das bloß gesprochene Wort verhallte vielfach unverstanden, und selbst da, wo es als fruchtbares Samenkorn in empfänglichen Geistern haften blieb, war keine Gewähr dafür geboten, daß es sich unverfälscht und dauernd erhalten konnte. Sobald aber durch die Buchdruckerkunst die Möglichkeit geboten war, das geschriebene Wort in den weitesten Kreisen zu verbreiten, war die Aufnahmefähigkeit und Wirksamkeit desselben für unabsehbare Zeit und unbeschränkte Verbreitungskreise gesichert. Die Wirkung davon hat sich in der außerordentlichen Bedeutung der Buchdruckerkunst für die Verbreitung der Reformation gezeigt.

Die Erfindung des Schießpulvers ist ebenfalls von Asien (vielleicht auch von China) ausgegangen und soll von einem Deutschen selbständig erneuert worden sein. Nach der bekannten Ueberlieferung wird der Mönch Berthold Schwarz in Freiburg im Breisgau als der Erfinder genannt, neben ihm aber auch der Engländer Roger Baco. Thatsache ist, daß die Zusammensetzung ähnlicher Stoffe, wie sie im Schießpulver verwendet werden, schon im Altertum zur Herstellung leicht entzündlicher Stoffe angewendet worden ist und daß diese Stoffe auch in der Kriegskunst ihre Verwendung gefunden haben, daß man sie aber nur zu dem Zwecke benutzte, um feindliche Schiffe oder Gebäude in Brand zu stecken. Schon im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. spielte „das griechische Feuer“, das wahrscheinlich durch die Araber im Abendlande bekannt geworden ist, eine wichtige Rolle, aber erst im 13. und 14. Jahrhundert finden wir schießpulverartige Mischungen zum Forttreiben von Geschossen in Verwendung; bis dahin wurden die Brandgeschosse ausschließlich mittels der von altersher bekannten Wurfmaschinen geschleudert. Auch die Erfindung der Feuerwaffen stammt aus dem Morgenlande, und zwar finden sich die ältesten Spuren von Feuerwaffen bei den Chinesen. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts traten die Araber in ihren Kämpfen mit den Spaniern mit Donnermaschinen auf, die unsern Geschützen wohl nahe verwandt waren. In der Schlacht von Crecy (im Jahre 1446) verwandten die Engländer zum erstenmale Feldgeschütze, während bis dahin nur Belagerungsgeschütze in Anwendung kamen, und zwar zuerst bei den Italienern, später bei den Franzosen und Niederländern und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auch bei den Deutschen. Durch die Einführung der Feuerwaffen wurde der Charakter des Gefechts vollständig geändert, indem an die Stelle des Nahkampfes der Fernkampf trat, persönliche Kraft und Tapferkeit gegenüber der Massenwirkung der Waffe selbst zu untergeordneter Bedeutung kam und der einzelne Krieger als Bediener seiner Waffe mehr Bedeutung hatte, denn als kämpfender Mann. Der Krieg wurde zum Waffenhandwerk, wobei die Geschicklichkeit der Führer und die Masse der Bewaffneten, sowie die Güte ihrer Waffe die maßgebenden Faktoren waren; dadurch verlor er viel von dem sittlichen Charakter, den er im Altertum und auch noch bei unseren altgermanischen Vorfahren hatte. Wie sich schon mit dem Verfalle Roms, des römischen Bürgerstolzes und der römischen Bürgertugend das Söldnerwesen entwickelte und die römischen Bürgerheere verschwanden, so haben wir auch im Mittelalter das Söldnerwesen

an die Stelle der freien Krieger, der Heerfolge, wie sie die alten Germanen ihren Herzögen leisteten, treten sehen, und im weiteren Verlaufe dieses Zeitalters haben wir im Ritterwesen den Kriegsadel noch einmal auftauchen und wieder verfallen sehen. Die Söldnerheere nahmen eigentümliche Organisationen an; in dem italienischen Kriege waren es die Condottieri, die sich um guten Sold für eine ihnen an sich völlig gleichgiltige Sache schlugen. Am Ausgange des Mittelalters schuf Kaiser Maximilian I. das Landsknechtswesen, das den Uebergang von dem mittelalterlichen Kriegswesen zu demjenigen der Neuzeit, vom Söldnerwesen zu den stehenden Heeren bildete. Sobald nun die Ausbildung der Feuerwaffen eine genügende Höhe erreicht hatte, verschwand auch das Landsknechtwesen; an Stelle desselben traten die stehenden Heere, und mit ihnen erfuhr allmälig auch das Söldnerwesen eine Umgestaltung im Sinne der Antike, indem man den Kriegsdienst wieder zur Bürgerpflicht machte, die dann in der neuesten Zeit zu einer allgemeinen Wehrpflicht ausgebaut wurde.

Die dritte Erfindung, der wir am Eingange dieser Zeilen gedachten, ist die des Kompasses; man glaubte auch diese auf die Chinesen zurückführen zu sollen, mit Sicherheit kann indes der Gebrauch des Kompasses erst um 1297 n. Chr. im chinesischen Seewesen nachgewiesen werden, während die älteste europäische Kunde von der Verwertung der Magnetnadel als Wegweiser für Seefahrer aus Norwegen (um das Ende des 11. Jahrhunderts) herrührt. Der eigentliche Schiffskompaß wurde zu Anfang des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich um 1302 von Flavio Gioja erfunden. Durch diese Erfindung gelangte das europäische Seewesen zu höherer Entwicklung, und zwar nicht bloß mit Bezug auf die räumliche Ausdehnung der Schiffahrt, sondern auch hinsichtlich des Schiffbaues und der zur Fortbewegung der Fahrzeuge benutzten Mittel. Bis ins späte Mittelalter bediente man sich hauptsächlich des Ruders, da sich die Schiffahrt auf die Befahrung der Küsten, und im Seekriege auf die Beförderung der Streitkräfte auf kürzere Entfernungen und auf Kämpfe beschränkte, die sich in der Nähe der Küsten oder dicht an denselben abspielten. Sobald aber durch die Benutzung des Kompasses und die damit zusammenhängende Ausbildung der nautischen*) Kenntnisse der Schiffer die Möglichkeit geboten war, die Schiffahrt auf die offene See und über weite Strecken auszudehnen, mußte man auf die Ausnützung der bewegenden Kraft des Windes um so mehr Gewicht legen, als dadurch menschliche Arbeitskraft und sehr viel Raum für die Unterbringung der Waare — auf Kriegsschiffen von Truppen und Geschützen — erspart wurde. Die Ruderfahrzeuge verschwanden, und die Segelschiffe traten an ihre Stelle. Die Küstenländer am Mittelmeere, in erster Linie die italienischen Seestädte Venedig, Genua und Pisa, entwickelten ihre Schiffahrt in außerordentlichem Maße, sowohl im Dienste des Handels, als zu Kriegszwecken, jedoch nur in den europäischen Gewässern, während von Portugal die ersten Versuche zu überseeischen Unternehmungen ausgingen. Es erschlossen sich dadurch neue Welten, und damit erweiterte sich der Gesichtskreis der Völker und das Arbeitsfeld der wissenschaftlichen Forschungen in ungeheurem Maße.

Die großen Umwälzungen, die sich im Laufe der Neuzeit vollzogen haben, sind auf diese drei Erfindungen zurückzuführen: die geistige Umwälzung, die in der Reformation ihren Ausgangspunkt fand, auf die Buchdruckerkunst, die staatengeschichtliche auf die Erfindung des Schießpulvers und die Ausbreitung der Herrschaft des Abendlandes über den ganzen Erdball auf die Erfindung des Kompasses. Wir werden uns nun in den folgenden Abschnitten mit diesen drei Umwälzungen im Einzelnen beschäftigen.

*) Nautik heißt die Wissenschaft, zu jeder Zeit den Ort, an dem sich ein Schiff augenblicklich befindet, zu bestimmen, und den kürzesten Weg zur Erreichung des Zieles ausfindig zu machen und fest zu setzen.



Neu-Entwickelung der Seemacht.

Im frühen Mittelalter waren die Normannen mit Bezug auf die Schiffahrt am weitesten vorgerückt, und hatten die Benutzung des Segels in erheblichem Grade vervollkommnet. Wie schon erwähnt, unternahmen sie weite Seefahrten, die sich sogar bis auf Nord-Amerika erstreckten, und da ihnen der Kompaß zu jener Zeit noch unbekannt war, so muß man ihre Kühnheit um so mehr bewundern. Die seefahrenden Nationen des Mittelalters bedienten sich aber noch lange der Ruderkraft und machten nur nebenbei von recht unvollkommen eingerichtetem Takelwerk Gebrauch. Als gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Kompasse und Seekarten bei ihnen eingeführt wurden, erweiterte sich ihre Schiffahrt nur sehr allmälig, und noch lange beschränkte sich dieselbe hauptsächlich auf die Küstenfahrt, die allerdings auch das mittelländische Meer verließ und sich auf die westlichen und nördlichen Küsten Europas erstreckte. Die deutsche Schiffahrt entwickelte sich in gleichem Schritte mit der Hansa; sie diente nicht nur dem Waarenverkehr, sondern auch der Fischerei, und die hanseatischen Fahrzeuge waren gleichzeitig als Kriegsschiffe ausgerüstet, was bei den damaligen Verhältnissen in jenen Küstengebieten eine selbstverständliche Vorbedingung war. Die Schiffahrt der Holländer entwickelte sich erst im 15. Jahrhundert, als diese Nation sich bereits in einen lebhaften Konkurrenzkampf mit dem Hansabund eingelassen hatte, und eröffnete später den Wettstreit mit den Spaniern; noch später als bei den Holländern entwickelte sich die Schiffahrt Englands, die erst in der Neuzeit während der Regierung der Königin Elisabeth zu höherer Bedeutung kam. Frankreich folgte erst im 17. Jahrhundert, trat aber dann als seefahrende Nation besonders durch die Schöpfung seiner ausgezeichneten Seeordnung von 1661 hervor, die bald von allen übrigen Nationen als mustergiltig anerkannt und eingeführt wurde. In Rußland blieb die Schiffahrt bis in die neueste Zeit auf einem bescheidenen Standpunkte, und selbst die thatkräftigen Bemühungen Peters des Großen vermochten nicht die Begründung einer ansehnlichen Handelsflotte zu bewirken. Auch die skandinavischen Staaten blieben mit der Entwicklung ihrer Seemacht weit hinter den mitteleuropäischen Nationen zurück, holten dann aber rasch das Versäumte nach.

Mit weit ausgreifenden überseeischen Unternehmungen gingen die Portugiesen im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts voran. Portugal, das unter Alfons I. von Spanien unabhängig geworden war, hatte unter seinem Könige Johann I. (1385—1433) bereits nach Afrika übergegriffen und durch die Eroberung von Ceuta (1415) im schwarzen Erdteil festen Fuß gefaßt. Johanns I. Sohn, Heinrich der Seefahrer, widmete sich mit großem Erfolge dem gründlichen Studium der Seefahrtskunde, um zu Gunsten seines Landes

einen Plan zu verwirklichen, der zu jener Zeit erleuchtete Köpfe lebhaft beschäftigte. Es handelte sich namentlich darum, durch Umschiffung Afrikas einen Seeweg nach Indien zu gewinnen, und dadurch den Handelsverkehr mit den reichen Ländern Vorder-Asiens und Indiens von dem langwierigen und schwierigen Landwege abzuleiten und um das Vielfache zu verkürzen. In den Jahren 1419—1462 wurden zahlreiche Entdeckungsfahrten längs der Westküste Afrikas vorgenommen und immer weiter nach dem Süden hin ausgedehnt. Es war jedoch Heinrich nicht beschieden, die Verwirklichung seines Planes selbst zu erleben; nach seinem Tode (1460) erlosch vielmehr der Unternehmungsgeist Portugals während geraumer Zeit, und erst unter Johann II. (1481—1495) wurden die Fahrten zur Entdeckung des indischen Seeweges wieder aufgenommen. Nachdem 1471 Pedro d'Escovar den Aequator überschritten und 1486 Bartholomäus Diaz die Südspitze*) Afrikas erreicht hatte, vergingen noch zwölf Jahre, bis es Vasco da Gama gelang, das Kap zu umschiffen und das ersehnte Ziel zu erreichen. Die Portugiesen setzten sich auf dem indischen Küstengebiete fest, und Albuquerque begründete dort ein Reich, das sich von der Insel Ormuz am Eingange des persischen Meerbusens bis nach Malakka ausdehnte.



Vasco de Gama.

Damit hatten sich die Portugiesen an die Spitze der seefahrenden Völker Europas gestellt, und es konnte nicht fehlen, daß ihr kühnes, ausdauerndes Vorgehen sowohl die Bewunderung als auch den Neid anderer Nationen erregte und daß das von Portugal gegebene Beispiel zur Nachahmung aneiferte.



Christoph Columbus.

Nach einem alten Kupferstiche.

Zu jener Zeit lebte Christoph Columbus (spanisch Cristoval Colon), der Sohn eines Tuchwebers, der in der Zeit zwischen 1446—1447 in Genua geboren war, sich dem Gewerbe seines Vaters widmete und gelegentlich auch kleine Seefahrten zu Handelszwecken unternahm. Später schlug er seinen Wohnsitz in Lissabon auf, vermählte sich dort und unternahm von da aus wiederholt Reisen nach der Westküste von Afrika. Die Bestrebungen der Portugiesen, den Seeweg nach Ostindien in der Richtung von Westen nach Osten aufzufinden, brachte Columbus auf den Gedanken, die Erreichung desselben Zieles auf umgekehrtem Wege zu versuchen. Die Erkenntnis, daß die Erde Kugelgestalt habe, war damals in der gelehrten Welt bereits ziemlich allgemein geworden, namentlich hatten Seefahrer häufig genug Gelegenheit, Beobachtungen sowohl an dem gestirnten Himmel als auch auf der Oberfläche der hohen See selbst zu machen, die ihnen die Thatsache der Kugelgestalt der Erde nahe legen mußten. In dieser Richtung hatte namentlich der Nürnberger Martin Behaim Bedeu-

*) Diese erhielt den Namen des „Vorgebirges der guten Hoffnung", weil durch Erreichung dieses Punktes die Hoffnung auf die Auffindung des Seeweges nach Indien der Verwirklichung nahegerückt war.

tendes geleistet, die nautischen Instrumente wesentlich verbessert und sogar die erste körperliche Darstellung der Erdkugel durch Verfertigung eines „Globus“ geliefert. Behaim hatte im Dienste des Königs Johann II. um das Jahr 1484 eine Entdeckungsreise nach dem westlichen Afrika unternommen, die für die Förderung der nautischen Wissenschaft außerordentlich fruchtbar war. Mit diesem Manne nun hatte sich Christoph Columbus ins Einvernehmen gesetzt, ihm seinen Gedanken mitgeteilt und seine aufmunternde Zustimmung zu denselben erhalten. Columbus wandte sich zuerst an den König Johann II., um einige Schiffe zur Ausführung seines Vorhabens zu erhalten; da dort aber sein Plan von geistlicher Seite als ein gottloses Abenteuer erklärt wurde, versuchte er die Durchführung desselben mit Hilfe seiner Vaterstadt Genua zu erzielen, und als er auch hier wieder abgewiesen wurde, wandte er sich mit nicht besserem Erfolge an Venedig. Endlich gelang es ihm, die Königin Isabella, Ferdinands des Katholischen Gemahlin (vergl. S. 451) für seinen Gedanken zu gewinnen, und er erhielt von ihr drei kleine Schiffe, mit denen er am 3. August 1492 vom Hafen von Palos aus in Begleitung von 120 Personen seine Fahrt antrat. Es wurden ihm mehrere königliche Beamte mitgegeben, deren Aufgabe es war, von den entdeckten Ländern sofort Besitz zu ergreifen. Nach einer Fahrt von etwas mehr als zwei Monaten erreichte Christoph Columbus mit seinen Schiffen am 12. Oktober 1492 die Insel Guanahani (heute Watling-Island genannt) in der Gruppe der Bahama-Inseln. Er taufte dieses Eiland San Salvador („heiliger Erlöser“), selbstverständlich hatte er keine Ahnung, daß er sich hier auf dem Vorlande eines bis dahin völlig unbekannten Erdteiles befand. Auch seine späteren Reisen nach dem Westen war immer unter der gleichen Voraussetzung erfolgt, daß er die Ostküste Indiens vor sich habe, und es dauerte noch geraume Zeit, bis man in Europa zur Erkenntnis gelangte, daß durch Christoph Columbus ein neuer Erdteil entdeckt worden sei, den allerdings schon ein halbes Jahrtausend früher in seinen nördlichen Teilen normannische Seefahrer betreten hatten, aber der Tragweite ihrer Entdeckung ebenso unbewußt geblieben waren, wie jetzt Christoph Columbus.

ENTDECKUNG AMERIKAS.



Nachdem Columbus von der Insel Guanahani im Namen Spaniens Besitz ergriffen hatte, wandte er sich, da die Eingeborenen ihm zu verstehen gegeben hatten, daß im Süden ihrer Insel ein goldreiches Land liege, nach dieser Richtung und entdeckte Cuba, worauf er sich auf den Rückweg nach Spanien begab. In Lissabon vom Könige Johann II. feierlich empfangen, begab er sich von dort nach Barcelona, wo König Ferdinand eben Hof hielt, und hielt daselbst unter dem Geläute aller Glocken seinen feierlichen Einzug. Er durfte sogar an der Seite des Königs Platz nehmen, um über das bestandene Abenteuer Bericht zu erstatten. Der König bestätigte ihn als Admiral und Vicekönig des von ihm entdeckten Landes, nachdem schon vorher eine Verständigung mit Portugal durch Vermittlung des Papstes Alexander VI. in der Weise stattgefunden hatte, daß man eine Demarkationslinie (Abgrenzungslinie) festsetzte, welche die von Spanien noch zu entdeckenden und in Besitz zu nehmenden Länder von vornherein von denjenigen abtrennen sollte, deren sich die von Westen her vordringenden Portugiesen bemächtigen würden. Man sieht, daß auch dieser Abmachung die Annahme zu Grunde lag, daß das von Columbus entdeckte Land nichts anderes sei, als das östliche Küstengebiet Indiens. Die hohe Huld, mit der Columbus bei seiner Rückkehr empfangen worden war, hielt jedoch nicht lange vor; durch Neid und Mißgunst wurde er um die Früchte seiner wichtigen Entdeckung gebracht. Man klagte ihn des Strebens nach Unabhängigkeit an; die großen Schätze, die er nach seiner Rückkehr von der zweiten Reise nach dem neu entdeckten Lande mitgebracht und dem Könige zu Füßen gelegt hatte, bewirkten zwar diesmal noch, daß sich die Stimmung des Hofes zu seinen Gunsten wandte, als er aber zum dritten Male nach dem neu entdeckten Lande sich begeben hatte, wurde er von dem inzwischen dort eingesetzten Statthalter Bobadilla als Verschwörer erklärt und als Staatsgefangener in Ketten nach Spanien zurückgeführt. Wäre es nach den Absichten seiner Feinde und Neider gegangen, so würde Columbus in der Dunkelheit eines Kerkers, wenn nicht gar auf meuchlerische Weise oder durch Henkershand sein Leben beschlossen haben; am Hofe trug aber die bessere Gesinnung den Sieg davon, und man ließ ihm wenigstens seine Freiheit. Dagegen blieben alle Versprechungen, die man bezüglich der Entlohnung seiner Dienste gemacht hatte, unerfüllt, und die ihm zugesicherten Würden wurden ihm vom

Könige Ferdinand erst nach seinem Tode verliehen, jetzt auch ein prächtiges Denkmal ihm gesetzt.

Die Ausbeutung der Entdeckung des Columbus wurde sofort mit allem Nachdruck in die Hand genommen. Ein ebenso verwegener wie grausamer Nachfolger des Columbus, Balboa, unternahm einen Zug in das Innere des Landes und erstieg die hohe Gebirgskette, die das ganze amerikanische Festland der Länge nach durchzieht. Nicht gering war sein Erstaunen, als er vom Kamme des Gebirges aus auch auf der westlichen Seite desselben das endlose Meer vor seinen Blicken ausgebreitet sah. Man hatte jetzt den augenscheinlichen Beweis, daß das neu entdeckte Land nicht mit Asien in Verbindung stand, sondern vielmehr von diesem Erdteile durch einen bis dahin völlig unbekannten Ocean getrennt war. Völlige Klarheit über diesen Umstand erhielt man aber erst dann, als der Portugiese Fernando de Magelhaens an der Südspitze des neu entdeckten Erdteils eine Durchfahrt, die sogenannte Magelhaens-Straße, entdeckte, und durch diese freie Fahrt nach der Südsee gewann (1520). Er durchstreifte das endlose Inselreich, das sich hier ausdehnt, erreichte die Philippinen, fiel aber hier (1521) im Kampfe gegen die Eingeborenen. Von den drei Fahrzeugen, mit denen er Amerika umschifft hatte, erreichte nur eines die Heimat wieder, und dieses brachte die Kunde nach Europa, daß zwischen der Ostküste Asiens und der Westküste Europas ein Erdteil liege, von dessen Vorhandensein man vorher keine Ahnung gehabt hatte. Nun handelte es sich zunächst darum, diesem Erdteil einen Namen zu geben. Es hätte nahe gelegen, denselben nach seinem Entdecker zu benennen; allein man zog es vor, dem Florentiner Amerigo Vespucci, der die erste nähere Durchforschung der Küstengebiete Mittel- und Südamerikas vorgenommen und geschickt verfaßte Berichte über seine Reisen geschrieben hatte, diese Ehre zu erweisen. Nach ihm wurde der neu entdeckte Erdteil Amerika genannt.



Magelhaens.
Nach einem Stich von Zschoch.

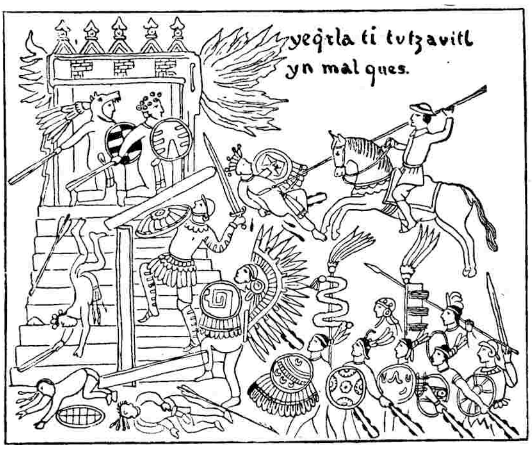
Nach den damals herrschenden Begriffen, die auch heutzutage durchaus noch nicht gänzlich überwunden sind, bedeutete Entdeckung eines Landes soviel wie Besitzergreifung. Man betrachtete die erschlossenen Gebiete als Staatseigentum, die Bewohner desselben als Unterthanen, und beeilte sich, in ihrem Lande Statthalter einzusetzen, die dessen Schätze als Eigentum der Eroberer zu Gunsten des Staates und zu ihrer eigenen Bereicherung an sich rissen. Da die Eingeborenen Heiden waren, so mußten sie selbstverständlich dem Christentum zugeführt werden, und da sie Wilde waren, so hielt man es für nötig, ihre Bekehrung mit rohester Gewalt zu bewirken. Die Portugiesen führten in Ostindien die Inquisition ein und machten sich dadurch dermaßen verhaßt, daß sie schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit nicht nur ihr Ansehen, sondern auch den größten Teil ihres Besitzes und Einflusses einbüßten. Mit noch größerer Härte und Grausamkeit verfuhren aber die Spanier in den von ihnen in Besitz genommenen Ländern.

Die unglücklichen Eingeborenen erregten durch ihre Mitteilungen über reiche Goldschätze im Inneren des Landes die Beutegier der Eroberer in hohem Maße und trieben sie so zu immer neuen Entdeckungszügen an. Im Jahre 1518 landete Juan de Grijalva an der Küste von Mexiko. Er hatte eine Ladung bunten Glasschmuckes mitgebracht und diesen gegen eine schwere Last Goldes im Tauschhandel umgewechselt. Dieses großartige Geschäft brachte die Spanier auf die Vermutung, daß sie nun das gelobte Goldland glücklich ge-

funden hatten, und sie rüsteten auf Cuba eine Expedition aus, die dieses Land mit Waffengewalt in den Besitz Spaniens bringen sollte; die Führung dieser Expedition wurde dem Fernando Cortez übertragen, der am 10. Februar 1519 mit etwa sechshundert Mann und einigen Geschützen von Cuba abfuhr und auf mexikanischem Boden landete. Der Beherrscher des Aztekenreiches, auf dessen Gebiete die Landung stattfand, war zu jener Zeit Montezuma, ein Fürst, der sich in seiner Jugend durch Weisheit und Tapferkeit ausgezeichnet haben soll, der aber mit den Jahren abergläubisch und zaghaft geworden war und die Spanier als Wesen höherer Ordnung betrachtete. Er ließ Cortez als einen Gesandten der Götter festlich begrüßen und mit Auszeichnungen und Ehrfurchtsbezeugungen förmlich überschütten. Seinem gleichzeitig ausgesprochenen Wunsche, die Fremdlinge möchten ihren Besuch thunlichst abkürzen, entsprach Cortez nicht, sondern drang in das Innere des Landes als Eroberer vor, bemächtigte sich der Hauptstadt Tenochtitlan (Mexiko), nahm Montezuma gefangen und zwang ihn, sich als Vasallen des Königs von Spanien zu erklären. Die Azteken traten den Eroberern feindselig entgegen, und es brach in der Hauptstadt ein allgemeiner Aufstand aus, den Cortez nun mit vernichtender Gewalt niederwarf. Als das Volk den Palast angriff, in welchem Cortez und sein Gefangener Montezuma sich befanden, wurde diesem geheißen, den Angreifern zu erklären, daß er nicht der Gefangene, sondern der Freund der Spanier sei. Durch diese Lüge glaubte Cortez die Aufständischen zu beschwichtigen; aber das gerade Gegenteil davon trat ein. Die Wut des Volkes wandte sich jetzt gegen seinen König, der durch Pfeilschüsse und Steinwürfe schwer verwundet wurde. Cortez aber mußte vor der entfesselten Volkswut weichen; nachdem er den „Teocalli" (Tempel) zu Tenochtitlan in Brand gesteckt und zerstört hatte, trat er über einen schmalen Damm, der die Stadt mit dem umliegenden Lande verband, nächtlicher Weile den Rückzug an, wobei er einen großen Teil seiner Leute verlor. Bald aber wandte sich das Waffenglück wieder zu seinen Gunsten. Er verbündete sich mit dem Bergvolke von Tlascala gegen die Azteken, deren Stadt er nun regelmäßig belagerte und nach verzweifelter viermonatlicher Gegenwehr am 13. August 1521 einnahm. Nachdem das Aztekenreich seiner Hauptstadt beraubt und der Beherrscher desselben, Montezumas Nachfolger Guatimozim, in spanische Gefangenschaft geraten war, bereitete die gänzliche Eroberung desselben keine nennenswerten Schwierigkeiten mehr, und Cortez wandte sich von dort gegen Honduras, um nach einer die Landenge von Panama durchbrechenden Durchfahrt



Ferdinand Cortez.
Nach dem Bilde von Lor. Quaglio gestochen von C. E. Weber im Jahre 1830.



Erstürmung des großen Teocalli von Tenochtitlan
durch Cortez im Juni 1520.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde aus Rudolf Cronaus „Amerika".

zu forschen. Guatimozim, den er auf diesem Zuge mit sich schleppte, wurde unterwegs auf den Verdacht hin, eine Verschwörung gegen Cortez angezettelt zu haben, hingerichtet. Cortez wurde zum Statthalter und Generalkapitän des von ihm eroberten, Neu-Spanien genannten Gebietes, und zum Marquis von Oaxaca erhoben. Um die Wiedererbauung der zerstörten Hauptstadt und die Einrichtung einer geordneten Verwaltung in dem eroberten Lande hat sich Cortez unbestreitbare Verdienste erworben. Er unternahm noch mehrere Entdeckungs- und Eroberungszüge, erreichte 1533 die Südspitze der Halbinsel Californien und entdeckte 1536 den Californischen Meerbusen, der nach ihm das „Cortezmeer“ genannt wurde. Doch fand auch er Neider und Feinde, und es gelang ihm nicht, auf die Dauer das Uebergewicht über diese zu behaupten; nach vergeblichen Bemühungen, den Hof wieder zu seinen Gunsten umzustimmen, faßte er den Entschluß, sein Vaterland für immer zu verlassen; wurde aber, ehe er diesen Entschluß zur Ausführung bringen konnte, 1547 vom Tode ereilt.

In ähnlicher Weise, wie das mittelamerikanische Kulturvolk der Azteken unter Cortez' Gewalt fiel und mitten in seiner Blüte erstickt wurde, wurde der südamerikanische Kulturstaat Peru durch Franz Pizarro für die Krone Spanien und das Christentum erobert, seine eigene Kulturentwicklung aber aufs Grausamste unterdrückt. Mit nur 177 Mann war es Pizarro 1532 gelungen, in das Innere des Landes vorzudringen und sich nach verräterischem Ueberfall und massenweiser Abschlachtung der wehrlosen Eingeborenen in den Besitz des Reiches zu setzen. Er wurde 1541 ermordet, aber das System der Gewaltthätigkeit und grausamen Unterdrückung und Ausbeutung der rechtmäßigen Eigentümer des Landes wurde auch von seinen Nachfolgern fortgesetzt und mittels desselben die spanische Herrschaft über das Inkareich, Chile, Paraguay, das heutige Columbia und einen Teil Argentiniens ausgedehnt. In Paraguay begründeten zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Jesuiten einen selbständigen Priesterstaat, der sich bis zum Jahre 1768 erhielt.

Für die Verbreitung abendländischer Kultur haben die Spanier und Portugiesen herzlich wenig in Amerika gethan, dagegen die dort blühende Kultur völlig vernichtet. Ihr Hauptziel war ein politisches und kirchliches, aber nach beiden Richtungen war ihr Wirken kein dauerhaft befruchtendes, sondern weit eher Schaden bringend. War es auch den Spaniern gelungen, ihrem Herrscherhause ein Reich zu gründen, in welchem, wie das stolze Wort lautet, die Sonne nicht unterging, so ist dieses Reich doch nicht von Bestand gewesen, und wir sehen heute die letzten Reste desselben gleich einer verkümmerten Frucht, die der nächste Windstoß zum Abfall bringen kann, an entblättertem Stamme hängen. Auch das Christentum ist unter den Eingeborenen Amerikas niemals zu einer Entwicklung gelangt, die man als einen Kulturfortschritt bezeichnen könnte; schon an sich größtenteils auf äußere Wirkung zugespitzt, mußte sich das Kirchenchristentum, das die Spanier und Portugiesen über den Ozean brachten, bei den dortigen Kulturvölkern noch mehr veräußerlichen und konnte nur rohe Wirkungen auf die Einbildungskraft dieser Völker ausüben und religiöse Vorstellungen bei ihnen hervorrufen, die weit mehr das Gepräge des Aberglaubens als dasjenige eines sittliche Kraft verleihenden Glaubens tragen. Der wahre Nutzen, den die Entdeckung Amerikas der menschlichen Kulturentwicklung gebracht hat, bestand — abgesehen von der Erweiterung der Handelsbeziehungen — darin, daß die neue Welt einen neuen weiten Raum für die Ausbreitung der Kultur im Allgemeinen eröffnet hat und daß sie so zu sagen zu einer internationalen Pflanzstätte der europäischen Kultur geworden ist, nach der die überschüssige Bevölkerung der alten Welt abgeleitet werden konnte.

Die Reformation



Der Zustand der Papstkirche war, wie wir bereits hervorgehoben haben, ein vollständig unhaltbarer geworden. Die Kirche hatte nicht nur die Herrschaft über sich selbst, sondern auch diejenige über die Geister verloren. Man achtete und fürchtete sie nicht mehr; die Hochschulen hatten bereits zur Zeit des Constanzer Konzils offenbar erkennen lassen, daß sie ebenso, wie sie das Konzil über den Papst stellten, die theologische Wissenschaft auch über die Lehre der Kirche stellten, wo diese von jener abzuweichen suchte. Am Baseler Konzil war es offenbar geworden, daß die niedrige Geistlichkeit vollständig von dem Bewußtsein der Verderbtheit der Kirche und namentlich des Papsttums durchdrungen war; der Notruf nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war so oft und so lange schon allerorten vernommen worden, daß er auch bereits in das Volk gedrungen war und namentlich in den Städten eine offene Opposition gegen das kirchliche Unwesen erweckte. In den oberen kirchlichen Kreisen, namentlich in Italien und in Rom selbst, war eine Freigeisterei eingerissen, deren Ausgangspunkt geradezu der Vatikan war. Ueppigkeit im Lebens- wie im Kunstgenuß hatte in den reichen Städten und an den größeren Höfen um sich gegriffen, und die Päpste und Kardinäle waren die allerersten, die ihren Geschmack und ihre Lebensweise dieser üppig weltlichen Richtung zuwandten. Den päpstlichen Stuhl hatte seit dem Jahre 1513 der prachtliebende Medicäer Leo X. inne. Er war der zweite Sohn Lorenzos des Prächtigen, ein hochgebildeter Mann von feinstem Kunstsinne, ein Lebemann im wahren Sinne des Wortes, der, wie Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ schreibt, beim Antritt seiner Papstherrschaft zu seinem Bruder Julian gesagt haben soll: „Genießen wir das Papsttum, weil es uns Gott gegeben hat.“ Unter Genuß verstand aber Leo nichts anderes, als das schwelgerische Behagen an dem Vollbesitze der hohen Kultur seiner Zeit, von der er ganz und gar berauscht war. Die schönen Künste, die Poesie, Beredsamkeit und Musik waren seine Ideale; religiöse Vorurteile kannte er nicht, den strengen Mönchssinn verachtete und verlachte er. Es war so weit mit der freigeistigen Richtung in Rom gekommen, daß man selbst in Grabschriften den Himmel als Olymp und Gott als Jupiter bezeichnet fand; die Heiligen wurden Götter und Göttinnen genannt. Und es waren keineswegs bloß weltliche, sondern meistens geistliche Schöngeister, die mit solch heidnischem Zierrat ihre religiösen Anschauungen und Gefühlsergießungen aus-

schmückten; die namhaftesten italienischen Schriftsteller jener Zeit waren Geistliche und gaben in weltlichem Sinne den Ton an. Dieser Freiheit in der Auffassung und dem Ausdrucke stand aber in Glaubenssachen der härteste und rücksichtsloseste Zwang gegenüber. Man konnte in seiner Lebensweise, in seiner Weltanschauung, in seinen Ansichten über Sittlichkeit den freiesten Grundsätzen folgen, wenn man nur den Lehrmeinungen und Anordnungen der Kirche in Form und Inhalt unbedingte Botmäßigkeit bezeigte; aber wehe dem, der in dieser Richtung sich im geringsten verfehlte, wenn er dem gewaltigen Arm der Kirche verfiel.

Das war — in allgemeinen Zügen — der Geist, der das kirchliche Leben jener Zeit und das Verhältnis zwischen der Geistlichen- und der Laienwelt bestimmte. Leo X. wandte sich mit besonderem Eifer dem Ausbau der Petruskirche in Rom zu, die an Stelle der alten, von Constantin dem Großen erbauten vatikanischen Basilika zur Verherrlichung des Papsttums errichtet werden sollte. Papst Nikolaus V. (1447—1457) hatte mit diesem Werke begonnen; der Bau war aber unter seinen sieben Nachfolgern durch ein halbes Jahrhundert liegen gelassen worden, und erst Julius II., der unmittelbare Vorgänger Leos X., hatte denselben wieder aufnehmen lassen. Um nun die Mittel zur Vollendung dieses großartigen, aufs kostbarste mit Kunstwerken aller Art ausgeschmückten Baues zu gewinnen, griff Leo X. zu dem bereits bekannten Mittel des Ablaßschachers, und es ist nicht zu verwundern, daß gerade der sonst so feinsinnige Leo X. in der Anwendung dieses Mittels mit einer rohen Rücksichtslosigkeit verfuhr, wie kaum einer seiner Vorgänger an den Tag gelegt hatte. Bei seiner Geringschätzung gegen religiöse Dinge war es ja nur zu begreiflich, daß er sich um die Einzelheiten der Ausführung so wenig als möglich und jedenfalls nur in dem Sinne bekümmerte, daß der erzielte Ertrag ein möglichst reicher war. Leo schrieb 1516 einen großen Ablaß aus und übertrug dem Erzbischof von Mainz, **Albrecht von Brandenburg**, den Vertrieb desselben in den deutschen Ländern, wobei Albrecht einen reichen Anteil an dem Erträgnis sich vorbehielt. Der Erzbischof war tief verschuldet und ergriff daher mit Freuden diese Gelegenheit, um seine zerrütteten Verhältnisse zu ordnen. Die Durchführung des Geschäftes hatte er dem Dominikanermönch **Johann Tetzel** übertragen. Tetzel war das Urbild eines sittlich verderbten Mönches; nachdem er bereits 15 Jahre als Ablaßkrämer thätig gewesen war, wurde er des Ehebruches überführt und zum Tode durch Ersäufen verurteilt, auf Verwendung seines Landesherrn jedoch zu ewigem Gefängnis begnadigt. Aus diesem befreite ihn die Gunst seines Gönners und Schätzers, des Erzbischofs von Mainz. Tetzel holte sich in Rom Ablaß seiner Sünden und wurde hierauf von Albrecht von Brandenburg zum Inquisitor ernannt. Wie Tetzel dieses Amtes gewaltet hätte, läßt sich nach seiner Vorgeschichte leicht denken; zum Glücke für diejenigen, die diesem Glaubens- und Sittenrichter als Opfer verfallen wären, kam es jedoch nicht zur praktischen Ausübung des ihm übertragenen Amtes, denn der Ablaßhandel war zur Zeit viel wichtiger als das Ketzergericht, dieses hätte vielmehr jenem nur Eintrag thun können. Tetzel wurde also Ablaßkrämer und erzielte als solcher die größten Erfolge. Er verstand es vortrefflich, im Marktschreierton seine Waare auszubieten und dabei der Würde seiner geistlichen Sendung äußerlichen Ausdruck zu geben. Tetzel ließ sich in allen Ortschaften mit vollem Glockengeläute empfangen; die Behörden der Stadt und die Spitzen der Bürgerschaft mußten ihm mit Fahnen und brennenden Lichtern entgegenziehen, die gläubige Menge versammelte sich in der Kirche oder auch auf öffentlichem Platze und, nachdem Tetzel in einer kräftigen Predigt nicht nur den Nutzen des Ablasses, sondern auch seine eigenen Verdienste um diese kirchliche Einrichtung geziemend hervorgehoben hatte, begann das Geschäft.



Tetzel
der Ablaßkrämer.
Nach einem Stich aus dem 17. Jahrhundert, mutmaßlich nach zeitgenössischem Vorbilde aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

Um diesem nun eine glaubhafte sittliche Grundlage zu geben, wurde für das Ablaßwesen eine eigene Theorie erfunden. Das am Kreuze vergossene Blut Christi — so sagte man — war so kostbar und seine Wirkung so unerschöpflich, daß der eigentliche Zweck dieses Blutopfers, die Befreiung der Menschheit von dem Fluche der Erbsünde, durch dasselbe nicht nur vollkommen erfüllt worden, sondern auch noch ein unermeßlicher Ueberschuß der sündenbannenden Wunderkraft des heiligen Blutes geblieben sei. Dieser Ueberschuß nun sei als ein Schatz anzusehen, der in Verwahrung der Kirche und zu deren freier Verfügung stehe; um diesen Schatz der gesamten Christenheit zugänglich zu machen, sei der Ablaß eingeführt worden, mittels dessen Bruchteile des unerschöpflichen Gnadenschatzes an die einzelnen Gläubigen behufs Reinigung von ihren Sünden verabfolgt werden konnten. Die Ablaßzettel, welche die Kirche zu festgesetzten Preisen an die Sünder ausgab, stellten sich nach dieser Theorie einfach als Zahlungsanweisungen oder Checks an den Gnadenschatz der Kirche dar. Die Erwerbung eines solchen Ablaßzettels sicherte aber nicht nur demjenigen, der ihn in seinen Besitz brachte, Vergebung der Sünden zu, sondern man konnte durch den Kauf eines Ablaßzettels auch die Seelen Verstorbener von der Strafe loskaufen, die sie für die diesseits begangenen Sünden im Jenseits abzubüßen hatten, oder mindestens eine Abkürzung der Strafdauer erwirken. In die christliche Glaubenslehre war nämlich durch den Kirchenvater **Augustinus** (345—430) die Lehre vom „**Fegefeuer**“ eingeführt und unter Papst Eugen IV. von einer zu Florenz stattgehabten Kirchenversammlung (1439) förmlich zum Glaubensartikel erhoben worden. Das Fegefeuer wurde als Reinigungsort gedacht, an welchem die Seelen solcher Verstorbenen, die zwar nicht die ewige Verdammnis der Hölle verwirkt, aber doch ungesühnte Verschuldungen abzubüßen hatten, der Buße nachträglich sich unterziehen



Der Ablaßhandel.
Nach H. Holbein.
Links der Allbarmherzige des reinen Christenglaubens, der die Sünder um ihrer Reue willen mit liebevollem Vaterherzen wieder in Gnaden aufnimmt, rechts der Papst, der die von den Ablaßkrämern in aller Welt zusammengescharrten Schätze in Empfang nimmt.

mußten. Wir haben gesehen (vergl. S. 161), daß dieser Gedanke bereits in der Glaubenslehre der alten Parsen vollständig enthalten war; die Art und Weise, wie ihn die Papstkirche jener Zeit praktisch ausgenützt hat, war jedoch ihr ausschließliches geistiges Eigentum. Daß außer dem Ablaß auch noch andere Mittel und Wege bestanden, mit Geld die Gnade der Kirche zu erkaufen, so z. B. durch Reliquien*) und durch Wallfahrt nach Gnadenorten, sei hier nur beiläufig bemerkt. Immerhin war die Hauptsache der Ablaßschacher, dessen Wesen der deutsche Maler Hans Holbein in dem vorstehend (S. 495) wiedergegebenen Bilde treffend gekennzeichnet hat. Tetzel rühmte sich, durch seinen Ablaßhandel mehr Seelen erlöst zu haben, als Petrus und das ganze Evangelium; sein Wahlspruch lautete:

„Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seel' aus dem Fegefeuer springt."

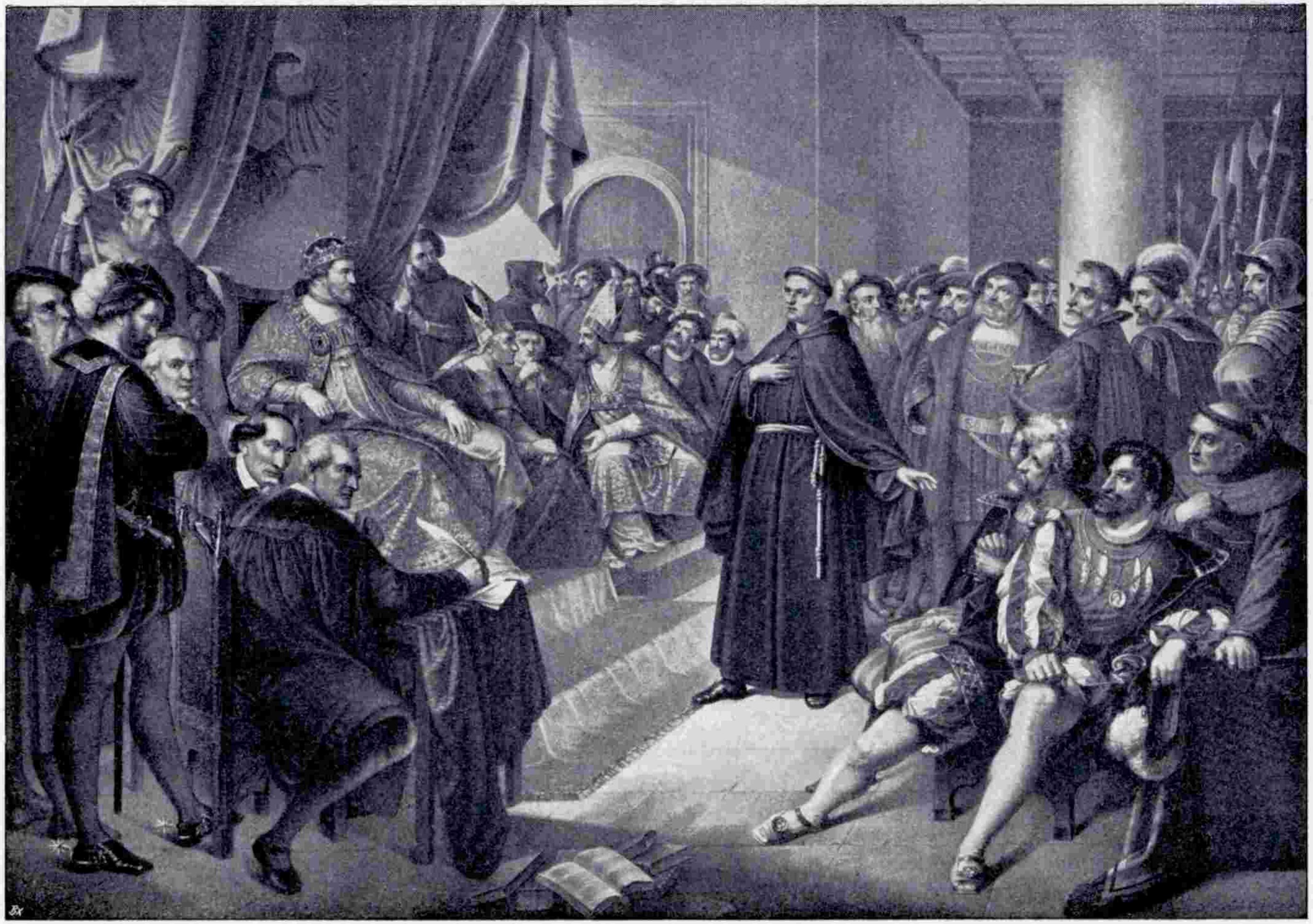
Tetzels Treiben rief laute Klagen hervor; da es aber höchst einträglich war und der Papst zum Ausbau der Petruskirche sehr viel Geld brauchte, so verhallten diese Klagen ungehört. Endlich aber erhob sich gegen das Ablaßunwesen doch eine Stimme, die von entscheidender Wirkung war.



Dr. Martin Luther.
Holzschnitt von Lukas Cranach, nach Luthers Tode gefertigt.

An der 1502 von Friedrich dem Weisen von Sachsen begründeten Universität Wittenberg wirkte um jene Zeit Dr. Martin Luther. Als Sohn eines Bergmannes am 10. November 1483 in Eisleben geboren, war er von seinem Vater ausersehen, ein Rechtsgelehrter zu werden, wandte sich aber aus innerem Antriebe der Gottesgelehrsamkeit zu und trat in das Augustinerkloster zu Erfurt ein, wo er aufs Eifrigste dem Studium der Bibel oblag, die in jenem Kloster an einer Kette befestigt gewesen sein soll, um zu verhindern, daß sich die Mönche allzusehr in dieselbe vertieften. Auf Empfehlung seines Ordens-Oberen Johann von Staupitz wurde Luther als Lehrer nach Wittenberg berufen, wo er zugleich als Prediger wirkte und infolge seiner wahrhaft gläubigen Begeisterung, seines tiefen Wissens und der kraftvollen, überzeugenden Weise, in der er seine Anschauungen zum Ausdruck zu bringen wußte, großen Anhang fand. Im Jahre 1510 in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom gesandt, betrat er die heilige Stadt mit der ganzen schwärmerisch-begeisterten Andacht eines mittelalterlichen Mönches. Er war, wie er selbst schrieb, ein

*) „Reliquien" s. v. w. Ueberreste, namentlich solche von Heiligen. Der Reliquienhandel kam zur Zeit der Kreuzzüge in Aufschwung und wurde 1215 unter Innocenz III. zu einem ausschließlichen Rechte des Papstes gemacht, vom tridentinischen Konzil (s. d.) aber auch den Bischöfen zuerkannt. Wie der Reliquiendienst den Indern und anderen heidnischen Völkern bekannt war, so war auch das Wallfahrtswesen, das den angeseheneren Gnadensorten — und durch deren hohe Abgaben an die Kirche auch dieser — reiche Einkünfte brachte, kein ursprünglich christlicher Brauch, sondern spielte auch in anderen Glaubensbekenntnissen, namentlich bei den Mohammedanern, eine große Rolle.



Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Lithographie von C. Clauder, nach einem Oelgemälde von C. Jacobs in Gotha.

„toller Heiliger", lief durch alle Kirchen und Kluften (Katakomben) und glaubte alles, was daselbst erlogen ist." Gleich den übrigen Pilgern rutschte auch er auf den Knieen die 28 Stufen der zur Kapelle der Heiligen führenden „Pilatustreppe" hinan, die von der Kaiserin Helena, der Mutter Konstantins des Großen, vom Amtshaus des Pilatus in Jerusalem abgebrochen und nach Rom gebracht worden sein soll. Doch kühlte sich Luthers fromme Begeisterung bald ab, nachdem er sich aus eigener Anschauung von der üppigen Weltlust und Sittenverderbnis überzeugt hatte, die in Rom herrschte. Im Verkehr mit angesehenen und hochgestellten Priestern seiner Kirche lernte er erkennen, wie wenig ernsthaft man die christliche Lehre in Rom nahm, und das Bild, das er von dort nach der deutschen Heimat und in seine ernsten Lebenskreise mit zurückbrachte, war das einer Stätte der Sünde und taumelnden Sinnenlust, eines „päpstlichen Babel". Um so eifriger warf er sich aber nun auf das Studium der heiligen Schrift, das von den übrigen Gottesgelehrten seiner Zeit völlig vernachlässigt worden war; nachdem er die Fäulnis des Papsttums an Ort und Stelle erkennen gelernt hatte, war es ihm völlig klar geworden, daß aus diesen Quellen unmöglich die wahre und reine Lehre Christi fließen könne, und daß diese unverfälscht nur in der Bibel zu finden sei. Als nun Tetzel mit seinem marktschreierischen Vertriebe der Ablaßzettel auf der Bildfläche erschien, wandte sich Luther mit tiefem Abscheu und heiliger Entrüstung gegen dieses Unwesen und richtete an mehrere Bischöfe Sendschreiben, in denen er um die Abstellung desselben bat. Da er aber kein Gehör fand, so ging er einen Schritt weiter und wandte sich mit seiner Klage an die Oeffentlichkeit. Am 31. Oktober 1517 schlug er an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen (Sätze) gegen den Mißverstand und Mißbrauch des Ablasses an und lud die Gottesgelehrten seiner Zeit zur öffentlichen Disputation (Anfechtung und Verteidigung) über dieselben ein. In Rom betrachtete man dieses Vorgehen zunächst als äußere Kundgebung eines „Mönchsgezänkes", das zu jener Zeit eben zwischen Augustinern und Dominikanern ausgebrochen war, und Leo X. soll sich geringschätzig dahin geäußert haben, daß die Wittenberger Thesen nichts anderes als das Geschwätz eines betrunkenen Deutschen seien. Als sich aber eine ungeheure Aufregung in der geistlichen und Laienwelt ob dieser Thesen kundgab, wurde man anderer Meinung, und Luther wurde nach Rom gerufen, um sich dort zu rechtfertigen. Was seiner gewartet hätte, wenn er diesem Rufe Folge geleistet hätte, war nach dem Schicksal, das einen Arnold von Brescia, Hus und Savonarola getroffen hatte und ein halbes Jahrhundert nach Luther auch einen Giordano Bruno*) traf, leicht



Friedrich der Weise von Sachsen.
Nach dem Kupferstich von Albrecht Dürer.

*) Giordano Bruno, geb. 1548, trat in den Dominikanerorden, wurde bald als Irrlehrer verdächtigt und führte infolgedessen ein unstätes Leben, das ihn 1586 auch nach Wittenberg führte,

vorauszusehen. Luthers Landesherr, Friedrich III., „der Weise“ zubenannt (1486—1525), ein sehr frommer und rechtgläubiger Herr, dessen erleuchteter und rechtschaffener Sinn sich jedoch lebhaft zu dem ehrlich seiner Ueberzeugung nachstrebenden Luther hingezogen fühlte, sah sich darum veranlaßt, dessen Reise nach Rom zu verhindern, und Luther wurde nach Augsburg geschickt, um sich dort vor dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Cajetanus, zu verantworten. Dieser spielte sich zwar Luther gegenüber auf den Wohlwollenden hinaus, doch war von einem Eingehen auf dessen Anschauungsweise nicht entfernt die Rede, sondern es wurde — obgleich Cajetan für seine Person mit Luther in manchem Punkte über-



Luther verbrennt die päpstliche Bulle.
(Aus Gottfrieds Chronik.)

einstimmte und dies später in seinen eignen Werken auch zum Ausdrucke gebracht hat — einfach Widerruf verlangt. So war es der Wille Roms; die Gesinnungen Cajetans konnten da garnicht in Betracht kommen. Mit Recht befürchteten Luthers Freunde das Schlimmste und veranlaßten daher dessen Flucht. Nach Wittenberg zurückgekehrt, verfaßte Luther eine Berufungsschrift „vom übelberichteten an den besser zu unterrichtenden Papst“, und als Leo X. daraufhin die bisherige Theorie des Ablasses aufs neue bestätigte, wiederholte er seine Berufung an die Adresse eines allgemeinen Konzils (28. November 1518). Noch einmal strebte Luther die Verständigung mit dem Papste an, doch die Anhänger des Papsttums wollten nicht Beilegung, sondern Entscheidung des Streites — natürlich in der hergebrachten

wo er bei seinem Weggange (1588) eine feurige Lobrede auf Luther hielt. Nach Venedig gerufen, wurde er der Inquisition ausgeliefert und in Rom nach siebenjähriger Gefangenschaft, jeden Widerruf seiner Glaubensansichten standhaft verweigernd, am 17. Februar 1600 verbrannt.

Weise durch das einseitige Urteil eines Ketzergerichtes. Einer der ärgsten Eiferer gegen Luther, der Schwabe Johann Eck (eigentlich Maier), erwirkte 1520 vom Papste den Erlaß einer Bannbulle gegen Luther, der am 16. Juni 1520 erfolgte. Luthers Schriften wurden in Rom und andern Städten öffentlich verbrannt; ein Gleiches that nun Luther mit der päpstlichen Bannbulle, durch deren feierliche Verbrennung vor dem Elsterthore zu Wittenberg er sich endgiltig von Rom lossagte.

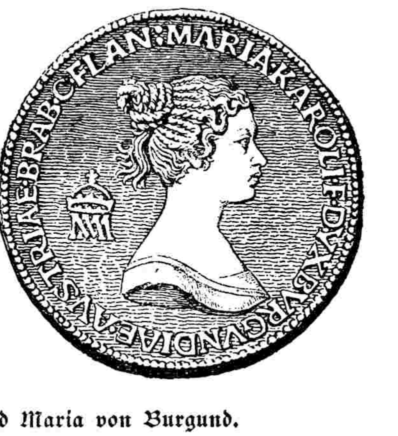
Deutschland zu Beginn der Reformation.

Zur Zeit als Luther mit seinen reformatorischen Bestrebungen zuerst vor die Oeffentlichkeit trat, regierte im deutschen Reiche der Sohn Friedrichs III., Maximilian I. Dieser nannte sich „erwählter römischer Kaiser", und brach somit endgiltig mit dem seit Karl dem Großen bestandenen Brauche, wonach die Kaiserwürde als eine Gabe aus des Papstes Hand angesehen und behandelt wurde. Maximilian war von der Natur mit glänzenden Gaben des Körpers und Geistes ausgestattet, in allen ritterlichen Künsten wohl bewandert, dabei auch der Wissenschaft und den schönen Künsten eifrig zugethan und selbst Dichter. Schon als Prinz eine herrliche fürstliche Erscheinung, wurde er im Alter von 18 Jahren mit Maria von Burgund, der Erbtochter Karls des Kühnen (vergl. S. 442), vermählt, wodurch ihm die burgundischen Besitzungen zufielen. Um die Niederlande, die er gleichzeitig mit dem burgundischen Erbe erhielt, hatte er schon als Prinz hartnäckige Kämpfe auszufechten, die im zweiten Frieden von Arras (1482) einen für ihn nicht eben günstigen Abschluß fanden und erst später zur völligen Unterwerfung des Landes führten. Im Jahre 1493 bestieg Maximilian I. den Kaiserthron; bald danach (1495) wurde eine Reform der Reichsverfassung, mit der die Einteilung Deutschlands in zehn Landfriedenskreise, die Verkündung



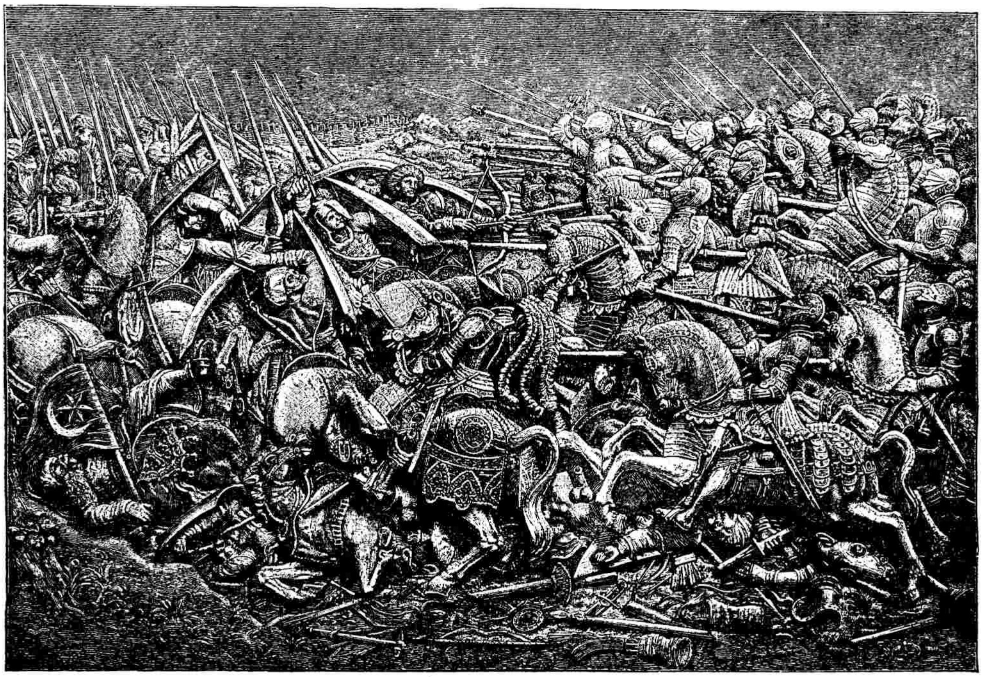
Maximilians Bildnis.
Von Albrecht Dürer.





Erzherzog Maximilian und Maria von Burgund.
Nach der im Berliner Kgl. Münzkabinet befindlichen Kupfermedaille, aus Prutz „Staatengesch. d. Abendl. im Mittelalter".

„eines ewigen Landfriedens", Errichtung eines Reichskammergerichtes und Einführung einer Reichssteuer (die sich aber nicht dauernd behaupten ließ), verbunden waren, durchgeführt. Auf den Reichstagen hatten die Reichsstädte schon unter Friedrich III. (1487) Vertretung und Stimme erhalten. Die kaiserlichen Vorschläge wurden an denselben in drei Kollegien beraten, von denen eines aus den Kurfürsten, eines aus den geistlichen und weltlichen Fürsten und das dritte aus den Vertretern der Reichsstädte bestand. Die Beschlüsse wurden in dem sogenannten Reichstagsabschiede vom Kaiser verkündet. Die schweizerische Eidgenossenschaft hatte sich durch ein Bündnis mit Ludwig von Frankreich für längere Zeit in ein Abhängigkeitsverhältnis zu diesem gestellt, und dieser Umstand hatte zur Folge, daß die Schweiz vom deutschen Reiche unabhängig wurde. Durch ihre Weigerung, das neue



Aus den Türkenkämpfen Kaiser Maximilians I.

Nach einem in carrarischem Marmor ausgeführten Basrelief am Grabmal Maximilians I. in der Hofkirche zum heil. Kreuz in Innsbruck. Dieses berühmte Grabdenkmal wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter Kaiser Ferdinand I. errichtet; die 24 Basreliefs an dessen Seitenflächen stellen die Hauptmomente aus dem Leben des Kaisers dar und sind zum größten Teil von dem niederländischen Bildhauer Alexander Colins (1558—1612) ausgeführt worden.

Reichskammergericht anzuerkennen und dem Reiche Truppen zu stellen, wurde dieses zu einem Angriff auf die Eidgenossen veranlaßt, zog aber in der Schlacht bei Dornach (1499) den Kürzeren, und durch den im gleichen Jahre geschlossenen Baseler Frieden wurde die Unabhängigkeit der Schweiz anerkannt.

Maximilian I. hatte sich nach dem frühzeitigen Tode seiner ersten Gemahlin zum zweiten Male mit Bianca von Sforza vermählt und gehofft, durch diese Verbindung die Unterwerfung Italiens unter die Herrschaft des Hauses Habsburg anzubahnen; wir haben jedoch gesehen (vergl. S. 449), daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, daß vielmehr das Herzogtum Mailand zunächst an Frankreich fiel und erst 1540 in den Besitz der spanischen Linie der Habsburger überging. In die Regierungszeit Maximilians fiel auch die wachsende Ausbreitung der türkischen Macht auf europäischem Boden;

unter Mohammeds II. Sohn und Nachfolger Bajazet II. (1481—1512) war zwar infolge der Mißregierung dieses blutgierigen Sultans eine Schwächung des osmanischen Reiches durch innere Unruhen eingetreten, unter dessen Nachfolger Selim I. (1512—1520) wuchsen aber dem Islam wieder mächtig die Schwingen. Selim war der jüngste Sohn Bajazets II. und hatte diesen durch Gift bei Seite schaffen lassen, worauf er durch eine Reihe von Eroberungen in Asien sein Reich beträchtlich erweiterte, Aegypten eroberte, die Chalifenwürde, die noch an dem ägyptischen Herrscherhause haftete, an sich riß (vergl. 386) und damit die Bedeutung seines eigenen Hauses für die mohammedanische Welt wesentlich erhöhte.

Maximilian hatte bereits als Prinz Gelegenheit gehabt, gegen den Halbmond zu Felde zu ziehen. Damals waren die Türken in die österreichischen Lande eingebrochen, wurden aber in einem Feldzuge, in welchem Maximilian den Befehl führte, bei Villach (1492) geschlagen und nach Bosnien zurückgeworfen. Nun sollte auf Betreiben des Papstes Leo X. gegen Selim ein Kreuzzug sämtlicher christlicher Staaten in Scene gesetzt werden, und der päpstliche Legat Cajetan hatte sich zu dem Zwecke nach Augsburg begeben, um dort zu Gunsten des päpstlichen Heerrufes auf dem eben versammelten Reichstag zu wirken (1518). Die türkische Frage kam aber erst nach Maximilians und Selims Tode zum Austrag, und die Sendung Cajetans erlangte nur Bedeutung durch die bereits erwähnte Begegnung mit Luther.

Es ist ein eigentümlicher Zufall, daß Maximilian, der nicht nur für seine eigene Person ein vortrefflicher Kriegsmann war, sondern auch als Begründer des deutschen Landsknechtswesens einen bedeutsamen Fortschritt in der Kriegskunst herbeigeführt hat, in seinen Kriegen wenig Glück hatte. Um so größer waren die Erfolge, die er auf friedlichem Wege zu Gunsten der habsburgischen Hausmacht erzielte. Durch Vermählung seines Sohnes mit Johanna von Castilien (vergl. die Stammtafel auf S. 502) gewann er seinem Hause die Krone von Spanien und seinen Nebenländern in drei Weltteilen; durch die Wechselheirat seiner Enkel Ferdinand und Maria mit Anna und Ludwig, den Kindern des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen, bereitete er die 1526 zur vollzogenen Thatsache gewordene Erwerbung dieser beiden Länder für die habsburgische Krone vor. Auch Görz, Gradiska, das Pusterthal und Teile von Bayern fielen ihm ohne Schwertstreich zu.

Fortgang der Reformation.

Nach dem Tode Maximilians führte Friedrich der Weise durch fünf Monate das Reichsverweseramt, und während dieser Zeit war Luther unter dem Schutze seines Landesherrn vor Verfolgungen sicher. Um den deutschen Kaiserthron bewarben sich Franz I. von Frankreich und Karl, Philipps des Schönen älterer Sohn, der bereits seit 1506 Herr der Niederlande und seit 1516 an Stelle seiner wahnsinnigen Mutter König von Spanien geworden war. Franz I. versuchte die deutschen Kurfürsten mit bedeutenden Summen zu Gunsten seiner Wahl zu bestechen, und auch der Papst that sein Möglichstes, um diese Wahl durchzusetzen. Trotzdem siegte der Enkel Maximilians und bestieg 1519 als Karl V. den deutschen Kaiserthron. Die Macht der Habsburger war zu jener Zeit eine so bedeutende, daß dieser Umstand allein für die Wahl Karls den Ausschlag gab, denn sie allein konnte genügenden Schutz gegen das mächtig erwachsene Frankreich und die vom Osten her drohende Türkengefahr bieten. Namentlich war es Friedrich der Weise, der zu Gunsten der Wahl des Habsburgers eintrat und, den eben angeführten Erwägungen Rechnung tragend, die ihm selbst angebotene Krone ausschlug. Um die übrigen Reichsfürsten vor der habsburgischen Uebermacht sicher zu stellen, wurde eine sogenannte „kaiserliche Wahlkapitulation" festgestellt, kraft deren die Geltendmachung einer Souveränität in unbeschränktem Sinne von seiten des Kaisers ein für allemal ausgeschlossen sein sollte. Man setzte in Deutschland große Hoffnungen auf den jungen Kaiser, und selbst aufgeklärte Männer, wie der ritterliche Ulrich von Hutten, der als einer der ausgezeichnetsten Verfechter der Reformation

Stammtafel des Hauses Habsburg.

II. Von Maximilian I. bis Maria Theresia (österreichische und spanische Linie).

Maximilian I. (1493—1519), Gemahlin Maria von Burgund, † 1482.

- Philipp der Schöne, † 1506, Gem.: Johanna v. Castilien.
  - *Spanische Linie:*
    - Karl, 1506 Herr der Niederlande, 1516 als König von Spanien Karl I., als deutscher Kaiser **Karl V.** (1519—1556).
      - Philipp II. von Spanien (1556—1598).
        - Don Carlos, † 1568.
        - Philipp III., † 1621.
          - Anna, Gem. Ludwigs XIII. von Frankreich.
          - Philipp IV. (1621—1665).
            - Maria Theresia, Gemahlin Ludwigs XIV.
            - Margaretha Theresia, Gemahlin Kaisers Leopold I.
            - Karl II. (1665—1700).
  - *Oesterreichische Linie:*
    - **Ferdinand I.**, Gemahlin: Anna von Ungarn, (1556—1564).
      - **Maximilian II.** (1556—1564).
        - **Rudolph II.**, † 1612 (1586—1612).
        - **Matthias** † 1619 (1612—1619).
      - Ferdinand v. Tirol, Gem.: Philippine Welser.
      - Karl v. Steiermark.
        - **Ferdinand II.** (1619—1637).
          - **Ferdinand III.** (1637—1657).
            - **Leopold I.** (1658—1705).
              - **Joseph I.**, † 1711 (1705—1711).
              - **Karl VI.** (1711—1740).
                - **Maria Theresia**, Gemahlin Franz Stephans von Lothringen (1740—1780).
    - Maria, Gemahlin Ludwigs II. von Ungarn.
- Margaretha, Regentin der Niederlande (1507—1530).

NB. Die Namen der deutschen Kaiser sind **fett**, die der spanischen Könige gesperrt gedruckt.

III. Stammtafel des Hauses Habsburg-Lothringen.

Franz Stephan von Lothringen und Toscana, als deutscher Kaiser **Franz I.** (1745—1765), vermählt seit 1736 mit Maria Theresia (siehe Stammtafel des Hauses Habsburg II).

- **Josef II.** (1765—1780 Mitregent, 1780—1790 Kaiser).
- **Leopold II.** (1790—1792).
  - **Franz II.** (1792—1806), als Kaiser von Oesterreich **Franz I.** (1806—1835).
    - **Ferdinand I.** (1835—1848).
    - Franz Karl * 1802 † 1878.
      - 1. **Franz Joseph I.** * 1830 reg. seit 1848.
        - Rudolph, * 1858, † 1889.
      - 2. Maximilian, Kaiser von Mexico (1864—1867).
      - 3. Karl Ludwig * 1833 † 1896.
        - Franz Ferdinand * 1863, präsumtiver Thronfolger.
      - 4. Ludwig Viktor * 1842.

NB. Die Namen der deutschen und österreichischen Kaiser sind **fett gedruckt**.

aus Laienkreisen angesehen war, und sein Freund, Franz von Sickingen, erwarteten von ihm die siegreiche Durchführung des Kampfes gegen das entartete Papsttum. Karl brachte jedoch nicht das geringste Verständnis für die reformatorischen Bestrebungen mit auf den deutschen Thron. Obgleich der Papst in Sachsen der Kaiserwahl auf seiten des Gegners stand, so hielt es Karl doch in seinem eigenen Interesse für geboten, zum Papste zu halten, weil er der Meinung war, daß der Sturz einer so alten und gewichtigen Macht auch die Schwächung und Gefährdung der im Verein mit ihr erstandenen und groß gewordenen Kaisermacht nach sich ziehen könnte. Die mit dem reformatorischen Gedanken verbundene Volksbewegung in Deutschland und die nationale Bedeutung derselben vermochte Karl schon garnicht zu verstehen und zu würdigen; er war ein vollkommener Niederländer und bevorzugte stets seine niederländische Umgebung. Auch in Spanien war er deshalb wenig beliebt gewesen, und nach seiner Wahl zum Kaiser hatte sich die Abneigung gegen ihn in einem förmlichen Aufstande geltend gemacht, der indes nach dem Abfall des Adels von den „Comuneros“ (der Volkspartei) bald niedergeworfen wurde. Zudem bestimmten auch politische Gründe den Kaiser, sich der Reformation feindlich gegenüberzustellen. Die Sorge um sein großes Reich lag ihm viel näher, als das nationale Interesse Deutschlands, und da er sich nun zum Kampfe gegen den Mitbewerber um die deutsche Krone, Franz I. rüsten mußte, so glaubte er der Unterstützung des Papstes oder mindestens dessen freundschaftlicher Gesinnungen bedürftig zu sein, und schon aus diesem Grunde war er, selbst ein eifriger Katholik, von vornherein entschlossen, der lutherischen Ketzerei entgegenzutreten. Er ließ Luther 1521 vor den Reichstag zu Worms laden, gewährte ihm jedoch freies Geleit (d. h. Sicherstellung des Lebens und der Freiheit für den Hin- und Rückweg und während des Aufenthaltes). Luther erschien vor dem Kaiser, um seine Lehre zu verteidigen und machte sich anheischig, seine Gegner aus der heiligen Schrift zu überführen. Dieses wurde jedoch verweigert und von ihm einfacher und unbedingter Widerruf gefordert. Als er sich dessen weigerte, erklärte ihn der Kaiser in die Reichsacht, der Kurfürst von Sachsen ließ ihn aber auf dem Rückwege abfassen und auf die Wartburg bringen, um ihn vor den Folgen der Ächtung sicher zu stellen. Zehn Monate brachte Luther unter dem Namen eines Junkers Georg an dieser sicheren Zufluchtsstätte zu, vervollständigte seine Kenntnisse des Griechischen und Hebräischen, die er behufs Uebersetzung der Bibel ins Deutsche nötig hatte, und verfaßte auch mehrere Streitschriften gegen seine Widersacher. Seine Hauptthätigkeit wandte er aber der Verdeutschung des neuen Testamentes zu, mit der er das berühmte Werk seiner Bibelübersetzung eröffnete. Dieses Werk war höchst bedeutungsvoll, weil es die Grundlage eines neuen religiösen Entwicklungsganges und zugleich einer neuen Sprachentwicklung in Deutschland bildete.



Ulrich von Hutten.
Nach einem gleichzeitigen anonymen Holzschnitt.

Trotz seines stark ausgeprägten reformatorischen Sinnes stand Luther doch allzu sehr unter dem Banne des Althergebrachten, Erlernten und Gewohnten, als daß er einen gründ-

lichen Umschwung der Dinge hätte bewirken können. Infolgedessen fanden sich bald unter seinen Anhängern solche, denen der Reformator nicht weit genug ging, und die namentlich die von Luther aus der katholischen Liturgie (gottesdienstlichen Ordnung) einfach übernommenen Formen beseitigt wissen wollten. Unter diesen gründlichen Neuerern war einer der entschiedensten Dr. Karlstadt, eigentlich Andr. Rud. Bodenstein aus Karlstadt in Franken, der in Wittenberg seit 1513 das Amt eines Archidiakonus an der dortigen Stiftskirche bekleidet hatte, ursprünglich ein eingefleischter Scholastiker (vergl. S. 412) gewesen, dann aber auf Seite Luthers getreten war. Während des Aufenthaltes Luthers auf der Wartburg hatte Karlstadt in Wittenberg versucht, die Austeilung des Abendmahles nach dem Vorbilde der Calixtiner (vergl. S. 474) in beiderlei Gestalt (Brot und Wein) und die Beseitigung der Bilder aus den Kirchen durchzusetzen. Als Luther davon erfuhr, verließ er trotz der ihm als Geächteten drohenden Gefahr, zu der sich auch diejenige gesellte, die Gnade seines Landesherrn zu verscherzen, seinen sicheren Zufluchtsort, um dies zu verhindern, was ihm auch wirklich gelang. Noch eine weitere Bewegung innerhalb der Anhänger der Reformation erfüllte Luther mit schwerer Besorgnis. In Zwickau hatte sich 1521 eine neue Sekte gebildet, die, auf eine schon lange vor der Reformation aufgetretene Lehrmeinung zurückgreifend, die Taufe der Kinder nicht als giltig anerkannte, sondern die Taufe als das Zeichen des Eintrittes in die Christengemeinde nur an Erwachsenen vollzogen wissen wollte, weil nur diese die Bedeutung des Aktes erfassen könnten. Diese Sekte, „Wiedertäufer" genannt, suchte durch ihre Sendlinge Verbreitung in Deutschland zu gewinnen, und Karlstadt machte mit ihnen gemeinsame Sache. Da er gleichzeitig die weitere, nach der Ansicht Luthers und seiner unbedingten Anhänger ketzerische Anschauung vertrat, daß beim Abendmahl eine Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Christi nicht stattfinde, sondern den bezüglichen Begleitworten des Heilands nur eine sinnbildliche Bedeutung beizulegen sei, so wurde er von Friedrich dem Weisen des Landes verwiesen und suchte Zuflucht in der Schweiz, wo er zu Anhang und Ansehen gelangte und als Prediger und Professor der Theologie (Gottesgelehrtheit) zu Basel (1541) starb.

Die Wiedertäuferbewegung pflanzte sich aber von Wittenberg aus nach Franken und Schwaben fort und nahm bald den Charakter einer sozialen Bewegung an. Namentlich die unter dem Joche des Adels schwer bedrückten Bauern schlossen sich in Massen der Bewegung an, hatten derselben sogar in einzelnen Gegenden durch die Stiftung geheimer Bünde zur Verbesserung der wirtschaftlichen Zustände bereits vorgegriffen. Von Speier aus hatte sich seit 1502 eine bäuerliche Verschwörung gegen den Adel über Baden und die Schweiz verbreitet, und in Württemberg, das durch seinen Herzog Ulrich aufs Unbarmherzigste ausgesaugt wurde, bildete sich eine ähnliche Ziele verfolgende Brüderschaft, die den Namen „Armer Konrad" führte, während sich der vorher erwähnte Bauernbund, weil er einen Bundschuh in seinem Banner führte, den Namen „Bundschuh" beilegte. War diese Bewegung auch im Jahre 1513 wieder zur Ruhe gebracht worden, nachdem sie der Bauernschaft, namentlich in der Schweiz, thatsächlich Vorteil gebracht hatte, so bedurfte es doch nur eines äußeren Anstoßes, um sie aufs neue zu erwecken, zumal da auch in Ungarn und in den österreichischen Alpenländern ähnliche Bewegungen aufgetreten waren. Dieser Anstoß erfolgte nun durch Thomas Münzer, der bis 1521 in der Zwickauer Gemeinde als Prediger gewirkt hatte, dann den Wiedertäufern beigetreten war und, deshalb seines Amtes entsetzt, in Thüringen als Apostel einer neuen Glaubenslehre mit sozialistischem Hintergrunde auftrat. Die Bauern strömten ihm massenhaft zu, um die von ihm aufgestellten „zwölf Artikel", die neben der freien Lehre des Evangeliums und der Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde auch Aufhebung der Leibeigenschaft, des Frondienstes und der Zehnten sowie Jagd-, Forst- und Fischereifreiheit nebst noch mancherlei andern Dingen forderten, mit dem Schwerte in der Hand zu verfechten. Aber nicht bloß die Bauern, sondern auch viele Bürger, ja selbst mehrere kleine Reichsstädte schlossen sich der Bewegung an, und es fanden sich hervorragende Männer, die die Gelegenheit benutzen wollten, um im Bunde mit dem Bürgertum durch Beseitigung der landesherrlichen Teilmächte und Begründung eines starken

Kaisertums unter dem Schutze einer festgegliederten Reichsritterschaft eine vollständige Umgestaltung der Zustände im deutschen Reiche herbeizuführen. Weder diese Erhebung, in der Franz von Sickingen eine Hauptrolle spielte, noch der allgemeine große Bauernkrieg, der sich über ganz Südwest-Deutschland und die österreichischen Alpenländer erstreckte, waren von Erfolg begleitet. Sickingen sah sich bald von allen Seiten verlassen, mußte sich, vom Kaiser in die Acht erklärt, in seine feste Burg Landstuhl flüchten, wo er 1523 sterbend in die Hände seiner Sieger fiel, und die Bauernerhebung, der sich ritterliche Führer wie Florian Geier und Götz von Berlichingen angeschlossen hatten, wurde mit grausamer Gewalt niedergeschlagen. Bei Frankenhausen wurden die thüringischen Bauern unter der Führung Thomas Münzers geschlagen und ihrer 5000 niedergemetzelt, Münzer selbst aber nebst fünfundzwanzig andern Anführern gefoltert und hingerichtet. In Zabern im Elsaß hieb man gar ihrer 17000 in die Pfanne; 9000 Schwaben fielen bei Sindelfingen im Kampfe gegen den „Bauerngörg“ — so nannte man den Feldherrn



Scene aus dem Bauernkriege.
Ein unter dem Zeichen des „Bundschuh“ vereinigter Bauernhaufen überfällt den von der Jagd heimkehrenden Burgherrn.
(Nach einem Augsburger Holzschnitt von 1532.)

des schwäbischen Bundes, Georg Truchseß von Waldburg —, der nach dem Siege über die Schwaben gegen Franken vorrückte und das Land so wie die mit den Bauern verbündeten Städte fürchterlich heimsuchte. Auch die Bauern am Oberrhein wurden von ihm nach hartnäckigem Widerstande bezwungen und blutig gezüchtigt. In den österreichischen Alpenländern nahm die Niederwerfung der Bauern einen etwas milderen Verlauf, zumal da die Aufrührer großen Teils von selbst auseinandergingen.

Nicht zum kleinsten Teile war die Niederwerfung dieser Bewegungen, die ja freilich ihrer ganzen Anlage nach schon von vornherein wenig lebensfähig waren, dem Umstande zuzuschreiben, daß sich Luther wie ein richtiger mönchischer Eiferer gegen dieselben gewandt und namentlich „wider die räuberischen und mörderischen Bauern“ einen leidenschaftlichen Aufruf veröffentlicht hatte, in dem alle „guten Christenmenschen“ zur Vernichtung derselben mit der Schärfe des Schwertes aufgefordert wurden. Man darf wohl annehmen, daß dieses wenig christliche Auftreten des Reformators seinen Grund in der Befürchtung hatte, daß durch diese Bewegungen sein Werk wieder in die Brüche gehen könnte. Das spätere Treiben der Wiedertäufer war allerdings derart, daß es selbst den nachsichtigsten und freisinnigsten

Reformator hätte in Wut versetzen können. Nach der Unterdrückung des von den Wiedertäufern hervorgerufenen Bauernkrieges in Sachsen, Franken und Thüringen hatten diese sich in Bayern, Westfalen, Holstein, Ostfriesland und den Niederlanden neuerdings erhoben und rasche Verbreitung gefunden. Massenhinrichtungen, die Karl V. 1528 vollstrecken ließ, vermehrten nur ihren Anhang. Nach ihrer Vertreibung aus den Niederlanden hatte sich eine Schar Wiedertäufer in Münster festgesetzt und dort ein „Gottesreich“ mit einem „Zionskönig“ an der Spitze gestiftet, in welchem Gütergemeinschaft, allgemeine Gleichheit und Vielweiberei die Hauptpunkte der Verfassung waren. Der Bäcker Mattiesen und der Schneider Johann Bockold aus Leyden traten als Propheten auf (1534) und rissen die Masse des Volkes sofort an sich. Die Wiedertäufer erlangten bei der Neuwahl des Rates (1535) die Mehrheit, wählten einen der Ihrigen, Bernhard Knipperdolling, zum Bürgermeister, wonach sie alle Einwohner der Stadt, die sich nicht zur Wiedertaufe entschließen mochten, verjagten und in ihr Eigentum sich teilten. Der Bischof von Münster ließ die Stadt regelrecht belagern; sie hielt sich vier Monate lang (von Ende Februar bis 24. Juni 1535), und während dieser Zeit herrschte ein geradezu verrücktes Treiben in Münster, wo man Johann von Leyden als Zionskönig auf den „Stuhl Davids“ setzte und ihm göttliche Verehrung erwies. Als Nachfolger Davids hielt er sich fünfzehn Frauen; eine derselben ließ er enthaupten, weil sie ihm widersprochen hatte. Durch Verrat bemächtigten sich die Belagerer endlich der Stadt; Bockold und Knipperdolling wurden gefangen genommen, gleich wilden Tieren im Lande herumgeführt und zur Schau ausgestellt und am 23. Januar 1536 zu Münster gefoltert, hingerichtet und in eisernen Käfigen am höchsten Turme der Stadt aufgehängt.



Johann von Leyden.
Nach einem Kupferstich von Heinrich Aldegrever (1536).



Bernd Knipperdolling.
Nach einem Kupferstich von Heinrich Aldregrever (1536).

Luther konnte dem Drängen der unabhängigeren Geister nach einer durchgreifenden Umgestaltung des religiösen und kirchlichen Wesens nicht auf die Dauer widerstehen, ohne entweder sein Werk zu gefährden, oder die Fortführung desselben sich entwinden zu lassen. Er begriff, daß nach der Auffassung seiner Zeit und gegenüber der trotz ihres tiefen Falles immer noch sehr mächtigen Papstkirche mit der bloßen

Reinigung des Christentums von den Entstellungen und Mißständen, die im Laufe der Jahrhunderte in dasselbe hineingetragen worden waren, noch nichts gethan sei, daß vielmehr eine neue festgegliederte Kirche als Hüterin und Bewahrerin dieses gereinigten Glaubens begründet werden müsse, wenn diese nicht sofort wieder durch Sektiererwesen und Uebergriffe unverantwortlicher Leiter der einzelnen Gemeinden zerstört, verunstaltet und zerrissen werden sollte. Deshalb kam Luther, geleitet und gedrängt von einsichtsvollen Anhängern und Freunden, unter denen namentlich Philipp Melanchthon (eigentlich Schwarzerd) als eigentlicher wissenschaftlicher Begründer der neuen Lehre eine bedeutende Rolle gespielt und sich hohe Verdienste um die neue Kirche erworben hat, auf Grund der reformierten Lehre eine ganz neue Kirche zu erbauen. Die lateinische Messe wurde abgeschafft, der Cölibat (die Ehelosigkeit) der Priester aufgehoben und dadurch der geistliche Stand der bürgerlichen Gesellschaft wieder zurückgegeben und volkstümlich gemacht. Um für diese Neuerung mit der Gewalt seiner persönlichen Autorität einzutreten, verheiratete sich Luther mit der Nonne Katharina von Bora, wodurch zugleich die Unverbindlichkeit des Klostergelübdes dargelegt werden sollte. Auf Grundlage des von Luther verfaßten kleinen und großen Katechismus wurde ein volkstümliches Lehrgebäude für den neuen Glauben geschaffen. Die Kirche, die im Gegensatz zur katholischen die „evangelische"*) genannt wurde, wurde dadurch, daß sie unter den Schutz und die Oberhoheit der einzelnen Landesfürsten gestellt wurde, zur Landeskirche gemacht und dadurch allerdings die einheitliche Weiterentwicklung der evangelischen Kirche unmöglich gemacht und diese verhindert, der durch ihre Einheit mächtigen Papstkirche als ein gleich mächtiger Gegner gegenüber zu treten. So kam es, daß die evangelische Kirche als solche nur in einzelnen Ländern zu einer gewissen Machtfülle gelangen konnte, und daß diese dort, wo sie überhaupt zu Stande kam, nur in Anlehnung an die Macht und Meinung des betreffenden Landesherrn nach innen und außen zur Geltung kam. Dieser unleugbare Nachteil traf indes in seinen Folgen nur die äußerliche Macht des evangelischen Kirchenwesens; für die innere Entwicklung desselben brachte dagegen die Schöpfung der Landeskirchen nur Vorteile mit sich, da dieselben innerhalb der engeren Grenzen zu selbständigerer und freierer Entwicklung kommen konnten und in den einzelnen Ländern ebenso viele Mittelpunkte für ihre weitere Pflege und Entwicklung fanden.



Kanzler Leonhard von Eck.

Kupferstich von Bartel Beham.

Die Reformation fand in vielen fürstlichen Gebieten und Reichsstädten rasch Eingang. Im Kurfürstentum Sachsen hatte sie unter Friedrich dem Weisen und dessen Nachfolger Johann dem Beständigen (1526—1532) bereits einen festen Hort gefunden; in Hessen stiftete der Landgraf Philipp die erste evangelische Universität zu Marburg (1527). Der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg, gestaltete auf Luthers Rat das

*) Die Bezeichnung als „protestantische" Kirche rührt daher, daß am Reichstage zu Speyer (1529) die evangelischen Reichsstände dem Beschlusse der die Mehrheit bildenden katholischen, die 1526 durch einen ebenda gefaßten Reichstagsbeschluß anerkannte kirchliche Oberhoheit der Landesfürsten wieder aufzuheben, einen förmlichen Protest entgegenstellten.

Ordensland durch seine Säkularisation (Verweltlichung) zu einem Herzogtum Preußen unter polnischer Lehnshoheit um, und dasselbe that 1561 in **Kurland***) der Heermeister **Gotthard Kettler**. Schroffen Widerstand setzte Bayern dem Eindringen der Reformation entgegen. **Leonhard von Eck**, der dort seit 1519 unter Herzog Wilhelm IV. als erster Rat und Kanzler der Krone die Politik völlig selbständig leitete, unterdrückte aufs kräftigste alle evangelischen Regungen in Bayern und auch im Schwäbischen Bunde, welch' letzterer aber sich später seiner Leitung entzog. Während des Bauernkrieges war Eck die Seele des Widerstandes des Schwäbischen Bundes gegen die Umwälzung der Verhältnisse, und auf allen Reichstagen trat er stets für die schärfste Unterdrückung der evangelischen Partei ein. Zugleich wühlte er aber auch gegen die kaiserliche Macht als



Krönungszug Karls V. in Begleitung des Papstes Clemens VII. zu Bologna (1530).
Nach dem Kupferstiche von Nikolas Hogenberg.

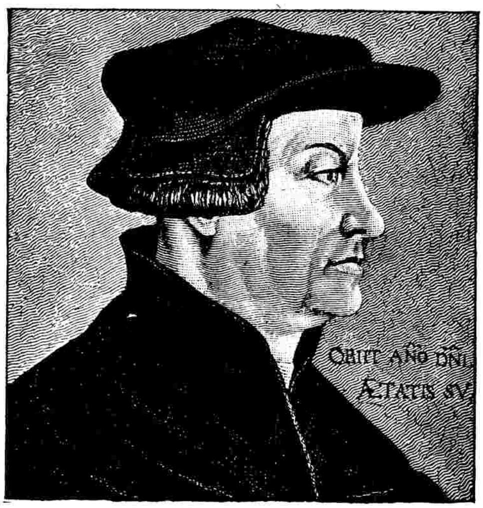
einer der bedeutendsten, aber auch rücksichtslosesten Vertreter des „Partikularismus“ (der Erhaltung möglichster Machtfülle und Selbständigkeit der Landesherren gegenüber dem Kaiser) und ließ sich auf alle möglichen Intriguen (Ränke) mit auswärtigen Machthabern und mit dem Papste gegen die habsburgische Politik ein. Doch war sein Haß gegen die Reformation noch stärker, als seine partikularistischen Neigungen, und deshalb schloß er mit dem Kaiser (1546) ein Kriegsbündnis gegen die Evangelischen, als diese, wie wir später

*) Der deutsche Orden hatte durch seine Vereinigung mit den Schwertbrüdern (vergl. S. 392) in Livland und Kurland (1237) festen Boden gewonnen, war aber 1558 infolge eines mit Polen geschlossenen Bündnisses in Krieg mit Rußland verwickelt worden und zerfiel (1560). Esthland trennte sich vom Orden los und trat unter schwedische Oberhoheit, Livland fiel an Polen-Littauen, Kurland gestaltete sich, wie oben erwähnt, in ein erbliches Herzogtum unter polnischer Lehenshoheit um.

sehen werden, genötigt waren, die Glaubensfreiheit ihrer Länder mit bewaffneter Hand gegen den Kaiser und seine Bundesgenossen zu verteidigen.

Kaiser Karl V. hatte bereits auf dem Wormser Reichstage (1521) seine deutschen Lande an seinen jüngeren Bruder Ferdinand übertragen, und dieser hatte sich mit Bayern und mehreren Bischöfen zu Regensburg (1524) auf Ausschließung der Reformation aus ihren Gebieten geeinigt. Dagegen schlossen die Evangelischen (1526) den Torgauer Bund und stellten in den sogenannten, von Luther, Jonas, Bugenhagen und Melanchthon verfaßten Torgauer Artikeln ein Bekenntnis auf, das am Reichstag zu Augsburg (1530) von Melanchthon dem Kaiser überreicht wurde und deshalb als „Augsburgische Confession" bezeichnet wird.

Kaiser Karl V. war aber keineswegs gewillt, den Evangelischen irgend welche Zugeständnisse zu machen. Er hatte kurz zuvor mit dem Papste Clemens VII., der von 1527—1529 als Bundesgenosse des Königs Franz I. von Frankreich mit ihm auf dem Kriegsfuß gestanden hatte und am 6. Mai 1527 sogar die Erstürmung und Plünderung Roms durch die Kaiserlichen hatte erleben müssen, Frieden geschlossen, und sich am 24. Februar 1530 zu Bologna von Clemens zum Kaiser krönen lassen — die letzte Krönung eines deutschen Kaisers durch den Papst. Der auf solche Weise neu besiegelten Freundschaft mußte die evangelische Sache zum Opfer gebracht werden. Die Bekenntnisschrift wurde zu den Akten gelegt, und der Reichstagsabschied brachte die kaiserliche Entscheidung, daß alle Neuerungen auf religiösem Gebiete aufzuheben seien. Infolgedessen thaten sich die evangelischen Fürsten und Reichsstädte 1531 zum Schmalkaldischen Bunde zum Schutze ihres Glaubens zusammen. Johann von Sachsen und Philipp von Hessen wurden zu Hauptleuten dieses Bundes ernannt. Derselbe zeigte eine dermaßen entschlossene Haltung, daß der Kaiser, durch die unsichere Lage in Europa und die fortwährende Gefahr des Vordringens der Türken von außen her bedroht, einen Angriff gegen die Schmalkalder Verbündeten nicht wagte und es sogar ruhig hinnehmen mußte, daß der Kurfürst von Sachsen im Namen der Evangelischen gegen die Wahl und Krönung seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige Protest erhob. Angesichts der drohenden Türkengefahr kam im Jahr 1532 zu Nürnberg ein Religionsfriede zu Stande, durch welchen der Augsburger Reichstagsabschied zurückgenommen und den Evangelischen freie Religionsübung bis zu einem binnen Jahresfrist einzuberufenden allgemeinen Konzil zugestanden wurde.



Zwingli.

Nach dem Gemälde von Hans Asper (1499—1571) aus Philippsohn „Geschichte der neueren Zeit".

Gleichzeitig mit der Einführung der Reformation in Deutschland trat auch in der Schweiz eine Bewegung in gleichem Sinne ein und zwar gab zu derselben ebenfalls das Ablaßunwesen Anlaß, das dort durch den Barfüßermönch Samson betrieben wurde. Der Prediger Ulrich Zwingli an der Kirche des berühmten Wallfahrtsortes Maria-Einsiedeln erhob sich gegen diesen Unfug und die argen Mißstände im Allgemeinen, die in der Papstkirche eingetreten waren. Nach Zürich berufen, setzte er dort seine Bemühungen, von der Kanzel herab dem Uebel zu steuern, mit großem Erfolge fort, und es gelang ihm, an dem Orte seines Wirkens eine vollständige Umwälzung des Kirchenwesens herbeizuführen. Dabei griff er von

vornherein das Uebel an der Wurzel an, schuf eine neue Kirchenordnung nach dem Muster der presbyterialen (vergl. S. 298 und 326), wie sie in den ältesten Christengemeinden bestanden hatte, schaffte die Messe, den Bilder- und Heiligendienst ab und entfernte aus Lehre und Gottesdienst alles, was nicht ursprünglich-christlich, sondern nur katholisch-kirchlich war. Die Verwirklichung des geistigen Inhaltes des Christenglaubens im Staats- und Gesellschaftsleben betonte er weit entschiedener als Luther, dessen Auffassung hinsichtlich des Abendmahles (vergl. S. 504) er ebenfalls nicht teilte, sondern in dieser Beziehung mit Karlstadt auf gleichem Boden stand. Die Lehre Zwinglis überschritt sehr bald die Grenzen Zürichs und fand in Basel durch Oekolampadius, in Bern durch den Prediger Berthold Haller weitere Verbreitung; in der letztgenannten Stadt wirkte auch Nikolaus Manuel nicht nur in seiner staatsmännischen Stellung als Mitglied der Regierung, sondern auch als Dichter durch seine vortrefflichen, volkstümlichen Schriften, Fastnachtsspiele und Flugblätter zu Gunsten der reformatorischen Bewegung. Auch als Maler hat er in seinem berühmten, auf die Umfassungsmauer der Berner Predigerkirche 1515—1521 gemalten „Totentanz" seinem reformatorischen Geiste Ausdruck gegeben. Hochbedeutend war auch Erasmus von Rotterdam als wissenschaftlicher Vorkämpfer der Reformation durch sein hohes Wissen und seinen scharfen kritischen Geist. Doch fehlte es ihm an glaubensfreudiger Begeisterung für die Sache, auch war er zu eitler Selbstüberhebung und Geringschätzung Anderer geneigt, und deshalb überwarf er sich auch mit Luther und anderen Reformatoren, verlor aber in Basel, wo er seit 1520 gelebt hatte, schließlich allen Boden und verließ diese Stadt, nachdem die Reformation dort eingeführt worden war, 1529, um nach dem katholischen Freiburg zu übersiedeln und erst 1536 besuchsweise wieder nach Basel zurückzukehren, wo er nach kurzem Aufenthalte starb. In der Schweiz entbrannte infolge der Einführung der Reformation schon im Jahre 1531 der Glaubenskrieg. Die Waldstätten verhielten sich von vornherein ablehnend gegen die Neuerung, und die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis schlossen gegen dieselbe einen Sonderbund, kraft dessen innerhalb ihres Machtgebietes jeder, der sich der Messe und den Heiligen gegenüber ungläubig verhalten oder geringschätzig äußern sollte, der Todesstrafe verfiel.

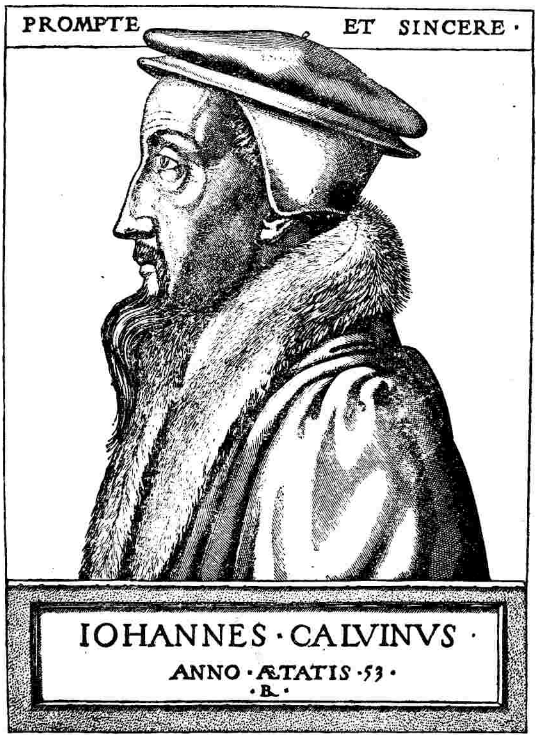
In den übrigen Kantonen trat vielfach eine religiöse Parteispaltung ein, und die Gegensätze verschärften sich dadurch, daß Zwingli neben der kirchlichen auch eine politische Umgestaltung der Eidgenossenschaft auf Grund einheitlicher Verfassung und durch freie Wahl bestellter Volksvertretung anstrebte. In den Urkantonen herrschten nur wenige Patriziergeschlechter; auch in Bern bestand ein engherzig aristokratisches Regiment; das Volk als solches fand nirgends eine ausreichende Vertretung. Die Regierungen der Urkantone, die sich durch die Zwinglischen Reformen nicht nur in ihrem Glauben, sondern auch in ihrer Machtstellung bedroht sahen, drangen mit größter Entschiedenheit auf dessen Unschädlichmachung, und ihr Haß gegen Zürich, das dem gefährlichen Neuerer nicht nur Schutz gewährte, sondern ihm sogar eine nahezu unbeschränkte Machtvollkommenheit einräumte, steigerte sich in solchem Maße, daß schon 1529 der Krieg auszubrechen drohte. Durch den Landfrieden von Kappel (25. Juni 1529) für kurze Zeit verschoben, kam dieser 1531 thatsächlich zum Ausbruche. Bei Kappel kam es am 11. Oktober zwischen den inneren Kantonen (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug) einerseits und Zürich andererseits zur Schlacht. Zwingli, der auf Befehl des Rates als Bannerträger den Seinigen voranschritt, fand hier den Tod; sein Leichnam wurde von den Feinden auf dem Scheiterhaufen verbrannt und seine Asche in alle Winde gestreut. Der hierauf folgende Friedensschluß fiel für die Reformierten*) so ungünstig aus, daß sie gegen die jetzt auftretende Reaktion (Gegenbewegung) nicht aufkommen konnten; es entwickelte sich ein schroffer Gegensatz

---

*) Im Gegensatze zu der von Luther begründeten deutschen evangelischen Kirche wird die von Zwingli und Calvin in der Schweiz begründete die „reformierte Kirche" genannt, und ihre Angehörigen heißen „Reformierte".

zwischen katholischen und reformierten Kantonen, der noch bis auf den heutigen Tag nicht völlig ausgeglichen ist.

In der französischen Schweiz wurde die Reformation durch Johann Calvin (Cauvin) eingeführt, einen sittenstrengen, aber harten und von fanatischem Glaubenseifer beseelten Mann, der in Genf von 1541—1564 mit gleich unbeschränkter Machtvollkommenheit herrschte, wie Zwingli in Zürich, diese Macht aber in ganz anderer Weise benutzte als dieser. Nachdem Calvin in Frankreich vergebens versucht hatte, den König Franz I. für die Reformation zu gewinnen, hatte er sich 1534 nach Basel und von dort 1536 nach Genf begeben, wo bereits Wilhelm Farel für die Reformation zu wirken begonnen hatte. Französische Evangelische, die ihres Glaubens halber aus der Heimat hatten fliehen müssen, scharten sich in Genf um Calvin, der, auf diesen Anhang sich stützend, dort ein äußerst strenges Kirchenregiment einführte, das aber den Einheimischen wenig behagte. Es entstand infolgedessen ein erbitterter Parteistreit, in welchem zunächst die Calviner unterlagen. Calvin und Farel wurden verbannt, letzterer ging nach Neuenburg (Neuchâtel), wo er durch seinen übermäßigen Glaubenseifer ebenfalls Unruhen hervorrief, die aber unterdrückt wurden*). Calvin aber wurde schon 1541 nach Genf, wo inzwischen die streng kirchliche Partei die Oberhand gewonnen hatte, feierlich zurückgeführt, und nun begann seine bereits erwähnte Herrschaft, die sich durch härtesten Gewissenszwang und fanatische Unduldsamkeit auszeichnete.



Zeitgenössisches Bild Calvins von René Boian.

In seinem geistlichen Sittengerichte schuf Calvin eine Einrichtung, die sich von der Inquisition des Papstes Innocenz III. nur in der Form und den Wirkungen, keineswegs aber im Geiste unterschied. Daß dieser Geist kein reformatorischer, sondern ein mittelalterlich finsterer Geist der Unfreiheit und des Aberglaubens war, beweisen die massenhaften Hexenverbrennungen, die während des Regimentes Calvins stattfanden und das Ende des spanischen Arztes Michael Servet, der wegen der Kritik, die er in seinem 1553 veröffentlichten Werke über die „Herstellung des Christentums" an den Lehren und Einrichtungen der katholischen und reformierten Kirche geübt hatte, am 27. Oktober desselben Jahres zum Feuertode verurteilt worden war. Unter Calvin wurde 1558 in Genf die erste reformierte Universität gegründet. Er starb 1564, nachdem er seine kümmerlichen Körperkräfte im Dienste unausgesetzter anstrengendster Arbeit gänzlich aufgerieben hatte.

Der Versuch, die schweizerische reformierte mit der lutherischen Kirche Deutschlands zu vereinigen, war schon 1529 in dem zu Marburg abgehaltenen „Religionsgespräche" an dem hartnäckigen Widerstande Luthers gescheitert, und von da an blieben ebenso wie

*) Farel gründete von Neuenburg aus eine reformierte Gemeinde in Metz und unternahm mehrfach Missionsreisen nach dem südlichen Frankreich. Er starb 1565

die beiderseitigen Bekenntnisse (die „augsburgische“ und die „helvetische“ Konfession) auch die schweizerisch-reformierte und die deutsch-protestantische Kirche von einander geschieden.

Deutschland unter Karl V.

Wie schon erwähnt, war Karl V. bald, nachdem er den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, mit dem Könige Franz I. in Krieg verwickelt worden. Es handelte sich dabei sowohl um die Ansprüche auf Burgund und Italien, als auch um die Nebenbuhlerschaft in



Franz I.

Nach einem Medaillon aus dem 16. Jahrhundert aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“.

Bezug auf die beiderseitige Machtstellung im Allgemeinen. Franz I. hatte die französische Herrschaft über Mailand durch seinen Sieg über die schweizerischen Söldner bei Marignano (1515) wiederhergestellt, einen neuen Anknüpfungspunkt zur Befestigung des französischen Machteinflusses in Italien dadurch gefunden, daß sich die Republik Genua unter den Schutz Frankreichs stellte, und mit dem Papste Clemens VII. (1523—1534) das Bündnis von Cognac geschlossen, dem auch Mailand, Venedig und Florenz, sowie Heinrich VIII. von England beitraten, und das die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft zum Ziele hatte. Der Krieg, der sich hierauf entspann (1521—1529) war für Franz unglücklich. Die Franzosen wurden aus Mailand vertrieben, der französische Connetable Karl von Bourbon, der von seinem Könige beleidigt worden war, ging zum Kaiser über, auf dem Rückzuge von einem mißlungenen Einfall in Italien (1523—1524) fiel Bayard, „der

Ritter ohne Furcht und Tadel", und die kaiserlichen Truppen drangen in Südfrankreich ein. Zwar gelang es Franz, sich Mailands wieder zu bemächtigen, doch wurde er in der Schlacht bei Pavia (1525) geschlagen und gefangen genommen, worauf er im Frieden von Madrid (1526) allen italienischen Ansprüchen, sowie der Lehenshoheit über die zum burgundischen Erbe gehörenden Provinzen Flandern und Artois entsagen, das Herzogtum Burgund herausgeben und seine Söhne als Geiseln für die Erfüllung der Friedensbedingungen stellen mußte. Schon 1527 nahm Franz den Kampf aufs neue auf, ohne jedoch mehr Glück zu haben als in seinem ersten Feldzuge. In Genua war zu jener Zeit Andreas Doria zur Herrschaft gelangt. Er entstammte einem alten genuesischen Adelsgeschlechte, das im Verlaufe der Kämpfe zwischen den Kaisern und Päpsten stets auf Seite der Ghibellinen gestanden hatte. Als tüchtiger Flottenführer hatte er sich in den Dienst verschiedener italienischer Herren gestellt, wirkte 1513 als Befehlshaber der genuesischen Seemacht an der Vertreibung der Franzosen aus seiner Vaterstadt mit, stellte sich aber 1524, nachdem Genua sich wieder unter den Schutz Frankreichs hatte stellen müssen, in dessen Dienste, wurde Oberbefehlshaber der vereinigten Flotten der Verbündeten gegen Karl V. und erfocht gegen die spanische und später gegen die kaiserliche Flotte glänzende Erfolge. Seinem Einflusse war es hauptsächlich zu verdanken, daß sich Genua aufs neue unter die französische Schutzherrschaft begeben hatte; da ihm aber die versprochene Statthalterwürde nicht erteilt wurde, und Franz I. ihm sogar wegen Verweigerung der Auslieferung angesehener Gefangener mit Verhaftung drohte, so trat Doria jetzt zum Kaiser über, der ihm dafür die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Genuas versprechen mußte. Der Abfall Dorias war ein schwerer Schlag für Franz, denn er mußte jetzt die bereits begonnene Belagerung Neapels aufgeben, zumal da das Belagerungsheer von der Pest befallen wurde und sein Befehlshaber Lautrec dieser Seuche erlag. Franz ging nach Frankreich zurück, und es kam (1529) der sogenannte „Damenfriede" von Cambray*) zu stande, in welchem Franz auf seine Ansprüche auf Italien verzichten mußte, wogegen Karl versprach, seine Ansprüche auf das Herzogtum Burgund einstweilen nicht geltend machen zu wollen und die Söhne Franzens, die bis dahin als Geiseln zurückgehalten worden waren, frei gab. Wie übel der Papst in diesem Kriege weggekommen war, haben wir bereits gesehen (vergl. S. 509), ebenso, wie darnach ein Freundschaftsbündnis zwischen Clemens und dem Kaiser



Andreas Doria.
Nach einem Holzschnitt von Nikolaus Meldemann (um 1530).

*) Der Friede war hauptsächlich unter dem Einflusse der Mutter Franzens, Luise von Savoyen, und der Tante des Kaisers, Margarete von Oesterreich (vergl. die Stammtafel des Hauses Habsburg II.) zustande gekommen.

zustande gekommen war. Der Kardinal Campeggi, der als päpstlicher Legat am Augsburger Reichstag von 1530 teilgenommen hatte, trat damals mit Vorschlägen zur Unterdrückung der Reformation hervor, die aber Karl V. nur in Spanien zur Durchführung brachte, wogegen er in Deutschland damit noch zögerte und zur Beilegung des Kirchenstreites die anläßlich des Religionsfriedens von Nürnberg (vergl. S. 509) bereits angekündigte Einberufung eines allgemeinen Konzils verlangte. Der Papst wollte aber davon nichts wissen und wandte sich nun wieder Franz I. zu, der zu einem neuen Kriege gegen Karl V. rüstete. Ehe aber dieser Krieg noch zum Ausbruch kam, starb Clemens, und sein Nachfolger Paul III. (1534—1549) schien für die Reformation einiges Interesse zu haben, ja er entsandte sogar (1541) den Kardinal Contarini zu einem „Religionsgespräche" nach Regensburg, und dieser war, da er selbst der hervorragendste Vertreter des Reformgedankens in Rom war, sehr nahe daran, zu einer Verständigung mit den Evangelischen zu gelangen. Schließlich stellte sich aber doch die Unvereinbarkeit der beiderseitigen Standpunkte heraus, und Contarini kehrte unverrichteter Dinge nach Rom zurück, wo man fand, daß er den Evangelischen überhaupt viel zu weit entgegengekommen war. Schon vom politischen Standpunkte aus konnte man in Rom nicht wünschen, daß die infolge der Reformation eingetretene Spaltung der deutschen Landesherren in zwei verschiedene Lager durch eine Verständigung mit den Evangelischen beseitigt würde; denn durch diese Spaltung wurde die Macht Karls geschwächt und für Europa ungefährlich gemacht. Diese Erwägung war es hauptsächlich, welche Paul III. zur Unterdrückung seiner ursprünglichen Ansichten veranlaßte und ihn zu dem Entschlusse bewog, sich vollständig der „spanischen" Partei der Kirche, d. h. derjenigen Richtung anzuschließen, die für unumschränkte Aufrechterhaltung der Papstmacht und aller zu diesem Zwecke bisher angewandten Zwangsmittel war. Das von Karl 1531 in Aussicht genommene Konzil wurde zunächst verschoben und trat erst 1545 in Trient zusammen, um, wie wir später sehen werden, mit der vollen Rückkehr zum Alten abzuschließen.



Papst Paul III.

Nach einem Kupferstich von Agostino Veneziano (1509—1536).

Während Karl V. auf dem italienischen Kriegsschauplatze beschäftigt war, hatte sein Bruder Ferdinand, dem nach dem Tode seines Schwagers Ludwig II. von Ungarn in der Schlacht bei Mohács (vergl. S. 458) die Stephanskrone zugefallen war, des Sultans Soliman II. und seines Schützlinges Zapolya sich zu erwehren (s. eben da) und bedurfte hierzu der Hilfe der deutschen — auch der evangelischen — Fürsten. Als im Jahre 1532 Soliman verheerend in Ungarn eingefallen war, mußte ihm ein großes Reichsheer entgegengeschickt werden, worauf die Türken wieder zurückgingen. Mit Franz hoffte Karl durch dessen Vermählung mit Eleonore von Portugal, seiner Schwester, einen dauernden Frieden herzustellen; auch überließ er ihm das Herzogtum Burgund gegen Zahlung von 2 Millionen Thalern. Franz I. war aber bald wieder des Friedens satt und eröffnete einen dritten

Feldzug gegen Karl, der von 1536—1538 währte, und zu dessen Durchführung er sogar ein Bündnis mit Soliman II. einging. Aber auch dieser Krieg brachte ihm ebensowenig wie ein vierter (1542—1544) Vorteil, und er sah sich am 18. September 1544 zum Abschlusse des Friedens von Crespy genötigt, in welchem er allen Eroberungsplänen entsagen mußte. Dreißig Jahre seines Lebens hatte Franz dem Bemühen geopfert, die Macht Frankreichs in Italien wiederherzustellen und diejenige Habsburgs zu schwächen; bei seinem Tode (1547) war Frankreich aus Italien vollständig hinausgedrängt und die Macht der Habsburger größer denn je.

Nach dem Frieden von Crespy glaubte Karl endlich die Zeit gekommen, die Reformation in Deutschland niederzuwerfen und damit zugleich das kaiserliche Ansehen im Reiche mit Gewalt wiederherzustellen. Er begann damit, daß er den Herzog von Cleve*), der im vierten Feldzuge des Königs Franz dessen Verbündeter gewesen war, zur Unterdrückung der Reformation in seinem Lande zwang; dieselbe Maßregel wurde gegen den Kurfürsten Hermann von Köln ergriffen, der als Erzbischof 1520 Karl V. zu Aachen gekrönt hatte und, obgleich ein eifriger Gegner der lutherischen Ketzer, doch einer Reform innerhalb der alten Kirche geneigt war und sich allmälig durch Erasmus' von Rotterdam Schriften und den Reformator Martin Bucer für die Reformation hatte gewinnen lassen. Er wurde vom Kaiser mit der Acht bedroht und verfiel 1546 dem Bannfluche des Papstes, worauf ihm sein Erzbistum weggenommen wurde. Paul III. hatte sich endlich entschlossen, das allgemeine Konzil zu Trient zu eröffnen, die Protestanten aber, die ihre bereits fest begründete Religion nicht mehr aufgeben und am allerwenigsten dieselbe durch eine Verquickung mit der katholischen ihrer Existenzberechtigung berauben lassen wollten, weigerten sich, das Konzil zu beschicken. Seit der Gründung des Schmalkaldischen Bundes war Württemberg, das seit der Vertreibung des Herzogs Ulrich durch den Schwäbischen Bund im Jahre 1519 unter österreichische Verwaltung gestellt worden war, durch den Landgrafen Philipp von Hessen dem Könige Ferdinand mit Gewalt entrissen und Ulrich wieder dahin zurückgeführt worden, worauf er sofort die Reformation einführte. Auch das Albertinische Sachsen**) war nach Georgs des Bärtigen Tode (1539) der Reformation beigetreten, und in Brandenburg wurde dieselbe durch Joachim II. eingeführt. Dieser in katholischer Gesinnung erzogene Fürst trat am 1. November 1539 in Spandau offen zur Reformation über und erließ eine Kirchenordnung, die das Bistum des Landes in enge Verbindung mit der weltlichen kurfürstlichen Macht brachte, auch viele katholische Aeußerlichkeiten beibehielt, wie sich

---

*) Diese im westfälischen Kreise an beiden Rheinufern gelegene Landschaft war vom Kaiser Sigismund zum Herzogtum erhoben worden. Unter Herzog Johann III. wurden Jülich und Berg mit dem Herzogtum verbunden und 1533 die Reformation daselbst eingeführt. Nach dem Erlöschen des Herzogshauses fiel das Land an Brandenburg.

**) Aus Teilen des nach dem Sturze Heinrichs des Löwen zertrümmerten alten Volksherzogtums Sachsen war unter Bernhard von Askanien, dem jüngsten Sohne Albrechts des Bären, unter Hinzufügung seiner väterlichen Erbgüter das jüngere askanische Herzogtum Sachsen entstanden, dessen Hauptstadt Wittenberg war. Dieses wurde zwischen den Linien Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg geteilt und der Wittenbergischen Linie 1355 die Kurwürde verliehen. Nach dem Erlöschen des Askanischen Hauses in der Wittenberger Linie erhielt der Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen, aus dem Hause Wettin, vom Kaiser Sigismund Kursachsen zu Lehen (1423), und der Name Sachsen ging allmälig auch auf die übrigen Länder der Wettiner über, deren Haupt- und Stammland aber die Mark Meißen blieb. Die Wettinschen Länder wurden mehrfach geteilt, andererseits aber auch durch Erwerbung erweitert, und es bildeten sich die Ernestinische und die Albertinische Linie, deren Begründer die Söhne des Kurfürsten Friedrich II. des Sanftmütigen (1428—1464), Ernst (Kurfürst von 1464—1486) und Albert der Beherzte waren. In der ersteren Linie vererbte sich die Kurfürstenwürde weiter, in der Albertinischen, deren Herrschaft sich über Thüringen erstreckte, war auf deren Gründer Georg der Bärtige (1500—1539) gefolgt, der ein entschiedener Gegner der Reformation war, wogegen sein Bruder Heinrich der Fromme (1539—1541) dieselbe in seinem Lande einführte. Heinrichs Sohn Moritz (1541—1553) erhielt, wie wir später sehen werden, die Kurfürstenwürde und die kursächsischen Länder und überließ den Söhnen des entsetzten und gefangenen Kurfürsten (Johann Friedrichs des Großmütigen) thüringische Gebiete, aus denen sich später die ernestinischen Herzogtümer entwickelten.

Joachim auch im Uebrigen nicht eben als entschiedener Vertreter und Verfechter der Reformation bethätigte. Pommern, Mecklenburg und Braunschweig wurden ebenfalls evangelisch, so daß Norddeutschland ganz, und von Süddeutschland ein ansehnlicher Teil für die Reformation gewonnen war. Gleichwohl war Karl jetzt entschlossen, den Widerstand der Evangelischen mit Gewalt zu brechen. Er rüstete sich zum Kampfe, beteuerte anfänglich, daß dies nur behufs Herstellung des bürgerlichen Gehorsams geschehe, trat aber, sobald er von dem jungen und ehrsüchtigen Herzoge Moritz von Sachsen um den Preis der Kurfürstenwürde das Versprechen seiner Bundesgenossenschaft empfangen hatte, mit seinen Absichten offen hervor. Er erklärte den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der im Sinne seiner beiden Vorfahren treu zur Reformation hielt, und den Landgrafen Philipp von Hessen wegen ihrer Weigerung, das Konzil zu beschicken, in die Acht. Leider waren im Schmalkaldischen Bunde Lässigkeit und Uneinigkeit eingerissen, und man verabsäumte, nach dem Rate Sebastian Schärtlins, des Feldhauptmanns der oberdeutschen Städte, den Kaiser rasch an der Donau anzugreifen, bevor noch dessen italienische und spanische Truppen eingetroffen waren. Moritz von Sachsen brach ganz unvermutet in Kursachsen ein, und Johann Friedrich verließ eiligst das Bundesheer, um sein bedrohtes Land zu schützen. Infolgedessen löste sich das schmalkaldische Heer ganz von selbst auf, und Karl bekam ohne Schwertstreich Oberdeutschland in seine Gewalt und konnte sich nun mit Moritz vereinigt auf Kursachsen werfen. Bei Mühlberg wurde Johann Friedrich am 24. April 1547 geschlagen und gefangen genommen. Ein spanisches Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode, durch Vermittlung Joachims II. kam jedoch ein Vergleich zustande, durch welchen Würde und Länder des Kurfürsten Johann auf den Herzog Moritz übergingen. Philipp von Hessen fiel ebenfalls in Gefangenschaft und mußte eine fünfjährige äußerst harte Haft erdulden.

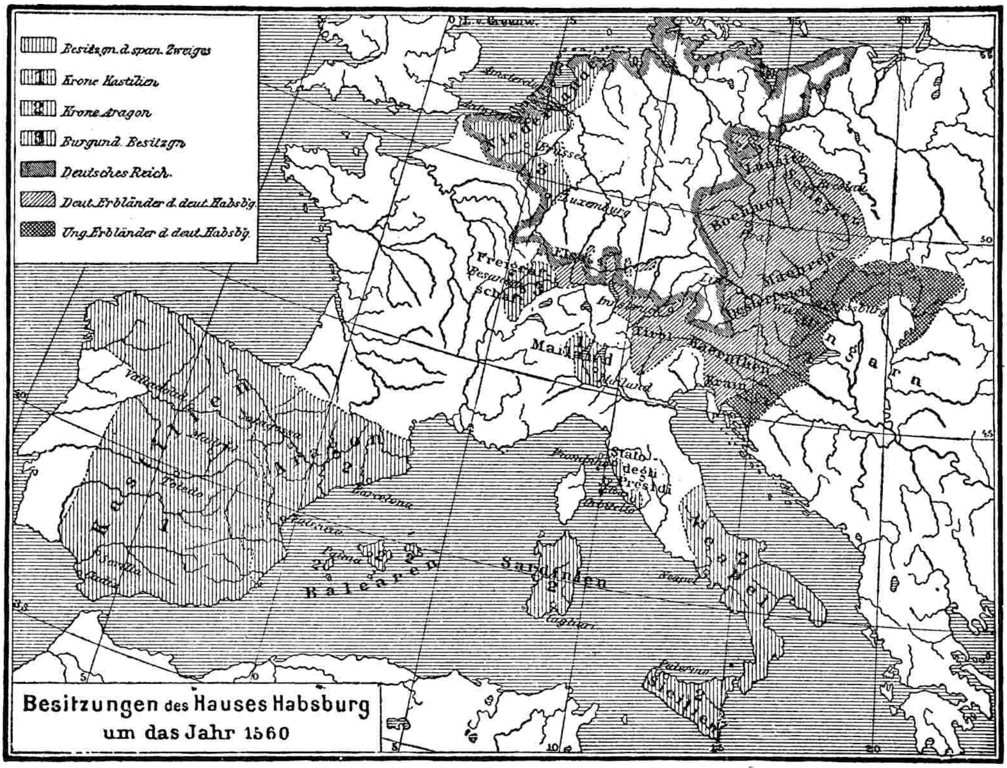


Herzog Moritz von Sachsen.
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach (1559).
Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“.



Joachim II.
Aus Bezold „Geschichte der Reformation“. (Zu S. 515.)

Der Papst hatte die Gelegenheit des Ausbruches des Schmalkaldischen Krieges benutzt, um das in Trient zusammengetretene Konzil sofort wieder aufzulösen. Hierüber erzürnt, trat Kaiser Karl unerwartet mild gegenüber den Evangelischen auf; er erließ auf dem Reichstage zu **Augsburg** 1548 ein sogenanntes „**Interim**", durch das den Evangelischen bis zur endgiltigen Ordnung des Kirchenwesens nebst anderen nebensächlichen Zugeständnissen der Gebrauch des Kelches beim Abendmahl und die Priesterehe zugestanden wurde. Die oberdeutschen Protestanten wurden, da dort die kaiserliche Macht ohne weiteres zu gebieten hatte, zur Annahme dieses Interims (Zwischenzustandes) einfach gezwungen. Für Sachsen dagegen, wo nun des Kaisers Verbündeter, Herzog Moritz — jetzt Kurfürst — Herr war, wurde durch Melanchthon und Anderen ein besonderes, das sogenannte „**Leipziger**



Karte der habsburgischen Länder.

Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".

Interim", ausgearbeitet, das sich in der Sache auf streng evangelischen Boden stellte, in der Form aber die äußerlichen Gebräuche des Gottesdienstes in dem Sinne frei gab, daß es den einzelnen Gemeinden überlassen blieb, diese Formen selbst zu bestimmen. Sowohl gegen das Augsburger als gegen das Leipziger Interim erhob sich auf evangelischer wie auf katholischer Seite lebhafter Widerspruch; die Evangelischen wollten sich grundsätzlich keine fremde Einmischung in ihre Kirchenangelegenheiten gefallen lassen, und den Katholischen war überhaupt auch das geringste Zugeständnis an die Sache der Reformation verhaßt. Gegen das Leipziger Interim erhob Magdeburg offenen Widerspruch und wurde deshalb vom Kaiser in die Acht erklärt und Kurfürst Moritz mit der Vollstreckung derselben beauftragt. Er rüstete auch eifrigst, wie man glaubte, zur Ausführung dieses Auftrages; allein in Wirklich-

keit verfolgte er ganz andere Pläne. Der Kaiser ging zu jener Zeit mit dem Gedanken um, die Kaiserkrone, die sich seit Friedrich III. thatsächlich im Hause Habsburg weiter vererbt hatte, weil die Macht dieses Hauses und die äußeren Zustände den Reichsfürsten keine andere Wahl gelassen hatten, nunmehr staatsrechtlich zum habsburgischen Erbgute zu machen. Das bedeutete soviel wie die Umwandlung des alten deutschen Wahlkönigtums in eine erbliche Monarchie, in der die Reichsfürsten ihre Selbständigkeit völlig eingebüßt hätten und auf Gnade und Ungnade dem kaiserlichen Willen unterworfen gewesen wären. Der Plan Karls erschien den Fürsten um so gefährlicher, als mit demselben die weitere Absicht verbunden war, an Stelle des deutschen Königs Ferdinand Karls Sohn Philipp einzusetzen. Es wäre auf diese Weise an Stelle des deutschen ein habsburgisches Kaiserreich entstanden, in welchem die deutschen Länder neben Spanien, den Niederlanden und den übrigen nicht deutschen Erbländern und sonstigen Besitzungen des Hauses Habsburg nur eine untergeordnete Rolle gespielt hätten. Ein Blick auf die vorstehende Karte (S. 517) läßt dieses Verhältnis deutlich erkennen. Die Abneigung der deutschen Fürsten gegen eine solche Umgestaltung der Dinge ist vollständig begreiflich, selbst wenn man ganz davon absieht, daß neben der Machtfrage auch der nationale Standpunkt dabei in Frage kam. Selbst bei den katholischen Ständen konnte der Kaiser kaum auf Zustimmung zu seinem Plane rechnen; wenn diese auch dem Schmalkaldischen Bunde der Evangelischen gegenüber (1538) eine „heilige Liga" gebildet hatten, so konnte Karl auf diese doch nur im Kampfe gegen die Reformation rechnen, wogegen das stark partikularistische Bayern, das an der Spitze dieser Liga stand, für ein Habsburger-Reich im Sinne Karls sicher nicht zu haben war. Die norddeutschen Fürsten ergingen sich in geheimen Erwägungen der schwierigen Frage, vermochten sich aber nicht zu entschiedenem, offenem Auftreten emporzuraffen. Kurfürst Moritz aber hatte seinen Entschluß gefaßt. Diesem ehrgeizigen Fürsten mag wohl die Erkenntnis der Nichtigkeit seiner kurfürstlichen Würde in dem geplanten neuen Reiche klar genug vor Augen getreten sein, um ihn zur Ueberzeugung zu bringen, daß er zur Wahrung derselben einen entscheidenden Schritt thun müsse. Er zögerte auch nicht mit der Ausführung desselben, zumal da er vom Kaiser durch die Gefangenhaltung seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp von Hessen, dem Moritz selbst und Joachim II. die Freiheit verbürgt hatten, verletzt und bloßgestellt worden war. Mit vollendeter List wußte er den Kaiser und die spanische Hofpartei über seine Absichten im Dunkeln zu lassen; anscheinend zur Vollstreckung der Acht über Magdeburg rüstend, verständigte er sich insgeheim mit mehreren norddeutschen Fürsten und schloß Ende 1551 zu Friedewald einen Vertrag mit Frankreich, durch welchen diesem Staate die lothringischen Bistümer Metz, Toul, Verdun und Cambray als Gegenleistung für seine bewaffnete Hilfe gegen Karl zugesichert wurden. Dem Kaiser seine Bereitwilligkeit zur Beschickung des Tridentinischen Konzils heuchelnd, brach er urplötzlich mit seinem Heere nach dem Süden auf, während gleichzeitig seine norddeutschen Verbündeten (im März 1552) die Waffen erhoben. Augsburg wurde genommen, daselbst ein Manifest (öffentliche Erklärung) erlassen, in welchem Moritz seine Handlungsweise rechtfertigte, und (23. Mai) auch Innsbruck besetzt, von wo der überraschte, von Truppen gänzlich entblößte Kaiser mit knapper Not über das Gebirge nach Kärnten entrann. Der Kaiser mußte den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich freigeben und er ermächtigte seinen Bruder Ferdinand, mit Moritz in Unterhandlungen zu treten. Zu Passau kam ein Vertrag zu stande, der auch die Freilassung Philipps von Hessen in sich schloß und die Feststellung des Religionsfriedens einem nächsten Reichstage übertrug, inzwischen aber alle gegen die Evangelischen erlassenen Mandate aufhob, die Anerkennung der evangelischen Kirche als einer eigenen und selbständigen aussprach und ihr auch für den Fall den Frieden gewährleistete, daß auf dem binnen Halbjahresfrist zu berufenden Reichstage keine Vereinigung über den Glauben erzielt werden sollte. Karl wandte sich, nachdem auf solche Weise der Friede im Reiche für den Augenblick hergestellt war, gegen Frankreich, um ihm die auf Grund des Vertrages mit Moritz besetzten Bistümer Metz, Toul und Verdun wieder zu entreißen. Er belagerte Metz ohne Erfolg und mußte die Bistümer in französischen Händen

lassen, wogegen Lothringen nach wie vor deutsches Reichsland blieb. Inzwischen war der Markgraf **Albrecht von Brandenburg-Culmbach**, der den Passauer Vertrag nicht anerkannt hatte, brandschatzend in Franken eingebrochen; Moritz, der bis dahin mit Albrecht verbündet gewesen war, trat nun mit bewaffneter Hand gegen den Friedensstörer auf und schlug ihn (9. Juli 1553) bei **Sievershausen**, wurde aber selbst tötlich verwundet und starb am 11. Juli.



Kaiser Karl V.

Nach dem Gemälde von Tizian (1548), in der Münchener Pinakothek.
(Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".)

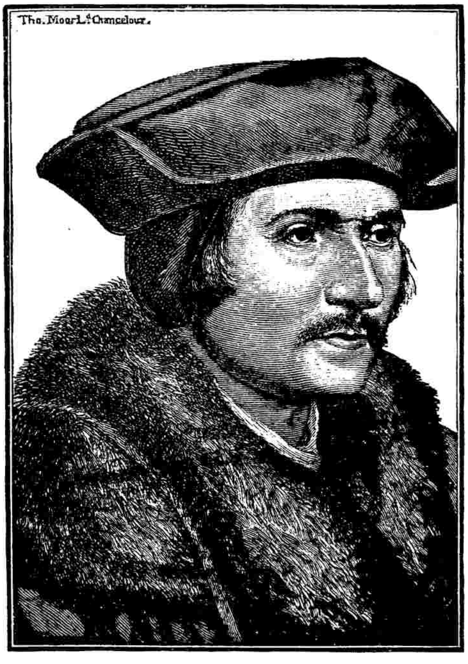
Karl V. stand zu jener Zeit im Anfang der fünfziger Jahre; die wechselvollen und aufregenden Ereignisse während seiner Regierungszeit hatten indes seine Lebenskraft vorzeitig erschöpft, und das Scheitern aller seiner Pläne und Bemühungen zur Herstellung eines weltlichen und kirchlichen Reiches nach seinem Sinne, sowie der unrühmliche Ausgang seiner letzten Kämpfe riefen eine tiefe Verstimmung in ihm hervor, die durch hinzugetretene körperliche Leiden noch gesteigert wurde. Er begab sich demnächst nach seinem geliebten Geburtslande, den Niederlanden. Im **Augsburger Religionsfrieden** (1555) wurde den Landesherren und freien Städten augsburgischer Konfession Religionsfreiheit und das Recht, in ihren Gebieten die Reformation durchzuführen, zugestanden. Dagegen wurden die geistlichen Reichsstände von der Religionsfreiheit insofern ausgeschlossen, als ihr etwaiger Uebertritt zum Protestantismus den Verlust vom Amt, Gebiet und Einkünften zur Folge haben sollte. Für die evangelischen Unterthanen geistlicher Reichsstände forderten die Protestanten dagegen die Belassung in ihrem Glauben, ohne daß jedoch eine Entscheidung über diese Forderung erfolgt wäre. Im Jahre 1556 übertrug Karl die Regierung seiner Staaten seinem Sohne Philipp, entsagte der Kaiserwürde, die nun durch Wahl der Reichsstände auf Karls Bruder **Ferdinand I.** (1556 bis 1564) überging und bezog ein Landhaus in der Nähe des Klosters S. Yuste in Estremadura, wo er noch zwei Jahre in einsamer Beschaulichkeit verlebte und am 21. September 1558 starb.

Die Ausbreitung der Reformation.

Der Begründer der deutschen Reformation, Martin Luther, hatte die ersten Kämpfe der Evangelischen um ihren neuen Glauben nicht mehr mit angesehen; kurz vor dem Ausbruche des Schmalkaldischen Krieges starb er am 18. Februar 1546 zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt. Sein Werk aber fing jetzt erst an, sich zu befestigen und bei den germanischen Völkern zu allgemeiner Verbreitung zu gelangen, während die romanischen Völker im Großen und Ganzen der katholischen Kirche treu blieben. Die lutherische Kirche faßte in den skandinavischen Königreichen festen Fuß und griff auch nach den baltischen Provinzen über; doch war die Umwandlung des Kirchenwesens überall mit heftigen Erschütterungen verbunden. In Schweden hing die Einführung der Reformation, wie wir bereits gesehen haben (vergl. S. 455), mit der politischen Umwälzung, der Zertrümmerung der Calmarischen Union und der Erhebung Gustav Wasas auf den Thron zusammen; in Dänemark fand sie Eingang nach der Verjagung Christians II., dem 1523 sein Oheim **Friedrich I.** (1523—1533) auf dem Throne gefolgt war, und dort zeigte sich schon in der „**Grafenfehde**", einem zweijährigen blutigen Bürgerkriege (1534—1536) der politische Gegensatz zwischen Katholiken und Lutheranern, indem der Adel sich in eine katholische und lutherische Partei spaltete, deren jede nach Friedrichs Tode einen anderen König auf den Thron setzen wollte. Die lutherische Partei siegte, und König wurde

Christian III. (1536—1559), der nun unter dem Beirate des Reformators Johann Bugenhagen die lutherische Landeskirche in Dänemark einrichtete, nachdem auf dem Reichstage zu Kopenhagen (Oktober 1536) die Reformation staatlich anerkannt worden war. Norwegen, das zu jener Zeit von Dänemark abhängig war, folgte diesem gleichen Schrittes. Die Umgestaltung des Kirchenwesens in Schweden wurde von den Brüdern Petersen ohne Schwierigkeiten durchgeführt und die geistlichen Güter für die Krone eingezogen. Gustav Wasas Sohn und Nachfolger Erich verlor indes infolge seines leidenschaftlichen Wesens, das schließlich in Wahnsinn ausartetete, schon nach achtjähriger Regierung (1560—1568) Thron und Freiheit, und unter seinem Oheim Johann, der 1569 zum Könige gewählt worden war, begannen bereits Versuche, Schweden wieder der Papstkirche zuzuführen. Als Johanns Sohn Sigismund (1592—1604), der 1587 auch zum Könige von Polen gewählt worden war, die katholische Kirche in Schweden mit Gewalt wieder herstellen wollte, erklärte der Reichstag die lutherische Kirche als die in Schweden allein geduldete und nahm dem katholischen Sigismund den Thron, um ihn auf dessen Oheim Karl von Südermannland und dessen Nachkommen zu übertragen.

In England hatte die Reformation eine eigentümliche Vorgeschichte. Dort regierte seit 1509 Heinrich VIII., der Sohn des Begründers des Hauses Tudor (vergl. die Stammtafel auf S. 234), ein despotischer Fürst, dessen ausgeprägteste Eigenschaften Eitelkeit und gewaltthätiger Eigensinn waren. Er hatte sich mit Katharina von Aragonien, der Tante Karls V., vermählt, wollte aber diese Ehe wieder aufheben, weil er die schöne Hofdame seiner Gemahlin, Anna Boleyn, zur Gattin nehmen wollte. Der Papst verweigerte jedoch die Scheidung der Ehe aus Rücksicht auf den Kaiser, und das war der Grund, weshalb Heinrich sich von der katholischen Kirche lossagte. Er stellte eine neue Glaubensnorm in 6 Artikeln auf, die, später in 42 anderen erweitert, die Grundlage der sogenannten Anglikanischen Kirche (englischen Nationalkirche) bildete, die sich der Glaubenslehre nach der lutherischen, den äußeren Formen nach aber mehr der katholischen Kirche näherte. Durch Parlamentsbeschluß ließ er sich selbst die Suprematie (Oberhoheit) dieser Kirche zusprechen, zwang die Geistlichkeit, ihn als ihr kirchliches Oberhaupt anzuerkennen und leitete sofort eine blutige Verfolgung gegen alle Diejenigen ein, die, gleichviel ob Lutheraner oder Papisten (der Papstkirche Angehörige), seine sechs Artikel nicht als Evangelium hinnehmen wollten. Seinen Gehilfen an diesem Werke, Johann Cranmer, der nach Heinrichs Tode die anglikanische Kirchenverfassung ausbaute, machte er zum Erzbischof von Canterbury; dagegen wurde sein Kanzler Thomas More, ein eifriger Katholik und Gegner der Reformation, hingerichtet, weil er die Nichtigkeitserklärung der ersten Ehe des Königs nicht eidlich anerkennen wollte. Als nach Heinrichs und dessen Nachfolgers Eduards VI. Tode die katholische Maria (vergl. S. 234) den Thron bestieg, trat eine heftige Verfolgung der Evangelischen ein, und unter den zahllosen Opfern, die während Marias kurzer Regierung als Märtyrer des Glaubens den Tod fanden, war



Thomas More.

Nach der Originalzeichnung von Hans Holbein. (Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".)

auch der Erzbischof Cranmer. Doch konnte dieses grause Zwischenspiel den Fortgang der Reformation in England nicht aufhalten, denn Marias Halbschwester und Nachfolgerin Elisabeth stellte sofort die anglikanische Kirche mit dem königlichen Supremat wieder her, und von da an ist diese Kirche die herrschende in England geblieben.

In Schottland führte John Knox die Lehre Calvins ein, die von dort aus auch nach England übergriff und zur Grundlage einer neuen Sektenbildung, derjenigen der „Puritaner“ (Reiniger des Glaubens), wurde.

Als nach Karls V. Tode dessen zu vermittelnder Haltung in Glaubenssachen geneigter Bruder Ferdinand I. (1556, bezw. 1558—1564), und nach diesem sein Sohn Maximilian II. (1564—1576) zur Herrschaft kam, fand die Reformation auch in den österreichischen Erblanden Eingang und Verbreitung. Maximilian II. war ein ausgesprochener Gönner der Evangelischen, und zur Zeit seiner Regierung war ein großer Teil des Rates der Residenzstadt Wien evangelisch, ja, in dem Wiener Vororte Hernals war der Zulauf zu dem dortigen evangelischen Prediger so stark, daß er seine Predigten aus einem Fenster ins Freie hinaus halten mußte. Auch in Graz, der Hauptstadt der Steiermark, herrschte eine lebhafte reformatorische Bewegung.

In Polen, Ungarn und Siebenbürgen, sowie in den Niederlanden und in Frankreich, folgte die Reformbewegung der Lehre Calvins, gelangte aber nur in den drei erstgenannten Ländern zu größerer Verbreitung, während die Masse des französischen Volkes, gleich derjenigen aller romanischen Nationen, in der Papstkirche verblieb und neben einem kleinen Teile des Adels nur der durch Kenntnisse, Kunst und Gewerbefleiß ausgezeichnete Mittel- und Bürgerstand der Reformation sich zuwandte.

Die Gegenreformation und der Glaubenskrieg.



Sobald sich die Papstkirche und ihre Anhänger überzeugt hatten, daß die Reformation nicht mehr kurzer Hand aus der Welt zu schaffen war, mußte der Kriegsplan geändert werden. Von einer Wiedervereinigung der beiden Kirchen konnte nicht mehr die Rede sein; man mußte daher zunächst den Reformationsgedanken innerhalb der katholischen Kirche ein für allemal abthun, deren Bestand gegen ein weiteres Ueberhandnehmen des Abfalles nach Kräften sichern und durch Propaganda (Gewinnung neuer Gläubigen) erhöhen, und anstatt des Krieges gegen die evangelische Kirche als solche einen Verfolgungskrieg gegen ihre Angehörigen, gegen die evangelischen Fürsten und Völker wie gegen die Ketzer im Einzelnen ins Werk setzen. Als eine vorzügliche Waffe für den Einzelkampf hatten sich bereits im Mittelalter die Mönchsorden erwiesen; aber die Zeiten waren seither andere geworden, und es bedurfte daher auch in dieser Richtung einer zeitgemäßen Neuschöpfung. Diese bot sich dem Papsttum in der von Ignaz Loyola gestifteten „Compagnie Jesu“, oder, wie der landläufige Titel dieser Gesellschaft lautet, dem Jesuiten-Orden dar. Ignaz von Loyola war 1491 in Spanien geboren, wurde Page am Hofe Ferdinands des Katholischen, nahm später Heeresdienste unter Karl V., wurde 1521 bei Pampeluna verwundet und verfiel während seines langen Krankenlagers in religiöse Schwärmerei, die ihn auf den Gedanken brachte, einen neuen Orden zu stiften, der neben den drei herkömmlichen Mönchsgelübden der Armut, Keuschheit und des Gehorsams noch ein viertes leisten sollte, nämlich das, sich beständig in den Dienst der Kirche und ihres Oberhauptes zu stellen und allen Befehlen der Päpste unbedingt Folge zu leisten. Der Orden wurde von Paul III. bestätigt, von Julius III. (1550—1555) mit weitgehenden Vorrechten ausgestattet, und Loyola wurde zum ersten General desselben ernannt. Die Ordenszucht hatte durch den Stifter des Ordens das Gepräge eines gewissen soldatischen Geistes erhalten, und dadurch nahm das Gelübde des Gehorsams, das seine Mitglieder ablegen mußten, etwas von dem Charakter militärischer Disziplin an. Loyola starb 1556; zu jener Zeit zählte der Orden Jesu erst an 1000 Mitglieder in 14 Ordensprovinzen, von denen ungefähr die Hälfte auf Spanien und Portugal nebst den überseeischen Ländern dieser beiden Staaten entfiel; zur Zeit seiner höchsten Blüte stieg aber die Mitgliederzahl bis auf 22589. Durch ein strenges Ueberwachungssystem wurden die Ordensmitglieder verhindert, irgendwie die Schranken der Ordensdisziplin zu überschreiten, oder auch nur zu engeren Gruppen sich zusammenzuschließen, um vertrauteren Gedankenaustausch zu pflegen. Die Verpflichtung zu unbedingtem Gehorsam

wurde in dem Sinne ausgelegt und angewandt, daß das einzelne Ordensmitglied nicht nur nicht verpflichtet, sondern überhaupt garnicht berechtigt war, die Handlungen, die es im Auftrage seiner Oberen vollbrachte, einer Prüfung durch Vernunft und Gewissen zu unterziehen. Es genügte der erhaltene Befehl und das Bewußtsein, daß der Orden alles nur „zur höheren Ehre Gottes“ that, um jede, auch eine augenscheinlich sittlich verwerfliche That zu rechtfertigen. Der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ist vielleicht in den jesuitischen Schriften und Satzungen nicht wörtlich enthalten, jedenfalls aber hat er von Anfang an dem Wirken der Jesuiten zu Grunde gelegen. Ein den Jesuiten ähnlich wirkender Orden war der vom Papst **Paul IV.** (1555—1559) zur Zeit seiner Amtsführung als Bischof von Theate (1524) gestiftete **Theatiner-Orden**, der in Italien anfangs häufig mit dem Jesuiten-Orden verwechselt wurde, dort eifrig für die Unterdrückung der Ketzerei thätig war und sich über Deutschland, Spanien und Polen verbreitete.



Medaille mit dem Bildnis Loyolas.

Nach dem Original im Berliner Kgl. Münzkabinet, aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“.

Durch die Errichtung dieser beiden Orden schuf sich das Papsttum eine neue Streitmacht, namentlich wurden die Jesuiten zu einer kräftigen Stütze desselben. Nebenbei wurde die Inquisition, dieses bewährte ältere Kampfmittel, vom Papste Paul IV. mit Nachdruck wieder in Thätigkeit gesetzt und wirkte unter der persönlichen Führung dieses Papstes namentlich im Kirchenstaate mit solch maßloser Verfolgungswut, daß nach dem Tode Pauls dessen Bildsäulen in Rom von dem empörten Volke zertrümmert wurden und der dortige Palast der Inquisition mit Sturm genommen wurde.



Papst Paul IV.

Nach dem Kupferstich von Nikolas Beatrizet (1515—1560).

Nach mehrfachen Unterbrechungen trat das tridentinische Konzil am 18. Januar 1562 zu einer letzten Session zusammen. Der Geist, von dem es geleitet wurde, spricht sich am deutlichsten in dem Schlußeffekt aus, den der Kardinal von Lothringen in der letzten Sitzung am 4. Dezember 1563 anzubringen für gut fand. Er brach in den Ausruf aus: „Verflucht seien alle Ketzer“! Sämtliche Prälaten stimmten ein: „Verflucht, verflucht!“ Damit schloß die geistliche Versammlung ihre Thätigkeit, die am 13. Dezember 1545 eröffnet worden war. Nach den vorhergegangenen Ereignissen beschränkte sich diese Thätigkeit selbstverständlich auf eine Formulierung der Lehre und Ordnung der katholischen Kirche im Gegensatz zur evangelischen. Die Forderungen, die von seiten Frankreichs, der Kaiser Karl und Ferdinand und Bayerns im Sinne einer Reform der Kirche, der Gewährung des Laienkelches

und der Aufhebung des Cölibates gestellt wurden, fanden keine Beachtung; überhaupt wurde alles, was nicht den päpstlichen Wünschen entsprach, durch Verschleppung beseitigt, wenn nicht mit Hilfe der Italiener, die die große Mehrheit am Konzil bildeten, runde Ablehnung erfolgte. Trotz alledem aber gelang es der päpstlichen Partei nicht, das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes durchzubringen, und das Papalsystem*) wurde bloß als eine theologische Lehrmeinung zugelassen, dagegen das Episcopal-System zum Dogma erhoben.

Nachdem durch das tridentinische Konzil die Reformfrage für die katholische Kirche einstweilen erledigt und mit der Verstärkung des Heeres der „streitenden Kirche" durch



Philipp II. und seine Gemahlin Marie Tudor.

Siegel nach dem Original im Kgl. Geh. Staatsarchiv zu Berlin.
Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".

Jesuiten und Theatiner ein wirksames Mittel zur Propaganda und Ketzerverfolgung geschaffen worden war, war das Werk der „Gegenreformation" auf kirchlichem Gebiete voll-

*) Das Papalsystem beruht auf der um die Mitte des vierten Jahrhunderts aufgekommenen Anschauung, daß dem Apostel Petrus von Christus ein Vorrang vor den übrigen Aposteln eingeräumt worden sei, und daß dieser Vorrang auf seine Nachfolger im römischen Bischofsamte übergegangen sei. Aus dieser Anschauung ging das in der katholischen Kirche zur Geltung gekommene System hervor, wonach der Papst als Kirchenoberhaupt, die Bischöfe aber nur als seine Beamten und Statthalter zu gelten hätten. Im Gegensatze hierzu steht das Episcopalsystem, das im Papste zwar den obersten Bischof, aber nur als ersten unter Gleichberechtigten und als Vertreter der ganzen Kirche erkennt.

endet, und nun war noch die schwerere Arbeit mit Hilfe des weltlichen Schwertes zu thun. Das Papsttum erblickte in der Reformation nicht so sehr einen Feind des Christentums als vielmehr eine Gefahr für sich selbst; gegen diese Gefahr konnte nur gewaltsame Niederwerfung des Gegners Hilfe bringen, und diese mußte auf dem Schlachtfelde erfolgen. Es begann das blutige Nachspiel des Glaubensstreites, der Glaubenskrieg, der aber in Wirklichkeit nichts anderes war, als ein Kampf zwischen zwei kirchlichen Mächten, von denen die ältere und stärkere der jüngeren und schwächeren die Existenzberechtigung abstritt, diese aber den Kampf um ihr Dasein zu führen hatte.

In den nachfolgenden Abschnitten soll der Verlauf dieses Kampfes in den einzelnen Ländern kurz dargestellt werden.

Spanien und die Niederlande.

Einen der eifrigsten und zugleich mächtigsten Vorkämpfer fand die Sache des nunmehr vorwiegend von den Jesuiten geleiteten Katholizismus in Karls V. Sohn Philipp, der als Philipp II. 1556 den spanischen Thron bestiegen hatte. Er war ein entschiedener Gegner aller religiösen und bürgerlichen Freiheit, von finsterem, mißtrauischem Wesen wie die meisten Despoten, unbeugsamem Willen und jener starren Kirchengläubigkeit, die meistens das Ergebnis pfäffischer Erziehung ist. Nachdem er seine erste, ihm schon in seinem 16. Lebensjahre angetraute Gemahlin, Maria von Portugal, früh verloren hatte, vermählte er sich noch als Prinz zum zweitenmale mit Maria der Katholischen von England. Zum Glücke für die Menschheit starb auch diese schon vier Jahre nach ihrer Vermählung mit dem von ihr abgöttisch geliebten Philipp; denn bei längerer Lebensdauer hätten diese beiden so völlig gleichgesinnten grausamen Naturen noch weit mehr Unheil über ihre Unterthanen gebracht, als dies ohnehin schon der Fall war. Als Besitzer der schönsten und reichsten Länder Europas, der geübtesten Heere und der besten Feldherren seiner Zeit war Philipp unstreitig der mächtigste Herrscher; wäre die Dauer seiner Ehe mit Maria Tudor eine längere gewesen, so wäre durch den damit natürlich verbundenen Einfluß auf England seine Macht eine noch größere und namentlich eine noch weit gefährlichere für den Protestantismus geworden, weil dieser dann kaum der Ausrottung in England entgangen wäre. Bald nach seiner Thronbesteigung begann Philipp einen Krieg gegen Heinrich II. von Frankreich (1556—1559), um den zwischen diesem Lande und den Habsburgern streitigen Landbesitz, der durch die mit Hilfe der Engländer und unter Mitwirkung der Niederländer bei St. Quentin (1557) und Gravelingen (1558) erfochtenen Siege zu seinen Gunsten ausschlug. Die Franzosen mußten im Frieden von Câteau-Cambrésis (1559) alle Eroberungen herausgeben, nur Calais, das vom Herzoge Franz von Guise während dieses Feldzuges eingenommen worden war, verblieb ihnen, und damit war für die Engländer ihr letzter Besitz auf französischem Boden verloren gegangen. Nach Beendigung dieses Krieges wandte sich Philipp der Aufgabe zu, das spanische Regierungssystem mit seiner starren, vom Hofe aus geleiteten Einheitlichkeit in die Niederlande zu verpflanzen, wo bis dahin noch den einzelnen Städten und Landschaften eine weitgehende Selbständigkeit ihrer Verwaltung eingeräumt war. Zugleich sollte dort die durch die Reformation gestörte Glaubens-



Margarete von Parma.
Nach dem gleichzeitigen Kupferstiche von Franz Hogenberg.

einheit mit Gewalt wieder hergestellt werden. Philipp hatte in den Niederlanden seine Halbschwester Margarete von Parma als Statthalterin eingesetzt und derselben als Beirat den Kardinal Granvella beigegeben. Der Statthalterin wurde nun ein größtenteils aus spanischen Mitgliedern bestehender Staatsrat an die Seite gesetzt und zugleich wurde eine starke spanische Truppenmacht in das Land gelegt, unter deren Schutz die Ketzerverfolgung in Szene gesetzt werden sollte. Zu diesem Zwecke wurden, statt der bisherigen vier Bistümer, deren siebzehn eingerichtet, um desto mehr Stützpunkte für die Einführung der Inquisition zu gewinnen. Da diese willkürliche Maßregel ein Eingriff in die den Niederländern gewährleistete Verfassung war, so bildete sich ein Geheimbund, an dessen Spitze Wilhelm von Oranien stand. Es gelang den Verbündeten, die Entfernung Granvellas bei der Statthalterin durchzusetzen. Philipp hatte damals im eigenen Hause schweren Verdruß; sein Sohn, der junge Infant Don Carlos, hatte seinen Argwohn wachgerufen, und war deshalb der Inquisition übergeben und gefangen gesetzt worden. Der Widerstand der Niederländer reizte ihn darum um so mehr, und



Medaille mit dem Bildnis des Kardinals Granvella.

Nach dem Original im Berliner Kgl. Münzkabinet, aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“.

er sandte deshalb den Herzog von Alba nach den Niederlanden und stattete diesen mit so weitgehenden Vollmachten aus, daß Margarete es vorzog, ihr Amt gänzlich aufzugeben und sich zu ihrem Gemahl nach Italien zu begeben. Alba erschien mit einem starken Heere in den Niederlanden und wütete, den Befehlen seines Königs gehorchend, mit fürchterlicher Blutgier unter den Niederländern. Die Grafen Egmont und Hoorn, welche dem Bunde des vornehmen Adels angehörten, wurden auf hinterlistige Weise gefangen genommen und enthauptet (1568). Ein „Rat der Unruhen“ ließ durch Spione in allen Provinzen des Landes seine Opfer aufspüren und zu Tausenden hinschlachten. Mehr als hunderttausend Protestanten wanderten zu jener Zeit aus den Niederlanden aus; die Zurückbleibenden wurden, so weit sie nicht dem Henker oder der Mordlust der spanischen Söldlinge zum Opfer fielen, durch willkürliche Steuern bis aufs Blut ausgesaugt, und es schien, als sollten die Niederlande einer ewigen schmachvollen Knechtschaft unterworfen werden. Wilhelm von Oranien hatte sich nach Deutschland zurückgezogen; der Geheimbund des vornehmen Adels verhielt sich unthätig. Dagegen hatte sich



Wilhelm I. von Oranien.

Nach dem Originalgemälde von Adriaan van der Venne (1589—1662) aus Philippson „Gesch. der neueren Zeit“.

aus Angehörigen des niedrigen Adels eine Partei, die sogenannten Geusen (vom französischen Gueux, s. v. w. Bettler) gebildet, deren Name bald auf Alle übertragen wurde, die gegen die Spanier zu den Waffen griffen. Diese erhoben sich nun, und namentlich die Meer- oder Wassergeusen waren ihrer Kühnheit halber gefürchtet und thaten den Spaniern zur See empfindlichen Abbruch. Endlich erschien auch Wilhelm von Oranien wieder auf der Bildfläche und vereinigte die nördlichen Provinzen (1572) zum Widerstande. Er bewirkte dadurch die Abberufung Albas. In der Person Ludwigs de Requesens wurde ein neuer Befehlshaber der Truppen in den Niederlanden ernannt, der in milderer Weise als sein Vorgänger verfahren sollte; allein auch die spanische Milde genügte den zum Widerstande um jeden Preis entschlossenen Niederländern nicht mehr als Ersatz für ihre Freiheit. Kaum hatte Alba das Land geräumt, als die nördlichen Provinzen die calvinische Lehre zur Landesreligion erklärten (1574) und eine reformierte Universität in Leyden gründeten. Requesens wurde nach seinem Tode (1576) durch Johann von Oesterreich (spanisch Don Juan d'Austria) ersetzt, der ein natürlicher Sohn des Kaisers Karl V. und der Regensburger Bürgermeisters-Tochter Barbara von Blomberg war, seit 1568 dem Seekriegsdienste sich gewidmet und 1571 in der Seeschlacht bei Lepanto einen glänzenden Sieg über die Türken erfochten hatte. Er wurde in Brüssel als Statthalter und Generalkapitän anerkannt. Wilhelm von Oranien verweigerte jedoch die Unterwerfung, und infolgedessen brach aufs neue der allgemeine Aufruhr aus. Kaum ein Jahr nach seiner Einsetzung wurde



Graf Egmont.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche aus dem Brüsseler Cabinet des Estampes.

Johann (am 7. Dezember 1577) von den Ständen seiner Statthalterschaft wieder entsetzt. Obwohl bei Gembloux gegen die Niederländer (1578) siegreich, konnte er ihrer doch nicht Meister werden, weil ihm von seiten Philipps, der auch gegen seinen Halbbruder Argwohn geschöpft hatte, die nötige Unterstützung versagt wurde. Der Krieg zog sich erfolglos hin, und Johann starb plötzlich — wahrscheinlich durch Gift — im Lager zu Namur (1. Oktober 1578). Im Jahre 1579 schlossen die nördlichen Staaten die sogenannte Utrechter Union, durch die Holland, Geldern, Seeland, Utrecht und Friesland zu einem engeren Bunde vereinigt wurden, der sich von Spanien förmlich lossagte und Wilhelm von Oranien zum erblichen Statthalter erhob. Philipp ließ die gegen den Begründer und nunmehrigen Regenten der Union verhängte Acht durch den Meuchelmörder

Balthasar Gérard, eine Kreatur der Jesuiten, zu Delft (1584) vollstrecken, wonach dessen 17jähriger Sohn Moritz von Nassau-Oranien die Statthalterschaft übernahm.

Schon vor dem Tode Wilhelms von Oranien hatte sich in den katholischen Städten von Artois, Flandern und Hennegau eine Partei gebildet, die sich die „Malkontenten“ (Partei der Mißvergnügten) nannte und auf eigene Faust die Reformierten bekriegte. Namentlich war Gent ihren Angriffen ausgesetzt. Sie riefen den jüngsten Bruder des französischen Königs Karl IX., den Herzog Franz Herkules von Anjou, nach den Niederlanden, der, mit englischem Golde unterstützt, in der That mit einer ziemlich bedeutenden Streitmacht dort erschien, aber bald von dem an Stelle Johanns von Oesterreich zum spanischen Statthalter ernannten Herzog Alexander Farnese von Parma in Dünkirchen belagert wurde, worauf er nach Frankreich entwich und dort (1583) starb. Die englische Königin Elisabeth, die eine Zeit lang mit dem Gedanken umgegangen war, sich mit dem Herzoge von Anjou zu vermählen, mischte sich jetzt selbst in die niederländischen Angelegenheiten und stellte Moritz von Oranien Hilfstruppen unter Führung ihres Günstlinges, des Grafen von Leicester, zur Verfügung.



Don Carlos.
Nach einem Medaillon aus dem Berliner Kgl. Münzkabinet. Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“. (Zu S. 526.)

Darüber empört, beschloß Philipp, einen gewaltigen Angriff auf England zu unternehmen. Er haßte die „jungfräuliche Königin“ persönlich, weil er, als er seiner Zeit um ihre Hand angehalten hatte, mit einem Korb heimgeschickt worden war. Doch fand sich ein noch weit triftigerer Grund zur Ausführung seines Planes.

Das Erbfolgerecht, auf Grund dessen Elisabeth auf den englischen Thron gekommen war, war von ihren katholischen Unterthanen von jeher angefochten worden, weil die Ehe Heinrichs VIII. mit Anna Boleyn, die, wie wir wissen, gegen den Ausspruch des Papstes zustande gekommen war, nach katholischen Begriffen nichtig war. Vom Standpunkte der Katholiken aus galt somit als rechtmäßige Thronerbin die Enkelin der Schwester Heinrichs VIII. (vergl. die Stammtafel auf S. 234)



Herzog Alba.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Franz Hogenberg. (Zu S. 526.)

und Tochter des 1542 verstorbenen Königs Jakob V. von Schottland. Diese versuchte denn auch, ihre Ansprüche auf den englischen Thron gegen Elisabeth geltend zu machen und wurde infogedessen in Haft genommen und nach langer Gefangenschaft hingerichtet (1587). Der damalige Papst Sixtus V. (1585—1590) konnte für die katholische Maria Stuart bei ihren Lebzeiten nichts thun, gedachte indessen, ihren Tod an Elisabeth zu rächen, indem er diese in Acht und Bann erklärte und Philipp II. mit der Vollstreckung dieses Urteilspruches beauftragte. Philipp vereinigte nun den größten Teil seiner Kriegsschiffe zu einer Flotte, die er selbstbewußt die „unüberwindliche Armada" nannte, und die England und die Niederlande mit einem Schlage vernichten sollte. Es trat jedoch das gerade Gegenteil von der beabsichtigten Wirkung ein; die Armada wurde teils durch Sturm vernichtet, teils von den Engländern besiegt (1588) und damit nicht nur der Anstoß zu mächtiger Entwicklung der englischen Seemacht und zu hohem Aufschwunge des englischen Nationalgeistes gegeben, sondern auch die Befreiung der Niederlande vom spanischen Joche erwirkt. Geschwächt und aufs tiefste erschöpft durch die erfolgreichen Angriffe der Engländer auf spanische Küstenpunkte, überseeische Besitzungen und mit Silberschätzen beladene Flotten, konnte Philipp gegen die nördlichen Staaten*), die ihre Unabhängigkeit behaupteten, nichts mehr ausrichten. Die südlichen, katholisch gebliebenen Provinzen hatten sich infolge der von den spanischen Truppen verübten Greuelthaten und Verwüstungen, unter denen die Plünderung Antwerpens, Mastrichts, Gents und anderer



Don Juan d'Austria.
Nach einer auf die Schlacht von Lepanto geprägten Medaille, aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".



König Heinrich VIII. von England.
Aus dem großen Gemälde von Hans Holbein d. J. (1497—1554). Nach einem Kupferstiche von B. Baron (1736).

*) Die niederländischen Provinzen wurden Staaten genannt, weil sie ursprünglich thatsächlich selbständige, fast unabhängige Staatswesen gebildet hatten. Die sieben durch die Utrechter Union vereinigten Provinzen nannten ihre Gesamtvertretung „Generalstaaten", ein Name, den auch die heutige Landesvertretung noch führt.

Städte besonders furcht- und schreckenerregend einwirkten, bereits 1576 durch den Vertrag der „Pacifikation von Gent" trotz der religiösen und nationalen Unterschiede zwischen den beiden Landesteilen mit den nördlichen Staaten verbündet, um in Gemeinschaft mit ihnen die spanischen Soldaten aus dem Lande zu treiben. Schließlich hatten sie sich aber wieder der spanischen Herrschaft gefügt. Es bedurfte indes noch langer, mit abwechselndem Erfolge geführter Kämpfe, bis die Niederlande nicht nur vom spanischen Joche, sondern auch von anderweitiger Fremdherrschaft dauernd frei kamen. Philipp IV. von Spanien mußte im westfälischen Frieden (1648) gemeinsam mit dem Deutschen Reiche die Unabhängigkeit der Niederländischen Republik (kurzweg auch „Holland" genannt) anerkennen.

Die Reformation in England.

Heinrich VII., der Begründer des Hauses Tudor, hatte nach seiner Thronbesteigung mehrfache Erhebungen niederzukämpfen und war darauf angewiesen, Verbindungen nach außen anzuknüpfen, um sich seine Machtstellung zu sichern. Es war ihm gelungen, für seinen Sohn Arthur, den mutmaßlichen Thronfolger, die Hand der Katharina von Aragonien zu erlangen, und diese Verbindung mit Spanien kostete ihn die Freundschaft Frankreichs, gegen das er jedoch in einem aus diesem Grunde ausgebrochenen Kriege siegreich blieb. Durch Vermählung seiner ältesten Tochter Margarete mit dem Könige Jakob IV. von Schottland erzielte er die Versöhnung mit diesem den Engländern seit lange feindlich gesinnten Staate (1499). So konnte er seinem Sohne Heinrich VIII. (1509 bis 1547) einen gesicherten Thron hinterlassen, nachdem er im Lande selbst durch Errichtung des Ausnahmegerichtshofes der „Sternkammer" den Rest der widerspenstigen Adelsmacht gebrochen und die Finanzen des Landes unter allerdings drückenden Anforderungen an die Steuerkraft des Volkes geordnet hatte. Heinrichs VIII. Regierung begann unter guten Vorzeichen; die Gunst des Volkes wandte sich dem neuen, bei seinem Regierungsantritt erst achtzehnjährigen Könige zu, weil es von ihm die Erleichterung der drückenden Finanzwirtschaft seines Vaters erwartete; die Witwe seines früh verstorbenen Bruders Arthur nahm er jetzt selbst zur Gemahlin, und unter dem Jubel endloser Thronbesteigungs- und Hochzeitsfestlichkeiten vergingen die ersten zwei Jahre. Dann aber ward Heinreich von der Sucht, kriegerische Lorbeeren zu erringen, in einen zwecklosen Krieg mit Frankreich verwickelt, der außerordentlich viel Geld kostete und zugleich die von Heinrich VII. erwirkte Versöhnung mit Schottland zu nichte machte, weil dieses Bundesgenossenschaft mit Frankreich schloß. Heinrich blieb übrigens sowohl im Kampfe gegen die Franzosen als auch über Jakob IV. von Schottland Sieger. Vergebens trachtete sein Lordkanzler, Thomas Wolsey, den König zur Aussöhnung mit Frankreich zu bewegen, oder wenigstens die englische Neutralität in dem Kriege zu erzielen, der (1521) zwischen diesem Lande und Kaiser Karl V. zum



Kardinal Wolsey.

Nach einem Kupferstich von J. Houbraken (1698—1780).

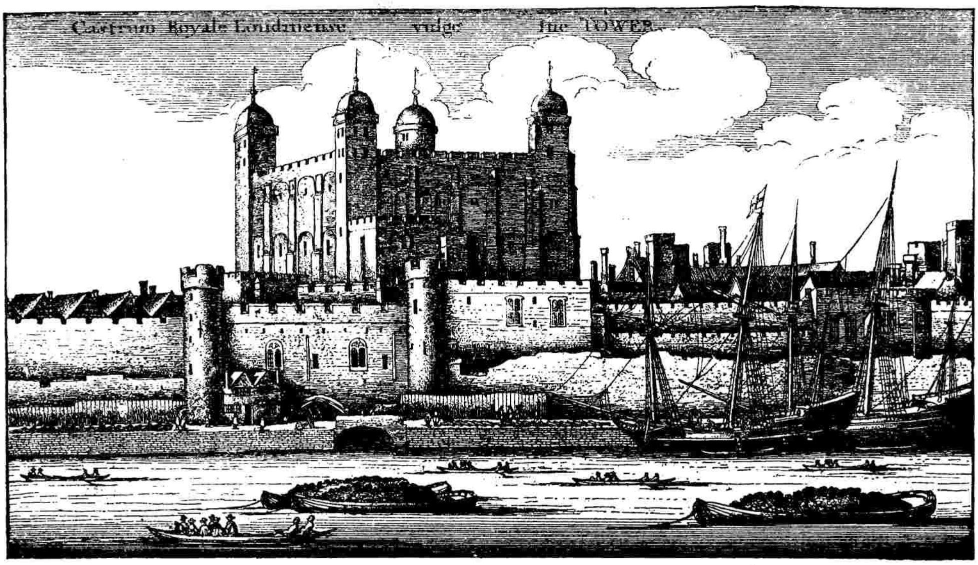
Ausbruche kam. Eitel auf die bereits errungenen Lorbeeren und gedrängt von einer Wolsey feindlichen Hofpartei, beschloß Heinrich, auch an diesem Kriege sich zu beteiligen, obwohl England aus demselben unmöglich Nutzen ziehen konnte. Das Parlament mußte berufen werden, um die hohen Geldanforderungen dieses Krieges zu bewilligen; es war dies das einzige Mal während Wolseys Leitung der Staatsgeschäfte, daß — trotz der Verschwendungssucht Heinrichs — die Volksvertretung zur Bewilligung von Geldmitteln in Anspruch genommen werden mußte. Nach mehrjähriger Dauer des kostspieligen und völlig unfruchtbaren Krieges erzielte Wolsey endlich (1525) den Abschluß eines wenigstens finanziell günstigen Friedens (Separat-Frieden von Moor mit Frankreich vom 6. September 1525), der England große Geldleistungen zusicherte. Wolseys Einfluß auf den König war so bedeutend und seine staatsmännische Umsicht und Geschicklichkeit so hoch angesehen, daß der Papst Leo X. ihn zum Kardinal ernannte, um ihn für seine politischen Zwecke zu gewinnen. Doch war seine Prachtliebe und Verschwendungssucht nicht geringer, als die seines Königes, wenn er auch die Staatsmittel ausgezeichnet in Ordnung zu halten verstand. Dadurch machte er sich Neider und Feinde, die schließlich seinen Sturz herbeiführten. **Unmittelbaren Anlaß hierzu gab die Angelegenheit der Ehescheidung Heinrichs VIII. und der Katharina von Aragonien, deren eigentlicher Urheber Wolsey war. Anna Boleyn (vergl. S. 520) hatte ihn im Verdachte, daß er in dieser Angelegenheit ein doppeltes Spiel getrieben und durch seine Ränke die Schwierigkeiten hervorgerufen habe, die von seiten des Papstes gegen die Ehescheidung erhoben worden waren. Wolsey fiel auf Annas Betreiben in Ungnade und wurde zunächst aus London verbannt, bald aber des Mißbrauches** seiner geistlichen Gewalt angeklagt und zur Einziehung seiner Güter und ewigem Gefängnis verurteilt. Der König begnadigte ihn, doch folgte (1530) eine neue Anklage auf Hochverrat. Der Tod Wolseys schnitt den Prozeß, der infolge dieser Anklage gegen ihn eingeleitet worden war, vor dessen Entscheidung ab; der Kardinal wäre sonst wahrscheinlich dem Henkerbeil verfallen gewesen.



Maria Stuart.
Nach dem zeitgenössischen Gemälde von François Clouet, genannt Janet. (Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“.
(Zu S. 533.)

Ueber die Art und Weise, wie durch die Ehescheidungsangelegenheit Heinrichs die Einführung der Reformation in England herbeigeführt wurde, haben wir bereits berichtet. Anna Boleyn mußte die Gunst und Auszeichnung, die der König ihr erwiesen, mit dem Leben bezahlen. Heinrich wurde ihrer bald satt, ließ sie, um sich ihrer zu entledigen, schwerer Verbrechen beschuldigen und 1537 enthaupten. Sie hinterließ dem Könige eine

Tochter, die nachmalige Königin Elisabeth. Heinrich heiratete nun ein anderes Hoffräulein, Johanna von Seymour, die, nachdem sie ihm (1537) seinen nächsten Nachfolger Eduard VI. geboren hatte, starb. 1540 vermählte sich Heinrich mit Anna von Cleve, die er ihres unweiblich derben Wesens halber verachtete; er fühlte sich in dieser Ehe so unglücklich, daß er den Urheber derselben, seinen Staatssekretär Thomas Cromwell, hinrichten und sich noch in demselben Jahre von Anna scheiden ließ. Seine fünfte Gemahlin, Katharina Howard, eine Nichte seines Lord-Schatzmeisters, des Herzogs von Norfolk, veranlaßte den König auf Betreiben ihres Oheims, der ein eifriger Katholik war, zu einer grausamen Verfolgung der Lutheraner; bald aber traf sie dasselbe Schicksal, das sie so vielen Unschuldigen bereitet hatte. Des Ehebruches angeklagt und überwiesen, endete sie 1542 auf dem Blutgerüst, und auch ihr Oheim und dessen ältester Sohn, der Graf Surrey, wurden in den Tower (das befestigte Staatsgefängnis zu London) geworfen und zum Tode verurteilt. An Surrey wurde das Urteil thatsächlich vollstreckt, und für die



Der Tower zu London.
Kupferstich von Wenzel Hollar (1607—1677).

Hinrichtung Norfolks war der Tag bereits festgesetzt; doch starb Heinrich in der Nacht vorher, und dieser Umstand rettete dem Lord-Schatzmeister das Leben. Die sechste Gemahlin Heinrichs war seit 1543 Katharina Parr, die Witwe eines Lords Latimer; diese überlebte den König und verheiratete sich nach dessen Tode noch zum drittenmale.

Heinrich hatte die Töchter seiner beiden ersten Fauen, Maria (von der aragonischen Katharina) und Elisabeth von der Erbfolge ausgeschlossen; als sich aber herausstellte, daß der Sohn Heinrichs und der Johanna von Seymour ein lebensunfähiger Schwächling war, erwirkte der König 1544 einen Parlamentsbeschluß, durch den seinen beiden Töchtern das Erbrecht für den Fall wieder zuerkannt wurde, daß Eduard ohne Nachkommen sterben sollte. Eduard VI. (1547—1553) bestieg nun nach Heinrichs Tode zunächst den Thron. Die Regierung führte an Stelle des neunjährigen Knaben dessen Oheim von mütterlicher Seite, Eduard Seymour, der sich bei dieser Gelegenheit den Titel eines Herzogs von Somerset aneignete, unter Mitwirkung des Erzbischofs Cranmer, der in dieser Zeit den schon erwähnten Ausbau des Grundgesetzes der Anglikanischen Kirche durchführte. Um

eine Vereinigung Schottlands mit England herbeizuführen, wollte Seymour die Vermählung der jungen Königin dieses Reiches, Maria Stuart, mit Eduard VI. durch einen Krieg gegen Schottland erzwingen, doch scheiterte der Plan, obgleich die Engländer bei Pinkie Cleugh (1547) glänzend siegten, an dem Widerwillen der Schotten gegen diese Verbindung. Maria wurde in einem Kloster versteckt und später nach Frankreich gebracht, wo sie sich mit Franz' I. Enkel, dem Könige Franz II. vermählte, Seymour stürzte infolge eines Bauernaufstandes, und sein Nachfolger als Protektor des Reiches war John Dudley, der sich bei diesem Anlasse aus eigener Machtvollkommenheit zum Herzoge von Northumberland erhob. Dieser baute auf die Kränklichkeit des jungen Königs den kühnen Plan, sein eigenes Haus auf den Thron zu bringen. Als Mittel zu diesem Zwecke sollte die Gemahlin seines Sohnes, Johanna Grey, dienen, die eine Enkelin der jüngsten Tochter Heinrichs VII. war. Northumberland wußte den todkranken König — angeblich um die Anglikanische Kirche vor dem Glaubenseifer der katholischen Maria zu schützen — zur Aufhebung der von Heinrich VIII. beim Parlament ausgewirkten Erbordnung (vergl. S. 533) zu bestimmen, und als Eduard bald darauf starb, wurde Johanna Grey, die neben Maria Stuart nach Ausschluß der katholischen Maria und der Elisabeth von der Thronfolge den nächsten Erbanspruch an die Krone hatte, in London (am 10. Juli 1553) als Königin ausgerufen. Allein nur ein kleiner Teil der hauptstädtischen Bevölkerung hielt zu Johanna; außerhalb Londons erhoben sich aber sofort Volk und Adel für Maria Tudor, und sogar die Truppen, die Northumberland gegen die Feinde seiner Königin führte, waren mehr zu Gunsten der Tochter Heinrichs gestimmt. Northumberland ließ nun die unglückliche, völlig weltfremde Johanna feig im Stiche und rief, nur auf seine Rettung bedacht, im eigenen Lager Maria zur Königin aus. Diese bemächtigte sich nun der Regierung und ließ die an dem ganzen Vorgange völlig unschuldige Gegenkönigin in den Tower werfen und samt ihrem Gemahl hinrichten. Das gleiche Schicksal traf den Anstifter der Intrigue.



Elisabeth von England.
Nach dem Gemälde von Franz Porbus dem Aelteren (1540—1580).
(Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".)
(Zu S. 534.)

Maria die Katholische (1553 — 1558) eröffnete nun eine grausame Verfolgung der Protestanten, die ihr den Namen der „Blutigen Maria", aber sonst weder ihr selbst noch der katholischen Kirche, für die sie wirkte, den geringsten Vorteil eingebracht hat. Infolge ihrer Ehe mit Philipp II. von Spanien (vergl. S. 525) nahm sie teil an dem

Kriege gegen Frankreich, in welchem England nichts gewann, wohl aber seinen letzten Besitz auf französischem Boden einbüßte (vergl. S. 440 und 525). Ihre fünfjährige Regierungszeit, für sie selbst nur eine Zeit der bittersten Qual unerwiderter Liebe, die noch dadurch verschärft wurde, daß der von ihr abgöttisch verehrte Gemahl absichtlich fast stets von ihr ferne blieb, ging über England wie ein schwerer Traum hin, und erleichtert atmete das Volk auf, als mit dem Tode der Blutigen Maria dieser Traum vorüber war. Elisabeth (1558—1603) war bis zu ihrer Thronbesteigung im Tower und später in Woodstock in enger Haft gehalten worden, vertauschte also so zu sagen den Kerker mit dem Throne. Sie war mit geistigen Gaben reich ausgestattet und ihr Charakter hatte in dem harten Kampfe um ihr Recht, der ihre Jugend verdüsterte, eine Festigkeit gewonnen, die ihrer Stellung als Herrscherin nun zu gute kam. Während ihrer fünfundvierzigjährigen Regierung entwickelte sich Englands Staatswesen zur höchsten Blüte und errang sich in Europa eine Machtstellung, die sich namentlich über die Meere der ganzen Erde ausbreitete. Frankreich trat demnächst weit hinter England zurück, um erst wieder unter Ludwig XIV. zu maßgebender Bedeutung zu gelangen. Die Reformation war vom Regierungsantritte Elisabeths an in England gesichert; die Anglikanische Kirche wurde eigentlich jetzt erst fest begründet und erhielt jenen Charakter, den sie auch heute noch trägt. Sie stellt eine Vermischung evangelischer Glaubenslehren mit einer der katholischen Hierarchie nahe verwandten Organisation der Geistlichkeit und teilweiser Erhaltung der katholischen gottesdienstlichen Gebräuche dar; die Zahl der Glaubensartikel wurde nun endgiltig auf neun und dreißig festgesetzt.

Die Hugenotten in Frankreich.

Wie schon erwähnt, hat die Reformation in Frankreich nur einen beschränkten Verbreitungskreis gefunden. Nichtsdestoweniger war sie auch hier von hoher Bedeutung, weil ihre Anhänger einen beträchtlichen Teil der französischen Intelligenz auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Gewerbefleißes repräsentierten. Schon bald nach dem Auftreten der Reformation in Deutschland hatten sich in Frankreich einzelne evangelische Glaubensgenossenschaften gebildet; größere Verbreitung fand aber die neue Lehre erst mit dem Auftreten Calvins. Man nannte die französischen Reformierten „Hugenotten“, eine Bezeichnung, die von Einigen als eine Verwelschung des Wortes „Eidgenossen“ betrachtet und auf den Zusammenhang der Reformation in Frankreich mit derjenigen in der schweizerischen Eidgenossenschaft zurückgeführt wird. Anfangs wurde die Bezeichnung als Spottname angebracht, später aber den französischen Protestanten im Allgemeinen beigelegt. Franz I. und sein Sohn Heinrich II. (1547—1559) verfolgten die Reformierten in ihrem eigenen Lande, bedienten sich aber in ihren Kriegen gerne der Bundesgenossenschaft ausländischer Evangelischer und unterstützten diese auch mehrfach im Kampfe gegen die Feinde der Reformation. Unter Heinrich II. gelangte die herzogliche Familie der Guisen, eines Nebenzweiges des Hauses Lothringen, zu hohem Machteinflusse durch die beiden Brüder Franz und Carl Guise, letzterer auch kurzweg „Kardinal von Lothringen“ genannt. Die Guisen standen im engen Bunde mit den Jesuiten und waren bestrebt, den Thron von Frankreich an ihr Haus zu bringen. Nachdem Heinrich II. infolge einer im Turnier (ritterlichen Kampfspiele) erhaltenen Wunde plötzlich gestorben war, kamen dessen drei Söhne Franz, Karl und Heinrich nach einander auf den Thron. Durch die Vermählung der Maria Stuart, die eine Nichte der Guisen war (die Mutter dieser Königin war die Schwester von Franz und Karl Guise), mit Franz II. waren sie dem französischen Throne näher gerückt; um für ihre Ansprüche auf denselben einen festen Stützpunkt zu gewinnen, warfen sie sich zu Führern der katholischen Partei auf und standen als solche zwei Prinzen von Geblüt aus der Nebenlinie der Bourbons gegenüber, die die Häupter der Hugenotten waren und wirk-

liche Ansprüche*) auf die Thronfolge für den Fall erheben konnten, daß die Söhne Heinrichs II. ohne Nachkommen starben, weil in diesem Falle mit ihnen das Haus Valois erlosch. Diese beiden Prinzen waren Anton von Bourbon, vermählt mit der Königin von Navarra, Johanna von Albret, einer Großnichte Franz I. (vergl. Stammtafel auf S. 435), und Heinrich von Condé, dem Zweige Vendôme des Hauses Bourbon angehörig, das schon seit dem 13. Jahrhundert mit den Capetingern verschwägert war (vergl. die Fußnote zur Stammtafel der Häuser Bourbon und Orléans auf S. 537). Die Mutter der drei Nachfolger Heinrichs II., dessen Witwe Katharina von Medici, war fortwährend bemüht, zwischen den Parteien der Guisen und der Bourbons, bezw. der Jesuiten- und der Hugenottenpartei, das Gleichgewicht zu erhalten und zu verhindern, daß eine derselben das Uebergewicht über die andere erlange und das Ansehen der Königsgewalt dadurch gefährde. Diese verschlagene und ränkevolle Frau vermochte jedoch nicht zu verhindern, daß sich — namentlich durch die ungestüme Kampfeslust der Guisen — der Parteikampf zu einem solchen mit bewaffneter Hand zuspitzte. Das Signal zu diesem Kampfe gab das von Franz Guise angestiftete „Blutbad zu Vassy". Unter der Regierung des schwachen Franz II. (1559—1560), der schon nach siebzehnmonatlicher Regierung starb, hatten Franz Guise und Karl von Lothringen alle Macht im Staate an sich gerissen, und es war ihnen sogar gelungen, die Bourbons vom Hofe zu vertreiben. Als dann aber Katharina von Medici für ihren minderjährigen Sohn Karl IX. (1560—1574) die Regentschaft übernommen hatte, wurde der Machteinfluß der Guisen wieder zurückgedrängt, denn Katharina, obwohl mit Bezug auf ihre Glaubensrichtung vollständig mit den Guisen übereinstimmend, befürchtete von der Gewaltthätigkeit und Herrschsucht derselben das Schlimmste für die Königsmacht ihres eigenen Sohnes. Aus diesem Grunde rief Katharina nicht nur die Bourbons wieder an den Hof zurück, sondern gewährte durch das Edikt von St. Germain (1562) den Hugenotten Freiheiten, die einer völligen Gleichberechtigung derselben mit den Katholiken nahe kamen. Seiner Erbitterung hierüber gab nun Franz Guise durch den Ueberfall einer in Vassy zum Gottesdienste versammelten Hugenottengemeinde Ausdruck und rief dadurch den „ersten Hugenottenkrieg" (1562—1563) hervor. Katharina und ihr Sohn Karl wurden von den Guisen in Paris festgehalten, wo der Pöbel zur katholischen Partei hielt, so daß der Hof hier völlig machtlos war; gleichzeitig wurde in mehreren Städten eine grausame Hugenottenhetze in Scene gesetzt. Ludwig von Condé mußte als Führer der Hugenotten Paris verlassen und zog sich auf das größtenteils reformierte Orléans zurück, das ihm einen trefflich gelegenen Sammel- und Waffenplatz bot. Elisabeth von England und die deutschen Protestanten sandten den Hugenotten Hilfstruppen und diese bemächtigten sich zahlreicher Städte. Als Franz Guise an die Belagerung von Orléans ging, wurde er dort meuchlings getötet (1563), aber auch die Hugenotten verloren ihre

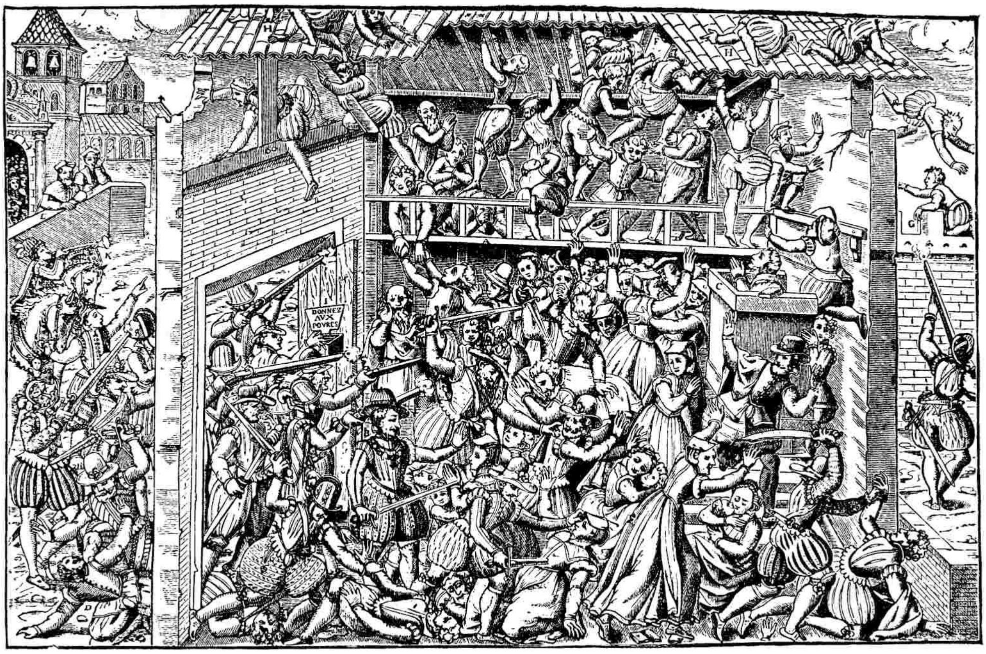


Medaille mit dem Bildnis der Katharina von Medici.
Nach dem im Berliner Kgl. Münzkabinet befindlichen Original, aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".



Karl IX.
Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".

*) Die Guisen brüsteten sich allerdings mit noch näheren Ansprüchen, indem sie behaupteten, von den Karolingern abzustammen, ihre Thronrechte also aus noch älterer Quelle herleiten zu können glaubten, als die Abkömmlinge der Capetinger.



Das Blutbad zu Vassy.
Aus der zeitgenössischen Chronik „Mancherlei gedenkwürdige Historien u. s. w.“ (1570). Die in das Bild eingeschriebenen Buchstaben bedeuten: A. den Schuppen, in dem die Betenden versammelt waren; B. (links vor der geöffneten Thür): den Herzog von Guise; C. den Prediger; D. (links außerhalb des Schuppens im Vordergrunde): denselben Prediger, der auf der Flucht angegriffen und nur dadurch gerettet wird, daß die gegen ihn erhobene Waffe bricht; E. den Kardinal von Guise als Zuschauer an der Kirchhofsmauer. F. Flüchtlinge, die durchs Dach brechen. G. Einige Flüchtlinge, die über die Stadtmauer entkommen. H. Flüchtlinge, die auf dem Dache beschossen werden; I. den beraubten Opferstock. K. Trompeter, die zum Angriff blasen.

beiden Führer in diesem Feldzuge, in dem Anton von Bourbon-Navarra einer Verwundung erlag und Condé in Gefangenschaft fiel. Das Ergebnis dieses Krieges war ein Vergleich, auf Grund dessen den Hugenotten durch das Edikt von Amboise freie Religionsübung in Frankreich mit Ausnahme von Paris und einigen anderen Bezirken gewährt wurde. Condé wurde freigegeben und stellte sich in den Dienst des Königs, um gegen die Engländer zu kämpfen, war aber bald genötigt, das freundschaftliche Verhältnis zum Hofe wieder aufzugeben und neuerdings seine Glaubensgenossen zum Kampfe zu führen, weil Katharina, sobald sie die Guisengefahr beseitigt glaubte, gegen die Hugenotten wieder zu intrigieren (Ränke zu schmieden) begann und sich mit Spanien zur Unterdrückung der Reformation ins Einvernehmen setzte. Der Versuch, sich der Person des Königs zu bemächtigen, scheiterte durch rechtzeitige Flucht des Hofes nach Paris, und die danach angeknüpften Unterhandlungen scheiterten ebenfalls. Der zweite Hugenottenkrieg kam zum Ausbruche (1567 bis 1568). Bei St. Denis behaupteten sich



Admiral Coligny.
Nach einem Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“.

Stammtafel der Häuser Bourbon*) und Orléans**).

Heinrich IV., erster König aus dem Hause Bourbon (1584—1610).

Ludwig XIII. (1610—1643).

- 1. **Ludwig XIV.** (1643—1715).
  - Ludwig Dauphin, † 1711.
    - 1. Ludwig, Herzog von Bourgogne, † 1712.
      - **Ludwig XV.** (1715—1774).
        - Ludwig Dauphin, † 1765.
          - 1. **Ludwig XVI.** (1774—1793).
            - 1. Ludwig Dauphin, † 1789.
            - 2. Ludwig (Ludwig XVII.) † im Tempel 1795.
          - 2. **Ludwig XVIII.** (1814—1824).
          - 3. **Karl X.** (1824—1830).
            - 1. Ludwig, Herzog von Angoulême, † 1844.
            - 2. Karl Ferdinand, Herzog von Berry, † 1820.
              - Heinrich (V.), Herzog v. Bordeaux, Graf v. Chambord, † 1883.
    - 2. Philipp, Herzog von Anjou, 1701—1746 König v. Spanien.
      - 1. Ferdinand VI. 2. Karl III. 3. Philipp, Herzog v. Parma.
      - (Vergl Stammtafel der spanischen, sicilianischen und parmesanischen Bourbons.)
- 2. Philipp, Herzog von Orléans, † 1701.
  - Philipp, Regent (1715—1723).
    - Ludwig, † 1752.
      - Philipp (Egalité), † 1793.
        - **Ludwig Philipp I.**, König der Franzosen, (1830—1848).
          - 1. Ferdinand, Herzog von Orléans, † 1842.
            - 1. Philipp, Graf v. Paris, † 1894.
              - Philipp, Herzog von Orléans, * 1869, Gem.: Maria Dorothea, Erzherzogin von Oesterreich, Prätendent.
            - 2. Robert, Herzog von Chartres, * 1840.
              - Henri, * 1867.
          - 2. Louis, Herzog von Nemours, † 1896.
            - Louis Philipp, Graf von Eu, * 1842.
              - Pierre Philippe, * 1863.
          - 3. Franz, Prinz von Joinville, * 1818.
          - 4. Henri, Herzog von Aumale, † 1897.
          - 5. Anton, Herzog von Montpensier, † 1890.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Häupter.

---

*) Der älteste geschichtlich bekannt gewordene Stammherr dieses Geschlechtes, das seinen Namen von einer in der Landschaft Bourbonnais gelegenen Burg herleitet, ist Athemar, der 921 die Priorei Souvigny im Bourbonnais gestiftet hat. Erster Herzog von Bourbon war Ludwig (1327—1341), der Sohn der Beatrix von Bourbon und Roberts, sechsten Sohnes Ludwig IX. (des Heiligen); er erhielt den Herzogstitel 1327 von Karl IV. Von Ludwigs zweitem Sohne Jacob, Grafen von La Marche, stammte in vierter Generation Karl, der erste Herzog von Vendôme, der 1627 die Erbschaft des durch den Tod des Connétable Charles Bourbon erledigten Hauptbesitzes des Hauses Bourbon antrat. Sein Sohn Anton von Bourbon war der Gemahl der Johanna von Albret, Königin von Navarra, und der Vater **Heinrichs IV.** (Siehe oben.)

**) Das Herzogtum Orléans war ein Lehen der Krone Frankreich, das unter den Valois und Bourbons mehreren Seitenzweigen des königlichen Hauses verliehen wurde, so 1343 von König Philipp VI. an seinen vierten Sohn Philipp († 1375), von Karl VI. an seinen Bruder Louis († 1407), von Franz I. an seinen zweiten Sohn Henry († 1559) und von Ludwig XIV. an seinen Bruder Philipp, früher Herzog von Anjou (siehe oben), bei dessen Nachkommen sich der Titel bis heute erhalten hat.

die Hugenotten heldenmütig gegen den überlegenen Feind, doch blieb die Schlacht unentschieden. Durch deutschen Zuzug unter Johann Casimir von der Pfalz aber änderte sich die Sachlage zu Gunsten der Hugenotten, und Katharina war gezwungen, mit ihnen den Frieden von Lonjumeau zu schließen, der den Vertrag von Amboise wiederherstellte. An Condés Seite hatte schon im ersten Kriege der Admiral Graf Coligny eine hervorragende Rolle gespielt, und auch diesmal war es größtenteils seinen Bemühungen zu verdanken, daß den Hugenotten die englische und deutsche Hilfe zugewandt wurde. Katharina, die durch den Ausgang des zweiten Hugenottenkrieges ihre Pläne durchkreuzt sah, warf ihren Haß jetzt auch auf den Admiral Coligny, und sie ließ diesem und Condé so eifrig nachstellen, daß die beiden genötigt waren, sich nach dem in der Gewalt der Hugenotten befindlichen, stark befestigten La Rochelle zu flüchten. Dorthin begab sich auch die Witwe Antons von Bourbon, Johanna von Navarra, mit ihrem damals 15jährigen Sohne, dem späteren Könige Heinrich IV.

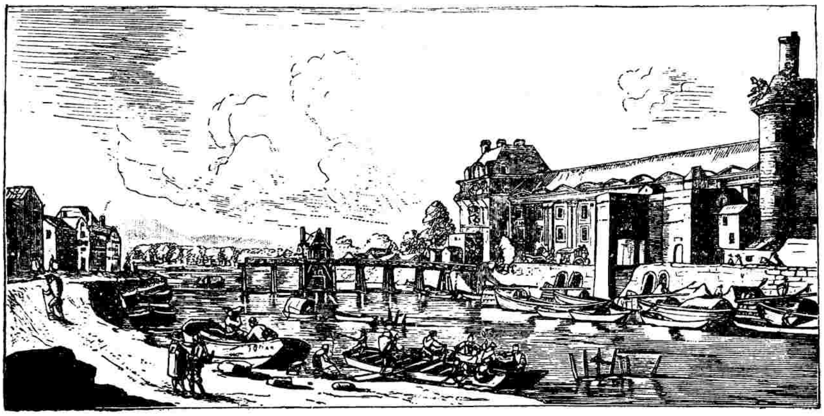
Die Hoffnung auf die Aufrechterhaltung des Friedens war unter den nunmehr eingetretenen Verhältnissen geschwunden. Die Hugenotten suchten daher und fanden auch Hilfe in Deutschland, das Truppen, und in England, das Geld und Geschütze sandte. Nach Beendigung ihrer Rüstungen begannen sie den dritten Hugenottenkrieg (1569—1570). Bei Jarnac erlitten sie nach heißer Schlacht eine Niederlage und verloren dort ihren Führer Condé durch Meuchelmord. Coligny setzte aber mit erneuten ausländischen Hilfskräften und unter dem Beistande Johannas von Navarra den Krieg fort und nötigte den Hof zum Friedensschlusse von St. Germain-en-Laye (1570), der den Hugenotten Amnestie (Begnadigung) gewährte und im übrigen die Bedingungen von St. Amboise erneuerte. Es trat nun eine Annäherung zwischen dem Hofe und den Hugenotten ein, die in der Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schwester des Königs, Margarete von Valois, gipfelte. Die aus diesem Anlaß veranstalteten Festlichkeiten sollten Gelegenheit bieten, der vollständigen Versöhnung auch äußerlich Ausdruck zu verleihen. Auch Coligny wurde in die Versöhnung mit eingeschlossen und nach Paris geladen, um an den Hochzeitsfeierlichkeiten teilzunehmen. Es war dies aber nur eine niederträchtige Falle, die Katharina dem Verhaßten stellte, um sich seiner durch Meuchelmord zu entledigen. Coligny wurde am Hofe mit ausgesuchter Freundlichkeit aufgenommen und ließ sich dadurch verleiten, der Königin-Mutter den Krieg gegen Spanien zu empfehlen. Dieses Land war zu jener Zeit durch den wachsenden Aufstand in den Niederlanden und das allmälige Erlahmen seiner Kräfte in schwieriger Lage, und es wäre Frankreich, wenn es durch aufrichtige Beilegung des Glaubenskampfes seine volle Kraft wiederhergestellt hätte, ein Leichtes gewesen, aus Spaniens Schwäche unermeßlichen Vorteil für sich selbst zu ziehen und zugleich die finstere Macht, die von dort her die Geistesfreiheit und den Frieden von ganz Europa bedrohte, ein für allemal zu brechen. Aber dieser Gedanke konnte bei einer Katharina von Medici kein Verständnis finden; diese mußte es vielmehr nun doppelt für ihre Pflicht halten, den Urheber desselben zu vernichten. Der Mordanfall auf Coligny mißlang; der greise Admiral trug nur eine Wunde davon. In der Bestürzung darüber und aus Furcht vor der Rache der Hugenotten ersann der Hof nun jenen schändlichen Verrat, der unter dem Namen der Pariser „Bluthochzeit“ als eine der verabscheuungswürdigsten Thaten in der Weltgeschichte verewigt ist. Die katholische Hofpartei vereinigte sich mit dem Pariser Pöbel zum Ueberfall und zur Abschlachtung der am Hoflager versammelten evangelischen Hochzeitsgäste. 2000 Hugenotten, unter ihnen der verwundete Coligny, wurden in der Bartholomäus-



Medaille Gregors XIII. auf die Bartholomäusnacht.
(Aus dem Berliner Kgl. Münzkabinet, nach Philippson „Geschichte der neueren Zeit“.)

nacht (24. August) 1572 von den wohlorganisierten, durch ein Kreuz gekennzeichneten Verschworenen in den Straßen der Stadt und in ihren Behausungen niedergemetzelt; der junge König Karl beteiligte sich an der Blutthat, indem er aus einem Fenster des Louvre*) auf die vorüberfliehenden Hugenotten feuerte. Heinrich von Navarra und der junge Heinrich Condé, der Sohn des bei Jarnac gefallenen Ludwig, retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie sich den Uebertritt zur katholischen Kirche aufzwingen ließen. Die Mutter Heinrichs, Johanna von Albret, war schon einige Monate vor der Bluthochzeit in Paris, wohin sie sich wegen der beabsichtigten Vermählung ihres Sohnes begeben hatte, gestorben. In ihr verloren die Hugenotten eine der treuesten Stützen ihrer Sache; sie hatte nicht nur ihr eigenes Reich reformiert, sondern auch in Frankreich aufs Thätigste zu Gunsten der Hugenotten gewirkt und sich nach dem Tode ihres Schwagers, des älteren Condé, persönlich an den Kämpfen der Hugenotten als deren Führerin beteiligt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Behauptung aufkommen konnte, Johanna sei in Paris mittels eines vom Hofgiftmischer der Katharina zugerichteten Paares vergifteter Handschuhe aus der Welt geschafft worden.

Die Pariser Bluthochzeit gab das Signal zu einer allgemeinen Abschlachtung der Hugenotten in der Provinz, wo ihrer 30000 unter den Waffen der Meuchelmörder ver-



Die Tuilerien und die Galerie des Louvres unter Heinrich IV.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich, aus Lacroix.

bluteten. Der Kaiser Maximilian II., der seine Tochter Elisabeth dem jungen Karl IX. zur Gemahlin gegeben hatte, bezeichnete diesen Massenmord als einen unauslöschlichen Fleck auf dem Purpur seines Schwiegersohnes; anderer Meinung war man aber am Hofe Philipps II., wo das Blutbad durch ein Kirchenfest gefeiert wurde, und in Rom, wo der Papst Gregor XIII. die Pariser Bluthochzeit mit Hochamt, Geschützesdonner und Feuerwerk geräuschvoll feiern und eine Denkmünze auf dieses Ereignis schlagen ließ. Karl IX. verfiel seit jener denkwürdigen Bartholomäusnacht in geistiges und körperliches Siechtum und erlag zwei Jahre später in noch nicht vollendetem 24. Lebensjahre der Schwindsucht. Ein Töchterchen, das seiner Ehe mit Elisabeth entsprossen war, folgte ihm bald im Tode. Auf dem Throne war sein Bruder Heinrich III. (1574—1589), der einer der Hauptanstifter der Hugenottenhetze war, sein Nachfolger. Er war schon vorher zum Könige von Polen gewählt worden und verließ dieses Land fluchtartig, um sich der Krone Frankreichs zu versichern. Schon vor Heinrichs III. Thronbesteigung hatten die Hugenotten, um die an ihren Glaubensgenossen in der Pariser Bartholomäusnacht verübten Frevel zu rächen, den vierten Hugenottenkrieg (1572—1573)

*) Der Louvre war der ältere Königspalast in Paris; der Bau der Tuilerien, der sich an jenen als neuer Königsbau anschloß, wurde erst von Katharina von Medici begonnen.

auszufechten gehabt, während dessen sich die Hugenotten in La Rochelle tapfer gegen den nachmaligen König Heinrich III. verteidigt hatten und der infolge der Wahl des letzteren zum Könige von Polen mit einem Vergleiche beendigt worden war. Der fünfte Hugenottenkrieg (1574—1576) ging für die Katholischen mit der Niederlage bei Gordes — dank der Hilfe eines von Condé aufgebrachten zahlreichen deutschen Hilfsheeres — verloren und brachte im Frieden von Beaulieu (1576) den Hugenotten acht neue feste Plätze und die Religionsfreiheit in ganz Frankreich, mit Ausnahme von Paris und Umgebung. Die Bezahlung der deutschen Hilfstruppen der Hugenotten mußte Heinrich III. übernehmen, und Condé wurde zum Statthalter der Picardie ernannt. Infolgedessen schlossen sich die eifrigsten Katholiken zu einer „Heiligen Ligue" zusammen, deren Zweck die Vernichtung der Reformierten im Bunde mit Philipp II. und die Erhebung der Guisen auf den Thron war. Um dem neuen Bunde wenigstens die letztere Spitze zu nehmen, erklärte sich Heinrich III. als Haupt der Ligue und verbot in ganz Frankreich den reformierten Gottesdienst. In dem nun folgenden, von der katholischen Ligue herbeigeführten sechsten Hugenottenkriege (1576 bis 1577) erzielte diese Ligue einige kleine Vorteile, deren Ausnützung Heinrich III. jedoch aus Furcht, die Ligue könnte aus den erzielten Vorteilen die Waffe zu seinem eigenen Sturze schmieden, unterließ. Er trat durch Vermittlung seiner Mutter in Unterhandlung mit Heinrich von Navarra, und dieser erzielte im Frieden von Bergerac (September 1577) neue Vorteile für die Hugenotten. Die Durchführung des Friedens stieß jedoch auf den Widerstand der Katholiken, dem die Hofpartei begreiflicherweise nicht mit der nötigen Entschiedenheit entgegentrat, so daß es zum Ausbruche eines siebenten Hugenottenkrieges kam. Zu jener Zeit lebte noch der Herzog von Anjou (vergl. S. 528), der schon vor dem Ausbruche des fünften Hugenottenkrieges mit Heinrich von Navarra zusammen eine Partei der „Politiker" zu begründen versucht hatte, deren Grundgedanke die Ueberordnung der politischen über die kirchlichen Interessen war. Der Plan wurde jedoch verraten, und sowohl der Herzog von Anjou als auch Heinrich von Navarra wurden in Haft gesetzt; Condé, der an dem Plane gleichfalls beteiligt war, floh rechtzeitig nach Straßburg und kehrte dort, den in der Bartholomäusnacht ihm angethanen Glaubenszwang abschüttelnd, zur reformierten Kirche zurück. Heinrich von Navarra war es gelungen, der Haft zu entschlüpfen und sich, nachdem auch er den katholischen Glauben abgeschworen hatte und Protestant geworden war, wieder an die Spitze seiner Glaubensgenossen zu stellen. Auch der Herzog von Anjou entrann der Haft und beteiligte sich auf Seite der Hugenotten an den ferneren Kämpfen; seiner Vermittlung war es zu verdanken, daß der siebente Hugenottenkrieg schon nach kurzer Dauer durch den Frieden von Fleix (1580) zum Abschlusse kam. Bis zu Anjou's 1583 erfolgten Tode herrschte Ruhe; da aber mit seinem Absterben das Geschlecht der Valois nur noch in dem zwar noch im ersten Mannesalter stehenden, aber durchaus siechen Heinrich III. vertreten war und dieser auf Nachkommenschaft nicht mehr rechnen konnte, so stand ein naher Dynastie-Wechsel in Aussicht, und die in der Erbfolge dem Throne am nächsten stehenden Bourbons traten in die Anwartschaft auf die französische Krone ein. Von dieser Linie war Heinrich von Navarra der nächstberechtigte; die Guisen wollten aber — ganz abgesehen von ihren eigenen Thronansprüchen — um keinen Preis dulden, daß ein Ketzer den Thron Frankreichs besteige, und Heinrich von Guise verband sich deshalb mit Spanien und dem Papste zur Eröffnung eines Vernichtungskrieges gegen die Hugenotten. Die Ligue nötigte Heinrich III. zum Eintreten auf den „Vergleich von Nemours" (1585), durch welchen die katholische Kirche als die in Frankreich alleinherrschende erklärt und angeordnet wurde, daß alle Andersgläubigen ihrer Aemter entsetzt und des Landes verwiesen werden sollten. Der Papst Sixtus V. (1585—1590) that Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé, der nächst jenem ebenfalls Anspruch auf die Krone hatte, in den Kirchenbann und erklärte sie als von der Thronfolge ausgeschlossen, und Spanien versprach einen jährlichen Kriegsbeitrag von einer Million Denari (Goldthalern, etwa 4½ Millionen Mark), arbeitete aber zugleich auf den Sturz Heinrichs III. und die Erhebung der Guisen auf den Thron hin. Es entspann sich nun der achte Hugenottenkrieg (1585—1589), in

welchem den Hugenotten drei Heere entgegengestellt wurden, während diese außer ihren eigenen Streitkräften nur über ein deutsches Hilfsheer verfügten. Eines jener Heere focht unter Heinrich von Guise mit Erfolg gegen die Deutschen; ein zweites unter dem Herzoge von Joyeuse wurde bei Coutras (20. Oktober 1587) geschlagen, und das dritte unter Heinrichs III. Befehl stand in Paris, wo der König von der Ligue im Januar 1585 mit einem „Ultimatum" (letzter Aufforderung) überrascht wurde, das ihn zum aufrichtigen Anschluß an die Ligue, Einführung der Inquisition u. a. entscheidenden Maßregeln gegen die Hugenotten aufforderte. Als Heinrich mit der Entscheidung zauderte, brach in dem der Ligue unterthänigen Paris ein Aufruhr aus (12. Mai 1588), durch welchen das Heer Heinrichs in Auflösung geriet und dieser selbst in die Flucht getrieben wurde. Katharina vermittelte im Sinne der Ligue; Heinrich aber erkannte, daß es höchste Zeit war, sich der Guisen zu entledigen, und er ließ den Herzog von Guise und den Kardinal von Lothringen



Einzug Heinrichs IV. in Paris.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

ermorden. Bald darauf (15. Januar 1589) starb Katharina, und Heinrich III., jetzt völlig ratlos der Thatsache gegenüberstehend, daß der Bruder der Ermordeten, der Herzog von Mayenne, in Paris zum Generalstatthalter erklärt worden war, sah sich genötigt, bei Heinrich von Navarra Zuflucht zu suchen. Die Beiden zogen nun mit ihren vereinigten Heeren gegen Paris und waren auf dem Punkte, die von Mayenne verteidigte Stadt zur Uebergabe zu zwingen, als Heinrich III., den der Papst wegen seiner Vereinigung mit Heinrich von Navarra ebenfalls in den Bann gethan hatte, am 1. August 1589 von dem Dominikanermönche Jakob Clement ermordet wurde, womit Heinrich von Navarra die Krone Frankreichs zufiel. Aber erst nach hartnäckigem Kampfe gegen die Ligue gelang es ihm infolge seines Sieges bei Ivry (1590) bis vor Paris vorzudringen und durch erneuerten Abfall vom reformierten Glauben seine Krönung als Heinrich IV. zu Chartres (1594) und seinen Einzug in die Hauptstadt am 22. März 1594 durchzusetzen. Spanien, das ihm in diesem letzten Kriege um die Krone ein Heer unter Alexander von Parma

(vergl. S. 528) entgegengestellt hatte, wurde nun von ihm mit Hilfe seines vereinigten Volkes siegreich bekämpft und zum Frieden von Vervins (1598) genötigt, der das französische Reich zunächst vor diesem Gegner sicherte. Durch das Edikt von Nantes (1598) erhielten die Hugenotten volle Religionsfreiheit und vier Sicherheitsplätze. Mit Hilfe seines vortrefflichen Ministers Sully ordnete Heinrich IV. nunmehr die Verhältnisse des Staates in einer das Volkswohl sorgfältig berücksichtigenden Weise und es gelang ihm, den Wohlstand der Nation sowie die Macht und das Ansehen des Reiches durch rastlose Arbeit auf allen Gebieten, namentlich denjenigen des Handels, Gewerbes, Verkehres und Ackerbaues zu reicher Blüte zu bringen. Unter Heinrich IV. wurden u. a. die ersten französischen Niederlassungen in Amerika gegründet. Nach außen ging Heinrichs Bestreben dahin, ein Bündnis zwischen einer Anzahl europäischer Staaten zur Zertrümmerung der Macht des Hauses Habsburg herbeizuführen; von 1598—1610 arbeitete er unausgesetzt auf diplomatischem Wege wie durch umfangreiche Rüstungen auf die Verwirklichung dieses Planes hin und war damit bis zu dem Punkte gelangt, wo nur noch der letzte Schritt — die Eröffnung des Krieges — zu thun war. Heinrich, der sich von seiner ersten Gemahlin, Margarete von Valois, hatte scheiden lassen und 1600 Maria von Medici zur Gemahlin genommen hatte, wollte diese während seiner Abwesenheit im Kriege zur Regentin einsetzen und zu diesem Zwecke vorher krönen lassen. Dies geschah am 13. Mai 1610; am nächsten Tage fuhr der König zu seinem erkrankten Minister Sully, um ihm seinen Abschiedsbesuch vor der Abreise zum Heere zu machen. Während dieser Fahrt traf ihn der Dolch des Meuchelmörders Franz Ravaillac. Ravaillac war ursprünglich Schreiber, Schulmeister und eine zeitlang auch Ordensbruder gewesen; die Hetzprediger, die im Lande gegen den König eiferten, weil sie in den Feinden Spaniens und der Habsburger auch einen Feind der katholischen Kirche erblickten, hatten auf Ravaillacs Gemüt einen derartigen Einfluß ausgeübt, daß er sich zum Königsmorde entschlossen hatte. Der Verdacht, der wegen dieses Mordes auf die Jesuiten, auf den spanischen Hof, sogar auf die Königin Maria von Medici gefallen war, fand keine thatsächliche Bestätigung. Ravaillac erlitt den Henkertod durch Vierteilung; nach grausamen Martern wurde er bei lebendigem Leibe



Ravaillac.

Porträt und Darstellung seiner Mordthat, Folterung und Hinrichtung. Nach einer gleichzeitigen Radierung von Cristoffel van Sichem.

von vier Pferden zerrissen, ohne jedoch in seinen Todesqualen Mitschuldige angegeben zu haben.

Der Glaubenskrieg in Deutschland.

In Deutschland war seit der Zeit des Passauer Vertrages und des Augsburger Religionsfriedens eine mehr als sechzig Jahre andauernde Friedenszeit eingetreten, während der sich der Protestantismus fast im ganzen Reiche mächtig entwickelte, aber auch in sich selbst tiefgehende Spaltungen erlitt. Seit Melanchthons Tode (1560) war der Meinungs-



Die Ermordung Heinrichs IV.
Aus Gottfrieds historischer Chronik.

streit zwischen Lutheranern und Calvinern zu einem grimmigen Kampfe ausgeartet, in dem sich die Parteien erbitterter gegenüberstanden, als selbst den Katholiken. Die Hochschule in Jena wurde zum Mittelpunkte der sogenannten rechtgläubigen Lutheraner, und von hier aus pflanzte sich der Glaubenshaß in weitere Kreise fort. Zwischen der albertinischen und der ernestinischen Linie des sächsischen Herrscherhauses lebte die alte Feindschaft, genährt durch den konfessionellen Hader, aufs neue auf, und der Kurfürst August vollstreckte an Johann Friedrich von Gotha die aus Anlaß der sogenannten*) Grumbachschen Händel

*) Der fränkische Ritter Wilhelm von Grumbach wurde wegen Ueberfalles der Stadt Würzburg zum Zwecke der Wiedererlangung seiner Güter in die Acht erklärt, begab sich unter den Schutz des Herzogs Johann Friedrich und verwickelte diesen in einen großartigen Umsturzplan, der

die vom Kaiser über ihn verhängte Acht durch Einnahme seiner Residenzstadt Gotha und Gefangennahme und Auslieferung seines Verwandten an den Kaiser, worauf er sein Land in Besitz nahm. Dieser Kurfürst August, ein Bruder von Moritz (vergl. S. 516), brachte nach mehrfachen Schwankungen in seinen eigenen Glaubensansichten 1577 die „Concordienformel" zu stande, durch die das schulgerechte Luthertum in starre Satzungen gefaßt und der reformierten Welt als unumstößliches Gesetz aufgezwungen werden sollte. Der größere Teil der protestantischen Staaten und Städte nahm dieses neue Glaubensgesetz an, viele verwarfen es aber, so Hessen, Anhalt, Pommern, Holstein, die Städte Nürnberg und Straßburg und unter den außerdeutschen Staaten Dänemark und Schweden, so daß die angestrebte Glaubenseinheit durch die Concordienformel nicht zu stande kam.

Kaiser Maximilian II. hatte für die Reformation, wie schon erwähnt, eine so ausgesprochene Zuneigung gewonnen, daß sein Uebertritt zur evangelischen Kirche allgemein erwartet wurde; doch hielt ihn das Glaubensgezänk zwischen den Evangelischen, teilweise wohl auch die Hoffnung auf den spanischen Thron, der ihm durch den Tod des Don Carlos (vergl. S. 526) näher gerückt war, von diesem Schritte zurück, der für die deutschen Verhältnisse von unabsehbaren Folgen hätte werden können. Für die Jesuiten war die Zwietracht unter den Protestanten das wirksamste Mittel zur Förderung ihrer die Reformation unterwühlenden Thätigkeit. In der Papstkirche hatten sich die sittlichen Zustände infolge des Kampfes gegen die Reformation unleugbar gebessert. Es wurden manche Mißstände abgestellt, namentlich von den Geistlichen ein weit höheres Maß von Bildung verlangt, als dies bis dahin der Fall gewesen war. Auch das war das Werk der Jesuiten, die der Kirche eine große Zahl tüchtiger, wenn auch einseitig gebildeter Priester zuführten und auch um die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse — namentlich in vornehmen Familien und Fürstenhäusern, die ihnen die Erziehung ihrer Söhne übertrugen — mehr noch aber um die Papstkirche verdient machten, der sie auf diesem Wege einflußreiche und mächtige Anhänger heranzogen. Um die Hebung der sittlichen Zustände am Papsthofe selbst machte sich namentlich Sixtus V. (1585—1590) verdient. Nachdem er die Papstwahl durch List erschlichen hatte, indem er sich das Ansehen eines siechen, altersschwachen Greises zu geben verstand, den man nur aus dem Grunde wählte, weil man glaubte, ihn als gefügiges Werkzeug benutzen zu können, führte er ein strenges Regiment sowohl am päpstlichen Hofe als auch im Kirchenstaate ein, umgab sich mit ernsten und gelehrten Kardinälen und übertrug das weltliche Regiment tüchtigen Beamten, denen er scharf auf die Finger sah. Namentlich für die Verbesserung der Finanzen des Kirchenstaates sorgte er mit großem Eifer. Da er aber zu diesem Zwecke das einfachste und einträglichste Mittel der Ueberbürdung des Volkes mit Steuerlasten anwandte, so machte er sich bei seinen Unterthanen verhaßt, und nach seinem Tode wurde die ihm auf dem Capitol errichtete Bildsäule zertrümmert, wie dies auch seinem Vorgänger Paul IV. geschehen war.

Auf Sixtus V., der, wie wir gesehen haben, sich noch in schärfer vortretender Weise in die politischen Angelegenheiten auswärtiger Staaten eingemischt und durch Verhängung des Kirchenbannes über die Bourbonschen Thronprätendenten die Thronfolge in Frankreich zu beeinflussen versucht hatte, folgte eine große Zahl von Päpsten, unter denen nur wenige — so Clemens VIII. (1592—1605) und Urban VIII. (1623—1644) von höherer Bedeutung waren. Dieser letztere Papst erneuerte die von Urban V. herrührende und von Pius V. 1567 wiederholt bekräftigte Bulle „In Coena Domini" (d. h. „beim Abendmahle des Herrn"), durch welche alle Ketzer verflucht werden, und die bis zu Pius IX. jährlich

auf Wiederherstellung der Reichsunmittelbarkeit der Ritterschaft abzielte. Dem Herzoge wurde von Grumbach, der sich mit dem französischen Hofe in ein geheimes Einvernehmen gesetzt hatte, die Wiedererlangung der seinem Vater Johann Friedrich dem Großmütigen abgenommenen Kurfürstenwürde für den Fall seiner Beteiligung an dem Unternehmen in Aussicht gestellt. Nachdem der Kurfürst August, der durch diesen Anschlag seinen Kurfürstenhut gefährdet sah, die Reichsacht gegen Johann Friedrich erwirkt und die Vollstreckung derselben den Herzog nebst seinem Verführer Grumbach in seine Gewalt gebracht hatte, wurde dieser lebendig gevierteilt, mehrere seiner Mitschuldigen enthauptet, der Herzog aber bis an sein Lebensende (1595) in kaiserlicher Haft behalten.

am Grün-Donnerstag in allen Kirchen verlesen werden sollte, was aber wegen des allgemeinen Widerstandes nur in Rom selbst geschehen konnte und noch geschieht. Während des Papsttums Urbans VIII. spielte sich der größte Teil des Glaubenskrieges ab, der auf den langjährigen, nur durch das Gezänk der Evangelischen unter sich gestörten Frieden in Deutschland folgte.



Bethlen Gábor.
Nach einem anonymen Stich aus dem Jahre 1619.

Hier hatte der unfähige Kaiser Rudolf II. (1576—1612) über die Reichsstadt Donauwörth, in der eine katholische Prozession (kirchlicher Umzug) vom Volke gestört worden war, die Acht verhängt und deren Vollstreckung dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen, der die Stadt überrumpelte und, weil sie die geforderte Brandschatzungssumme von 400000 Gulden nicht bezahlen konnte, in Besitz nahm. Die dortigen Protestanten wurden aus ihren Kirchen vertrieben und es folgte eine zwangsweise Einführung des Katholicismus (1607). Dieses Ereignis veranlaßte die protestantischen Stände, sich wieder enger aneinanderzuschließen; sie bildeten unter Führung des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz eine „protestantische Union", (1608), der die Katholiken, geführt von Maximilian von Bayern, eine katholische Liga entgegenstellten (1609). Um dieselbe Zeit war Kaiser Rudolf von seinem Bruder Matthias, weil er durch seine zerfahrene Regierung einen Krieg mit den empörten Ungarn und den Türken hervorgerufen hatte, zur Abtretung der Herrschaft über Oesterreich, Ungarn und Mähren, und, da er bald darauf auch in Zwiespalt mit den Böhmen geriet, auch zur Abtretung dieses Landes nebst Schlesien und der Lausitz gezwungen worden. Nach Rudolfs Tode zum deutschen Kaiser gewählt (1612—1619), verschärfte er den herrschenden Glaubenszwiespalt durch seine entschiedene Stellungnahme zu Gunsten der Katholiken. Die meist protestantischen Stände in seinem eigenen Lande geberdeten sich so selbständig, daß der Zusammenbruch der ganzen habsburgischen Macht drohte, zumal da sich der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gábor, gegen ihn erhoben hatte, um selbst in den Besitz der ungarischen Krone zu gelangen. Vergebens wandte sich Matthias am Reichstage zu Regensburg an die Stände um deutsche Hilfe gegen diesen Feind (1613).



Ferdinand II.
Nach einer Zeichnung von Ruß, gestochen von Meyer.

Matthias ließ 1617 auf Drängen seiner Familie den Erzherzog **Ferdinand** zum König von Böhmen krönen, und 1618 gab er ihm auch die Krone von Ungarn. Dieser Prinz war ein Zögling der Jesuiten und von fanatischem Glaubenseifer beseelt. Er trat die Herrschaft in den ihm übergebenen Ländern mit der festen Absicht an, die Glaubensfreiheit, die in denselben herrschte, zu unterdrücken. Kaiser Rudolf hatte den Böhmen, um sich ihres Schutzes zu sichern, durch den sogenannten „**Majestätsbrief**" (1609) die Ausübung ihres protestantischen Glaubens und den Bau von Kirchen gestattet. Als nun Ferdinand König von Böhmen wurde, ließ er evangelische Kirchen, die im Gebiete bischöflicher Sprengel erbaut worden waren, aufheben, unter dem Vorwande, daß der Majestätsbrief für geistliche Gebiete keine Giltigkeit habe. Ferner wurden zehn Statthalter



Der Fenstersturz zu Prag.
Aus Gottfrieds Historischer Chronik.

in Böhmen eingesetzt, von denen sieben Katholiken waren. Diese Vorgänge hatten die Abhaltung eines **Protestantentages** in Prag zur Folge, dessen Teilnehmer nach ungnädiger Abweisung ihrer Beschwerden sich am 23. Mai 1618 nach der königlichen Burg auf dem **Hradschin** begaben, und die dort versammelten Statthalter dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Es kam zum thätlichen Angriffe. Zwei der katholischen Statthalter, **Martinitz** und **Slawata**, wurden aus den Fenstern der Burg in den Schloßgraben gestürzt, und der Ratsschreiber **Fabricius** mußte ihnen auf ihrem unfreiwilligen Fluge durch die Luft folgen; merkwürdiger Weise kamen aber alle drei ohne erheblichen Schaden davon. Der Protestantentag wandelte sich nach dieser Gewaltthat in einen böhmischen Landtag um und setzte eine Regierung ein, an deren Spitze der Graf **Matthias von Thurn** gestellt wurde. Dies war noch bei Lebzeiten des Kaisers Matthias geschehen; aber

Ferdinand hatte bereits alle Gewalt in Händen, und seine Absicht war, den Kampf gegen die aufständischen Böhmen zu einem solchen gegen die Evangelischen im Allgemeinen auszudehnen. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit Spanien und anderen katholischen Staaten in Verbindung, wogegen die Böhmen Unterstützung von Seite der Stände Oesterreichs und Mährens, sowie Schlesiens suchten und als auswärtige Bundesgenossen den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und den Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen gewannen. Ersteren wählten sie zum Könige von Böhmen, letzterer benutzte gern die Gelegenheit, um sich an den Habsburgern, mit denen er zerfallen war, zu rächen, und ließ durch den Grafen Ernst von Mansfeld auf seine Kosten ein Heer anwerben, das er den Böhmen zu Hilfe schickte.



Heinrich Matthias Graf von Thurn.
Nach einem Stich von W. Kilian.

Im August 1618 begann der Kampf, der von da an bis 1648 anhielt und deshalb der „Dreißigjährige Krieg" genannt wird. Während Mansfeld in Böhmen erobernd um sich griff, warf Thurn die Kaiserlichen aus Böhmen und zog gegen Wien. Der junge Kurfürst Friedrich, jetzt König von Böhmen, spottweise auch der „Winterkönig" genannt, weil der Winter seiner Herrlichkeit ein Ende machte, vertrieb sich die Zeit in Prag mit Krönungsfestlichkeiten und trat zudem als calvinistischer Glaubenseiferer auf, wodurch er das Selbstgefühl der Angehörigen der böhmischen Nationalkirche verletzte. Ferdinand II. aber benutzte seine Zeit besser; er verbündete sich mit Spanien und mit dem Führer der katholischen Liga, dem Herzog Maximilian von Bayern, der gleich ihm ein Schüler der Jesuiten und fanatischer Anhänger der Papstkirche war. Auch der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, ein äußerst unzuverlässiger Charakter, auf den die Eifersucht auf den calvinischen Böhmerkönig stärker wirkte, als sein evangelisches Gewissen, verbündete sich mit Ferdinand und verhalf ihm zur Wiedergewinnung Schlesiens und der Lausitz, welch' letztere ihm als Pfand für seinen Beistand zugesichert wurde. So stand Ferdinand, der eben zu jener Zeit als Ferdinand II. (1619—1637) zum Kaiser gewählt worden war, mit einemmale mächtig da. Maximilian fiel in Böhmen ein; der Feldherr der Liga, Tilly, schlug im Verein mit Ferdinands Heer unter Bucquoi den „Winterkönig" in der Schlacht am weißen Berge bei Prag, und am 8. November 1620 wurde Friedrich vom Kaiser in die Acht erklärt. Er verließ sein kaum gewonnenes Land als Flüchtling und entwich nach Holland. Inzwischen war ein spanisches Heer unter Spinola in die Kurpfalz eingebrochen.



Maximilian von Bayern.
Nach dem Stich von Kilian (1620).

Die protestantischen Fürsten wurden infolge dieser Wendung der Dinge von einem heillosen Schrecken befallen, und die „protestantische Union" löste sich auf. Der Krieg zog sich jetzt

nach der Pfalz, wo die kaiserliche Acht, die ihren Herrn und mit ihm auch sein Land betroffen hatte, nunmehr vollstreckt werden sollte. Mansfeld, der vor Tilly aus Böhmen zurückgewichen war und sich bis nach der Pfalz durchgeschlagen hatte, stieß hier wieder mit ihm zusammen und schlug ihn bei Wiesloch; dagegen wurden der Herzog Christian von Braunschweig und der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, die als Verteidiger der Sache Friedrichs auftraten, von Tilly besiegt, und dieser blieb nun in Westfalen, um die dortigen geistlichen Gebiete vor den Plünderungszügen Christians von Braunschweig zu schützen. Bei Stadtlohn in Westfalen geschlagen, entwich Christian nach den Niederlanden.



Johann Tserclaes Tilly.
Nach dem Porträt von A. van Dyck.

In Böhmen wurde über die Aufständischen ein furchtbares Blutgericht gehalten. 27 Häupter des Aufstandes wurden hingerichtet, der Majestätsbrief Rudolfs aufgehoben und vom Kaiser eigenhändig zerschnitten, den Jesuiten die Aufgabe übertragen, die katholische Kirche in Böhmen wieder herzustellen. Auch in der Pfalz machte sich die Gesellschaft Jesu unter dem Schutze der Liga eifrig an die Ausrottung der Ketzerei. Der bayerische Herzog erhielt zum Lohn für seine Dienste den Kurfürstenhut.

Jetzt fanden aber die deutschen Protestanten von Seite Frankreichs, wo zu jener Zeit der Kardinal Richelieu als allmächtiger Minister herrschte, wenigstens moralische Unterstützung. Dieser Staatsmann, obgleich selbst ein guter Katholik und einer der höchsten Würdenträger der Kirche, verfolgte dieselbe Politik, wie seiner Zeit Franz I. und nach ihm Heinrich IV.; es war dies einfach die Politik der Eifersucht auf die Macht Habsburgs, die durch den Niedergang der protestantischen Sache in Deutschland wieder Oberwasser zu gewinnen drohte. Im Einvernehmen mit ihm und den Niederlanden stellte sich König Christian IV. von Dänemark an die Spitze der evangelischen Stände Nieder-Sachsens, und auch Jakob I. von England sandte Unterstützung. Aber es schien, als sollte der Stern Habsburgs und der katholischen Sache jetzt mit erhöhtem Glanze aufleuchten. Ein in der Gegend von Friedland reichbegüterter böhmischer Edelmann, Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt, der beim Ausbruche des böhmischen Aufstandes ein Reiterregiment befehligt hatte, bot dem Kaiser die Beistellung eines Heeres von 20000 Mann aus eigenen Mitteln unter der Bedingung an, daß ihm das Recht zugestanden werde, sich für seine Kosten an den eroberten Ländern schadlos zu

halten. Nach einigem Zögern ging der Wiener Hof auf Wallensteins Anerbieten ein und verlieh ihm Stellung und Machtbefugnisse eines kaiserlichen General-Feldobristen. Von Eger, wo er statt der versprochenen 20000 Mann deren 50000 gesammelt hatte, zog er im Herbst 1625 nach Franken, ließ sich von der reichen Stadt Nürnberg 100000 Gulden für friedlichen Durchzug, von den anderen Städten und Ständen, deren Gebiet er auf seinem Zuge berührte, verhältnismäßige Beträge zahlen, legte sein Heer in die reichen Stifter Magdeburg und Halberstadt und schrieb dort eine Steuer aus, die für Bürger und Bauern die Hälfte, für Fürsten und Adelige zwei Drittel ihres Einkommens betrug. Auf diese Weise brachte er die Kosten seines Heeres doppelt und dreifach wieder ein. Mansfeld hatte in England 12000 Mann aufgebracht und führte diese gegen Wallenstein, der ihm an der Dessauer Brücke eine empfindliche Niederlage bereitete (April 1626). Der Dänenkönig, der die Führung der Truppen des niedersächsischen Kreises übernommen hatte, unterlag bei Lutter am Barenberge im Braunschweigischen dem stärkeren Feldherrngeschicke Tillys und kehrte darauf in sein Reich zurück.

Mansfeld vereinigte sich mit dem jungen Herzog Bernhard von Weimar und wandte sich nach dem Osten, um Schlesien zu nehmen. Wallenstein folgte ihm dorthin erst auf dringende Aufforderung der kaiserlichen Regierung, ließ ihm aber, scheinbar absichtlich, Zeit zum Entwischen. Aehnlich verfuhr er gegenüber Bethlen Gábor, mit dem Mansfeld sich zu vereinigen dachte; er stieß an der Gran mit ihm zusammen, knüpfte aber, statt ihn anzugreifen, Verhandlungen mit ihm an und bewog ihn, mit dem Kaiser Frieden zu machen. Dieses sonderbare Verhalten erklärt sich aus dem astrologischen (sterndeuterischen) Aberglauben Wallensteins, demzufolge der große Feldherr selbst die geringste Unternehmung unterließ, wenn die Sterne eben nicht günstig für ihn standen. Mansfeld, der sich von der Vereinigung mit Bethlen Gábor die Gewinnung neuer Kraft zum Kampfe gegen Wallenstein versprochen hatte, begab sich nun nach Venedig, um die Mittel zur Sammlung eines neuen Heeres aufzutreiben, starb aber auf dem mühseligen Wege dahin in einem bosnischen Dorfe am 29. November 1629.



Graf Ernst von Mansfeld.
Kupferstich von Robert van Noerst, nach dem Originalgemälde von Anton van Dyck (1599—1641).

Das sonderbare Verhalten Wallensteins rief in Wien Mißtrauen gegen den Feldherrn hervor, dessen astrologische Beweggründe zu solchem Verhalten man selbstverständlich dort nicht kannte. Sobald aber Wallenstein merkte, daß die kaiserliche Gnadensonne sich ihm verhüllen wolle, gab er seine Entlassung. Das überraschte am Hofe, denn man traute dem Wallenstein zwar nicht, aber man konnte ihn zur Zeit nicht entbehren. Deshalb wurde ihm die Entlassung nicht bewilligt, dagegen das Herzogtum Sagan ihm verliehen und neue Vollmacht ihm erteilt. Er zog nach Böhmen, verwüstete dort die Güter seiner Feinde und unterwarf darauf Schlesien, das sich aufs neue erhoben hatte. Christian von Dänemark hatte inzwischen sein Heer wieder hergestellt, Unterstützung von England erhalten und sich mit dem Markgrafen von Baden-Durlach vereinigt; gegen ihn wandte sich nun Wallenstein, brach in Mecklenburg ein, verjagte die Herzöge, schlug Christian bei Heiligenhafen und drang durch Holstein und Schleswig bis an die Nordspitze Jütlands vor. Die Dänen, die nur

widerwillig in den Krieg gezogen waren, boten dem Herzog die Absetzung ihres Königs als Preis für die eroberten Landesteile an. Wallenstein überließ die Entscheidung dem Kaiser, verlangte aber Mecklenburg für sich und erhielt es auch (1628).

Ferdinand II. stand nun mächtiger als je den deutschen Fürsten gegenüber, welche seiner und Wallensteins Willkür völlig preisgegeben waren. Der Dänenkönig mußte sich für teures Geld den Frieden erkaufen und gab es auf, für die Sache der deutschen Protestanten noch weiter zu wirken. Brandenburg und Pommern wurden mit kaiserlichen Truppen überschwemmt; durch das „Restitutions-Edikt“ von 1629 wurden die protestantischen Stände gezwungen, alle seit dem Passauer Vertrage eingezogenen geistlichen



Wallenstein.

Nach einem gleichzeitigen fliegenden Blatte, das in einem dem Herzog feindlichen Sinne aufgefaßt ist und in den vier Eckmedaillons den Ueberfall der Wallensteinischen Offiziere beim Gastmahl in Eger (A) und deren Niedermetzelung (B), die Ermordung Wallensteins (C), wobei dieser — im Gegensatz zu allen anderen Nachrichten und Abbildungen — fliehend dargestellt ist und nach geschehener Blutthat erfolgte Vorweisung der Leichen an Franz Albrecht von Sachsen, der unmittelbar darauf verhaftet wurde (D).

Güter wieder herauszugeben. Die Calvinisten wurden vom Religionsfrieden, der überdies ohnehin nur auf dem Papier stand, ausgeschlossen, die Evangelischen in katholischen Ländern der Willkür ihres Landesherrn preisgegeben. Selbst der Kurfürst von Sachsen, der sich dem Kaiser so dienstfertig gezeigt hatte, und Georg Wilhelm von Brandenburg, der ihm unter der Leitung seines kaiserlich gesinnten Ministers Adam Grafen von Schwarzenberg die Treue bewahrt hatte, wurden mit Mißachtung behandelt, und ihre Beschwerden über die schreckliche Verwüstung und Brandschatzung ihrer Länder verhallten ungehört. Stralsund trotzte aber der Macht des Kaisers, verweigerte die Aufnahme friedländischer Besatzung und widerstand, von den Schweden unterstützt, tapfer und erfolgreich der Belagerung durch

Wallenstein. Dieser wurde zum Admiral des Baltischen Meeres ernannt, und man hat hieraus geschlossen, daß es sich damals um den Plan gehandelt habe, im Verein mit der spanischen Flotte die Seemacht der protestantischen nordischen Völker zu vernichten. Das unglückliche Magdeburg, das, angeeifert durch das Beispiel Stralsunds, dem Kaiser Trotz bieten zu können glaubte, verfiel der Acht und wurde, von Wallenstein und Tilly belagert (1629 und 1631), von letzterem am 10. Mai 1631 genommen, geplündert und verbrannt, wobei etwa 30000 Einwohner zu Grunde gingen. An einem 1630 nach Regensburg berufenen Kurfürstentage verlangten die katholischen Kurfürsten auf Grund der von allen Reichsständen gegen Wallenstein gerichteten Klagen wegen der von seinen Truppen verübten Grausamkeiten und Erpressungen die Absetzung des Friedländers, und der Kaiser mußte diese auch zugestehen, dagegen verweigerten die Kurfürsten — Maximilian von Bayern an ihrer Spitze — die Wahl des Sohnes Ferdinands zum römischen Könige.

Im September 1630 erhielt Wallenstein die Botschaft seiner Entlassung. Da die Stellung der Gestirne ihm gerade ungünstig war, so fügte er sich ohne Widerspruch in sein Geschick, zog sich nach seiner Stadt Gitschin zurück und führte dort ein Leben voll fürstlicher Herrlichkeit. Nachdem aber die Stellung der Gestirne sich wieder günstiger gestaltet hatte, reute ihn seine Nachgiebigkeit, und er hielt Umschau, um die Gelegenheit zu neuer Thätigkeit zu erspähen.

Um jene Zeit erschien auf dem europäischen Kriegsschauplatze ein neuer Stern erster Größe: Gustav Adolf, der König von Schweden. Dieser hatte bereits in jungen Jahren gegen Polen, das ihm als väterliches Erbe zugefallen war, glückliche Kriege geführt und sich in diesen ein kriegstüchtiges Heer gebildet. Für Schweden war das Vordringen der kaiserlichen Macht an der Ostsee von um so schwererer Bedeutung, als Oesterreich bereits im polnischen Kriege ihm feindlich gegenübergestanden hatte. Zudem lag die Gefahr nahe, daß, wenn es dem Jesuitismus gelungen wäre, die Reformation in Deutschland wirklich niederzuwerfen, ein Bund der katholischen Mächte die Unterdrückung des evangelischen Glaubens in ganz Europa hätte versuchen und möglicherweise auch durchführen können. Diese Erwägungen bestimmten Gustav Adolf, in den deutschen Glaubenskrieg einzugreifen. Der Augenblick war günstig, denn zwischen Frankreich und Habsburg war um den Besitz des Herzogtums Mantua eben ein Krieg ausgebrochen, und Schweden konnte daher darauf rechnen, daß Richelieu sein Unternehmen gegen den Kaiser begünstigen werde. In der That erwirkte der französische Minister Gustav Adolfs einen Waffenstillstand mit Polen und bewilligte Subsidien (Unterstützungen). Am 30. Juli 1630 landete Gustav Adolf mit 14000 Mann auf Rügen; diese Truppe sollte aber nur die Vorhut eines Heeres darstellen, das er durch Zuzug von Streitkräften aus den protestantischen Ländern auf deutschem Boden erst zu bilden gedachte. Doch hatte er sich hierin verrechnet; wohl begrüßte ihn das evangelische Volk mit Jubel, allein die Fürsten bangten um ihre Herrlichkeit und wagten es nicht, dem Kaiser und namentlich dem fürchterlichen Wallenstein, der es so vortrefflich verstand, sie zu brandschatzen, mit bewaffneter Hand entgegenzutreten. So mußte Gustav Adolf den Herzog von Pommern zwingen, ihm die Thore Stettins zu öffnen, und der wankelmütige und unbeständige Kurfürst Johann Georg von Sachsen verhielt sich zögernd und fand es für ratsamer, zunächst den Weg neuer Verhandlungen zu betreten. Er berief einen protestantischen Konvent nach Leipzig, der natürlich ohne Erfolg blieb, und versuchte darnach, möglichst die Neutralität Sachsens zu wahren. Auch der Kurfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, der mit Gustav Adolf verschwägert war, trug schwere Bedenken, durch Abfall vom Kaiser sich dessen Rache auszusetzen, und räumte erst auf dringendes Begehr des Schwedenkönigs diesem die Festung Spandau ein.

Als Gustav Adolf die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß nur die Gewalt der vollendeten Thatsachen im stande war, die norddeutschen Fürsten aus dem Zustande angstvoller Beklemmung und zaghafter Thatenlosigkeit aufzurütteln, erkannte er auch die Notwendigkeit, sein Vorgehen ganz und gar nach eigenem Ermessen und zum eigenen Vorteil einzurichten. Schweden war zu jener Zeit im Besitze aller die Ostsee umgebenden Länder mit Aus-

nahme Kurlands, das aber unter schwedischem Einflusse stand, und des deutschen Küstengebietes, in das er eben eingedrungen war. Der Gedanke lag nahe, durch die Eroberung Pommerns und Preußens auch diesen Teil des baltischen Küstengebietes in seine Gewalt zu bekommen und Schweden dadurch die Herrschaft über die Ostsee zu sichern. Wenn die Kämpfe in diesem deutschen Landesteile einen Charakter annahmen, der eher einem Eroberungskriege als einem Hilfszuge entsprach, so trugen daran hauptsächlich die Fürsten jener Länder Schuld, die, statt sich zu zielbewußtem Handeln aufzuraffen, die Sicherung ihrer Lage durch Mißtrauen gegen den Helfer und durch ängstliche Zurückhaltung vor einem Entscheidungskampfe gegen den wirklichen Feind zu erwirken glaubten.

Gustav Adolf rückte zunächst an der Oder vor, wo er 1631 mit Tilly zusammenstieß; er wandte sich dann gegen Mecklenburg und wieder an die Oder zurück, wo er die Stadt Frankfurt einnahm. Unterdessen fiel Magdeburg, und Tilly brach verheerend in Sachsen ein, brannte an zweihundert Dörfer nieder und nahm auch Leipzig ein, das aber ziemlich schonend behandelt wurde. Der Zauderer Johann Georg, der solches Unheil über sein Land gebracht hatte, mußte sich jetzt an Gustav Adolf, dessen Bundesgenossen-



Gustav Adolfs Einzug in München (1632).

(Nach einem gleichzeitigen fliegenden Blatte.)

Auf dem Bildstocke rechts im Vordergrunde sind der König und sein fürstliches Gefolge nach den in das Bild selbst eingezeichneten Nummern namhaft gemacht und zwar 1. an der Spitze des Zuges Gustav Adolf, hinter ihm 2. der König von Böhmen und 3. der Pfalzgraf August bei Rhein und in dritter Reihe 4. und 5. die Herzoge von Weimar und Holstein nebst einem nicht besonders genannten Fürsten (6).

schaft er verschmäht hatte, um Hilfe wenden. Dieser zog nun Tilly entgegen, schlug ihn am 5. (16.) September 1631*) glänzend bei Breitenfeld in der Nähe von Leipzig und nahm dieses wieder ein. Während die Sachsen unter der Führung des Abenteurers Arnim, der früher einer der Unteranführer Wallensteins gewesen war, in Böhmen einrückten und im November 1631 Prag nahmen, zog Gustav Adolf durch Thüringen und Franken nach dem Rhein, besetzte Mainz und nahm dort Winterquartier.

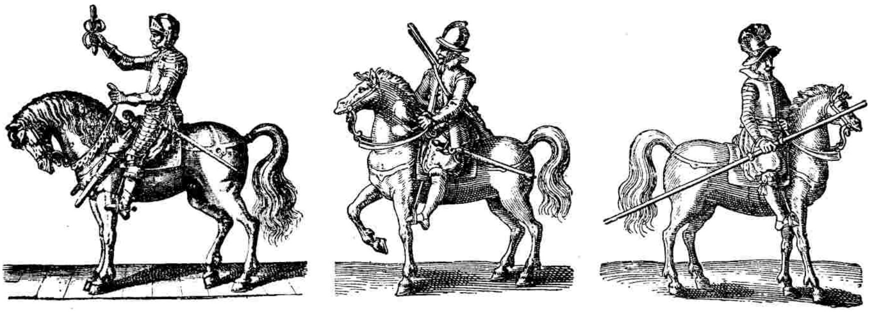
*) Das erstgenannte Datum bezieht sich auf den damaligen Kalendertag. Durch Einführung des Gregorianischen Kalenders, wobei 10 Tage auf einmal eingebracht werden mußten, um den Rechnungsfehler auszugleichen, der in der Berechnung des Jahres im julianischen Kalender (vergl. S. 257) lag und mit der Zeit bis zur Höhe von 10 Tagen angewachsen war, aus der neuen Zeitrechnung zu entfernen. Allen Daten, die in den Zeitabschnitt bis zur Einführung des Gregorianischen Kalenders fallen, sind daher 10 Tage zuzuzählen, wenn man das Datum nach unserer jetzigen Zeitrechnung feststellen will. Die Zeit der Einführung dieses Kalenders ist für die verschiedenen Länder nicht die gleiche. Ursprünglich wurden die 10 Tage zwischen dem 4. und 15. Oktober 1582 ausgeschaltet, d. h. man schrieb nach dem 4. gleich den 15. Oktober. Doch nahmen nur die katholischen Staaten den Gregorianischen Kalender sofort oder nach kurzer Zeit an, die evangelischen Stände Deutschlands, Dänemark und die Niederlande folgten erst 1700, England erst 1752, Schweden 1753.

Der Kaiser sah jetzt ein, daß er Wallenstein doch nicht entbehren konnte. Dieser wurde mit unumschränkter Vollmacht und unter dem Versprechen einer außerordentlichen Belohnung wieder zum Oberbefehl der kaiserlichen Truppen berufen, vertrieb die Sachsen aus Böhmen und wandte sich darauf gegen Franken. Dorthin hatte (1632) auch Gustav Adolf sich gewandt, war aber über Nürnberg nach der Donau vorgerückt, um sich dort mit Tilly zu messen. Bei Rain am Lech kam es zur Schlacht, in der Tilly tötlich verwundet wurde. Man brachte ihn nach Ingolstadt, wo er am 20. April 1652 starb. Nach Einnahme Augsburgs und vergeblicher Belagerung des Kurfürsten Maximilian in Ingolstadt zog Gustav Adolf am 7. Mai 1632 in München ein und legte dieser Stadt eine Kriegssteuer von 30000 Reichsthalern auf. Von dort wandte er sich gegen Nürnberg, wo auch Wallenstein ein festes Lager bezog. Fast während des ganzen Sommers standen sich dort die beiden Feldherren gegenüber, bis endlich Gustav Adolf durch den Ausbruch einer Seuche unter seinen Truppen genötigt wurde, einen Angriff auf Wallensteins Lager zu unternehmen, um der unhaltbaren Lage ein Ende zu machen. Sein durch die Seuche und den Mangel an Nahrungsmitteln aufs äußerste geschwächtes Heer vermochte den Angriff nicht mit Erfolg durchzuführen; die Schweden zogen wieder nach der Donau, mußten sich aber bald nach Sachsen wenden, das von Wallensteins Truppen neuerdings verheert wurde. Gustav Adolf vereinigte sich mit Bernhard von Weimar und verschanzte sich bei Nauenburg, ging aber auf die Nachricht, daß Wallenstein die Hälfte seines Heeres unter Pappenheim gegen die Holländer*) entsandt habe, neuerdings zum Angriffe vor und stieß bei Lützen mit Wallenstein zusammen, wo es nun zwischen den beiden zum Entscheidungskampfe kam (6. November 1632).



Bernhard von Sachsen-Weimar.

Nach einem anonymen Stich aus dem Jahre 1638.

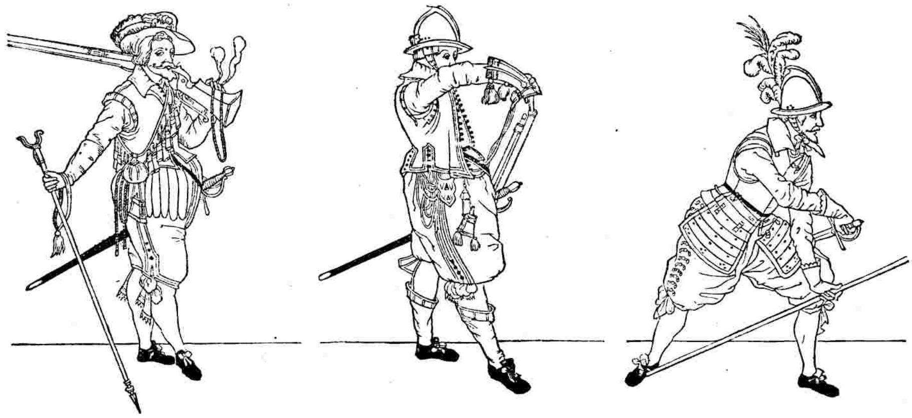


Kürissierer, Harquebusierer oder Bandelierreuter und Lanzenreiter aus dem 30jährigen Kriege.

(Aus „Kriegskunst zu Pferdt" von Joh. Jac. von Wallhausen, 1616).

*) Die Niederländer waren ebenfalls in den Kampf eingetreten und bedrohten die Stadt Köln a. Rh.

Wallenstein rief Pappenheim eiligst zurück, und dieser traf am Nachmittage des Schlachttages mit seinen Reitern bei Lützen ein. Die Schweden, deren linken Flügel Herzog Bernhard von Weimar mit der deutschen Reiterei hielt, blieben in dieser Schlacht Sieger; die Entscheidung führte Bernhard von Weimar herbei. Am rechten Flügel hatte der Schwedenkönig den Befehl geführt; auch hier wurden die Kaiserlichen zurückgeworfen, der König selbst aber geriet ins Handgemenge, wurde zuerst am Arme verwundet und erhielt, als er mit Unterstützung des Herzogs Franz Albert von Lauenburg sich aus dem Gemenge zurückziehen wollte, noch einen Schuß in den Rücken. Er sank vom Pferde und wurde von den Wallensteinern völlig niedergemacht. Die Schweden warfen sich, durch den Fall ihres geliebten Fürsten und Feldherrn zu äußerster Wut entflammt, mit verdoppelter Kampfeslust auf den Feind, der jetzt zwar durch das Eintreffen der Pappenheimer eine namhafte Verstärkung erhalten hatte, nichtsdestoweniger aber das Feld nicht behaupten konnte. Von den kaiserlichen Feldherren wurde Piccolomini schwer verwundet; Pappenheim, von zwei Musketenkugeln durchbohrt, starb am nächsten Tage. Die Kaiserlichen zogen sich nach Leipzig zurück; die Schweden, deren Befehl Herzog Bernhard im Verein mit ihren



Musketier, Schütze und Spießknecht aus dem 30jährigen Kriege.

Der Musketier hält in der Linken die Hakenbüchse und die glimmende Lunte, in der Rechten die Gabel zum Auflegen des Gewehres beim Schießen; der Schütze schüttet Pulver in den Lauf, der Spießknecht stemmt den vorgestreckten Spieß in Verteidigungsstellung gegen einen Reiter an den rechten Fuß und zieht mit der Rechten den Degen.
(Aus Jakob Deghayn „Waffenhandlung von den Roehren, Mußquetten und Spießen", 1609.)

Generalen Gustav Horn und Banér übernommen hatte, lagerten in der Nähe des Schlachtfeldes. Der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna übernahm die politische Leitung des Reiches und schloß mit den süddeutschen Protestanten den Heilbronner Bund, kraft dessen Schweden die Führung derselben übernahm. Bernhard von Weimar zog nach Franken, ließ sich von Oxenstierna mit den zu einem Herzogtum Franken zusammengefaßten Bistümern Würzburg und Bamberg belehnen und besetzte dann die Oberpfalz. Wallenstein setzte seine ziellose, bald lässige bald wieder stürmische Kriegführung im Osten Deutschlands fort, verhandelte insgeheim mit Sachsen, Schweden und Frankreich, dachte einmal daran, sich gegen den Kaiser zu empören und die böhmische Krone an sich zu reißen, dann wieder an Abdankung und Rückzug in ein Kloster. Als er von Wien aus aufgefordert wurde, Maximilian von Bayern gegen Bernhard von Weimar zu unterstützen, erklärte er, hierzu nicht im stande zu sein und bezog im Spätherbst 1633 in Böhmen Winterquartiere. Infolge seiner Unthätigkeit fiel Regensburg in die Gewalt Bernhards. In Wien hatte man nachgerade alles Vertrauen zu Wallenstein verloren und leitete Unterhandlungen mit seinen hervorragendsten Generalen ein, um diese zum Abfall von ihrem Führer zu bewegen.

Ein Teil derselben zeigte sich in der That dazu geneigt, und das war auch garnicht zu verwundern, da die unstäte und planlose Kriegführung Wallensteins keinem richtigen Truppenführer Befriedigung und Vertrauen einflößen konnte. Bei Schweden fand Wallenstein für seine geheimen Anträge kein Verständnis; wie schon Gustav Adolf, so mißtraute jetzt auch Oxenstierna dem Friedländer, der ja an seinem eigenen Herrn und Kaiser so verräterisch handelte. Richelieu ließ sich dagegen auf Unterhandlungen ein, in denen Wallenstein die böhmische Krone in Aussicht gestellt, als Vorbedingung eines endgiltigen Abkommens aber der offene Bruch mit dem Kaiser verlangt wurde.

Das Verlangen Spaniens nach Wallensteinschen Hilfstruppen, das der Friedländer unter Hinweis auf den strengen Winter ablehnte, führte endlich den Fall Wallensteins herbei. Infolgedessen hielt auch der spanische Gesandte am Wiener Hofe, **Onate**, mit den versprochenen Hilfsgeldern zurück, wodurch die kaiserliche Regierung, bei der der Geldpunkt immer einer der schwächsten war, in arge Verlegenheit geriet. Wallensteins letzte Freunde am Wiener Hofe mußten ihn jetzt aufgeben; man war nur im Zweifel darüber, wie man sich des gefährlichen Mannes, der schon als Freund nichts weniger als vertrauenswürdig war, als Feind aber erst recht gefährlich werden konnte, auf die beste Weise entledigen konnte. Der spanische Gesandte wußte Rat: „Ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß endet Alles!" meinte er. Diese spanische Praxis war zwar keineswegs nach dem Geschmacke des ehrlichen Ferdinand, aber es gab kaum einen andern Ausweg, und so mußte denn der Kaiser den Dingen schließlich ihren Lauf lassen. Die Absetzung Wallensteins wurde beschlossen und durch kaiserliches Patent mit der Begründung verkündet, daß Wallenstein „eine Konspiration anzuspinnen sich vermessen habe, Uns und Unser hochlöbliches Haus von Unserem Erbkönigreich, Land und Leuten zu vertreiben".

Gleichzeitig wurde Gallas zum Oberbefehlshaber des Wallensteinschen Heeres ernannt, und dieser verständigte dementsprechend die Generale.

Als Wallenstein Kunde von seiner Absetzung erhielt, begab er sich sofort nach Eger und ließ Bernhard von Weimar und Arnim eiligst zu sich bitten. In seinem Geleite befanden sich unter anderen der Irländer **Butler** und die Schotten **Gordon** und **Lesley**. Der General Piccolomini, dem Wallenstein unbedingtes Vertrauen schenkte, weil er mit ihm unter dem gleichen Horoskop*) geboren war, war beständig in der Umgebung des Friedländers und benutzte diesen Umstand, um über alle geheimen Unternehmungen seines Gebieters an den Wiener Hof Bericht zu erstatten. Er wurde als das Werkzeug der Verständigung des Hofes mit den Generalen Wallensteins ausersehen und erhielt später für seine Verräterei einen Teil der Wallensteinschen Güter. Piccolomini war es auch, von welchem Butler die Anweisungen bezüglich des Vorgehens gegen Wallenstein empfing. Als Befehlshaber des in Eger stehenden Dragonerregimentes veranstaltete er ein Gastmahl im Schlosse zu Eger, zu welchem die Wallenstein ergebenen Generale **Ilow** (Illo) und **Terzky** (richtiger Trčka), sowie der Graf Wilhelm **Kinsky**, dessen sich Wallenstein als Unterhändler mit Frankreich und Schweden bedient hatte, geladen waren. Am Schlusse dieses Mahles brachen Soldaten in den Saal ein und warfen sich mit dem Rufe „Vivat Fernandus!" auf die Generale, die sofort niedergemetzelt wurden. Die Butlerschen Dragoner besetzten die Thore der Stadt und die Zugänge zum Friedländischen Schlosse, in welchem Wallen-

---

*) Horoskop (Stundenzeiger) nannten die Astrologen (Sterndeuter) denjenigen Punkt der scheinbaren Sonnenbahn, der im Augenblick der Geburt eines bestimmten Menschen am Himmelsrande (dem „Horizonte") aufgeht. Nach der uralten Vorstellung, wonach zwischen den menschlichen Schicksalen und dem Gange und der gegenseitigen Stellung der Gestirne ein innerer Zusammenhang besteht, hielt man jenen Punkt für hochbedeutsam zur Bestimmung und Weissagung der künftigen Schicksale des Neugeborenen, und man machte ihn deshalb zum Ausgangspunkte der betreffenden Beobachtungen des Sternenhimmels. Das Ergebnis dieser Beobachtungen wurde auch als „Horoskop" bezeichnet und die Aufsuchung dieses Ergebnisses nannte man „das Horoskop stellen". Auch bedeutende Gelehrte, wie z. B. Johannes Kepler, beschäftigten sich zu jener Zeit mit Sterndeuterei, und dieser war es eben, der Wallenstein (mit Widerwillen und nur um des lieben Geldes wegen) das Horoskop stellte, von dessen Weisungen sich der Friedländer vollständig abhängig gemacht hatte.

stein, der sich bereits zur Ruhe begeben hatte, von dem als Meuchelmörder gedungenen Hauptmanne Deveroux und dessen Spießgesellen niedergemacht wurde (14./25. Februar 1634). Butler erhielt für die von ihm geleistete Bluttat den Grafentitel, die Kammerherrnwürde und Ländereien in Böhmen, er freute sich aber seines Lohnes nicht lange, da er noch in demselben Jahre starb. Für Wallenstein ließ Kaiser Ferdinand II. 3000 Seelenmessen lesen, womit er zum mindesten sein eigenes Gewissen beruhigt haben dürfte.

Nach Wallensteins Ermordung wurde der Befehl über das kaiserliche Heer dem Sohne des Kaisers Ferdinand übertragen, der General Gallas aber, der mit demselben schon zum voraus betraut worden war, dem Prinzen an die Seite gestellt. Zunächst fochten die Kaiserlichen glücklich; Regensburg, das von Bernhard von Weimar besetzt worden war, fiel wieder in ihre Hände, und eine Niederlage bei Nördlingen, die unter Bernhards und Gordons Führung die Schweden erlitten, brachte die Protestanten um einen großen Teil der in den bisherigen Kämpfen errungenen Früchte. Jetzt trennte sich auch der Kurfürst von Sachsen wieder von den Schweden, deren Hilfe er so oft bedurft hatte, und schloß mit dem Kaiser zu Prag Frieden (1635), wodurch die ihm bereits früher pfandweise überlassene Lausitz endgiltig in seinen Besitz überging. Georg Wilhelm von Brandenburg, der ganz unter der Leitung seines katholisch und kaiserlich gesinnten Ministers Schwarzenberg stand, schloß sich gleich der Mehrzahl der übrigen evangelischen Stände Deutschlands diesem Frieden an, in welchem der Kaiser auf die Rückgabe der geistlichen Güter in den evangelisch gewordenen Ländern, wie sie 1629 durch das Restitutions-Edikt vorgesehen worden war, verzichtete, andererseits aber auch die Protestanten die Forderung der Wiederherstellung der evangelischen Kirche in den österreichischen Erblanden fallen ließen. Der Krieg hätte mit diesem Friedensschlusse beendigt sein können, wenn nicht auswärtige Mächte an demselben beteiligt gewesen wären. Die Schweden wollten aber natürlich den Kampf nicht so ohne weiteres abbrechen; wäre ihr Eindringen in Deutschland ursprünglich auch von den alleruneigennützigsten Beweggründen geleitet gewesen, so hatten sie jetzt, nachdem die meisten protestantischen Fürsten im Prager Frieden den Kampf gegen sie und ihre Bundesgenossen in Gemeinschaft mit dem Kaiser zugesagt hatten, keinen Grund mehr, sich hinsichtlich der Verfolgung ihrer eigenen Interessen den geringsten Zwang anzuthun. Bernhard von Weimar, der die ganze Zeit treu zu den Schweden gehalten hatte, mußte jetzt in seinem eigensten Interesse in seiner Haltung beharren. Die Schweden schlossen ein Bündnis mit Frankreich, an dem auch Bernhard von Weimar teil nahm, indem er sich mit seinem Heere in Frankreichs Dienst stellte. Dieses erklärte nun Spanien und dem Kaiser den Krieg und zog ihn in der zielbewußten Absicht in die Länge, die Zwietracht unter den Deutschen zu nähren und das Reich dadurch mehr und mehr zu schwächen. Bernhard von Weimar schlug Johann von Wörth, einen der tüchtigsten Generale der Bayern, 1638 bei Rheinfelden, eroberte Breisach und gedachte diesen festen Punkt, dessen Besitz den Franzosen höchst wertvoll erschien, für sich selbst zu behalten, um sich dort eine neue Machtstellung zu gründen, die ihn wieder mit Deutschland verbinden sollte. Eine Reihe von Eroberungen, die er in jenem deutsch-französischen Grenzgebiete machte, begünstigte die Verwirklichung seines Planes; doch ereilte ihn, als er eben im Begriffe war, über den Rhein nach Bayern vorzudringen, am 7. (18.) Juli 1639 der Tod. Er hatte verordnet, daß die von ihm eroberten Gebiete beim deutschen Reiche verbleiben, und von seinen Brüdern unter schwedischem Schutze übernommen werden sollten; allein Richelieu bestach die Unterbefehlshaber Bernhards und ließ sich von ihnen die Festungen und die Truppen ausliefern.

Die Schweden nahmen an den unglücklichen Sachsen furchtbare Rache für den Undank und Abfall ihres Landesherrn, des Kurfürsten Johann Georg. Sie besetzten Pommern, und Brandenburg entging gleichem Schicksale nur dadurch, daß es seine Festungen den Kaiserlichen öffnete. Die Schwedennot, die in Deutschland lange sprichwörtlich geblieben ist, kam jetzt erst zum Ausbruche; es gab keine Freunde mehr auf deutschem Boden für die Schweden, sondern nur noch Feinde, die, gleichgiltig ob katholisch, oder evangelisch, mit Feuer und Schwert heimgesucht wurden.

Im Jahre 1637 starb Kaiser Ferdinand II. und hinterließ das Reich in einem trostlosen Zustande. Vergebens bemühte sich sein Sohn **Ferdinand III.** (1637—1657) den Frieden herzustellen. In Oberdeutschland wurde der Krieg, obgleich dort **Turenne**, einer der ausgezeichnetsten französischen Generale, befehligte, ohne besonderen Nachdruck und mit wechselndem Erfolg geführt; um so thatkräftiger gingen die Schweden vor, die unter **Torstenson**, dem Nachfolger Banérs, den Kaiserlichen eine zweite siegreiche Schlacht bei **Leipzig-Breitenfeld** (1642) lieferten, und von dort durch Böhmen nach Mähren vordrangen, wegen der feindlichen Haltung **Christians IV.** von Dänemark aber das weitere Vordringen nach dieser Richtung aufgaben. Torstenson zog in Eilmärschen nach dem Norden, eroberte Holstein und Schleswig und drang bis nach Jütland vor (1643); ein den Dänen zu Hilfe gesandtes kaiserliches Heer unter Gallas wurde von ihm und **Königsmark** zurückgeschlagen, nach Deutschland verfolgt und bei Magdeburg fast gänzlich aufgerieben (1645). Inzwischen waren die Franzosen in Schwaben vorgedrungen, hatten aber bei **Tuttlingen** eine schwere Niederlage erlitten, die sie zum Aufgeben des Feldzuges zwang. Erst im nächsten Jahre hatte Turenne die erlittene Schlappe wieder gut gemacht, die Bayern zum Rückzuge in ihr Land gezwungen und einen großen Teil der Rheinlande erobert. Im März 1645 erfocht Torstenson einen glänzenden Sieg über die Kaiserlichen bei **Jankau** in Böhmen, verbündete sich mit dem siebenbürgischen Fürsten **Rákoczy***) und eroberte ganz Mähren, wobei er dicht bis vor Wien rückte. Die Ueberschreitung der Donau gelang ihm jedoch ebensowenig als die Einnahme von Brünn; er ging deshalb nach Böhmen zurück, wo er erkrankte und den Oberbefehl an Wrangel abtrat. Dieser verließ 1646 Böhmen, zog die in Westfalen stehenden Truppen Königsmarks an sich und vereinigte sich in Gießen mit Turenne, der bis dahin mit wechselndem Glücke gegen die Bayern gekämpft hatte. Diese wurden jetzt (1647) zum Abschlusse des **Waffenstillstandes von Ulm** und zur Absage des Bündnisses mit dem Kaiser gezwungen. Da aber der Krieg zwischen Frankreich und Spanien eine für jenes bedrohliche Wendung genommen hatte, so wurde Turenne zurückgerufen. Wrangel zog nach Böhmen und Maximilian kündigte den Waffenstillstand und vereinigte sich wieder mit den Kaiserlichen. Die Franzosen und Schweden fielen darauf (1648) neuerdings in Bayern ein, das nun für die Treulosigkeit seines Landesherrn durch furchtbare Verheerungen büßen mußte. Wrangel hatte den General Königsmark nach Böhmen vorausgeschickt und wollte diesem, nachdem er die Kleinseite (einen Stadtteil) von Prag eingenommen hatte, ebenfalls folgen, als die bereits 1645 begonnenen Friedensunterhand-

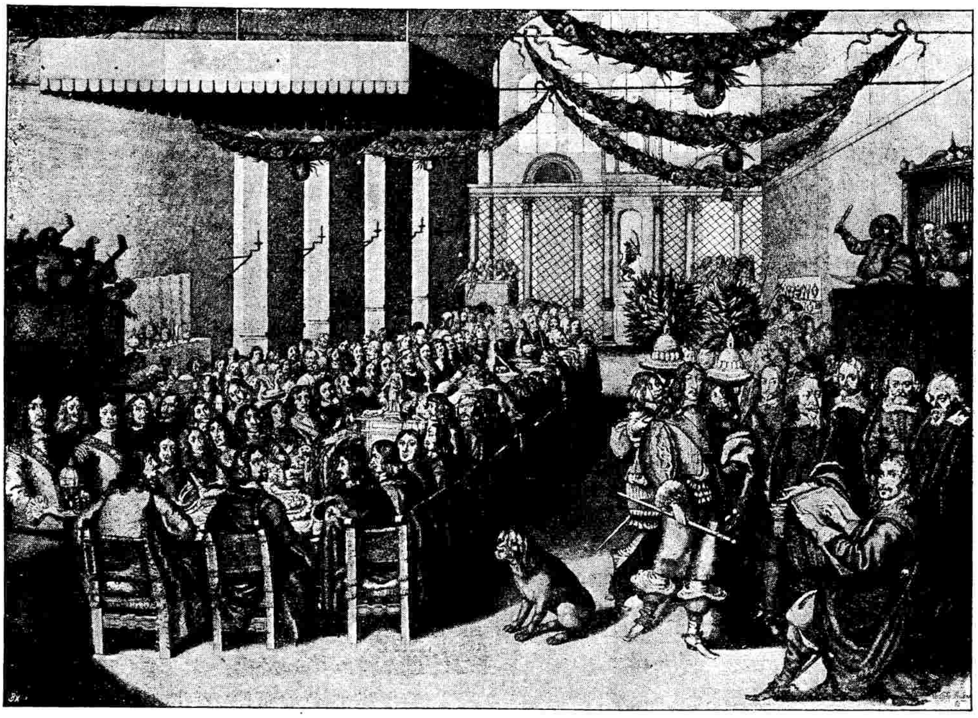


Marschall Turenne.
Nach einem gleichzeitigen anonymen Kupferstich.

*) Georg Rákoczy, der nach Bethlen Gábors Tode (1630) zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt worden war, benutzte ebenso wie dieser die Verwickelungen, in die sich der Kaiser durch den Glaubenskrieg gestürzt hatte, um diesen fortgesetzt anzugreifen. Nachdem er sich mit Schweden und Frankreich in Verbindung gesetzt hatte, entzündete er einen Aufstand, der sich fast über ganz Ungarn ausbreitete, und rückte bis in die Nähe Preßburgs vor, worauf ihm von österreichischer Seite der Frieden angeboten und zu **Linz** (1645) abgeschlossen wurde. Rákoczy erhielt durch diesen Frieden ein großes Gebiet in Ungarn und erwirkte seinem Lande zugleich Religionsfreiheit und Zurückgabe aller den Protestanten Ungarns abgenommenen Kirchen.

lungen, die zu Münster mit den Franzosen, zu Osnabrück mit den Schweden geführt worden waren, endlich zum Abschlusse kamen und der „Westfälische Friede“ (1648) dem 30jährigen Kriege ein Ende machte.

Der westfälische Friede bestätigte den Augsburger Religionsfrieden (vergl. S. 519), dehnte denselben aber auch auf die Reformierten aus; an Frankreich wurde das österreichische Elsaß, Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg abgetreten, dagegen verblieben Stadt und Bistum Straßburg und die übrigen Reichstände im Elsaß dem Reiche. Schweden



Festmahl zur Feier des Westfälischen Friedens,
gegeben vom Pfalzgrafen Karl Gustav bei Rhein im Rathaus zu Nürnberg am 25. September 1649.
Kupferstich von Wolfgang Kilian (1581—1662).

erhielt Vorpommern, Wismar und die Bistümer Bremen (ohne der Stadt) und Verden als weltliche Herzogtümer nebst einer Kriegsentschädigung von 5 Millionen Thalern. Brandenburg mußte sich mit Hinterpommern mit dem Bistum Cammin und, als Entschädigung für den an Schweden abgetretenen Teil Pommerns, mit den Bistümern Halberstadt und Minden und dem Erzbistum Magdeburg begnügen. Für die Pfalz, deren Kurfürstentum, wie wir wissen, an den Herzog Maximilian von Bayern vergeben worden war, wurde eine achte Kur errichtet; die Oberpfalz verblieb Maximilian. Sämtliche Reichsstände erhielten die Landeshoheit und das Recht, selbständige Bündnisse mit ausländischen wie inländischen Staaten zu schließen. Damit war die Zerstückelung des Reiches besiegelt.



Frankreichs Machtentfaltung.

Bei Heinrichs IV. Tode war dessen Sohn und Nachfolger Ludwig XIII. (1610 bis 1643) neun Jahre alt. Seine Mutter Maria von Medici übernahm für ihn die Regentschaft, und ihr erster Regierungsakt war, daß sie den verdienten Minister ihres Gemahls bei Seite schob und an seiner Stelle den Italiener Concini, den sie bald darauf zum Marschall und Marquis D'Ancre erhob, zu ihrem ersten Ratgeber ernannte. Schon im Jahre 1614 wurde Ludwig XIII. mündig erklärt und mit Anna von Oesterreich vermählt, einer Tochter Philipps III. von Spanien. Diese Familienverbindung mit dem den Franzosen verhaßten Nachbarlande hatte einen Aufstand des Adels zur Folge, dem sich auch die königlichen Prinzen anschlossen und an dessen Spitze Heinrich von Condé, der Sohn des einstigen Kampfgenossen Heinrichs IV., stand. Die Empörer besetzten die nordfranzösischen Festungen, wurden aber in diesen eingeschlossen und zum Frieden gezwungen; Heinrich von Condé mußte sich ebenfalls zum Friedenschlusse bequemen. Dieser fruchtlosen Auflehnung des Adels folgte aber überraschender Weise bald diejenige des Königs selbst, der plötzlich, aufgehetzt von seinem Jugendgespielen, dem Herzog von Luynes, aus seiner Abgeschlossenheit hervortrat und den Marschall D'Ancre durch seine Leibwache niederschießen ließ (1617), unter dem Vorwande, daß sich derselbe mit seiner Mutter verschworen habe, ihn selbst aus dem Wege zu räumen. Mit dieser That entzog er seiner Mutter ihren Berater; er verbannte sie selbst nach Blois, von wo sie 1619 entfloh und noch in demselben Jahre mit ihrem Sohne sich aussöhnte. Luynes hatte sich dem König durch seine Herrschsucht verhaßt gemacht und sich zudem in einem von ihm angezettelten Kriege gegen die Hugenotten dermaßen unfähig gezeigt, daß der König bitter bereute, ihn (1621) zum Connetable von Frankreich erhoben zu haben. Den Folgen der königlichen Ungnade wurde Luynes durch einen natürlichen Tod entzogen; Maria von Medici kehrte nun an den Hof zurück und wurde von ihrem Sohne an die Spitze des Staatsrates gestellt. In ihrem erneuten Streben nach der Herrschaft fand sie jedoch bald einen Nebenbuhler, der ihr den Sieg entrang. Dies war Armand Johann Duplessis, der Almosenier der Königin. Er hatte in jungen Jahren Kriegsdienste gethan, später aber dem Studium der Theologie sich zugewandt und mit 22 Jahren das Bistum Luçon erhalten, auf das seine Familie sozusagen ein gewohnheitsmäßiges Erbrecht be-

anspruchte. Seine Stellung als Almosenier verlor er nach dem Sturz D'Ancres, durch dessen Gunst er sie erhalten, und hielt sich dann einige Jahre vom Hofe fern, wurde aber 1619 wieder dahin berufen, um zwischen dem Könige und seiner Mutter Frieden zu stiften. Von da an zählte er zu den wichtigsten Persönlichkeiten am Hofe, wurde 1622 Kardinal, 1624 Mitglied des Staatsrates und noch in demselben Jahre Vorsitzender dieser Körperschaft. Der unselbständige und willenlose König war anfangs Duplessis mit großem Mißtrauen begegnet, sah sich aber sehr bald ganz und gar in seine Gewalt gegeben und unterstellte sich seinem Einflusse um so williger, als er erkannte, daß Duplessis darauf hinzielte, der Krone wieder zu ihrer unbeschränkten Macht zu verhelfen, und daß er auch die nötige Thatkraft und Fähigkeit besaß, dieses Streben zu verwirklichen. So wurde Duplessis, der im Jahre 1630 zum Herzog von Richelieu erhoben wurde, der allmächtige Minister Ludwigs XIII. und erfüllte die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, in wahrhaft glänzender Weise.



Kardinal Richelieu.

Kupferstich nach dem Originalgemälde von Champaigne (1602—1674) von Robert Nanteuil (1657).

Die Hugenotten hatten guten Grund, von der feindseligen Gesinnung der Königin-Regentin gegen sie und ihren Beziehungen zu Spanien und Rom Gefahr für ihre Glaubensfreiheit zu erblicken; die Beseitigung Sullys, der zu ihren Glaubensgenossen zählte und die Vermählung Ludwigs mit der spanischen Prinzessin erhöhten diese Gefahr beträchtlich. Sie hielten es daher für angezeigt, sich der Krone gegenüber wieder auf den Kriegsfuß zu stellen und unterstützten die bereits erwähnte Empörung des Prinzen Heinrich von Condé. Als der König (1620) in dem durchaus protestantischen Béarn gewaltthätige Maßregeln zu Gunsten der Papstkirche anordnete, griffen die Hugenotten zu den Waffen, blieben aber in dem darauf folgenden Kriege (1612 bis 1622) im Nachteil und mußten, da die ihnen im Frieden zu Montpellier gemachten Zugeständnisse nicht eingehalten wurden, in neuen Kampf sich einlassen, der zu Lande wie zur See sehr unglücklich für sie verlief und zu ihrer völligen Niederwerfung führte. Diese Gelegenheit benutzte nun der Kardinal, um ihnen ihre Sicherheitsplätze wegzunehmen und dadurch ihre politische Macht zu vernichten; dagegen ließ er ihre Glaubensfreiheit unberührt und gewährte ihnen im Vertrage von Allais Amnestie. Die Hugenotten waren dadurch entwaffnet, aber ihres Glaubens versichert; die Ausnahmestellung, die sie bis dahin im Staate eingenommen hatten, war aufgehoben.

Um die Macht und Herrschsucht des Adels herabzudrücken, hob Richelieu allgemach die von Adeligen bekleideten Ehrenämter in der Verwaltung auf und übertrug die damit verbundenen Funktionen an besoldete Beamte, die vermöge ihrer abhängigen Stellung ein

natürliches Eigeninteresse an der gewissenhaften und zufriedenstellenden Ausübung ihres Amtes hatten, weil von ihrem Diensteifer und ihrer Ergebenheit die Erhaltung und Beförderung im Amte abhing. Auch nach außen hin trat der Kardinal bald erfolgreich auf. Wegen des Besitzes des Herzogtums Mantua war infolge des Erlöschens der dort herrschenden Linie der Gonzaga ein Erbfolgestreit ausgebrochen, in welchem neben dem von Oesterreich begünstigten Fürsten von Guastalla auch der französische Herzog von Nevers als Bewerber um das Erbe auftrat. Richelieu stellte sich als Oberbefehlshaber selbst an die Spitze des zur Verteidigung der Rechte des Herzogs von Nevers entsandten französischen Heeres, das Mantua einnahm und schrecklich verwüstete. Der Kaiser brauchte seine Truppen für den deutschen Glaubenskrieg und mußte sich daher dazu bequemen, den französischen Kandidaten für den Herzogstuhl zu Mantua anzuerkennen.

Umsonst bemühte sich Maria von Medici, die wachsende Macht Richelieus zu brechen; der König vermochte sich nicht dem Einflusse seines Ministers zu entziehen und opferte ihm die eigene Mutter. Maria wurde in Compiègne unter Aufsicht zurückgehalten, als der Hof von dort nach Paris zurückkehrte; ihr jüngerer Sohn Gaston, Herzog von Orléans, der bei seiner Mutter bleiben wollte, so lange diese als Gefangene behandelt wurde, entfloh, als der König selbst mit einigen Regimentern nach Compiègne zog, um ihn zu holen, nach Lothringen. Richelieu erließ hierauf im Namen des Königs eine gegen die Anhänger des Herzogs von Orléans gerichtete Erklärung, die er, eingeführtem Brauche gemäß, dem Pariser Parlament zur Einzeichnung in seine Aktensammlung übergab. Als aber das Parlament diese Einzeichnung verweigerte und den betreffenden Beschluß dem Könige überreichte, zerriß dieser ihn eigenhändig und ließ dafür einen Beschluß des Staatsrates in die Sammlung einzeichnen, kraft dessen jener Parlamentsbeschluß als nichtig erklärt wurde. Damit brach Richelieu, der der geistige Urheber aller dieser Vorgänge gewesen war, die Macht des Parlamentes und brachte die absolute Königsgewalt um einen Schritt ihrer Verwirklichung näher (1631).

Maria von Medici entfloh aus Compiègne nach Brüssel, wohin ihr ihr Sohn Gaston folgte. Sie ließ sich in Unterhandlungen mit Spanien, Truppenwerbungen und aufrührerische Verhetzungen des französischen Volkes gegen seinen König und Richelieu ein, ohne jedoch irgend einen Erfolg zu erzielen. Gaston, der sich 1632 selbst nach Frankreich begeben hatte, um das Volk zur Empörung zu reizen, fand die Gemüter des Volkes und die Thore der Städte verschlossen, und der Herzog von Montmorency, der im Süden eine kleine Streitmacht für Gaston aufgebracht hatte, wurde gefangen genommen und enthauptet. Maria von Medici blieb noch eine zeitlang in Brüssel, dann ging sie nach England und endlich nach Köln, wo sie 1642 starb. Der Herzog von Orléans fuhr fort, gegen Richelieu Verschwörungen anzuzetteln, ohne damit etwas anderes zu bewirken, als die Hinrichtung mehrerer seiner Mitschuldigen. Mit der Geburt eines Dauphin (Kronprinzen) im Jahre 1638 wurde auch Gastons Hoffnung auf den französischen Thron zu Wasser. Sein wühlerisches Treiben setzte er aber fort, bis er 1660 auf seinem Schlosse zu Blois, das ihm zum Zwangsaufenthalte angewiesen worden war, starb. Richelieu blieb der Herr des Landes bis an sein Lebensende (1642), und seine Regierung war sowohl im Lande selbst als auch im Auslande von den größten Erfolgen begleitet. Die Schwächung der Habsburgischen Macht war ihm sowohl in Spanien, das in dem 1659 geschlossenen Pyrenäenfrieden an Frankreich mehrere Gebietsabtretungen bewilligen mußte, als auch in Deutschland, wo er einen entscheidenden Einfluß auf den für die kaiserliche Macht so ungünstigen Ausgang des dreißigjährigen Krieges geübt hatte, vollkommen gelungen, das „Testament" Franz' I. und Heinrichs IV. durch ihn vollstreckt und das Uebergewicht Frankreichs im Rat der europäischen Mächte für lange Zeit sicher gestellt. Was aber Richelieu als Minister eingeleitet, das vollendete der Nachfolger Ludwigs XIII. aus eigener Kraft als König.

Ludwig XIV.

Ludwig XIII. war wenige Monate nach Richelieu gestorben, und wie er selbst war auch sein Nachfolger auf dem Throne, Ludwig XIV. (1643—1715), in dem Augenblicke, da ihm die Krone zufiel, ein Kind. Wieder übernahm, wie dies auch bei Ludwig XIII. der Fall gewesen, eine Ausländerin an Stelle des fünfjährigen Königskindes die Regentschaft, und auch der dritte charakteristische Zug in dem Augenblicksbilde fehlte nicht, um dessen Aehnlichkeit mit demjenigen von 1610 zu vervollständigen: der ausländische Günstling, der als allmächtiger Ratgeber der Krone der Regentin zur Seite stand. Die spanische Mutter Ludwigs XIV., Anna von Oesterreich, hatte sich einen Italiener, Julius Mazarini, von den Franzosen Mazarin genannt, zum Günstling und Minister auserkoren. Gleich Richelieu war er zuerst Soldat gewesen, dann Geistlicher geworden und 1642 in den Besitz des Kardinalshutes gelangt. Der Papst hatte ihn 1634 nach Frankreich gesandt und Richelieu seine staatsmännischen Fähigkeiten bald erkennen und schätzen gelernt, so daß er ihn 1639 bewog, in den Dienst Frankreichs zu treten. Hier bewährte Mazarin das in ihn gesetzte Vertrauen durch glückliche Lösung mehrerer schwieriger staatsmännischer Aufgaben, und Richelieu empfahl ihn auf seinem Sterbebette dem Könige als seinen Nachfolger. Ludwig XIII. hatte aber bereits die Einsetzung eines von ihm selbst ausgewählten Regentschaftsrates verfügt, der während der Minderjährigkeit seines Sohnes die Regierung führen sollte, und Mazarin erhielt infolgedessen nur Sitz im Regentschaftsrate, den aber die Königin nach dem Tode ihres Gemahls sofort aufhob, sich selbst zur unumschränkten Regentin erklärte und Mazarin zu ihrem ersten Minister erhob. Die Opposition der Stände, die gegen ihn und das neue Regiment auftrat, wußte er bald zu ersticken und sich der Königin-Mutter unentbehrlich zu machen. Nach außen erfolgreich — der für Frankreich so günstige westfälische Friede kam hauptsächlich durch ihn zum endgiltigen Abschlusse — gelang es ihm indes nicht, der Gärung im Reiche selbst auf die Dauer Meister zu werden. Es bildete sich eine starke Partei, der man spottweise den Namen eines bei der Pariser Straßenjugend beliebten Spielzeuges und Kampfmittels, der sogenannten „Fronde“ (Schleuder), beilegte, die aber bald bewies, daß die Geringschätzigkeit, mit der man sie anfangs beurteilte, übel angebracht war. Den Kern der Partei bildete der hohe Adel bis zu den Prinzen aus königlichem Geblüte hinauf, und eines der hervorragendsten Mitglieder der Fronde war der Kardinal Retz. Im Jahre 1648 ließ Mazarin die Häupter des Bundes verhaften, doch gelang es Retz, nach längerer Haft ins Ausland zu entrinnen, wo er 15 Jahre durch als Flüchtling lebte, bis ihm endlich der Tod Mazarins die Rückkehr nach Frankreich gestattete. Auch der Herzog von Beaufort, ein natürlicher Sohn Heinrichs IV., entwich aus der Haft und trat (1649) an die Spitze der Fronde. Da aber



Kardinal Mazarin.

Nach einem Stich von N. de Larmessin aus dem Jahre 1659.

die Bewegung von der Pariser Bevölkerung lebhaft unterstützt wurde, so konnte sie durch Maßregelung ihrer Urheber nicht gedämpft werden, und trotz der ungeschickten Führung der Fronde durch den Herzog von Beaufort, der spottweise zum „König der Hallen" erhoben wurde und durch Fraternisieren (Verbrüderung) mit dem Pöbel sich volkstümlich zu machen suchte, gelangte diese zu genügender Macht, um einen allgemeinen Aufstand zu bewirken. Hierzu hatte namentlich eine Verfügung der Regierung beigetragen, durch die das Pariser Parlament, das schon seit Richelieu mit der Regierung auf sehr gespanntem Fuße stand, nach dem kleinen Städtchen Montargis verlegt werden sollte. Das Parlament weigerte sich, dieser Verfügung, durch die sein Einfluß auf die Pariser Bevölkerung lahm gelegt werden sollte, nachzukommen, und erklärte Mazarin als Staatsfeind; der Prinz Ludwig von Condé trat mit seinen Truppen zur Fronde über, und als der Kardinal ihn verhaften ließ, erhob sich das Pariser Volk und erzwang seine Freilassung. Mazarin mußte (1651), um seine Person sicher zu stellen, ins Ausland entfliehen, und die Fronde war augenblicklich Herrin der Lage, schwächte sich aber bald durch Zwietracht unter ihren Führern und durch das hochmütige Auftreten Condés, durch welches das Volk ihrer Sache abwendig gemacht wurde. Mazarin kehrte (1653) nach Frankreich zurück, zwang Paris nach regelrechter Belagerung zur Uebergabe und hielt daselbst als Sieger seinen Einzug.



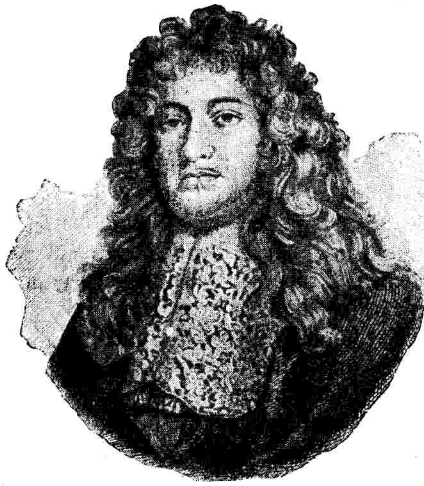
Ludwig XIV.
Nach dem Gemälde von N. Mignard, gestochen von N. Poilly, aus O. Jägers „Weltgeschichte".

Nachdem ihm auf solche Weise die Niederwerfung der Fronde und des letzten Widerstandes gegen die unumschränkte Königsmacht gelungen war, wandte Mazarin seine volle Thätigkeit der Befestigung der äußeren Macht Frankreichs zu. Im Bunde mit England führte er (1658) den Krieg gegen Spanien siegreich zu Ende und errang im Pyrenäischen Frieden, wie schon erwähnt, einen bedeutenden Besitzzuwachs für Frankreich auf Kosten der spanischen Habsburger; durch die Vermählung des nun 16jährigen Ludwig XIV. mit Maria Theresia, der Tochter Philipps IV. von Spanien, wurden Erbansprüche des französischen Herrscherhauses auf den spanischen Thron begründet, und der Enkel Ludwigs XIV. gelangte thatsächlich in diesem Lande zur Herrschaft, in der sich die Bourbons mit kurzen Unterbrechungen bis zum heutigen Tage erhalten haben.

Der feine, glänzend geistvolle Mazarin hatte die Königin vollständig in seiner Gewalt und stand zu ihr in so nahen Beziehungen, daß zwischen den Beiden die vollste Interessengemeinschaft bestand, wenngleich es zum Abschlusse eines Ehebündnisses nicht gekommen ist. Durch dieses Verhältnis zur Königin, die mit voller Treue zu ihrem Freunde hielt, wurde Mazarins Allgewalt im Reiche auf eine feste Grundlage gestellt. Auch der junge König blieb bis zum Tode Mazarins (1661) unter Führung desselben; Anna zog sich

nach dem Ableben ihres Freundes in ein von ihr gestiftetes Kloster zurück, erschien aber auch dann noch zu Zeiten am Hofe und folgte Mazarin nach 5 Jahren (1666) im Tode.

Unmittelbar nach dem Tode Mazarins trat Ludwig XIV. (1643—1715), der um diese Zeit in seinem 23. Lebensjahre stand, selbstständig als Leiter seines Staates auf. Seine ersten Ratgeber, Le Tellier und Lyonne, hatten sich bereits als Mitarbeiter Mazarins vortrefflich bewährt; den dritten, Colbert, hatte ihm Mazarin noch auf dem Sterbebette empfohlen. Auf Le Tellier folgte dessen Sohn Franz Michel, dem sein Vater das Marquisat Louvois gekauft, und ihm damit zu einem vornehmen Namen verholfen hatte, unter dem er auch zu geschichtlichem Ruhme gekommen ist. Louvois war durch seinen Vater in die Staatsgeschäfte eingeführt worden und hatte unter dessen Leitung ein hohes Maß von Kenntnissen auf dem Gebiete der Staatskunst und Verwaltung erworben, sich auch frühzeitig daran gewöhnt, seine Arbeitskraft zu stählen und mit unermüdlicher Ausdauer auszunützen. Schon 1655 war ihm von Mazarin die Anwartschaft auf das Staatssekretariat, das sein Vater inne hatte, zugesichert worden; als er bald nach Mazarins Tode als Gehilfe seines Vaters den Staatssekretärs-Titel und 1668 den Posten des Kriegsministers erhielt, war er somit keineswegs ein neuer Mann und noch weniger eine von Ludwig XIV. erst entdeckte Größe, sondern ein längst bewährter Beamter, der alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse der Schule verdankte, die er unter der Führung seines Vaters während der Regierung Mazarins durchgemacht hatte.



Marquis Louvois.
(Aus Philippson „Zeitalter Ludwig XIV.“)

Louvois und sein Kollege Colbert, der gleich jenem von unermüdlicher Arbeitslust und Arbeitskraft erfüllt war und keinen anderen Ehrgeiz kannte, als den, ein tüchtiger Diener seines Königs und des Staates zu sein, waren und blieben nun durch geraume Zeit die ersten Gehilfen des Königs; Colbert bis 1683 und Louvois bis 1691. Selten hat ein Herrscher zwei so vorzügliche Minister besessen, wie diese beiden, und die Herrlichkeit, die unter der Amtsführung derselben über Frankreich aufging, war zum allergrößten Teile ihr Verdienst. Ludwig heimste aber nicht nur die Früchte ihrer Arbeit, wie dies ja selbstverständlich ist, sondern auch den Ruhm ihrer Erfolge für sich selbst ein. Jedenfalls besaß dieser König gesunden Verstand, klaren Blick und zielbewußte Willenskraft; allein seine geistigen Eigenschaften überragten nicht das normale Maß, und so wenig seine



J. B. Colbert.
Nach Nanteuil gestochen von Bolt im Jahre 1822.

Schmeichler recht hatten, wenn sie ihm das Verdienst zuschrieben, diese ausgezeichneten Gehilfen durch eigenen Scharfblick entdeckt zu haben, ebensowenig hatten sie recht, wenn sie die Leistungen derselben auf die geistige Urheberschaft des Königs zurückführten. Man hat Ludwig XIV. den glanzvollen Beinamen eines „Roi Soleil" (Sonnenkönigs) gegeben und ihn auf einer Denkmünze*), durch die die französischen Eroberungszüge in den Niederlanden verherrlicht wurden, sogar als solchen dargestellt; die Wahrheit ist aber, daß der Glanz dieser königlichen Sonne nicht aus ihrem eigenen Lichtquell, sondern vielmehr aus demjenigen ihrer Planeten Colbert und Louvois hervorgegangen ist.

Außer Colbert und Louvois kam unter Ludwig XIV. kein anderer Minister zur Geltung; nach dem Tode Lyonnes (1671) wurde nicht einmal ein eigener Minister des Aeußeren mehr eingesetzt, sondern der König besorgte anscheinend die Geschäfte dieses Ressorts (Verwaltungszweiges) persönlich, d. h. mit Hilfe von Kräften, die die Ministerarbeit zu leisten hatten, ohne Titel und Stellung von Ministern zu besitzen. Der leitende Grundsatz, dem Ludwig in der äußeren Politik folgte, war einfach der Politik Richelieus und Mazarins entlehnt und ging darauf aus, die Hand in Alles zu stecken und nach Allem begehrlich auszustrecken.

Um der Erhabenheit und Unnahbarkeit der absoluten Königsmacht auch äußerlich Ausdruck zu geben, wurde an dem prachtvollen Hofe Ludwigs XIV. eine streng geregelte Etikette (Hofbrauch) eingeführt, die dem Adel den Hof zwar zugänglich machte, ihm aber die Rolle von Trabanten zuwies, denen jeder eigene Glanz versagt blieb und die sich glücklich preisen mußten, wenn es ihnen gestattet war, sich in seinem Glanze zu sonnen. Dadurch wurde der früher so selbstbewußte und trotzige Adel dem Hofe dienstbar gemacht, und er gewöhnte sich daran, die Ziele seiner Bestrebungen auf jene bescheidene, für ihn allein noch erreichbare Höhe zu stellen, die unermeßlich überragt war von der königlichen Sonne, die allein noch in dieser höfischen Welt Licht und Leben spendete. Tief unter ihr ging das öffentliche Leben seinen geregelten Gang, und hier walteten die eigentlichen Triebkräfte, die Frankreichs Macht und Größe schufen. Eine ausgezeichnet organisierte Verwaltung umfaßte das gesamte Staatsleben und leitete dasselbe wie ein Triebwerk, das seine Bewegung von einem einzigen Punkte her empfängt. Colbert verpflanzte mit außerordentlicher Umsicht und Thatkraft die Industrieen des Auslandes auf den französischen Boden, begünstigte die Ausfuhr der Produkte des Landes und die Einfuhr der für die französische Industrie nötigen Rohstoffe durch niedrige Zölle, wogegen die ausländischen Gewerbeprodukte mit hohen Zöllen belastet wurden, so daß solche Gewerbebetriebe, die in Frankreich ein reiches Absatzgebiet hatten, ihre Thätigkeit gerne dahin verlegten. Um dieses System zu fördern, wurden die besten Arbeiter von Staatswegen nach Frankreich gezogen, um hier als Lehrmeister zur Heranziehung eigener Kräfte zu dienen. Colbert war auch — wenn nicht der Vater, so doch einer der mächtigsten Förderer des sogenannten Merkantilsystems (nach ihm auch „Colbertismus" genannt), das auf dem Grundgedanken beruht, daß der Reichtum einer Nation hauptsächlich in barem Gelde, also in Edelmetall, bestehe. Diesem System gemäß wurden Handel und Industrie, als Hauptquellen des Geldzuflusses, in erster Linie berücksichtigt und befördert, von den Produkten des Bodens aber nur diejenigen des Bergbaues begünstigt, dagegen jene des Ackerbaues und der Viehzucht wie die Rohstoffe überhaupt durch Verhinderung der Ausfuhr und Begünstigung der Einfuhr in niedriger Preislage erhalten, wodurch die Lebensmittel verbilligt wurden, was wieder der Industrie zu gute kam, da diese ihre Arbeitslöhne desto niedriger halten konnten. Zur Bestreitung der Bedürfnisse des Landes wurde ausschließlich die Erwerbskraft des Volkes herangezogen, für deren Förderung alles Mögliche geschah. Aber auch für Kunst und Wissenschaft hatte Colbert trotz der ungeheuren Bedürfnisse des Hofes und Heeres, die aus den Staatseinnahmen zu bestreiten waren, Mittel genug übrig, um verschiedene wissenschaftliche

*) Das Mittelbild der Rückseite dieser Denkmünze ist in der Titelzeichnung zu diesem Abschnitte wiedergegeben.

und Kunstinstitute zu schaffen, die Bibliotheken und Kunstsammlungen des Staates zu bereichern, und sogar eine eigene französische Kunstschule in Rom zu begründen. Daß er die Landwirtschaft vernachlässigte und als das einzige Stiefkind seiner sonst so vorsorglichen Verwaltung behandelte, hing, wie bereits angedeutet, mit dem Merkantilsystem zusammen, geschah also nicht aus Nachlässigkeit oder Mangel an Verständnis, sondern mit zielbewußter Absicht. Die Leistungen Louvois' für Frankreich und seinen König lagen selbstverständlich auf ganz anderem Gebiete als diejenigen Colberts, standen sogar insofern im Gegensatze zu diesem, als der Eine durch seine Thätigkeit verzehrte, was der Andere schuf. Louvois half durch seine vortreffliche Heeresorganisation, die vollständig mit allen früheren Einrichtungen brach und den Kriegsdienst zu einem ausschließlichen königlichen machte, indem das stehende Heer mit allen seinen niedern und höhern Führern im Solde des Königs als seines obersten Befehlshabers stand, die Macht Frankreichs nach außen vermehren, Colbert mußte die dazu nötigen Geldmittel schaffen, und trotz seines großartigen Finanzgenies wurde ihm dies zuweilen recht schwer, dem französischen Volke aber, aus dessen Taschen diese Mittel flossen, noch schwerer. Daß die Staatsschuld bis zum Tode Ludwigs XIV. auf die Höhe von zwei Milliarden anwachsen würde, hatte jedoch Colbert, der mehr als ein Vierteljahrhundert vor seinem Könige starb, schwerlich geahnt. Ursache dieses Uebels war einesteils die maßlose Prunksucht und Verschwendung des Hofes, zum weitaus größeren Teil aber die Sucht nach äußeren Erfolgen. Nach Beendigung des 30jährigen Krieges wandte Ludwig seine begehrlichen Blicke zunächst auf Spanien, auf dessen niederländische Besitzungen er nach Philipps IV. Tode als Gemahl der Tochter dieses Königs aus erster Ehe auf Grund des dort geltenden „Devolutionsrechtes“*) Anspruch erhob. Er besetzte diese Lande und die Franche-Comté. Die holländischen Generalstaaten traten jedoch unter Führung des Ratspensionärs de Witt gegen Ludwig auf, weil sie die Nachbarschaft desselben mit gutem Grunde fürchteten, und schlossen mit Schweden eine „Tripleallianz“, die (1668) von Ludwig den Frieden zu Aachen erzwang, in welchem er die Franche-Comté an Spanien zurückgeben mußte, dafür aber zwölf feste Plätze an der niederländischen Grenze behielt.

Die Vereitlung seiner Absichten auf die spanischen Niederlande durch das Eingreifen Hollands entflammte Ludwigs Haß gegen dieses in höchstem Maße. Er schloß Bündnisse und Subsidienverträge mit England, Schweden und mehreren deutschen Reichsfürsten, darunter namentlich die geistlichen Fürsten von Köln und Münster, um mit deren Hilfe die Republik niederzuwerfen und zugleich dem Protestantismus eine seiner Freistätten zu entreißen. Das Mittel, die Tripleallianz zu sprengen und England und Schweden ins eigene Lager herüberzuziehen, war das französische Geld. Auf Englands katholischen König Karl II. wirkte außerdem noch die Hoffnung, mit Ludwigs Hilfe England katholisch zu machen und das absolute Königstum dort einführen zu können. Voll Zuversicht auf seine durch diese Bündnisse gestärkte Macht vertrauend, ergriff Ludwig zunächst ohne jeden feindlichen Anlaß Besitz von Lothringen (1670) und ließ dann ein von Turenne und Condé geführtes Heer, dessen Fußtruppen bereits mit der neu erfundenen Waffe des Bayonettes versehen waren, in Holland einbrechen (1672). Fast das ganze Land wurde rasch erobert; das Volk, das sich verraten glaubte, ermordete de Witt, der diesen Krieg durch die Begründung der Tripleallianz heraufbeschworen hatte, und mit ihm zugleich seinen Bruder. Die Leitung des Landes und seiner Verteidigung wurde in die Hände Wilhelms III. von Oranien gelegt, eines Urenkels des Verteidigers der Niederlande gegen Alba (vergl. S. 526). Dieser ordnete die Oeffnung der Schleuse an, wodurch das Land für die Truppen unwegsam wurde. Auch der Gedanke des Marschalls Luxembourg, den Winterfrost zu benutzen, um den Feldzug aufs neue aufzunehmen,

*) Devolution, s. v. w. Abwälzung, bedeutet in der Rechtssprache den Uebergang eines Rechtes oder Besitztumes an einen Andern. Im vorliegenden Falle handelte es sich um Uebertragung des Erbanspruches an die spanischen Niederlande auf Ludwigs Gemahlin Maria Theresia als Tochter seiner Tante Isabella, Schwester Ludwigs XIII. Der deshalb ausgebrochene Krieg (1667—1668) wird deshalb auch „Devolutionskrieg“ genannt.

scheiterte am eintretenden Tauwetter, das alle Verkehrswege aufs neue unter Wasser setzte. Ueberdies konnte die englische Flotte infolge des den Holländern günstigen Zufalles, daß wegen der äußerst geringen Flut die seichten Gewässer an der Küste für ihre schweren Kriegsschiffe nicht fahrbar waren, ihre Landung nicht bewerkstelligen. Die so kühn geplante Vernichtung der holländischen Republik mußte also für diesmal unterbleiben. Spanien und der Kaiser verbündeten sich jetzt mit den ketzerischen Holländern gegen Frankreich; da aber Montecucculi, der österreichische General, geheimen Auftrag hatte, so wenig als möglich in den Kampf einzugreifen, so konnte das vereinigte Heer keine Erfolge erzielen. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich schon vor Ausbruch des Krieges mit den Holländern verbündet hatte, schloß jetzt aus Besorgnis um seine am Rhein gelegenen Gebiete mit Ludwig XIV. zu Vossen (1673) Frieden, und Turenne brach in Süddeutschland ein. Die Spanier hielten dagegen fest zu den Niederländern, und da das englische Parlament seinen König (1674) zum Frieden gezwungen hatte, auch Köln und Münster die Waffen niederlegten, so war plötzlich die Sachlage dermaßen ungünstig für Ludwig geworden, daß dieser, zumal da ihm jetzt auch der Kaiser wieder den Krieg erklärte und der Kurfürst von Brandenburg sich diesem anschloß, Holland räumen mußte. Turenne kämpfte im Elsaß gegen die Kaiserlichen und den Kurfürsten von Brandenburg, fiel aber 1675 anläßlich einer Rekognoszierung (Erkundung des Geländes) bei Sasbach. Der Kurfürst, in dessen Land inzwischen die mit Frankreich verbündeten Schweden eingebrochen waren, mußte dahin zurückeilen und erfocht bei Fehrbellin (1675) einen glänzenden Sieg gegen die Eindringlinge. Der Krieg spann sich noch bis 1678 weiter und schloß, nachdem Frankreich seine Kräfte aufs äußerste erschöpft hatte und ihm durch die Vermählung Wilhelms von Oranien mit Maria von England die Gefahr eines englisch-niederländischen Bündnisses drohte, mit dem Frieden von Nymwegen, in welchem Spanien die Franche-Comté und sechzehn feste Plätze in den Niederlanden preisgeben mußte, das deutsche Reich Philippsburg (vergl. S. 558) zurückerhielt, dafür aber Freiburg im Breisgau abgab und den Franzosen das von ihnen geraubte Lothringen überließ. Holland allein ging ohne Einbuße an Land aus diesem Frieden hervor. Der Kurfürst von Brandenburg war dadurch, daß jeder seiner Verbündeten für sich allein mit Ludwig Frieden machte, schließlich gezwungen, dasselbe zu thun, und mußte im Frieden von St. Germainen-Laye Pommern an Schweden zurückgeben.

Mit den durch den Frieden von Nymwegen erlangten Gebietsabtretungen nicht zufrieden, errichtete Ludwig an vier Punkten des Grenzgebietes sogenannte Reunionskammern, durch welche er über 600 Ortschaften als zu den ihm zugefallenen Gebieten gehörig erklären ließ und von diesen sofort Besitz ergriff; nebenbei bemächtigte er sich Straßburgs, das ihm von dem dortigen Bischofe in verräterischer Weise ausgeliefert wurde. Das deutsche Reich ließ sich auch dies gefallen, und Wilhelm von Oranien bemühte sich vergebens, einen Bund der europäischen Mächte gegen den hoffärtigen Friedensstörer auf dem französischen Throne zusammenzubringen, der jetzt einen Angriff gegen den Kaiser von Osten her in Scene setzte. Er nährte die Erhebung der ungarischen Mißvergnügten unter dem Grafen Emmerich Tököly mit französischem Gelde und reizte den Sultan Mohammed IV. zu einem Einbruche in die österreichischen Erbländer, der mit der Belagerung Wiens 1683 und dessen Entsatz durch Karl von Lothringen und den Polenkönig Johann Sobiesky einen für die Türken ungünstigen Abschluß fand. Während dieses Türkeneinfalles hatte Ludwig ohne vorhergegangene Kriegserklärung einen Einbruch in Belgien und dem Erzbistum Trier unternommen. Wieder sah sich der Kaiser zum Abschlusse eines für das Reich nachteiligen Waffenstillstandes zu Regensburg (1684) genötigt, da die Türkengefahr mit der Niederlage Kara Mustaphas vor Wien keineswegs behoben war. Luxemburg fiel bei der Gelegenheit in Ludwigs Hände, ebenso blieb er im Besitze der „Reunionen“ d. h. der Gebiete, die er sich durch seine eigenen Reunionskammern hatte zuerkennen lassen.

In der Kurpfalz d. h. der Unterpfalz, die im Westfälischen Frieden Friedrichs V. Sohn Karl Ludwig zurückgegeben und in ein achtes Kurfürstentum umgewandelt worden war,

war 1685 nach dem Tode Karls, des Sohnes Karl Ludwigs, die katholische Nebenlinie Neuburg des alten pfalzgräflichen Hauses zur Herrschaft gekommen. Ludwig glaubte aber für die Gemahlin seines Bruders, des Herzogs von Orléans, die eine Schwester des verstorbenen Kurfürsten Karl war, auf die pfälzische Allodialerbschaft Ansprüche erheben zu dürfen. Wohl schlossen auf diese neue Kundgebung der unersättlichen Ländersucht des französischen Königs der Kaiser, Spanien, Schweden, Brandenburg und andere Reichsstände zu Augsburg (1686) ein Bündnis; allein Ludwig fürchtete dieses nicht, da die Hauptperson in demselben, der Kaiser, eifrigst mit einem erfolgreichen Feldzug gegen die Türken beschäftigt war. Zudem wurde sein Zorn durch das Fehlschlagen des Versuches gereizt, den Verräter Straßburgs (den Kardinal von Fürstenberg) auf den Kölner Erzstuhl zu erheben. Ludwig hatte für den ernsten Kampf, der ihm bevorstand, auf die Bundesgenossenschaft des katholischen Königs Jakob II. von England gerechnet; dieser wurde aber gestürzt und an seiner Stelle Wilhelm III. von Oranien als Wilhelm I. zum Könige erhoben, der sich sofort dem Bunde gegen Frankreich anschloß. Ludwig XIV. hatte jetzt anstatt eines Verbündeten einen erbitterten Feind an England. Die Gefahr war groß und das Mittel, das Ludwig auf den Rat Louvois' zur Bekämpfung desselben anwendete, einzig in seiner Art. Die Pfalz wurde einfach niedergebrannt, um den Durchzug der feindlichen Heere durch das auf diese Weise in unwirtbare Wüstenei verwandelte Gebiet zu verhindern. Die deutschen Heere, unter deren Führern überdies von allem Anfang an Uneinigkeit herrschte, erschienen zu spät, um die vom französischen Feldherrn Mélac in Ausführung des Befehles seines königlichen Herrn verübte barbarische Verwüstung des schönen Landes zu verhindern; sie konnten sich nicht einmal am Rhein behaupten. Dagegen leistete Wilhelm von Oranien in den Niederlanden trotz wiederholter Siege des Marschalls von Luxemburg tapfern Widerstand und vereitelte zugleich den Versuch, Jakob II. durch Landung in Irland wieder in den Besitz seines Reiches zu setzen. Die französische Flotte wurde beim Kap La Hogue von den Engländern und Holländern nahezu ver-



Prinz Eugen von Savoyen und Piemont.

Nach dem Stich von Bernigeroth.

nichtet; der Krieg wurde aber bis zur völligen Erschöpfung aller Beteiligten weiter geführt und fand endlich seinen Abschluß in dem Frieden von Ryswijk (1697), kraft dessen Frankreich alle in Deutschland besetzten Gebiete, mit Ausnahme der Reunionen im Elsaß und Straßburgs, herausgeben mußte, und der Herzog von Lothringen wieder in den Besitz seines Landes gesetzt wurde. England und Holland verblieben im gleichen Besitzstande wie vor dem Kriege; Spanien mußte sich aber wieder eine „Grenzberichtigung“ zu Gunsten Frankreichs gefallen lassen.

Schon vor Beginn dieses dritten Raubkrieges Ludwigs XIV. hatte der König seinen treuen „Gehilfen“ Colbert durch den Tod verloren; während desselben starb auch Louvois. Das dem Sonnenkönige — wir wir nachgewiesen haben, zu Unrecht — nachgerühmte Geschick in der Entdeckung tüchtiger Gehilfen bewährte sich im Verlauf dieses Feldzuges nicht. Der Prinz Eugen von Savoyen hatte Frankreich seine Dienste angeboten, war aber von Ludwig geringschätzig abgewiesen worden und darauf in kaiserliche Dienste getreten. Er erwies sich als einer der größten Feldherren seiner Zeit, der den Franzosen in den folgenden Kriegen zahlreiche empfindliche Niederlagen bereitete.

Der Tod des Königs Karl II. von Spanien (1700) führte einen verwickelten Erbfolgestreit herbei, da auf den erledigten Thron von zwei Seiten Anspruch erhoben wurde. Der Kaiser begehrte denselben für seinen zweiten Sohn Karl, Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou, den Karl II. auf Betreiben der französischen Staatskünstler zu seinem Erben eingesetzt hatte. Die Seemächte England und Holland verbündeten sich mit dem Kaiser, der zur Wahrung der unbestreitbaren Erbansprüche seines Hauses auf Spanien zu den Waffen griff; außerdem trat der neu geschaffene Kurfürst von Hannover und Friedrich III. von Brandenburg, der vom Kaiser als „König in Preußen“ anerkannt worden war, später auch Portugal dem Bündnisse bei. Auf Frankreichs Seite stellten sich dagegen Bayern, Köln, Braunschweig-Wolfenbüttel, Mantua und Savoyen. Diese Bundesgenossen konnten aber den großen Ludwig nicht dafür entschädigen, daß diesmal die bessern Feldherren auf Seite seiner Gegner kämpften: Marlborough und Eugen von Savoyen. Der letztere eröffnete den Krieg (1701) siegreich in Oberitalien, wurde zunächst vom Herzog von Vendôme in seinem Vordringen gehemmt, siegte aber (1706) bei Turin mit Hilfe der von Leopold von Dessau geführten Preußen. Savoyen hatten sich bald nach Beginn des Krieges von Frankreich abgewandt und war der großen Allianz gegen dasselbe beigetreten (1703); Mantua wurde von den Oesterreichern besetzt, später auch Neapel. Die Franzosen wurden dauernd aus Italien verdrängt, und auf diesem Kriegsschauplatze war damit der Krieg abgeschlossen. Am Rhein drängten die Franzosen unter Villars das Reichsheer unter Ludwig von Baden zurück, und die Bayern brachen in Tirol ein, um dem aus Italien heranziehenden Vendôme die Hand zu reichen; die bewaffnete Erhebung der Tyroler verhinderte jedoch die Vereinigung. Dagegen gelang dies Marlborough und Eugen an der Donau, wo sie bei Höchstädt (1704) einen großen Sieg über die Franzosen erfochten und diese aus Süddeutschland herauswarfen, worauf Bayern von den kaiserlichen Truppen besetzt wurde. In Spanien war Philipp von Anjou als König Philipp V. anerkannt worden und damit selbstverständlich die Bundesgenossenschaft Spaniens und Frankreichs bewirkt. Der Erzherzog Karl landete in Portugal, erlitt aber bei Almanza (1707) eine Niederlage; dagegen nahmen die Engländer im Hafen Vigo eine spanische Silberflotte und setzten sich in den Besitz von Gibraltar. In den Niederlanden war (1703) der englische Feldherr Marlborough vorgedrungen und hatte die Franzosen (1706) bei Ramillies und, vereint mit Eugen, (1708) bei Oudenarde geschlagen. Der strenge Winter 1708 veranlaßte zur Einleitung von Friedensunterhandlungen. Ludwig XIV. war bereit, die weitgehendsten Forderungen der Verbündeten (Herausgabe der spanischen Monarchie an den österreichischen Prätendenten Erzherzog Karl und der niederländischen Grenzfestungen an die Holländer, Wiederherstellung des deutschen Besitzstandes nach der Feststellung desselben im Westfälischen Frieden) zu bewilligen. Als aber des weitern von ihm gefordert wurde, seinen

Enkel, den das spanische Volk selbst zu halten wünschte, mit französischen Waffen aus Spanien zu vertreiben, brach er die Unterhandlungen ab. Der Krieg wurde 1709 aufs neue eröffnet. Nach einer Niederlage, die Ludwig (1709) durch Eugen und Marlborough bei Malplaquet erlitt, machte er neue Friedensanerbietungen und wollte sogar aus seinem gründlich erschöpften Staatsschatze Subsidien zur Bekämpfung und Vertreibung seines Enkels Philipp durch fremde Truppen bewilligen. Die Verbündeten bestanden jedoch auf ihrer Forderung, und der Krieg nahm infolgedessen seinen Fortgang. Da aber 1711 durch den Tod des Kaisers Josef I. der bisherige spanische Kronprätendent Karl als Kaiser Karl VI. auch in den Besitz der deutschen Kaiserkrone kam, so daß für den Fall, daß auch Spanien ihm zugefallen wäre, die Wiederherstellung des Reiches Karls V. eingetreten wäre, so mußten die Verbündeten Habsburgs schwere Bedenken tragen, an der Herstellung einer solchen mit Recht befürchteten Macht mitzuwirken. Dieser Umstand war für Ludwig XIV. sehr günstig. Gleichzeitig trat aber auch in England ein Umschwung zu seinen Gunsten ein; dort war nämlich 1710 das dem Kriege gegen Frankreich günstig gestimmte Ministerium gestürzt worden und die neue Regierung rief Marlborough zurück und trat mit Frankreich in Friedensverhandlungen. Die Folge dieser Vorgänge war die Auflösung der großen Allianz. Während zu Utrecht bereits der Friedenskongreß tagte, wurde auf dem französisch-niederländischen Kriegsschauplatze noch weiter gekämpft und der französische General Villars besiegte bei Denain einen Teil des Heeres Eugens. Auch der Kaiser und die mit ihm verbündeten Reichsstädte führten den Krieg noch weiter, doch fiel der Feldzug (1713) unter Führung Eugens, dem es an der nötigsten Unterstützung fehlte, recht unglücklich aus, und der Kaiser drängte daher zum Friedensschlusse, der zu Rastatt für Oesterreich und zu Baden in der Schweiz für das Reich zum Abschlusse kam (1714). Im Utrechter Frieden wurde die immerwährende Trennung der Länder Frankreich und Spanien fortgesetzt, in letzterem Lande aber Philipp V. als König anerkannt. England erhielt von Spanien Gibraltar, die Insel Minorca und Gebiete in Nordamerika, Holland wurde das Besatzungsrecht einiger Grenzfestungen der bisher spanischen Niederlande zuerkannt, diese selbst aber nebst den übrigen spanischen Nebenländern (Mailand, Neapel und Sardinien) dem Kaiser vorbehalten. Dem deutschen Reiche wurden nur der Besitzstand des Ryswijker Friedens zuerkannt, Landau im französischen Besitze gelassen und die Wiedereinsetzung der in die Reichsacht erklärten Kurfürsten von Bayern und Köln in ihre Würden und Länder ausgesprochen. Zwischen Spanien und dem Kaiser, der die Bourbons dort nicht anerkannte, wurde kein Friede geschlossen.

Das war das Ende der großen Eroberungszüge des Sonnenkönigs. Der glanzvollen Machtentfaltung Frankreichs folgte ein Stillstand, der für das Haus Bourbon den Niedergang und baldigen Verfall bedeutete. Ludwig hatte mit Colbert und Louvois seinen festen Halt und seine Selbständigkeit verloren. Schon zur Zeit (1685) als er durch Aufhebung des Ediktes von Nantes (vergl. S. 542) die Ausübung des reformierten Bekenntnisses in Frankreich untersagt und die Erziehung der Kinder in der katholischen Religion anbefohlen hatte, stand er unter dem Einflusse der Jesuiten, und dieser machte sich in noch höherem Maße geltend, als es der Frau von Maintenon gelungen war, die Gunst des alternden Königs zu erwerben und ihre heimliche Vermählung mit ihm durchzusetzen. Vollkommen ihrem Einflusse unterworfen, verbrachte der König seine letzten Lebensjahre. Er sah seinen Sohn und Enkel, endlich auch seinen ältesten Urenkel ins Grab sinken und dadurch die Erbfolge in seinem Hause auf die beiden Augen eines jüngere Urenkels gesetzt, der ihm als Ludwig XV. auf dem Throne folgte. Bis an sein Lebensende thätig und die Pflichten der Repräsentation als König in vollem Umfange aufrecht erhaltend, starb Ludwig XIV. am 1. September 1715 im 77. Jahre seines Lebens und im 72. seiner Regierung.

Das Deutsche Reich nach dem 30jährigen Kriege.



Die furchtbaren Verheerungen, die der dreißigjährige Glaubenskrieg verursacht hatte, wirkten noch lange nach dessen Abschluß nach und waren in manchen Gegenden und mit Bezug auf manche Erwerbszweige gar nicht mehr gut zu machen. Der Landbau war so tief herabgekommen, daß sich die Bauern den Kriegszustand zurückwünschten und massenhaft das Land verließen, um Kriegsdienste in aller Herren Ländern zu nehmen. Die Mächtigen, weit entfernt, dem Volk aus seiner Not zu helfen, bedrückten dasselbe vielmehr aufs äußerste durch Steuern und Frondienst; viele Bauerngüter konnten von ihren Eigentümern nicht mehr bewirtschaftet werden, wurden „ausgeschlachtet“, und ihre früheren Besitzer mußten um Taglohn dienen, wenn sie nicht verderben wollten. In Mecklenburg waren von 12000 Bauernstellen, die beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges noch vorhanden waren, 100 Jahre später nur noch 5000 übrig, von denen selbstverständlich eine große Zahl erst in der nachfolgenden längeren Friedenszeit neu begründet worden waren. Gewerbe und Handel lagen natürlich während des Krieges völlig darnieder und konnten sich nach Beendigung desselben nur schwer erholen, da inzwischen England, Holland und Frankreich zu Seemächten herangewachsen waren, die den in voller Entwicklung begriffenen überseeischen Verkehr beherrschten und den damit aufs engste zusammenhängenden Welthandel an sich rissen, indem sie namentlich auf der Ost- und Nordsee einen schweren Druck auf die deutsche Schiffahrt ausübten. Die allgemeine Verarmung spitzte den Gegensatz zwischen der kleinen Zahl der Besitzenden und der ungeheuren Masse der Besitzlosen aufs schärfste zu, und es wurde dadurch im Bürgerstande ein Strebertum und eine Großmannssucht genährt, in deren Gefolge ein lächerlicher Standesdünkel einerseits, und eine de- und wehmütige Unterwürfigkeit, eine stumpfsinnige Ergebung in die hoffnungslose Lage andererseits sich geltend machte. Das Bestreben, den großartigen Verwaltungsapparat, wie ihn Frankreich sich geschaffen, auch in Deutschland einzuführen, brachte hier die lächerliche Mißgeburt des bureaukratischen Zopfstiles zu stande, der ein ungeheures Beamtenheer entsproß; in diesem fand nun ein großer Teil des verarmten Bürgertums Aufnahme, Versorgung und ansehnliche Lebensstellung, und

es bildete sich ein hoffärtiger, anmaßender Beamtenstand heraus, der häufig Lebensweise und Auftreten der Vornehmen annahm und die dazu nötigen Mittel durch Bestechlichkeit und Erpressung herbeizuschaffen wußte. Eine andere Klasse von Menschen war aus dem abgedankten Kriegsvolke einerseits und aus den zu berufsmäßigen Soldaten gewordenen Offizieren der stehenden Heere andererseits hervorgewachsen. Während die ersteren bis zu ihrem allmäligen Aussterben teils als Tagediebe, Strauchritter und Wegelagerer ihr Dasein fristeten, weil sie zu ehrlicher Arbeit weder Geschick noch Lust und Gelegenheit hatten, gefielen sich die letzteren vielfach in der Nachahmung der Manieren und der äußeren Erscheinung der spanischen und französischen Offiziere, die sie während der vielen und langen Feldzüge des dreißigjährigen und der nachfolgende Kriege in aller Herren Ländern kennen gelernt hatten, und wurden zu stehenden Zerrbildern der Spottblätter jener Zeit. „Monsieur Alamode“ wurde zum Typus soldatischer Großsprecherei und Geckenhaftigkeit, der den deutschen Humoristen und Sittenpredigern jener Zeit lange genug Stoff zu scharfem Spotte und schneidigem Hohn gab.



„Monsieur Alamode“.

Typische Gestalt aus den Spottblättern der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Das deutsche Reich als solches war seit dem Westfälischen Frieden zu einem bloßen Scheinwesen herabgesunken. In seinem Dienste wurde mehr Papier verschrieben, als je zuvor, aber damit war sein Wirken nach innen und außen auch so ziemlich erschöpft. Sowohl der Kaiser als auch die einzelnen Stände gingen ihre eigenen Wege, von letzteren hatte sich — dank dem den Landesfürsten durch den Westfälischen Frieden eingeräumten Rechte, selbständige Bündnisse abzuschließen — ein Teil durch den sogenannten „Rheinbund“ an Frankreich gekettet. Den letzten feierlichen Reichstag hielt Ferdinand III. im Jahre 1653 zu Regensburg ab, wo auch noch die letzte römische Königskrönung an seinem Sohne Ferdinand IV. vollzogen worden war. Seit 1663 hatte in dieser Stadt ein von 314 Reichsständen beschickter „immerwährender Reichstag“ seinen Sitz, und dieser lebte auf dem Papier bis 1806 fort, ohne daß er je von einem Standesherrn besucht worden wäre. Den Reichsfürsten wurde das Recht zuerkannt, die Steuern zur Verteidigung des Reiches ihren Unterthanen selbst aufzulegen; damit war auch nach dieser Seite hin der Zusammenhang zwischen Reich und Volk aufgehoben. Die Landstände hatten die aus Verträgen und Bündnissen erwachsenden Lasten „gehorsamlich und unweigerlich“ zu tragen und erkauften damit die Geltendmachung ihrer „alten Freiheiten“, die ebenfalls nur auf dem Papier standen; ohne pünktliche Leistung ihrer Zahlungsverpflichtungen wurden ihre Be-



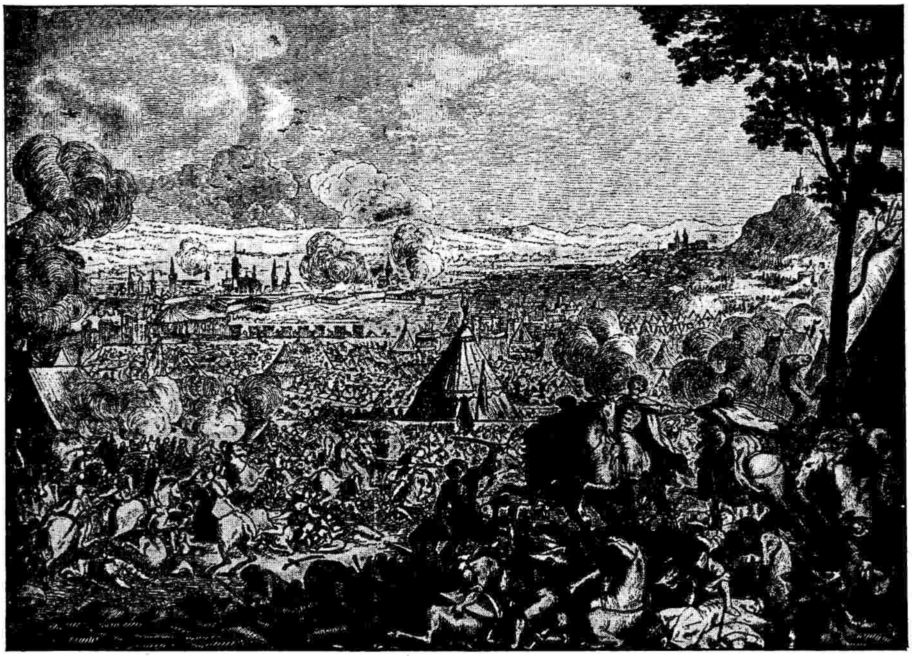
Kaiser Leopold I.

Aus „Deutsche Geschichte 1648—1740“ von Erdmannsdörfer.

schwerden vom Reichskammergericht überhaupt garnicht mehr angenommen. Der Reichstag bestand, wie der Geschichtsschreiber Johannes von Müller (1752—1809) kurz und treffend bemerkt, „aus Denen, über welche die Nation vorzüglich zu klagen hatte, und im Reichskammergericht saßen die von ihnen unterhaltenen Assessoren".

Der Kaiser verkaufte Adelstitel und andere zu bestimmten Preisen; so galt 1672 ein Fürstentitel 12000 Gulden, ein Marquis 6000 Gulden, ein Graf 4000, ein Ritter 300 Gulden. Aerztliche Doktordiplome wurde mit 16, der Titel als Hoflieferant mit 80, die Gründung einer Universität mit 2000, die eines Gymnasiums mit 1000, einer Druckerei mit 400 Gulden bezahlt. In Oesterreich wurde die Redensart „im Reiche draußen" landläufig; daß das Reichsoberhaupt dort residierte, merkte man wohl bei Hofe und in den Kanzleien, das Volk aber hatte kaum noch eine Ahnung davon.

Kaiser des heiligen römisch-deutschen Reiches war seit 1658 Leopold I. Er hatte mit Ludwig XIV. um die Krone ringen müssen und sie schließlich unter schweren Wahl-



Die Türken vor Wien.
Nach einem zeitgenössischen Stiche.

kapitulations-Bedingungen*) erhalten, aber nicht verhindern können, daß eine Anzahl Reichsfürsten — unter dem Vorgeben, daß dadurch der Westfälische Friede gesichert werden solle — sich zu einer, von Frankreich abhängigen Rheinischen Allianz (1638) vereinigten. Mehrere Fürsten bezogen von Ludwig XIV. Jahrgehalte. Der Kaiser selbst, in seinem Gesichtskreise durch jesuitische Erziehung und spanische Etikette eng beschränkt, war von schwerfälligem und unentschlossenem Wesen, starrer religiöser Intoleranz, die sich namentlich in

*) Vergl. S. 501. Unter den Bedingungen, die in Leopolds I. Wahlkapitulation diesem auferlegt wurden, war u. a. auch die, daß sich der Kaiser verpflichten mußte, Spanien keinerlei Hilfe gegen Frankreich zu gewähren. Den deutschen Fürsten lag eben alles daran, jede Verbindung der Kaisermacht mit habsburgischen Interessen, wie solche mit Bezug auf Spanien ganz besonders bestanden, zu verhindern.

Stammtafel
der spanischen, sicilianischen und parmesanischen Bourbons.

Philipp, Herzog von Anjou,
Enkel Ludwigs XIV.
(vergl. Stammtafel der Häuser Bourbon und Orléans),
als
Philipp V. König von Spanien (1700—1746).

- 1. **Ferdinand VI.** König von Spanien (1746—1759).
- 2. **Karl III.** König von Neapel (1735—1759), König von Spanien (1759—1788).
  - 1. **Karl IV.** (1788—1808).
    - 1. Carlotta, Gem. Johanns VI. von Portugal, * 1775 † 1830.
    - 2. **Ferdinand VII.** (1813—1833). König v. Spanien
      - **Isabella II.** 1833—1868.
        - **Alphons XII.** 1874—1885.
          - **Alphons XIII.** * 1886.
    - 3. Don Carlos Kronprätendent * 1788 † 1855.
      - Don Carlos * 1818 † 1887.
        - 1. Don Carlos * 1848.
        - 2. Alphons * 1849.
  - 2. **Ferdinand I.** König beider Sicilien (als König von Neapel Ferdinand IV.). 1759—1825.
    - **Franz I.** 1825—1830.
      - **Ferdinand II.** 1830—1859.
        - Franz II. 1859—1860. † 1894 ohne Erben.
- 3. **Philipp.** Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla. (1748—1765.)
  - **Ferdinand I.** (1795—1802).
    - **Ludwig.** König von Etrurien, 1802—1803. Gem.: Maria Luise, Infantin von Spanien, Tochter Karls IV. von Spanien.
      - **Karl II.** 1803—1807 König von Etrurien, 1814—1847 Herzog von Lucca. Nach dem Tode der Tochter Franz I. von Oesterreich und Witwe Napoleons I., Maria Louise, der seit 1814 die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla als souveränes Eigentum zugewiesen waren, Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla 1847—1849.
        - **Karl III.** 1849—1854.
          - **Robert** * 1854—1859.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Häupter.

der grausamen Verfolgung der ungarischen Protestanten geltend machte, und unglücklich in der Wahl seiner Ratgeber, von denen besonders der Fürst von Lobkowitz, seit 1668 leitender Minister, durch seine zweideutige Haltung zur Zeit, als sich das Reich mit Holland gegen Ludwig XIV. verbündet hatte (vergl. S. 567) dem Verdacht aussetzte, daß er von diesem bestochen sei. Die ruhmlose Kriegführung Leopolds I. gegen Ludwig XIV. haben wir bereits kennen gelernt; glücklicher war der Kaiser gegen die Türken, gegen die er nach ihrer Niederlage am Kahlenberge bei Wien (1683) angriffsweise vorging, und denen er — dank dem Siege des Prinzen Eugen bei Zentha (1697) — Slavonien, Siebenbürgen und ganz Ungarn bis auf das Temesvarer Gebiet im Frieden von Karlowitz (1699) entrang. Ungarn, das sich bereits auf dem Reichstage zu Preßburg (1687) unterworfen hatte, wurde jetzt aus einem Wahlkönigreiche in ein Erbkönigreich des Hauses Habsburg umgewandelt. Eine neue Erhebung der Ungarn unter dem jüngeren Rákoczy (Franz II.) wurde, nachdem sie sich zu einer förmlichen Nationalerhebung entwickelt und während des spanischen Erbfolgekrieges dem Kaiser viel zu schaffen gemacht hatte, durch den Frieden zu Szathmár (1711) beigelegt. Rákoczy verschmähte die den Aufständischen gewährte Amnestie, ging nach Frankreich und später in die Türkei, wo er 1735 starb. Während des spanischen Erbfolgekrieges starb Leopold. Sein Sohn und Nachfolger Josef I. (1705—1711) starb ohne männliche Nachkommen, und auch dessen Bruder und Nachfolger Karl VI. (1711—1740) mußte, da er keinen Sohn hatte, durch die „Pragmatische Sanction" die Erbfolge seiner ältesten Tochter Maria Theresia in den österreichischen Ländern sicherstellen, womit zugleich diese noch enger als zuvor zu einem einheitlichen Staatengebilde zusammengeschlossen wurden. Unter Karl VI. mußte Oesterreich im Bunde mit Venedig noch einmal seine Waffen mit dem Halbmonde messen, um dem Karlowitzer Frieden nachdrücklich Geltung zu verschaffen. Prinz Eugen siegte bei Peterwardein und Belgrad über die Türken, und Oesterreich gelangte durch den Frieden von Passarowitz (1718) in den Besitz Serbiens und Kroatiens, des Temesvarer Gebietes („Banat" genannt), und eines Teiles der Walachei. Mit Spanien, das 1717 Sardinien und 1718 Sicilien an sich gerissen hatte und die Durchbrechung des Utrechter Friedens behufs Wiedererwerbung der in diesem Frieden verlorenen Nebenländer beabsichtigte, führte 1718 Karl im Bündnisse mit Frankreich, England und Holland einen kurzen Krieg, der mit dem Sturze des Ministers und Kardinals Alberoni, des Anzettlers jenes Unternehmens, mit der Räumung Siciliens und Sardiniens und der endgiltigen Verzichtleistung auf seine Nebenländer von Seite Spaniens abschloß, wogegen der Kaiser jetzt die spanischen Bourbons anerkannte, und ihnen die Anwartschaft auf den Besitz der mittelitalienischen Herzogtümer einräumte. In der That gelangte der dritte Sohn Philipps V. 1748 in den Besitz von Parma, Piacenza und Guastalla, so daß das Haus Bourbon nun neben seiner in Frankreich regierenden Hauptlinie noch drei Nebenlinien auf europäischen Thronen sah. (Vergl. die nebenstehende Stammtafel.) Savoyen wurde zum Austausch Siciliens gegen die Insel Sardinien genötigt, und seine Beherrscher nannten sich seither Könige von Sardinien.

Prinz Eugen war nach Schluß des von ihm so siegreich geführten Türkenkrieges durch die mittlerweile am Wiener Hof zur Herrschaft gelangte spanische und Jesuiten-Partei aus der Gunst des Kaisers verdrängt worden, und man that ihm sogar die Schmach an, ihm den kurz vorher neuerdings zuerkannten Oberbefehl wieder abzunehmen; bald darauf starb er (1736). Oesterreich hätte den alten Kriegshelden noch gar wohl brauchen können, denn in dem 1733 ausgebrochenen polnischen Thronfolgekriege, auf den wir später noch zurückkommen werden, wurde es von Frankreich, Spanien und Sardinien in Italien angegriffen und verlor alle seine dortigen Besitzungen bis auf Mantua. Lothringen, dessen Besitz in diesem Kriege ebenfalls ein Streitobjekt war, wurde von den Franzosen besetzt und in dem 1738 abgeschlossenen Frieden zu Wien dem Polenkönige Stanislaus Leszczynski zugewiesen, wogegen der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, der Gemahl Maria Theresiens und nachmalige Kaiser Franz II., als Entschädigung das Großherzogtum Toskana erhielt, wo das mediceische Herrscherhaus kurz vorher ausgestorben war. Neapel



Maria Theresia von Oesterreich.
Nach dem Gemälde von du Greux gestochen von Jakob Schmuzer (1770).

und Sicilien fielen an die spanische Linie der Bourbons, Parma und Piacenza dagegen an Oesterreich. Schon 1736 war Oesterreich im Bunde mit Rußland auch mit den Türken in einen neuen Krieg verwickelt worden, nach dessen unglücklichem Ausgange fast alle Früchte der Siege Eugens im Frieden zu Belgrad (1739) wieder an den Halbmond zurückfielen.

Als nach Karls VI. Tode dessen Tochter **Maria Theresia** (1740—1780) den deutschen Kaiserthron bestieg, erhoben sich die Gegner der pragmatischen Sanction wider sie, und der Kurfürst **Karl Albert** von **Bayern** machte als Nachkomme einer Tochter des Kaisers Ferdinand I. Anspruch auf das Habsburgische Erbe. Seinem Beispiele folgten, von Frankreich dazu angestiftet, auch Philipp V. von Spanien und August III. von Sachsen. Es entstand infolgedessen der **österreichische Erbfolgekrieg** (1740—1748), auf den wir im nächsten Abschnitte zurückkommen werden. Derselbe endigte im Frieden zu **Aachen** mit der gegenseitigen Rückgabe aller Eroberungen, fand aber sein Nachspiel im sogenannten **Siebenjährigen Kriege** (1756—1763), der für Oesterreich mit dem endgiltigen Verluste Schlesiens endigte, das schon im **Aachener Frieden** Preußen zugesprochen worden war.

Der bayerische Kurfürst Karl Albert war beim Ausbruche des österreichischen Erbfolgekrieges im Erzherzogtum Oesterreich mit einem bayerisch-französischen Heere eingefallen, von dort in Böhmen eingedrungen, wo er sich nach der Einnahme von Prag (1741) als König hatte huldigen lassen, und im folgenden Jahre als **Karl VII.** zu Frankfurt als Kaiser gekrönt worden. Die österreichischen Truppen nahmen ihm aber bald seine Eroberungen wieder weg und trieben ihn zunächst in die Flucht nach Frankfurt. Nach seiner Rückkehr nach München (1743) drangen die Oesterreicher mit verstärkter Macht in Bayern ein und nötigten Karl aufs neue, seine Hauptstadt zu verlassen. Die Oesterreicher wurden durch Friedrich II. genötigt, sich aus Bayern zurückzuziehen und Karl konnte wieder in seine Residenz einziehen, starb aber dort, von Gram und Krankheit erschöpft, am 20. Januar 1745.



Wenzel Anton Fürst v. Kaunitz.
Nach seinem Bildnis aus dem Jahre 1765, aus O. Jägers „Weltgeschichte".

Die Regierung Maria Theresiens zeigte von großer Umsicht und hausmütterlicher Vorsorge der Kaiserin für ihr Land, in welchem sie die Verwaltung und die Finanzen teil-

weise vorteilhaft umgestaltete. Franz I. spielte an ihrer Seite mehr die Rolle eines ersten Beamten seiner Frau, war aber ein vortrefflicher Charakter, wegen seiner unbeschränkten Wohlthätigkeit von seinen Unterthanen geliebt und verehrt, und ein eifriger Förderer der Wissenschaften und Künste, sowie des Handels und der Gewerbe. Er starb 1765. Die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches leitete mit fast unbeschränkten Machtbefugnissen seit 1756 der Fürst Kaunitz mit ausgesprochenem Erfolge; auch auf die innere Politik übte er im Sinne des „aufgeklärten Absolutismus", der damals in Europa als Regierungsprinzip in Aufschwung gekommen war, großen Einfluß und förderte die Einführung zeitgemäßer Reformen auf den verschiedensten Gebieten. Sein amtliches Wirken erstreckte sich noch auf die Regierungszeit der nächsten Nachfolger Maria Theresiens, der Kaiser Josef II. (1780—1790) und Leopold II. (1790—1792); als aber Franz II. bei dem Antritt seiner Regierung (1792) einen neuen, reaktionären (rückschrittlichen) Kurs einschlug, zog sich Kaunitz ins Privatleben zurück. Er starb 1794.



Kaiser Joseph II.
Gemalt nach dem Leben bei Gelegenheit des Besuches zu Paris 1777 von Kymat.
(Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

Unter Josef II. trat eine Zeit rascher und gewaltsamer Veränderungen in der Führung der Regierung ein, die zwar auf eine bedeutende Geistes- und Willensstärke ihres kaiserlichen Urhebers hinwiesen und vielfach die hohe Bewunderung aufgeklärter Zeitgenossen und Epigonen (Nachkommen) gefunden haben, bei deren Durchführung aber Josef mit solcher Ueberstürzung und vielfach hart und schroff auftretender Willkür und Mißachtung bestehender Rechte vorging, daß er mit seinen Neuerungen größtenteils Widerwillen und Widersetzlichkeit hervorrief, in Belgien einen Aufstand entzündete, der zur Unabhängigkeitserklärung des Landes führte, auch Ungarn fast bis zur Erhebung drängte und zur Folge hatte, daß der Kaiser, der von den besten Absichten beseelt war, kurz vor seinem Tode vor die Notwendigkeit gestellt war, sein Werk aufzugeben.

Josefs Hauptziele waren die Herstellung eines starken Einheitsstaates durch Aufhebung aller Selbständigkeit der einzelnen Kronländer, sowie die Beseitigung der Macht und des Einflusses der Kirche auf die staatlichen Angelegenheiten und besonders der Einmischung Roms in die kirchlichen und weltlichen Verhältnisse des Staates. Um seinen Länderbesitz abzurunden, strebte er einen Tausch mit Bayern an, das in österreichischen Besitz übergehen sollte, wogegen dem bayerischen Thronerben (dem Pfalzgrafen von Zweibrücken) Belgien (außer Luxemburg und Namur) als „Königreich Burgund" überlassen werden sollte. Der Plan scheiterte jedoch an der Begründung des „Deutschen Fürstenbundes" durch Friedrich II. von Preußen, der nach dessen eigenen Worten kein Trutzbündnis, sondern nur

eine Schutzwehr dagegen sein sollte, daß ein herrschsüchtiger und unternehmender Kaiser einmal die ganze deutsche Verfassung umstürzt, indem er sie stückweise zerbricht."

Besonders einschneidend waren die Neuerungen Josephs II. auf dem Gebiete des Kirchenwesens. Er beschränkte den Verkehr der Bischöfe mit Rom, behielt für die Kundmachung päpstlicher Bullen und Erlasse in Oesterreich die landesherrliche Genehmigung vor und löste über 700 Klöster auf, deren Angehörige sich keiner gemeinnützigen Thätigkeit widmeten.



Allegorie auf die Aufhebung der Klöster durch Josef II.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

Joseph starb am 20. Februar 1790 in Wien. Sein Nachfolger Leopold II. benutzte die kurze Zeit seiner Regierung, um den Frieden im Innern wie nach Außen nach bester Einsicht wiederherzustellen. Er schloß 1791 mit der Türkei den Frieden von Sistowo, der Oesterreich allerdings nur den Vorteil brachte, daß es die Aufrechterhaltung der Zustände, wie sie vor dem von Josef II. in Gemeinschaft mit Rußland unglücklich geführten Kriege (1787—1792) bestanden hatten, nicht mit neuen Opfern zu erkaufen brauchte. An Preußen suchte Leopold freundschaftliche Annäherung und einigte sich mit dessen Könige zur gemeinschaftlichen Bekämpfung des Umsturzes in Frankreich, der während seiner Regierung bereits zu drohendem Umfange gediehen war. Doch konnte weder Leopold noch sonst irgend eine Macht der Erde dem Sturme Einhalt gebieten, der sich von dort her bald über ganz Europa erhob und dem der friedfertige Leopold durch seinen frühen Tod (1. März 1792) noch bei Zeiten entging.



Brandenburg-Preussen.

Die brandenburgischen Kurfürsten hatten im Beginn ihrer Herrschaft innerer und äußerer Feinde sich zu erwehren. Das Land war unter luxemburgischer Herrschaft in völlige Zerrüttung geraten. Der erste Kurfürst Friedrich I. (1414—1440) mußte nicht nur im Innern, durch Niederwerfung des anmaßenden Adels, Ordnung und Frieden herstellen, sondern auch nach außen seinen Besitz sichern. Siegreich gegen Mecklenburg und Pommern, vereinigte er die Uckermark mit Brandenburg, und löste Aemter und Städte, die an den Adel und andere Gläubiger verpfändet waren, wieder aus. Auch verordnete er einen Landfrieden, zu dessen Annahme die widerspenstigen Führer des Adels mit Gewalt gezwungen wurden. Sein Nachfolger Friedrich II. (1440—1470) wandte sich gegen die Städte in Brandenburg, namentlich das trotzige Berlin-Kölln, dessen Rat der Bestätigung des Kurfürsten unterworfen wurde. Durch Niederwerfung des Aufruhres von 1447 (des sogenannten „Berliner Unwillens") wurde der Widerstand der Städte völlig gebrochen. 1455 kaufte Friedrich II. die Neumark, die Karls IV. Sohn Sigismund 1402 an den deutschen Ritterorden verpfändet hatte, wieder zurück, und erwarb von Böhmen einen Teil der Niederlausitz (1462). Er trat die Regierung 1470 an seinen Bruder Albrecht Achilles ab, der durch das von ihm aufgestellte Hausgesetz die Unteilbarkeit der brandenburgischen Lande feststellte (1473). Durch einen glücklichen Krieg gegen Pommern zwang er 1472 die pommerschen Herzöge zur Anerkennung der brandenburgischen Lehenshoheit. Ihm folgte 1486 sein Sohn Johann Cicero, der die Oberlehensherrlichkeit Brandenburgs über Pommern durch Vertrag von 1493 in ein eventuelles Erbfolgerecht umwandelte; eine Empörung der altmärkischen Städte warf er mit Waffengewalt nieder. Joachim I. (1499—1535) schritt streng gegen die Raubritter in seinem Lande ein, gründete 1506 eine Universität in Frankfurt und 1516 das Kammergericht in Berlin als obersten Gerichtshof, ordnete die städtische Verwaltung neu und regelte das Steuerwesen. Die Reformation suchte er mit Härte zu unterdrücken. Gegen Albrecht Achilles' Hausgesetz gab er die Neumark seinem zweiten Sohne

Johann; sein Nachfolger in der Kurwürde war Joachim II. (1535—1571), der in Brandenburg die Reformation einführte (vergl. S. 515). Nach langwierigen Verhandlungen erlangte er die Mitbelehnung mit dem Herzogtum Preußen nach dem Aussterben der dort herrschenden Linie des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach (vergl. S. 507); diesem war 1568 sein minderjähriger Sohn Albrecht Friedrich gefolgt, für den, da er geisteskrank wurde, dessen Vormund Georg Friedrich von Brandenburg-Ansbach eintrat. Infolge der von Polen ausgewirkten Mitbelehnung und Anwartschaft der brandenburgischen Linie auf Preußen traten nach Georg Friedrichs Tode (1603) die Kurfürsten Joachim Friedrich (1598—1608) und Johann Sigismund (1608—1619) in der Vormundschaft über den kranken Herzog an dessen Stelle, und als dieser 1618 starb, wurde Preußen mit Brandenburg zu einem Staate vereinigt; schon unter Johann Georg (1571—1598) war die ganze Mark wieder unter einer Herrschaft vereinigt worden. Joachim Friedrich brachte auch Ansbach und Bayreuth, sowie Jägerndorf durch den Geraischen Vergleich (1599) an die brandenburgische Linie. Johann Sigismunds Sohn Georg Wilhelm (1619—1640) war einer der schwächsten Fürsten des Hohenzollern-Hauses und spielte, zwischen den streitenden Parteien unsicher hin und her schwankend, im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges eine unrühmliche Rolle; sein Land wurde nicht nur von Feinden, sondern auch von seinen eigenen, für den Krieg gegen Schweden angeworbenen Soldaten ausgepreßt und verheert. Seine Unfähigkeit zur Erfüllung der durch die Zeitverhältnisse doppelt schwierig gewordenen Herrscheraufgabe erkennend, zog er sich nach Königsberg zurück und ließ den Dingen ihren Lauf. Bei seinem Tode (1640) schien sein Staat der Auflösung nahe zu sein. Sein Sohn Friedrich Wilhelm (1640—1688), später der „Große Kurfürst“ genannt, trat die Regierung der brandenburgischen Lande im Alter von zwanzig Jahren an und wurde zum Begründer des Ansehens und der Macht des Staates.

Der Große Kurfürst.

Friedrich Wilhelms erste politische That war, daß er mit Schweden einen Waffenstillstand abschloß und ein kleines, aber auserlesenes Heer bildete, das ihn zunächst seiner Herrschaft in Brandenburg versicherte. Durch Abschluß eines Bündnisses mit Holland gedachte er die seinem Hause 1614 zugefallenen Jülichschen Lande (vergl. S. 515) sicher zu stellen. Doch mußte er, wie wir bereits gesehen haben, mit dem wechselnden Kriegsglück auch seine politische Stellung ändern. Anfangs schloß er sich dem Kaiser an, später (1653) trat er jedoch an die Spitze der deutschen Opposition gegen Habsburg, und es wurde sogar die Gründung eines deutschen Fürstenbundes unter brandenburgischer Führung ins Auge gefaßt, dieser Plan aber durch die Macht der Ereignisse wieder niedergeschlagen. Wie auf dem westlichen, so mußte Friedrich Wilhelm auch auf dem nördlichen Kriegsschauplatze seine Stellung zu den anderen Mächten dem Wechsel der Verhältnisse anpassen; 1656 war er auf Seite der Schweden getreten, 1657 hatte er sich den Polen genähert und mit ihnen und dem Kaiser ein Bündnis geschlossen, das ihn 1658 und 1659 in Krieg mit Schweden verwickelte. Ludwigs XIV. zweiter Raubzug (gegen Holland, 1672—1678) veranlaßte Friedrich Wilhelm, mit den Holländern ein Bündnis zu schließen, das jedoch keine guten Früchte trug; die Schweden fielen in sein Land ein und er war gezwungen, sich eiligst zu dessen Schutze dahin zu begeben. Durch seinen Sieg bei Fehrbellin (vergl. S. 567) gelangte er in den Besitz Pommerns, eroberte die festen Plätze Stettin und Stralsund, sowie die Insel Rügen und verjagte dann die Schweden, die von Livland her einen Einfall in Ostpreußen unternommen hatten, durch einen Winterfeldzug schneidigster Art auch von dort. In Schlitten und über die Eisdecke des Frischen und Kurischen Haffes verfolgte er die Schweden bis nach Riga und setzte ihnen auf ihrem fluchtartigen Rückzuge so hart zu, daß sie kaum den sechsten Teil ihrer Streitmacht aus diesem Kriege zurückbrachten. Wir haben bereits gesehen (vergl. S. 567), daß Friedrich Wilhelm trotz seiner Waffenerfolge

gegen die Schweden gezwungen wurde, ihnen den größten Teil des eroberten Gebietes im Frieden von St. Germain-en-Laye wieder auszuliefern. Seine großdeutsche Gesinnung erlitt durch die schmähliche Art und Weise, wie ihn der Kaiser im Stiche gelassen, beträchtlichen Abbruch, und er geriet sogar in bedenklicher Weise auf politische Abwege, indem er sich durch geheimen Vertrag mit Ludwig XIV. verpflichtete, diesem im Falle einer neuen Kaiserwahl seine Stimme zu geben; zum Glück für sein glorreiches Gedächtnis in der Geschichte trat aber rechtzeitig die papstkirchlich-reaktionäre Schwenkung in England und Frankreich ein und veranlaßte ihn, diesen undeutschen Schritt zu unterlassen.

Die wenigen Friedensjahre, die Friedrich Wilhelm während seiner langen Regierung beschieden waren, verwandte er in gewissenhaftester und erfolgreichster Weise zum inneren Ausbau und zur Hebung seines Staates. Unermüdlich war er bemüht, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu beleben. Holländische Ansiedler wurden zur Einführung einer zweckdienlichen Bodenwirtschaft und Viehzucht ins Land geholt, desgleichen Handwerker und Künstler, deren treffliche Leistungen er während seines dreijährigen Jugendaufenthaltes in den Niederlanden kennen und schätzen gelernt hatte. Der Spree-Elbe-Kanal war sein Werk, auch machte er den Anfang zur Herstellung einer Flotte für überseeische Unternehmungen, ließ Kaperschiffe gegen Schweden ausrüsten, entsandte 1681 eine Handelsexpedition nach Westafrika und 1682 zwei Fregatten zur Anlage von Befestigungen an der Goldküste, wo 1683 auf der dort erbauten „Groß-Friedrichsburg“ die brandenburgische Flagge gehißt wurde. Mit seinem großen Nachfolger Friedrich II. teilte der große Kurfürst den Grundsatz, daß jeder nach seiner Façon selig werden möge. Er trat, obwohl selbst glaubensfester Protestant, für die bedrückten Katholiken in Livland, Groningen und Westfriesland ein, nahm 7000 hugenottische Flüchtlinge, die durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes (vergl. S. 570) aus Frankreich vertrieben worden waren, in seinem Lande auf, ebenso die Angehörigen von Sekten, denen das jesuitisch gewordene Polen keine Freistätte mehr bot. Zum erstenmale seit einem Jahrhundert wurden unter seiner Regierung in Brandenburg wieder Juden zugelassen; dabei gingen aber Jesuitenpatres vertraulich in seinem Schlosse aus und ein und wurden sogar zu Staatsmissionen nach fremden Höfen verwendet.



G. B. von Derfflinger.
Nach einem anonymen zeitgenössischen Stiche.

Die brandenburgischen Lande erfuhren während seiner Regierung eine Vermehrung ihrer Ausdehnung um 602 Quadratmeilen; die Staatseinkünfte wuchsen aber auf das Fünffache an. Ausschließlich aus Landesmitteln gründete Friedrich Wilhelm mit Unterstützung seines Feldmarschalls Derfflinger ein tüchtiges stehendes Heer, das die feste Stütze

der wachsenden Macht seines Staates bildete, und auf das sich hauptsächlich das hohe Ansehen begründete, zu dem er diesen gebracht hat. Er starb am 9. Mai 1688.

Preußen als Königreich.

Kurfürst **Friedrich III.** (1688—1713) verfolgte zunächst die Politik seines Vaters und kämpfte im Bunde mit den Seemächten (England und Holland) gegen Ludwig XIV. und dessen Bestreben, Europa unter das Szepter Frankreichs zu beugen. Bald trat aber am Hofe eine Günstlingswirtschaft ein, die im Verein mit einem prunksüchtigen und verschwenderischen Hofleben die Finanzen des Staates rasch zerrüttete. Ohne eigenes Verdienst erreichte Friedrich seinen heißen Wunsch, die Königskrone zu erlangen, im Jahre 1701; im vollen Sinne des Wortes Erbteil seines Vaters, wurde sie ihm als dem souveränen Herzog von Preußen — nicht als Kurfürst von Brandenburg — durch die Gnade des Kaisers Leopolds I. gewährt, und er setzte sie sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg mit eigener Hand aufs Haupt. Dafür hatte er aber dem Kaiser eine Reihe schwerwiegender Zugeständnisse machen und durch Vertrag vom 16. November 1700 sich sogar verpflichten müssen, den Einfluß und die militärische Macht seines Staates der habsburgischen Politik völlig zur Verfügung zu stellen. Durch zwölf Jahre mußten die preußischen Truppen auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen für die Interessen des habsburgischen Hauses kämpfen und ernteten reiche Lorbeeren, der Staatsschatz wurde aber erschöpft. Dazu kam die Mißwirtschaft in der Verwaltung unter den Grafen Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben, der indes der junge Kronprinz Friedrich Wilhelm noch rechtzeitig zu steuern, die Urheber derselben zu stürzen, und die drohende Finanzkatastrophe noch im letzten Augenblicke abzuwenden vermochte. Nach einer Richtung war das Wirken des ersten Preußenkönigs unstreitig sehr verdienstvoll: er leistete ganz Erhebliches um die Beförderung der geistigen Bildung im neuen Königreiche.



Friedrich Wilhelm I.
Nach dem Kupferstich von Joseph Caspar.

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) übernahm von seinem Vater einen Staat, in welchem, wie der königlich preußische Hausarchivar Dr. Ernst Berner in seiner „Geschichte des preußischen Staates" schreibt, „die Verderbnis eine so allgemeine, eine so alle Stände und Institute des Staates umfassende war, daß eine andere als eine gewaltsame Hand überhaupt eine Aenderung gar nicht hervorbringen konnte. Der Schlendrian und die Durchstechereien in der Verwaltung, gesinnungslose Schmeichelei und betrügerische Vetternwirtschaft in der Gesellschaft waren so allgemein im Schwunge, daß die Empfindung für die Ruchlosigkeit derselben vielfach geschwunden war, und nur mit dem eisernen Besen der Unrat weggekehrt werden konnte. „Es waren", wie Friedrich Wilhelm dies am allermeisten beklagte, „keine Regimenter im Lande, kein Pulver als 1200 Centner und kein Geld." Das war der Zustand, in welchem Preußen dem nordischen Kriege gegenüberstand, der um jene Zeit ausgebrochen war. „Mit der Feder wollen sie dem Könige Land und Leute schaffen

Stammtafel der Hohenzollern.

II. Von König Friedrich I. bis zur Gegenwart.

Friedrich I. (1701—1713).

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740).

1. **Friedrich II., der Große** (1740—1786). 2. August Wilhelm, † 1758. 3. Heinrich, † 1802. 4. Ferdinand, † 1813.

Sohn von 2. August Wilhelm: **Friedrich Wilhelm II.** (1786—1797).

Söhne von 4. Ferdinand: 1. Louis Ferdinand, † 1806. 2. August, † 1843.

Kinder von Friedrich Wilhelm II.:

1. Friederike, Herz. v. York, † 1820. 2. **Friedrich Wilhelm III.** (1797—1840), Gemahlin: Louise v. Mecklenburg, † 1810. 3. Ludwig, † 1796. 4. Wilhelmine, Königin der Niederlande, † 1837. 5. Auguste, Kurfürstin von Hessen, † 1841. 6. Heinrich, † 1846. 7. Wilhelm, † 1851.

Kinder von 3. Ludwig: 1. Friedrich. 2. Friederike, Herz. v. Bernburg.

Kinder von 7. Wilhelm: 1. Adalbert, † 1873. 2. Elisabeth, Prinzessin v. Hessen. 3. Waldemar, † 1849. 4. Marie, Königin v. Bayern.

Kinder von Friedrich Wilhelm III.:

1. **Friedrich Wilhelm IV.** (1840—1861), Gem.: Elisabeth v. Bayern. 2. **Wilhelm I.** (1861 bis 1888), 1871 **deutscher Kaiser**, Gem.: Augusta von Sachsen-Weimar, † 1890. 3. Charlotte, Kaiserin von Rußland, † 1860. 4. Karl, † 1883, Gem.: Maria von Sachsen-Weimar. 5. Alexandrine, Großherzogin von Mecklenb.-Schwerin, † 1892. 6. Louise, † 1870, Gemahl: Friedrich, Prinz der Niederlande. 7. Albrecht, † 1872, Gem.: Marianne, Prinz. d. Niederlande.

Kinder von 4. Karl: 1. Friedrich Karl, † 1884. 2. Louise. 3. Anna.

Kinder von 7. Albrecht: 1. Albrecht, seit 1885 Regent von Braunschweig. 2. Alexandrine, * 1842, Witwe des Herz. Wilhelm von Mecklenb.-Schwerin.

Kinder von Wilhelm I.: 1. **Friedrich III.**, † 1888. Als Kronprinz Friedr. Wilhelm. Gem.: Viktoria, Prinzeß Royal von England. 2. Louise, Gem.: Großherzog Friedr. von Baden.

Kinder von Friedrich Karl: 1. Marie, † 1888. 2. Elisabeth, * 1857. 3. Louise, † 1860. 4. Friedrich Leopold, * 1865, Gem.: Louise Sophie v. Schleswig-Holstein.

Kinder von 1. Albrecht: 1. Friedrich Heinrich, * 1874. 2. Joachim Albrecht, * 1876. 3. Friedrich Wilhelm, * 1880.

Kinder von Friedrich III.:

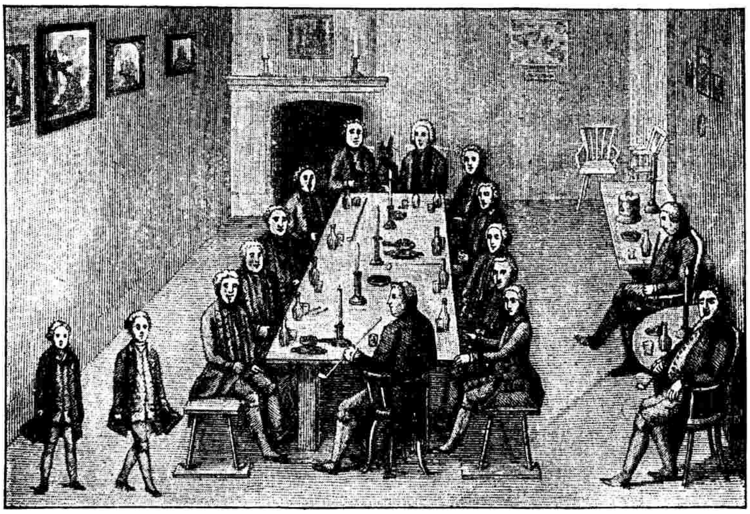
1. **Wilhelm II.**, seit 1888. Gem.: Auguste Viktoria von Holstein-Augustenburg. 2. Charlotte, Gem.: Erbprinz Bernhard von Meiningen, * 1860. 3. Heinrich, Gem.: Irene, Prinzessin von Hessen, * 1862. 4. Viktoria, Gem.: Prinz Adolph zu Schaumburg-Lippe, * 1866. 5. Sophie, Gem.: Konstantin, Kronprinz von Griechenland, * 1870. 6. Margarethe, Gem.: Prinz Friedrich Karl von Hessen, * 1872.

Kinder von Wilhelm II.:

1. Wilhelm, * 1882. 2. Eitel Friedrich, * 1883. 3. Adalbert, * 1884. 4. August, * 1887. 5. Oskar, * 1888. 6. Joachim, * 1890. 7. Viktoria Louise, * 1892.

NB. **Die fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Könige.

und ich sage: Mit dem Degen — oder er kriegt nichts!" Mit diesen kernigen Worten kennzeichnete der 25jährige König sein Regierungsprogramm, an dessen Ausführung er sofort ging. Das Heer wurde auf 70000 Mann gebracht, die Besoldungen der Hofbediensteten dagegen auf ein Fünftel herabgesetzt. Durch Vereinfachung des Staatshaushaltswesens und strenge Veranschlagung und Einschränkung aller Ausgaben, schärffte Ueberwachung der Beamten und Ausnutzung aller teils brachliegenden, teils vernachlässigten Einnahmequellen, Verbesserung der Bodenkultur durch Ansiedler und Neubelebung verödeter Landstrecken, Vereinfachung der Rechtspflege und vielfache sonstige Verbesserungen, die allerdings sowohl in der Sache als auch in der Ausführung vielfach gewaltthätiger, mitunter auch kleinlicher Natur waren, arbeitete Friedrich Wilhelm mit unermüdlichem Fleiße an der Hebung des Staates und dem wirtschaftlichen Gedeihen des Volkes. Es gelang ihm, die schweren Staatsschulden, die sein verschwenderischer Vater aufgehäuft hatte, in den ersten 20 Jahren seiner Regierung zu ordnen und überdies einen Baarschatz von rund sieben Millionen Reichsthalern aufzusammeln. Dabei konnte er sein Heer bis auf die Stärke von 90000 Mann



Das Tabakskollegium.
Nach einem zeitgenössischen Gemälde im Hohenzollern=Museum zu Berlin.

bringen, gut ausrüsten und bekleiden, auch regelmäßig besolden, ja sogar eine nur durch kostspielige, oft mit Gewalt verbundene Werbung herzustellende und zu erhaltende Garde von Riesen halten, die er „Lange Kerle" nannte, und um die ihn nicht wenige mächtige Fürsten Europas beneideten.

Sein Gehilfe bei der Organisation und Schulung seines Heeres war der Fürst Leopold I. von Anhalt=Dessau, im Volksmunde heute noch „der alte Dessauer" genannt, ein biederer, derber Charakter, der so recht zu dem „Soldatenkönig" paßte. Ein Schatten im Charakterbilde Friedrich Wilhelms war die Rohheit seiner Sitten, sowie seine despotische Sinnesart, die selbst den berechtigtesten Widerspruch nicht duldete und keinen anderen Willen, als ihren eigenen, kein anderes Recht kannte, als das der unbeschränkt gebietenden Gewalt. Wurde dieser Charakterzug auch wesentlich dadurch in seinen Folgewirkungen gemildert, daß der König selbst von einem lebendigen Rechtsgefühl durchdrungen war und bei seiner strengen Gewissenhaftigkeit nur da gewaltthätig auftrat, wo er der festen Ueberzeugung war, daß das angestrebte Ziel das richtige sei, so hat er doch in solchen Fällen, wo er selbst von irrigen Ansichten geleitet war, manches Unheil angerichtet.



Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.

Nach dem Originalgemälde von Matthäus Merian d. J. (1621—1687) in Kupfer gestochen von Philipp Kilian.

Hauptsächlich hat Friedrich Wilhelm darin schwer gefehlt, daß er seinem Sohne und Thronerben Friedrich durch die völlig verkehrte, rohe Hauszucht, die er ausübte, seine ganze Jugendzeit verdorben hat, und sogar nahe daran war, ihn, als er den unerträglichen Verhältnissen im elterlichen Hause durch Flucht nach England zu entrinnen suchte, durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilen zu lassen. Der Jugendfreund Friedrichs, Lieutenant von Katte, der in treuer Hingebung und jugendlicher Unüberlegtheit den Fluchtversuch des Kronprinzen unterstützt hatte, mußte dafür zu Küstrin auf dem Schaffot enden. Daß trotzdem Friedrich zu dem großen Könige wurde, dessen Bild in der Geschichte in unvergänglichem Glanze strahlt, war jedenfalls nicht das Verdienst seines Vaters, der alles höhere geistige Streben, alles Schöne und Ideale geringschätzte und verspottete, und sich am wohlsten in seinem „Tabakskollegium“ fühlte, in welchem der zum blutigen Hohne der unter Friedrich I. gestifteten Societät der Wissenschaften zu deren Präsidenten ernannte, verbummelte und in Trunksucht versumpfte „Freiherr“ von Gundling*) die Rolle des Hofnarren spielte. Dieser Zug im Wesen Friedrich Wilhelms ist zu erklären aus der tiefen Abneigung, die der König in seiner eigenen Jugend gegen das gespreizte, prunksüchtige und bei allem äußerlichen Glanze doch hohle und verderbte Hofwesen seines Vaters gefaßt hatte, teilweise auch aus der kleinlichen Umständlichkeit, Gespreiztheit und übertriebenen Formensucht, womit in der Zopfzeit auch die Wissenschaft und Kunst aufzutreten beliebte; ebenso mag auch die völlige Wesensungleichheit zwischen Friedrich und seinem Vater aus den abschreckenden Eindrücken zu erklären sein, die jener in seiner Jugendzeit am väterlichen Hofe empfangen hat.

Dem „Soldatenkönige“, dessen Interesse sich neben der Volkswirtschaft in größtem Maße dem Heere zugewandt hat, kann es gar nicht hoch genug angerechnet werden, daß er seine nicht nur an Zahl, sondern auch in betreff ihrer Ausbildung und Mannszucht hochansehnliche Streitmacht nicht zur Gewinnung eigenen kriegerischen Ruhmes benutzen wollte, sondern im Gegenteile dem Kriege, soweit es nur möglich war, aus dem Wege ging. Nur durch die äußeren Verhältnisse gezwungen, beteiligte er sich am nordischen Kriege und gewann dadurch gegen Auszahlung von zwei Millionen Thalern Vorpommern bis an die Peene. Im polnischen Thronfolgestreit stellte er als allezeit getreuer Bundesfürst dem Kaiser ein Hilfskorps an den Rhein, obgleich er von ihm um die ihm zugesagte Erbschaft des Herzogtums Berg**) gebracht worden war.

Die Küstriner Katastrophe führte allgemach zu einem besseren Verhältnisse zwischen Vater und Sohn, zumal nachdem dieser die von Friedrich Wilhelm ihm bestimmte Gemahlin Elisabeth Christine von Braunschweig widerspruchslos zur Ehe nahm (1733). Das Schloß Rheinsberg wurde für das junge Paar eingerichtet und dieses verlebte dort die ersten Jahre seiner Ehe — zugleich die einzig glücklichen, die ihm beschieden waren — da

*) Gundling hatte studiert, wirkte als Hofmeister in England und Holland und wurde 1705 in Berlin als Lehrer an der Adelsakademie und beim Oberheroldsamte angestellt. Der König ernannte ihn zum Hofrat und Zeitungsreferenten, später sogar zum Obercerenonienmeister. Durch seine Trunksucht und lächerliche Eitelkeit wurde er zur lustigen Person am Berliner Hofe, und seine Erhebung in den Freiherrnstand war ebenso wenig ernst zu nehmen, als die Ernennung zum Präsidenten der wissenschaftlichen Gesellschaft an Stelle des berühmten Philosophen Leibnitz. Gundling starb in Potsdam 1731 und wurde in einem Weinfasse zur Ruhe bestattet.

**) Das Herzogtum Berg in der Rheinprovinz war im 11. Jahrhundert Eigentum der Grafen von Berg, gelangte 1219 in den Besitz der Herzöge von Limburg und ging 1511 zugleich mit Jülich durch Erbschaft in den Besitz der Herzöge von Cleve über. Als nach dem Aussterben dieses Herzogshauses (1609) der Kaiser Rudolf II. den jülich-bergischen Gesamtbesitz als erledigtes Reichslehen in habsburgischen Besitz nehmen wollte, besetzten auf Grund ihrer nächsten Erbansprüche Brandenburg und Pfalz-Neuburg gemeinschaftlich dasselbe, und es entspann sich der jülich-clevische Erbfolgestreit, der 1614 damit endigte, daß Jülich und Berg durch den Vertrag von Xanten an Pfalz-Neuburg, Cleve an Brandenburg fiel. Anläßlich des bevorstehenden Aussterbens des Hauses Pfalz-Neuburg versprach der Kaiser Karl VI. 1726 und noch bestimmter 1728 dem König Friedrich Wilhelm die Unterstützung der preußischen Erbansprüche auf Berg, um sich die Hilfe Preußens zur Behauptung der pragmatischen Sanktion zu sichern; diese Zusage wurde aber nicht gehalten und erst durch den Wiener Kongreß (1815) kam Berg mit der Rheinprovinz in preußischen Besitz.

Friedrich niemals vergessen konnte, daß dieser Ehebund ihm aufgezwungen worden war und dem Familienleben überhaupt keinen Geschmack abzugewinnen vermochte.

Schon frühzeitig vom Gichtleiden geplagt, verfiel Friedrich Wilhelm in seinen letzten Lebensjahren einem langsam fortschreitenden Siechtum, von dem ihn am 31. Mai 1740 der Tod erlöste. Sein Sohn bestieg als Friedrich II. im Alter von 28 Jahren den Thron Preußens, den er nun durch 46 Jahre inne hatte (1740—1786).

Friedrich der Große.

Einer der ersten Grundsätze, den Friedrich II. nach seiner Thronbesteigung seinen Ministern gegenüber aussprach, lautete: „Das Interesse meiner Staaten ist auch das meinige.“ Ein anderer Ausspruch dieses Regenten, in welchem er den König als den ersten Diener seines Staates bezeichnete, ist aller Welt geläufig geworden; ebenso die geflügelten Worte Friedrichs II., durch die er erklärte, das in seinem Lande Jeder nach seiner Façon selig werden könne, und daß „Gazetten nicht genieret werden sollen“. Diese Aussprüche, die dem Wortlaute nach unzählige Abwandlungen erfahren haben, stellen doch dem Kern ihres Inhaltes nach ebenso viele Punkte des Regierungsprogrammes dar, das sich Friedrich II. schon als Kronprinz während seines Aufenthaltes in Rheinsberg zurechtgelegt hatte. Die Zusammenlegung der persönlichen und der Staatsinteressen hat Friedrich II. während seiner ganzen Regierungsdauer bethätigt, und sein unermüdliches Sinnen und Wirken im Dienste seines Staates und Volkes hat auch zur Genüge bewiesen, daß er sich in der That als der erste Diener seines Staates betrachtete und eigentlich andere Bedürfnisse als solche, die ihm aus seiner Herrscherstellung erwuchsen, gar nicht kannte. Brandenburg-Preußen war bereits unter seinem Vater und Urgroßvater ein ansehnlicher Staat geworden; Friedrich II. wollte aber das Ansehen desselben noch erhöhen und befestigen, indem er einerseits auf das Anwachsen des preußischen Machtbereiches bedacht war, andererseits aber darauf hinzielte, seinem Staate innerhalb des Deutschen Reiches zu einer herrschenden Stellung zu verhelfen. Das Haus Habsburg hatte nur noch ein untergeordnetes Interesse an der Macht und dem Ansehen des Deutschen Reiches; es war



Friedrich der Große.
Nach dem Stich von J. C. Back, Frankfurt 1758.

mächtig genug geworden, um auch ohne das Reich eine erste Rolle zu spielen, und sein Mangel an Interesse für dieses letztere hatte eben jene Zustände herbeigeführt, die den Begriff „Deutschland“ im politischen Sinne jeder Bedeutung beraubt hatten. Hier war also Spielraum für eine weit ausgreifende Machtentfaltung Preußens gegeben; sollte aber dieser Staat die Erfüllung der Aufgabe übernehmen, der das Haus Habsburg sich nicht gewachsen gezeigt hatte, so mußte es sich vorerst selbst zu einer Großmacht entwickeln. Oesterreichs Schwäche, infolge seiner inneren Mängel und der langwierigen Kriege, bot einen günstigen Anhaltspunkt, um nach dieser Seite hin einen Versuch zur Vergrößerung Preußens, gleichzeitig aber auch zur Erlangung einer angeseheneren Stellung im Reiche zu unternehmen. Auf die Anrechte seines Hauses an die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau sowie an Jägersdorf gestützt, brach Friedrich, nachdem sein Anerbieten, gegen Herausgabe dieser Teile Schlesiens für Oesterreich zu kämpfen, abgelehnt worden war, im Dezember 1740 in Schlesien ein, und behauptete sich daselbst durch den Sieg Schwerins über die Oesterreicher bei Mollwitz (10. April 1741). Zu derselben Zeit hatten Frankreich und Spanien mit Bayern das geheime Bündnis zu Nymphenburg nächst München gegen Oesterreich abgeschlossen, dem später auch Sachsen beigetreten war, und dem sich nun auch Friedrich II. anschloß. Während Bayern von den Oesterreichern eingenommen wurde und Maria Theresia in München sich huldigen ließ, die Franzosen aber in Prag von einem zweiten österreichischen Heere belagert wurden, erkämpfte Friedrich II. bei Czaslau und Chotusitz (17. Mai 1742) gegen die Oesterreicher einen Sieg, der in Maria Theresia den lebhaften Wunsch erweckte, sich dieses gefährlichen Gegners zu entledigen. Sie schloß mit Friedrich den Frieden von Breslau (1742), in welchem Preußen von dem Nymphenburger Bündnis zurücktrat, dafür aber Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz erhielt. Die Oesterreicher führten hierauf den Feldzug gegen die übrigen Verbündeten mit Glück fort; Graf von Daun vertrieb die Franzosen aus Böhmen und beteiligte sich auch an den siegreichen Kämpfen der Oesterreichet in Bayern. Als aber die Erfolge Oesterreichs und damit zugleich auch dessen Bundesgenossen sich mehrten, hielt Friedrich es für notwendig, durch einen neuen Einfall in Böhmen (1744) die Kräfte der Kaiserlichen zu zersplittern, um sich durch die Schwächung Oesterreichs den Besitz Schlesiens zu sichern. Er hatte sich mit Frankreich verbündet und seinen neuen Feldzugsplan hauptsächlich auf die Erwartung französischen Zuzuges gegründet. Da dieser Zuzug aber ausblieb, mußte er sich, von Karl von Lothringen und den Sachsen gedrängt, zu einem verlustreichen Rückzuge nach Schlesien bequemen (1744). Das Glück verließ aber jetzt wieder die österreichischen Waffen; München wurde von den Bayern im Verein mit den Franzosen zurückerobert, und der französische Marschall Moritz von Sachsen*) siegte über die sogenannte „Pragmatische Armee“ (1745) in der Schlacht bei Fontenay, worauf er erobernd in den österreichischen Niederlanden vordrang. Bei Hohenfriedberg in Schlesien erlitten die Oesterreicher und Sachsen unter Karl von Lothringen durch Friedrich II. eine Niederlage (4. Juli) und auch bei Soor im nord-



Graf Leopold von Daun.
Nach dem zeitgenöss. Stich von E. Henne.

*) Moritz von Sachsen war ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Friedrich August des Starken von Sachsen (seit 1697 als August I. auch König von Polen) und der Gräfin Aurora von Königsmark. 1711 von seinem Vater unter dem Titel eines Grafen von Sachsen legitimiert (als Sohn anerkannt), nahm er Kriegsdienste, kämpfte in Pommern und Polen, 1717 unter Prinz Eugen vor Belgrad und trat 1720 in französische Dienste, um sich als „Marschall von Sachsen“ durch zahlreiche Siege einen glänzenden Namen zu machen. Er starb 1750.

östlichen Böhmen war Friedrich gegen die Oesterreicher siegreich (30. September 1745) vorgedrungen. Nachdem die Sachsen von Leopold von Dessau bei Kesselsdorf (15. Dezember) abermals geschlagen worden waren, kam zu Ende des Jahres der Friede von Dresden zu stande, in welchem Friedrich im Besitze von Schlesien bestätigt und Sachsen zur Zahlung einer Kriegsentschädigung von einer Million Thalern an Preußen verpflichtet wurde; dagegen erkannte Friedrich den Gemahl der Maria Theresia, der 1745 als Franz I. (1745—1765) zum Kaiser gewählt worden war, in dieser Würde an. Der Kampf zwischen Frankreich einerseits und dem mit England verbündeten Oesterreich andererseits dauerte auf dem niederländischen Kriegsschauplatze noch fort. Da aber der Kern der englischen Truppen zurückberufen werden mußte, um den Kronprätendenten Karl Eduard Stuart, der 1745 in Schottland eingebrochen war und dort eine große Erhebung veranlaßt hatte, wieder zu vertreiben, vollendete der Marschall von Sachsen die Eroberung der österreichischen Niederlande (1746). Maria Theresia mußte jetzt russische Hilfe beanspruchen, es entspann sich aber jetzt ein Seekrieg zwischen Frankreich und England, der für Frankreich so ungünstig verlief, daß es seine Eroberungen im Frieden von Aachen (1748) wieder herausgeben mußte.

Die nun folgende Friedenszeit benutzte Friedrich II., um die Kräfte seines Landes aufs neue zu stärken und nach allen Richtungen weiter zu entwickeln. Das preußische Heer gelangte durch seine Fürsorge, Umsicht und organisatorische Kraft zu einer Vollkommenheit, die es zum ersten Europas machte; es zählte im Friedensjahre 1750 136000 Mann, dadurch aber, daß Friedrich, in dieser Beziehung ganz in den Geist des feudalen Mittelalters verfallend, das Offizierspatent zu einem adeligen Vorrecht und das Offizierskorps zu einer Versorgungsanstalt für den Adel machte, pflanzte er einen Kastengeist in dasselbe, der es, wie Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler in ihrem Werke „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ schreiben, empfindlich schädigte: „Selbstüberhebung, Mißachtung bürgerlicher Arbeit, Hohn und Trotz gegen die Anforderungen höherer Bildung breiteten sich weit hinaus. Uebler aber war noch, daß die bevorrechtete Stellung des Adels im Heere dazu beitrug, die ständischen Unterschiede in geradem Gegensatz gegen die volksfreundlichen Bestrebungen des preußischen Königtums erheblich zu verschärfen.“ — Durch die Hand des Ministers Cocceji ließ Friedrich die Rechtspflege des Staates in trefflicher Weise neugestalten. Schlesien erhielt eine Verwaltung, die es dem preußischen Staatskörper anpaßte und durch deren mildes, religiös duldsames und auf die Hebung des Wohlstandes abzielendes Gebahren rasch Vertrauen, Willfährigkeit und Zuneigung im Volke erweckt wurde. Durch Urbarmachung des Oderbruches (1746), Anlage des Plauenschen und Finow-Kanales sowie des Hafens von Swinemünde schuf Friedrich II. Werke, die zur Hebung der Wohlfahrt und des Verkehrs wesentlich beitrugen.

Acht Jahre lang hielt der Frieden an; dann aber wurde Europa durch das fortdauernde Begehren der Kaiserin Maria Theresia, Schlesien wieder zurückzugewinnen, die Kriegsfurie aufs neue entfesselt. Die Kaiserin, die, wie wir schon wissen, seit 1746 mit Rußland sich befreundet hatte, suchte zunächst Frankreich für ihre Pläne zu gewinnen. Durch den Fürsten Kaunitz wurde eine Aussöhnung der Kabinete von Wien und Versailles angebahnt, die durch Vermittlung der Geliebten des Königs Ludwig XV., der Marquise von Pompadour, zu einem förmlichen Bündnis führte. England, das sich ursprünglich dem österreichisch-russischen Bündnisse angeschlossen hatte, geriet mit Frankreich wegen der nordamerikanischen Besitzungen in neue Feindseligkeiten und schloß infolgedessen einen Vertrag mit Preußen, durch den es Hannover*) besser als durch das Reich gegen Frankreichs Begehrlichkeit zu schützen hoffte. Frankreich und Oesterreich schlossen darauf (1756) „ein

*) Das Haus Hannover hatte sich von den Braunschweiger Welfen im 16. Jahrhundert abgezweigt, wurde 1692 mit einer neu errichteten neunten Kur belehnt und kam durch Vermählung des Kurfürsten Ernst August mit Sophia, der Enkelin Jakobs I. von England, nach dem Tode der Königin Anna (1714) mit Georg I. auf den Thron Englands, behielt aber die Herrschaft über Hannover gleichzeitig bei.

Verteidigungsbündnis", durch das dem ersteren die Erwerbung Belgiens für den Fall in Aussicht gestellt wurde, daß letzteres Schlesien wieder erhalte. Auch der Gedanke, durch Zersplitterung Preußens eine Hochburg des Protestantismus in Deutschland niederzuwerfen, spielte beim Abschlusse dieses Bündnisses eine Rolle. Die russische Kaiserin Elisabeth hegte persönlichen Haß gegen Friedrich, und in Sachsen herrschte damals an Stelle des trägen Friedrich August II. (als Polenkönig August III.) dessen Minister Heinrich Reichsgraf von Brühl, ein verschwendischer und gewissenloser Staatsmann, der seinen Fürsten zum Kriege gegen Preußen drängte.

Friedrich wurde rechtzeitig von den Plänen seiner Feinde unterrichtet, und kam denselben zuvor, indem er mit 67000 Mann (1756) in Sachsen einfiel, Dresden einnahm und das sächsische Heer bei Pirna einschloß. 18000 Sachsen ergaben sich als Kriegsgefangene den Preußen, die am 1. Oktober 1756 die Oesterreicher bei Lobositz geschlagen hatten, und wurden zum Dienste im preußischen Heere gezwungen.



Heinrich Graf von Brühl.

Nach einem Kupferstichbildnis von G. F. Schmidt.

Dies war der Anfang eines Krieges, der sich von 1756—1763 fortspann und deshalb der siebenjährige Krieg genannt wird.

Nach den ersten Niederlagen spielte die kaiserliche Regierung einen Haupttrumpf gegen Friedrich II. aus, indem sie (1757) an Preußen den Reichskrieg erklärte und ihm zugleich mit der Reichsacht drohte. Es wurden sogar schon Teilungsverträge zwischen Oesterreich einerseits und Rußland und Frankreich andererseits abgeschlossen, deren Gegenstand Preußen war. Schweden, welchem Pommern versprochen wurde, schloß sich dem Bunde gegen Friedrich ebenfalls an; Preußen hatte dagegen nur England und die deutschen Staaten Hannover, Hessen, Braunschweig und Gotha zu Bundesgenossen, und von diesen verpflichtete sich nur England zur Zahlung von Hilfsgeldern.

Wie immer rasch zur Ausführung seiner Pläne schreitend, fiel Friedrich mit vier Heersäulen in Böhmen ein und besiegte bei Prag am 6. Mai 1757 die Oesterreicher, verlor aber hier einen seiner tüchtigsten Generale, den Grafen von Schwerin. Hierauf wandte er sich gegen das unter Daun zum Ersatze von Prag angerückte Heer, erlitt jedoch bei Kollin (18. Juni) eine schwere Niederlage, die ihn zu eiligem Rückzug nach der Lausitz nötigte. Die Oesterreicher fielen nun in Schlesien, die Schweden in Pommern, die Russen in Ostpreußen ein. Die Franzosen drangen bis zur Weser vor und bereiteten bei Hastenbeck (26. Juli) dem englisch-hannöverschen Heere unter dem Herzog von Cumberland eine schwere Niederlage, die dieses zu schmählicher Waffenstreckung und zur Auflösung veranlaßte. Ein zweites französisches Heer vereinigte sich mit dem Reichsheere zur Befreiung Sachsens, Friedrich warf ihnen aber die Hälfte seiner Armee entgegen, und schlug glänzend den fast doppelt so starken Gegner bei Roßbach (5. November), wo Seidlitz mit seinen Schwadronen dem bereits zurückweichenden Feinde in den Rücken fiel und damit den Sieg entschied. Auch die Russen waren in Ostpreußen mit weit überlegener Macht zum Angriffe geschritten und hatten die Preußen (30. August) bei Groß-Jägersdorf geschlagen, räumten aber wegen Nahrungsmangel das Land bald wieder. Der Herzog von Cumberland hatte nach der

Niederlage bei Hastenbeck einen Vertrag mit den Franzosen geschlossen, kraft dessen diese Hannover besetzten; die englische Regierung verwarf jedoch diesen Vertrag, und an Stelle Cumberlands erhielt der Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl gegen die Franzosen. Friedrich aber zog in Eilmärschen nach Schlesien, besiegte die Oesterreicher unter Karl von Lothringen und Daun, trotz ihrer fast dreifachen Uebermacht, bei Leuthen (5. Dezember) und drang nach Mähren vor (1758). Auch Ferdinand von Braunschweig kämpfte glücklich gegen die Franzosen, trieb sie von der Elbe über den Rhein zurück und schlug sie bei Krefeld (23. Juni 1758). Gegen die Russen, die inzwischen wieder in Preußen eingedrungen waren, dieses erobert hatten und in die Neumark eingerückt waren, erfocht Friedrich (25. August) den blutigen Sieg bei Zorndorf in der Nähe von Küstrin, worauf die Russen die Marken und Pommern räumten. Die Schweden waren schon im Verlaufe des Winters zurückgedrängt, Vorpommern und Mecklenburg besetzt und Stralsund blockiert worden. In Sachsen wurde Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, von Daun und der Reichsarmee hart bedrängt; Friedrich eilte dorthin, vermochte aber Daun in seinem festen Lager nicht anzugreifen und wandte sich nach der Lausitz, wo er (14. Oktober) durch einen nächtlichen Ueberfall bei Hochkirch schwere Verluste erlitt, worauf Frankreich, das bereits entschlossen war, sich vom Kriege zurückzuziehen, neuerdings für Oesterreich gewonnen wurde. Ferdinand von Braunschweig schlug die Franzosen (1. August) bei Minden; dagegen wurde Friedrich von den Oesterreichern unter Laudon*), die sich mit den neuerdings vorgerückten Russen vereinigt hatten, bei Kunersdorf (bei Frankfurt a. d. O.) geschlagen und war in schwerster Gefahr, da ein zweites österreichisches Heer unter Daun in der Lausitz stand. Glücklicherweise wurde dieses jedoch vom Prinzen Heinrich am Vorrücken gehindert. Dresden wurde vom Reichsheere unter dem Herzog von Zweibrücken (4. September) eingenommen; Friedrich, der nach der Schlacht bei Kunersdorf rasch wieder ein Heer von 20000 Mann zusammengebracht hatte, unternahm den Versuch, Dresden wieder zu gewinnen, doch wurde das ganze Korps, das er zu diesem Zwecke entsandt hatte, bei Maxen von Daun eingeschlossen und gefangen. Rußland wurde durch das Versprechen der Ueberlassung Ostpreußens neuerdings für das Bündnis mit Oesterreich gewonnen, nachdem der Versuch Friedrichs, die Türkei zum Kampfe gegen Oesterreich und die Russen zu bewegen, durch die Saumseligkeit der Engländer in der Führung der betreffenden Verhandlungen gescheitert war; das durch Vermittlung Hollands erfolgte Anerbieten Englands und Preußens, über den Frieden zu verhandeln, wurden auf Betreiben des Fürsten Kaunitz abgelehnt. Der Krieg nahm im Jahre 1760 seinen Fortgang und brachte Friedrich, der den 280000 Mann der Verbündeten nur 90000 entgegenzustellen hatte und daher genötigt war, sich auf eine abwartende Haltung zu beschränken, auch in der ersten Hälfte jenes Jahres keinen Gewinn. Laudon fiel in Glatz ein und besiegte den General Fouqué bei Landeshut (23. Juni); Friedrich mußte infolgedessen Sachsen preisgeben, um Schlesien wiederzugewinnen, er geriet dort aber zwischen die Heere Dauns und Lacy's, die ihm gefolgt waren, und



Ernst Gideon Reichsfreiherr von Laudon.
Nach dem Gemälde von A. P. Rähmel, 1787, gestochen von T. Nutzbiegel.

*) Laudon hatte sich bereits nach dem Ueberfall bei Hochkirch durch wirksame Verfolgung der Preußen hervorgethan; bei Kunersdorf kam das Verdienst des Sieges ihm allein zu, da die Russen bereits im Zurückweichen waren. Laudon erhielt nach dieser Schlacht unter gleichzeitiger Beförderung zum Feldzeugmeister ein eigenes Korps, gewann 1760 die Schlacht bei Landeshut in Schlesien und erstürmte Glatz; bei Liegnitz wurde er jedoch von Friedrich geschlagen. Beim Ausbruch des Bayerischen Erfolgekrieges erhielt er als Feldmarschall den Oberbefehl, vermochte aber das Eindringen des Prinzen Heinrich in Böhmen nicht zu hindern. Im Türkenkrieg von 1789 eroberte er Belgrad. Er starb 1790, im Begriffe ein österreichisches Heer gegen Preußen zu führen.



Friedrich der Große mit seinen Generalen.

Nach dem Gemälde von Frisch gestochen von H. Monath.

Laudons, der ihm, mit einem russischen Heere vereint, entgegentrat. Durch seinen Sieg bei Liegnitz über Laudon (8. Oktober) befreite er sich zwar aus dieser eisernen Umfassung, konnte aber nicht verhindern, daß die Oesterreicher und Russen in die Mark einbrachen und Berlin plünderten (9.—12. Oktober). Nachdem Ziethen bei Torgau Daun geschlagen hatte (3. und 4. November), wo dieser sich in einem festen Lager für den Winter einzuquartieren gedachte, konnte Friedrich selbst sich in Sachsen für den Winter festsetzen. Prinz Heinrich deckte ihn hier gegen den Feind; Friedrich mußte sich selbst im Lager von Bunzelwitz auf die Verteidigung beschränken. Laudon setzte sich in Oberschlesien fest, die Russen nahmen Kolberg und einen Teil Pommerns; England, wo inzwischen Georg III. den Thron bestiegen hatte, entzog ihm die Hilfsgelder. Die Lage war verzweifelt; aber jetzt trat ein Ereignis ein, das eine entscheidende Wendung der Dinge mit sich brachte. Friedrichs erbitterte Feindin Elisabeth starb; ihr Nachfolger Peter III. war ein begeisterter Bewunderers des großen Preußenkönigs und schloß mit ihm sofort Frieden, worauf bald ein förmliches Bündnis folgte. Durch den baldigen Tod Peters wurde dieses zwar wieder zu Wasser, allein Friedrich hatte doch einen mächtigen Feind weniger, und da auch Schweden den Krieg aufgab, so vermochte er im Sommer 1762 den größten Teil Schlesiens zurückzuerobern, während Prinz Heinrich bei Freiburg (29. Oktober) die Oesterreicher und Reichstruppen besiegte und aus Sachsen warf.

Inzwischen hatten die Engländer und Franzosen ihren Krieg fortgesetzt; da dieser aber für Frankreich zu Lande wie zur See unglücklich verlief und die Heranziehung Spaniens zu demselben durch den „Bourbonischen Hausvertrag" (1761) diesem ebenfalls nur schwere Verluste brachte, so war Frankreich nebst seinem Bundesgenossen zum Friedensschlusse gezwungen. Auch Maria Theresia gab endlich die Hoffnung auf die Wiedereroberung Schlesiens auf, und am 15. Februar 1763 kam der Friede von Hubertusburg zu stande, der Preußen den Besitzstand, wie er durch den Breslauer und Dresdner Frieden festgesetzt worden war, sicherte. So hatte Preußen unter Friedrich II. den mächtigsten Staaten Europas gegenüber seinen Bestand behauptet und Deutschland gegen die Angriffe äußerer Feinde unter den schwierigsten Verhältnissen verteidigt.

Sobald der Frieden hergestellt war, ging Friedrich der Große mit bewundernswerter schöpferischer Kraft an die Wiederaufrichtung, Stärkung und Hebung seines schwer erschütterten Staates. Das Heer wurde erneuert, der Staatsschatz gefüllt, die Schäden, die der Krieg in den Städten und auf dem flachen Lande angerichtet hatte, wieder gut gemacht. Für verarmte Provinzen wurden Unterstützungsgelder herbeigeschafft, durch die Errichtung von Fabriken für die Hebung des wirtschaftlichen Lebens der Städte gesorgt. Friedrich begann das Werk der Schöpfung eines allgemeinen preußischen Landrechtes und ordnete das Unterrichtswesen in umfassender Weise, begründete Landschaftsbanken und 1772 auch die Seehandlung, die zur Hebung und Regelung des Handels mit dem Auslande wesentlich beitrug, später aber ihren Wirkungskreis außerordentlich erweitert hat und heute noch besteht. Der preußische Staat wuchs unter seiner Regierung um mehr als die Hälfte des Umfanges, den er bei Friedrichs II. Regierungsantritte gehabt hatte; die Einwohnerzahl stieg von $3^1/_2$ auf $5^1/_2$ Millionen.

Bis in seine letzten Lebensjahre erfüllte Friedrich, obgleich er — wie sein Vater — schon frühzeitig von Gichtleiden gequält wurde, zu denen sich zuletzt noch die Wassersucht gesellte, alle Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte, hielt auch namentlich die bei bestimmten Gelegenheiten üblichen Truppenrevuen ab; bei einer solchen, die bei strömendem Regen stattfand, holte er sich seine letzte Krankheit. Menschenhaß und Menschenscheu verdüsterten sein Alter; der „Einsiedler von Sanssouci" entfremdete sich seinem Volke und wurde sogar seiner nächsten Umgebung zum Ueberdruß. Die Klarheit des Geistes, die Willenskraft und der Arbeitstrieb blieben ihm aber bis zum letzten Todeskampfe. Er starb am 17. August 1786, und seinen Thron erbte sein Neffe Friedrich Wilhelm II.

Friedrich Wilhelm II. (1786—1797) stand bei seiner Thronbesteigung bereits im 42. Lebensjahre und brachte nicht eine von den Herrschereigenschaften mit auf den Thron,

die notwendig gewesen wären, um die Schöpfung Friedrichs des Großen zu erhalten und zu fördern. Seine Hofhaltung nahm das leichtfertige und verschwenderische Wesen an, wie es von Frankreich aus im 17. und 18. Jahrhundert auch auf andere Höfe übergegangen war, und eine Günstlingswirtschaft machte sich daselbst breit, die derjenigen am Hofe seines Urgroßvaters nicht unähnlich war. Von Charakter gutmütig, erfreute sich Friedrich Wilhelm II. in der ersten Zeit seiner Regierung einer gewissen Beliebtheit, die er hauptsächlich der Aufhebung der 1766 von Friedrich II. nach französischem Muster eingeführten „Regie“ zu verdanken hatte. Es war dies ein Steuersystem, durch welches nicht nur Luxusverbrauchsartikel, wie Tabak, Kaffee und Wein, sondern auch die nötigsten Nahrungsmittel, wie Fleisch und Salz, mit Steuern belegt wurden, die den Preis derselben teilweise auf das vier- und fünffache des natürlichen steigerten. Zur Einführung und Handhabung dieses drückenden und zugleich belästigenden Steuersystems hatte sich Friedrich französischer Beamten bedient, die in die Häuser und Verkaufsläden eindrangen, um auszuspähen, ob nicht etwa fremdes Salz gebraucht, ausländischer Tabak gekauft, oder Kaffee von anderen als den dazu eigens bestellten königlichen Beamten gebrannt werde. Die Regie brachte trotz der beträchtlich erhöhten Steuerlast, die sie auf das Volk wälzte, dem Staate fast gar keinen Gewinn; sie förderte nur den Schmuggel, der dermaßen überhand nahm, daß mehr als zwei Drittel von dem für den Verbrauch erforderlichen Kaffee durch Schmuggler ins Land gelangte und auf diese Art dem Staat nicht nur das entsprechende Erträgnis der Regie entging, sondern auch erhöhte Grenzaufsichtskosten erwuchsen. Dazu verschlangen die Verwaltungskosten der Regie, die sich durch die hohen Gehälter der französischen Beamten zu unmäßiger Höhe steigerten, einen großen Teil des Ertrages. Die Einnahmen der Regie hatten sich gegenüber denjenigen der alten Verwaltung um 8 Prozent, die Ausgaben der Verwaltung um 90 Prozent gesteigert. Es hatte sich durch die Einführung der Regie ein Spionen- und Angeberwesen entwickelt, das das Volk empörte und dem Könige die Liebe desselben entzog, und die französischen Beamten erlaubten sich zu ihrem eigenen Vorteil Uebergriffe und Durchstechereien, die den König 1784 veranlaßten, sie als „lauter Schurkenzeug“ zu bezeichnen. Trotzdem hatte er sie jedoch weiter wirtschaften lassen. Verschaffte aber Friedrich Wilhelm II. durch Aufhebung dieses Systems seinem Volke Erleichterung, so belastete er auf der anderen Seite den Staat mit einer viele Millionen betragenden Schuldenlast, ganz abgesehen davon, daß der fünfzig Millionen betragende Staatsschatz, den Friedrich II. ihm hinterlassen hatte, völlig aufgezehrt wurde. Anstrengender Arbeit abgeneigt und der Regierungsgeschäfte unkundig, gab sich Friedrich Wilhelm dem sinnlichen Lebensgenusse hin und warf sich nebenbei auf äußerliche Frömmelei, die er durch sein Religionsedikt vom 9. Juli 1788 auch auf die Kirche und das Volk übertragen wollte, wie er andererseits neben der Gewissens- auch die Meinungsfreiheit durch das Censuredikt vom 19. September 1788 zu unterdrücken suchte. Die Hofgesellschaft, der Adel, das höhere Beamtentum der Residenz und selbst die Gesellschaftskreise des Bürgertums wurden durch das von oben gegebene Beispiel in eine Lebensweise hineingezogen, in der Sittenverderbnis mit Frömmelei, phantastischer Mysticismus (übersinnlicher Geheimniskram) mit oberflächlichstem, geckisch-galantem Gesellschaftston bunt abwechselten und deutsche Art wie deutsches Familienleben völlig abhanden zu kommen drohten. An Stelle des bewährten Kabinetsministers Hertzberg des früheren Königs wurde Graf Haugwitz mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut und ein schwankender Kurs angenommen, der sich durch Nachgiebigkeit gegen Oesterreich, Unschlüssigkeit gegen Frankreich und Schwäche gegen die übrigen Mächte kennzeichnete. Ebenso wenig wie Haugwitz waren die übrigen Berater des Königs, der ehemalige Pfarrer Johann Christoph von Wöllner und der Generaladjutant und Minister von Bischofswerder im stande, das preußische Staatsschiff sicher durch die infolge der französischen Revolution stürmisch aufgewühlten Wogen der Zeit zu führen; der erstere suchte die Geister durch sein schon erwähntes Religionsedikt zu bannen, der letztere beschwor diejenigen der Vergangenheit herauf und brachte den schwindelhaften Sport der Gespensterseherei am Hofe in Schwung, statt offenen Auges in die Gegenwart zu blicken und die schweren Gefahren zu bannen,

die diese ebensowohl für Preußen wie für alle übrigen Staaten in sich schloß. Die Armee, Preußens Stolz und Kraft, wurde vernachlässigt und das Offizierscorps — namentlich das höhere, die für den Kriegsfall berufene Führerschaft — geriet in Verfall. Der König, der sich schon als Kronprinz von seiner ersten Gemahlin getrennt, dann ein zweites Mal sich vermählt und endlich noch zwei Ehen zur linken Hand abgeschlossen hatte, unterhielt nebenbei zeitlebens ein Verhältnis mit Wilhelmine Enke, der Tochter eines Musikers, die er als



Nach D. Chodowiecki gestochen von C. W. Bock.

13jähriges Mädchen 1767 kennen gelernt, zum Schein mit seinem Kammerdiener Rietz vermählt und später zur Gräfin Lichtenau erhoben hatte. Der Einfluß dieser Person auf den König war ein so großer, daß sie sogar vermochte, den Kronprinzen künstlich vom Vater fern zu halten. Als dieser am 16. November 1797 starb, ließ der nunmehrige König Friedrich Wilhelm III. die Gräfin sofort verhaften. Ueber eine Million Thaler, die man nebst anderen Wertsachen und einer Mappe mit Geheimpapieren des Königs bei ihr vorfand, wurden ihr abgenommen, und erst nach dreijähriger Haft und Verzicht auf ihr gesamtes Vermögen erlangte sie ihre Freiheit wieder. Später erhielt sie einen Teil ihres Vermögens zurück und wurde auf eine Jahrespension von 4000 Thaler gesetzt, die sie bis zu ihrem Tode (1820) bezog.

Spaniens Niedergang.



Philipp II. war der letzte persönlich bedeutende König von Spanien. Durch die Richtung die er verfolgte und die Art und Weise, wie er in dieser Richtung wirkte, konnte er aber seinem Lande nur schaden und dessen Niedergang einleiten, der sich dann nach seinem Tode mit erschreckender Schnelligkeit vollzog. Die von ihm veranstalteten Ketzergerichte hatten denjenigen Teil des Adels und des Bürgertums, der Geistes- und Willenskraft genug besaß, um sich gegen den Gewissenszwang und die despotische Königsgewalt offen oder insgeheim aufzulehnen, vernichtet; was außer dem ungezählten Heere der Priester und den rohen Massen der Soldateska noch übrig blieb, war eine Herde willenloser, verschüchterter Geschöpfe, die sich blindlings dem waltenden, geistlichen und weltlichen Regimente fügte und in gröbster Unwissenheit und krassestem Aberglauben von einem Tage zum andern, von der Hand in den Mund dahinlebte, stumpfsinnig und unempfänglich für alles, was nicht mit Kirchenprunk, öffentlichen Belustigungen und dem sinnlichen Genusse des Augenblickes zusammenhing. Mit der Unterdrückung des aragonischen Aufstandes (1591), der die Aufhebung der alten Freiheiten dieses Königreiches und die Hinrichtung der angesehensten Männer desselben zur Folge hatte, war der letzte Rest von Volksrecht in Spanien vernichtet. Trotz der aus Amerika fließenden Edelmetallschätze geriet Spanien durch die vielen Kriege und die verkehrte Wirtschaft des Königs in völligen finanziellen und volkswirtschaftlichen Verfall, und noch schlimmer wurden die Verhältnisse unter Philipps Sohn Philipp III. (1598—1621), der, völlig von seinem Günstling Lerma und der Geistlichkeit geleitet, auf das Drängen dieser letzteren (1609) sämtliche damals noch in Spanien befindlichen Moriscos (Nachkommen der Mauren, die nach ihrer Besiegung durch Ferdinand den Katholischen zum Schein das Christentum angenommen hatten, um im Lande bleiben zu können) — ungefähr 800000 an der Zahl — vertreiben ließ. Schon unter Philipp II. (1568) waren die Morisken, die bis dahin als ruhige und gewerbefleißige Unterthanen im Lande gelebt hatten, durch Bedrückung und Verfolgung zu einem bewaffneten Aufstande getrieben und nach dessen Niederwerfung (1570) ihrer 100000 zur Auswanderung gezwungen worden. Jetzt war das christliche Spanien auch von dem Reste dieser

einstmals heidnischen Bevölkerung befreit und dadurch eines Teiles seiner Bevölkerung beraubt, der durch seinen Fleiß und seine Regsamkeit nicht wenig zum wirtschaftlichen Wohlstande des Landes, soweit ein solcher überhaupt vorhanden war, beigetragen hatte.

Portugal, das unter dem Neffen Alphons' V. (vergl. S. 452), Emanuel I. dem Großen, der 1495 den Thron bestiegen hatte, auf den Gipfelpunkt seiner Macht gelangt war, fiel unter Johann III. (1521—1557) dem geistlichen Einflusse anheim; Johanns Enkel Sebastian, ein Zögling der Jesuiten, verlor sein Leben durch den unglücklichen Gedanken, die Mauren in Afrika mit dem Schwerte zum Christentum zu bekehren, in der Schlacht bei Alcazar (1578), und sein Großoheim, der Kardinal Heinrich, der ihm auf dem Throne folgte, starb schon 1587 als letzter König aus dem Burgundischen Hause. Als Prätendent trat nun Philipp II. auf, der die anderen Erbansprecher überwand und Portugal nun in den Verfall Spaniens mit verwickelte. Die Holländer nahmen einen Teil der portugiesischen Besitzungen, und die Spanier saugten das Mutterland aus. Schließlich erhoben sich die Portugiesen (1640), stürzten die Habsburger vom Throne und erhoben auf diesen Johann, Herzog von Bragança, einen Abkömmling des alten Königsstammes, als Johann IV. (1640 — 1656) auf den Thron. Portugal kam unter ihm und Pedro II. (1683–1706) wieder empor, gewann 1654 Brasilien*), das ihm unter Philipp II. von den Holländern genommen worden war, wieder zurück, erreichte aber seine alte Größe doch nicht wieder. Das Volk war bereits tief herabgekommen, der Unternehmungsgeist erloschen, die Thatkraft der Nation gebrochen.



Johann IV. von Portugal.
Nach einem zeitgenössischen anonymen Stich.

In Spanien war auf Philipp III. dessen Sohn Philipp IV. (1621—1665) gefolgt, während dessen Herrschaft lange Zeit der Herzog von Olivarez als Minister und Günstling die Staatsgeschäfte leitete und durch Auspressung des Landes ungeheure Reichtümer für sich selbst erwarb. Unter Philipp IV. war der Sturz des Hauses Habsburg in Portugal erfolgt; auch mußte er im Westfälischen Frieden endgiltig die Republik der Niederlande freigeben, in der allerdings bald Parteikämpfe entstanden, in denen den Oraniern eine Generalstaaten-Partei, und den strengen Calvinisten (Gomarianern) die gemäßigte Partei der Arminianer gegenübertrat. Zu Dortrecht wurde 1618 der verdiente Staatsmann Jan Oldenbarnevelt als Gegner des Statthalters Moritz von Oranien zum Tode verurteilt und hingerichtet. 1650 wurde die Erbstatthalterschaft der Oranier aufgehoben, 1672 aber wieder eingeführt. Die spanischen Niederlande d. h. die südlichen Provinzen, deren Gebiet sich ungefähr mit dem jetzigen Belgien deckt, waren von Philipp II. 1598 an seine mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich vermählte Tochter abgetreten worden. Dem Namen nach hatte sich diese Abtretung auf die gesamten Niederlande bezogen, allein die nördlichen Provinzen hatten von derselben natürlich keine Notiz genommen und verteidigten ihre Unabhängigkeit mit Erfolg gegen Albrecht. Da dessen Ehe kinderlos blieb, so fiel dieser Teil der Niederlande nach seinem Tode (1621) wieder an Spanien zurück, und mußte von da ab meistens die Kosten der unglücklichen Kriege Spaniens gegen

*) Brasilien war 1500 von Pedro Alvarez Cabral entdeckt worden, als derselbe, nach Ostindien gesandt, in den Aequatorialstrom des Atlantischen Oceans geraten und von diesem an die bis dahin unbekannte Küste entführt worden war. Cabral setzte darauf die Fahrt westwärts nach Ostindien fort, wobei sein Reisegefährte Bartholomäus Diaz (vergl. S. 487) das Leben verlor.

Frankreich und Holland tragen. Die spanischen Niederlande fielen 1713 an Oesterreich, das sie im österreichischen Erbfolgekriege fast ganz an Frankreich verlor und erst 1748 durch den Aachener Frieden wieder erhielt. Die französische Revolution von 1789 gab Belgien seine Unabhängigkeit, die aber erst durch die Julirevolution (1830) dauernd herbeigeführt wurde.



Herzog von Olivarez.

Nach dem Kupferstiche von Paul du Pont.

Philipps IV. Sohn und Nachfolger Karl II. (1665—1700) schloß die Reihe der Habsburgischen Herrscher auf dem Thron Spaniens. Er war schwach an Körper und Geist, kannte nicht einmal die Namen der großen Städte in seinem eigenen Reiche, und da er ohne Nachkommen starb, ging, wie wir bereits wissen, der spanische Thron in den Besitz der Bourbons über. Philipp V. (1711—1746), der erste König aus diesem Hause, behandelte Aragonien, Catalonien und Valencia, die sich für seinen Gegenkönig Karl von Oesterreich erhoben hatten, als eroberte Länder und nahm ihnen ihre letzten verfassungsmäßigen Rechte. Nur die Baskischen Provinzen und Navarra behielten ihre alten Freiheiten. Philipps zweite Gemahlin Elisabeth von Parma, die an Stelle Philipps mit ihren Ratgebern Alberoni und Ripperda die Zügel der Regierung führte, versuchte noch einmal, Spanien zur Großmacht zu erheben und gewann das Königreich beider Sizilien (1735) und das Herzogtum Parma (1748) als Secundogenituren*) für das Haus Bourbon, und Karl III. (1759—1788) führte in Neapel, das er seinem minderjährigen Sohne Ferdinand IV. überließ, wie auch in Spanien eine aufgeklärte Verwaltung ein, wie man sie dort noch nie erlebt hatte. In Neapel unterstützte ihn dabei der Minister Tanucci, in Spanien Floridablanca. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die Jesuiten gegen diese Neuerung sich erhoben und einen Aufstand hervorriefen (1766), der ihre Ausweisung aus Spanien zur Folge hatte; ihrer sechstausend wurden mittels einer eigens zu diesem Zwecke gebildeten Flotte am 1. April 1767 nach der Küste des Kirchenstaates befördert und dort ausgesetzt.



S. A. Carvalho, Marquis de Pombal.

Nach der Zeichnung von C. Monnet, gestochen von S. C. Miger.

An der Verbesserung der innern Verwaltung arbeiteten unter Karl III. neben Floridablanca namentlich die Minister Aranda, Campomanes, sorgten für Hebung aller Arbeitsgebiete des Volksfleißes, beschränkten die Inquisition, hoben die geistliche Censur auf und unterwarfen die geistlichen Orden einer strengeren Zucht. Auch unter Karls III. Sohn, Karl IV. (1788—1808)

---

*) Secundogenitur, neulat. s. v. w. „zweite Geburt“ (im Gegensatze zur „Primogenitur“ d. h. Erstgeburt) nennt man die im Familienrechte der Fürsten und des hohen Adels vorkommende Bestimmung, wonach dem Zweitgeborenen gewisse Teile des Familienbesitzes zu besonderem Besitz für sich und seine Nachkommen zugewiesen werden. Die Linien, die in solchem auf die Secundogenitur zurückzuführenden Besitze sich befinden, pflegt man mitunter kurzweg als „Secundogenituren“ zu bezeichnen.

dauerte die fortschrittliche Haltung der Regierung unter Floridablanca noch fort, doch wurde dieser 1792 durch den Geliebten der Königin, Godoy, Herzog von Alcudia verdrängt, und dieser leichtfertige, verschwenderische und übermütige Minister veranlaßte den König zu einem unglücklichen Kriege gegen Frankreich, der vorübergehend die Entfernung der spanischen Bourbons vom spanischen Throne zur Folge hatte. Auch mit Portugal zettelte Alcudia, der sogenannte „Friedensfürst“, einen ruhmlosen Krieg an. Dort war auf Pedro II. dessen von mönchischen Neigungen beherrschter Sohn Johann (1706—1750), und diesem sein Sohn Joseph I. (1750—1777) gefolgt, der die Staatsgeschäfte durch seinen Minister Pombal im Sinne des „aufgeklärten Absolutismus“ leiten ließ. Außer den hohen Verdiensten, die dieser Staatsmann sich um die volkswirtschaftliche Hebung des Landes erwarb, sorgte er auch für die Verbesserung des Volksunterrichtes, die Beschränkung der kirchlichen Gewalt und die zweckmäßige Umgestaltung des Heeres. Die durch das fürchterliche Erdbeben von Lissabon (1. November 1755) zerstörte Hauptstadt erstand durch seine Fürsorge aufs neue aus ihren Trümmern. Nach Josephs Tode wurde Pombal auf Betreiben der geistlichen Freunde der neuen Königin Maria Franziska (1777—1816) wegen des Verbrechens, ein fortschrittlicher Minister gewesen zu sein, vor Gericht gezogen und der Mitschuld an einem zwanzig Jahre früher gegen den König — wahrscheinlich von den Jesuiten — angezettelten Mordversuche*) verdächtigt. Er vermochte sich zwar zu rechtfertigen, mußte aber doch noch den Schmerz erleben, die meisten seiner Einrichtungen wieder aufgehoben zu sehen. Pombal starb im 83. Lebensjahre 1782; die Königin verfiel vier Jahre später in Wahnsinn und ihr folgte ihr Sohn Johann VI., der in den Sturm der französischen Revolution verwickelt wurde. Er hatte sich dadurch, daß er auf Napoleons Geheiß das alte Bündnis mit England nicht aufgeben wollte, dessen Zorn zugezogen, und es kam zwischen Frankreich und Spanien am 27. Oktober 1807 zu Fontainebleau ein Vertrag zu stande, wonach das Haus Braganza entthront und Portugal zwischen Frankreich und Spanien geteilt werden sollte. Daran spann sich der oben erwähnte Krieg; Johann floh mit seinem Hofe nach Brasilien, und die Franzosen zogen in Lissabon ein. Ihr Verbündeter Godoy erhielt aber den Spanien zugesagten Anteil an dem eroberten Lande nicht, sondern Napoleon behielt dasselbe für sich allein. Bald erhoben sich indes die Portugiesen zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit, und ihr Land wurde schon im nächsten Jahre (1808) von den Feinden wieder geräumt.

*) Im September 1757 hatte Pombal die Jesuiten gänzlich vom portugiesischen Hofe entfernt; am Jahrestage des oben erwähnten Mordversuches (3. September 1759) ließ er alle im Lande befindlichen Jesuiten zu Schiffe nach dem Kirchenstaat schaffen und den Orden als für ewige Zeiten aus Portugal verbannt erklären.



Wie schon auf Seite 534 erwähnt worden ist, hatte die Königin Elisabeth bei ihrem Regierungsantritte die anglikanische Kirche wieder hergestellt und ausgebaut. Da dieselbe aber vielfach mit katholischen Elementen vermischt war und auch hinsichtlich ihres evangelischen Inhaltes diejenigen Gläubigen, deren Bekenntnis sich strenge an gewisse Glaubenslehren hielt, wegen der Vermengung lutherischer und calvinischer Anschauungen nicht befriedigen konnte, so wurde von vornherein der Abneigung gegen die neue Kirche und dem Eindringen des Puritanismus aus Schottland in England Vorschub geleistet. Andererseits waren die Katholiken Englands bestrebt, die Macht ihrer Kirche wiederherzustellen. Wie wir wissen, kamen diese katholischen Bestrebungen in der Parteinahme für das Thronfolgerecht der Maria Stuart zum Ausdrucke (vergl. S. 528). Maria Stuart war ein Jahr nach ihrer Vermählung mit Franz II. von Frankreich (vergl. S. 533) Witwe geworden und nach Schottland zurückgekehrt, um die Regierung ihres Stammlandes anzutreten. Die schottischen Presbyterianer, von John Knox, einem Schüler Calvins, in dessen Lehre eingeführt, waren schon von Maria von Guise, der Mutter der Maria Stuart, die an ihrer Stelle die Regentschaft geführt hatte, verfolgt und zum Aufruhr getrieben worden; sie stellten sich daher der jungen Königin, die in einem Pariser Kloster zur strengen Katholikin erzogen worden war, von vornherein feindselig entgegen, und in derselben Weise trat auch die Königin gegen ihre reformierten Unterthanen auf. Durch die Einleitung einer neuen Verfolgung gegen dieselben zwang sie die Häupter der protestantischen Partei zur Flucht, und diese fanden bei Elisabeth gute Aufnahme; waren doch die rebellischen Unterthanen der schottischen Königin, die, wie wir wissen, auch auf den englischen Thron Anspruch erhob, die natürlichen Verbündeten Elisabeths. Maria hatte sich mit dem englischen Katholiken Darnley vermählt (1565), der sowohl zu den Stuarts als auch zu dem Hause Tudor in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Diese Ehe rief einen Aufstand des schottischen Adels hervor, der mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte. Sie befriedigte aber auch Maria selbst nicht, denn Lord Darnley war ein roher und charakterloser Mensch, der durch seine äußere Erscheinung die feingebildete Maria zwar bestechen, aber nicht dauernd fesseln konnte. Ein zum mindesten zweideutiges Verhältnis zu ihrem Sekretär, dem Sänger David Riccio, brachte Maria in den Verdacht des Ehebruches und veranlaßte Darnley, den Nebenbuhler mit Hilfe einiger seiner Freunde (1546) zu

ermorden. Unmittelbar nach diesem Ereignisse knüpfte Maria, die inzwischen den nachmaligen König Jakob I. von Schottland geboren hatte, Beziehungen zu dem Grafen Bothwell an und dieser ermordete — jedenfalls unter Mitwissenschaft der Königin — in einem einsamen Hause in einer Vorstadt Edinburghs den Gatten Marias (Febr. 1567), um drei Monate später sich selbst mit der Königin zu vermählen. Jetzt erhob sich der Adel abermals, verhaftete die Königin und zwang sie zur Abdankung zu Gunsten Jakobs, für den der Anstifter der ganzen Bewegung gegen Maria, James Graf Moray, ein Halbbruder Marias, die Regentschaft übernahm. Die Königin befreite sich 1568 durch Flucht aus der Gefangenschaft und suchte mit Waffengewalt ihre Krone wieder zu gewinnen, doch wurde ihr Heer bei Longside geschlagen und zersprengt, und Maria floh nach England, wo sie von Elisabeth gastfreundlich aufgenommen, bald aber auf Betreiben ihrer Minister verhaftet und vor ein aus englischen Lords zusammengesetztes Gericht gestellt wurde, um sich wegen der Ermordung Darnleys zu rechtfertigen. Von Moray angeklagt, suchte sie vergebens das Gericht von ihrer Unschuld zu überzeugen. Man verurteilte sie nicht, sprach sie aber auch nicht frei, denn man wollte sie eben nur möglichst lange unschädlich machen, indem man ihr die Freiheit entzog. Beinahe 19 Jahre lang wurde sie aus einem festen Schloß nach dem andern gebracht, und da inzwischen ihre Anhänger mehrfache Versuche zu ihrer Befreiung machten, auch förmliche Schilderhebungen und Verschwörungen des katholischen Adels, ja sogar Mordanschläge gegen Elisabeth stattfanden, war schließlich auch guter Grund vorhanden, sie als Staatsgefangene zu behandeln. Endlich gab eine Verschwörung von Katholiken unter Führung Babingtons genügenden Anlaß, um sie selbst der Mitschuld zu zeihen und unter Anklage zu stellen. Im Jahre 1586 wurde ihr der Prozeß gemacht und ihr Todesurteil ausgesprochen. Die Königin zögerte jedoch mit der Bestätigung desselben mehr als drei Monate, und erst, als ein neuer Mordanschlag gegen sie aufgedeckt wurde, unterzeichnete sie (1. Febr. 1587) die verhängnisvolle Urkunde, deren Vollstreckung am 7. desselben Monats erfolgte. Marias Sohn Jakob, der inzwischen die Regierung seines Landes selbst übernommen hatte, rührte keinen Finger, um seine Mutter zu retten oder zu rächen; er schloß vielmehr ein Bündnis mit Elisabeth zum Schutze derselben gegen die katholischen Mächte, und nachdem die „jungfräuliche Königin“ gestorben war, kam er selbst in Besitz der englischen Krone, die seiner Mutter das Leben gekostet hatte. Unter der Herrschaft Elisabeths hatte sich in England jener großartige Aufschwung vollzogen, der England zur ersten Seemacht Europas erhob. Englands Flotten schlugen und zerstörten diejenigen Spaniens, und englische Seehelden, unter denen Walter Raleigh und Francis Drake besonders hervorragten, griffen erfolgreich die überseeischen Niederlassungen der Spanier an, plünderten und zerstörten sie. Das von Raleigh begründete englische Niederlassungswesen entwickelte sich allgemach zu dem ausgedehntesten der ganzen Welt. Im Jahre 1600 wurde die ostindische Handelskompagnie begründet, aus welcher das Anglo-indische Reich hervorgegangen ist. Ostindien war (vergl. S. 138) zum Teil der Herrschaft des Islams anheimgefallen, und es hatten sich dort einerseits mohammedanische, andererseits aber auch indische Reiche gebildet, von denen die kriegerischen Radschputen-Reiche im mittleren Indien, die Bahmani-Könige im Dekhan und die Widschajanagar-Könige im südlichen Teile der Halbinsel besonders zu nennen sind. Babur, ein Urenkel Tamerlans, hatte anfangs des XVI. Jahrhunderts ein mohammedanisches Reich in Ostindien gegründet, dessen Beherrscher „Großmoguln“ (nach dem mongolischen Ursprunge ihres Reiches) genannt wurden. Dieses Reich erlangte unter der Herrschaft Aurengzibs (1658—1707) seine Blüte. Er ließ seine Brüder ermorden und hielt seinen Vater bis zu dessen Tode gefangen, um in den Alleinbesitz der Herrschaft zu gelangen. Die ostindische Kompagnie erwirkte von dem Großmogul das Recht des Handels und der Niederlassung an der Westküste von Vorderindien, mußte aber mit den Portugiesen erst ihre Waffen messen, bevor sie ihre erste Niederlassung auf dem Festlande Ostindiens errichten konnte. Seit 1614 als politische Regierung für die britischen Niederlassungen in Ostindien anerkannt, wuchs der Besitz der Kompagnie namentlich an der Westküste der Halbinsel rasch an, wurde

aber, nachdem Colbert eine französische-ostindisch Handelskompagnie ins Leben gerufen und diese seit 1664 mit der Begründung von Niederlassungen vorgegangen war, durch die Wettbewerbung der Franzosen in ihrem Wirken gehemmt und während der englisch-französischen Kriege in Europa in ihrem Besitze bedroht. Die Franzosen gewannen 1746 Madras und blieben den Engländern gegenüber entschieden im Vorteil, bis diese in Robert Clive den geeigneten Vertreter ihrer Interessen in Ostindien und den Begründer der britischen Macht dortselbst fanden. Clive, der als einfacher Schreiber in die Dienste der ostindischen Kompagnie getreten war, wurde, nachdem er durch den Sieg bei Plassay (1757) mit einer kleinen Streitmacht Bengalen erobert hatte, zum Baron von Plassay erhoben. Er ließ sich vom Großmogul mit Bengalen und den Provinzen Bahar und Orissa belehnen und erweiterte dadurch das Gebiet der ostindischen Kompagnie um



Aurengzib
empfängt das Haupt seines Bruders Dara-Schekn.
(Aus „Monuments anciens et modernes de l'Hindoustan".)

ausgedehnte Ländereien mit einer Bevölkerung von mehr als zwölf Millionen Einwohnern. Clive endete 1774 durch Selbstmord aus Gram darüber, daß ihn seine Neider verdächtigt und in eine Untersuchung verwickelt hatten, durch die allerdings seine Schuldlosigkeit erwiesen worden war. Die ostindische Kompagnie aber hatte ihre Macht durch das Wirken Clives endgiltig gesichert und freien Spielraum für deren weitere Ausbildung gewonnen. Sie wurde hierbei wesentlich dadurch unterstützt, daß nach dem Tode Aurengzibs (1707) das Reich der Großmoguln infolge häufigen Thronwechsels und damit verbundener Empörungen und Wirren in Verfall geraten und von anderen indischen Fürsten angegriffen und zerstückelt worden war, wodurch den Europäern die Eroberung des Landes wesentlich erleichtert wurde. 1784 wurde die britisch-ostindische Kompagnie unter Staatsaufsicht gestellt, aber erst 1858 ging ihr Besitz unmittelbar an die Krone Englands über.

Die letzten Lebensjahre der Königin Elisabeth wurden durch ihr Verhältnis zu dem Grafen von Essex, dem Stiefsohn eines früheren Günstlinges der Königin, des Grafen von Leicester, verbittert. Bei der Ungleichheit des beiderseitigen Alters (Elisabeth zählte bereits 55 Jahre, als sie dem 21jährigen Essex ihre Gunst zuwandte) gestaltete sich dieses Verhältnis natürlicher Weise zu einem höchst unerquicklichen für beide Teile. Essex war der Königin ungehorsam und untreu, vermählte sich sogar heimlich und wurde schließlich zum Verschwörer und Rebellen, wodurch die Königin genötigt war, ihm als Hochverräter den Prozeß machen zu lassen. Er endete 1601 auf dem Schaffot, und seither war Elisabeths Herz und Lebenskraft gebrochen. Sie starb am 24. März 1603, nachdem sie zuvor den Sohn der Maria Stuart als ihren Nachfolger bezeichnet hatte. Dieser bestieg als Jakob I. (1603—1625) den Thron Englands, nachdem er schon seit 1567 (nach der erzwungenen Abdankung seiner Mutter) zum König von Schottland erklärt worden war und 1578 als 12jähriger Knabe, wenigstens dem Namen nach, die Regierung dieses Landes selbst übernommen hatte. Da nun die Kronen Englands und Schottlands auf einem Haupte vereinigt waren, so erhielt das in solcher Weise erweiterte Staatswesen den Namen Großbritannien, blieb aber in sich nichtsdestoweniger getrennt, weil das Parlament (1604) die Verschmelzung Englands (mit Irland) und Schottlands zu einem einzigen Staate mit einheitlicher Volksvertretung und Verwaltung rund ablehnte.



Jakob I. von England.
Nach einem Gemälde aus d. 17. Jahrhundert.
(Aus Philippson „Gesch. der neueren Zeit".)

So war das Haus Stuart auf den Thron Englands gelangt, auf dem es sich aber in direkter Linie nur bis 1688 erhielt, worauf er in der weiblichen Linie zunächst an das Haus Oranien (1689—1702), und nach kurzer Unterbrechung (während der Regierung einer Urenkelin Jakobs I., der Königin Anna [1702—1714]), in älterer weiblicher Linie an das Haus Hannover (1714) überging.

Stammtafel der Häuser Stuart und Hannover.

Jakob I. (vergl. die Stammtafel S. 432).

- 1. Elisabeth verm. mit Friedrich V. v. d. Pfalz.
  - Sophia, verm. mit Ernst August v. Hannover.
    - **Georg I.** (1714—1727).
      - **Georg II.** (1727—1760).
        - **Georg III.** (1760—1820).
          - 1. **Georg IV.** (1820—1830).
          - 2. **Wilhelm IV.** (1830—1837).
            - **Viktoria** seit 1837.
- 2. **Karl I.** (1625—1649).
  - 1. **Karl II.** (1660—1685).
  - 2. **Maria**, verm. mit Wilhelm II. v. Oranien.
    - **Wilhelm III.** verm. m. 1. **Maria** (1689—1702).
  - 3. **Jakob II.** (1685—1688).
    - 1. **Maria** (1689-1694.)
    - 2. **Anna** (1702-1714).
    - 3. Jakob Eduard Prätendent. † 1766.
      - 1. Karl Eduard † 1788.
      - 2. Heinrich † 1807.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Häupter.

Jakob I. war von unzuverlässigem und unschlüssigem Charakter, zu dem seine maßlose Selbstüberschätzung schlecht paßte. In Schottland ein Spielball der Partei- und Religionskämpfe, versuchte er in England Anschluß an den katholischen Adel zu gewinnen, und als ihm dies nicht gelang, weil man von dieser Seite maßlose Anforderungen an ihn stellte, verfiel er ins Gegenteil und übte gegen die Katholiken die von Elisabeth gegen sie erlassenen Strafbestimmungen mit solcher Härte aus, daß dadurch eine Verschwörung, die sogenannte Pulververschwörung, hervorgerufen wurde (1605). Der König sollte samt dem Parlament in die Luft gesprengt werden; der Anschlag wurde jedoch rechtzeitig vereitelt und seine Urheber, darunter auch zwei Jesuitenpatres, in grausamer Weise bestraft. Von da an wurden die Katholiken nur noch desto härter verfolgt; dasselbe Schicksal traf aber auch die Presbyterianer und Puritaner, gegen die der König eine tiefe persönliche Abneigung hatte. Die charakterlose Politik Jakobs kennzeichnete sich am besten dadurch, daß er seinen Sohn Karl mit einer katholischen Prinzessin (Heinrichs IV. Tochter Henriette von Frankreich), seine Tochter aber mit einem protestantischen Fürsten (dem Kurprinzen Friedrich V. von der Pfalz, dem nachmaligen „Winterkönig") vermählte, um so seinen Einfluß sowohl auf die katholischen als auch auf die protestantischen Höfe Europas sicherzustellen. Unter Jakobs Regierung wurden die leitenden Grundsätze derjenigen seiner Vorgängerin geradezu auf den Kopf gestellt und ein schroffer Gegensatz zwischen Königtum und Volk geschaffen, der dem einen wie dem anderen Teile zum Schaden gereichen mußte. Jakobs Sohn Karl I. (1625—1649) hatte die Gunst der Nation schon von vornherein durch seine katholische Heirat, mehr noch aber dadurch verscherzt, daß er den verhaßten Günstling seines Vaters, den Herzog von Buckingham, einen hoffärtigen Verächter des Volkes und seiner Vertreter, in seiner einflußreichen Stellung ließ, die dieser durch Herbeiführung eines für England höchst nachteiligen Krieges gegen Spanien und Frankreich in schädlicher Weise mißbraucht hatte. Nach Ermordung Buckinghams (1628) übertrug Karl dem Grafen von Strafford die Leitung der Geschäfte, während der Erzbischof William Laud Minister der geistlichen Angelegenheiten wurde. Nachdem Karl mit Spanien und Frankreich Frieden geschlossen hatte, eröffnete er den Krieg gegen sein eigenes Volk. Das



Karl I. von England.

Nach einem anonymen zeitgenössischen Stich.



Erzbischof William Laud.

Nach einem zeitgenössischen anonymen Stich.

Parlament wurde, weil es standhaft seine Rechte verteidigte, aufgelöst und durch viele Jahre (1626—1646) nicht wieder einberufen, die Steuern willkürlich bemessen und mit Waffengewalt eingetrieben, den Schotten eine ganz im katholischen Geiste gehaltene Liturgie aufgezwungen. Dies hatte eine allgemeine Volkserhebung in Schottland zur Folge. Der „Covenant", ein Glaubensbündnis, das 1580 zwischen den schottischen Presbyterianern und dem Könige Jakob VI. abgeschlossen worden war, wurde neuerdings beschworen (daher hießen die Aufständischen „Covenanters"), und die Schotten fielen 1640 unter Anführung von Leslie und Montrose in England ein. Das Parlament mußte nun zusammengerufen werden, um die erforderlichen Kriegsmittel zu liefern; nachdem es sich aber hierzu nur unter Zusicherung der Aufhebung der gröbsten unter den Stuarts eingerissenen Mißstände verstehen wollte, wurde es aufgelöst. Die Schotten überschritten die englische Grenze, und der König wurde zum Abschluß eines Waffenstillstandes gezwungen, während dessen Dauer er die Verpflichtung übernehmen mußte, das schottische Heer zu zahlen; um die Mittel dazu zu erlangen, mußte der König aufs neue das Parlament einberufen, und dieses blieb nun durch 20 Jahre versammelt, weshalb man es das „lange Parlament" genannt hat. Unter Führung von John Hampden nahm die zu großer Mehrheit angewachsene Opposition eine äußerst entschiedene und entschlossene Haltung an, verweigerte die Mittel zur Fortsetzung des Krieges gegen die Schotten, verständigte sich mit diesen und versetzte den Grafen Strafford in den Anklagestand, weil er es war, der dem Könige die Beiseitesetzung des Parlamentes angeraten hatte. Der König gab seinen Minister treulos auf, und dieser wurde zum Tode verurteilt und (1641) hingerichtet. Dasselbe Schicksal traf fünf Jahre später auch den Erzbischof Laud.



John Hampden.

Nach einem Originalporträt aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".

Eine in demselben Jahre in Irland ausgebrochene katholische Erhebung gegen die dortigen Protestanten, deren Mitschuld man offen dem Könige und seiner Gemahlin zuschrieb, und ein neuer Gewaltakt, den der König 1642 gegen das Parlament unternahm, indem er die hervorragendsten Führer der Opposition verhaften und unter Anklage stellen lassen wollte, steigerte die Spannung zwischen ihm und dem Volke auf das höchste. Die Lage wurde so drohend, daß der König aus London entwich, ein Gegenparlament berief und dadurch den Bürgerkrieg herbeiführte. Karl brachte mit Mühe ein Heer auf; das Parlament stellte deren drei im Feld und als oberster Befehlshaber wurde über dieselben, nachdem sie

im Anfang gegen die kriegsgeübteren königlichen Truppen im Nachteil geblieben waren, Oliver Cromwell gesetzt. Dieser hatte sich bereits im Parlament, in welchem er den Wahlkreis Cambridge vertrat, als ein entschlossener Streiter des Wortes erwiesen; sein 1641 gestellter Antrag auf Aufhebung der bischöflichen Kirchenverfassung und Berechtigung des Parlaments, die Befehlshaber auf unbestimmte Zeit zu ernennen, war radikal genug gewesen, um dem Könige Schrecken einzujagen und ihn zu bestimmen, London zu verlassen. Jetzt bewährte er sich auch als ein vorzüglicher Kriegsmann. Er machte sich mit bewundernswerter Thatkraft an die schwierige Aufgabe, das Heer umzubilden und kräftiges Volksblut in dasselbe zu bringen. Die Einübung der Truppen zu Fuß und zu Pferde besorgte er persönlich, und schon am 31. Juli 1643 erfocht er einen ersten Sieg über die Königlichen bei Gainsborough. Aufs beste unterstützt durch Lord Thomas Fairfax, der seit 1645 der eigentliche militärische Oberbefehlshaber des Heeres war, während Cromwell als Vertreter des Parlaments gewissermaßen die Souveränität des Volkes repräsentierte, führte Cromwell in der Schlacht bei Naseby durch das Eingreifen mit seiner Reiterei die Vernichtung der Königlichen herbei (14. Juni 1645). Bei diesem Anlaß wurde ein Briefwechsel des Königs aufgefangen, aus welchem hervorging, daß Karl auf die Vernichtung der im Parlamente herrschenden Partei ausging; mit verdoppeltem Ingrimm führte diese den Krieg weiter und zwang durch wiederholte Siege über die Königlichen Karl zur Flucht ins schottische Lager. Dort herrschte die gemäßigte „presbyterianische“ Partei vor, wogegen in England die „Independenten“ (Unabhängigen), d. i. diejenige Partei, die äußerste Selbständigkeit der Glaubensmeinung jeder einzelnen Gemeinde beanspruchte, in der Mehrheit waren. Die Schotten waren zur Verständigung mit dem Könige bereit, und verlangten von ihm nur, daß er die Verfügung über die Streitkräfte des Landes für einige Jahre dem Parlament übertragen und dem presbyterianischen System auf die Dauer von



Oliver Cromwell.
Nach dem Porträt von R. Walker, in Schabkunst ausgeführt von Pelham 1723.



Lord Fairfax.
Nach dem Stiche von C. H. Jans, aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit“

zehn Jahre Gewähr leisten solle. Karl lehnte beides ab und stürzte sich damit selbst ins Unglück. Die Schotten lieferten ihn an das englische Parlament aus, das ihm den Prozeß machen, und ihn am 30. Januar 1649 hinrichten ließ. Das Königtum wurde samt dem Oberhause abgeschafft und Cromwell auf Lebenszeit (1653) zum „Lord-Protektor" des Reiches ernannt.

Durch eine glanzvolle äußere Politik verstand es Cromwell, das Ansehen Englands in kurzer Zeit wieder auf dieselbe Höhe zu heben, auf der es in der Glanzzeit Elisabeths gestanden hatte. Durch die 1651 erlassene „Navigations-Akte", ein Schiffahrts- und Seehandelsgesetz, das die Einfuhr überseeischer Waare in Großbritannien und dessen Besitzungen nur durch britische oder solche Schiffe gestattete, die den betreffenden Einfuhrländern selbst angehörten, schwächte er die Schiffahrt der Niederländer, die sich seinem Regimente feindlich gezeigt hatten, und zwang Holland durch einen glücklichen Seekrieg zur Anerkennung dieser Maßregel. Auch Portugal und Spanien lernten die Uebermacht der britischen Flotte kennen; letzteres verlor durch dieselbe mehrere Flotten und das reiche Jamaika. Im Innern hatte Cromwell 1649 eine von Katholiken und Presbyterianern gemeinschaftlich veranstaltete Erhebung niederzuwerfen; die Schotten, die Karls I. Sohn, den nachmaligen König Karl II., zu ihrem Könige ausgerufen hatten, wurden bei Dunbar entscheidend geschlagen, Karl selbst 1651, als er einen Einbruch in England versucht hatte, bei Worcester niedergeworfen und zur Flucht nach Frankreich genötigt. Das Parlament, das sich gegen Cromwells Herrschaft widerspenstig gezeigt hatte, wurde durch Austreibung der größten Zahl seiner Mitglieder (6. und 7. Dezember 1648) zum „Rumpfparlament" gemacht — kurz, Cromwell mußte seine Protektorschaft unter schweren Kämpfen erringen und behaupten. Man wollte ihn sogar dazu drängen, selbst die Krone zu nehmen, um nun wieder eine Ordnung der Dinge herzustellen, die der gewohnten ähnlich sah. Diese Kämpfe verbitterten Cromwell, der sich seiner Verdienste um das Land wohl bewußt war, und mehrere gegen seine Person gerichtete Mordanschläge ließen ihn erkennen, daß auch die bestgemeinte Gewaltherrschaft schließlich gewaltthätige Wiedervergeltung an demjenigen, der sie übt, herausfordere. Cromwell hatte 1655 das Parlament aufgelöst und eine Militärdiktatur eingerichtet, die mit strengster politischer und Sittenpolizei verbunden war; es wurden sogar die öffentlichen Lustbarkeiten aufs engste beschränkt. Da aber zu den auswärtigen Kriegen ungeheure Summen erforderlich waren, so hatte Cromwell — ganz so wie sein königlicher Vorgänger in der Herrschaft — wieder ein Parlament nötig, unter dessen Mitwirkung er nun die Wiederherstellung einer neuen Ordnung der Dinge einleitete. Es wurde eine Verfassung beraten und beschlossen, durch die das Oberhaus wiederhergestellt, die Amtsdauer der Parlamentsmitglieder auf drei Jahre festgesetzt, die Ausschließung aller königlich Gesinnten vom Parlamente grundsätzlich ausgesprochen und Cromwell die lebenslängliche oberste Gewalt mit dem Rechte, seinen Nachfolger zu ernennen, zuerkannt wurde. Am 26. Juni 1657 wurde Cromwell, neuerdings zum Lord-Protektor ernannt, unter pomphaften Feierlichkeiten in sein Amt eingesetzt; das neu gewählte Unterhaus weigerte sich jedoch bei seinem Zusammentritte (1658), die neue Verfassung anzuerkennen, und Cromwell schickte es zornig wieder heim. Doch war seine Kraft gebrochen; er verfiel einem Fieber, das ihn am 3. September 1658 hinwegraffte. Zu seinem Nachfolger hatte er seinen wenig begabten, unkriegerischen und trägen Sohn Richard ernannt, der schon 1659, durch die Unzufriedenheit des Heeres dazu gedrängt, sein Amt wieder niederlegte und England verließ, um es erst nach 20 Jahren wieder zu betreten und dort sein ruhm- und thatenloses Leben 1712 zu beschließen. Mit staunenswerter Raschheit vollzog sich nun in England die Rückkehr zu den alten Zuständen. Die Heerführer der drei Reiche, Lambert in England, Ludlow in Irland und Monk in Schottland, vereinigten sich zur Wiederherstellung der Monarchie; das lange Parlament wurde am 17. März 1660 aufgelöst und Karl II. wieder auf den Thron zurückgeführt, und, nachdem er alle möglichen Zugeständnisse in Bezug auf die Achtung der Gewissensfreiheit, des Gesetzes und Rechtes gemacht hatte, am 29. Mai desselben Jahres mit feierlichem Pomp in seine Hauptstadt zurückgeführt. Er brach alle seine Versprechungen,

ließ sogar die Leichen Oliver Cromwells und anderer Führer der Bewegung gegen das Königtum aus den Gräbern reißen und schänden, und ordnete die zwangsweise Wiedereinführung der Episkopalkirche an. 1662 vermählte er sich mit der katholischen Infantin Katharina von Portugal und strebte jetzt sogar ziemlich unverhüllt die Wiedervereinigung Großbritanniens mit der Papstkirche an. Schottland und England, die unter Cromwell vereinigt waren, erhielten nun wieder getrennte Parlamente, und an Stelle der blutig erkämpften Freiheit trat eine beispiellose Tyrannei. Karl II. regierte von 1660—1685; Liederlichkeit, Mißwirtschaft, Gewaltthätigkeit und Rachsucht kennzeichneten seine Herrschaft; sein Land und dessen Glaubensfreiheit versuchte er durch einen 1670 mit Ludwig XIV. abgeschlossenen geheimen Vertrag an diesen und Rom zu verkaufen. Sein Bruder, der nachmalige König Jakob II. trat öffentlich zur Papstkirche über, und Karl selbst nahm, als es zum Sterben kam, die katholischen Sterbesakramente. Das Parlament war zwar schon 1673 der katholisierenden Richtung des Hofes durch die „Test-Akte" entgegengetreten, welche die Zugehörigkeit zur nationalen Kirche als Vorbedingung für die Erlangung eines Amtes im Staats- und Heeresdienste oder eines Parlamentssitzes erklärte. Der Bruder des Königs mußte infolgedessen seine Würde als Großadmiral niederlegen, und selbst seine Ausschließung von der Thronfolge wurde seines katholischen Glaubens halber gefordert. Allein durch fortgesetzte Vertagungen, Auflösungen und andere Maßregelungen wurde das Parlament lahmgelegt und, als Karl starb, sein Bruder als Jakob II. (1685—1688) auf den Thron gesetzt. Grausam, rachsüchtig und hinterlistig, verfolgte dieser letzte König aus dem Hause Stuart die gleichen Ziele mit den gleichen Mitteln wie sein Bruder. Eine Erhebung des Herzogs James von Monmouth, eines natürlichen Sohnes Karls II. gegen ihn hatte nun zur Folge, daß Monmouth selbst enthauptet und der Gerichtshof der „blutigen Assisen" unter dem Oberrichter Jeffreys in Thätigkeit gesetzt wurde, der mit einer Schar von Henkersknechten das Land durchzog und überall die wirklichen und angeblichen Mitschuldigen an jener Verschwörung abschlachtete. Die berühmte „Habeas-Corpus-Akte"*), die ein Parlament unter Karl II. (1679) durchgesetzt hatte, wurde ebenso wenig beachtet, als die schon früher erwähnte Test-Akte, der zum Hohne die Katholiken zu den wichtigsten Posten in Staats- und Heeresdienste gezogen, katholische Bischöfe zugelassen und ein Jesuit in den geheimen Staatsrat aufgenommen wurde. Merkwürdigerweise ertrug das englische Volk alle Mißhandlungen, die seine persönliche Freiheit, seine Rechte, sein Eigentum und die Sicherheit des Leibes und Lebens betrafen, mit beispielloser Geduld; allein die Begünstigung der Katholiken erschöpfte diese. Jakob war bereits betagt und hatte keine männlichen Nachkommen, seine beiden Töchter aber waren mit protestantischen Fürsten vermählt; die ältere, Maria, war die Gemahlin Wilhelms III. von Oranien, die jüngere, Anna, mit dem Prinzen Georg von Dänemark vermählt. Das Stuartübel schien also mit Jakob II. aussterben zu sollen, und bei Jakobs Alter scheint es das Volk nicht der Mühe wert gefunden zu haben, den Gang der Dinge gewaltsam zu beschleunigen. Da wurde es aber am 10. Juni 1688 durch die Nachricht überrascht, daß dem 55jährigen Könige ein Thronerbe geboren worden sei, und dieses Familienereignis versetzte dem Hause Stuart den Todesstoß. Man hielt den spät geborenen Thronfolger allgemein — wenn auch vielleicht mit Unrecht — für untergeschoben und die Führer beider Parlamentsparteien traten sofort mit dem Gemahl der älteren Tochter Jakobs in Verbindung und veranlaßten ihn, mit einer starken Flotte nach England zu kommen. Volk und Heer fielen bei der Landung Wilhelms von Jakob ab, und dieser entfloh nach Frankreich, wo ihn Ludwig XIV. gastlich

*) „Habeas corpus", lat. s. v. w. „Du habest den Körper" (des Beklagten), war in der englischen Gerichtssprache der gebräuchliche Wortlaut der Eingangsformel eines Verhaftsbefehles. Durch die Habeas-Corpus-Akte, die noch heute in Kraft ist, werden die Bedingungen festgestellt, unter denen eine Verhaftung überhaupt vorgenommen werden darf. Schon die „Magna Charta" (vergl. S. 431) hatte hierüber allgemeine Bestimmungen aufgestellt; durch die Habeas-Corpus-Akte wurden diese dahin erweitert, daß jeder in Haft gesetzte Engländer von der Ursache seiner Verhaftung sofort in Kenntnis gesetzt, binnen 24 Stunden verhört, und dann gegen Bürgschaft frei gelassen werden muß.



Wilhelm III. von Oranien.

Nach einem Kupferstiche von Jac. Houbraken (1698–1780), aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".

in seinem Schlosse zu St. Germain aufnahm. Am 22. Januar 1689 wurde er vom englischen Parlament als abgesetzt erklärt und Wilhelm von Oranien als **Wilhelm III.** (1689—1702) in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin **Maria** (bis 1694) auf den Thron Englands erhoben. Die verfassungsmäßigen Freiheiten der Nation wurden für alle Zeiten durch die „**Bill of rights**" (Gesetz der Rechte) gewährleistet, andererseits aber durch die **Toleranzakte** die gesetzlichen Härten gegenüber abweichenden Glaubensbekenntnissen aufgehoben. Gleichzeitig bewilligte das Parlament die Mittel zum Kriege gegen Frankreich, in welchem, wie wir bereits wissen, der ausgezeichnete Feldherr **John Churchill**, Herzog von **Marlborough**, reiche Lorbeeren für Englands Waffen erntete. Ein in Irland zu Gunsten Jakobs ausgebrochener Aufstand, durch den sich Jakob, der dort 1689 gelandet war und sich fast ein Jahr hindurch in der Herrschaft behaupten konnte, endigte am 1. Juli 1690 mit der Niederlage am **Boyne-Flusse**, worauf Jakob wieder nach St. Germain zurückkehrte und von Ludwigs XIV. Gnaden dort bis zu seinem Tode (1701) sein Leben fristete. Um allen weiteren Versuchen des Hauses Stuart, wieder auf den Thron Englands zu gelangen, von vornherein zu begegnen, wurde beim Tode Jakobs durch die „**Thronfolgeakte**" festgesetzt, daß die Thronfolge mit Uebergehung der Stuarts im Falle des Ablebens des kinderlosen Wilhelm an das kurfürstliche Haus **Hannover** übergehen solle (vergl. Stammtafel auf S. 602). Am 19. März 1702 starb Wilhelm, und die Schwester seiner ihm im Tode vorangegangenen Gemahlin bestieg als **Anna II.** (1702—1714), den Thron. Sie war eine unfähige Frau von sehr beschränkter Einsicht, die sich von den kleinlichsten Einflüssen beherrschen ließ; Marlbourough, dessen Gattin, die schöne **Sarah Jermings**, schon von Jugend auf auf die Königin den höchsten Einfluß ausgeübt hatte, stieg jetzt zum ersten Staatsmanne Englands empor, fiel aber in Ungnade, als seine Frau die Königin durch ihr übermütig herrschsüchtiges Auftreten erzürnt hatte und vom Hofe entfernt worden war. Er wurde aller seiner Aemter und Würden entsetzt,



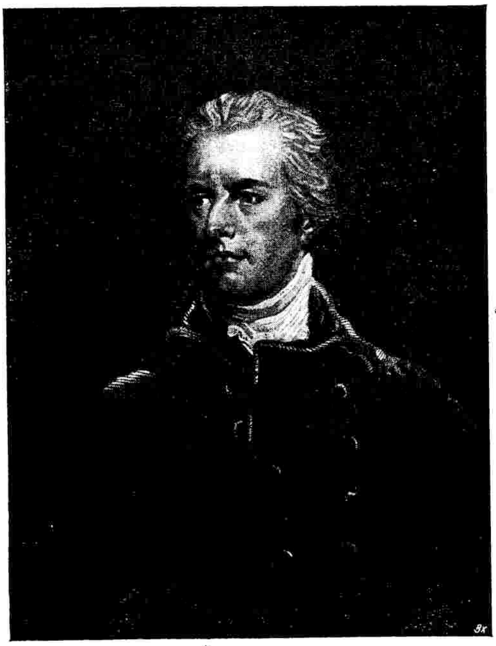
John, Herzog von Marlborough.

Schabkunstblatt von J. Smith, nach dem Bildnis von Kneller. (Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

erhielt diese zwar durch Annas Nachfolgerin sofort wieder zurück, wurde aber bald danach von einem Schlaganfall getroffen und starb 1722.

Annas Regierung war vornehmlich dadurch ausgezeichnet, daß unter ihr durch die **Unionsakte** vom 6. Mai 1707 die Vereinigung Englands und Schottlands zu einem einzigen Staatswesen mit gemeinsamer protestantischer Thronfolge und gemeinschaftlichem Parlament, jedoch unter Aufrechthaltung der beiderseitigen bürgerlichen Gesetze, Gerichts- und Kirchenverfassungen zu stande kam. Aus Annas kinderreicher Ehe mit dem dänischen Prinzen Georg, der lange vor ihr gestorben war, war bei ihrem Tode kein einziger Sprößling mehr vorhanden, und es trat daher der in der Thronfolgeakte vorgesehene Fall ein. Jakobs I. Urenkel **Georg I.** (1714—1727) bestieg den Thron. **Bolingbroke**, der an Marlboroughs Stelle die Leitung der Regierung übernommen hatte, ein Mann von glänzender Begabung aber wüster Sittenlosigkeit, hatte sich bemüht, die Thronansprüche des Sohnes Jakobs II., **Jakob Eduards**, entgegen den Bestimmungen des Thronfolgeaktes zur Geltung zu bringen und war deshalb von Georg I. schon vor dessen Ankunft in England aller seiner Würden und Aemter für verlustig erklärt worden. Er floh nach Frankreich zum Kronprätendenten, der gleich seinem Vater in St. Germain Hof hielt. Erst 1723 erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr, blieb jedoch von jeder amtlichen politischen Thätigkeit ausgeschlossen und lenkte nur von seinem Landsitze aus die Parlamentsopposition.

Schon zur Zeit Karls II. hatten sich im Parlamente die beiden Parteien der „**Whigs**“ und „**Tories**“ gebildet, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und von denen die erstere den Fortschritt, die letztere den „**Konservativismus**“ d. h. das Beharren bei dem Althergebrachten in der Politik vertritt. Seither wechselten diese beiden Parteien im britischen Parlamente fortwährend in der Führung ab, und auch die Kabinete waren in ihrer Zusammensetzung und ihrem Wirken von der jeweiligen Mehrheit der einen oder anderen Partei abhängig. Georg I. berief bei seinem Regierungsantritte sofort ein Whig-Ministerium und ließ das abgetretene Tory-Ministerium in den Anklagezustand versetzen. Auf den Kopf des Prätendenten Jakob Eduard wurde ein Preis von 100000 Pfund Sterling gesetzt, ein von ihm 1719 unternommener Landungsversuch durch Zerstreuung seines Anhangs vereitelt und auch sein Sohn **Karl Eduard**, ein unwissender und unfähiger Mensch, hatte mit seinen wiederholten Einfällen (1744 und 1745) kein Glück und starb als Trunkenbold 1787 in Florenz. Unter Georgs I. Regierung hob sich der Wohlstand des Landes rasch, aber auch eine verderbliche Spekulationssucht griff Platz und brachte sogar Georgs I. Minister **Walpole** in die Gefahr einer Anklage, der er nur durch schleunige Abdankung zu entrinnen vermochte (1742). Im Ganzen verlief die Regierung Georgs I. friedlich, doch erregte es Mißstimmung im Lande, daß ihm seine Interessen als Kurfürst von Hannover näher standen, als diejenigen Großbritanniens. Auch Georgs II. Regierung (1727—1760) war für das Land günstig; die alte Tory-Partei

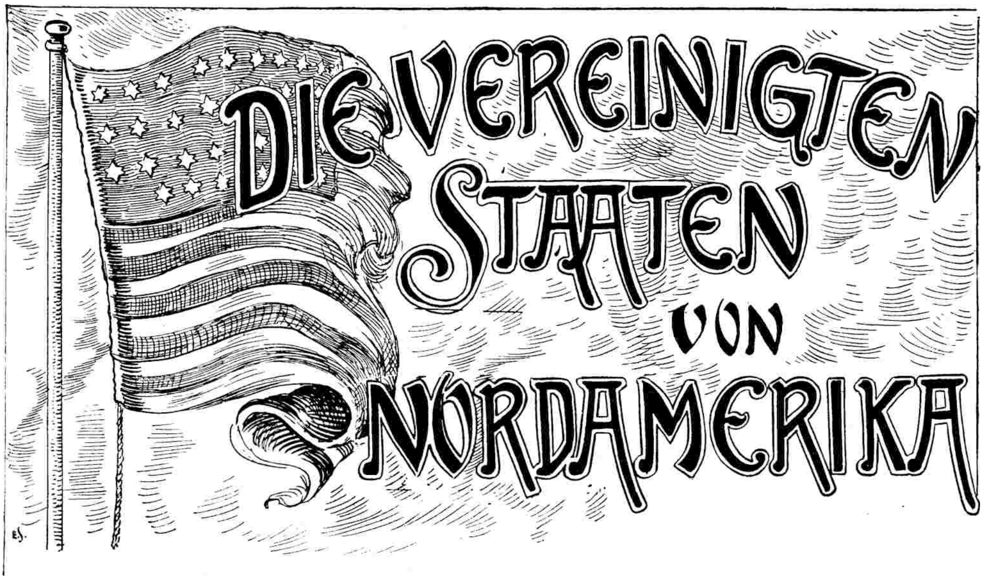


William Pitt.

Nach einem Gemälde v. Reynolds, gestochen v. Ludw. Hoffmann.

blieb, vom Volke verdrängt und von der Krone verlassen, durch mehr als vierzig Jahre von der Regierung ausgeschlossen, und die Gesetzgebung konnte daher Bedeutendes in volkstümlich-fortschrittlichem Sinne leisten. Dagegen war Georg III. (1760—1820) ein durch und durch von rückschrittlichem Geiste erfüllter Regent, eigensinnig, abergläubisch und nur darauf bedacht, die althergebrachten Anschauungen hinsichtlich der unumschränkten Herrscherrechte mit Hilfe der Geistlichkeit und der Tories wiederherzustellen. Bis 1761 war William Pitt, Graf von Chatam, der 1759 leitender Minister Georgs II. geworden war, auch unter dessen Nachfolger noch im Amte geblieben, dann aber zurückgetreten, um an die Spitze der Whig-Partei zu treten. Sein Sohn William Pitt, der Jüngere genannt, gehörte anfangs auch der Whig-Partei an, gelangte aber 1782 an Stelle des berühmten Staatsmannes und politischen Redners Fox in das Ministerium und trat von diesem Augenblicke an als entschiedener Gegner des Genannten auf. Er fiel von den Whigs ab und schuf eine neue Tory-Partei, die durch zwei Jahrzehnte am Ruder blieb. Pitt bewies sich als ein äußerst gefügiger Beamter seines Königs, dessen Neigungen er in seiner Politik nach Kräften Rechnung zu tragen suchte. Die schweren Verwicklungen, welche die französische Revolution mit sich brachte, vermochte Pitt in ihren schädlichen Rückwirkungen auf England nicht immer mit Geschick abzuwehren, und seine Ansicht, den Katholiken die bürgerliche Gleichberechtigung zuzuwenden, fand bei Georg III. so hartnäckigen Widerstand, daß Pitt 1801 sein Amt aufgab. Im Jahre 1805 wieder an die Spitze der Verwaltung gerufen, brachte er die Vereinigung der Mächte gegen Napoleon von 1805 zu stande, erlag aber im nächsten Jahre den Anstrengungen und Aufregungen, die seine Amtsführung in so stürmisch bewegter Zeit mit sich brachte.

In die Regierungszeit Georgs III. fiel auch die Lostrennung der nordamerikanischen Besitzungen Englands, die wir im nächsten Abschnitte kurz darstellen wollen.



Die Vereinigten Staaten von Nordamerika

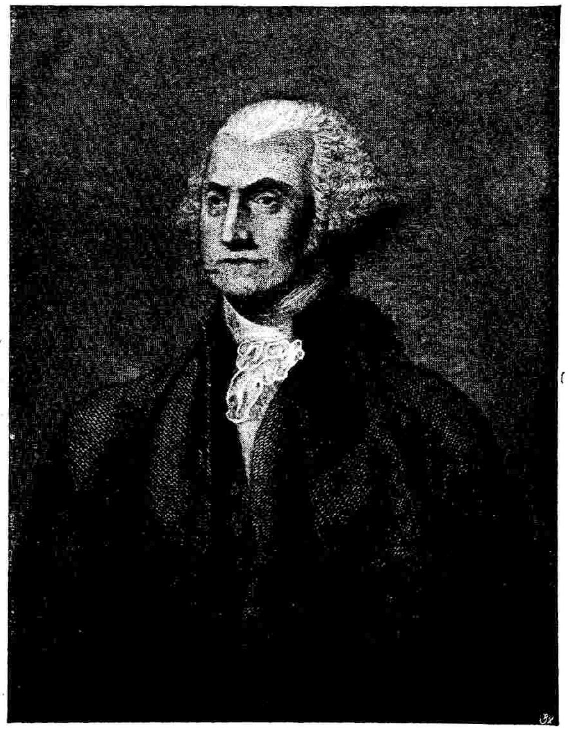
In Nordamerika bestanden spanische, französische, schwedische und holländische Niederlassungen; die größte Zahl von solchen hatte jedoch in diesem Teile der neuen Welt England begründet. Die älteste dauernde Niederlassung der Engländer, die sich zu einem förmlichen Staatswesen ausbildete, war die Kolonie Virginien, wo 1619 die erste Volksvertretung („Haus der Bürger") eingeführt wurde. 1620 ließen sich Puritaner auf nordamerikanischem Boden nieder, um den Glaubensverfolgungen in der Heimat zu entgehen. Mit der Gründung der Kolonie Georgia (1733) war die Zahl der englischen Niederlassungen in Nordamerika auf dreizehn gestiegen. Durch die Kämpfe, die die englischen Kolonisten gegen Indianer und Franzosen zu führen hatten, kamen sie in nähere Beziehungen zu einander. In dem Kampfe um die Vormacht, den die Franzosen und Engländer gegen einander führten, zogen die Franzosen den kürzeren und wurden aus Nordamerika verdrängt. Der glückliche Ausgang dieses Kampfes war zum großen Teile der Tapferkeit der englischen Kolonialtruppen zuzuschreiben, und das Selbstbewußtsein der Kolonien wurde durch deren Siege nicht wenig gehoben. Als nun die englische Regierung den Versuch machte, ihre Niederlassungen in Amerika zu besteuern, widersetzten diese sich, unter Berufung auf den alten englischen Grundsatz, daß eine Besteuerung nur gegenüber solcher Bestandteile des Reiches eintreten dürfe, die in dem die Besteuerung veranlassenden Parlamente ihre Vertreter haben. Die englische Regierung kehrte sich aber an den Widerspruch nicht, sondern erließ 1765 eine „Stempel-Akte", durch die nur solchen Urkunden und Verträgen gerichtliche Giltigkeit zuerkannt wurde, die mit einem vom Staate ausgegebenen Stempel versehen waren. Infolge dieser Maßregel trat in New-York ein Kongreß zusammen, der von neun von den dreizehn nordamerikanischen Kolonien Englands beschickt wurde und sich gegen die durch jene Akte den Kolonien aufgeladene Stempelabgabe erklärte. Die Akte wurde 1766 wieder aufgehoben, dagegen 1766 ein neuer Versuch zur Heranziehung der Kolonien zur Beitragsleistung an die Ausgaben des Mutterlandes durch Einführung eines Eingangszolles auf Thee, Glas, Papier und Farben gemacht. Auch dagegen lehnten sich die Kolonien auf, und obwohl die englische Regierung insoweit nachgab, daß sie bloß noch den Theezoll aufrecht erhielt, so kam es doch im Dezember 1773 zu Boston zum offenen Aufstande. Das Volk bemächtigte sich einer Ladung aus England eingeführten Thees und warf sie ins Meer. England ordnete die Sperrung des Bostoner Hafens an und verfügte anderweitige Gewaltmaßregeln, die den Zusammentritt eines „Kontinental-Kongresses" in



Benjamin Franklin.
Nach einem Stich von F. Weber.

Philadelphia 1774 zur Folge hatte. Es bildete sich hier eine „amerikanische Vereinigung", die sich verpflichtete, jeden Handelsverkehr mit England abzubrechen und keine englischen Produkte zu verwenden. Gleichzeitig wurde in Massachusetts eifrig zum Kriege gerüstet, und 1775 kam es zu den ersten blutigen Zusammenstößen zwischen den nordamerikanischen Milizen (Volkstruppen) und den Engländern, die für die Amerikaner erfolgreich waren.

Hatte der gelehrte Buchdrucker Benjamin Franklin seit Beginn dieser Streitigkeiten die Sache der Kolonien mit Nachdruck und Unerschrockenheit vor dem Hause der Gemeinen in London vertreten, so machte sich George Washington durch die Bildung, Schulung und Führung des Kolonialheeres, sowie durch die Leitung des am 4. Juli 1776 begründeten Staatenbundes*) der „Vereinigten Staaten" um sein Vaterland hochverdient. Schon am 15. Juni 1775 zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, die aus den Kontingenten (Anteilen) der einzelnen Kolonien bestanden und im Ganzen etwa 14 000 Mann stark waren, brachte Washington unter den größten Anstrengungen einige Ordnung in dieses Heer, das sich vor Boston ohne Waffen und Schießbedarf versammelt hatte, und beschränkte sich in der Verwendung desselben zunächst nur auf die Verteidigung, die Beobachtung und Ueberraschung des Feindes. Die Engländer mußten nach dem für die Amerikaner siegreichen Gefechte bei Bunkershill Boston räumen, rüsteten nun aber mit aller Macht und zogen namentlich aus Deutschland Hilfstruppen heran, die ihnen die betreffenden Landesherren einfach vermieteten. Eine große Flotte schiffte sich im Frühling 1776 mit 40 000 Mann nach Amerika ein; dagegen erhielt Washington, nachdem er sich bis dahin wacker gegen die



Washington.
Nach dem Gemälde im Capitol zu Washington.

*) Unter „Staatenbund" versteht man eine solche Vereinigung verschiedener Staatswesen, bei welcher das Schwergewicht auf den einzelnen Staaten und deren Organen ruht, wogegen im „Bundesstaat" die einzelnen Glieder nur eine beschränkte Selbständigkeit behalten, während das Ganze einer obersten Bundesgewalt untergeordnet ist.

englische Uebermacht behauptet und über dieselben in den Gefechten bei **Trenton** und **Princeton** (Ende 1776 und anfangs 1777) sogar Siege erfochten hatte, beträchtliche Unterstützungen aus Frankreich. Der Marquis **de Lafayette** begab sich 1776 nach Amerika, um für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zu kämpfen, wurde vom Kongreß zum General ernannt und erwies sich als ein geschickter und glücklicher Truppenführer, dessen Erfolgen die Amerikaner zu nicht geringem Theile ihre Freiheit zu verdanken hatten, zumal da er auch zu ihren Gunsten eine Anleihe von mehreren Millionen aufbrachte und von der französischen Regierung die Entsendung eines Geschwaders und eines Hilfskorps erwirkte. England, das zu jener Zeit mit Spanien und Frankreich in Krieg verwickelt war, vermochte gegen die Amerikaner, die sich mit Frankreich und Spanien verbündet hatten, nichts auszurichten. Ihr Feldherr **Clinton** wurde bei **Yorktown** in Virginien vollständig eingeschlossen und mußte sich am 19. Oktober 1781 mit 8000 Mann und 106 Geschützen ergeben. Franklin, der als Gesandter der Vereinigten Staaten in Frankreich für die Anerkennung der Unabhängigkeit derselben und das Zustandekommen des französisch-amerikanischen Bündnisses mit bestem Erfolg gewirkt hatte, verhandelte jetzt auch mit den englischen Kommissionären über den Frieden, der am 3. September 1783 zu **Versailles** zum endgiltigen Abschlusse kam.



Lafayette.
Nach einem Stich von Bollinger.

Der junge Freistaat war aber zunächst noch in einer recht schwierigen Lage. Der Wohlstand des Landes war durch den Krieg tief erschüttert worden und eine sehr beträchtliche Kriegsschuld angewachsen, zu deren Tilgung bei den noch schwachen wirtschaftlichen Mitteln des Landes zunächst Kredit nötig gewesen wäre. Gerade an diesem fehlte es aber den Amerikanern gänzlich, weil ihr Staatenbund noch sehr lose zusammenhing und seine Zentralgewalt über ausreichende Mittel nicht zu verfügen hatte. Um dem Staate innere Festigkeit zu geben, wurde ein **Verfassungskonvent** berufen, der in den Jahren 1787 und 1788, die mit wenig Aenderungen noch heute zu kraft bestehende Verfassung des Staatenbundes ausarbeitete und zum Abschluß brachte. Washington wurde einstimmig zum ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und nach Ablauf seiner Amtsdauer 1793 die Wahl erneuert. Das freundschaftliche Verhältnis, in das er sich, um die wirtschaftlichen und Handelsinteressen seines Landes zu fördern, mit England zu stellen suchte, zog ihm jedoch Feindschaft und Verdächtigungen von seite der unversöhnlichen Feinde des Mutterlandes und der eingefleischten Republikaner zu, die aus Gefühlspolitik zur französischen Republik hinneigten. Inmitten heftiger Parteikämpfe sorgte Washington aufs Gewissenhafteste für die Regelung der Staatsschuld, die Organisation der Landesverteidigung und des Verwaltungswesens, sowie für die Hebung des inneren Verkehrs durch Anlage von Straßen und Kanälen, nahm aber nach Ablauf seiner zweiten Amtsdauer die Wiederwahl nicht mehr an und zog sich ins Privatleben zurück. Als 1798 von Frankreich her neue Kriegsgefahr drohte, ließ er sich bewegen, die Stelle eines Oberbefehlshabers nochmals anzunehmen, starb aber, während die Spannung mit Frankreich noch fortdauerte, am 14. Dezember 1799.

Die französische Revolution rief auch in den Vereinigten Staaten eine heftige Bewegung hervor, die namentlich durch französische Wühler genährt wurde. Es mußte ein Fremden- und Aufruhrgesetz erlassen und in Pennsylvanien eine Erhebung, der sogenannte

„Whisky-Aufstand", niedergeworfen werden. Inzwischen wuchs aber die Zahl der Bundesstaaten auf sechszehn (1796) an. 1803 wurde von Frankreich das Mississippi- und Missouri-Gebiet käuflich erworben und Ohio als siebzehnter Staat in die Union aufgenommen. Die Napoleonischen Kriege führten einen beträchtlichen Aufschwung des amerikanischen Handels herbei, dieser erregte aber die Eifersucht Englands und verwickelte die Amerikaner in einen für Amerika sehr nachteiligen Krieg mit diesem, der von 1812—1814 währte und durch den Frieden von Gent zum Abschlusse kam. Noch während der Napoleonischen Kriege wurde Louisiana, 1816 Indiana in die Union aufgenommen; die übrigen Staaten folgten dann in längeren und kürzeren Zwischenräumen, bis mit der Aufnahme von Utah in die Union (1895) die gegenwärtige Zahl von 44 erreicht wurde. Bis zum Jahre 1829 hielten sich die Unionsstaaten gegenseitig das Gleichgewicht, dann aber gewannen die Südstaaten, deren Interessen*) in verschiedener Beziehung zu denjenigen der Nordstaaten im Gegensatze standen, das Uebergewicht und behaupteten dasselbe bis zum Ausbruche des Nordamerikanischen Bürgerkrieges (1861—1865), auf den wir noch zurückkommen werden.

*) In den Südstaaten herrschte der Großgrundbesitz vor, der zur Bewältigung der landwirtschaftlichen Arbeiten der Sklaven bedurfte. Während England schon 1807, Frankreich 1816, Spanien 1817 und Portugal 1823 den Sklavenhandel aufgehoben hatten, hielten die Vereinigten Staaten infolge des Uebergewichts der Südstaaten und gegen den Willen der Nordstaaten denselben aufrecht. Im Interesse der industriellen Nordstaaten lag es, die Industrieerzeugnisse des Landes durch Schutzzölle gegen die europäische Konkurrenz sicherzustellen, wogegen der Natur der wirtschaftlichen Verhältnisse der Südstaaten der Freihandel besser entsprach. Endlich waren die Südstaaten für das „demokratische" Prinzip des allgemeinen Stimmrechts, weil dort die Stimmen der von den Großgrundbesitzern wirtschaftlich abhängigen Kleinbürger von jenen beherrscht wurden, während in den Nordstaaten die sogenannte „republikanische" Partei im Uebergewicht war, die die Ausübung der souveränen Volksgewalt durch erlesene Vertreter begehrte. Die Sklavereifrage trat schon unter der Präsidentschaft von James Monroe (1817—1825) in den Vordergrund, der Streit über Schutzzoll und Freihandel 1828. Die Parteispaltung in Republikaner und Demokraten besteht in ihrer heutigen Bedeutung erst seit 1854; wohl standen schon 1792 „Republikaner" und „Föderalisten" einander gegenüber, aber die ersteren waren nicht die Vorgänger der jetzigen Republikaner, sondern vielmehr die der heutigen Demokraten, wogegen die Föderalisten die Einheitlichkeit des Gesamtstaates anstrebten und daher den jetzigen Republikanern nahe standen.

Die Entwickelung der nordischen Reiche.



In ähnlicher Weise, wie in Mitteleuropa zwischen Habsburg und Bourbon, entspann sich auch im Norden ein Kampf um die Vormacht zwischen Schweden, Polen und Rußland. In Schweden war, wie bereits erwähnt (vergl. S. 520), die Krone an die jüngere und schließlich an die jüngste Linie des Hauses Wasa (vergl. die Stammtafel auf S. 616) übergegangen. Unter Johann III. war der sogenannte Nordische siebenjährige Krieg (1563—1570) oder „Dreikronenkrieg" zum Ausbruche gekommen, dessen innere Ursache der Widerstreit der schwedischen und dänischen Handelsinteressen war, während den äußeren Anstoß zu demselben der Umstand gab, daß der dänische König Friedrich II. die drei Kronen des schwedischen Wappens aus dem dänischen Wappen nicht entfernen wollte. Die Dänen verloren einen Teil ihrer Flotte durch Sturm, errangen aber zu Lande bedeutende Vorteile und drangen tief in das Innere Schwedens ein; durch den Frieden von Stettin (1570) mußte Johann alte Landansprüche an Dänemark überlassen, so daß dieser Krieg, in welchem das Reich der livländischen Deutschen Ritter zertrümmert wurde, Schweden nur den Vorteil brachte, daß es Esthland gewann. Wie Johann III. durch Entthronung seines Bruders Erich, des Erstgeborenen Gustav Wasas, verdrängt hatte, so wurde sein Sohn Sigismund durch dessen Oheim Karl IX. verdrängt und seine Herrschaft auf Polen beschränkt. Hier war mit dem Tode Sigismunds II., des letzten Jagellonen, das Wahlkönigtum wieder zur Geltung gekommen (vergl. S. 456), und die Krone war nach dem kurzen Zwischenspiele, das Heinrich II. von Frankreich (vergl. S. 539) mit seinem Vierteljahres-Königstum den Polen zum besten gegeben hatte, an Stephan Báthory (1575—1586) übergegangen. Dieser war 1571 zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt worden und hatte dieses Land an seinen jüngeren Bruder Christoph überlassen. Die Regierungszeit Stephan Báthorys in Siebenbürgen war für das Haus Habsburg eine wohlthätige Abwechselung, weil er sich auf guten Fuß mit diesem stellte, wogegen seine Vorgänger, die Zápolya und seine Nachfolger Bethlen Gábor und Rákoczy, gefähr-



Sigismund II. August,
König von Polen.
Nach einem Kupferstich von Virgil Solis (1554).

Stammtafel des Hauses Bernadotte.

Bernadotte Jean Baptiste,
Adoptivsohn des Königs Karl XIII.
(Vergl. Stammtafel des Hauses Wasa.)
* 1764, † 1844,
als König von Schweden **Karl XIV. Johann.**
(1818—1844),
Gem.: Eugenie Bernardine Desideria, Schwester der Gem. Joseph Bonapartes,
(Vergl. Stammtafel des Hauses Bonaparte.)

Oscar I.,
* 1799, † 1859,
(1844—1859).

1. Karl XV.,
* 1826, † 1872
(1859—1872).

Oscar II.,
* 1829,
König seit 1872.

Oscar Gustav Adolph,
Kronprinz,
* 1858,
Gem.: Victoria von Baden.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Häupter in Schweden.

Stammtafel des Hauses Wasa

und seiner Nebenlinien.

Gustav Erikson Wasa (1523—1560).

- **Erich XIV.** (1560—1568).
  - Gustav, † 1607.
- **Johann III.** (1569—1592).
  - **Sigismund** (1592—1600), seit 1587 König v. Polen († 1632).
    - 1. Wladislaw IV., König von Polen (1632—1648).
    - 2. Johann Kasimir, König von Polen (1648—1668).
- **Karl IX.** (1604—1611).
  - **Gustav II. Adolf** (1611—1632).
    - **Christine** (1632—1654).
  - Katharina, vermählt mit dem Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken.
    - **Karl X. Gustav** (1654—1660).
      - **Karl XI.** (1660—1697).
        - 1. Hedwig Sophie, vermählt mit Friedrich IV. Herzog von Holstein=Gottorp, dessen Brudersohn **Adolf Friedrich** 1743 zum Thronfolger gewählt wurde und von 1751—1771 regierte.
          - 1. **Gustav III.** (1771—1792).
            - **Gustav IV. Adolf** (1792—1809),
          - 2. **Karl XIII.** (1809—1818). Adoptivsohn: Joh. Bapt. Jul. Bernadotte, als **Karl XIV. Johann** König von Schweden (1818—1844). (Vergl. Stammtafel des Hauses Bernadotte.)
        - 2. **Karl XII.** (1697—1718).
        - 3. **Ulrike Eleonore** (1719—1720, † 1741), vermählt mit Friedrich von Hessen, als **Friedrich I.** König von Schweden (1720—1751).

Haus Zweibrücken.

Haus Holstein-Gottorp.

liche Feinde Oesterreichs waren. Für Polen war die Herrschaft Báthorys insofern verhängnisvoll, als während derselben der Jesuitenorden dort Eingang fand. Sigismund III. schädigte dagegen das Reich durch einen langwierigen Krieg gegen Schweden, der erst durch den Frieden von Oliva (1660) beendigt wurde, und in dessen Verlaufe Polen nicht nur Livland, sondern 1657 auch die Lehenshoheit über das Herzogtum Preußen verlor. Von seinen beiden Söhnen Wladislaw IV. und Johann II. Kasimir, unter deren Regierung die inneren Zerwürfnisse in steter Steigerung begriffen waren, hatte der letztere sich in den Jesuitenorden aufnehmen und vom Papst Innocenz X. zum Kardinalpriester sich ernennen lassen; doch ließ er sich der geistlichen Gelübde wieder entbinden, als ihm die Krone winkte, und nach Wladislaws Tod heiratete er dessen Witwe. Im Jahre 1668 entsagte er, unfähig, der Zerrüttung im Lande Meister zu werden, der Krone und ging nach Frankreich, um sich von Ludwig XIV. mit einigen Abteien beschenken zu lassen. Mit ihm endigte die polnische Herrschaft der Wasa.



Stephan Báthory.
Nach einem anonymen Kupferstich von 1576.

Karl IX. hatte es wenig Mühe gekostet, seinen Neffen Sigismund zu entthronen. Er machte sich um Schweden durch Befestigung der lutherischen Kirche und Unterdrückung der Adelsmacht verdient, begründete den Bergbau im Lande und traf auch sonst viele treffliche Einrichtungen in seinem Staate. Sein Sohn Gustav Adolf brachte die ersten neunzehn Jahre seiner Regierung mit der Bekämpfung Polens, Rußlands und Dänemarks zu, gegen die er sich siegreich behauptete und so Schweden zur ersten nordischen Macht erhob. Für die Hebung des höheren Unterrichts und die Belebung des Bergbaues und Handels seines Reiches that er außerordentlich viel und brachte auch persönlich hohe Opfer. Die Aristokratie gewann aber während seiner Regierung durch die während des deutschen Krieges (vergl. S. 551 ff.) erbeuteten Reichtümer und ihre hervorragende Beteiligung an diesem Kriege wieder beträchtlich an Macht und Einfluß. Noch mehr steigerte sich die Macht des Adels unter Gustav Adolfs Tochter Christine, die 1644 die Regierung selbst übernahm, sich im Gegensatze zu ihrem Vater mit einem glänzenden Hofstaate umgab und den Adel durch Beschenkung mit Domänen (königlichen Gütern) und andere Gunstbezeigungen noch mehr in die Höhe brachte. Schwedens Macht gewann unter ihrer Regierung, dank den Siegen Torstensons, im Westfälischen Frieden die deutschen Herzogtümer Bremen, Verden, Vorpommern und einen Teil von Hinterpommern nebst Wismar. Die übergeniale Frau fühlte sich mehr zum Süden und zu den mächtig auf die Sinne und die Einbildungskraft wirkenden Anschauungen und Gebräuchen der Papstkirche, als zu ihrem frostigen Lande mit seiner nüchternen lutherischen Kirche, für die ihr Vater gekämpft hatte, hingezogen; auch waren ihr die Regierungsgeschäfte zu langweilig, und sie entschloß



Christine, Königin von Schweden.
Nach dem Gemälde von Bourdon gestochen von P. Tanjé.

sich daher 1654, auf den Thron zu Gunsten ihres Vetters **Karl Gustav** von Pfalz-Zweibrücken zu verzichten und nach Rom zu ziehen, wo sie feierlich ihren Uebertritt zur katholischen Kirche beging und dem Papste Alexander VII. zu Ehren den Namen Alexandra annahm. Ihren Stallmeister und Günstling **Monaldeschi** ließ sie, weil er den Schleier seines Verhältnisses zu ihr mit dreister Geschwätzigkeit gelüftet hatte, meuchlerisch niedermachen. Sie starb 1689 in Rom, wo sie vier Päpste kennen gelernt und dadurch die Erkenntnis gewonnen hatte, daß, wie sie selbst äußerte, die Kirche doch vom heiligen Geist regiert sein müsse, da von jenen vieren auch nicht einer gesunden Menschenverstand besessen habe.

Ihr Nachfolger **Karl X. Gustav**, ein im Dreißigjährigen Kriege geschulter Soldat, erklärte Johann Kasimir von Polen den Krieg, weil dieser ihn nicht anerkennen wollte, und eroberte in wenigen Wochen ganz Polen. Als dieses sich wider ihn erhob, verband er sich mit dem großen Kurfürsten und besiegte im Verein mit diesem die Polen in der dreitägigen Schlacht bei **Warschau** (1656). Zum Danke für Friedrich Wilhelms Hilfe überließ er diesem Ostpreußen und Ermeland zu lehensfreier Herrschaft, verlor aber dessen Freundschaft bald wieder, da auch der Polenkönig dem Großen Kurfürsten die souveräne Herrschaft über Ostpreußen anbot, und der Kaiser, Rußland und Dänemark sich gegen Schweden erklärten. Ueber das gefrorene Feld nach Dänemark ziehend, das er rasch eroberte und im Frieden von **Roeskilde** zu bedeutenden Gebietsabtretungen nötigte, starb Karl X. plötzlich, und der Krieg fand nun durch den Frieden von **Oliva** und von **Kopenhagen** (1660) sein Ende.



Karl XII. von Schweden.

Gezeichnet von einem seiner Soldaten und danach für Ludwig XIV. gemalt.
(Nach einem Stich von E. Danzel.)

Karl XI. (1660—1697), Sohn des vorigen, erlangte als vierjähriger Knabe die Krone und hatte, nachdem er volljährig geworden, gegen den vereinigten Angriff des Deutschen Reiches, Hollands und Dänemarks, die Schweden aus seiner Machtstellung zu verdrängen gedachten, zu kämpfen. Durch die Siege bei Halmstad und Lund (1676) und bei **Landskrona** (1677) behauptete Karl jedoch seine Stellung und ging aus dem Kampfe ohne erhebliche Beschränkung der Macht seines Staates hervor. Im Innern regelte er seine Kronrechte nach französischem Muster, bildete Heer und Flotte völlig neu, gestaltete auch die gesamte Verwaltung um und verbesserte die Finanzlage des Staates in solchem Maße, daß während der letzten Jahre seiner Regierung von der Erhebung außerordentlicher Steuern abgesehen werden konnte.

Karls XI. Sohn und Nachfolger **Karl XII.** war, als er den Thron bestieg, erst fünfzehn Jahre alt, wurde aber von den Ständen als volljährig erklärt und trat daher die Regierung sofort als selbständiger Herrscher an. Schwedens nordische Nachbarn, auf die überwiegende Macht dieses Staates eifersüchtig, dachten, daß die Gelegenheit günstig sei, um über den jugendlichen König herzufallen und die Macht Schwedens zu brechen. Zu diesem Zwecke verbündeten sich Dänemark, Polen und Rußland, und eröffneten gegen Schweden den Krieg, der unter dem Namen des „**Nordischen Krieges**" von 1700—1721 währte und in dessen Verlaufe sich eine vollständige Umwälzung der Verhältnisse in den Nordischen Reichen vollzog.

In Dänemark hatte bis 1559 Christian III. geherrscht (vergl. S. 520). Unter seiner Regierung hatte sich der Adel zur ausschließlichen politischen Macht erhoben, nachdem die Geistlichkeit durch die Reformation alle weltliche Macht verloren hatte, die Städte dort

niemals zu politischer Bedeutung gelangt und die Bauern von jeher geknechtet waren. Der Adel war thatsächlich der einzige „freie“ Stand im Reiche und erweiterte, indem er die säkularisierten Kirchengüter an sich zog, beträchtlich seinen Besitz und seine Macht. Aller politischer Einfluß sammelte sich im Reichsrate, und der Reichstag, in welchem alle Stände vertreten waren, war diesem gegenüber völlig machtlos, ebenso aber auch die Krone, die, da Dänemark in der Wahlkapitulation Christians I. (1448—1481) als „freies Wahlreich“ erklärt worden war, beim Regierungsantritt jedes neuen Königs die Wahl immer wieder durch weitere Zugeständnisse vom Reichsrat erkaufen und immer mehr Kronrechte und Krondomänen an den Adel abgeben mußte. Christian III. und sein Nachfolger Friedrich II. hatten die Herzogtümer Schleswig und Holstein mit ihren jüngeren Brüdern teilen müssen, so daß neben dem königlichen auch noch ein herzoglich holstein-gottorpischer Anteil und mehrere von einander getrennte Herrschaften der Sonderburgischen Linie bestanden. Von der Macht der Krone blieb also kaum mehr als der leere Begriff übrig; zugleich wurde die Macht des Reiches durch die Kriege mit Schweden erschüttert. Auf Friedrich II. (1559—1588), der den erfolglosen Dreikronenkrieg (vergl. S. 615) auszufechten hatte, war Christian IV. (1588 — 1648) gefolgt, dessen Beteiligung am deutschen Glaubenskriege bereits erwähnt worden ist (vergl. S. 548). Noch unglücklicher als dieser war Friedrich III. (1648—1670) in seinen Kämpfen gegen Schweden, trotz der Unterstützung des Großen Kurfürsten und der holländischen Seemacht; er verlor bedeutende Gebietsteile an Schweden und mußte auch auf die Lehenshoheit über Schleswig verzichten. Jetzt erfolgte aber ein Umschwung in der inneren Politik. Gegen den Reichsrat und Adel, die hartnäckig an der Wahrung ihres Machtbestandes festhielten, vereinigten sich am Kopenhagener Reichstag (1660) Krone, Geistlichkeit und Bürgerstand, und es wurde das sogenannte „Königsgesetz“ unter entschiedener Zustimmung des Volkes durchgesetzt, das dem Könige absolute Machtvollkommenheit zuerkannte und zugleich das Erbrecht des Herrscherhauses in männlicher und weiblicher Linie unanfechtbar feststellte. Damit war der entschiedenste Absolutismus in Dänemark eingeführt, der aber von Friedrich III. in einer für sein Reich gedeihlichen Weise ausgenutzt wurde. Die Kraft Dänemarks wuchs wieder, und Christian V. (1670 — 1699) gewann durch Vertrag das Stammland seines Hauses, Oldenburg mit Delmenhorst, wo die regierende Linie 1667 ausgestorben war. Unter Christian V. wurde das neue dänische Gesetzbuch von 1683 geschaffen; sein Sohn Friedrich IV. (1699—1730) erleichterte die Lage der Bauern durch Milderung der Härten der Leibeigenschaft. Bald nach seinem Regierungsantritte brach der Krieg aus.

In Polen war schon unter Wladislaw IV. (vergl. S. 617) ein Aufstand der Kosaken unter Führung des tapferen und kühnen Polen Chmielnicki ausgebrochen, der die Verheerung eines großen Teiles des Reiches zur Folge hatte und unter Johann Kasimir II., nachdem die Kosaken 1654 von den Polen geschlagen worden waren, seinen Abschluß dadurch fand, daß Chmielnicki sich den Russen unterwarf. Es entspann sich infolgedessen ein Krieg zwischen Rußland und Polen, der letzterem im Frieden von Andrussowo (1667) den Verlust von Smolensk, Kiew und des linken Dnjeprufers brachte. Nach dem Tode Johann Kasimirs war in Polen ein längeres Zwischenreich eingetreten, während dessen verschiedene Wahlkandidaten um die polnische Krone sich bewarben; schließlich fiel die Wahl auf den Woiwoden von Krakau, Johann Sobiesky, der die Krone von 1674—1696 inne hatte und dessen rühmlicher Anteil an der Befreiung des belagerten Wien von den Türken bereits erwähnt worden ist (vergl. S. 567). Ein neuer Wahlstreit erhob sich nach seinem Tode; Ludwig XIV. wollte den Prinzen von Conti, von einem Nebenzweige der Linie Condé, auf den polnischen Thron bringen; der Kaiser Leopold begünstigte dagegen die Wahl des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen. Dieser Fürst, wegen seiner Körperkraft gemeinhin „August der Starke“ genannt, war der erste von den deutschen Fürsten, die sich in der Nachahmung Ludwigs XIV. gefielen. Die Polen wählten ihn (als August II., 1697—1733) zum König; Conti hatte aber eine starke Minderheit für sich, und August brachte daher 10000 Mann sächsischer Truppen mit nach Polen, um sich seine

Krone zu sichern. Der nordische Krieg sollte dem herabgekommenen Reiche zur Wiedergewinnung der an Schweden abgetretenen polnischen Provinzen, namentlich Livlands, verhelfen; August hatte versprochen, diese wieder mit Polen zu vereinigen. Da aber der polnische Adel dem Kampfe abgeneigt war, so mußte August zum größten Teile den Krieg um polnische Landesteile mit sächsischen Truppen und auf Kosten seines Erblandes führen.

Rußland, das, wie bereits erwähnt (vergl. S. 452), schon im 11. Jahrhundert zu einem vollkommen slavischen Reiche geworden war, zugleich aber auch in seinen Sitten und Gebräuchen, und namentlich in seinem Kriegswesen noch viel Asiatisches an sich hatte, war bald nach dem Tode des letzten Herrschers aus dem Hause Rurik, Fedors I. (1584 bis 1598) unter die Herrschaft des Hauses Romanow (vergl. die nebenstehende Stammtafel) gekommen. Fedor hatte vollständig unter dem Einflusse seines Schwagers Boris Godunow gestanden, der für sich selbst nach der Zarenkrone strebte und deshalb den Bruder des kinderlosen Fedor ermorden ließ. In der That hatte sich Godunow nach Fedors Tode der Herrschaft bemächtigt, war aber schon 1605 von den Bojaren (Großen des Reiches) vertrieben worden, nachdem ein „falscher Demetrius“ als der rechtmäßige Thronerbe aufgetreten war. Dieser war von den Polen nach Moskau geführt worden, ließ dort den Sohn des mittlerweile verstorbenen Godunow erdrosseln und trat die Regierung mit Kraft und Umsicht an. Durch Herbeiziehung von 2000 Polen anläßlich seiner Vermählung mit der Polin Marina Mniszek führte er aber einen Aufstand des Moskauer Volkes herbei, der ihm selbst und vielen Polen inmitten der Hochzeitsfestlichkeiten am 17. Mai 1606 den Tod brachte. Die Bojaren wählten jetzt den Fürsten Wassilij Schujskij zum Zaren, dem



Moskowitische Krieger.
Holzschnitt aus Herberstein „Rerum Moscoviticarum comentarii“. (Wien 1549.)

sie eine wesentliche Einschränkung der Zarengewalt abnötigten; Schujskij wurde aber schon 1610, weil er gegen die Polen eine Niederlage erlitten hatte, entsetzt. Man sperrte ihn in ein Kloster, und es trat darauf eine dreijährige Anarchie ein, in deren Verlaufe die Bojaren Wladislaw, den Sohn Sigismunds III., zum Zaren wählten. Sigismund führte nun, von dem Gedanken geleitet, ganz Rußland an Polen zu bringen und die russische Kirche unter den Papst zu beugen, den Krieg gegen seinen eigenen Sohn fort. Endlich erhob sich ein nationaler Aufstand gegen die Polen im Lande, und diese wurden 1612 samt ihrem Prinzen Wladislaw aus dem Lande getrieben. Die Russen wählten nun zum Zaren den jungen Michael Fedorowitsch Romanow, dessen Familie mit dem Hause Rurik verschwägert war (1613). Dieser stellte den Frieden mit Schweden und Polen wieder her und ordnete die Zustände im Innern. Michael regierte von 1613—1645. Ihm folgte sein Sohn Alexei Michailowitsch*), der als Förderer der Industrie und des Bergbaues,

*) Der zweite Name ist derjenige des Vaters, so daß also diese Namensbezeichnung s. v. w. „Alexei, Sohn des Michael“ bedeutet.

Stammtafel des Hauses Romanow.

Michael Feodorowitsch Romanow (1613—1645).

- **Alexei Michailowitsch** (1645—1676).
  - 1. **Feodor III.** * 1656. (1676—1682).
  - 2. **Sophia** * 1657 (1682—1689).
  - 3. **Iwan V.** * 1666 † 1696. (Mitregent seines Halbbruders Peter I. 1682—1697.)
    - 1. Katharina. Gem.: Karl Leopold von Mecklenburg-Schwerin.
      - Anna Gem.: Anton Ulrich von Braunschweig.
        - **Iwan VI.** (1740—1741). Im Kerker ermordet 1764.
    - 2. **Anna** (1730—1740). Gem.: Friedr. Wilh. Prinz v. Kurland.
  - 4. **Peter I. der Große** (aus zweiter Ehe) (1682—1725). Gem.: **Katharina I.** (1725—1727).
    - 1. Alexei † 1718.
      - **Peter II.** (1727—1730).
    - 2. Anna. Gem.: Karl Friedrich von Holstein-Gottorp.
      - **Peter III.** (1762). Gem.: **Katharina II.** von Anhalt-Zerbst. (1762—1796).
        - Paul I. (1796—1801).
          - 1. **Alexander I.** (1801—1825).
          - 2. Konstantin † 1831. (verzichtete 1822 auf das Thronfolgerecht).
          - 3. **Nicolaus I.** (1825—1855). Gem.: Alexandra von Preußen.
            - **Alexander II.** (1855—1881.)
              - **Alexander III.** (1881—1895).
                - **Nicolaus II.** * 1868.
    - 3. **Elisabeth** (1741—1762).

Haus Holstein-Gottorp (von Peter III. bis Nicolaus II.).

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Häupter.

sowie als Begründer eines Gesetzbuches dem Reiche in hohem Maße nützlich wurde, auch Smolensk und Kleinrußland demselben wieder gewann. Unter Fedor III. Alexejewitsch (1676—1682) gerieten die Russen zum ersten Male in Krieg mit den Türken, gegen die sie in den Jahren 1677 und 1678 glücklich kämpften. Fedor starb 1682 ohne Leibeserben; sein Bruder Iwan war schwachsinnig, und aus diesem Grunde wurde an seiner Stelle dessen jüngerer Stiefbruder Peter auf den Thron erhoben. Iwans rechte Schwester Sophia rief aber einen Aufstand hervor, der zur Folge hatte, daß beide Brüder als Zaren ausgerufen wurden, worauf Sophia während der Minderjährigkeit derselben (Iwan war 15, Peter 10 Jahre alt) die Regentschaft übernahm. Da sie aber die Herrschaft gänzlich an sich zu reißen suchte, so wurde Sophia 1689 von dem 17jährigen Peter, der sich inzwischen unter der Leitung tüchtiger Ausländer in wissenschaftlicher wie militärischer Hinsicht ausgebildet hatte, gestürzt und in ein Kloster gesteckt. Die altrussische Partei war Peter zwar nicht günstig gestimmt, weil dieser ihr zuviel mit Ausländern verkehrte; doch gewann der junge Zar durch seine Vermählung mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin mächtigen Anhang unter den großen Familien des Reiches und vermochte dadurch sich auf dem Throne zu erhalten. Seinen Bruder Iwan behielt er bis zu dessen Tode 1696 als Mitregent der Form nach bei; in Wirklichkeit trat er aber schon damals als Alleinherrscher auf.



Peter der Große
im Jahre 1786.
(Nach dem Gemälde von J. Le Roy.)

Peter begründete sich zunächst ein europäisch geschultes Heer, um eine feste Stütze gegen die altrussische Opposition im Reiche zu gewinnen, und legte den Grund zu einer starken Flotte, durch die Rußland die Herrschaft auf der Ostsee und dem schwarzen Meere an sich reißen sollte. Von einer längeren Reise durch einen Teil Europas brachte er nicht nur reiche Erfahrungen, sondern auch tüchtige Künstler und Handwerker aller Art mit heim, durch die er europäische Kultur in seinem noch stark verwilderten Reiche einzuführen gedachte. Einen während seiner Abwesenheit ausgebrochenen, auf die Strelitzen sich stützenden Aufstand der Altrussen unterdrückte er mit blutiger Strenge und verteilte das Strelitzenkorps in kleinen Abteilungen über das ganze Land, womit dessen Bedeutung vernichtet ward. Mit stürmischer Hast setzte er nun seine Reformgedanken in Wirklichkeit um und vollendete die Neugestaltung des Heeres, mit der er bereits bei seinem Regierungsantritte begonnen hatte. 1699 wurden die ersten Rekruten für das umgestaltete Heer ausgehoben, das sich nun im nordischen Kriege bewähren sollte.

Der Nordische Krieg.

Durch den Livländer Patkul, der, nachdem er vergeblich von Karl XII. von Schweden die Wiederherstellung der alten Vorrechte des livländischen Adels zu erlangen gesucht hatte und dann in der Hoffnung, seine Bestrebungen durch einen Besitzwechsel verwirklichen zu

können, in kursächsische und in russische Dienste getreten war, wurde ein Bündnis zwischen Sachsen (Polen), Rußland und Dänemark vermittelt, das dem jungen Schwedenkönige Karl XII. und seinem Reiche den Untergang bringen sollte. Die Dänen brachen in Schleswig und die Sachsen in Livland ein; Karl XII. begegnete aber dem dänischen Angriffe mit einer fabelhaft rasch in Szene gesetzten Landung auf Seeland, durch welche die Hauptstadt Kopenhagen in so große Gefahr geriet, daß Dänemark sofort den Frieden von Travendal (August 1700) abschloß, um sich dieser Gefahr zu entwinden. Inzwischen war auch Peter zum Angriff in Ingermanland vorgeschritten und belagerte Narwa. Karl XII. wandte sich jetzt gegen ihn, erfocht bei der genannten Stadt (30. November) einen glänzenden Sieg über die Russen, wandte sich aber, statt sie zu verfolgen und seinen Sieg auszunützen, gegen die Sachsen, die vor Riga lagen, siegte auch über diese (1701) und brach in Litthauen ein. Unaufhaltsam drang er in Polen bis nach Warschau vor, das sich ihm ohne Widerstand übergab (1702), erfocht weitere Siege gegen die sächsisch-polnischen Truppen bei Klissow (1702) und Pultusk (1703), nahm Krakau ein, wohin sich August der Starke geflüchtet hatte, und bemächtigte sich des Landes an der Weichsel mit den Städten Thorn, Danzig und Elbing. Die Friedensanträge Augusts ablehnend, veranlaßte Karl den polnischen Reichstag, die Absetzung des Königs auszusprechen und an dessen Stelle (1704) Stanislaus Leszczynski zu wählen. August, dessen Heer unter dem sächsischen Feldmarschall Grafen Schulenburg bei Fraustadt (13. Februar 1706) neuerdings geschlagen wurde, mußte im Frieden von Altranstädt der polnischen Krone entsagen, das Bündnis mit dem Zaren auflösen und Patkul an Karl ausliefern. Auf diesen hatte der Schwedenkönig einen besonderen Haß geworfen, weil er als schwedischer Unterthan in die Dienste seiner Gegner getreten und dadurch — nach des Königs Ansicht — zum Landesverräter geworden war; deshalb hielt er die Person Patkuls für wichtig genug, um sie zum Gegenstande des Altranstädter Friedensvertrages zu machen, womit er zugleich seine Rachgier zu befriedigen gedachte. Patkul war 1704 als Gesandter Rußlands an den sächsisch-polnischen Hof geschickt worden, hatte sich aber dort anmaßend betragen und war deshalb als Gefangener auf den Sonnenstein gebracht worden. Es widerstrebte August, seinen Gefangenen, der nach den Begriffen des Völkerrechtes als Gesandter Rußlands als unverletzlich hätte angesehen werden müssen, der Rache Karls preiszugeben. Deshalb schickte er geheimen Befehl an den Festungskommandanten auf dem Sonnenstein, wonach dieser unter der Hand die Flucht Patkuls begünstigen sollte. Der Kommandant hoffte aber, aus Patkul ein tüchtiges Lösegeld herauszuschlagen, und trat mit ihm deshalb in Verhandlungen, die sich wegen der Höhe der verlangten Summe so lange hinschleppten, bis ein schwedisches Kommando auf dem Sonnenstein eintraf, um Patkul in Empfang zu nehmen. Dieser war nun verloren; Karl ließ ihn bei lebendigem Leibe von unten herauf rädern und dann vierteilen.

Während Karl seinen Rachezug gegen August den Starken durchführte, ordnete und verstärkte Peter seine Streitkräfte, und so konnte er Karl, als dieser im Herbste 1707 endlich daran ging, auch mit Rußland seine Waffen zu messen, ein wohlgerüstetes Heer entgegenstellen. Er sparte sich aber dieses für den Entscheidungskampf auf und bediente sich zunächst eines anderen Kampfmittels, um den kühnen Schwedenkönig mürbe zu machen. Karl brach aus Sachsen gegen Moskau auf, fand aber alles vorliegende Land durch Verheerung ungangbar und unwirtbar gemacht — eine Kriegslist, die, wie wir später sehen werden, 105 Jahre darnach von den Russen gegen Napoleon neuerlich angewendet worden ist. Der Kosakenhetman Mazeppa*) veranlaßte Karl, seinen Weg über die Ukraine zu nehmen, wo

*) Mazeppa war in seinen Jugendjahren Page am polnischen Hofe und wurde wegen eines Liebesabenteuers mit der Frau eines polnischen Edelmannes von diesem festgenommen, entkleidet, rücklings auf sein eigenes Pferd gebunden und seinem Schicksale überlassen. Er kam mit dem Leben davon, ging zu den Kosaken in die Ukraine und wurde deren Hetman. Peter der Große erwies ihm Gunst und Vertrauen und machte ihn zum Fürsten der Ukraine. Durch sein Bestreben, die Ukraine wieder an Polen zu bringen, wurde er aber Peters Feind, folgte Karl XII. auf seinem Kriegszuge und floh mit ihm nach der Schlacht bei Pultawa nach Bender, wo er 1709 — angeblich an Gift — starb.

die Schweden einen außerordentlich strengen und langen Winter zu überdauern hatten. Von da wandte sich Karl gegen Pultawa, das er belagerte, wegen Mangel an Geschützen aber nicht zur Uebergabe zwingen konnte. Peter rückte nun mit großer Heeresmacht zum Entsatze der Stadt heran und schlug bei dieser am 8. Juli 1709 seinen Gegner in entscheidender Weise. Die Kriegskasse und alles Gepäck fiel in die Hände des Feindes. Das Heer, das schon durch die Beschwerden des Winters und die langwierige Belagerung von Pultawa nahezu aufgerieben war, fiel zum größten Teil in russische Gefangenschaft; etwa 2000 Mann entkamen mit dem Könige nach dem Südwesten und setzten sich bei der Stadt Bender in Bessarabien fest, das damals unter türkischer Herrschaft stand. Zugleich bewog Karl den Sultan, den Russen den Krieg zu erklären. Seinem Gegner folgend, gelangte Peter in das sumpfige Gebiet des unteren Pruth und Dnjestr, wo er in der Bewegung seines Heeres derart gehindert war, daß er von den Türken eingeschlossen wurde und nahe daran war, in deren Gefangenschaft zu geraten. Da gelang es der Zarin, durch Bestechung des Großveziers einen Frieden zu erwirken, dessen Preis die Zurückgabe Asows an die Türken war, wogegen den Russen freier Abzug gewährt wurde. Trotz des Friedensschlusses wollte aber Karl seinen Zufluchtsort nicht verlassen. Es kam nun ein neues Bündnis zwischen Dänemark, Rußland und Sachsen zustande; der König von Dänemark bemächtigte sich Schleswigs, August sagte sich von dem Vertrage von Altranstädt los, um aufs neue seine Ansprüche auf Polen geltend zu machen, und Peter eroberte Esthland, Livland und Finland. Auch Preußen und Hannover schlossen sich jetzt den Gegnern Schwedens an. Der Sultan bemühte sich vergeblich, seinen unbequemen Gast aus seinem Lande herauszukomplimentieren und bewilligte ihm sogar das ungewöhnlich hohe Reisegeld, das er als Preis seiner Entfernung verlangt hatte; nachdem dieses aber an Karl ausbezahlt worden war und dieser trotzdem keinerlei Anstalten machte, aus seiner elenden Verschanzung bei Bender herauszugehen, wurde eine beträchtliche Streitmacht aufgeboten, um ihn mit Gewalt zu vertreiben. Nicht mehr Tapferkeit, nicht mehr Tollkühnheit, sondern einfach Verrücktheit war es, daß Karl sich mit seinen wenigen Leuten auch jetzt noch weigerte, sich in das Unvermeidliche zu schicken, und daß er sich erst gefangen gab, nachdem das Häuschen, in das er sich mit den letzten seiner Getreuen zurückgezogen hatte, in Brand gesteckt worden war. Jetzt verloren aber auch die Schweden ihre so lange dem tollen Könige gegenüber bewahrte Geduld; man entsandte an Karl die Botschaft, daß an seiner Stelle ein Reichsverweser bestellt werden solle. Das wirkte. Am 24. November 1714 erschien Karl XII., von einem einzigen Reiter begleitet, vor den Thoren seiner Stadt Stralsund; er hatte den Weg dahin durch Ungarn über Wien, Nürnberg und Braunschweig in vierzehn Tagen zurückgelegt, während welcher Zeit er kaum aus dem Sattel gekommen war. Stralsund und Wismar waren die einzigen Punkte des früher so ausgedehnten schwedischen Besitzes auf deutschem Boden, die ihm noch übrig geblieben waren; jetzt wurde er auch hier angegriffen und konnte erst im Dezember 1715, nachdem er über ein Jahr das feste Stralsund gegen die Belagerer gehalten hatte und endlich die Verteidigung desselben aufgeben mußte, in sein Land zurückkehren. Seine Kriegslust war aber auch dann noch nicht erstickt; während sein Minister Görz mit Rußland über den Frieden unterhandelte, brach Karl in Norwegen ein, um den König von Dänemark für den Bruch des Friedens von Travendal zu züchtigen. Ein Teil seines Heeres unter Armfeld wurde durch die Beschwerden und Entbehrungen des Ueberganges über das unwirtliche Gebirge aufgerieben; mit dem anderen Teile belagerte Karl mitten im Winter das feste Fredericshald, und hier fiel er in der Nacht des 11. Dezembers 1718, während er den Arbeiten in den Laufgräben zusah, durch einen unaufgeklärten Flintenschuß.

Der Nordische Krieg zog sich nun noch bis 1721 fort. Karls Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore schloß mit Hannover, Preußen, Dänemark und Polen durch Frankreichs Vermittelung Frieden, führte aber den Krieg gegen Rußland fort und erlitt in demselben so schwere Schlappen, daß sie 1721 zum Frieden von Nystad gezwungen war, durch welchen Schweden den größten Teil seines Landbesitzes an der Ostsee verlor, und nur einen Teil von Finland nebst einer Entschädigung von zwei Millionen Thalern

aus dem Schiffbruche rettete, durch welchen das Uebergewicht im Norden von Europa, in dem Schweden seit 1645 sich behauptet hatte, auf Rußland überging.

In Schweden übertrug Ulrike Eleonore 1720 die Regierung dem Erbprinzen Friedrich von Hessen, der dieselbe als Friedrich I. mit sehr beschränkten Kronrechten übernahm. Alle Gewalt war bei dem adeligen Reichsrate, der den Freiherrn von Görz, Karls XII. Minister, für die Tollheiten seines Königs nachträglich verantwortlich machte und ihn in grausamer Weise hinrichten ließ. Auf Friedrich I., der ohne Nachkommen blieb, folgte 1751 der Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, ein Neffe des Gemahls der ältesten Tochter Karls XI., deren nähere Erbansprüche nach dem Tode Karls XII. vom Reichsrat einfach unterdrückt worden waren. Adolf Friedrich, der schon 1743 zum Thronfolger gewählt worden war, wurde der Begründer des Hauses Holstein-Gottorp, das nach ihm noch drei seiner Mitglieder auf dem schwedischen Throne sah, zunächst Adolf Friedrichs Sohn Gustav III., der den Versuch, die Allmacht des Adels durch eine dem Reichstag mit Bayonetten aufgezwungene Verfassung zu brechen und die Gewalt der Krone wiederherzustellen, mit dem Leben bezahlen mußte; er wurde im März 1792 auf einem Maskenballe vom Gardehauptmann Ankarström infolge einer Adelsverschwörung, deren Vollstrecker der Ebengenannte war, erschossen.

In Dänemark herrschte Friedrich IV., dem durch Karls XII. tolle Kriegspolitik trotz des beständigen Mißgeschickes seiner eigenen Waffen, der Gottorpsche Anteil an Schlesien zugefallen war, in fortschrittlichem und volksfreundlichem Sinne. Sein Sohn Christian VI. (1730 — 1746) war dagegen ein Anhänger des Pietismus und legte der Bauersame durch den von ihm eingeführten „Heimatszwang“, der den Bauernsöhnen vom 14. bis zum 35. Lebensjahre verbot, ihre Scholle zu verlassen, ein neues Joch auf. Sein Sohn Friedrich V. (1746 — 1766) machte sich um die Ausbildung der Gesetzgebung und die Hebung des Unterrichtswesens und des Handels verdient; übrigens war in dieser Richtung auch schon von seinem Vater vieles geleistet worden. Sein Sohn Christian VII. (1766—1784) zeigte schon frühzeitig Spuren einer Geisteskrankheit, die er sich durch maßlose Ausschweifungen zugezogen hatte. Die Regierungsgewalt wurde infolgedessen zum Spielball der Parteien; 1770 wurden der verdiente Staatsminister Bernsdorff und seine Kollegen, die schon unter Friedrich V. neben ihm im Amte gestanden und auch im Anfange der Regierung Christians VII. für das Wohl des Staates und Volkes gewirkt hatten, aus ihren Stellungen verdrängt und der Leibarzt des Königs, der Hallenser Struensee, kam ans Ruder. Im Einverständnis mit der Königin Karoline Mathilde, deren Gunst er in ganz besonderem Grade errungen hatte, bemächtigte er sich der Regierungsgewalt und unternahm den bedenklichen Versuch, den aufgeklärten Absolutismus im Geiste Friedrichs des Großen in Dänemark einzuführen, gleichzeitig aber auch dem Deutschtum dort zu herrschender Stellung zu verhelfen. 1771 wurde er in den Grafenstand und zum ersten Minister erhoben; es fehlte ihm aber sowohl die nötige Willenskraft, als auch die erforderliche Charakterfestigkeit zur Erfüllung jener Aufgabe und zur Behauptung seiner Machtstellung gegen die Adelspartei, an deren Spitze die Mutter des Königs, Juliane Maria, stand. Man bezichtigte Karoline Mathilde und ihren Freund



Joh. Friedrich Graf von Struensee.

(Nach einem gleichzeitigen französischen Stiche.)

ehebrecherischen Umganges, erwirkte von dem schwachsinnigen Christian Haftbefehle gegen beide, sowie gegen Struensees Freund, Enevold Brandt, den Gesellschafter des Königs, einen geistig unbedeutenden und rohen Menschen, den Struensee in den Grafenstand hatte erheben lassen. Struensee war feige und ehrlos genug, in der gegen ihn geführten Untersuchung seinen strafbaren Umgang mit der Königin zuzugeben, worauf dieser das Geständnis ihres Freundes mitgeteilt und sie selbst zu gleichem Geständnisse gedrängt wurde. Am 28. April 1772 wurde Struensee, nachdem man ihm die rechte Hand abgehauen, enthauptet und gevierteilt; Brandt, dessen Verschulden wohl kaum in etwas anderem bestand, als in seinem Deutschtum und seinem Freundschaftsverhältnis zu Struensee, erlitt gleichfalls den Tod durch Henkershand. Die Ehe des Königs wurde aufgelöst, die ganze Regierungsgewalt ging in die Hände der Königinmutter über, deren Günstling, der Kabinetsminister Goldberg, die fortschrittlichen Neuerungen Struensees wieder aufhob und eine Reaktion einleitete, die erst unter Christians Nachfolger Friedrich VI. (1808—1839) wieder der fortschrittlichen Richtung Platz machte.

In Polen mußte Stanislaus Leszczynski schon 1709 die Krone wieder an August den Starken zurückgeben, der dort dasselbe üppige Hofleben einführte, das er von Dresden her gewöhnt war. Im Jahr 1717 riefen die Jesuiten dadurch, daß sie an einem außerordentlichen Reichstage die Ausschließung der Dissidenten (d. h. Solcher, die von ihrem Glauben abgefallen waren, hier also der Protestanten) von den bürgerlichen Rechten durchgesetzt hatten, einen Aufstand in dem protestantischen Thorn hervor, der die Hinrichtung des Bürgermeisters Rösner und anderer angesehener Bürger zur Folge hatte. Die Polen wurden des sächsischen Regimentes bald satt und bildeten eine „Konföderation“ (Verbindung), an deren Spitze Stanislaus Ledochowsky stand. Die Konföderierten griffen die Sachsen an und zwangen sie zur Ergebung, worauf unter russischer Vermittelung (1716) der Warschauer Vertrag zwischen August und der Konföderation zu stande kam, demzufolge die sächsischen Truppen aus dem Königreiche entfernt werden mußten. Augusts verschwenderische Wirtschaft, deren Kosten fast ausschließlich Sachsen bestreiten mußte, bewirkte Teuerung und Hungersnot in diesem Lande, das es als eine wahre Erleichterung empfand, als August am 1. Februar 1733 starb. Stanislaus Leszczynski hatte seit der Schlacht von Pultawa, die ihn um seinen Thron gebracht, durch längere Zeit das Leben eines heimatlosen Flüchtlings geführt; sein Schicksal wandte sich aber zum Guten, als seine Tochter Maria von Ludwig XV. von Frankreich zu dessen Gemahlin erhoben worden war. Es glückte ihm nicht, nach Augusts des Starken Tode die Krone Polens wieder zu erringen, vielmehr wurde dort Augusts Sohn als August III. (1733 — 1763) gegen den Mehrheitsbeschluß des polnischen Reichstages, der zu Gunsten Leszczynskis ausgefallen war, mittels russischer Bayonette auf den Thron gehoben. Stanislaus erhielt von seinem königlichen Schwiegersohne als Ersatz für Polen das Herzogtum Lothringen, wo er bis zu seinem Tode (1766) ausgezeichnet regierte, während Polen durch den ihm aufgezwungenen unfähigen August seinem Untergange wieder um einen Schritt näher gebracht wurde.

In Rußland entstand unter Peters Regierung eine Großmacht nach europäischem Zuschnitte, der allerdings vielfach in fast lächerlichem Gegensatze zu der tiefen Barbarei des Volkes stand. Das Herrschergenie und die bewunderungswürdige Thatkraft, womit Peter diese Wandlung vollbrachte, haben mit Recht ihre Anerkennung darin gefunden, daß ihm die Geschichte den Beinamen des „Großen“ verliehen hat. Schon im Anfange des Nordischen Krieges hatte Peter den Gedanken gefaßt, an der Ostsee eine neue Reichshauptstadt anzulegen, um so in nähere Berührung mit dem übrigen Europa zu kommen und zugleich für den russischen Handel einen an bequemer Wasserstraße gelegenen Stützpunkt zu schaffen. Im Innern seines Reiches ließ er Landstraßen und Kanäle, an den Küsten mehrere Seehäfen anlegen. Die Entwicklung der Gewerbe förderte er durch Begründung und Unterstützung von Manufakturen*) größeren Stiles; auch war er für die Hebung des Berg-

*) Manufaktur, s. v. w. „von Hand gemacht“, ist die Bezeichnung für gewerbliche Produkte der Handarbeit, namentlich Webestoffe, und für die Werkstätten, in denen diese angefertigt werden.

baues besorgt. In dem neu erbauten Petersburg errichtete er eine Akademie, um auch der Wissenschaft eine Pflegestätte im eigenen Lande zu geben; das Staatskirchentum führte er durch Aufhebung der Patriarchenwürde ein, an deren Stelle er eine „heilige Synode" als oberste Kirchenbehörde einsetzte, deren Oberhaupt der Zar selbst war. Neben seinen glänzenden Eigenschaften hatte Peter aber auch schwer wiegende Fehler. Sittlich roh, zügellos in seinen Leidenschaften und im Zorn von barbarischer Grausamkeit, vermochte er bei seinen Unterthanen wie bei den Personen seiner nächsten Umgebung eher Furcht als Liebe zu erwecken, und auch auf sein Familienleben waren diese Charakterfehler von nachteiligem Einfluß. Seinen Sohn Alexei schloß Peter von der Thronfolge aus, weil derselbe seinen Reformen nach europäischem Muster abgeneigt war, und wollte ihn in ein Kloster sperren; als Alexei sich seiner Freiheit durch die Flucht versichern wollte, ließ ihn Peter zum Tode verurteilen und wahrscheinlich im Kerker hinrichten. Die Wahl seiner zweiten Gemahlin Katharina zeigte ebenfalls von einem geringen Grade sittlichen Selbstbewußtseins des großen Zaren; Katharina war ein Weib von ganz gemeinem Schlage, das mit einem schwedischen Dragoner in den Krieg gezogen, in Marienburg in russische Gefangenschaft und als Kriegsbeute einem General überlassen worden war, der sie eine Zeit lang unterhielt und dann dem Fürsten Menschikow abtrat. Hier hatte Peter der Große sie entdeckt; er erhob sie zu seiner Maitresse und, nachdem sie ihm drei Töchter geboren hatte, zu seiner Gemahlin. Durch ihr Eingreifen in die Entwicklung der Dinge zur Zeit, da Peter mit seinem Heere am Pruth den Türken gegenüber in eine so schwierige Lage geraten war (vergl. S. 624), hat sie dem Zaren und ganz Rußland einen hochwichtigen Dienst geleistet, und dieser war die eigentliche Ursache oder gab zum mindesten die unmittelbare Veranlassung zu dem Entschlusse Peters, sich feierlich mit ihr trauen zu lassen (1712). Im letzten Jahre seines Lebens hatte Peter den Verdruß, daß seine Gemahlin ihm ernstlichen Anlaß gab, an ihrer ehelichen Treue zu zweifeln. Er ließ den Kammerherrn Moens de la Croix, auf den dieser Verdacht sich unmittelbar bezog, (1724) enthaupten und beabsichtigte, Maßregeln zu ergreifen, durch die Katharina der Weg zum Throne versperrt werden sollte; da die Kaiserin aber etwas ähnliches vorausgesehen hatte, so beschloß sie einer solchen Maßregel zuvorzukommen. Als Peter am 8. Februar 1725 starb, ließ sie, bevor der Tod des Zaren



Menschikow.

(Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche aus der Petersburger öffentlichen Bibliothek.)

Alexander Danielowitsch Menschikow war 1674 als Sohn eines armen Bauern geboren und begann seine Laufbahn als Bäckerjunge. Peters erster Berater Lefort bildete ihn für den Staatsdienst aus und empfahl ihn dem Zaren, der ihn bald liebgewann. Nach Leforts Tod 1699 nahm er dessen Stelle ein, zeichnete sich im nordischen Kriege aus und stieg rasch zum Feldmarschall und Fürsten empor. Er war Peters rechte Hand bei der Durchführung der Neuerungen, doch scheint diese Hand nicht ganz rein geblieben zu sein, denn Menschikow wurde dreimal wegen Bestechung und Veruntreuung in Untersuchung gezogen und verdankte nur der Gunst Katharinens, daß die Sache jedesmal gut für ihn ablief. Nach Katharinens Tod wurde er der Vormund Peters II., jedoch noch im gleichen Jahre gestürzt und mit seiner Familie nach Sibirien geschickt, wo er 1729 starb.

noch öffentlich bekannt gegeben wurde, ihre Garde versammeln und durch den Erzpriester Theophanes denselben eidlich verkünden, daß Peter sie auf dem Totenbette ausdrücklich zu seiner Thronfolgerin erklärt habe. Auf solche Art zur Krone gelangt, regierte sie als Katharina I. bis 1727 und machte sich beim Volke durch Steuernachlaß beliebt; die Regierung führte an ihrer Stelle ihr Günstling Menschikow. Ihr folgte Alexeis Sohn Peter II. (1727—1730), der nun im Sinne seines Vaters den europäischen Reformen seines Großvaters thatsächlich entgegentrat und seine Residenz wieder in Moskau aufschlug. Er starb jedoch infolge seines ausschweifenden Lebens schon in seinem 16. Lebensjahre, und die Gegner der Altrussen hoben nun eine Nichte Peters des Großen, Anna Iwanowna, die Tochter von Peters älterem, schon 1696 verstorbenen Bruder Iwan, auf den Thron (1730—1740). Diese berief zur Leitung der Staatsgeschäfte die Deutschen Ostermann und Münnich, überließ sich aber ganz der Leitung ihres Günstlinges, des Kurländers Biron. Unter diesen Staatsmännern geschah viel für die Ordnung der Staatsverwaltung und die Hebung der Flotte und des Heeres, doch wurde das „deutsche System", wie die Altrussen die Regierung der Kaiserin Anna nannten, durch die Grausamkeit, womit gegen die Reformgegner verfahren wurde, und durch den Hochmut Birons, der 1737 zum Herzog von Kurland erhoben wurde, der russischen Partei noch verhaßter gemacht, als er ihr ohnehin schon war. Auf ihrem Sterbebette setzte Anna ihren Günstling als Regenten für ihren zum Thronfolger bestimmten Großneffen Iwan IV. (1740—1741) ein, der in ihrem Todesjahre eben erst geboren worden war; doch wurde Biron auf Veranlassung Münnichs wenige Wochen nach seiner Erhebung verhaftet und unter die Anklage gestellt, daß er einen Thronwechsel habe herbeiführen wollen. Die Mutter Iwans, die an Birons Stelle die Regentschaft übernommen hatte, wandelte das gegen diesen gefällte Todesurteil in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien um. Aber schon Ende 1741 bemächtigte sich Peters des Großen jüngste Tochter Elisabeth des Thrones, ließ den jungen Iwan in Gewahrsam nehmen und später nach der Festung Schlüsselburg bringen, wo er auf Befehl der Nachfolgerin Elisabeths, Katharinas II., 1764 ermordet wurde. Münnich und Ostermann wurden nach Sibirien verbannt, wo letzterer 1747 starb. Elisabeth I. regierte von 1741—1762; wir haben sie als Freundin der Kaiserin Maria Theresia und als erbitterte Gegnerin Friedrichs des Großen kennen gelernt. Das scharfe Urteil, das der letztere über sie und ihren Hof gefällt und womit er sich ihren Haß zugezogen hatte, war nur zu gerechtfertigt. Die sittlichen Zustände am Hofe der Elisabeth ließen sehr viel zu wünschen übrig, und die Kaiserin selbst hatte sich in sinnlichen Genüssen dermaßen erschöpft, daß ihr alle Thatkraft abhanden gekommen war. Um sich auf dem Throne zu befestigen, hatte sie bereits 1742 den 14jährigen Peter, Sohn ihrer älteren verstorbenen Schwester Anna, Herzogin von Holstein-Gottorp, zu ihrem Thronfolger bestimmt und ihn 1745 mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst vermählt, die bei ihrem Uebertritt zur russischen Kirche die Namen Katharina Alexejewna erhielt. Peter bestieg nach ihrem Tode als Peter III. (1762) den Thron, rief aber durch seine Mißachtung des russischen Volkstums, seine Vorliebe für deutsches Wesen und seine von der Bewunderung für Friedrich den Großen geleitete Politik (vergl. S. 592) eine Empörung hervor, die seine Gemahlin benutzte, um sich selbst auf den Thron zu heben. Peter III. wurde gefangen genommen und nach einem Landgute gebracht, wo man ihn zuerst zu vergiften suchte und, nachdem der Versuch mißglückt war, erdrosselte (Juli 1762).

Katharina hatte sich in der Nacht des 9. Juli zur Kaiserin ausrufen lassen und, in die Uniform der Garde gekleidet, das lang herabwallende Haar mit Eichenlaub geschmückt, an der Spitze von 15000 Mann ihren Umzug durch Petersburg gehalten; an ihrer Seite ritt der Graf Orlow, derselbe, unter dessen Führung Peter III. bei Seite geschafft worden war. Er war der erklärte Günstling Katharinas, und keineswegs der erste, denn während ihrer siebzehnjährigen Ehe mit Peter hatte sie nachweislich zuerst Sergei Soltikow, und später Stanislaus Poniatowsky mit ihrer Gunst beehrt. Peter hatte natürlich auch seine vertrauten Verhältnisse und war zuletzt zu dem Hoffräulein Woronzow in so enge

Beziehungen getreten, daß Katharina fürchtete, er werde sie verstoßen und sich mit der Woronzow vermählen. Die durch die Ermordung ihres Gatten nunmehr zur Beherrscherin aller Reußen gewordene Kaiserin **Katharina II.** (1762—1796) errang die Gunst des Volkes hauptsächlich dadurch, daß sie große Achtung vor der russischen Kirche und den russischen Gebräuchen heuchelte und sich mit großer Pracht in Moskau krönen ließ. Nichtsdestoweniger war auch ihre Regierung ganz von den reformatorischen Gedanken Peters des Großen erfüllt und darauf gerichtet, der abendländischen Kultur in vollem Umfange Eingang in Rußland zu verschaffen. Sie gründete Akademien, that außerordentlich viel für die Aufsammlung französischer Litteratur- und Kunstschätze, begründete Städte, Hospitäler und Erziehungsanstalten, ließ neue Kanäle anlegen und bemühte sich auch, den herrschenden Mißbräuchen in der Rechtspflege, Verwaltung und namentlich dem Steuerwesen abzuhelfen. **Biron** und **Münnich**, die schon unter Peter III. aus Sibirien hatten zurückkehren dürfen, wurden von Katharina für die erlittene Unbill entschädigt, ersterer, indem sie ihm das Herzogtum Kurland wiedergab, letzterer, indem er zum Generaldirektor der Häfen am Baltischen Meere ernannt wurde. Ihrem Günstlinge Poniatowsky verschaffte sie nach dem Tode Augusts III. die polnische Königskrone (1764), die aber auf seinem Haupte sehr unsicher saß. Orlow wurde auf ihr Betreiben vom Kaiser Josef II. zum deutschen Reichsfürsten ernannt und war der Stammvater des, aus seiner Verbindung mit Katharina entsprossenen, noch heutigentages blühenden Grafengeschlechtes der **Bobrinskij**. Doch fand Orlow in der Gunst der Kaiserin, die damals bereits 56 Jahre zählte, noch einen Nachfolger in der Person **Gregor Potemkins**, dessen herkulische Gestalt mit dem interessanten Kopfe der Kaiserin schon zur Zeit ihrer Thronbesteigung aufgefallen war. Durch geschickte Haltung gelang es Potemkin endlich, Orlow auszustechen. Potemkin wurde,



Katharina II.
Vorderseite einer auf die Thronbesteigung Katharinas geprägten Denkmünze.
(Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".)



Potemkin.
Vorderseite einer auf die Taurische Reise geprägten Denkmünze.
(Aus Philippson „Geschichte der neueren Zeit".)

obgleich er keinerlei höhere militärische Kenntnisse besaß, als Feldmarschall an die Spitze der Armee gestellt, zum Präsidenten des Kriegskollegiums ernannt, und mit der Verwaltung der wichtigsten Provinzen betraut. Zu Ende der siebziger Jahre war er der maßgebende Träger der russischen Politik in Europa. Im Innern des Reiches war er geradezu allmächtig, schädigte aber dasselbe durch Zerrüttung der Finanzen, wobei er für seine Person ungeheure Reichtümer sammelte. Zum Fürsten der von ihm eroberten Landschaft **Taurien** (der Halbinsel Krim mit dem nördlich daranstoßenden Stücke des Festlandes) ernannt, befaßte er sich mit der Kultivierung jenes Gebietes, und es wird erzählt, daß er, als Katharina das Land besuchte, gemalte Dörfer in einiger Entfernung von der Straße habe aufstellen lassen, um der Kaiserin Leistungen vorzuspiegeln, die in der That noch gar nicht vollbracht, mutmaßlich aber schon längst mit schweren Millionen bezahlt worden waren.

In die Regierungszeit Katharinas fällt ein Ereignis, das in der Entwicklungsgeschichte der Staaten als Kuriosum angesehen werden darf, nämlich die **Teilung Polens**. Dieses Reich war infolge der daselbst herrschenden barbarischen Adelswirtschaft, der religiösen Wirren und der fortwährenden Wahlkämpfe in tiefsten Verfall geraten. Der König Poniatowsky von Katharinas Gnaden war nicht der Mann, der diesem traurigen Zustande hätte abhelfen können; er war zu schwach, um den Adel zu zügeln und sich dem Einflusse Rußlands zu entziehen. Auf Betreiben Rußlands und Preußens wurde den **Dissidenten** (vergl. S. 626) durch einen unter militärischer Machtentfaltung zusammengetriebenen Reichstag Gleichberechtigung mit den Katholiken gewährt; der polnische Adel schloß infolgedessen einen Bund, die sogenannte Konföderation von **Bar** (1768), welche den Versuch machte, den König in ihre Gewalt zu bekommen. Schon im Jahre zuvor hatte sich aber eine „General-Konföderation von **Radom**" gebildet, die gegenteilige Ziele anstrebte, und nun mit bewaffneter Hand der Gegenkonföderation entgegentrat. Es entspann sich ein heftiger Kampf, den Rußland mit Waffengewalt unterdrückte. Preußen und Oesterreich waren aber eifersüchtig auf die Machtstellung, die Rußland in Polen errungen hatte, und man einigte sich schließlich dahin, den Zankapfel Polen friedlich untereinander zu teilen. 1774 wurde die erste Teilung vorgenommen, und die Einwilligung der polnischen Nation zu dieser Gewaltthat erzwungen. Die Türken erklärten als Verbündete Polens Rußland den Krieg, hatten aber Ursache, diesen Schritt lebhaft zu bedauern. Die türkische Flotte wurde in der Bucht von **Tschesme**, gegenüber der Insel Chios (1770) geschlagen und in Brand gesteckt, der türkische Großvezier bei **Schumla** eingeschlossen und die Pforte durch diese Mißerfolge zum Frieden von **Kütschük-Kainardschi** genötigt. Katharina faßte jetzt mit ihrem Günstlinge Potemkin zusammen den kühnen Plan, die Türken aus Europa zu vertreiben und das griechische Kaisertum als Sekundogenitur des russischen Kaiserhauses wiederherzustellen. Im Bunde mit Oesterreich schritt Rußland zu einem zweiten Türkenkriege, in dem Oesterreich den kürzeren zog (vergl. S. 578), Rußland dagegen im Frieden zu **Jassy** (1792) eine Erweiterung seiner Grenze bis an den Dnjestr erzielte, worauf es im neugewonnenen Küstengebiete die Stadt **Odessa** begründete. Polen hatte durch diesen Friedensschluß seine Verbündeten verloren, und die Mächte schritten jetzt zur zweiten Teilung dieses unglücklichen Reiches, nachdem es zuvor noch einen letzten Versuch gemacht hatte, sich von der Abhängigkeit von den Nachbarstaaten zu befreien und der Anarchie im Innern durch eine neue Verfassung (1791) ein Ende zu machen. Die Grundzüge dieser Verfassung waren: Umwandlung des Wahlreiches in ein Erbreich, das nach Poniatowskys Tode dem sächsischen Fürstenhause zufallen sollte; Einführung des Zweikammersystems und Einräumung einiger politischen Rechte an den Bürger- und Bauernstand. Unter dem Schutze Rußlands war gegen diese Verfassung die „Konföderation von **Targowitz**" aufgetreten, und ein russisches Heer erschien in Polen, um deren Proteste Nachdruck zu geben. Nach kurzem und vergeblichem Widerstande, wobei der polnische Nationalheld **Kosciuszko** zum ersten Male auftrat, ließ Poniatowsky die Verfassungspartei im Stiche und lief zu den Konföderierten über. Preußen, das 1790 sich den Anschein gegeben hatte, als wolle es mit den Polen gemeinschaftliche Sache machen, ver-

ständigte sich jetzt mit Rußland und ließ Truppen in Polen einmarschieren. Der Reichstag trat in Grodno zusammen und willigte in die zweite Teilung Polens, außerdem aber ließ er sich von Rußland noch einen Unionsvertrag aufzwingen, durch welchen den russischen Truppen freier Einmarsch in Polen gewährt, die Leitung aller künftigen Kriege Rußland übertragen und diesem das Bestätigungsrecht bezüglich aller Verträge Polens mit auswärtigen Mächten übertragen wurde. Darauf erhob sich endlich das polnische Volk als solches unter der Führung Kosciuszkos. Die Russen wurden in Warschau teils niedergemetzelt, teils aus der Stadt getrieben, siegten aber bald darauf in zwei Gefechten, wobei Kosciuszko in Gefangenschaft fiel, und machten durch die blutige Erstürmung und Einnahme von Praga, einer Vorstadt von Warschau, unter Suworows Führung der nationalen Erhebung ein Ende (1794). Es erfolgte hierauf die dritte und letzte Teilung Polens (1795), wobei an Preußen der westliche Teil des Landes mit 2700 Quadratmeilen, an Oesterreich der südliche Teil mit 2100 Quadratmeilen und der Rest — 8500 Quadratmeilen — an Rußland fiel, dem gleichzeitig auch Kurland einverleibt wurde.

Der durch die Teilung Polens erlangte Machtzuwachs für Rußland war das letzte Lorbeerblatt im Ruhmeskranze der Kaiserin Katharina, die an dem zu jener Zeit entbrannten Kriege der europäischen Mächte gegen Frankreich nicht mehr teilnahm, sondern sich darauf beschränkte, alle politischen Beziehungen zur französischen Republik abzubrechen und die von dort vertriebenen Adeligen (Emigranten) kräftig zu unterstützen. Sie starb am 17. November 1796.



Das Gebiet der heutigen Schweiz war zu Beginn der geschichtlichen Zeit — d. i. für jenen Teil Europas das erste Jahrhundert v. Chr. — von Kelten bevölkert, die im 3. Jahrhundert n. Chr. von den Alemannen vielfach bekriegt und aus dem nordöstlichen Teile des Landes allmälig hinausgedrängt wurden. Im 5. Jahrhundert bemächtigten sich die Burgunder, im 6. die Franken des Landes, denen im 8. Jahrhundert auch die von Langobarden besiedelten Thäler auf der italienischen Seite der Alpen anheimfielen. Mit dem Verfalle der Karolinger zerbröckelte auch das fränkische Helvetien wieder, und der östliche Teil desselben bildete seit 920 einen Bestandteil des Deutschen Reiches, während im westlichen das selbständige Königreich Hochburgund entstand. Im deutschen Teil der Schweiz wurden im 12. Jahrhundert die Zähringer mächtig und begründeten zum Schutze gegen den widerspenstigen Adel Städte, wie **Freiburg** im Uechtlande (1177) und **Bern** (1191). Nach dem Aussterben der Zähringer bildeten sich zahlreiche kleine weltliche und geistliche Herrschaften auf dem Schweizergebiete; die Grafen von Savoyen eroberten zu Ende des 13. Jahrhunderts einen großen Theil der Westschweiz, in der Mittel- und Ostschweiz kam das Haus Habsburg zu großem Besitz und überwiegender Macht. Der Einfluß des Reiches war auf jene entlegenen Gegenden ein sehr geringer und beschränkte sich auf die Herrschaft von Reichsvögten, die aber weit mehr die Interessen ihres eigenen Besitzes im Lande, als diejenigen des Reiches wahrten. Als das Haus Habsburg zur deutschen Kaisermacht gelangte, suchte es diese sofort zur Befestigung und Erweiterung seiner Macht in der Schweiz zu benutzen, und die Folge davon war die Bildung der „Eidgenossenschaft" und die Auflehnung wider die Habsburger (vergl. S. 467 und 471). Im Jahre 1415 nahmen die Eidgenossen, deren Bund durch den Beitritt **Berns** (1353) zu dem sogenannten Bunde der „**acht alten Orte**"*) angewachsen war, den Oesterreichern

---

*) Diese acht Orte waren, nach der Zeit ihres Eintrittes in die Eidgenossenschaft geordnet, folgende: **Schwyz** (nach welchem, weil dies der hervorragendste Ort unter den Waldstätten war, alle Eidgenossen „Schwyzer", schriftdeutsch **Schweizer** genannt wurden), **Uri** und **Unterwalden**, die schon in der Zeit von 1245—1250 den Bund der drei Urkantone geschlossen und diesen 1291 und 1315 erneuert hatten; **Luzern** (1332); **Zürich** (1351); **Glarus** und **Zug** (1352, endgiltig erst 1368 und 1389), endlich **Bern** (1353). Ferner wurden in diesen Bund aufgenommen **Freiburg** und **Solothurn** (1481), **Basel** und **Schaffhausen** (1501), **Appenzell** (1513). Neben diesen dreizehn Orten, die bis zum Jahre 1803 den Kern der Eidgenossenschaft bildeten, fügten sich „verbündete" und „zugewandte" Orte, „gemeine Herrschaften" und „Unterthanenlande" in bunter Reihe dem Bund an. Durch die „**Mediationsakte**" von 1803 wurden die zugewandten Orte

den Aargau und 1460 den Thurgau weg, die hinfort als Unterthanenlande behandelt wurden; in gleicher Weise wurde der Tessin, den sie 1512 erobert und 1516 durch den „ewigen Frieden“ in dauernden Besitz gebracht hatten, und das Waadtland, das von den Bernern 1536 Savoyen abgenommen worden war, zum Unterthanenlande gemacht. Mit diesem Anwachsen der Eidgenossenschaft ging aber die Befestigung der Eintracht unter den Eidgenossen keineswegs Hand in Hand; vielmehr verband sich schon 1441 Zürich mit Habsburg, dem Erbfeinde der Schweizer, und die Reformation brachte, wie schon bereits erwähnt, eine tiefe und langdauernde Spaltung hervor (vergl. S. 511). Die Appenzeller, die durch die St. Galler Aebte und einige mit diesen verbündete Grafen bedrückt wurden, erhoben sich 1400 zu deren Niederwerfung und dehnten ihren Kriegszug über das ganze Gebiet am östlichen Bodensee aus, wo sie einen „Bund ob dem See“ gründeten, der zwar nicht von Dauer war, aber den Bewohnern jener Gegenden immerhin einige Erleichterung des Druckes verschafften, den der Adel auf sie ausgeübt hatte. Oesterreich hatte 1412 einen fünfzigjährigen Frieden mit den Schweizern geschlossen, den diese aber, im Auftrage des Kaisers Sigismund, durch die schon erwähnte Eroberung des Aargaues brachen. Die Folge davon war das Bündnis Oesterreichs mit Zürich, dem ein weiteres mit Frankreich folgte. Unter Führung des französischen Dauphins Ludwig (nachmals Ludwig XI.) brachen 40 000 „Armagnacs“ (Söldnerscharen, die vom Grafen Bernhard von Armagnac und anderen Anführern befehligt wurden und von Karl VII. auf Bitten Kaiser Friedrichs III. diesem zur Niederwerfung der Schweizer geliehen wurden), ins Land. Bei St. Jakob an der Birs, in nächster Nähe der Stadt Basel, hielt das Heer der Eidgenossen, kaum 1600 Mann stark, am 26. August 1444 einen ganzen Tag lang den kriegsgeübten Söldnern Stand, wobei es allerdings bis auf wenige Mann den Heldentod fand, aber auch eine so große Zahl von Feinden niedergemacht hatte, daß der Dauphin bald danach mit den Schweizern ein Freundschaftsbündnis schloß. Von den kriegerischen Erfolgen der Eidgenossen gegen Karl den Kühnen haben wir bereits gesprochen (vergl. S. 442), ebenso von deren Sieg über Maximilian I. bei Dornach (1492). Der Waffenruhm, mit dem sich die Eidgenossen in jener Zeit unausgesetzter Kämpfe bedeckten, hatte zur Folge, daß die Mächte sich ihrer mit Vorliebe zur Ausfechtung ihrer Kriege bedienten und die Sitte des „Reislaufens“ (d. h. des Eintrittes in fremde Kriegsdienste) in hohem Maße überhand nahm, so daß wir noch in unserm Jahrhundert ganze Schweizerregimenter in fremdem Dienste finden und die schweizerische Bundesverfassung einen eigenen Artikel dagegen aufstellen mußte. Viele der aus langjährigem Söldnerdienste zurückgekehrten Schweizer fanden in der Heimat weder Beschäftigung noch Erwerb und weckten den Hang nach Abenteuern und den Geist der Widerspenstigkeit unter dem Landvolk, das in der republikanischen Schweiz ebenso gut wie in den andern Staaten von den durch Adel oder Geld



Bau der Nideggbrücke in Bern.
Aus der Berner Chronik von Diebold Schilling.

St. Gallen und Graubünden, sowie die „Unterthanenlande“ Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt als Kantone der Eidgenossenschaft einverleibt, und 1815 kamen am Wiener Kongreß noch Wallis, Genf und Neuenburg dazu. Durch Teilung der Kantone Unterwalden (schon seit dem 12. Jahrhundert in Ob- und Nidwalden getrennt), Basel (seit 1832 in Basel-Stadt und Basel-Land geteilt) und Appenzell (seit 1597 anläßlich der Reformation in Außer- und Inner-Rhoden gespalten), wuchs die Zahl der Kantone auf 25 an.

zur Macht gelangten Gewalthabern bedrückt wurde. Es erhob sich unter dem Einflusse dieses Elementes der Bevölkerung ein Aufstand der Landbewohner gegen die Städte, der sogenannte „Bauernkrieg", der in Luzern seinen Ursprung hatte und von da nach Bern und den andern Nachbarkantonen übergriff. Eine 1653 in Sumiswald zusammengetretene „eidgenössische Landsgemeinde" stellte einen „Bundesbrief" auf, und verpflichtete sich eidlich auf Grund desselben zu gemeinsamer Abwehr der Herrengewalt und des Steuerdruckes. Die Berner Regierung sandte zu einer zweiten Landgemeinde Vertreter nach Hutwil und schien zur Verständigung geneigt; doch hatten sich die Bauern inzwischen in die Parteien der „Linden" und „Harten" geteilt, von denen die letztere, als die entschiedenere, den Sieg davongetragen hatte. Die Forderungen dieser Partei gingen den „Gnädigen Herren zu Bern" — so nannten sich die Mitglieder der Regierung dieser Republik — zu weit, und sie sandten ein Milizheer von 9000 Mann aus, das die Bauernerhebung niederschlug, worauf die Hinrichtung vieler Rädelsführer erfolgte. Abgesehen von dem durch die Reformation herbeigeführten Bürgerkriege (vergl. S. 510) und dem weiter oben erwähnten „alten Zürichkrieg" (1436—1450) blieb der Frieden zwischen den Kantonen unter einander bis zu dem eben erwähnten Bauernkriege im Ganzen ungestört; innerhalb der Kantone vollzogen sich aber mancherlei Kämpfe, und die Frage des Glaubens schuf eine tiefe Kluft, welche durch die vom Mailänder Erzbischof Karl Borromäus in die Schweiz eingeführten Jesuiten und Kapuziner, sowie durch die Bestellung eines päpstlichen Nuntius für die Schweiz noch erweitert wurde. 1586 schlossen die sieben katholischen Orte den sogenannten „Goldenen Borromäischen Bund", angeblich zur gemeinsamen Verteidigung ihres Glaubens, eigentlich aber nur zu dem Zwecke, um den mächtigen reformierten Kantonen Zürich und Bern mit Hilfe auswärtiger katholischer Mächte ein politisches Gegengewicht bieten zu können. Bald nach dem Bauernkriege entspann sich ein richtiger Glaubenskrieg, der sogenannte erste Villmergerkrieg, in welchem die Katholiken siegreich blieben; 1712 kam es zum zweiten Villmergerkriege, zu welchem ein Streit zwischen den reformierten Bewohnern der St. Gallischen Landschaft Toggenburg und dem Stifte St. Gallen Anlaß gegeben hatte. Diesmal wurden die Katholiken bei Bremgarten (1711) und Villmergen (1712) geschlagen, und es kam der Landfrieden von 1717 zum Abschluß, der bis 1847 vorhielt. Die in Zürich, Basel und Schaffhausen entstandenen Zunft-Aristokratien und die oligarchischen Patriciate in Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern erhielten das Volk in politischer Unmündigkeit und übten auf dasselbe einen Druck aus, der häufig Unruhen und Aufstandsversuche hervorrief.

Besonders schwer lastete der Druck dieser Regierungen auf den „Unterthanenländern", namentlich auf dem Waadtland, das durch die Berner Vögte in harter Weise niedergehalten wurde. Beim Ausbruch der französischen Revolution riefen darum die Waadtländer die Franzosen ins Land, die sie von der verhaßten Bernischen Herrschaft befreien sollten. Die französischen Generale Brune und Schauenburg rückten von zwei Seiten her in das Berner Gebiet ein. Brune besetzte das Waadtlandt, und Schauenburg brach vom Jura her ein und stieß bei Neuenegg am 5. März 1798 mit den Bernern zusammen, die hier siegreich blieben; dagegen erlitten sie unter Führung ihres Generals Ludwig von Erlach im Grauholz nächst Bern eine hauptsächlich durch die Zuchtlosigkeit der Truppen verschuldete Niederlage. Erlach wurde von seinen eigenen Soldaten ermordet, der greise Berner Schultheiß von Steiger entging dem gleichen Schicksale nur durch seine ehrfurchtgebietende Erscheinung und entkam nach Deutschland, wo er bald danach starb. Die Franzosen rückten in Bern ein und proklamierten unter Zustimmung und Mitwirkung der Volkspartei, deren hervorragendste Führer der Waadtländer Laharpe und der Baseler Stadtschreiber Ochs waren, die „eine und unteilbare helvetische Republik". Der Widerstand der Urkantone gegen diese Neuerung wurde von den Franzosen mit blutiger Gewalt niedergeworfen.



Italien unter der Fremdherrschaft.

Das Stammland des Römerreiches, das seine Herrschaft über die ganze Kulturwelt des Altertums ausgedehnt hatte, konnte sich auch während der ersten vier Jahrhunderte des Zeitalters, das wir als die Neuzeit bezeichnen, vom Joche der Fremdherrschaft nicht freimachen. Das Volk, von dem allein ein solcher Befreiungskrieg hätte durchgeführt werden können, war unter der Gewaltherrschaft des Adels, der sich den ganzen Grundbesitz in großen Stücken aneignete, und der Kirche, die mit jenem meist gemeinsame Sache machte, sowie infolge der Kämpfe, die fast unaufhörlich entweder im Interesse des Papsttums oder behufs Erweiterung des Besitzes und der Macht inländischer wie ausländischer Gewalthaber geführt wurden, und endlich unter dem Drucke des Glaubenszwanges, der notwendig zur Verdummung und sittlichen Versumpfung führen mußte, so tief herabgedrückt worden, daß ohne geistige Wiederbelebung ein Aufraffen in nationalem Sinne nicht denkbar war. Ein schwacher Versuch nach dieser Richtung war zur Zeit geschehen, da die Päpste ihren Sitz nach Avignon verlegt hatten. Damals hatte sich in Rom Cola Rienzi, dem die gewaltthätigen Großen den eigenen Bruder erschlagen hatten und der sich deshalb den Titel eines „Konsuls der Witwen und Waisen" beigelegt hatte, als Anwalt des Volkes aufgeworfen und den kühnen Gedanken der Wiederaufrichtung der Weltherrschaft Roms gefaßt. Merkwürdigerweise hoffte er, diesen Gedanken mit Hilfe des Papsttums zu verwirklichen, das infolge seiner eigenen Ohnmacht damals aus Rom geflohen war. Von der guelfischen Gegenpartei des herrschenden Adels nach Avignon geschickt, hatte er Clemens VI. zur Rückkehr nach Rom zu bewegen versucht, war aber (1344) ohne den Papst nach Rom zurückgekehrt, wo er nun, von einer Hungersnot unterstützt, das Volk zur Erhebung beredete. Am 20. Mai 1347 war er aufs Capitol gezogen, hatte dort dreizehn von ihm entworfene Verfassungsgesetze kund gemacht und für dieselben allgemeine Zustimmung der Menge gefunden. Die Senatoren wurden verjagt, der Adel vertrieben, und Rienzi legte sich den Titel „Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit" bei. Er ernannte den päpstlichen Legaten, der im Einvernehmen mit ihm handelte, zu seinem Mittribun, und es gelang ihm, mit Hilfe der bewaffneten Bürger fast den ganzen Kirchenstaat



Cola Rienzi.
(Aus Weißers „Bilderatlas der Weltgeschichte".)
Cola Rienzi, eigentlich Nikolaus Laurentii, d. h. Sohn des Lorenz, war 1313 als der Sohn des Schankwirtes Lorenz Gabrini geboren, hatte früh sich den Studien zugewendet und zeichnete sich besonders durch hinreißende Beredsamkeit aus.

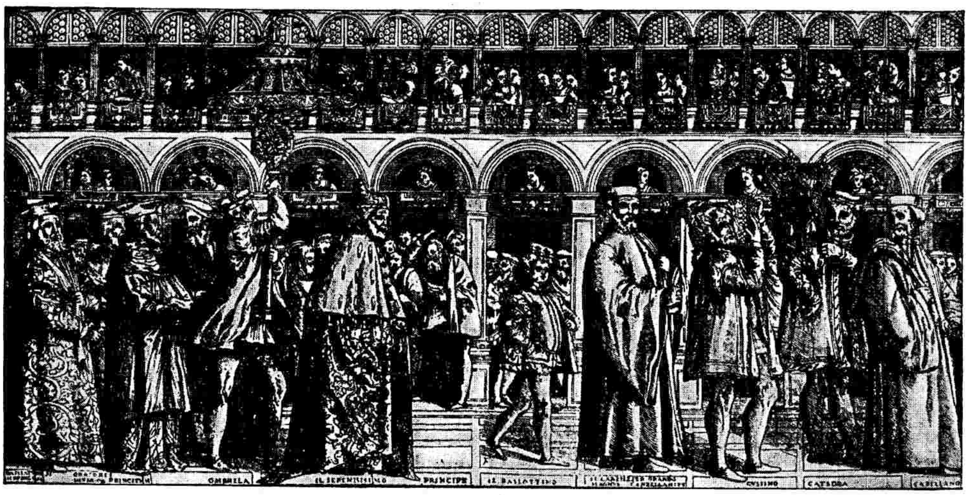
unter seine Herrschaft zu bringen, das Räuberunwesen, das sich daselbst eingenistet hatte, auszurotten und mit Strenge Gerechtigkeit im Lande zu üben. Er berief die Italiener zu einem allgemeinen Friedenskongresse nach Rom, und sein Machtansehen war zu solcher Höhe gediehen, daß sogar die in Neapel um den Thron streitenden Anjous (vergl. S. 449) seinen Schiedsspruch anriefen. Solche Erfolge mußten aber den aus dem niedrigen Volke hervorgegangenen Streber bei seiner phantastisch angelegten Natur hoffärtig machen, und ein Gerücht, das ihn als Sohn des Kaisers Heinrich VII. bezeichnete, verdrehte ihm vollends den Kopf. Er rief jetzt auch Ludwig den Bayern und Karl IV. zur Entscheidung ihres Thronstreites nach Rom (vergl. S. 469) und erklärte zugleich, daß dem römischen Volke allein das Recht der Kaiserwahl zustehe. Dadurch verwirkte er natürlich die Freundschaft des Papstes, und dieser hetzte nun den Adel gegen ihn, während gleichzeitig auch das Volk wegen seiner schlechten Verwaltung und der eingetretenen Teuerung von ihm abfiel. Rienzi wurde vom Capitol vertrieben und floh zum Kaiser Karl IV., der ihn in Prag gefangen nehmen ließ und an Clemens VI. auslieferte. Dessen Nachfolger Innocenz VI. (1352—1362) gedachte aber sich Rienzis zur Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt in Rom zu bedienen und sandte ihn nach Italien, wo er sich mit Waffengewalt Roms bemächtigte und nun ein so hartes Regiment einführte, daß Volk und Adel gemeine Sache wider ihn machten. Bei dem Versuche, in Bauernkleidern zu entfliehen, wurde er erkannt und niedergemacht, worauf das empörte Volk seine Leiche schändete und verbrannte.

Diesem Schattenspiel eines altrömischen Volkstribunates war eine Zeit langwieriger Kriege gefolgt, in denen Italien nur der leidende Teil war. Der Kirchenstaat, der unter dem gleichzeitig mit Rienzi vom Papste Innocenz VI. ausgesandten Kardinal Albornoz wieder zu einem Ganzen vereinigt und dem nach Rienzis Tod auch die Hauptstadt zurückgewonnen worden war, löste sich bald wieder in kleine Herrschaften auf; das von Visconti in Oberitalien gegründete Reich schwand infolge von Erbteilungen und Abfall wieder hin, Sicilien und darnach auch Unteritalien fielen unter aragonische Herrschaft, in Mailand entstand und verging das Herzogtum des Sforza, die Franzosen erkämpften die Herrschaft über einen beträchtlichen Teil Italiens und verloren sie wieder, und die habsburgische Herrschaft in diesem Lande verblühte unter der spanischen Linie, um dann wieder einenteils an die Bourbons, anderenteils an die österreichische Linie des vorgenannten Hauses überzugehen. Selbständig erhielten sich zunächst nur einige kleinere Staatengebiete, darunter in erster Linie der Kirchenstaat, der zwar schlecht genug regiert wurde, allein unter dem Schutze des Papstschildes wenigstens von außen her unangetastet blieb. Das Herzogtum Savoyen (vergl. S. 450) wurde, nachdem sein Herzog Viktor Amadeus II. (1675—1730) im spanischen Erbfolgekrieg die Insel Sicilien als Königreich erhalten und diese dann gegen die Insel Sardinien umgetauscht hatte, in ein Königreich Sardinien umgewandelt (1720), das des Vorigen Sohn Karl Emanuel I. (1730—1773) unter Beihilfe seines Ministers Ornea tüchtig regierte, des Letzteren Sohn Viktor Amadeus III. (1773—1796) aber wieder verfallen ließ. Gegen die französische Revolution glaubte sich dieser König zu sichern, indem er sich unter den Schutz Oesterreichs stellte; die Heere der Republik nahmen ihm aber sein Stammland Savoyen und Nizza weg (1796) und sein Sohn Karl Emanuel II. (1796—1802) verlor den ganzen auf dem Festlande gelegenen Rest der sardinischen Monarchie, die erst wieder nach dem Sturze Napoleons (1814) in den Besitz Viktor Emanuels I., des Bruders des Vorgenannten, zurückgelangten.

Venedig, dessen Macht durch den Verlust seiner levantinischen Besitzungen an den Halbmond und die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien gebrochen war (vergl. S. 446), hatte nach der Seeschlacht von Lepanto (vergl. S. 527) trotz der schweren Opfer, welche dieser Türkenkrieg ihm verursacht hatte, wieder einen Aufschwung genommen, der ihm im Passarowitzer Frieden (1718) den Besitz von Korfu und Dalmatien brachte. Von da an zog sich aber die stolze Republik gänzlich in sich selbst zurück, hielt sich von äußeren Kriegen fern und beschränkte seine Politik lediglich auf die Erhaltung seines Besitzes und die Wahrung seiner Handelsinteressen. Die aristokratische Verfassung des

Staates gab Anlaß zu hoffärtigem Gepränge, pomphaften Aufzügen, unter denen das bekannte Fest der sinnbildlichen Vermählung des Dogen mit dem Meere eine hervorragende Rolle spielte; aber es war doch nur noch ein Scheinleben, das sich hinter altem Prunke verbarg, und das die französische Revolution mit einem Stoße nach mehr als tausendjährigem Bestande über den Haufen warf. Napoleon erklärte der Republik 1797 den Krieg. Vergeblich suchte der letzte Doge Luigi Manin durch Aufrichtung der Volksherrschaft Venedig zu retten; aller Widerstand war vergeblich, und nach Manins Abdankung zogen die Franzosen in der Lagunenstadt ein und errichteten daselbst eine provisorische Regierung (Mai 1797). Im Frieden von Campo Formio wurde Venedig an Oesterreich ausgeliefert, 1805 dem französisch-italienischen Vicekönigreich Italien zugeschlagen und 1815 durch die Wiener Kongreßakte zu einem Bestandteile des lombardisch-venetianischen Königreiches unter österreichischer Herrschaft gemacht.

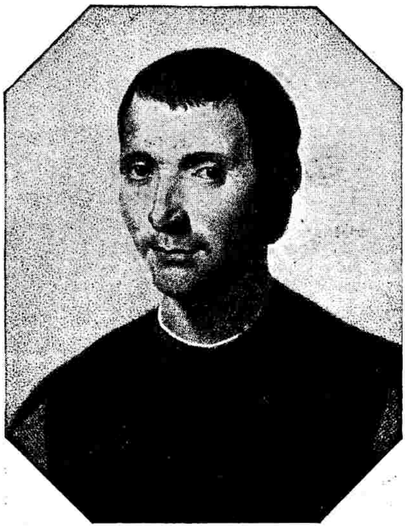
Auch Genua hat sich als selbständiges Staatswesen trotz vielfacher Anfechtungen bis zur französischen Revolution zu erhalten vermocht. Doria (vergl. S. 513) hatte durch sein Bestreben, sich zum erblichen Herzog zu machen, die Verschwörung des Fiesco (1547)



Dogenaufzug in Venedig um 1560.
Aus einem gleichzeitigen Kupferstiche von Pagano.

und einen erbitterten Parteikampf hervorgerufen, der mit der Niederwerfung der Volkspartei und der Einführung einer aristokratischen Verfassung nach venetianischem Muster geendet hatte. Von Savoyen einerseits und Frankreich andererseits begehrlich umworben, suchte Genua sich auf Spanien zu stützen, wurde aber dafür von Ludwig XIV. durch ein fürchterliches Bombardement (17.—22. Mai 1784) gezüchtigt. Oesterreich, das seit 1714 in der Lombardei herrschte, suchte sich 1746 Genuas zu bemächtigen, wurde aber durch einen Volksaufstand gezwungen, es wieder zu räumen; dagegen mußte Genua die Insel Corsica, die von seiner Geldaristokratie aufs härteste behandelt worden war, infolge einer dort ausgebrochenen Empörung, wobei die Corsen von England unterstützt wurden, an Frankreich abtreten, wofür ihm allerdings durch den erzielten Kaufpreis von vierzig Millionen Livres Entschädigung gewährt wurde (1768). Bonaparte machte mit der Schöpfung der Ligurischen Republik der Adelsherrschaft in Genua ein Ende und verleibte das Genuesische Gebiet 1805 dem französischen Kaiserreiche ein. Der Wiener Kongreß teilte es als ein besonderes Herzogtum dem Königreich Sardinien zu.

In Florenz hatten die Medici mit Hilfe des Papstes Julius II. im Jahre 1512 wieder ihren Einzug gehalten. Zu jener Zeit wirkte dort als Staatssekretär Nikolaus Machiavelli, der seiner staatsmännischen Geriebenheit halber bereits wiederholt zu wichtigen Sendungen ausersehen worden war. Bald nach der Rückkehr der Medici wurde er der Teilnahme an einer Verschwörung gegen dieselben verdächtigt, eingekerkert und sogar auf die Folter gespannt, schließlich aber, da seine Unschuld sich herausgestellt hatte, wieder in Freiheit gesetzt. Er zog sich auf eine kleine Besitzung unweit Florenz zurück und schrieb im Auftrage Roms eine Geschichte seiner Vaterstadt, wurde auch um ein Gutachten über die Reform der Florentinischen Verfassung angegangen und kam allmälig wieder zu Einfluß. Er starb 1527. Der Schwerpunkt seiner geschichtlichen Bedeutung liegt in seiner Schrift „Il principe" d. h. „der Fürst", die an Lorenzo Medici gerichtet war und eine Anleitung enthielt, wie die fürstliche Gewalt zu erlangen und ein neues Fürstentum zu begründen sei. Das System, das er in diesem Buche entwickelt, ist unter dem Namen „Machiavellismus" berüchtigt geworden, denn es stellt sich ganz auf den Standpunkt der Jesuiten und erkennt jedes Mittel, das dem angestrebten Zwecke dienlich sein kann, als zulässig an, ohne Rücksicht darauf, ob es auch den Grundsätzen der Moral entspricht. Mit kalter Offenheit lehrte Machiavelli in seinem Werke die Grundsätze, welche die Politiker seiner Zeit thatsächlich anwendeten, um zu ihrem Ziele zu gelangen; Verstellung, Treulosigkeit, Grausamkeit und Gewaltthätigkeit empfahl er ungescheut den fürstlichen Schülern, für die sein Werk bestimmt war, wenn nur dem Vorteil des Staates durch Anwendung solcher Mittel gedient wurde. Die begeisterte Glut, womit Machiavelli am Schluß seines Werkes die herrlichen Zustände schildert, deren Herbeiführung in Italien er durch seine politischen Grundsätze bewirken zu können hoffte, beweist, daß Machiavelli durch und durch von der Richtigkeit seiner Anschauungen durchdrungen war. Die machiavellistischen Grundsätze sind nachmals durch die Jesuiten an manchen Höfen zu praktischer Geltung gelangt und spielen noch heute in der „höheren" Politik mitunter eine recht bedeutende Rolle.



Machiavelli.

Nach einem Gemälde von Santi di Tito gestochen von Bollinger.

Im Jahre 1527 wurden die Medici aufs neue aus Florenz vertrieben und mußten durch Kaiser Karl V. im Verein mit dem mediceischen Papste Clemens VII. mit Waffengewalt wieder dort eingeführt werden (1530). Alexander Medici wurde 1532 von der mediceischen Partei zum Herzog ausgerufen, und 1537 bestätigte Karl V. den Mediceern ihre Herzogswürde, die unter Cosimo (1537—1574) durch Papst Pius V. in eine Großherzogswürde umgewandelt wurde, deren Bestätigung durch Kaiser Maximilian II. aber erst 1575 nach Bezahlung einer schweren Menge Geldes erfolgte. Das Herzogtum Florenz, durch Einverleibung von Siena erweitert,



Großherzog Franz I. von Toscana und Bianca Capello.

(Nach einer zeitgenössischen Handzeichnung.)

erhielt nun den Namen eines Großherzogtums Toscana. Cosimo hatte die ihm zu teil gewordene Rangerhöhung hauptsächlich der Einführung der Inquisition in seinem Lande zu verdanken; zur Bereicherung seines Hauses griff er zu einer Maßregel, die vor ihm noch kein Fürst angewandt hatte. Er „monopolisierte“ den Handel, d. h. die Krone riß den gesamten Großhandel an sich und zog den Nutzen davon ein. Cosimos Sohn Francesco I. (1576—1587) vermählte sich mit der Schwester Maximilians II., wodurch Toscana zum erstenmale in nähere Beziehung zum Hause Habsburg trat. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin heiratete Francesco die Venetianerin Bianca Capello, wodurch er seinen frühzeitigen gewaltsamen Tod herbeiführte. Bianca Capello hatte sich von ihrem Geliebten, einem Florentiner, entführen lassen, und das Paar stellte sich unter den Schutz Francescos, der alsbald in heftiger Leidenschaft für die schöne Venetianerin entbrannte. Ihr Gemahl wurde zum Intendanten des großherzoglichen Palastes ernannt und duldete willig den Verkehr zwischen seiner Gattin und dem Großherzog; nichtsdestoweniger war er diesem unbequem, und Francesco ließ ihn 1570 ermorden. Damals bestand Francescos Ehe mit der Schwester Maximilians II. noch; seine Gemahlin hatte ihm aber nur Töchter geboren. Da aber auch dem Verhältnisse mit Bianca kein Knabe entsproß, schob diese einen solchen als angeblichen Sohn des Großherzogs unter und ließ die Mitwisser dieser That töten, um das Geheimnis zu wahren. Als aber Francesco nach dem Tode seiner ersten Frau sich mit Bianca öffentlich vermählte (1579), ließ sein Bruder, der Kardinal Ferdinand Medici, um sich sein eigenes Anrecht auf den Thron zu sichern, den Großherzog samt seiner Gattin vergiften, worauf er selbst als Ferdinand I. die Regierung antrat.

Nachdem sich der Glanz und die Blüte des Mediceerreiches noch unter Ferdinand I. (1587—1609) und dessen Sohn Cosimo II. (1609—1621) erhalten hatte, trat während der 50jährigen Regierung Ferdinands II. (1621—1670) ein mönchisch finsterer Geist an die Stelle der sonnigen Heiterkeit der vielgepriesenen Musenstadt, und das Großherzogtum Toscana neigte sich zum Niedergange, der unter Ferdinands Sohn Cosimo III. (1670 bis 1723) noch bemerkbarer wurde. Auf diese beiden langlebigen Mediceer, die eine mehr als hundertjährige Herrschaft der Geistlichkeit über Toscana brachten, folgte als letzter Mediceer Cosimos Sohn Johann (1723—1737), ein ausschweifender, willens- und geistesschwacher Mensch, während dessen Regierung die Mächte bereits über den Besitz Toscanas zu streiten anfingen; namentlich war es Spanien, das sich hier die Nachfolge zu sichern trachtete, weil ihm dieselbe für Philipps V. Sohn, Don Carlos, zugesagt worden war. Allein Spanien war zu machtlos, um seine Ansprüche durchzusetzen, und trotz der drohenden Haltung, die es Johann gegenüber annahm, behauptete sich dieser bis zu seinem Tode auf dem Throne; sein Nachfolger wurde aber auf Grund einer bereits im Wiener Frieden von 1735 festgesetzten Bestimmung der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der spätere Kaiser Franz I. Unter diesem und seinem Sohne Leopold I., dem Bruder und Nachfolger des Kaisers Joseph II., wurde Toscana ausgezeichnet verwaltet, auch der Besitz der Kirche und die Inquisition im Lande wesentlich eingeschränkt, sowie die Besitzverhältnisse des Adels in einer für den Staat vorteilhaften Weise neu geregelt. Unter Leopolds Sohn Ferdinand III. erfaßte die französische Revolution auch Toscana, das jetzt als ein von Oesterreich völlig abhängiger Staat an dessen Schicksale enge geknüpft war und durch die österreichischen Niederlagen gegen Napoleon seine formelle Selbständigkeit verlor. Ferdinand mußte 1799 nach Wien flüchten und im Frieden von Lunéville (1801) auf Toscana Verzicht leisten, das nun unter dem Namen eines Königreiches Etrurien zunächst an den Herzog Ludwig von Parma verliehen, 1808 aber dem französischen Kaiserreich einverleibt wurde und eine Schwester Napoleons zur Generalstatthalterin erhielt, um erst durch den Wiener Kongreß wieder in den Besitz Ferdinands III. zu gelangen. Von da ab war Toscana nichts anderes, als eine österreichische Sekundogenitur, und in dasselbe Verhältnis trat auch Modena. Dieses war 1336 als Fürstentum unter der Herrschaft des Hauses Este (vergl. die Fußnote auf S. 368) zuerst selbständig in der Geschichte aufgetreten, 1542 von Kaiser Friedrich III. zum Herzogtum erhoben worden; seit 1471 war es mit Ferrara unter der Herrschaft der

Este vereinigt, wurde aber nach dem Aussterben der Hauptlinie des Hauses Modena von diesem wieder getrennt und Ferrara als päpstliches Lehen eingezogen und mit dem Kirchenstaate vereint. Durch Vermählung der Tochter Maria Beatrix des letzten Herzogs aus dem Hause Este mit dem Erzherzog Ferdinand, einem Sohne der Kaiserin Maria Theresia, kam Modena in den Besitz der Habsburger, und Ferdinands Enkel Franz zog dort 1817 als Landesherr ein, nachdem Modena den Franzosen, die es 1796 besetzt hatten, wieder entrissen worden war.

Das Königreich beider Sicilien war seit 1504 von spanischen Vicekönigen regiert worden, die die Steuerkraft des Volkes aussaugten und den Wohlstand des Landes dadurch vernichteten. Neben ihnen zogen auch der Papst, der sich noch immer als Lehensherr Neapels betrachtete, und die Geistlichkeit, die fast zwei Drittel des Königreichs in ihrem Besitz hatte, große Summen aus dem Lande, und der Madrider Hof ließ seine nie zu sättigenden Geldbedürfnisse zum Teil von Neapel bestreiten. Um die Einziehung der Abgaben zu erleichtern und es dem Volke unmöglich zu machen, sich der Steuer nicht zu entziehen, wurden Abgaben auf die dringendsten Lebensbedürfnisse erhoben, wodurch das Volk in die bitterste Not geriet. Am 7. Juli 1647 machten die Neapolitaner endlich ihrer Verzweiflung durch einen Aufstand Luft, dessen Urheber der Fischer und Obsthändler Thomas Aniello — zusammengezogen Masaniello — war. Wegen eines Streites mit den Zollwächtern über die Verzollung seiner Waare entstand ein Auflauf, der sich ohne alle Vorbereitung im Nu zu einer allgemeinen Erhebung steigerte. Das Steuerhaus wurde geplündert und die Volksmassen brachen in den Palast des spanischen Vicekönigs ein, der sich vergeblich bemühte, des Aufstandes Meister zu werden. Masaniello schloß, vom Volke an die Spitze der Bewegung gestellt, einen Vertrag mit dem Vicekönig, kraft dessen sich dieser zur Aufhebung aller seit Kaiser Karl V. (dem durch den Frieden von Barcelona 1529 Neapel zuerkannt worden war) neu eingeführten Steuern verpflichtete. Unglücklicherweise war dem armen Masaniello die so plötzlich ihm zugefallene Machtstellung in den Kopf gestiegen, und in einem Wahnsinnsanfalle suchte er den Aufruhr aufs neue zu entflammen, um ein Schreckensregiment einzuführen. Sofort fiel der besser gestellte Teil der Bürgerschaft von ihm ab, und der Vicekönig ließ Masaniello wie einen tollen Hund niederschießen, worauf die Mißwirtschaft und Volksbedrückung ihren Fortgang nahm. 1713 fiel Neapel, 1720 Sicilien an Oesterreich, und 1738 wurde das Königreich beider Sicilien, wie bereits mitgeteilt, zu einer spanischen Sekundogenitur gemacht, die bis 1799 Bestand hatte, dann aber der von der französischen Revolution geschaffenen „Parthenopeischen Republik" weichen mußte.



Masaniello.
(Tommaso Aniello.)
Nach einem zeitgenössischen Stiche.

Der Kirchenstaat wurde eigentlich erst unter Alexander VI. und Julius II. (vergl. S. 476 u. 478) aus einem großen Teil der bisherigen päpstlichen Gebiete zu einem wirklichen Staatsgebilde ausgestaltet, das aber im Verlaufe der langwierigen Kämpfe zwischen Karl V. und Franz I. noch gewaltigen Erschütterungen unterworfen war. Nur wenige Päpste verstanden es, ihren Staat zweckmäßig zu regieren und zu fördern; die meisten sorgten hauptsächlich für die Erhebung und Bereicherung ihres eigenen Geschlechtes, und

das war auch ganz natürlich, da sie zugleich Verwalter und unumschränkte Herren des ihnen anvertrauten Kirchengutes waren, dieses in der Regel nur wenige Jahre in der Hand behielten und es dann ihrem Nachfolger überlassen mußten. Der Staat wurde also zur Melkkuh für die Familie des Papstes gemacht. Dieses System der Ausbeutung nahm unter Innocenz X. (1644—1655) durch dessen Schwägerin Olympia Maidalchini einen derartigen Umfang an, daß in mehreren Städten Aufstände ausbrachen, auf deren Niederwerfung neue Steuererhöhungen erfolgten. Unter Innocenz XIII. (1721—1724) erreichte die Mißwirtschaft ihren Gipfelpunkt. Als Karl III. von Spanien Parma und Neapel in seinen Besitz nahm und gleichzeitig die Gelder und Pfründen, die aus Spanien nach Rom flossen, gesperrt wurden, trat am päpstlichen Hofe selbst bittere Geldnot ein, außerdem entstanden Zwistigkeiten mit den katholischen Höfen infolge der Ausweisung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma. Clemens XIV. (1769—1774) mußte, um den Frieden mit der katholischen Welt wieder herzustellen, den Jesuitenorden aufheben (1773). Unter seinem Nachfolger Pius VI. (1775—1798) brandeten die Wogen der französischen Revolution auch am Kirchenstaate und rissen von demselben Avignon ab, das durch Beschluß der französischen Nationalversammlung endgiltig Frankreich einverleibt wurde (1791). 1796 rückten die Franzosen in Bologna ein und nahmen Urbino, Ferrara, Ravenna, Imola und Faenza. Die vom Kirchenstaat abgelösten italienischen Gebiete wurden der Cisalpinischen Republik einverleibt. Das war aber nur der Anfang einer Reihe schwerer Prüfungen, denen dieser Papst nun entgegen ging, und auf die wir später noch zurückkommen werden.



Clemens XIV.
Nach dem zeitgenössischen Stich von Rein.



In Frankreich war auf Ludwig XIV. dessen Urenkel als Ludwig XV. (1715—1774) gefolgt. Wie seinem Vorgänger war auch ihm der Thron im Alter von fünf Jahren zugefallen; die Regentschaft übernahm für ihn der Herzog Philipp von Orléans, unter welchem das zuchtlose Leben am Hofe wieder zu gleicher Ueppigkeit gedieh, wie in den Glanzjahren Ludwigs XIV. Zugleich begann aber auch die Herrschaft eines freieren Geistes sowohl in politischen, wie auch in kirchlichen Dingen. Der Einfluß der Jesuiten wurde gebrochen, die Wissenschaft nahm einen hohen Aufschwung, die Gedankenfreiheit wurde durch Geister wie Voltaire, Rousseau, Montesquieu, die sogenannten Encyklopädisten Diderot und D'Alembert u. A. wohl ausgenützt und in weiteste Kreise getragen, auch scharfe Angriffe auf Staat und Kirche durch den Druck verbreitet. Die Staatsfinanzen und der Wohlstand des Volkes wurden schwer erschüttert durch die Gründung der Zettelbank des Schotten John Law (1718), die im Zusammenhange mit großartigen überseeischen Handelsunternehmungen und Gründung von Aktiengesellschaften eine ungeheure Spekulationswut wach rief, fabelhafte, aber leider nur eingebildete Reichtümer schuf und schließlich auf die jämmerlichste Weise verkrachte. Philipp starb 1723, und die Leitung der Geschäfte übernahm jetzt der Herzog von Bourbon im Verein mit dem Kardinal Fleury, der 1726 seinen Kollegen bei Seite schob und bis 1743 ein verständiges, friedfertiges und sparsames Regiment führte. Als nun nach Fleurys Tode Ludwig XV., der schon als 15jähriger Knabe mit der Tochter Maria des entthronten Polenkönigs Stanislaus Leszczynski vermählt worden war, die Regierung selbständig antreten sollte, war er bereits längst in ein richtiges Haremsleben verfallen, und seine Maitressen regierten nun für ihn. Von besonderem Einflusse war die Pompadour, der Frankreich das Bündnis mit Oesterreich zu verdanken hatte, das ihm die Niederlagen von Roßbach, Krefeld und Minden, sowie in Ost- und Westindien bedeutende Verluste an die Engländer brachte. Sie war es aber auch, die die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich (1764) erwirkt hat. Auf die Pompadour,

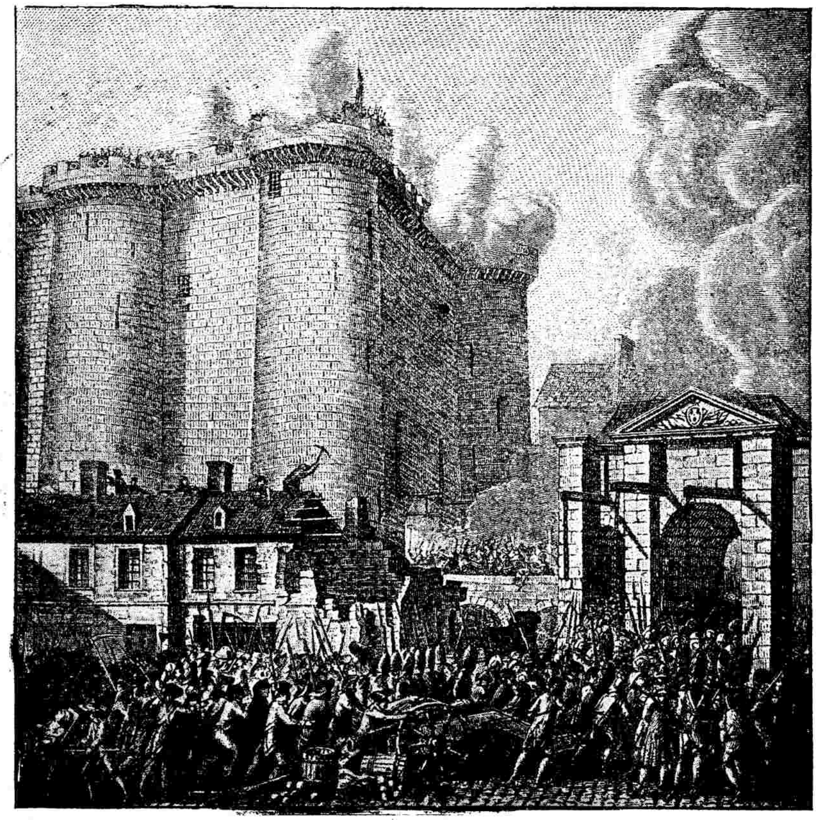
die wenige Wochen nach der Entfernung der Jesuiten starb, folgte als herrschende Maitresse die **Dubarry**. Diese huldigte im Gegensatze zu ihrer Vorgängerin der frömmelnden Richtung, verschwendete riesige Summen und wurde dadurch von verderblichem Einfluß, daß sie sich ohne eigenes Verständnis zum Werkzeuge der Politik Anderer gebrauchen ließ. Ludwig, der schon lange infolge seiner Ausschweifungen bis ins innerste Mark siech war, erkrankte schließlich an den Kinderpocken, und diese harmlose Krankheit genügte, um ihn zu töten. Die Nation jubelte beim Tode dieses gemeinen Wüstlings hell auf, und der Pöbel erging sich bei seinem Begräbnisse in Gassenhauern und Spottgedichten. Ludwigs einziger Sohn war schon 1765 gestorben und hatte drei Söhne hinterlassen, von denen der älteste als **Ludwig XVI.** (1774—1793) den bedenklich wackeligen Thron Frankreichs bestieg. Er war mit einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, **Marie Antoinette**, vermählt. Beim Antritt seiner Regierung hatte die Staatsschuld Frankreichs die Höhe von vier Milliarden erreicht, und es wäre in der Person des Finanzministers **Turgot** der richtige Mann vorhanden gewesen, um mit der Zeit wieder Ordnung in die tief verlotterte Staatswirtschaft zu bringen. Allein der zwar wohlmeinende, aber äußerst charakterschwache König ließ sich durch die Einflüsterungen seiner Gemahlin bewegen, diesen vortrefflichen Mann zu entlassen (1776), und auch dessen Nachfolger **Necker** verscherzte sich sein Amt dadurch, daß er seine Finanzreform mit einer durchgreifenden Einschränkung der Kosten des Hofhaltes und der zu ungeheurer Höhe angewachsenen Gnadengehälter ausgedienter und noch amtierender Hofschranzen beginnen wollte. Das Volk, das dem neuen König anfänglich vertrauensvoll entgegengekommen war, fand sich bald enttäuscht und begann zu murren; die Mißstimmung steigerte sich aber zur förmlichen Gährung infolge von Hofskandalen, von denen die „**Halsbandgeschichte**“, in der die Königin selbst die Hauptrolle spielte, besonderes Aufsehen erregte. Es handelte sich dabei um ein Diamantenhalsband von mehr als $1^1/_2$ Millionen Wert, das der wegen seiner Sittenlosigkeit berüchtigte Kardinal **Rohan** der Königin verehrt hatte, und aus dem die Vermittlerin des galanten Geschenkes die echten Steine herausgebrochen hatte, um sie durch falsche zu ersetzen. Die Königin war in der Geschichte völlig unschuldig, denn die ganze Korrespondenz, die sie über dieses Halsband mit dem Kardinal geführt haben soll, war gefälscht, und das nächtliche Stelldichein, das sie Rohan bewilligt haben soll, ein Mummenschanz, zu dessen Aufführung sich die Urheberin des Betruges einer Dirne bediente, die mit der Königin einige Aehnlichkeit hatte. Nichtsdestoweniger bemächtigten sich die Gegner der Regierung und des Königshauses dieser Sache, um eine ungeheure Aufregung im Lande hervorzurufen, die auch durch die strenge Bestrafung der Schuldigen in dem nachfolgenden Prozesse nicht gedämpft werden konnte.



Louis XVI., Marie Antoinette und der Dauphin.
(Nach einem gleichzeitigen bei Klauber in Augsburg erschienenen Stiche.)

Um der Finanznot abzuhelfen, blieb kein anderes Mittel übrig, als die seit 1614 nicht mehr einberufenen **Reichsstände** wieder zusammentreten zu lassen, um denselben neue Steuergesetze zur Bewilligung vorzulegen. Auf Neckers Vorschlag wurde in der am 5. Mai 1789 in Versailles eröffneten Versammlung der Reichsstände dem **dritten Stande**

(den Bürgern) eine doppelte Vertretung eingeräumt, und die Deputierten (Abgeordneten) dieses Standes erklärten sich als Vertretung der Nation und erzwangen ihre Anerkennung als **konstituierende Nationalversammlung**. Diese trat am 17. Juni im Ballhause zu Versailles zusammen und leistete den Schwur, sich nicht wieder zu trennen, bis nicht eine neue Verfassung ausgearbeitet und in Kraft gesetzt sei. Viele adelige und geistliche Deputierte gesellten sich der Nationalversammlung bei, wodurch diese an Macht wesentlich gewann. Noch einmal wollte man es mit dem bequemen Mittel der Waffengewalt versuchen, die Bewegung zu ersticken; allein das Pariser Volk erhob sich jetzt in offener Empörung, erstürmte die **Bastille** (**14.** Juli) und schritt zur Errichtung einer Nationalgarde unter dem Kommando des vom



Erstürmung der Bastille
am 14. Juli 1789.
(Nach einem gleichzeitigen Kupferstich von Duplessis-Bertaux.)

nordamerikanischen Befreiungskriege her bekannten **Lafayette**. Der eingeschüchterte Hof wagte keinen Widerstand mehr, und die Nationalversammlung hatte freie Hand, an die Ausarbeitung der Verfassung zu gehen, an deren Spitze auf Lafayettes Antrag die Erklärung der „**Allgemeinen Menschenrechte**“ gesetzt wurde. Während die Nationalversammlung ihre Arbeit fortsetzte, brachen auf dem flachen Lande Erhebungen der Bauern gegen ihre Gutsherren aus, und es traten anarchistische Zustände ein, die durch keine gesetzgeberische Arbeit mehr behoben werden konnten. Die Aufregung des Pariser Volkes, dem die Beschlüsse der Nationalversammlung betreffend Aufhebung sämtlicher Feudalrechte und

Einziehung der Kirchengüter als Nationaleigentum ohnehin schon stark zu Kopf gestiegen waren, wurde noch durch die steigende Teuerung erhöht, und am 5. Oktober zog ein Haufe wütenden Volkes, darunter ganze Scharen bewaffneter Weiber nach Versailles, wo kurz zuvor anläßlich eines Festes der Garde Kundgebungen in volksfeindlichem Sinne stattgefunden hatten. Der König wurde gezwungen, nach Paris zu übersiedeln, und auch die Nationalversammlung nahm dort am 19. Oktober ihren Sitz. Das einflußreichste Mitglied der Nationalversammlung war **Mirabeau**. Als Hauptvertreter des dritten Standes hatte ihm der Adel der Provence, von welchem er sich in die Versammlung der Reichsstände hatte wählen lassen wollen, die Wahl unter dem Vorwand versagt, daß er kein Lehensgut



Zug der Weiber nach Versailles
am 5. Oktober 1789.
(Gleichzeitiges Flugblatt.)

besitze; Mirabeau, der allerdings infolge eines wilden Jugendlebens völlig verarmt war, hatte darauf erklärt, daß er den Adel in gleicher Weise zertrümmern werde, wie seiner Zeit Marius. Er hatte sich dann vom dritten Stande wählen lassen und war bald nicht nur das volkstümlichste, sondern auch das hervorragendste Mitglied der Versammlung geworden. Nach der Uebersiedlung des Hofes nach Paris suchte Mirabeau mit Hilfe Lafayettes die Einsetzung eines parlamentarischen (d. h. eines verantwortlichen, der Mehrheit des Parlamentes angepaßten) Ministeriums zu bewirken, dessen Leitung natürlich ihm selbst zufallen sollte. Er stieß jedoch auf den vereinten Widerstand der Gegner wie der Anhänger der Revolution und büßte dadurch einen guten Teil seiner Volkstümlichkeit ein. Auch die Annäherung Mirabeaus an den Hof, die von Marie Antoinette eingeleitet worden war, blieb ohne Erfolg, da man außer ihm auch auf andere Ratgeber hörte und seine Ratschläge nicht befolgte. Mirabeau erhielt aber jetzt beträchtliche Summen vom Hofe und brachte sich dadurch bei den Anhängern der Revolution in den Verdacht der Verräterei. Nichtsdestoweniger vermochte er sich mit wechselnden Aussichten auf die Erreichung seines Zieles eine leitende Stellung zu erlangen, in der Führerschaft der Bewegung bis zu seinem Tode (2. April 1791) zu behaupten; dann aber brach die Flamme der Revolution, einerseits durch die Umtriebe der **Emigranten** (ins Ausland geflohenen Adeligen), die an fremden Höfen um Hilfe gegen die Revolution warben, andererseits durch die Wühlereien der revolutionären Klubs*) angefacht, bald in voller Glut hervor. Mit Recht hat man betont,



Honoré Gabriel Riqueti, Graf Mirabeau.
Nach dem Stich von D. Berger, 1792.

*) Die einflußreichsten von diesen Klubs waren die **Jakobiner** und die „**Cordeliers**“. Der erstere, von Abgeordneten der Bretagne gegründet, hatte seinen Namen dem Umstand zu verdanken, daß sein Versammlungsort im ehemaligen Dominikaner-Kloster St. Jakob in der Straße

daß mit Mirabeau, dem Vertreter der konstitutionellen (verfassungsmäßigen) Monarchie das Königstum zu Grabe gegangen sei. Bis dahin hatte die Nationalversammlung eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, die auf Ordnung der Finanzen, durch Ausgabe von Assignaten (Anweisungen auf den Staatsschatz beziehungsweise die zu veräußernden Nationalgüter) im Betrage von 400 Millionen, Neugliederung des Landes in Departements mit selbstgewählten Behörden, Beseitigung aller Vorrechte des Adels, Einreihung der Geistlichkeit in die bürgerliche Gesellschaft durch die sogenannte „Civilkonstitution“, womit auch der Eid auf die Verfassung verbunden war, und die Reform der Verwaltung und Rechtspflege abzielten, so daß, wenn es gelungen wäre, auf der in dieser Weise geschaffenen Grundlage ein neues Staatsgebäude aufzurichten, selbst die entschiedensten Verfechter des Fortschrittes damit hätten zufrieden sein können. Der Hof hatte sich angesichts der immer stürmischer werdenden Bewegung zu heimlicher Flucht entschlossen, und als der König gezwungen wurde, die Vereidigung der Geistlichen auf die Civilkonstitution zu genehmigen, wurde dieser Entschluß ausgeführt. Doch erkannte der Postmeister von Varennes (nächst Verdun, nahe der Grenze Luxemburgs und Lothringens) während des Pferdewechsels die königliche Familie und verhinderte die Fortsetzung der Flucht. Von einer aufgeregten, nach Tausenden zählenden Menge begleitet, wurde der König wieder nach Paris zurückgebracht, und die Nationalversammlung sprach ihm am 24. Juli 1791 die Krone ab, erkannte sie ihm aber am 4. September wieder zu und ließ ihn am 14. September die inzwischen vollendete Verfassung beschwören, worauf sie sich auflöste, um der verfassungsmäßigen legislativen (gesetzgebenden) Versammlung Platz zu machen.



Jakobiner.
(Nach einem gleichzeitigen Stich.)

Im gesetzgebenden Körper bildeten die sogenannten „Feuillants“, die Vertreter der konstitutionellen Monarchie, die in der Minderheit befindliche Rechte, der die auf Abschaffung des Königstums hinstrebende, in die Parteien der „Girondisten“ und des „Berges“ geteilte Linke gegenüberstand. Die Girondisten verfügten über bedeutende Rednertalente, von denen die Vertreter des Departements der Gironde die hervorragendsten waren (daher der Name der Partei); ihre Richtung war eine gemäßigt republikanisch-föderalistische, wogegen der „Berg“ (so genannt, weil die Mitglieder dieser Partei die höchstgelegenen Sitze des Versammlungssaales einnahmen) auf den gewaltsamen Umsturz abzielte und die „Eine und unteilbare Republik“ herstellen wollte. Die Partei hatte ihre

gleichen Namens sich befand; der Klub der „Cordeliers“ war in einem ehemaligen Franziskanerkloster untergebracht, und da man die Mitglieder dieses Ordens „Cordeliers“ (Stricktäger) nannte, weil sie — ihrer Ordenstracht gemäß — mit einem Stricke umgürtet sind, so übertrug sich dieser Name auch auf den Klub.

Stützpunkte in den politischen Klubs und in der Masse des Pöbels. Noch immer glaubte der König, dem Gange der Ereignisse entgegentreten zu können, wodurch er denselben nur desto mehr beschleunigte. Anlaß zu einem Konflikt mit der Vertretung der Nation, die jetzt alle Gewalt in Händen hatte, gab seine Weigerung, ein Gesetz zu genehmigen, das gegen diejenigen Priester gerichtet war, die den Eid auf die Verfassung verweigerten. Auch die Girondisten, die bis dahin zu einer Verständigung mit dem Könige geneigt schienen, wandten sich jetzt von ihm ab und sannen auf seinen Sturz. Am 20. Juli 1792 erhob sich ein Aufstand des Pariser Pöbels; dieser drang in die Tuilerien ein, wo sich ihm der König völlig schutzlos überließ; als aber die Jakobiner am 10. August einen neuen Aufstand in Scene setzten, fanden sie den Hof besser vorbereitet. Nationalgarden und Linientruppen hatten das Schloß rings umstellt, und 1600 Schweizergarden verteidigten das Innere desselben. Die Nationalgarden weigerten sich aber, auf das andringende Volk zu schießen, und die Schweizergarden unterlagen in verzweifelter Abwehr der Massen. Der König flüchtete sich in die gesetzgebende Versammlung, und diese beschloß die Einstellung der königlichen Gewalt und die Einberufung eines **Nationalkonventes**. Am 18. August wurde Ludwig XVI. in einem festen Turme des „**Temple**“ (vergl. S. 391) in Haft gebracht und weitere Verfügungen über ihn dem Nationalkonvent überlassen, der auf den 21. September einberufen wurde.



Danton.
Nach dem Stahlstich von Carl Mayer.

Die Girondisten hatten die Führung in der gesetzgebenden Versammlung gehabt und standen während deren Dauer noch im engen Bunde mit den Radikalen, unter denen **Danton**, **Robespierre** und **Marat** den größten Einfluß hatten. Gegen die rheinischen Kurfürsten, unter deren Schutze sich zwei förmliche Emigrantenheere (zu Worms und Koblenz) gebildet hatten, war von der Gironde ein königliches Dekret erwirkt worden, durch das jene aufgefordert wurden, die Emigrantenheere sofort zu entlassen. Auch war im Dezember 1791 die Aufstellung von 160000 Mann zum Schutze der Grenzen erfolgt, da das Ausland bereits im Sommer 1791 Miene gemacht hatte, sich um das französische Königtum anzunehmen. Die von **Friedrich Wilhelm II.** von Preußen mit Kaiser **Leopold II.** zu **Pillnitz** erlassene Deklaration war zwar noch keine Kriegserklärung, wohl aber als Vorläuferin einer solchen für den Fall ernstlicher Bedrohung des Thrones anzusehen; zudem traten die Emigranten an den kurfürstlichen Höfen zu Koblenz und Trier in herausfordernder Weise auf, bezeichneten sich als das „auswärtige Frankreich“ und schienen nach einem Kriege gegen ihr eigenes Land förmlich zu dürsten. Im Februar 1792 wurde zwischen Oesterreich und Preußen in der That ein förmliches Bündnis geschlossen, dessen Spitze sich gegen die französische Bewegung richtete. Darauf hin war am 20. April 1792 von der gesetzgebenden Versammlung der Krieg gegen Oesterreich einstimmig beschlossen worden, und der König, der seit dem 10. März ein Girondistisches Ministerium mit **Roland** an der Spitze eingesetzt hatte, mußte die Kriegserklärung an den inzwischen zur Regierung gelangten Kaiser **Franz II.** unterzeichnen. Da aber die Franzosen bei

Beginn der Feindseligkeiten, die sie mit einem Einfalle in Belgien eröffnet hatten, in ihrer Kriegsführung unglücklich waren, so steigerte sich die Aufregung im Lande desto mehr, und es erfolgte jener bereits erwähnte Sturm auf die Tuilerien und die Verhaftung des Königs. Die Pariser Gemeinde, an deren Spitze die radikalsten Jakobiner standen, hatte nun eine Gerichtskommission einzusetzen, die gegen alle Anhänger des Königtums die Untersuchung einleiten sollte. Alle Priester, die den Bürgereid nicht hatten leisten wollen, und noch viele andere der Abneigung gegen die Revolution Verdächtige wurden eingekerkert. Der Justizminister Danton setzte die Errichtung eines „Verteidigungsrates“ durch, und wenige Tage danach veranlaßte er im Verein mit dem Pariser Gemeinderat die Ermordung der Gefangenen durch den Pöbel, der am 2. September in die Gefängnisse eindrang und mehrere Tage hindurch blutig darin hauste.

In dem am 21. September zusammengetretenen Nationalkonvent, der von da an bis zum 26. Oktober 1795 tagte, waren nur Republikaner vertreten. Die Girondisten waren an Zahl der Bergpartei überlegen, dagegen riß diese durch ihre rücksichtslose Gewaltthätigkeit die Macht sofort an sich. Mit der Abschaffung des Königstums eröffnete der Nationalkonvent seine Thätigkeit; am 11. Dezember wurde Ludwig vor seine Schranken geladen, um sich gegen die wider ihn erhobene Anklage auf Verschwörung gegen den Staat und die Sicherheit der Nation zu verteidigen. In würdevoller Weise rechtfertigte sich „Ludwig Capet“, wie der Nationalkonvent den König nannte, indem er auf seine verfassungsmäßigen Hoheitsrechte verwies. Am 26. Dezember wurde er zum zweiten Male vorgeführt und als schuldig erklärt. Am 16. Januar 1793 begann die Beratung über das zu fällende Urteil; wütende Pöbelmassen drängten sich in die Versammlung und forderten das Todesurteil, das am 17. mit 361 Stimmen über Ludwig XVI. ausgesprochen wurde. Am 21. Januar 1793 fiel sein Haupt unter der Guillotine.*)



François Hanriot,
Kommandant der Pariser Nationalgarde.
(Nach der Natur gezeichnet von Gabriel.)

Der preußisch-österreichische Angriff auf Frankreich war inzwischen erlahmt. Der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, der, nachdem er ein drohendes Manifest erlassen hatte, mit dem 8000 Mann starken Heere der Verbündeten die französische Grenze überschritten, Verdun besetzt und am 20. September das von Kellermann verteidigte Valmy beschossen hatte, trat jetzt durch die Champagne und Luxemburg den Rückzug über den Rhein an. Veranlassung hierzu hatte einerseits die ungünstige Witterung und der schlechte Gesundheitszustand des Heeres, andererseits der Widerwille gegen die Waffengenossenschaft mit den Oesterreichern gegeben; auch das Ausbleiben der von den Emigranten mit dreister Zuversicht in Aussicht gestellten Erhebung des Adels für den König hatte mit dazu beigetragen, daß das Interesse der auswärtigen Mächte für die Sache der Bourbons erlosch.

Nun kehrten aber die Franzosen den Spieß um und gingen selbst zum Angriff über. Feldherren wuchsen wie Pilze aus dem blutgetränkten Boden der neuen Republik hervor. Custine griff erobernd am Rhein um sich, und Dumouriez besiegte die Oesterreicher bei

*) Die Guillotine soll angeblich von einem Arzt Namens Guillotin erfunden worden sein. Doch hat der Genannte in der Nationalversammlung, deren Mitglied er war, nur für Einführung einer einheitlichen Hinrichtungsweise gesprochen, und sein Name wurde dann auf das von Anderen ersonnene und hergestellte Fallbeil übertragen.

Jemappes (5. November 1792) und entriß ihnen Belgien. In Paris aber bemächtigte sich die „Kommune" (der Pariser Gemeinderat) im Verein mit den Jakobinern aller politischen Macht und ließ den Nationalkonvent nach seiner Pfeife tanzen. In der Nationalgarde, deren Befehl nach dem Abgange Lafayettes*) Hanriot übernommen hatte, überwog der bewaffnete Pöbel bald gegenüber dem Bürgertum, und mit Hilfe der wilden, mordgierigen Rotten, die jetzt nur noch dem Namen nach Nationalgarden waren, führten die Leiter der Bewegung eine wahre „Schreckensherrschaft" ein. Hanriot hatte in seinen jungen Jahren das Gewerbe eines Gauners betrieben, später erhielt er eine Stelle in der Zollverwaltung, die er aber bald wieder verlor. Beim Ausbruch der Revolution diente er aufständischen Haufen als Gelegenheitsmacher bei der Zerstörung und Plünderung der Zollstätten, lieh dann wieder der Polizei seine Dienste als Spion, wurde aber bei einem Diebstahl ertappt und ins Gefängnis geworfen, um erst 1792 wieder in den Besitz seiner Freiheit zu gelangen. Nachdem er sich bei den Septembermorden besonders hervorgethan hatte, übergab man ihm den Befehl über eine Abteilung „Sansculottes" („Ohnehosen"), die gewissermaßen die Garde der Schreckensherrschaft bildeten, und am 31. Mai 1793 den Oberbefehl über die Pariser Nationalgarde. In dieser Eigenschaft setzte er am 2. Juni die Verhaftung der Girondisten durch, deren schwankendes und unentschlossenes Wesen die Hauptschuld an ihrem Untergange trug, wenn auch die verdächtige Haltung, die einer der Ihrigen, Dumouriez**), zu Gunsten Ludwigs XVI. angenommen



Jean Paul Marat.
Nach einem Stich von Laurens.



Robespierre.
Nach dem Stahlstich von Carl Mayer.

*) Lafayette hatte beim Beginn des Krieges gegen Oesterreich und Preußen den Befehl über die Nordarmee an der belgischen Grenze erhalten, war aber infolge der erlittenen Niederlagen als „Verräter" abgesetzt worden und hatte sich zu den Oesterreichern geflüchtet, die ihn in der Festung Olmütz gefangen setzten. Durch Bonapartes Vermittlung 1797 wieder in Freiheit gesetzt, ging er nach Frankreich zurück, wo er wiederholt in die Kammer gewählt und nach Ausbruch der Julirevolution 1830 für kurze Zeit mit dem Oberbefehl über die Nationalgarden betraut wurde, seiner republikanischen Gesinnung unwandelbar treu blieb und 1834 im 78. Lebensjahre starb.

**) Dumouriez war 1792 als Minister des Auswärtigen und des Krieges Mitglied des Girondistischen Ministeriums und enthielt nach Lafayettes Entsetzung den Oberbefehl über die Armee in Belgien. Seine Bemühungen,



Charlotte Corday.

(Nach einem anonymen Stich.)

hatte, den äußeren Anstoß dazu gegeben haben mag. Das auf Betreiben Dantons eingesetzte Revolutionstribunal und der Wohlfahrtsausschuß verfolgten nun das System, durch Massenverurteilung und Massenhinrichtung die Feinde der Republik in beständiger Furcht und die Volksmassen in wilder Aufregung zu erhalten, um auf diese Weise sich die Herrschaft zu sichern. Zu den Gewaltigen dieses Schreckensregiments gehörten der ehemalige Bediente Hébert, der Arzt Marat, der besonders durch seine mit Haß und Lüge vergiftete und mit Blut getränkte Feder auf die Leidenschaft des Pöbels wirkte, der jugendliche Saint Just, der Henkersknecht Couthon, vor allem aber der furchtbare Robespierre, seines Zeichens Rechtsanwalt, der als Apostel einer „Religion der Tugend" auftrat, deren schauderhafte Schlußfolgerung darauf hinauslief, aus dem Blute des verderbten Menschengeschlechts eine neue tugendhafte Gesellschaft hervorzuzaubern und das Bestehende durch Vertilgung der lebendigen Träger desselben aus der Welt zu schaffen. Ein wahres Glück für die Menschheit war es, daß diese Teufel sich gegenseitig fürchteten, haßten und vernichteten; aber das Blut ungezählter Schuldloser mußte erst fließen, bevor diese heilsame Wendung eintrat. Am frühesten wurde Marat von seinem wohlverdienten Schicksal erreicht; durch seine Erklärung, daß zur Befestigung der Republik noch 200000 Köpfe fallen müßten, hatte er die 24jährige Charlotte Corday zu dem Entschlusse gebracht, die Welt von



Carnot.

Nach einem zeitgenössischen Bilde aus Oncken „Zeitalter d. Reformation" u. s. w.

Preußen zu einem Separatfrieden zu bestimmen und seine Versuche zur Rettung Ludwigs XVI. machten ihn beim Nationalkonvent verdächtig, und als er bei Neerwinden am 18. März 1793 von den Oesterreichern geschlagen worden war, trat er in Unterhandlungen mit diesen ein, deren Ziel die Erhebung des Herzogs von Chartres auf den Thron war, und lieferte die Abgesandten des Konvents, die ihn wegen jener Niederlage zur Rechenschaft ziehen sollten, an den Feind aus. Von seinen Truppen verlassen, floh er zu den Oesterreichern und führte hinfort als Schriftsteller ein Flüchtlingsleben, das erst mit seinem Tode (1823) endete.

diesem Scheusal zu erlösen; sie wußte sich bei Marat einzuschleichen und ermordete ihn im Bade am 13. Juli 1793.

Ein Teil der vierunddreißig Girondisten, deren Aechtung als Vaterlandsverräter bewaffnete Banden am 31. Mai 1793 vom Konvent gefordert hatten, konnte sich durch die Flucht vor der Guillotine retten; diejenigen aber, deren man habhaft geworden war, wurden, nachdem der gegen sie eingeleitete Prozeß durch willkürliches Abbrechen der Untersuchung gewaltsam verkürzt worden war, hingerichtet. Einzelne gaben sich selbst den Tod, darunter Roland, der frühere Ministerpräsident Ludwigs XVI., dessen durch Geist und Thatkraft im Kreise der Girondisten zu größtem Einfluß gelangte Gattin schon vor ihm den Henkern der Schreckensherrschaft zum Opfer gefallen war. Durch den Königsmord und das blutige Regiment der Schreckensmänner, welche u. a. auch die Abschaffung des Christentums dekretiert hatten, wurde in der Vendée der Aufstand für Königtum und Kirche entzündet, und eine Anzahl Städte des Südens, darunter Marseille, Bordeaux und Lyon erhoben sich zu Gunsten der Girondisten. Der Nationalkonvent befahl infolgedessen die Verhaftung aller Verdächtigen und leitete die Massenerhebung des Volkes ein. Im August 1793 wurde Lazare Carnot als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses zum Leiter des Kriegswesens ausersehen, und mit bewundernswerter Thatkraft organisierte er von seinem Kabinett aus vierzehn Armeen, ernannte ihre Generale, befestigte die Grenzen und arbeitete die Kriegspläne aus. Die aufständischen Städte Marseille, Bordeaux, Lyon und Toulon*) wurden aufs schrecklichste gezüchtigt und in der Vendée ein wahres Morden in Szene gesetzt. Jetzt war auch der Zeitpunkt gekommen, der die Entscheidung des Schicksals der königlichen Familie bringen sollte; Marie Antoinette wurde zum Tode verurteilt und am 16. Oktober 1793 enthauptet. Ihren Sohn Ludwig hatte man ihr schon früher entrissen und bei einem rohen Menschen, dem Schuster Simon, in Pflege gegeben, der den unglücklichen Knaben elend verderben ließ. Er starb am 8. Juli 1795. Am 31. Oktober erfolgte die Hinrichtung weiterer 21 Deputierter, die teils zum Anhange der Girondisten, teils zu demjenigen des Herzogs von Orléans, „Philippe Égalité“ genannt, zählten. Dieser war dem Klub der Jakobiner beigetreten und hatte für die Hinrichtung des Königs gestimmt. Man machte ihm hinterher den Vorwurf, daß er dies nur gethan habe, um selbst auf den Thron zu kommen, und der Verdacht genügte, um ihn samt seinen Anhängern unter das Fallbeil zu bringen (5. November 1793). Aber auch unter den leitenden Männern des Schreckens begann jetzt der Vernichtungskampf. Robespierre, Saint Just und Couthon hatten ein Triumvirat gebildet, das nach der Alleinherrschaft strebte und infolgedessen beschloß, die gemäßigtere Partei Dantons und den wilden Anhang Héberts samt ihren Führern zu vernichten. Am 13. März 1794 wurde Hébert, den Robespierre besonders darum haßte, weil er dessen Gottgläubigkeit und „Religion der Tugend“ stets verspottet hatte, mit neunzehn Genossen verhaftet und am 24. der Guillotine überliefert. Dann kam die Reihe an Danton und seinen Anhang; man klagte sie des „Royalismus“ (königlicher Gesinnung) unter dem Vorgeben an, daß sie die Erhebung des Herzogs von Orléans auf den Thron beabsichtigt hätten. Danton war kurz vorher Robespierres Bundesgenosse beim Sturze der Hébertisten gewesen, und nachdem er mit seiner hinreißenden Beredsamkeit in dieser Angelegenheit mit Erfolg seine Schuldigkeit gethan hatte, war er für Robespierre überflüssig geworden und nur noch ein Gegenstand seiner Eifersucht. Dantons Verteidigung vor dem Revolutionstribunal, die sich am Schlusse zu den schwersten Beschuldigungen gegen die Ankläger zuspitzte, war von so gewaltiger Wirkung, daß das Tribunal nahe daran war, seine Meinung zu Gunsten des Angeklagten zu ändern; allein Robespierre setzte in aller

*) Die Stadt Toulon hatte sich infolge der Greuel, die von den republikanischen Truppen in Marseille und Bordeaux verübt worden waren, am 29. August 1793 an die Engländer übergeben, ward aber im Dezember wieder genommen, indem ein von dem Artilleriehauptmann Napoleon Bonaparte vorgeschlagenes Verfahren durchgeführt, nämlich die Verteidigungslinie durch Wegnahme von zwei Forts durchbrochen worden war.

Eile im Konvent ein Dekret durch, das dem Tribunal vorschrieb, solche Angeklagte, die der Justiz Beleidigungen oder Trotz entgegensetzen, ohne Verhör zu verurteilen. Damit war Dantons Schicksal besiegelt; das Todesurteil wurde sofort ausgesprochen und am 5. April an ihm und dreizehn seiner Anhänger vollstreckt.

Robespierre, Saint Just und Couthon, das „Triumvirat des Schreckens“, waren nun die Generalgewaltigen der Republik, und es blieb nur noch der letzte Schritt zu thun übrig, um die Alleinherrschaft Robespierres auch der Form nach durchzusetzen. Dies sollte durch die Herbeiführung einer neuen Volkserhebung bewirkt werden, durch die der Konvent gesprengt und Robespierre zum Diktator erhoben werden sollte. Zunächst wurde der „Gottesdienst des höchsten Wesens“ von Staatswegen eingeführt; dann brachte Couthon den Antrag auf Beschleunigung der Justiz des Revolutionstribunals und einen Gesetzentwurf ein, nach welchem die Ausschüsse berechtigt sein sollten, Deputierte nach eigenem Ermessen vor das Tribunal zu laden. Der eingeschüchterte Konvent gab auch dazu seine Zustimmung, und nun begannen die Massenhinrichtungen, in der die Schrecken dieses Mörderregiments gipfelten; binnen sechs Wochen wurden 1366 Menschen dem Henker überliefert. Allein die Herrschaft Robespierres war nur von kurzer Dauer. Der Konvent raffte sich endlich zu entschlossenem Handeln auf und beschloß am 27. Juli die Verhaftung des Triumvirates und neben diesem auch diejenige des jüngeren Bruders Robespierres und des Deputierten Lebas, welche ihre Verhaftung ausdrücklich verlangt hatten, indem sie sich für ebenso schuldig erklärten, als jene. Unten denen, die in offener Versammlung des Konvents diese Wendung der Dinge durch ihr entschlossenes Auftreten herbeiführten, stand in erster Linie Jean Lambert Tallien, der früher als Zeitungsschreiber ganz im Sinne Marats, als Mitglied des Nationalkonvents und des Pariser Gemeinderates ganz in demjenigen der Schreckensmänner gewirkt hatte, dann aber — wie man sagt, infolge der in Bordeaux (1793) angeknüpften Bekanntschaft mit seiner späteren Gemahlin, der Madame de Fontenay, mildere Saiten aufgezogen hatte und infolgedessen auf Robespierres Veranlassung aus dem Jakobinerklub ausgestoßen worden war, weshalb er nun auf dessen Sturz sann. Saint Just hatte eben begonnen, seinen in der vorhergegangenen Nacht ausgearbeiteten Bericht über die Lage vorzulesen, durch welchen die Gegner des Triumvirates vernichtet werden sollten, als Tallien ihn heftig unterbrach und die Forderung stellte, daß der Schleier ganz zerrissen werde. Ihm folgte Billaud-Varennes, der eine ganze Reihe von Anklagen gegen Robespierre persönlich vorbrachte. Als dieser sich auf die Rednerbühne schwang, um sich zu verteidigen, erscholl der Ruf: „Herunter mit dem Tyrannen!“ In der That ließ die Versammlung und, von ihr mit fortgerissen, auch der Präsident Collot d'Herbois, Robespierre nicht mehr zu Worte kommen. Seine Stimme wurde durch wilde Zurufe übertäubt: „Das Blut Dantons erstickt Dich!“ schrie ihm Garnier von der Aube zu; „Also Danton wollt Ihr rächen? Feiglinge, warum habt Ihr ihn denn nicht verteidigt?“ war die Entgegnung Robespierres. Ein ohrenzerreißender Tumult erhob sich. Plötzlich aber trat unheimliche Stille ein; ein Deputierter, Louchot, rief das entscheidende Wort in die Versammlung: „Ich verlange den Haftbeschluß gegen Robespierre!“ Vereinzelte Beifallsrufe ertönten, vermehrten und verstärkten sich und wuchsen schließlich zu mächtigem Sturmgebraus an. Robespierre war verloren. Zwar wurden die Verhafteten bald wieder durch Abgesandte des Gemeinderats befreit und fanden Zuflucht im Stadthause, wo sie unter dem Schutze der ihr ergebenen Kommune den Umschwung der öffentlichen Stimmung



Tallien.
(Nach dem Stiche von Dutertre.)

zu ihren Gunsten abwarteten. Hanriot, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, rannte mit geschwungenem Säbel, schnapstrunken, fluchend und schimpfend durch die Straßen, um für Robespierre Meinung zu machen, und der ganze Jakobinerklub war ebenso wie der Pariser Gemeinderat auf Seite Robespierres. Der Nationalkonvent beschloß aber angesichts der drohenden Lage, die Triumvirn nebst Hanriot, Lebas und Augustin Robespierre, sowie deren Anhang in der Kommune in die Acht zu erklären, und es wurden zwölf Kommissäre gewählt, die unter Fackelschein durch alle Straßen zogen und diesen Beschluß verkündeten. Zugleich wurde Barras zum Anführer des zu bildenden Konventsheeres ernannt. Ein fürchterlicher Gewitterregen sprengte die Menschenmasse, die sich um die auf dem Grèveplatze aufgestellten Truppen Hanriots angesammelt hatte, auseinander, und die Truppen stellten sich, sobald sie vernommen hatten, daß ihr Chef und alle im Stadthause Versammelten geächtet waren, sofort dem Konvent zur Verfügung. Leonhard Bourdon drang mit einer Schar von Grenadieren in das Stadthaus ein und überraschte Robespierre und seine Genossen in einem Saale desselben. Robespierre war eben damit beschäftigt, einen Aufruf an die „Sektion der Piken“ zu unterzeichnen, durch welchen diese Garde der Schreckensmänner zur Sammlung beim Stadthause aufgefordert werden sollte; da traf ihn ein Schuß, und an Stelle seiner Unterschrift, von der die beiden ersten Buchstaben bereits auf dem Papier standen, bedeckte ein großer Blutfleck die betreffende Stelle des Schriftstücks. Ein junger Gendarm, Charles André Méda, der in Begleitung Bourdons in den Saal gedrungen war, hatte aus seiner Pistole den Schuß gegen den Geächteten abgefeuert; Robespierres linke Wange war durchbohrt, die Kinnlade zerschmettert. Die Grenadiere drangen nun ein, um zur Verhaftung der Geächteten zu schreiten, doch fiel nur Saint Just unversehrt in ihre Gewalt; Lebas tötete sich selbst, der jüngere Robespierre stürzte sich zum Fenster hinaus und wurde schwer verwundet aufgehoben, der lahme Couthon brach auf der Treppe, über die er sich zu flüchten suchte, zusammen und zog sich bei dem Sturze eine schwere Kopfwunde zu, und Hanriot wurde einige Stunden später in einem kleinen Nebenhof des Stadthauses aus vielen Wunden blutend aufgefunden und festgenommen. Das Revolutionstribunal übte an den Schreckensmännern rasche Justiz. Die Verhafteten — im ganzen einundzwanzig an der Zahl — wurden ihm schon am 28. Juli vorgeführt und als Geächtete ohne weiteres Verfahren noch an demselben Tage der Guillotine überliefert. Neben den Triumvirn, Hanriot und dem jüngeren Robespierre waren auch der Maire Lescot-Fleuriot und der Schuster Simon (Pflegevater des jungen Ludwig) unter den an diesem Tage Hingerichteten. Am nächsten Tage folgten noch siebzig und am 30. Juli zwölf weitere Mitglieder der Verschwörung der Kommune den Schreckensmännern aufs Schaffot. Der Konvent beschloß jetzt die Neubildung des Revolutionsgerichts und stellte dessen Sitzungen einstweilen ein. Damit hatte die Schreckensherrschaft ihr Ende erreicht; die Gefängnisse entleerten sich wieder, einzelne Aufstände des Volkes aus Anlaß der Teuerung und der Entwertung der Assignaten wurden unterdrückt, eine royalistische Erhebung am 5. Oktober 1795 durch Barras und dessen Gehilfen, dem inzwischen zum General vorgerückten Napoleon Bonaparte, niedergeworfen und eine neue Verfassung gegeben, durch welche die ausübende Gewalt einem Direktorium von fünf Personen, die gesetzgebende einem Senate von 250 und einem Rate von 500 Mitgliedern übertragen wurde. Die beiden letztgenannten Körperschaften wurden zunächst zu zwei Dritteilen aus der Zahl der Konventsmitglieder gewählt. Der Konvent löste sich auf und die Direktorialregierung begann ihre Thätigkeit (1795—1799).



Das neunzehnte Jahrhundert.

Wir haben die Staatengebilde, die im Mittelalter durch Eroberung entstanden waren, in den ersten vier Jahrhunderten der Neuzeit in mannigfaltiger Weise sich um- und neugestalten sehen. Dabei waren nur in einzelnen Fällen nationale Einflüsse zu bemerken, größtenteils aber hingen diese Neubildungen mit den aus dem Mittelalter übernommenen Lehens- und Erbrechten der Fürstenhäuser zusammen. Die Staaten wurden als das Privateigentum der Fürsten behandelt und demgemäß nach Belieben derselben geteilt oder vererbt oder endlich als Heiratsgut erworben. Die Völker als solche waren in dieser Beziehung völlig rechtlos; jede Selbstbestimmung in Bezug auf ihre Staatsangehörigkeit und auf die Ausgestaltung der staatlichen Verhältnisse war ihnen verwehrt, auch blieb ihnen die Mitwirkung an der Gesetzgebung, der Beratung und Ordnung der staatlichen Angelegenheiten größtenteils versagt. Nur in England entwickelte sich schon frühzeitig die Beteiligung der verschiedenen Stände an den Staatsgeschäften durch das Parlament, und in Frankreich wurde ein Anlauf zu einer ähnlichen Einrichtung genommen, diese aber vom absoluten Königtum wieder gewaltsam unterdrückt. Mit Ausnahme dieser Staaten und der wenigen Republiken, in denen auch nur der bevorzugte Teil der Bevölkerung, die Aristokratie des Adels oder des Geldes, in politischer Richtung zur Geltung kamen, war im Staatenleben jener Zeit von Volksrechten keine Rede.

Durch die französische Revolution ist in dieser Beziehung gründlicher Wandel eingetreten. Der Sturz des absoluten Königtums wirkte erschütternd auf die Throne wie auf die Völker; die furchtbaren Ausschreitungen der Führer der Revolution und der von ihnen aufgehetzten Massen riefen zwar, nachdem der Sturm sich gelegt hatte, vielfach die Meinung hervor, daß das Heil nur von der vollen Umkehr zum Alten zu erwarten sei, aber mit dem absoluten Regiment war es im großen Ganzen doch vorbei, und es eröffnete sich den Völkern nach zwei Richtungen der Weg zur Geltendmachung ihrer natürlichen politischen Rechte. Auf dem Wege der Verfassung wurde ihnen zunächst die Mitwirkung an den Staatsgeschäften und der Gesetzgebung durch Volksvertreter ermöglicht, sie wurden gewisser-

maßen durch das Verfassungswesen politisch mündig gemacht und das Volksbewußtsein in ihnen geweckt, das sich als „Nationalgeist“ bald mächtig genug zeigte, um ein wirksames Gegengewicht gegen das willkürliche Schalten der Fürstenmacht zu bilden. Damit war dann auch der zweite Weg zur politischen Befreiung der Völker geöffnet, indem für die Staatenbildung allgemach das nationale Selbstbestimmungsrecht zu maßgebender Geltung gelangte.

Neben den beiden obersten volksrechtlichen Grundsätzen: der Mitwirkung der Völker an der Gesetzgebung und den Staatsgeschäften einerseits und dem Selbstbestimmungsrechte der Nationen in Bezug auf ihre Staatszugehörigkeit andererseits, ist aber infolge der französischen Revolution noch ein weiterer, hoch bedeutender Grundsatz in der ganzen Kulturwelt zur Geltung gekommen, und das ist derjenige der geistigen Freiheit. Der Gewissenszwang, den die Kirche bis dahin ausübte, die Einschränkungen, denen wissenschaftliche Forschung und Lehre unterworfen waren, der Druck, der auf die freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift ausgeübt wurde — alle diese Verstümmelungen der Geistesfreiheit sind durch die französische Revolution aufgehoben worden, und wenn auch die nachfolgende Reaktion dieselben zu erneuern versucht hat, so sind diese Versuche doch bald wieder vereitelt und schließlich aufgegeben worden. Man darf mit gutem Rechte sagen, daß heutzutage die Aufklärung ein Gemeingut aller Kulturvölker geworden ist, und daß dort, wo sie noch nicht Eingang gefunden hat, nicht der Zwang von oben, sondern freie Wahl oder Unempfänglichkeit das einzige Hindernis ihrer Verbreitung sind. Die ungeheuren Fortschritte, die die Wissenschaft in der kurzen Spanne unseres Jahrhunderts gemacht hat, haben wir in erster Linie der Errungenschaft der Geistesfreiheit zu verdanken, welche durch die französische Revolution — nicht nur durch die politische, sondern auch durch die derselben in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts vorausgegangene geistige Umwälzung — über die ganze Kulturwelt verbreitet worden ist.

Wie wir der gewonnenen Geistesfreiheit die außerordentlichen Fortschritte der Wissenschaft zu verdanken haben, so danken wir dieser wieder die riesigen Fortschritte des Verkehrs, die unser Jahrhundert durch die Einführung der Eisenbahnen und der Telegraphen erzielt hat. Der hemmende Einfluß der Entfernungen ist dadurch aufgehoben, die Meere sind durch die Dampfschiffahrt und die überseeischen Kabel überbrückt worden, und in gleichem Maße mit dem gesteigerten Verkehr hat sich auch das internationale Geistesleben gesteigert und vervielfacht. Durch das Zeitungswesen, das infolge dieser Verkehrsfortschritte zu einer ungeheuren Entwicklung gelangt ist, ist eine geistige Großmacht geschaffen worden, die im Dienste der öffentlichen Meinung geflügelten Schrittes den Ereignissen folgt und die ganze Welt daran geistig teilnehmen läßt. Dadurch ist die Macht aller Autoritäten, die sich auf Unwissenheit und Unkenntnis stützen, endgiltig gebrochen, und die Mächte, die auf solcher Autorität beruhten, haben ihr Uebergewicht für alle Zeit eingebüßt.

Das XIX. Jahrhundert, in welchem sich diese wichtigen Kulturfortschritte neben zahllosen anderen vollzogen haben, muß, wie schon im ersten Abschnitt dieses Werkes (S. 47) hervorgehoben worden ist, als der Anfangspunkt einer neuen Kulturperiode betrachtet werden, deren Ausgang noch garnicht abzusehen ist. Die geschichtlichen Ereignisse, die in diesen Zeitabschnitt fallen, lassen sich sachlich in drei Hauptgruppen zerlegen, von denen die erste, gemeinhin als „Restauration“ bezeichnet, durch die Bemühungen der Mächte zur Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge, die zweite durch den erneuerten Kampf zwischen Fort- und Rückschritt und die dritte durch die Kämpfe verschiedener Völker um ihre nationale Selbständigkeit gekennzeichnet wird. Eine strenge zeitliche Abgrenzung dieser Gruppen ist jedoch nicht durchführbar, weil sie vielfach in einander übergreifen. Wir werden daher die Ereignisse unabhängig von jener Gruppeneinteilung in einzelnen Abschnitten zusammenfassen, die ihrer zeitlichen und sachlichen Zusammengehörigkeit am besten entsprechen.

Die französischen Revolutionskriege.

Wie bereits erwähnt (vergl. S. 648), waren die Preußen des Bündnisses mit Oesterreich bald überdrüssig geworden und hatten sich aus Frankreich über den Rhein zurückgezogen. Schon vorher hatten sich die Oesterreicher von der Hauptarmee getrennt, der außer 42 000 Preußen und 20 000 Oesterreichern, noch 14 000 Mann des französischen Emigrantenheeres und 6000 Hessen angehört hatten, und waren nach Belgien gezogen; die Hessen gingen nach Hause und die Emigranten-Armee wurde in Lüttich aufgelöst. Dumouriez ließ das preußische Heer durch Kellermann verfolgen, schlug die Oesterreicher bei Jemappes (vergl. S. 649) und besetzte Belgien. Eine französische Südarmee nahm Savoyen und Ende Januar 1793 auch Nizza. Jetzt verbanden sich England, Holland und Sardinien mit Oesterreich und Preußen zur „ersten Koalition“, und auch Spanien nahm an diesem ersten Koalitionskriege teil, der sich bis 1797 hinzog. Die französische Nordarmee rückte im Februar in Holland ein, wurde aber bald von dort, und nach der Niederlage bei Neerwinden (vergl. S. 650) auch aus Belgien vertrieben. Die französischen Volksheere schienen völlig unbrauchbar; nachdem aber Carnot die Organisation derselben übernommen hatte, wandte sich das Blatt. Jourdan besiegte die Oesterreicher bei Fleurus und trieb sie aus Belgien, und das ganze linke Rheinufer fiel durch den vereinten Angriff Pichegrus und Hoches auf die Weißenburger Linien in die Gewalt der Revolutionstruppen. Pichegru eroberte in einem Winterfeldzuge Holland, das in eine „Batavische Republik“ umgewandelt wurde. Preußen, das sich von Oesterreich in der Angelegenheit der Teilung Polens hinter das Licht geführt sah, trat von der Koalition zurück und schloß mit der französischen Republik im April 1795 den Frieden zu Basel, durch den das linke Rheinufer den Franzosen überlassen, das nördliche Deutschland als neutral erklärt und — in einer geheimen Zusatzbedingung — preußischerseits in die endgiltige Abtretung der linksrheinischen Lande gegen Entschädigung Preußens durch andere deutsche Gebiete gewilligt wurde. Auch Spanien machte zu Basel Frieden. Die Engländer dagegen setzten den Seekrieg mit Erfolg fort, bei einem Landungsversuche in der Bretagne wurden sie aber (15.—20. Juli 1795) bei Quiberon von Hoche geschlagen. Dieser machte nun auch dem Aufstande in der Vendée ein Ende, der sich seit Anfang 1793 mit einer kurzen Unterbrechung bis zum März 1796 fortgesetzt und auch über die Bretagne erstreckt hatte, wo die „Chouans“ unter Führung von Emigranten mit wenig Erfolg für die Sache des Königtums kämpften.



Erzherzog Karl von Oesterreich.
Nach dem Stich von Jaeger.

Um den Oesterreichern wirksam entgegenzutreten, beschloß das Direktorium auf Carnots Rat einen dreifachen Angriff. Zwei Armeen unter Jourdan und Moreau drangen in Süddeutschland ein, wurden aber vom Erzherzog Karl zurückgedrängt. Das dritte Heer, das unter Bonaparte in Italien einbrach, erfocht dagegen glänzende Siege bei Millesimo gegen die Oesterreicher und bei Mondovi über die Sardinier (April 1796) und zwang den König Victor Amadeus zum Frieden, in welchem er Savoyen und Nizza

an Frankreich abtreten mußte. Die Oesterreicher verfolgend, nahm Bonaparte die ganze Lombardei, zwang den Papst und die Herzöge von Parma und Modena zu Waffenstillstands- und Friedensschlüssen, die ihnen viel Geld und Kunstschätze kosteten, drang dann über die Ostalpen bis weit nach Steiermark vor, knüpfte aber in Leoben angesichts der Gefahr, abgeschnitten zu werden, Friedensunterhandlungen an (April 1797) und wandte sich nun gegen Venedig, das er, ohne auf bedeutenden Widerstand zu stoßen, in Besitz nahm. Oberitalien wurde in eine „Cisalpinische Republik" umgewandelt, Genua zur „Ligurischen Republik" unter französischer Leitung gemacht.

In Frankreich war mit der neuen Verfassung ein Wahlgesetz eingeführt worden, das zwar allen steuerzahlenden Bürgern das Wahlrecht als Urwähler zugestand, jedoch als Wahlmänner nur solche Bürger zuließ, die ein bestimmtes Einkommen nachweisen konnten. Es erhob sich dagegen eine weit verzweigte Verschwörung unter Leitung des Kommunisten Babeuf; dieser Anschlag wurde jedoch durch Verrat vereitelt und die Hauptverschwörer hingerichtet. Schlimmer jedoch als dieser Zwischenfall war für das Direktorium die furchtbare Zerrüttung der Finanzen, die es bei seinem Regierungsantritte vorgefunden hatte und durch die es gezwungen wurde, im September 1797 die öffentliche Schuld auf einmal um zwei Drittel herabzusetzen. Dieser Staatsbankerott war Wasser auf die Mühle der Royalisten, die ziemlich unverhüllt einen gewaltsamen Umsturz der Regierung vorbereiteten. Im Direktorium selbst war ein Zwiespalt eingetreten, der den Sturz Carnots und einen Staatsstreich zu Gunsten der strengeren republikanischen Richtung zur Folge hatte. Bonaparte gewann durch die Ausstoßung Carnots aus dem Direktorium und dessen Verbannung eine bedeutsame Stufe auf dem Wege zur höchsten Gewalt; kein Wunder daher, daß er an dem Staatsstreich in führender Rolle sich beteiligt und den General Augéreau nach Paris geschickt hatte, um dort in seinem Sinne zu wirken. Nachdem auf diese Weise mit einiger Gewaltthätigkeit die Ordnung im Innern wieder hergestellt war, wurde durch den Frieden zu Campo Formio (Oktober 1797) auch das Verhältnis zu Oesterreich geregelt, das seine belgischen Provinzen an Frankreich abtreten mußte, dafür aber Stadt und Gebiet Venedig erhielt. Auch in diesem Friedensvertrage war die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich gegen Entschädigung der daran beteiligten Fürsten durch andere deutsche Gebiete Gegenstand einer geheimen Nebenklausel. In Rastatt wurde vom Dezember 1797 bis zum April 1799 über den Frieden mit dem Deutschen Reiche verhandelt und die Frage der Abtretung des linken Rheinufers zur Grundlage des Friedensvertrages gemacht. Man hatte sich bereits dahin geeinigt, daß die Entschädigung der an



General Napoleon Bonaparte.

Nach einem Stich von K. Lips.

dieser Abtretung beteiligten weltlichen Fürsten auf Kosten der geistlichen, und zwar durch Säkularisierung der Erzstifter geschehen solle; während aber Oesterreich und Preußen noch insgeheim mit Frankreich über diese Frage verhandelten, war eine zweite Koalition zu stande gekommen, deren Bildung namentlich von Rußland herbeigeführt worden war und an der außer diesem noch Oesterreich, England, Portugal, Neapel und die Pforte (Türkei) teilnahmen. Ende 1798 war der „zweite Koalitionskrieg" durch einen Einfall in die mittlerweile (Februar 1798) von den Franzosen errichtete Römische Republik eröffnet, der Einfall von den Franzosen zurückgeschlagen, das Königreich Neapel von ihnen besetzt und im Januar 1799 in die „Parthenopeische Republik"*) verwandelt worden; auch das festländische Gebiet der sardinischen Monarchie wurde von den Revolutionstruppen genommen und 1802 Frankreich einverleibt. Bei diesem Stande der Dinge hatte die Fortsetzung des Rastatter Kongresses keinen Zweck mehr, und die französischen Gesandten nahmen ihre Pässe und traten am 28. April 1799 die Heimreise an. Kaum hatten sie aber die Stadt hinter sich, als sie von österreichischen Husaren (oder gedungenen Mordgesellen, die in die Husaren-Uniform gesteckt worden waren) überfallen wurden; zwei von den Gesandten endeten unter den Streichen der Meuchler, der dritte und der Sekretär der Gesandtschaft konnten nach Rastatt zurückfliehen. Dieses rätselhafte Ereignis, das unter dem Namen des „Rastatter Gesandtenmordes" zum Gegenstand zahlreicher historischer Studien gemacht worden ist, hat bis heute noch nicht seine Aufklärung gefunden; die vom Erzherzog Karl veranstaltete Untersuchung desselben wurde von Wien aus niedergeschlagen und dadurch der Verdacht bestärkt, das sich das Wiener Kabinett durch den Ueberfall in den Besitz von Papieren habe setzen wollen, aus denen man Aufschluß über geheime Verhandlungen Preußens mit dem Direktorium zu erlangen hoffte.

Von allen Gegnern Frankreichs war bis dahin nur die englische Seemacht noch unbesiegt geblieben; der Versuch Hoches, an der irischen Küste zu landen, verunglückte, und die englischen Siege bei Quessant (4. Juni 1795) über die französische und bei Cap St. Vincent (24. Februar 1797) über die spanische Flotte bewiesen, daß den Engländern zur See nicht beizukommen war. Bonaparte faßte daher den Plan, sie von einer anderen Seite anzugreifen, um ihnen durch die Eroberung Aegyptens den kürzeren Seeweg nach Ostindien abzuschneiden und dadurch ihre dortige Herrschaft zu bedrohen. Das Direktorium, das sich bereits vor dem allzu siegreichen General zu fürchten begann, willigte gern in die Ausführung dieses Planes ein. Bonaparte schiffte sich in Toulon ein (1798), nahm Malta, landete bei Alexandrien und brach durch seinen Sieg bei den Pyramiden (21. Juli) und die Einnahme von Kairo die Herrschaft der Mamelukken. Der englische Admiral Nelson vernichtete aber Bonapartes Flotte bei Abukir (1. August) und schnitt dadurch die französische Landarmee vom Mutterlande ab. Bonaparte wandte sich, nachdem Oberägypten von Desaix erobert worden war, nach Syrien, wo er aber teils durch die tapfere Verteidigung St. Jean d'Acres (des alten Akka oder Akkon) durch die Engländer, teils durch den Ausbruch der Pest am weiteren Vordringen verhindert wurde. Ein im Sommer 1797 bei Abukir gelandetes Türkenheer wurde zwar vernichtend geschlagen, allein die inzwischen eingetretene Bildung der zweiten Koalition (s. o.) machte Bonapartes Anwesenheit in Europa dringend erforderlich. Er überließ daher die Führung des ägyptischen Heeres dem General Kleber, nach dessen Ermordung durch einen Mohammedaner (1800) Menou den Befehl übernahm. Dieser wurde nach einer am 21. Mai 1801 bei Alexandrien erlittenen Niederlage zur Kapitulation gezwungen und mußte Aegypten räumen.

Der zweite Koalitionskrieg (1799—1801) verbreitete sich über einen ausgedehnten Kriegsschauplatz. Am Rhein mußte Jourdan abermals vor dem Erzherzog Karl zurückweichen (März 1799), und auch in der Schweiz wurde ein französisches Heer

*) „Parthenope" war der Name der altgriechischen Niederlassung, aus der sich das heutige Neapel entwickelt hat.

unter Massena von dem österreichischen Erzherzog bei Zürich geschlagen (Juni 1799). In Italien erschien Suworow mit einem russischen Heere, das sich mit den Oesterreichern unter Melas vereinigte, bei Cassano über Moreau siegte und so die Cisalpinische Republik in seine Gewalt bekam. Vergeblich eilte Macdonald aus Neapel herbei, um Moreau Hilfe zu bringen; er erlitt durch Suworow an der Trebbia (17.—19. Juni) eine schwere Niederlage, und nun ging auch Neapel für die Republik verloren. Dort hatte sich der Kardinal Ruffo an die Spitze calabresischer Bauern und Lazzaroni*) gesetzt, die Stadt Neapel nach zehntägigem Kampfe eingenommen und die Parthenopeische Republik gestürzt. Gegen die Anhänger derselben wurde nun eine grausame Verfolgung und Züchtigung eingeleitet; über Viertausend starben durch Henkershand und im Kerker, obgleich der Wiederherstellung der Monarchie und dem Einzuge der Truppen Ferdinands IV. (vergl. Stammtafel auf S. 574) das Versprechen einer Amnestie vorhergegangen war. Die englische Flotte unter Nelson sperrte während der Greuel, welche die Reaktion dort verübte, den Hafen von Neapel ab und lieferte die Flüchtlinge, die in ihre Hände fielen, an ihre Verfolger aus.

Das Direktorium schickte ein neues Heer unter Joubert nach Italien, das aber bei Novi (15. August 1799) von den vereinigten Russen und Oesterreichern geschlagen wurde. Suworow überließ hierauf den Oesterreichern die Behauptung Italiens und ging über den Gotthard nach der Schweiz, wo bereits ein zweites russisches Heer unter Korsakow eingerückt, aber schon vor Suworows Ankunft bei Zürich von Massena geschlagen worden war. Die Russen traten nun den äußerst mühseligen Rückzug aus der Schweiz an, während dessen sie schwere Kämpfe zu bestehen hatten, und wurden bald darauf gänzlich vom Kriegsschauplatze zurückgezogen. Im Mai 1799 hatte eine russisch-türkische Flotte den Franzosen die Jonischen Inseln entrissen und dort ein republikanisches Staatswesen unter türkischem Schutze und russischer Garantie (!) gebildet, das bis 1807 von den Russen besetzt blieb. Ein englisch-russisches Heer, das im Oktober 1799 in Holland eingefallen war, mußte sich bei Alkmaar den Franzosen ergeben, erhielt aber freien Abzug.

Dieses war die äußere Lage, durch die Bonaparte zu dem Entschlusse gekommen war, nach Frankreich zurückzukehren. Aber auch im Innern waren die Zustände unter der Direktorial-Regierung unhaltbar geworden. Die ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze wirkten auf die Wahlen in jeder Richtung zu Ungunsten des Direktoriums ein, das einerseits die Royalisten, andererseits aber auch die radikalen und gemäßigten Republikaner gegen sich hatte und in seiner Schwäche völlig verlassen dastand. In seinen eigenen Kreis hatte es einen gefährlichen Gegner in der Person des ehemaligen Kanonikus und General-Vikars Siéyès aufgenommen, der seiner Zeit ein treuer Anhänger Robespierres gewesen, dem Direktorialsystem von vornherein abgeneigt war und sich ein eigenes republikanisches Verfassungsideal gebildet hatte, durch dessen Verwirklichung er Frankreich glücklich zu machen gedachte. Mit diesem Manne nun setzte sich Bonaparte in Verbindung, und es gelang ihm, ihn davon zu überzeugen, daß zunächst ein starker Kopf und ein starker Arm das Allernötigste zur Rettung Frankreichs aus seiner schwierigen Lage sei. Die anderen Mitglieder des Direktoriums wurden zur Abdankung bewogen und hierauf der Staatsstreich vom 9. November 1799 ausgeführt, durch welchen an Stelle der Direktorial- eine Konsularregierung eingesetzt wurde, an deren Spitze Napoleon Bonaparte als Regent unter dem Titel eines ersten Konsuls mit zehnjähriger Amtsdauer gestellt wurde. Die zwei ihm beigegebenen Mitkonsuln hatten nur beratende Stimme. Das französische Volk nahm die Verfassung, durch welche diese neue Ordnung der Dinge festgesetzt wurde, mit drei Millionen

*) „Lazzaroni“ nennt man die unterste Volksklasse von Neapel; der Name bezieht sich auf den armen Aussätzigen Lazarus der Bibel. Die gewöhnlich als sehr harmlos dargestellten Lazzaroni thaten sich in diesem Kampfe gegen den gebildeten Mittelstand und den Adel, die den Anhang der neuen republikanischen Staatsordnung bildeten, durch teuflische Wildheit hervor, und wurden auch später von den Bourbonen und deren geistlichem Anhange, so namentlich 1820 und 1849, bei den Verfolgungen der Liberalen benutzt.

Stammtafel des Hauses Bonaparte.

Carlo Bonaparte, * 1746 † 1785. Gemahlin: Lätitia Ramolini, * 1750 † 1836.

1. **Joseph**, * 1768 † 1844, 1806—1808 König von Neapel, 1808—1813 König von Spanien. Gem.: Julie Marie geb. Clary, Tochter des Seidenhändlers Clary in Marseille, Schwester der Gemahlin Bernadotte's. (Siehe Stammtafel des Hauses Bernadotte.)

2. **Napoleon I.**, * 1769 † 1821. 1. Gemahlin: Josephine Beauharnais, 2. Gemahlin: Marie Louise v. Oesterreich.
   - Napoleon II. König von Rom, Herzog von Reichstadt, * 1811 † 1832.
   - Aus der ersten Ehe der Josephine Beauharnais:
     - 1. Eugen Beauharnais * 1781 † 1824. 1805-1814 Vicekönig v. Italien, 1817 Landgraf v. Leuchtenberg und Fürst von Eichstädt. Gem.: Amalie von Bayern.
       - 1. August, * 1810 † 1835, Herzog von Leuchtenberg. Gem.: Maria da Gloria von Portugal.
       - 2. Josephine. Gem. K. Oscars I. von Schweden.
         - **Oscar II.** König v. Schweden. * 1829.
       - 3. Amalie. Gem.: K. Pedro I. von Brasilien.
       - 4. Maximilian Herzog von Leuchtenberg. Gem.: Maria Großfürstin von Rußland.
         - Nicolaus Fürst von Leuchtenberg.
     - 2. Hortense (Königin v. Holland).

3. Lucian, * 1775 † 1840.

4. **Ludwig**, * 1778 † 1846. 1806—1810 König von Holland. Gem.: Hortense Beauharnais
   - 1. Napoleon Louis Charles * 1802 † 1807.
   - 2. Napoleon Ludwig, * 1804 † 1831. (Kronprinz v. Holland und Großherzog v. Cleve u. Berg.
   - 3. **Napoleon III.**, * 1808 † 1873. Gem.: Eugenie von Montijo.
     - Napoleon, * 1856 † 1879.

5. **Jérôme**, * 1784 † 1860. 1807—1813 König von Westfalen. Gem.: Katharina von Württemberg.
   - Napoleon (genannt Plonplon), * 1822 † 1891. Gem.: Clotilde von Italien.
     - Victor Jérôme Fr., * 1862, Prätendent.

NB. Die **fettgedruckten** Namen sind diejenigen der regierenden Häupter.

zu dem endgiltigen Friedensschlusse von Amiens führte. Der kirchliche Friede mit Rom kam — gleichfalls zum großen Teil durch Talleyrands Geschick — mittels des Konkordates vom 15. Juli 1801 zu stande, durch das die Kirchengesetze der Revolution wieder abgeschafft und in Frankreich die neun Erzbischöfe und 41 Bischöfe aufs neue eingesetzt wurden, die es vor der Umwälzung besessen hatte.

War schon infolge der Verfassung von 1799 von der republikanischen Staatsform Frankreichs nur noch der Titel geblieben und an Stelle derselben thatsächlich die Militärmonarchie eingeführt worden, so sollten jetzt die letzten Schritte geschehen, um der Republik ein Ende zu machen und die höchste Staatsgewalt in die Hände Bonapartes zu legen. Im August 1802 wurde auf Grund einer Volksabstimmung der erste Konsul mit $3^1/_2$ Millionen Stimmen auf Lebenszeit in seiner Würde bestätigt und ihm zugleich alle politische Gewalt, sowie sonstige Hoheitsrechte verliehen, die nur regierenden Fürsten zukommen, und am 18. Mai 1804 erklärte der Senat den Sohn des corsischen Advokaten*) zum erblichen Kaiser der Franzosen, als welcher er vom Volke durch Listen mit Namensunterschriften bestätigt wurde. Als äußere Veranlassung hierzu wurde eine Verschwörung gegen das Leben des ersten Konsuls angeführt, an der u. A. der General Pichegru und der Führer der Chouans, Georg Cadoudal, beteiligt waren. Die Verschworenen hatten sich verkleidet nach Paris begeben, waren jedoch dort erkannt und festgenommen worden. Pichegru hatte sich im Gefängnis getötet, Cadoudal dagegen den Tod durch das Fallbeil erlitten. Auch der General Moreau**), der Bonaparte bei dem Staatsstreich vom 9. November noch unterstützt hatte und dafür (1800) mit dem Oberbefehl über die Rheinarmee betraut worden war, die er zum Siege bei Hohenlinden und bis auf drei Tagemärsche an Wien herangeführt hatte, war nach dem Frieden von Lunéville von Bonaparte abgefallen und in eine Untersuchung wegen Hochverrates verwickelt worden, die mit seiner Verbannung abschloß. Der Herzog von Enghien, ein Enkel des Prinzen von Condé, der zu Worms eines der Emigrantenkorps organisiert hatte (vergl. S. 647), war von Bonaparte verdächtigt worden, daß er mit englischen Agenten in Verbindung stehe, die in Süddeutschland für eine gegen den ersten Konsul gerichtete Verschwörung arbeiteten. Bonaparte hatte den Herzog infolgedessen in Ettenheim im Badischen, wo er sich zur Zeit aufhielt, durch den General Ordener ausheben und nach Straßburg entführen lassen. Er war von dort nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt und (obwohl er den Verdacht, an der Verschwörung Cadoudals beteiligt gewesen zu sein, völlig entkräftet hatte) zum Tode verurteilt und erschossen worden. Aus allen diesen Vorgängen glaubte man mit Recht die Notwendigkeit herleiten zu können, Bonapartes Stellung und Person gegen verschwörerische und meuchlerische Angriffe, und Frankreich gegen die politischen Folgewirkungen solcher Angriffe dadurch sicher zu stellen, daß man an Stelle der Lebenslänglichkeit die Erblichkeit seiner amtlichen Würde setzte.

Um seine Erhebung zum Kaiser auch äußerlich zu geziemender Bedeutung zu erheben, ließ sich Napoleon den Papst Pius VII. nach Paris kommen, um sich von ihm nach altem Kaiser-Brauche salben zu lassen.

*) Der Vater Napoleon Bonapartes, Carlo Bonaparte, gehörte einem patricischen Geschlechte an, das seit 1569 in Ajaccio niedergelassen war. Er hatte zu Pisa die Rechte studiert und seinen Beruf auch praktisch ausgeübt, daneben aber auch in den Unabhängigkeitskämpfen, welche die Corsen unter der Führung Paolis gegen Frankreich geführt hatten, eine hervorragende Rolle gespielt. Nachdem Paoli Corsica verlassen, hatte sich Carlo Bonaparte auf Seite Frankreichs gewandt, war 1773 zum königlichen Rat der Stadt und Provinz Ajaccio ernannt worden und hatte für seine beiden ältesten Söhne Joseph und Napoleon Freistellen, für ersteren am Seminar zu Autun, für letzteren an der Militärschule zu Brienne erhalten. Auch seine Tochter Elisa erhielt einen Freiplatz im königlichen Erziehungsinstitute St. Cyr. Die Bonaparte standen also in guten Beziehungen zu den Bourbons, und dieses Verhältnis erhielt sich auch bis zum Tode Carlos, der noch vor dem Ausbruche der Revolution 1785 in Montpellier starb. Ueber die weiteren Familienverhältnisse giebt die Stammtafel auf S. 661 Aufschluß.

**) Moreau begab sich zunächst nach Nordamerika, wurde 1813 von Alexander von Rußland in dessen Hauptquartier berufen und nahm noch an der Schlacht bei Dresden (26. und 27. August) teil, wo ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerschmetterte. Er starb infolge der Verwundung am 2 September 1813.

Pius VII. war der Nachfolger des sechsten Papstes seines Namens, der, nachdem er 1796 den Waffenstillstand von Bologna und 1799 den Frieden von Tolentino mit großen Opfern von der französischen Republik erkauft hatte, 1798 die Umwandlung des Kirchenstaates in eine römische Republik und seine eigene Gefangennahme hatte erleben müssen. Nachdem Pius VI. am 29. August 1799 in der Citadelle Valence als Gefangener Frankreichs gestorben war, hatte die Wahl seines Nachfolgers unter österreichischem Schutze am 14. März 1800 in Venedig stattgefunden, und am 3. Juli desselben Jahres war Pius VII. unter dem Schutze österreichischer, englischer und türkischer Waffen in das bis dahin von den Franzosen besetzte Rom eingeführt worden. Schon im Frieden von Lunéville war ihm der größere Teil des Kirchenstaates wieder zurückgegeben worden, und durch das mit Frankreich abgeschlossene Konkordat hatte er auch den kirchlichen Frieden mit diesem Lande wieder hergestellt. Nichts destoweniger handelte er ausschließlich unter dem Druck der Verhältnisse, als er die Einladung zum Krönungsfeste annahm, und die Freundschaft zwischen diesem Papste und diesem Kaiser hat auch nicht lange gewährt. Am 2. Dezember 1804 fand in der Kirche Notre-Dame zu Paris die Krönung und Salbung des Kaisers und seiner Gemahlin*) statt. Das war der äußerliche Abschluß des Entwicklungsganges, den die französische Revolution mit Naturnotwendigkeit nehmen mußte: dem gewaltsamen Umsturze folgte die gewaltsame Wiederherstellung der Ordnung. Frankreich war wieder eine Monarchie geworden, aber es hatte den veralteten Staatsmechanismus durch einen modernen Staatsorganismus ersetzt, eine neue auf die bürgerliche Gleichheit gegründete Gesellschaftsordnung hergestellt und, wenn auch nicht der politischen, so doch der Geistesfreiheit einen weiten Spielraum geschaffen.



Papst Pius VII.
Nach der Lithographie von Delpech.

Napoleon I.

Die Herrschergewalt Napoleons hatte schon, bevor er sich noch die Krone aufs Haupt gesetzt, über die Grenzen Frankreichs hinaus gegriffen. Die Cisalpinische Republik hatte ihn zu ihrem Präsidenten ernannt, und der Schweiz wurde von ihm die sogenannte „Mediationsakte" aufgenötigt, durch welche die Eidgenossenschaft in neunzehn Kantone eingeteilt, alle Unterthanenverhältnisse sowie Vorrechte einzelner Kantone aufgehoben, und an Stelle eines gesetzgebenden Körpers die „Tagsatzung" geschaffen wurde, die behufs Ordnung der auswärtigen gemeinsamen Angelegenheiten und Schlichtung innerer Fragen jährlich abwechselnd in einem der Vororte Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern zusammentreten und von einem „Landammann der Schweiz" geleitet werden sollte. Diese Verfassung bedeutete unter allen Umständen gegenüber den früheren Verhältnissen einen wesentlichen Fortschritt; sie stieß aber nicht allein bei den Patriciern, denen

---

*) Bonaparte hatte sich am 9. März 1796 mit Josephine, der Witwe des Generals Beauharnais, vermählt.

durch sie altgewohnte Rechte entgingen, sondern auch bei einem großen Teile des Volkes auf Widerspruch, weil sie dessen Selbständigkeitssinn als eine von außen her kommende Nötigung verletzte. Darum bekümmerte sich aber ein Bonaparte nicht; diesem hervorragendsten und zugleich rücksichtslosesten Vertreter des „aufgeklärten Absolutismus“ genügte es, daß er eine Sache als gut erkannte, um auf ihre Verwirklichung mit ganzer Kraft und unbeugsamem Willen hinzuarbeiten. Was endlich das Deutsche Reich anbelangt, so hatte Bonaparte durch die Art und Weise, wie er die Angelegenheit der Abtretung des linken Rheinufers auszunutzen verstand, seinen Herrschergenius aufs allerdeutlichste bekundet. Wie schon erwähnt, sollten die Fürsten, die durch diese Abtretung Gebietsverluste erlitten, anderweitig durch deutsche Gebietsteile entschädigt werden. Diese Entschädigungsfrage war nun im Lunéviller Frieden nach einem von Frankreich im Einverständnis mit Rußland ausgearbeiteten Plane geordnet worden, durch welchen Bayern, Württemberg und Baden besonders begünstigt, dagegen das Machtbereich des Deutschen Reiches durch die Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit des größten Teiles der Reichsstädte in einschneidender Weise geschädigt wurde. Alle Lehensbeziehungen der Fürsten zum Reiche waren durch diese Verteilung, die das unmittelbare Besitz- und Hoheitsrecht der Fürsten in ihren Gebieten feststellte, vollständig aufgehoben, und da es kein Reichsgebiet mehr gab, so gab es auch thatsächlich kein Reich mehr. Die Begünstigung der drei vorgenannten süddeutschen Staaten ließ übrigens bereits deutlich die Absicht Bonapartes erkennen, die Deutschen unter sich zu spalten und dadurch machtlos zu machen. Durch die spätere Begründung des Rheinbundes hat er dann diese Absicht verwirklicht.



Napoleon mit der eisernen Krone.

Nach einem Stich von Longh. aus dem Jahr 1812.
(Aus Oncken „Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege“.)

Nach seiner Thronerhebung als Kaiser der Franzosen ging Napoleon sofort daran, seine Präsidentenschaft in der Cisalpinischen Republik in einer seiner neuen Stellung entsprechenden Weise umzugestalten. Er nahm den Titel eines Königs von Italien an, und erklärte bei dieser Gelegenheit in dem französischen Senate (18. März 1805) den hierzu befohlenen italienischen Abgeordneten wörtlich: „Der Anschluß des Gebietes der italienischen Republik an das französische Reich wäre dem Aufschwung unseres Ackerbaues nützlich gewesen, und doch haben Wir, nach der zweiten Eroberung, zu Lyon ihre Unabhängigkeit bestätigt. Heute thun Wir mehr, Wir rufen den Grundsatz der Trennung der Kronen von Frankreich und Italien aus und wählen als Zeitpunkt für diese Trennung den Augenblick, da sie möglich und gefahrlos ist für Unsere italienischen Völker. Wir haben angenommen und setzten Uns aufs Haupt jene eiserne Krone der alten Lombarden, um sie neu zu stählen und zu stärken, damit sie nicht zerbrochen wird in den Stürmen, die ihr drohen, so lange das Mittelmeer nicht in seinen gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt ist. Aber Wir zögern nicht zu erklären, daß Wir diese Krone einem Unserer rechtmäßigen (sei es geborenen oder

angenommenen) Sohne an dem Tage übergeben werden, an dem Wir für die von Uns gewährleistete Unabhängigkeit der anderen Mittelmeerstaaten nichts mehr zu fürchten haben. Vergebens wird der Geist des Bösen Vorwände suchen, um das Festland wieder in Krieg zu stürzen. Was mit Unserm Reich durch die verfassungsmäßigen Gesetze des Staates vereinigt ist, wird mit ihm vereinigt bleiben. Keine neue Provinz wird ihm einverleibt werden. Aber die Gesetze der Batavischen Republik, die Mediationsakte der neunzehn Schweizer Kantone und dieses erste Statut des Königreichs Italien werden unwandelbar unter dem Schutze Unserer Krone stehen, und nie werden Wir leiden, daß ihnen zu nahe getreten werde." —

Zwei Monate später (am 26. Mai) setzte sich Napoleon im Dome zu Mailand die eiserne Krone auf. Er hatte aber Italien noch nicht verlassen, als er die zu Paris abgegebene feierliche Zusicherung, daß keine neue Provinz dem französischen Reiche einverleibt werden solle, auch schon brach. Er ließ in der Ligurischen Republik eine Volksabstimmung über deren Anschluß an Frankreich vornehmen und verwandelte die Republik Lucca in ein französisches Lehensherzogtum, das er seiner Schwester Elisa und deren Gatten, dem Prinzen Baciocchi verlieh. Das Fürstentum Piombino gab er als Ausstattung seiner Schwester Pauline, und sein Stiefsohn Eugen Beauharnais wurde nicht zum König, sondern nur zum „Vicekönig" von Italien ernannt, der beste Beweis, wie wenig ernst es dem Corsen mit der so feierlich erklärten „Trennung" der Kronen Frankreichs und Italiens war!

Zur Herstellung der Kaisermacht im Innern Frankreichs bediente sich Napoleon einerseits des Mittels der Unterdrückung und Vernichtung der Feinde, andererseits der Heranziehung ergebener Freunde durch Zuwendung von Gewinn und Auszeichnungen. Er begründete den Orden der Ehrenlegion, schuf einen neuen kaiserlichen Adel, der selbstverständlich mit Vorzug verdienten Generalen verliehen wurde, und öffnete seinen Anhängern mannigfaltige Wege, um sich zu bereichern. Auf der andern Seite bediente er sich der sogenannten „agents provocateurs" (zu Umtrieben und Uebergriffen herausfordernder Werkzeuge der Regierung), um Gelegenheit zu erhalten, seine Feinde kennen zu lernen und zu vernichten. Es gelang ihm auf diesem Wege, eine Anzahl Jakobiner unter die Guillotine und über hundert beharrlicher Republikaner nach der Strafkolonie Cayenne zu bringen. Napoleon war einer der schlimmsten Despoten, die die Geschichte kennt; doch wußte er seinen gewaltthätigen Handlungen und Anordnungen das äußere Gepräge der Gesetzmäßigkeit zu verleihen und sich den Anschein zu geben, als geschehe alles, was er that und verfügte, zum Wohle der Menschheit und im Interesse des Staates. Auch die Auflösung seiner Ehe mit der Kaiserin Josephine (1809) und seine nachfolgende Vermählung mit Maria Luise, der Tochter des Kaisers Franz (1810), wurde als ein schweres persönliches Opfer zum Wohle des Staates dargestellt, während doch Napoleon nichts anderes damit bezweckte, als sich und seine Familie in die Genealogie der alten europäischen Herrscherhäuser einzuschmuggeln und durch Anknüpfung verwandschaftlicher Beziehungen zu einem der ältesten und mächtigsten von diesen seine eigene Stellung zu befestigen. Durch die Verleihung von Kronen an seine unbedeutenden Brüder Joseph, Ludwig und Hieronymus (Jérôme) hat er deutlich bewiesen, daß nicht das Wohl der Völker, sondern nur das Interesse seiner Familie seine Handlungen bestimmt hat. Und auch innerhalb seiner Familie herrschte er als Despot und schob geringschätzig alles bei Seite, was seinen ehrgeizigen Plänen und Bestrebungen hinderlich oder unbequem war; die Heiligkeit der Familienbande erschien ihm nur als ein Vorurteil, das Wichtigste war für ihn die Familienverbindung. Wie er selbst aus „politischen" Gründen sich von seiner ersten Gemahlin lossagte, so zwang er auch seinen jüngsten Bruder Jérôme, dies zu thun, weil ihm dessen Verbindung mit der Kaufmannstochter Elisabeth Patterson nicht standesgemäß erschien, und mit seinem Bruder Lucian stand er zeitlebens auf gespanntem Fuße, weil dieser sich weigerte, sich mit der verwitweten Königin von Etrurien zu vermählen und seine Tochter dem Prinzen von Asturien zur Gemahlin zu geben, wie dies Napoleon wollte. Seinen Bruder Ludwig zwang er, sich mit

seiner Stieftochter Hortense Beauharnais zu vermählen, deren sittlicher Ruf dem durchaus achtungswerten Ludwig nicht makellos genug erschien, um ihm diese Verbindung wünschenswert erscheinen lassen. Mit schlichten Worten, aber darum nicht minder treffend, hat der Erzherzog Karl in seinen „Aphorismen" den Charakter Napoleons gekennzeichnet, indem er schrieb: „Napoleon war alles, nur kein Mensch, daher hat er alle Gefühle, nur nicht jenes der Liebe seiner Mitmenschen in Anspruch genommen und wurde folglich verlassen, wo nur dieses mehr gelten konnte." Er besaß einen großartig veranlagten Geist, in dem der berechnende, ordnende Sinn besonders hervortrat, dem aber wahrhaft große und edle Züge vollständig mangelten. Schon in der Jugend war er verschlossen und von Neid und Haß gegen besser und höher Gestellte erfüllt. Der corsische Patriotismus, der ihn in seinen Jünglingsjahren erfüllt hatte, erlosch, sobald er in Frankreich festen Fuß gefaßt. In Aegypten hatte er verkündet, daß die Franzosen Verehrer Mohammeds und Bekämpfer des Papstes und aller Feinde des Islam seien, und in Paris hatte er es zweckmäßig gefunden, den Papst als Dekorationspflanze bei seiner Krönung zu verwenden und das katholische Staatskirchentum, das sich in Frankreich beinahe ausgelebt hatte, dort wieder einzuführen. Patriotismus, Religion und Familie waren eben nur Spekulationsobjekte für diesen Mann, der nicht nur seine Handlungen, sondern auch — wie wir gesehen haben — seine Versprechungen dem Bedürfnisse des Augenblickes anzupassen pflegte, ohne andere Bedenken als diejenigen, die ihm das eigene Interesse einflößte.

In Europa war alles, Fürsten und Völker, von dem Glanze des neuen Sternes geblendet, der da, überraschend wie ein Komet, am Horizonte emporgestiegen war. Namentlich in Deutschland, das von Napoleon am allerschwersten mißhandelt und gedemütigt worden ist, entwickelte sich ein förmlicher Napoleonkultus, der noch lange nach dem Sturze des Corsen vorgehalten hat. Nur England verhielt sich von vorneherein gegen Bonaparte kalt und feindlich; der Friede von Amiens, der schon an sich nur ein Scheinfrieden war, wurde bereits im nächstfolgenden Jahre gebrochen, und von da an blieben England und Frankreich Feinde bis zum Sturze Napoleons. England hatte sich in diesem Frieden verpflichtet, Malta*) an den Johanniterorden zurückgeben. Nachträglich hatte sich aber England geweigert, dieser Bestimmung des Friedensvertrages nachzukommen und überdies die Entfernung der französischen Truppen aus Holland und der Schweiz verlangt. Bonaparte hatte diese Forderungen mit der Besetzung Hannovers beantwortet, womit er zugleich das Deutsche Reich angriff (Juni 1803). Gleichzeitig hatte er eine Landung in England vorbereitet, zu welchem Zwecke ein großes Lager in Boulogne angelegt worden war. Diese Vorgänge bewirkten die Bildung einer „dritten Koalition" gegen Frankreich, an der England, Rußland, Oesterreich und Schweden teilnahmen, wogegen Spanien sich mit Frankreich verbündete. Das Lager von Boulogne wurde jetzt schleunigst aufgehoben und die Truppen an den Rhein geschickt. Davoût, Soult, Lannes und Ney rückten vom Westen, Bernadotte von Hannover her durch preußisches Gebiet gegen die obere Donau vor, an der Napoleon ein Heer von 200000 Mann sammelte. Der Liebesdienst, den Bonaparte am „Reichs-Deputationshauptschluß"**) zu Regensburg Bayern, Württemberg und Baden erwiesen hatte, trug jetzt seine Früchte: diese drei deutschen Staaten und neben ihnen noch Hessen und Nassau stellten Truppen zur Verstärkung der Napoleonischen Streitmacht, so daß, als der österreichische General Mack mit 25000 Mann gegen die Franzosen heranrückte, um sie zu „überraschen", fünf französische Heere bereit standen, um ihn zu empfangen. Mack wurde bei Ulm eingeschlossen und mußte sich mit seinem ganzen Heere ergeben (17. Oktober 1805). Napoleon zog hierauf gegen Wien, das von

---

*) Malta war von Bonaparte anläßlich seines Zuges nach Aegypten durch Verrat genommen worden; im Jahre 1800 hatten aber die Engländer die dort zurückgelassene französische Garnison aufgehoben und die Insel für sich selbst behalten.

**) Dieses ist die Benennung, unter der die Beschlüsse der Reichsfriedensdeputation zusammengefaßt werden, durch welche nach Maßgabe des Friedens von Lunéville die Entschädigungsansprüche der deutschen Fürsten anläßlich der Abtretung des linken Rheinufers beglichen wurden.

seinem Schwager Murat (dem Gemahl seiner jüngsten Schwester Annunciata) ohne Widerstand eingenommen wurde, worauf Napoleon im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn nächst Wien sein Hauptquartier aufschlug. Erzherzog Karl, der in Italien mit Erfolg gegen Massena gekämpft, diesen bei Caldiero (30. Oktober) geschlagen und zurückgedrängt hatte, mußte jetzt nach dem deutschen Kriegsschauplatze eilen, auf welchem inzwischen zwei russische Heere unter Kutusow und dem Kaiser Alexander eingetroffen waren. Bevor aber der Erzherzog den bei Austerlitz in Mähren vereinigten Russen und Oesterreichern mit seiner Armee sich anschließen konnte, trat Napoleon den Verbündeten dort entgegen und erfocht in der sogenannten „Drei=Kaiserschlacht" einen großen Sieg über sie (2. Dezember 1805).

Kaiser Franz drängte jetzt Napoleon förmlich den Frieden auf; Alexander ging mit seinen Russen nach Hause und Preußen, dessen König Friedrich Wilhelm III. am 3. November mit dem Zaren am Sarge Friedrichs des Großen in Potsdam ein Bündnis abgeschlossen und sich bereit erklärt hatte, der Koalition beizutreten, ging jetzt (15. Dezember) einen Vertrag mit Napoleon ein, durch welchen ihm gegen Abtretung des rechtsrheinischen Teiles von Cleve, Ansbach und Neuchâtel (in der Schweiz) Hannover übergeben wurde. Mit Oesterreich wurde am 26. Dezember der Friede von Preßburg abgeschlossen, in welchem es Venedig an Italien und Tyrol an Bayern abtreten mußte, dafür aber Salzburg erhielt. Bayern und Württemberg wurden zu Königreichen erhoben. Aus seinem Hauptquartier zu Schönbrunn erklärte Napoleon die neapolitanischen Bourbons, weil sie Engländern und Russen die Landung gestattet hatten, für abgesetzt und erhob seinen Bruder Joseph zum König von Neapel. Die Batavische Republik, die seit dem ersten Tage ihres Bestehens nichts als Enttäuschungen und schwere Verluste erlitten hatte, trug jetzt auf Napoleons Geheiß dessen Bruder Ludwig die Herrschaft über ihr Land unter dem Titel eines souveränen Königreiches Holland an, und ebenso erzwungen, wie der Antrag, erfolgte auch die Annahme desselben. Holland mußte hinfort an allen Kriegen Napoleons teilnehmen, und als Ludwig, der Krone satt, am 1. Juli 1810 abdankte, vereinigte Napoleon das Land mit dem französischen Reiche. Ueber Deutschland und seine Fürsten gebot Napoleon jetzt wie ein persischer Großkönig über seine Unterthanenlande und Satrapen. Der Buchhändler Palm, der eine Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" versandt hatte, in welcher die Zustände jener Zeit geschildert und verurteilt wurden, mußte dafür mit dem Tode büßen; er wurde auf Befehl Napoleons in Nürnberg verhaftet, nach Braunau (an der bayrisch=österreichischen Grenze) gebracht und dort am 26. August 1806 kriegsgerichtlich erschossen. Sechzehn südwestdeutsche Staaten bildeten im Juli 1806 unter Napoleons Oberhoheit den Rheinbund; die kleineren Reichsunmittelbaren, die zwischen ihnen hausten, wurden „mediatisiert"*) und der Kaiser legte seine deutsche Krone nieder und machte sich dafür zum Erbkaiser von Oesterreich.

Die traurige Politik, welche Preußen seit dem Baseler Frieden (1795) geführt hatte, indem es sich darauf beschränkte, den großen Ereignissen durch ein ganzes Jahrzehnt unthätig zuzusehen, war durch das Eindringen Bernadottes in sein Gebiet endlich genötigt worden, auch wieder einmal handelnd aufzutreten. Das unter so feierlichen Nebenumständen zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander abgeschlossene Potsdamer Bündnis war die Folge jenes Anstoßes gewesen. Der preußische Minister Graf Haugwitz war infolge der Potsdamer Abmachungen an Napoleon abgesandt worden, um ihm ein Friedensprogramm vorzulegen, das die Forderungen der Verbündeten enthielt. Haugwitz erreichte den Kaiser am 28. November in Brünn, unterließ aber, seinen Auftrag auszurichten, und nachdem er

*) „Mediat", s. v. w. „mittelbar", nannte man im Deutschen Reich jene Herrschaften, die nicht unmittelbar („immediat") unter dem Reiche standen. Schon früher hatten ab und zu mächtige Reichsstände kleinere immediate Gebiete, besonders, wenn solche in ihr Gebiet eingeschlossen waren, „mediatisiert", d. h. ihnen ihre Reichsunmittelbarkeit genommen. In größerem Maßstabe wurde dieses Verfahren durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803, und dann wieder 1806 infolge der Stiftung des Rheinbundes angewendet. Der Wiener Kongreß legte 1815 noch die letzte Hand an das Mediatisierungswerk, das allerdings auch seine gute Seite hatte, indem es der fürchterlichen Kleinstaaterei Deutschlands wenigstens teilweise abhalf.

am 7. Dezember wieder Audienz bei Napoleon erhielt, war die Dreikaiserschlacht bereits geschlagen. Haugwitz brachte es über sich, dem Besieger des russischen Bundesgenossen Preußens seinen Glückwunsch darzubringen, worauf ihm der Corse hohnvoll erwidert haben soll, daß der Ausgang der Schlacht die Adresse dieses Glückwunsches wohl geändert habe. Der preußische Minister wurde erst am 13. Dezember wieder zur Audienz zugelassen, und jetzt schloß er, statt seinem Auftrage nachzukommen, das bereits erwähnte Bündnis, durch dessen Abschluß Preußen in feindlichen Gegensatz zu England (dem ja Hannover gehörte) gestellt wurde und Rußland gegenüber einen förmlichen Vertrags- und Vertrauensbruch beging. Man wagte indes in Berlin nicht, den Vertrag rundweg abzulehnen, und Haugwitz wurde nach Paris geschickt, um dort die Grundlage für weitere Verhandlungen zu suchen. Nun mußte er aber (am 15. Februar) einen noch weit ungünstigeren Vertrag unterzeichnen, der den vollständigen Bruch mit England bedeutete, indem er u. A. die Bedingung enthielt, die preußischen Häfen englischen Schiffen zu verschließen. Als hierauf die Engländer den Spieß umkehrten und die preußischen Häfen und Flußmündungen blockierten, war Preußen genötigt, England den Krieg zu erklären.



Bernadotte.

Nach einer Zeichnung von Darnstedt in Kupfer gestochen von Schmidt 1798.

England hatte im Kriege von 1805 die Ueberlegenheit seiner Flotte wieder glänzend bewährt und in der Seeschlacht bei Trafalgar (21. Oktober 1805) die französisch-spanische Flotte vernichtet, allerdings aber dabei seinen ausgezeichneten Admiral Nelson verloren. Da Napoleon wohl einsah, daß England durch seine Flotte mehr als hinreichend geschützt sei, um für seine Heere erreichbar zu sein, faßte er den Plan, ihm das europäische Festland, so weit er es mittelbar oder unmittelbar in seiner Gewalt hatte, förmlich abzusperren, um ihm so alle Handelsverbindungen mit demselben zu entziehen. Der mit Preußen geschlossene Vertrag war von dieser Absicht diktiert. War die Kriegspartei in Berlin schon durch die schlimme Lage, in die Preußen durch die Nötigung zu diesem Vertrage gebracht worden war, aufs äußerste erbittert, so mußte diese Erbitterung sich noch steigern, als Napoleon bald danach in Friedensunterhandlungen mit England und Rußland eintrat und dem ersteren die Rückgabe des von Preußen so teuer erkauften Kurfürstentums Hannover, dem letzteren das preußische Polen als Preis des Friedens anbot. Die Kriegspartei gewann jetzt die Oberhand. Preußen verbündete sich mit Sachsen und ließ drei Heersäulen gegen den Thüringerwald vorrücken, in der Meinung, daß Napoleon nicht wagen werde, hier den Kampf anzunehmen. Dieser war aber mit seinen Entschließungen und deren Ausführung rascher als die Preußen. Er sammelte französische und Rheinbundstruppen am Main, umging die Preußen durch das Saalthal, stieß bei Saalfeld (10. Oktober) auf die Vorhut der vom Prinzen Hohenlohe befehligten Kolonne und vernichtete dieselbe, wobei ihr Führer, der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen fiel, und lieferte dann diesem Teile des Heeres bei Jena eine entscheidende Niederlage (14. Oktober). An demselben Tage wurde

die vom 71jährigen Herzog Karl von Braunschweig geführte nördliche Kolonne von Davoût bei Auerstädt überfallen und in wilde Flucht gejagt. Die dritte Kolonne unter dem Prinzen Eugen von Württemberg wurde am 17. Oktober bei Halle von Bernadotte geschlagen, so daß das preußische Bundesheer so gut wie vernichtet war. Die Sachsen fielen nun eiligst von Preußen ab und traten dem Rheinbunde bei; Napoleon aber zog direkt gegen Berlin, wo er am 27. Oktober seinen Einzug hielt. In rascher Folge wurde nun der Rest der preußischen Streitkräfte aufgerieben; Hohenlohe kapitulierte mit 10000 Mann bei Prenzlau, viele Festungen übergaben sich ohne Kampf, nur Kolberg behauptete sich unter Gneisenau und seinem wackeren Stadtverordneten Nettelbeck, Graudenz unter Courbière. Auch Danzig fiel erst nach langer Belagerung, und der brave Blücher hielt bei Ratkau (in der Nähe von Lübeck) so lange der Uebermacht stand, bis er „kein Brot und keine Munition mehr" hatte. Die Königsfamilie floh nach Memel; den Erben des Herzogs Karl von Braunschweig, der bei Auerstädt gefallen war, nahm Napoleon ihr Land, und das gleiche Schicksal widerfuhr dem Kurfürsten von Hessen aus dem einzigen Grunde, weil er sich in diesem Kriege neutral gehalten hatte.



Napoleons I. Einzug in Berlin (1806).
Nach einem Bilde von Wolf gestochen von Jügel.

In einem zweiten Feldzuge gegen die Russen, dessen Schauplatz an der Weichsel lag und an dem Preußen ebenfalls beteiligt war, stellten Lestocq und Scharnhorst in der Schlacht bei Preußisch-Eylau (7. und 8. Februar), in welcher dieser den rechten Flügel der Franzosen unter Davoût zurückschlug, die preußische Waffenehre wieder her, und während des Winters ruhte dort der Kampf; doch wurde er im Frühjahr (1807) wieder aufgenommen, und jetzt fiel Danzig (24. Mai) nach tapferster Verteidigung, und in der Schlacht bei Friedland (14. Juni) besiegte Napoleon die Russen und besetzte darauf Königsberg und das ganze Gebiet bis an den Niemen. Der Zar überließ jetzt Preußen seinem Schicksal und schloß nach einer Zusammenkunft mit Napoleon, die am 25. Juni 1807 nächst Tilsit in einem auf Schiffen erbauten Pavillon inmitten des Niemenflusses stattfand und an der auch Friedrich Wilhelm III. teilnahm, mit Frankreich Frieden, wobei der phantastisch veranlagte Alexander sich zugleich mit dem corsischen Emporkömmling über einen Bund zu gemeinschaftlicher Beherrschung Europas verständigte. Am 9. Juli kam dann auch der Tilsiter Friede zwischen Frankreich und Preußen zu stande, in welchem Friedrich Wilhelm III. „aus Rücksicht auf den Kaiser aller Reußen" — wie Artikel IV. der betreffenden Friedensurkunde ausdrücklich betont — seine deutschen Länder rechts der Elbe zurückgegeben wurden, jedoch bis zur Bezahlung von 140 Millionen Kriegsentschädigung von 150000 Franzosen besetzt bleiben sollten. Preußen durfte nur 42000 Mann stehender Truppen halten; sein Anteil an Polen wurde als „Herzogtum Warschau" an Sachsen übergeben, dessen Kurfürst bereits 1806 König und als Mitglied des Rheinbundes Bundesgenosse Napoleons

geworden war, Danzig wurde Freistadt, Westfalen als Königreich dem Bruder Jérôme des Kaisers übergeben.

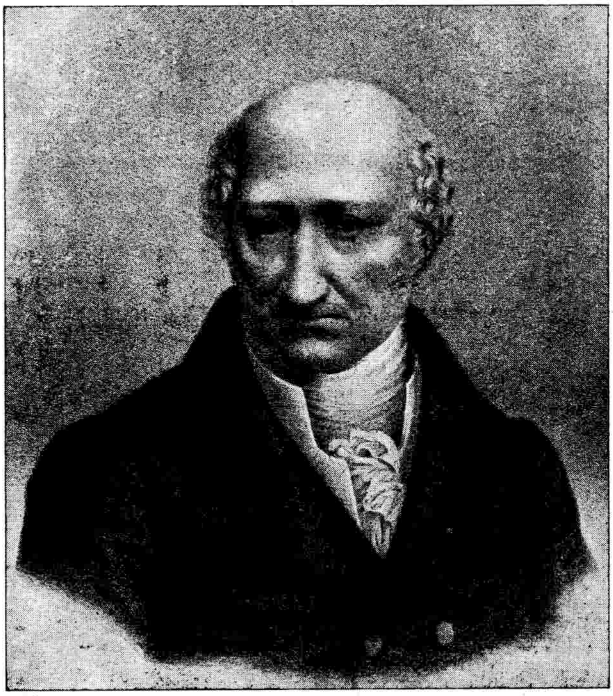
Die „Continentalsperre“ gegen England, der sich infolge des Tilsiter Friedens auch Rußland anschließen mußte, wurde weit empfindlicher für die Küstenstaaten des Festlandes als für England, das durch dieselbe getroffen werden sollte. Kopenhagen wurde von den Engländern beschossen (7. September 1807) und die dänische Flotte weggeführt, Helgoland zu einer englischen Seestation gemacht und Portugal, das sich der Continentalsperre nicht unterziehen wollte, von den Franzosen besetzt (vergl. S. 598). Spanien, wo Godoy (s. ebenda) eine unsinnig leichtfertige Politik getrieben, mit Portugal erst Krieg geführt, dann wieder ein Bündnis gegen Napoleon einzuleiten gesucht und schließlich aufs neue Anschluß an Frankreich genommen hatte, um sich mit diesem in Portugal zu teilen, wurde in gebührender Weise gezüchtigt. Erst ließ Napoleon das ihm verbündete Land unter dem Vorwande, daß seine Truppen zur Bewachung der Küsten behufs Durchführung der Continentalsperre nicht ausreichten, mit 100000 Franzosen besetzen, dann gab er die Krone, nachdem er den König Karl IV. und dessen Sohn, den späteren Ferdinand VII., zur Abdankung gezwungen hatte, seinem Bruder Joseph. Dieser war 1806 nach der Entsetzung der neapolitanischen Bourbons auf deren erledigten Thron verpflanzt worden, der nun an seinen Schwager Murat überging; aber auch auf dem spanischen Throne war seines Bleibens nicht lange. Die Nation erhob sich gegen ihn und organisierte den Volkskrieg, Ferdinand VII. wurde überall im Lande als der rechtmäßige König ausgerufen und die Franzosen vermochten gegenüber den Guerilla-Banden, die von der Geistlichkeit angefeuert, den „kleinen Krieg“ mit ebenso viel Tapferkeit als Grausamkeit führten, nicht aufzukommen. Der französische General Dupont mußte in der Sierra Morena die Waffen strecken, Joseph Madrid räumen, das Heer hinter die Ebrolinie zurückgenommen und die Belagerung von Saragossa aufgegeben werden. Auch in Portugal hatte sich unter englischer Unterstützung das Volk gegen die Franzosen erhoben, und diese mußten, nachdem ihr Befehlshaber Junot im August 1807 von den englischen Generalen Dalrymple und Wellesley (dem späteren Herzog von Wellington) bei Cintra zur Ergebung gezwungen worden war, das Land räumen. Ersterer bewilligte ihnen jedoch als Oberbefehlshaber so günstige Abzugsbedingungen, daß er bald darnach des Oberbefehles enthoben wurde, den nun Wellesley übernahm.

Gegen Schweden, das unter seinem Könige Gustav IV. (1792—1809), dem Sohne des von Ankarström ermordeten Gustav III. (vergl. S. 625), in seiner feindseligen Haltung gegen Frankreich verharrte, mußte dafür durch den Verlust von Stralsund und Rügen büßen. Spanien mußte Napoleon ein Hilfskorps zur Verfügung stellen, das in Schweden landen sollte; doch entwich dasselbe, auf die Kunde von der nationalen Erhebung in der Heimat, von den dänischen Inseln und wurde von einer englischen Transportflotte nach Spanien zurückgebracht, wo es sich unter seinem Führer La Romana am Nationalkriege ruhmvoll beteiligte. Der Krieg gegen Spanien und Portugal zog sich noch bis zum Jahre 1814 hin. Napoleon sandte 150000 Mann dahin und übernahm den Oberbefehl. Er vertrieb die Engländer, worauf er wieder nach Paris zurückkehrte. Der Volkskrieg nahm aber seinen Fortgang, und obwohl im Jahre 1810 französische, italienische, polnische und Rheinbundtruppen in gewaltigen Massen nach der Pyrenäenhalbinsel gesandt wurden, so konnten sie doch nur teilweise und vorübergehende Erfolge erzielen, wie die Eroberung von Andalusien im Jahre 1810. Cadiz, wo die Central-Junta*) ihren Sitz aufgeschlagen hatte, nachdem sie von Sevilla sich hatte zurückziehen müssen, wurde vergeblich belagert; schon 1812 mußten

*) Junta s. v. w. Vereinigung, nennt man in Spanien Versammlungen von Vertretern der Nation, die zur Beratung von besonders wichtigen Staatsangelegenheiten, entweder über Berufung der Regierung oder aus eigener Machtvollkommenheit zusammentreten. Bei Beginn des Nationalkrieges gegen Napoleon war 1808 in Madrid eine oberste Regierungsjunta und in Sevilla eine Centraljunta zur Organisierung des Krieges errichtet worden; in den Provinzen bildeten sich aber noch zahlreiche andere Junten für die Leitung und Durchführung des Krieges im Einzelnen.

die Franzosen den Süden Spaniens und vorübergehend auch Madrid aufgeben, und während des Jahres 1813, in welchem Wellington am 21. Juni einen glänzenden Sieg über Jourdan und den König Joseph erfocht, wurden die Franzosen fast ganz aus Spanien vertrieben. Von da an hatte Napoleon keine Erfolge mehr auf der Halbinsel aufzuweisen; Wellington ging Mitte Februar 1814 zum Angriffe über die französische Grenze vor, besetzte Bordeaux und Toulouse und schloß hier am 18. April mit Soult und Suchet die Konvention von Toulouse, durch welche dem Kriege in Spanien ein Ende gemacht wurde. Die Portugiesen hatten sich auch nach der Kapitulation von Cintra an dem Freiheitskampfe beteiligt und waren mit den Spaniern bis nach Südfrankreich vorgedrungen.

Während des spanisch-portugiesischen Krieges hatte Napoleon (im September und Oktober 1808) zu Erfurt einen Kongreß der deutschen Fürsten veranstaltet, auf welchem ihm vier Könige und vierundzwanzig Fürsten und Prinzen aus deutschen Ländern ihre Huldigungen darbrachten und zugleich die Ehre hatten, seinen Bundesgenossen und Bewunderer, den Zar Alexander, daselbst begrüßen zu dürfen. Oesterreich hatte nur einen General gesandt, der noch obendrein als franzosenfeindlich galt; vielleicht sollte dadurch dem Gefühle Ausdruck gegeben werden, das der Kaiser Franz nach seiner ersten Zusammenkunft mit dem Kaiser der Franzosen in Brünn in die klassischen Worte gefaßt hatte: „Jetzt, nachdem ich ihn (Napoleon) gesehen habe, kann ich ihn schon gar nicht mehr leiden!“ — Von preußischer Seite wurde dagegen Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, nach Erfurt gesandt, und diesem erwies der Corse in seinem frechen Uebermut die Liebenswürdigkeit, sich seine Begleitung zum Besuche des Schlachtfeldes von — Jena zu erbitten. Hauptzweck des Kongresses war für Napoleon, mit dem russischen Freunde und den deutschen Satrapen zu prunken und als Stern erster Größe über ihnen allen zu glänzen; Nebenzweck war der Abschluß eines geheimen Vertrages (vom 12. Oktober) mit Rußland, dessen Gegenstand die Einleitung von Friedens-Verhandlungen mit England auf grund des augenblicklichen Besitzstandes war, und der für Rußland die Gewinnung Finlands, der Moldau und Walachei in Aussicht stellte. Was Finland anbelangt, so wurde es noch in demselben Jahre nach einem blutigen Siege der Russen unter Kamenski bei Orawais und der Einnahme der Festung Sveaborg den Schweden entrissen.



Friedrich Karl Freiherr vom Stein.
Nach einer Lithographie von Heyne.

In Preußen war man infolge des schrecklichen Zusammenbruches von 1806 zur Erkenntnis gekommen, daß die dünkelhafte Zuversicht, in der man sich dort nach der glorreichen Zeit Friedrichs des Großen gewiegt hatte, die eigentliche Ursache dieses Zusammen-

bruches gewesen sei, und man ging nun unter der Leitung des Freiherrn vom Stein an eine Neuordnung des Staates. An Stelle der Kabinettsregierung wurde ein Staatsrat eingesetzt, dem die oberste Verwaltung übertragen wurde; durch die Städteordnung wurde dem Bürgerstande Spielraum für ein selbständiges Gemeindeleben geschaffen und dem Bauernstand durch die Abschaffung der Erbunterthänigkeit und die Befreiung des Grundbesitzes von den härtesten Zwangsbestimmungen wenigstens ein bescheidener Anfang von Staatsbürgerrecht zuerkannt. Das Wirken Steins wurde zunächst dadurch gewaltsam abgekürzt, daß ihn Napoleon wegen eines Schreibens, in welchem er über eine Verbindung mit den Unzufriedenen in Hessen und Westfalen Mitteilungen machte und das von der französischen Militärpolizei abgefangen worden war, in die Acht erklärte. An seine Stelle trat jetzt der geschmeidigere Staatskanzler Hardenberg, der das Werk Steins in dessen Sinne fortsetzte. Gleichzeitig wurde durch Scharnhorst, der bei Eylau zum General-Major befördert worden war, eine Neuordnung des Heeres auf grund der allgemeinen Wehrpflicht ins Werk gesetzt. In den höheren Gesellschaftsklassen begann sich der nationale Geist mächtig zu regen. Ernst Moritz Arndt gab seine Schrift „Geist der Zeit“ heraus, in der er das deutsche Volk mit feurigen Worten zum Kampfe bis zur Vernichtung gegen den Feind Deutschlands aufforderte. Er mußte wiederholt vor den Verfolgungen Napoleons fliehen und ging im August 1812 nach Petersburg, wohin Stein, der ebenfalls dort Zuflucht gefunden hatte, ihn berief, um seine Feder zur Organisation des nationalen Kampfes gegen Napoleon zu benutzen. Noch während in Berlin französische Besatzung lag, hielt der Philosoph Fichte dort seine Reden an die deutsche Nation, und F. L. Jahn eröffnete 1811 den ersten Turnplatz in der Hasenheide zu Berlin. Friedrich Wilhelm III. kehrte erst 1809 von Königsberg nach Berlin zurück und hatte im folgenden Jahre den Schmerz, seine Gattin, die Königin Luise zu verlieren, die ihm namentlich in der schweren Zeit der tiefen Demütigung Preußens eine treue Stütze gewesen war. Durch die Errichtung der Berliner Universität im Todesjahre der edlen Frau wurde hier ein Sammelpunkt für die deutsche Jugend geschaffen, der einen fruchtbaren Nährboden für die beginnende nationale Bewegung bot.



Scharnhorst.
Nach einem zeitgenössischen Stich.



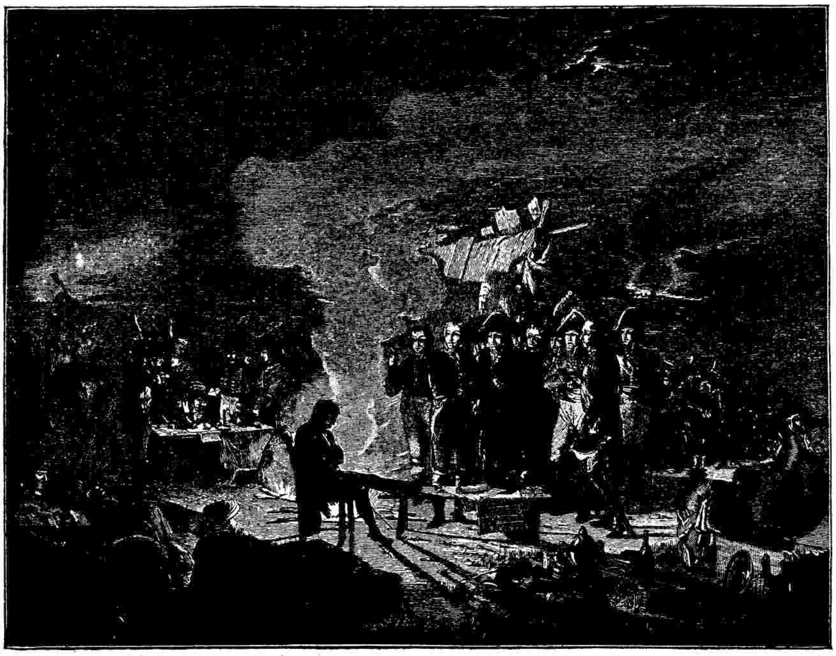
Ernst Moritz Arndt.
Nach d. Bilde von Buchhorn gestochen von Bollinger (1817).

Während hier durch Werke des Friedens und des nationalen Geistes der Entscheidungskampf gegen den corsischen Weltbezwinger vorbereitet wurde, glaubte man in Oesterreich die namhaften und zahlreichen Schwierigkeiten, in die sich Napoleon durch sein hartnäckiges Beharren auf der Durchführung der Kontinentalsperre verwickelt hatte, zu einem Kampfe mit den Waffen des Krieges gegen die demütigende und erdrückende Uebermacht des französischen Cäsarentums benutzen zu können. Der Preßburger Friede lastete wie ein Alp auf den führenden Persönlichkeiten in Wien, an deren Spitze der geistvolle, warmherzige und kriegstüchtige Erzherzog Karl und der zur Leitung des Staates gelangte Minister Graf Stadion standen. Der erstere übernahm den Oberbefehl über das Heer, das er in aller Stille neu organisiert und unter Aufbietung aller Kräfte kriegsbereit gemacht hatte, und eröffnete den Krieg durch einen Einfall in Bayern, während sein Bruder Johann die Führung eines nach Italien rückenden Heeres übernahm. Einen Aufruf an die deutschen Völker zur Teilnahme an dem Kampfe gegen die französische Herrschaft hatte aber nur die Erhebung von Tyrol zur Folge, das unter bayerischem Regiment mit Neuerungen beglückt worden war, die seinem Geschmacke durchaus nicht entsprachen. Der Sandwirt Andreas Hofer, dem sich Speckbacher, der Kapuzinermönch Haspinger und andere tyrolisch-patriotische Männer anschlossen, rief das Volk zu den Waffen, und die überraschten Bayern waren bald aus dem Lande getrieben. Mit stark vermehrter Streitmacht zurückkehrend, wurden sie am Iselberge von Hofer geschlagen, und dieser zog als siegreicher „Kommandant von Tyrol" in Innsbruck ein (April 1809). Inzwischen war Erzherzog Karl in Bayern vorgerückt, wurde aber dort von dem rasch herbeigeeilten Napoleon zwischen Isar und Donau gedrängt, innerhalb weniger Tage bei Abensberg, Landshut und Eckmühl geschlagen und durch die Einnahme von Regensburg zum Rückzuge nach Böhmen gezwungen. Zum zweiten Male fiel Wien in die Hände Napoleons, der, ungestüm nach der Entscheidung drängend, angesichts der Oesterreicher auf das linke Donauufer bei der Insel Lobau überging, um auf dem Marchfelde dem Erzherzog Karl die Schlacht anzubieten. Bei Aspern und Eßlingen kam es zum Kampfe, der zwei Tage (28. und 29. Mai 1809) andauerte und in dem Napoleon vom Erzherzog Karl — zum ersten Male — geschlagen wurde. Mittlerweile war Erzherzog Johann in Italien mit den Franzosen unter dem Vicekönig Eugen zusammengestoßen und hatte diesen bei Sacile besiegt



Standbild von Andreas Hofer über seinem Grabe in der Franziskanerkirche zu Innsbruck.
Im Auftrage von Kaiser Franz 1834 von Professor Schaller in Wien ausgeführt

(16. April); infolge der Niederlagen des Hauptheeres in Bayern mußte aber auch der Erzherzog zum Rückzuge schreiten, und dieser dehnte sich bis nach Ungarn aus, wo Johann, dem der Vicekönig stets auf den Fersen blieb, bei **Raab** eine Niederlage erlitt (14. Juni). In Wien hatte sich Massena gehalten, und Napoleon konnte den Donauübergang anfangs Juli aufs neue wagen, nachdem die Vereinigung der Heere Eugens und Massenas gelungen war. Bei **Wagram** kam es am 5. und 6. Juli zu einer mörderischen Schlacht, in der Napoleon über eine bedeutende Uebermacht gebot. Gleichwohl verzögerte sich die Entscheidung bis zum Nachmittage des 6. Juli, an welchem der Erzherzog das Gefecht abbrach und den Rückzug in vollkommen guter Ordnung antrat. Als dieser bereits in vollem Gange war, traf auch Erzherzog Johann mit 12000 Mann in der Nähe des Schlachtfeldes ein, konnte aber mit dieser geringen Streitmacht nicht mehr in den Gang der Ereignisse eingreifen



Napoleon im Biwak bei Wagram
in der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809.
Nach der Natur gezeichnet von Zicks.

und ging nach Ungarn zurück, während sich der Erzherzog Karl nach Mähren zurückzog Die Oesterreicher hatten in dieser Schlacht 20000 Tote und Verwundete, die Franzosen ungefähr ebenso viel, doch hatten diese noch 7000 Gefangene, 11 Kanonen und 12 Adler und Fahnen verloren, wogegen ihre eigene Siegesbeute nur 9 Kanonen und 1 Fahne betrug. Jedenfalls waren sie so erschöpft, daß sie eine rasche Verfolgung nicht einleiten konnten; erst am 10. und 11. Juli kam es in der Gegend von Znaim wieder zu Gefechten, diese wurden aber infolge eines vom Wiener Hofe erwirkten Waffenstillstandes abgebrochen. Der Kaiser Franz konnte in seinem vielsprachigen Reiche auf eine gemeinsame Erhebung des Volkes nicht rechnen; er überließ daher die Tyroler ihrem Schicksal und schloß am 14. Oktober den Frieden zu Wien, in welchem Oesterreich große Gebietsabtretungen an Bayern und Rußland bewilligen und dem Kaiser Napoleon seine Länder jenseits der Save nebst der Halbinsel Istrien und Dalmatien abtreten mußte. Bayern

erhielt Salzburg und das Innviertel Oberösterreichs, Rußland einen Teil von Ostgalizien, während Westgalizien an das dem Sachsenkönig verliehene Herzogtum Warschau abgegeben und der Marschall **Marmont** als Gouverneur über die „**illyrischen Provinzen**“ eingesetzt wurde, die fortan — nach altrömischem Muster — einen Bestandteil des napoleonischen Weltreiches bilden sollten. Die Tyroler setzten den Kampf wacker fort, erlagen aber endlich, nachdem ihr Führer Andreas Hofer, auf dessen Kopf ein hoher Preis gesetzt war, durch seinen Landsmann **Raffl** in seinem Versteck auf hoher Alpe ausgespürt und den Franzosen verraten worden war. Man brachte ihn nach Mantua, wo er vor ein Kriegsgericht gestellt und am 20. Februar 1810 erschossen wurde. Nachträglich ließ ihn der Kaiser Franz, für den er so tapfer gekämpft hatte, in der Hofkirche zu Innsbruck an der Seite Maximilians I. beisetzen und ihm über seinem Grabe ein schönes Denkmal errichten, auch wurde seine Familie in den Adelstand erhoben und für den Verlust ihres Vermögens entschädigt. Nordtyrol ging wieder in den Besitz Bayerns über, Südtyrol wurde mit dem Königreich Italien vereinigt. Zu derselben Zeit, da sich das Schicksal dieses Volkshelden in so tragischer Weise vollendete, mußte auch in Norddeutschland ein Kämpfer für die Ehre und Freiheit des deutschen Volkes den kühnen Versuch, gegen die Fremdherrschaft sich aufzulehnen, mit dem Leben bezahlen. Der preußische Major **Schill**, der mit 600 Husaren seines Regiments von Berlin aufgebrochen war, um einen allgemeinen Volksaufstand zu erwecken, fand infolge der Unglücksbotschaft vom Ausgange der Wagramer Schlacht und dem kläglichen Frieden von Wien nicht genügenden Anhang; er kam bis Stralsund, wo er von Holländern und Dänen umstellt wurde und mutig kämpfend den Heldentod fand. Von seinen Offizieren wurden elf in Wesel kriegsrechtlich erschossen, seine in Gefangenschaft geratenen Soldaten in Frankreich auf die Galeren geschickt. Eine kleine Abteilung schlug sich nach Preußen durch, wo man die Soldaten in ihre Heimat entließ, die Offiziere aber kriegsrechtlich zum Verlust ihrer Charge und zu Festungsstrafe verurteilte. Aehnliche unglückliche Unternehmungen waren die des Obersten **von Dörnberg**, der in Kurhessen einen Aufstand gegen das Königreich Westfalen erregte, im entscheidenden Augenblick aber von seinen Soldaten im Stiche gelassen wurde, und des Herzogs **Friedrich Wilhelm von Braunschweig**, der mit seinen schwarzen Husaren aus Böhmen in Sachsen einfiel und nach dem Znaimer Waffenstillstand, mitten durch die Feinde bis an die Nordsee sich durchschlagend, nach England entrinnen konnte.



Major Ferdinand von Schill.
Nach der Natur gezeichnet und gestochen von L. Buchhorn.

In **Schweden** wurde König Gustav IV. nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes in Finland durch einen Militäraufstand zur Abdankung gezwungen und die Krone seinem Oheim übergeben, der als **Karl XIII.** am 6. Juni 1809 die Regierung antrat und sofort mit Rußland und Dänemark, anfangs 1810 auch mit Napoleon, Frieden schloß. Die Abtretung Finlands an Rußland und der Beitritt zum Kontinentalsystem waren der Preis dieses Friedens. Zu seinem Nachfolger hatte er den Prinzen **Karl August** von der Sonderburg-Augustenburgischen Linie des Hauses Holstein, dem er selbst angehörte, erwählt, da seine eigenen Kinder schon früh gestorben waren und er selbst bei seinem Regierungsantritte bereits 61 Jahre zählte. Nachdem aber auch der erwählte Thronfolger 1810 gestorben war, so wurde von den Ständen der französische General **Berna**-

dotte, Schwager des Königs Joseph von Spanien, zum Thronfolger gewählt, von Karl adoptiert und sofort nach seiner Ankunft in Schweden zum Regenten eingesetzt, wo er nach Karls Tode (1818) als Karl XIV. Johann den Thron bestieg (vergl. Stammtafel des Hauses Bernadotte auf S. 616).

Napoleon stand nun auf dem Gipfel seiner Macht und durfte daher auch einen Schritt wagen, der an die alten Zeiten des Kampfes um die Obmacht zwischen Kaisertum und Papsttum erinnerte. Schon lange war er auf Pius VII. nicht gut zu sprechen gewesen, weil dieser sich beharrlich weigerte, mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis zu schließen, das ihn — abgesehen davon, daß es sich zur Eigenart des Kirchenstaates kaum schickte — in ähnliche, völlig abhängige Stellung gebracht hätte, wie die rheinbündischen Scheinkönige. Nachdem Pius VII. auch die Zumutung, sich dem System der Kontinentalsperre zu unterwerfen, entschieden abgelehnt hatte, waren im November 1807 französische Truppen in den Kirchenstaat eingerückt und am 7. Mai 1809 war die Erklärung gefolgt, daß der Papst aufgehört habe, ein weltlicher Herrscher zu sein. Pius antwortete darauf mit der Verhängung des Kirchenbannes über den Kaiser; dieser aber ließ ihn verhaften und als Gefangenen erst nach Savona, dann nach Fontainebleau bringen, von wo er erst nach Napoleons Sturze wieder nach Rom zurückgeführt wurde (1814).

Im April 1810 vermählte Napoleon sich, wie schon (auf S. 665) erwähnt, mit der Tochter des Kaisers Franz, Maria Luise, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin hatte scheiden lassen. In demselben Jahre legte sein Bruder Ludwig, der König von Holland, seine Krone nieder, weil er es mit seinem Gewissen nicht vereinbar fand, sein Land durch die Kontinentalsperre völlig zu Grunde richten zu lassen. Napoleon machte darauf kurzen Prozeß, erklärte die Niederlande für eine „Anschwemmung französischer Flüsse", folglich für französisches Nationaleigenthum, das er alsbald seinem Reiche einverleibte. Auch ein großer Theil des Königreichs Westfalen, das Großherzogtum Berg, Ostfriesland, Oldenburg und die Hansastädte, sowie der schweizerische Kanton Wallis wurden zu Frankreich geschlagen.

So lag thatsächlich ganz Europa in den Händen Napoleons, mit einziger Ausnahme Englands, das auf dem überseeischen Kriegsschauplatze ununterbrochen Erfolge erzielte. Auch ein Erbe der kaiserlichen Herrlichkeit stellte sich ein; im März 1811 gebar Maria Luise ihrem kaiserlichen Gemahl einen Sohn, der den Titel eines „Königs von Rom" erhielt. Aber das Maß war jetzt voll und mußte endlich überlaufen.

Den äußeren Anstoß zur Wendung der Dinge gab die Weigerung Rußlands, das Kontinentalsystem strenge durchzuführen, da Napoleon selbst dasselbe durch käufliche Licenzen umging. Zudem war Rußland durch die Vergrößerung des Herzogtums Warschau beunruhigt worden, da der Gedanke an eine Wiederherstellung des Polenreiches nahe lag, und die Entthronung des Herzogs von Oldenburg empfand Alexander I. als eine persönliche Beleidigung, denn der Herzog war ein naher Verwandter von ihm. Der Bruch zwischen Frankreich und Rußland war somit unvermeidlich.

Napoleon beabsichtigte einen großartigen Feldzug. Er forderte von Oesterreich 30000, von Preußen 20000 Mann Hilfstruppen und zog von allen Rheinbundfürsten und den übrigen im Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich stehenden Staaten Kontingente ein, so daß er eine Armee von 420000 Mann zusammenbrachte, deren Gesamtzahl durch Nachsendungen auf 553000 anstieg. Die Preußen unter dem General York bildeten den linken Flügel dieser „großen Armee", wurden aber dem Oberbefehl Macdonalds unterstellt. Den rechten Flügel bildeten die Oesterreicher unter dem Fürsten Schwarzenberg. Die Napoleonische Armee ging im Juni 1812 über den Niemen; Wilna wurde besetzt, die Russen unter Barclay de Tolly wichen zurück, und das französische Hauptheer erreichte ohne jedes größere Gefecht, aber unter großen Mühseligkeiten und Entbehrungen, da es hier schon an den nötigen Lebensmitteln fehlte, Smolensk. Am linken Flügel wurde von den Preußen Riga belagert, am rechten schoben sich die Oesterreicher langsam gegen Wolhynien vor. Smolensk wurde am 17. und 18. August erstürmt. An Stelle Barclays,

der als Ausländer von den Stockrussen vielfach angefeindet wurde, übernahm nun Kutusow den Oberbefehl über die russische Streitmacht und lieferte den Franzosen, die geraden Weges auf Moskau vorrückten, an der Moskwa die blutige Schlacht bei Borodino (7. September), in der beide Teile schwere Verluste erlitten. Die Russen zogen sich in bester Ordnung durch Moskau zurück und nahmen hinter dieser Stadt eine Seitenstellung. Sieben Tage nach der Schlacht erschien Napoleon vor Moskau, wo er den Russen die Friedensbedingungen diktieren zu können glaubte; er selbst hatte aber nach dem ungeheuren Verlust, den ihm die Beschwerden und Entbehrungen des Marsches und die Verluste auf dem Schlachtfelde bei Borodino gebracht und die sein Heer bereits auf etwa 100000 Mann Kampffähiger herabgemindert hatten, den Frieden am allerdringendsten nötig. Allein die mit Zuversicht erwarteten Parlamentäre (Unterhändler) erschienen nicht in seinem Lager, und als er sich am 15. September entschloß, in die alte russische Hauptstadt einzuziehen, erwartete ihn dort ein seltsames, unheimliches Schauspiel. Die Stadt war wie ausgestorben; kein hoher Würdenträger, keine Magistratsvertretung, keine um gnädige Behandlung flehende Bürgerdeputation trat ihm entgegen, und die Begleiter des Kaisers mußten auf dessen zornige Frage nach einer solchen in aller Eile ein Häuflein Fremder zusammentreiben, um wenigstens das Scheinschauspiel einer förmlichen Unterwerfung der Stadt in Szene zu setzen. Napoleon zog in die alte Zarenburg, den Kreml, ein; noch an demselben Tage brach in einzelnen Stadtteilen Feuer aus, und da mehrere Brandstifter auf frischer That ertappt wurden, lag es offen zu Tage, daß hier planmäßige Absicht zu Grunde lag. Feuerspritzen waren nicht zur Stelle; man hatte sie offenbar mit Vorbedacht bei Seite geschafft. In der That wuchs der Brand, und schon am 16. September durchwogte ein Flammenmeer, von unstäten und ungestümen Herbstwinden angefacht und sprungweise weiterverpflanzt, die ganze große Stadt. Bis zum 20. September wütete der Brand und legte neun Zehntel Moskaus in Asche. Dieses Zerstörungswerk war die ureigenste That des Gouverneurs Grafen Rostopschin von Moskau, der seinen eigenen Palast zuerst den Flammen übergab, die Moskauer aber wohlweislich in dem Glauben ließ, daß die Vernichtung ihrer Stadt ein Werk der Franzosen sei, gegen die dadurch der Volkshaß nur um so glühender entfacht wurde. Der Zar hatte sich mit dem Freiherrn vom Stein, der jetzt sein erster Berater war, nach Petersburg begeben und wartete dort, ermuntert und gestärkt durch die Zuversicht Steins, die kommenden Ereignisse ab. Der Winter — und zwar ein russischer Winter — stand vor der Thür. Die französische Armee war auf einem Aschen- und Trümmerhaufen zusammengepfercht, ohne Vorräte und ohne Obdach; vor ihr standen russische Heere, die bis dahin soviel als irgend möglich geschont worden waren, und denen hinsichtlich der Verpflegung und Unterkunft nichts mangelte, hinter ihr aber lag ein unermeßlich weites, durch Abzug der Bevölkerung, Einäscherung der Dörfer und Beiseiteschaffung aller Vorräte völlig verödetes Land, das der erste Schneefall völlig ungangbar machen mußte. In der That eine verzweifelte Lage!



Fürst Karl Schwarzenberg.
Nach einem Stich von Steinla 1822.

Napoleon bot jetzt selbst einen Waffenstillstand an; die Russen ließen ihn absichtlich mehrere Wochen lang auf Antwort warten, und als diese endlich eintraf, lautete sie ablehnend. Der sieggewohnte Länderräuber mußte sich jetzt zum Rückzug entschließen. Am 19. Oktober trat er diesen in südwestlicher Richtung an, wandte sich dann aber gegen

Smolensk, um auf kürzestem Wege aus dem schrecklichen Lande herauszukommen. Das russische Hauptheer unter Kutusow folgte ihm auf dem Fuße, und zahllose Kosakenschwärme beunruhigten ihn fortwährend in den Flanken und vernichteten die Nachzügler, deren Zahl sich mit jedem Tage vermehrte. Am 6. November trat die russische Winterkälte ein; Hunger und Frost räumten mörderisch unter den Truppen Napoleons auf, und fortwährende Gefechte erschöpften die letzten Kräfte derselben. Unter solchen Umständen waren die Trümmer der „großen Armee“ am 26. November an der Beresina, einem der bedeutendsten Nebenflüsse des Dnjepr, eingetroffen, hatten also erst die größere Hälfte des Weges zwischen Smolensk und Wilna hinter sich. Nachdem sie bereits größere Gefechte bei Krasnoi und Borissow zu bestehen gehabt hatten, mußte hier der Uebergang in den Tagen vom 26.—28. November mit 8500 Mann unter Ney und Oudinot gegen 25000 Russen erkämpft werden. Tausende von Nachzüglern fielen, trotz der tapferen Abwehr der nachdrängenden Feinde durch Victor, in die Hände der Russen; der Rest des Heeres löste sich auf und suchte in regelloser Flucht dem furchtbaren Untergange auf den russischen Schneefeldern zu entrinnen. Murat, dem der Oberbefehl über diese schattenhaften Ueberbleibsel der großen Armee übertragen worden war, ließ seine Truppen im Stich und machte sich schleunigst auf den Weg nach Neapel, um dort seinen Thron zu retten; schon vorher (4. Dezember) hatte Napoleon das Heer verlassen und war mit Extrapost nach Paris geeilt. Eugen Beauharnais übernahm nun die Führung der Truppen und brachte den letzten Rest derselben an die Elbe, wo er in Magdeburg sein Hauptquartier aufschlug und die Rückkehr seines Stiefvaters mit neuer Streitmacht erwartete.

Der österreichische rechte Flügel der großen Armee hatte während dieses Feldzuges die Russen ebenso sehr geschont wie sich selbst und war seit dem Oktober unthätig im Herzogtum Warschau stehen geblieben. Nach der Katastrophe an der Beresina räumte Schwarzenberg, der auf Napoleons Wunsch inzwischen auch den Oberbefehl über die Sachsen übernommen hatte, das Land und schickte die Sachsen nach Hause. — Der preußische linke Flügel des Napoleonischen Heeres war in Riga stehen geblieben, und sein Befehlshaber, der General York, wurde auf Antrieb Steins von den russischen Heerführern zum Abfalle von der Sache Napoleons gedrängt. Endlich entschloß er sich, diesem Drängen nachzugeben. Am 30. Dezember kam zwischen ihm und dem russischen General Diebitsch in einer Mühle bei Tauroggen ein Abkommen zu stande, durch welches seinem Korps neutrale Quartiere zwischen Tilsit, Memel und dem Haff zugewiesen wurden, in denen er die Befehle seines Königs abwarten sollte. Diese trafen denn auch ein und lauteten auf Entsetzung Yorks und Einleitung der kriegsgerichtlichen Untersuchung gegen denselben. Allein der russische General Wittgenstein hielt den königlichen Kurier an, der diesen Befehl überbringen sollte, und York führte daher das Kommando weiter und leitete in Ostpreußen, zu dessen General-Gouverneur er schon 1811 ernannt worden war, die Volksbewaffnung ein. Der nach Königsberg einberufene Landtag willigte am 7. Februar 1813 begeistert in die Ausrüstung von 30000 Mann Reserve und Landwehr. —

Zwischen Oesterreich und Rußland waren schon seit dem November 1812 geheime Unterhandlungen betreffs Abschlusses eines neuen Bündnisses gegen Frankreich von russischer Seite in Gang gesetzt worden, und das unthätige Verhalten Schwarzenbergs war zu gutem Teile auf diese Verhandlungen zurückzuführen. Zu einem bestimmten Beschlusse war man jedoch am Wiener Hofe, wo jetzt der Fürst Metternich die Staatsgeschäfte leitete, noch nicht gelangt; die Erfahrungen, die man seit der Erhebung Napoleons zum Kaiser der Franzosen gemacht hatte, hatten noch immer nicht genügt, um den Kaiser Franz darüber aufzuklären, daß es zur Rettung seines eigenen wie der übrigen Throne Europas nur ein einziges Mittel gäbe, nämlich die gemeinsame Erhebung Aller gegen den einen Gewaltigen, dem einzeln keiner von ihnen auch nur entfernt gewachsen war. In Wien faßte man die Lage einfach so auf, daß die Bundesgenossenschaft Oesterreichs infolge des Ausganges des russischen Feldzuges wieder gewaltig im Preise gestiegen sei, und man gedachte einfach abzuwarten, von welcher Seite der bessere Preis werde angeboten werden.

Mittlerweile hatte Freiherr vom Stein den Zar Alexander I. für den Gedanken gewonnen, im Verein mit Oesterreich und Preußen den Entscheidungskampf gegen Napoleon aufzunehmen. In diesem Sinne waren Unterhandlungen mit Oesterreich und Preußen eingeleitet worden; ersteres wollte sich zunächst auf die Rolle des Vermittlers beschränken, dagegen wurde Friedrich Wilhelm III. von der lebhaft und entschieden auftretenden nationalen Erhebung seines Volkes mit fortgerissen und für die Politik der That entflammt. Er richtete am 17. März 1813 Aufrufe an sein Volk und Kriegsheer, erließ eine Verordnung zur Errichtung der Landwehr und des Landsturmes und stiftete das Eiserne Kreuz zur Belohnung der Kriegsthaten, die in dem nun folgenden Kampfe geleistet werden sollten. Alles dies geschah von Breslau aus, wohin sich der König begeben hatte, um vor einer etwaigen Ueberrumpelung durch Napoleon sicher zu sein. Dort war auch bereits am 3. Februar ein Aufruf zur Bildung von Freiwilligen-Korps erfolgt, dem Männer und Jünglinge aller Stände freudig Folge geleistet hatten. Am 27. Februar traf auch Stein in Breslau ein, um das russisch-preußische Bündnis zum Abschluß zu bringen, das dann am 28. zu Kalisch von Scharnhorst im Namen Preußens unterzeichnet wurde. Es sollte ein Schutz- und Trutzbündnis zur Erkämpfung der Unabhängigkeit Europas und alle Sonderübereinkünfte und Sonderfriedensschlüsse von vorneherein ausgeschlossen sein. Preußen wurde durch die betreffenden Abmachungen die Wiederherstellung seines früheren Umfanges zugesichert; Rußland verpflichtete sich, 150000 Mann, Preußen 80000 Mann — ohne Landwehren, Festungstruppen und Freiwillige — zu stellen. Damit war der Befreiungskampf gegen den corsischen Eroberer eingeleitet, der nun mit glänzendem Erfolge zum Austrage kam.

Der Befreiungskrieg 1813—1814.

Das russisch-preußische Hauptheer sammelte sich unter dem Oberbefehl Blüchers in Schlesien, 15000 Mann standen unter York in der Mark und weitere 10000 unter Bülow ebenda und in Pommern. Ein russisches Streifkorps unter Tettenborn griff am äußersten rechten Flügel weit vor und besetzte am 18. März Hamburg. Die französische Besatzung Berlins zog ab; bei Lüneburg nötigte Dörnberg (vergl. S. 675) im Verein mit dem russischen General Tschernytschew ein 3000 Mann starkes französisches Korps zur Streckung der Waffen (2. April). Gegen Eugen Beauharnais operierten Wittgenstein und York; ersterer besetzte im Verein mit Blücher die Hauptstadt Sachsens, dessen König vor den Verbündeten nach Prag floh, um dort abzuwarten, wie sich Oesterreich der veränderten Lage der Dinge gegenüber verhalten würde. Als Eugen hierauf einen Vorstoß gegen Berlin unternahm, durch den das weitere Vordringen der Gegner in Sachsen verhindert werden sollte, wurde er bei Möckern (5. April) zur Umkehr gezwungen. Da aber die russischerseits zu stellenden Streitkräfte nur langsam nachrückten und auch Friedrich Wilhelm III. nur zögernd der nationalen Bewegung folgte, statt mit aller Entschiedenheit deren Führung zu übernehmen, so gelang es Napoleon, mit einem neu gebildeten Heere über den Rhein zu ziehen, die Kontingente der Rheinbundfürsten an sich zu ziehen und durch den Thüringer Wald nach Sachsen vorzudringen, wo er am 2. Mai bei Groß-Görschen über die in der Minderzahl*) befindlichen Verbündeten siegte und sie zum Rückzuge nach der Lausitz nötigte. Scharnhorst, der bei Groß-Görschen einen Schuß in den Schenkel erhalten hatte, starb infolge dieser Verwundung am 28. Juni 1813 in Prag, wo er, in der Absicht, nach Wien zu gehen und dort im Interesse der Verbündeten zu wirken, infolge der Verschlimmerung seines Zustandes seine Reise hatte unterbrechen müssen.

Bald war Napoleon wieder der Herr der Situation. Er zog in Sachsen ein, wohin ihm auch der König sofort folgte, um aufs neue in ein enges Bündnis mit ihm einzutreten. Davoût wurde nach Hamburg geschickt, um dieses wieder zu besetzen (30. Mai) und in

*) Napoleons Heer zählte nach der Vereinigung mit Eugen 120000, dasjenige der Verbündeten nur 85000 Mann.

furchtbarer Weise zu mißhandeln und zu brandschatzen. Ein weiterer Sieg über die Verbündeten bei Bautzen (20. und 21. Mai 1813) nötigte diese, nach Schlesien zurückzugehen. Wenig half es ihnen zunächst, daß sich inzwischen ein neuer Bundesgenosse zu ihnen gesellt hatte. Bernadotte, der von dem Augenblicke seiner Wahl zum schwedischen Kronprinzen die Interessen seiner neuen Heimat kräftig gegen Napoleon vertreten und schon im Frühjahr 1812 einen geheimen Bündnisvertrag mit Rußland abgeschlossen hatte, durch den ihm Norwegen zugesichert worden war, stieß mit 30000 Schweden, deren Führung er selbst übernahm, zu den Verbündeten und erhielt später den Befehl über die sogenannte Nordarmee, die aus seinen eigenen Truppen, den preußischen Korps Bülow, Borstell und Tauenzien und den russischen unter Wintzigerode und Woronzow zusammengesetzt war, ohne indes zunächst einen Einfluß auf die Ereignisse auf dem eigentlichen Kriegsschauplatze auszuüben. Von größerer Bedeutung war das Zugeständnis von Subsidien an die Verbündeten von Seite Englands durch den Reichenbacher Vertrag vom 15. Juni 1813.



G. L. von Blücher.

Nach einer Originalzeichnung Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Wilhelm von Preußen.

In Wien glaubte man jetzt den Augenblick gekommen, die österreichische Bundesgenossenschaft dem Meistbietenden zuzuwenden, und Metternich begab sich nach Dresden, wo er eine neunstündige Unterredung mit Napoleon hatte. Der Inhalt derselben ist erst viele Jahre später aus Metternichs Memoiren bekannt geworden, und auch durch diese natürlich nur in soweit, als der Fürst dies für gut fand, um seine damalige Haltung vor der Nachwelt zu rechtfertigen. Sicher ist aber, daß Metternich nach dieser Audienz nicht mehr an ein Bündnis mit Napoleon dachte, sondern — wenn auch widerwillig — zum Anschluß an Rußland und Preußen entschlossen war.

Die schweren Verluste, mit denen Napoleon seine Siege bei Groß-Görschen und Bautzen hatte erkaufen müssen, und die Erkenntnis, daß die Truppen, über die er jetzt verfügte, erst einer gründlichen Stärkung und Ausbildung bedurften, bevor er mit voller Zuversicht auf ihre Leistungsfähigkeit rechnen konnte, bestimmten ihn zu dem Entschlusse, den Verbündeten einen Waffenstillstand zu gewähren, der am 4. Juni zu Poischwitz vereinbart wurde und bis 26. Juli dauern sollte, dann aber noch bis zum 16. August verlängert wurde. Das Freikorps des Majors von Lützow, welches nicht rasch genug hinter die für die Zeit des Waffenstillstandes festgesetzte Demarkationslinie hatte zurückgehen können, wurde von Franzosen und württembergischen Rheinbündlern bei Kitzen in der Nähe von Lützen überfallen und zu drei Vierteilen niedergemetzelt (17. Juni). Lützow selbst entkam, obgleich verwundet, und auch der vaterländische Dichter Karl Theodor Körner, dessen Gesänge viel zur Entflammung des patriotischen Geistes der deutschen Jugend jener Zeit beigetragen haben und der als Lützows Adjutant an dessen Seite gekämpft hatte, wurde hier verwundet. Kaum wiederhergestellt und zu seinem Korps zurückgekehrt, fiel er am 26. August 1813 bei dem Dorfe Lützow unweit Gadebusch.

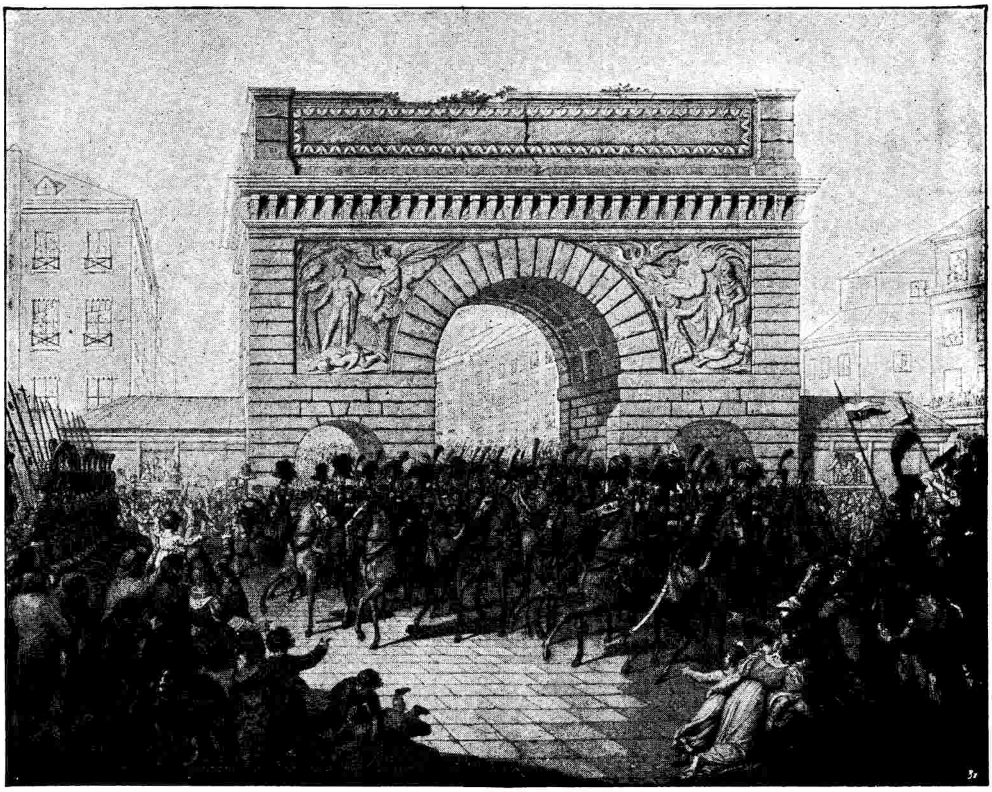
Am 5. Juli wurde zu Prag ein Friedenskongreß eröffnet, an welchem Oesterreich die Rolle des Vermittlers übernahm, der aber, da Napoleon keinerlei Zugeständnisse machen wollte, am 11. August aufgelöst wurde, worauf Oesterreich unmittelbar (12. August) an Frankreich den Krieg erklärte. Es wurden nun drei Hauptheere gebildet, und zwar die große (oder böhmische) Armee unter Schwarzenberg, bei welcher die drei verbündeten Monarchen Rußlands, Oesterreichs und Preußens sich befanden, die schlesische Armee unter Blücher und die bereits erwähnte Nordarmee unter Bernadotte. Napoleon griff zunächst Blücher an, der hinter die Katzbach zurückging; da aber Schwarzenberg aus Böhmen gegen Dresden vorrückte, so eilte Napoleon dorthin und überließ Macdonald den Kampf gegen Blücher. Oudinot sollte mit Unterstützung Davoûts einen Angriff auf Berlin unternehmen, wurde aber in der Schlacht bei Großbeeren (23. August) von Bülow geschlagen. Gleiches Schicksal erlitt Macdonald in der Schlacht an der Katzbach (26. August) durch Blücher, wogegen Napoleon am 26. und 27. August seinen letzten großen Sieg auf deutschem Boden gegen Schwarzenberg in der Schlacht bei Dresden erfocht. Bei Kulm und Nollendorf (29. und 30. August) erlitt der französische General Vandamme, der der böhmischen Armee den Rückzug abschneiden sollte, eine schwere Niederlage, und bei Dennewitz siegten Bülow und Tauenzien (6. September) über den Marschall Ney, der mit 70000 Mann Berlin besetzen sollte. Blücher überschritt, einem von Napoleon gegen ihn beabsichtigten Angriffe ausweichend, die Elbe, und ihm schloß sich auch Bernadotte an. Die böhmische Armee, die am 17. September Napoleon bei Nollendorf erfolgreich Widerstand geleistet hatte, versuchte sich im Rücken desselben mit den beiden anderen Heeren zu vereinigen; infolgedessen verließ Napoleon Dresden und sammelte seine Truppen bei Leipzig. War er aber dadurch der Gefahr, von Frankreich abgeschnitten zu werden, entronnen, so konnte er doch die Vereinigung der gegnerischen Streitkräfte nicht mehr verhindern, und diese bereiteten ihm in den Tagen vom 16.—18. Oktober in der sogenannten Völkerschlacht bei Leipzig eine entscheidende Niederlage, die seinen schleunigen Rückzug nach Frankreich zur Folge hatte. Schon vorher hatten einzelne Korps im Rücken der Franzosen Streifzüge unternommen, darunter namentlich dasjenige Tschernytschews, der am 1. Oktober Jérôme aus Kassel vertrieben und so dem Königreich Westfalen ein Ende gemacht hatte. Bayern hatte am 8. Oktober mit Oesterreich den Vertrag von Ried abgeschlossen, welcher seinen Uebertritt vom Rheinbund zu den Alliierten zum Gegenstand hatte; dafür war seinem Könige die Erhaltung seines durch Napoleon vergrößerten Gebietes zugesichert worden. Die Sachsen waren bei Leipzig teilweise zu den Verbündeten übergegangen, und ihr König wurde als Kriegsgefangener nach Berlin geführt.

Leider wurde die Verfolgung Napoleons nur lässig betrieben, einenteils, weil die Verbündeten über die Richtung seines Rückzuges im Unklaren waren, anderenteils, weil Metternich den Corsen möglichst schonen wollte, um in ihm ein politisches Gegengewicht gegen Preußen und Rußland zu haben. Der bayerische General Wrede, der den Franzosen bei Hanau den Weg zu verlegen suchte, konnte mit seinen 56000 Mann den 80000 Napoleons nicht standhalten, und da diese im Rücken nicht verfolgt wurden, so mußte Wrede nach zweitägigem Kampfe (30. und 31. Oktober) zurückweichen, und das französische Heer setzte den Rückzug in unaufhaltsamer Eile nach dem Rhein zu fort. Am 2. November betrat es — noch etwa 70 000 Mann stark — wieder den französischen Boden.

Der Rheinbund wurde jetzt aufgelöst. Eine vom Freiherrn vom Stein geleitete „Centralverwaltung für Deutschland“ sollte das Regiment über die zunächst herrenlosen Länder übernehmen, blieb aber in ihrer Thätigkeit fast ausschließlich auf Sachsen beschränkt. Die alten Herrschaften in den von Napoleon an seine Verwandten und Generale verschenkten und von ihm selbst annektierten deutschen Ländern wurden wieder hergestellt, die von den Franzosen besetzten Städte mit Ausnahme Hamburgs, Magdeburgs und einiger anderer fielen in die Hände der Verbündeten. Aus Holland wurden die französischen Behörden infolge eines Volksaufstandes im November 1813 verjagt, und ein Teil der Nordarmee besetzte unter Bülow das Land und befreite es von der Fremdherrschaft. Bernadotte

aber trennte sich gänzlich von den Verbündeten und unternahm auf eigene Faust einen Winterfeldzug gegen **Dänemark**, das er durch den Frieden von **Kiel** zum Verzicht auf **Norwegen** zwang (Januar 1814).

Die Weigerung Napoleons, auf ein Anerbieten einzugehen, das ihm die Verbündeten am 8. November von Frankfurt aus gemacht hatten und durch das ihm die Alpen- und Rheingrenze zugesagt wurde, veranlaßte auf Betreiben Blüchers und Steins die Fortsetzung des Krieges auf französischem Boden. Blücher überschritt in der Neujahrsnacht 1814 bei **Caub** den Rhein und besiegte Napoleon am 1. Februar bei **La Rothière**. Doch trennten sich die verbündeten Heere wegen der Unmöglichkeit ihrer Verpflegung auf einer einzigen Marschlinie, und diesen Umstand benutzte Napoleon, um sich, nachdem er eine ganz



Einzug der Verbündeten in Paris.
Nach der Zeichnung von L. Wolf gestochen von F. Jügel.

kleine Abteilung zur Beschäftigung des Hauptheeres Schwarzenbergs zurückgelassen hatte, auf die getrennten Heerhaufen der schlesischen Armee zu werfen; er schlug sie in vier Treffen (10.—15. Februar) und richtete dann seinen Angriff blitzschnell gegen das Hauptheer selbst, dem er gleichfalls erhebliche Schlappen zufügte. Aber Blücher verlor darum den Mut nicht, er wurde vielmehr von da an der eigentliche Führer des Feldzuges. Dank seiner Kühnheit und Entschlossenheit konnte auch Schwarzenberg, der durch den Einfluß Metternichs fortwährend gehemmt wurde, bald wieder zu erfolgreichem Wirken gelangen.

Nachdem er bis Soissons vorgedrungen war und sich dort mit dem von Bülow und Wintzigerode geführten Teile der Nordarmee vereinigt hatte, ging er direkt auf Paris vor

wodurch er die Entscheidung herbeiführte. Bei Craonne und Laon (7.—10. März) schlug er Napoleon, der sich hierauf gegen Schwarzenberg wendete, in der Schlacht bei Arcis-sur-Aube (20. und 21. März) aber auch von diesem geschlagen wurde. Nach einer weiteren Niederlage Marmonts und Mortiers bei La Fère-Champenoise (25. März) und der Erstürmung des Montmartre (30. März) fiel die Hauptstadt Frankreichs in die Hände der Verbündeten. Napoleons Gemahlin Maria Luise, welcher während der Abwesenheit des Kaisers die Regentschaft übertragen worden war, entfloh nach Blois; Marmont und Mortier erhielten gegen Uebergabe der Stadt freien Abzug. Am 31. März zogen die Verbündeten in Paris ein, wo Talleyrand, der sich bereits mit den Bourbons insgeheim ins Einvernehmen gesetzt hatte, durch Senatsbeschluß die Absetzung Napoleons bewirkte, um die Behandlung der Hauptstadt und Frankreichs als feindliches Gebiet zu verhindern. Die bereits mitgeteilten Ereignisse auf dem spanischen Kriegsschauplatze (vergl. S. 671) fanden bald darauf ihren Abschluß in der Schlacht bei Toulouse (10. April).



Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra.
Nach dem Gemälde von E. Ströhling gestochen von F. W. Bollinger (1814).

Napoleon war nur wenige Stunden zu spät gekommen, um der Einnahme seiner Hauptstadt vorzubeugen. Noch jetzt wollte er einen Sturm auf Paris unternehmen, allein seine Marschälle verweigerten ihm den Gehorsam. Daher blieb ihm nichts übrig als in Fontainebleau (am 11. April) der Krone zu entsagen. Die Verbündeten erkannten ihm in unbegreiflicher Verblendung die Insel Elba als souveränes Fürstentum zu, nebst einer Civilliste von zwei Millionen Francs, welche Frankreich bestreiten sollte. Der kaiserliche Titel wurde ihm und seiner Gemahlin gelassen, letzterer überwies man überdies noch die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla. Die Bourbons kehrten nach Frankreich zurück, Ludwig XVIII., der jüngere Bruder Ludwigs XVI., bestieg den Thron seiner Väter und gab dem Lande eine der englischen nachgebildete Verfassung mit einem Zweikammer-System (Pairskammer und Deputiertenkammer). Im (ersten) Frieden zu Paris vom 30. Mai 1814 erhielt Frankreich sein Gebiet vom Jahre 1792 wieder, mußte aber die Unabhängigkeit aller bisher von ihm abhängig gewesenen Staaten anerkennen. Mehr Großmut konnte Ludwig XVIII. von seinen Beschützern wohl kaum erwarten.

Zur weiteren Ordnung der europäischen Angelegenheiten wurde ein Kongreß nach Wien einberufen, auf welchen wir im nächsten Abschnitt zurückkommen werden. Pius VII. kehrte nach Rom zurück, wo er sofort den Jesuitenorden wiederherstellte, Ferdinand VII. nach Spanien, wo er die freisinnige Verfassung vom Jahre 1812 aufhob und einen grausamen Kampf gegen die Anhänger des politischen Fortschrittes eröffnete. Ferdinand III. von Toscana ergriff Besitz von seinem Großherzogtum, und auch Herzog Franz IV. von Modena konnte jetzt die Regierung des vom Großvater geerbten Staates antreten. Europa war also auf dem besten Wege, zu den Zuständen zurückzukehren, wie sie vor dem Ausbruche der französischen Revolution geherrscht hatten.

Der Wiener Kongreß.

Mit großem äußerlichen Pompe wurde am 25. September 1814 der Wiener Kongreß eröffnet. Die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Bayern, Württemberg und Dänemark (als Herzog von Holstein), ein großer Teil der übrigen deutschen Fürsten und eine nicht minder große Anzahl von Vertretern auswärtiger Staaten nahmen an demselben teil. Die fünf Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, schlossen eine engere Vereinigung, die nur für einzelne Fälle auch noch anderen Staaten (Spanien, Portugal und Schweden) die Mitbeteiligung an ihren Beratungen und Beschlüssen gestattete. Nachdem sehr viel Zeit mit glänzenden Festlichkeiten vergeudet worden war, entspann sich ein ernsthafter Streit zwischen den drei Hauptmächten über die Frage, wie die sächsisch-polnischen Länder verteilt werden sollten. Rußland wollte ganz Polen, Preußen ganz Sachsen haben; Oesterreich aber, das am liebsten ganz Preußen in die Tasche gesteckt hätte, mochte der Begehrlichkeit seiner beiden Bundesgenossen weder nach der einen, noch der anderen Seite entgegenkommen und fing sofort an, mit Frankreich und England gegen dieselben zu konspirieren. Talleyrand warf sich zum Vertreter des Grundsatzes der „Legitimität" auf, d. h. der Gesetz- oder Rechtmäßigkeit als Grundlage des unumstößlichen Anspruches der erblichen Fürstenhäuser auf die Herrschergewalt in den ihnen „durch göttliche Fügung" übertragenen Ländern. Metternich und seine Schule nahmen dieses Legitimitätsprinzip als oberſten Grundsatz in ihre Politik auf, und erst in unserer Zeit ist demselben das „Nationalitätsprinzip", d. h. das freie Bestimmungsrecht der Nationen hinsichtlich der Wahl ihrer Herrscher gegenüber gestellt worden. Wie das Legitimitätsprinzip durch Talleyrand, so ist auch das Nationalitätsprinzip von Frankreich aus in die hohe Politik eingeführt worden, und zwar durch Napoleon III., der damit seine eigene Wahl zum Kaiser rechtfertigen wollte. Talleyrand machte das Legitimitätsprinzip zu Gunsten des Königs von Sachsen geltend, und es gelang ihm in der That, demselben wenigstens die kleinere Hälfte seines Stammlandes zu retten.

Die Uneinigkeit der in Wien über die Neuordnung Europas streitenden Mächte erweckte in dem auf Elba festgehaltenen Titularkaiser Napoleon neue Herrschergelüste, und die reaktionäre Wirtschaft, welche die Bourbons nach ihrer Zurückführung auf den Thron Frankreichs sofort wieder anfingen, ließ ihn Hoffnung schöpfen, daß dort noch nicht alles für ihn verloren sei. Er entschloß sich daher zu dem Versuche einer Landung in Frankreich und zur Hervorrufung einer Volksbewegung zu seinen Gunsten. Einige Fahrzeuge wurden gemietet und beförderten die alte Garde, die sich Napoleon mit nach Elba genommen hatte, an die französische Küste; der Kaiser selbst folgte ihr auf seiner Brigg „L'Innocent". Unbemerkt von den Engländern landete er am 1. März 1815 in der Nähe von Cannes. Die Bevölkerung nahm ihn kühl auf, seine alten Soldaten strömten ihm aber in hellen Haufen zu. In Grenoble ging ein Bataillon zu ihm über, in Lyon wurde er mit Jubel aufgenommen, und der Marschall Ney, den die Regierung schlauer Weise ausgewählt hatte, um die Erhebung zu unterdrücken, ging mit seiner ganzen Armee zu ihm über, was er später mit dem Tode büßen mußte. Ludwig XVIII. floh schleunigst nach Gent, und Napoleon zog wieder in den Tuilerien ein. Er versprach jetzt seinem Volke und Europa alles Mögliche und gab Frankreich eine freisinnige Verfassung. Mit bewunderungswürdigem Geschick spielte er den milden, weisen und umsichtigen Regenten, so daß man die Zeit, während der es ihm vergönnt war, noch einmal die Macht des Herrschers auszuüben, als „die goldenen hundert Tage" bezeichnet hat. Allein außer seinen Soldaten konnte sich niemand mehr für den Corsen erwärmen, und auch die Hoffnung, daß die Uneinigkeit der Mächte ihm zu gute kommen würde, schlug fehl. Alle acht Kongreßmächte erließen am 13. März 1815 die Achtserklärung gegen ihn, und die Verbündeten von 1813, denen sich auch dieses Mal England beigesellte, setzten sofort ihre Heere in Bewegung. In Belgien wurde eine preußische Armee unter Blücher und eine aus Engländern und deutschen Kontingenten gebildete Armee unter dem Herzog von Wellington aufgestellt, Napoleon



Zusammentreffen Blüchers und Wellingtons nach der Schlacht bei Waterloo.

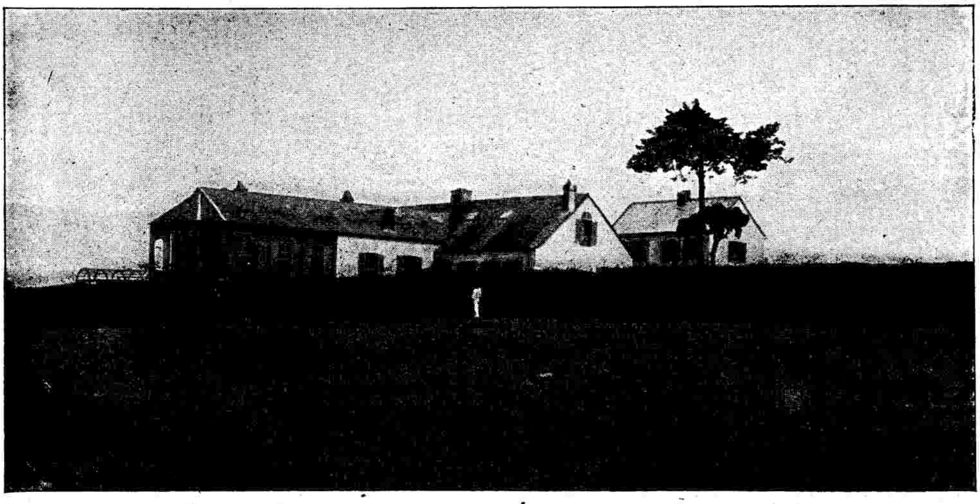
(Nach dem Freskogemälde von Daniel Maclise zu London, aus Oncken „Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege".)



Zusammentreffen Blüchers und Wellingtons nach der Schlacht bei Waterloo.

(Nach dem Freskogemälde von Daniel Maclise zu London, aus Oncken „Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege“.)

zog den Gegnern über die belgische Grenze entgegen. In der Schlacht bei Ligny (16. Juni) zog Blücher den kürzeren, dagegen schlug Wellington an demselben Tage den Marschall Ney bei Quatre=Bras, wo Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig den Heldentod fand. Napoleon ließ das preußische Heer mit 32000 Mann verfolgen und wandte sich selbst mit 72000 Mann gegen Wellington. Am 18. Juni kam es bei Waterloo und Belle=Alliance zur Schlacht. Bereits war Wellingtons Heer zum Weichen gebracht, als Blücher mit über 40000 Preußen auf dem Schlachtfelde eintraf und dadurch die Entscheidung zu Gunsten der Verbündeten herbeiführte. Die Franzosen erlitten eine vollständige Niederlage, und Gneisenau leitete die Verfolgung so vorzüglich, daß das Heer Napoleons völlig zersprengt wurde. Napoleon eilte nach Paris zurück und dankte dort im Einverständnis mit den Kammern zu Gunsten seines Sohnes ab, für den eine provisorische Regierung eingesetzt wurde, an deren Dauer aber von vorneherein kein Mensch glaubte. Während Blücher und Wellington Paris einnahmen (7. Juli), wo die Verbündeten nun zum zweiten Male ihren Einzug hielten und auch Ludwig XVIII. zur Wiederbesetzung des Thrones sich



Longwood, Old-House,

Napoleons Wohnort in St. Helena.

Nach einem im Jahre 1892 auf St. Helena gekauften photographischen Original.

einstellte, begab sich Napoleon nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen. Da ihm dies aber nicht gelang, übergab er sich dem britischen Admiral Hotham, der mit dem Linienschiffe „Bellerophon" dort vor Anker lag. Er wurde nach England gebracht, von dort aber auf gemeinschaftlichen Beschluß der Mächte als Kriegsgefangener nach dem Felseneiland St. Helena im südlichen Atlantischen Ocean überführt, wo man ihm den Meierhof Longwood auf der Hochebene der Insel als Wohnung anwies und ihn einer beständigen scharfen Ueberwachung unterzog, die von dem englischen Befehlshaber der Insel in recht unliebenswürdiger Weise gehandhabt wurde. Nur wenige Begleiter durften Napoleon nach dem weltverlorenen Eilande folgen, auf dem er thatsächlich lebendig begraben war. Er verfaßte dort seine Memoiren, in denen er mit großer Geschicklichkeit seine Gedanken und Handlungen in das schönste Licht zu stellen wußte, und starb am 5. Mai 1821.

Am 20. November 1815 wurde der zweite Friede von Paris geschlossen, der Frankreich zur Herausgabe von Savoyen und Nizza an Sardinien, von Saarbrücken und Saarlouis an Preußen und von Landau an Bayern, sowie zur Zurückgabe der in verschiedenen Ländern zusammengerafften Kunstschätze, zur Zahlung von 700 Millionen Francs

Kriegsentschädigung und zur Aufnahme von 150000 Mann Occupationstruppen unter Wellingtons Befehl verpflichtete.

Murat, der nach der Rückkehr Napoleons von Elba sofort gegen die Oesterreicher die Waffen ergriffen hatte, war damals bei Tolentino geschlagen worden und hatte sich nach Frankreich geflüchtet. Im Oktober 1815 unternahm er, der ohne Napoleon doch nichts weiter als eine Null war, den verzweifelten Versuch zur Wiedergewinnung seines Thrones. Er landete in Calabrien, wurde aber gefangen genommen, kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt und erschossen.

Durch die Wiener Kongreß-Akte*) wurden die Besitzverhältnisse der einzelnen Staaten in der Weise geregelt, daß Oesterreich zu seinen früheren Besitzungen noch Venedig,



Napoleon auf St. Helena,
seine Memoiren diktierend.
Nach dem Stahlstich von F. Randel.

---

*) Das umstehende Bild enthält in porträtähnlicher Darstellung die Vertreter der bedeutendsten Staaten, die auf dem Kongreß vertreten waren. In der Ecke links im Vordergrunde sitzt Fürst Hardenberg, Vertreter Preußens; hinter ihm stehen (von links nach rechts aufgezählt) der Herzog von Wellington (Großbritannien), die Portugiesen Lobo und Saldanha, Graf Löwenhjelm (Schweden), rechts neben diesem (vom Beschauer aus gesehen) hinter dem Stuhle Graf Noailles (einer der französischen Delegierten), vor dem Stuhle Fürst Metternich (Oesterreich), dann rechts von Metternich (von hinten nach vorne aufgezählt) Graf Latour (Frankreich), Graf Nesselrode (Hauptabgesandter von Rußland), Graf Palmella (Hauptabgesandter von Portugal); rechts neben diesem im Mittelgrunde des Bildes Vicomte Castlereagh (für Großbritannien, dem Wellington erst im Verlaufe des Kongresses beigegeben worden war); hinter dem Tische, von links

Preußen jenen Besitzstand erhielt, den es bis zum Jahre 1866 inne hatte, Rußland der größte Teil des Herzogtums Warschau als Königreich Polen einverleibt wurde, die Niederlande mit Belgien in ein Königreich verwandelt und aus Deutschland ein Staatenbund unter österreichischem Vorsitz gebildet wurde, als dessen oberste Behörde ein „Bundestag" zu Frankfurt a. M. eingesetzt wurde. Schweden wurde mit Norwegen durch Personalunion vereinigt, die alten Dynastien in Spanien und Italien wieder eingesetzt.

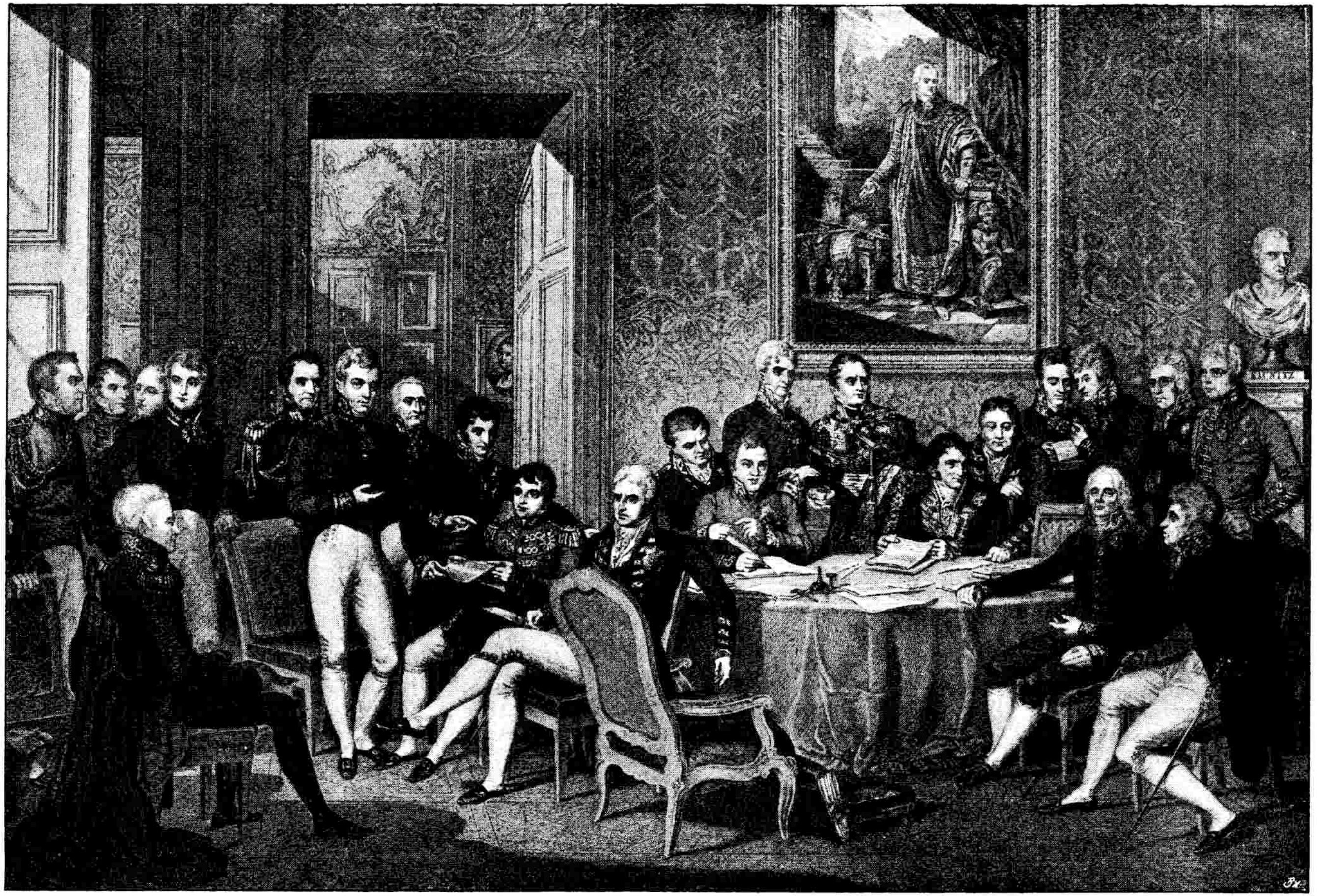
Die heilige Allianz.

Noch während ihres Aufenthaltes in Paris nach dessen zweiter Einnahme durch die Verbündeten hatte der schwärmerisch veranlagte Zar Alexander I. eigenhändig den Entwurf eines Bündnisses ausgearbeitet und seinen beiden Bundesgenossen vorgelegt, das am 26. September 1815 von den drei Monarchen Rußlands, Preußens und Oesterreichs unterzeichnet wurde, und dem später alle christlichen Herrscher jener Zeit mit Ausnahme Englands und des Papstes beigetreten sind. Dieses Bündnis erhielt den Namen der „Heiligen Allianz". Es war kein eigentlicher Staatsvertrag, sondern mehr eine persönliche Erklärung der Fürsten an ihre gegenseitige Adresse, sowie an diejenige Europas. Unmittelbare politische Folgen konnte daher dieses seltsame Bündnis, das Metternich in seiner leichtfertigen Weise höchst unehrerbietig als „leeres Geschwätz" bezeichnet hat (französisch nannte er es „verbiage", etwa s. v. w. „Wortmacherei"), nicht haben und hatte sie auch thätsächlich nicht; desto nachdrücklicher hat es aber mittelbar auf die politischen Verhältnisse der nächsten Jahrzehnte eingewirkt. Die „Heilige Allianz" verpflichtete ihre Mitglieder zu gegenseitiger Bruderliebe und Beistandleistung; überdies erklärten die Unterzeichner, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht erhalten zu wollen. Der patriarchalische Grundgedanke, auf dem dieses Programm sich aufbaute, beruhte auf der Anschauungsweise einer längst vergangenen Zeit, auf der Meinung, daß die Fürsten für ihre Völker nicht nur allein zu handeln, sondern auch allein zu denken haben. Die Ansichten über Religion, Frieden und Gerechtigkeit, wie sie sich in den Köpfen jener Monarchen bildeten, waren grundverschieden von denjenigen, die von den aufgeklärten Geistern jener Zeit vertreten und in immer weiteren Kreisen verbreitet wurden; ihre Religion war das behördlich beglaubigte Staatskirchentum, ihr Friede der Stillstand, ihre Gerechtigkeit das starre Festhalten an dem Hergebrachten. Kein Wunder daher, daß die „Heilige Allianz" als der Ausgangspunkt aller rückschrittlichen Bestrebungen angesehen wird, die von den Begründern dieses Bündnisses und nach deren Vorbilde auch von den übrigen demselben beigetretenen Fürsten verfolgt wurden.

Zur Kräftigung der „Heiligen Allianz" und ihres Einflusses auf die europäische Politik sollten von Zeit zu Zeit Kongresse veranstaltet werden, an denen die Strebeziele dieser Verbindung erörtert und die zur Erreichung derselben erforderlichen Maßnahmen beraten werden sollten. Zum erstenmale trat die Allianz im Herbst 1818 in Aachen zu einem Kongreß zusammen, den die drei Begründer derselben persönlich besuchten und auf

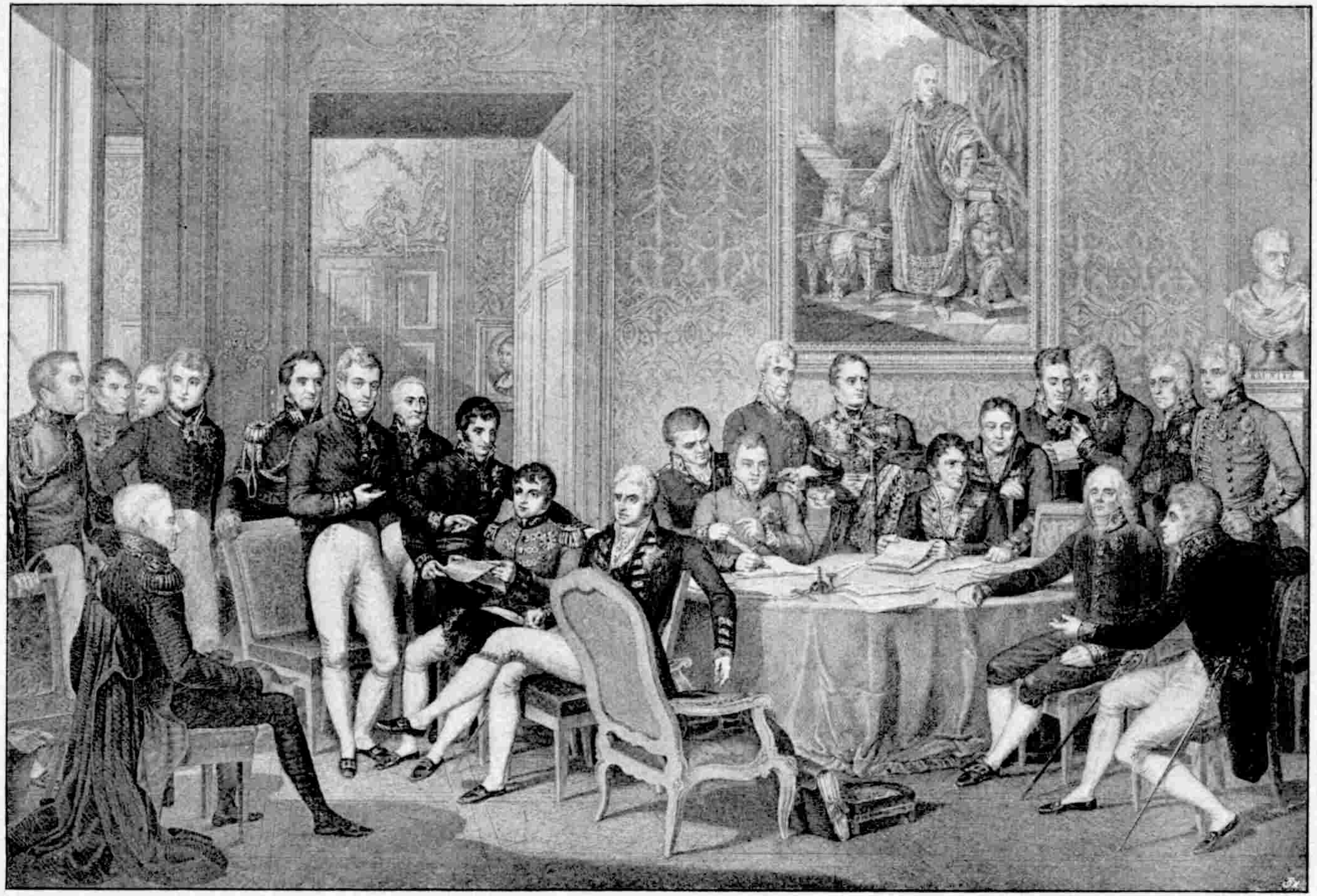
---

angefangen: Duc Dalberg (Frankreich), Baron Wessenberg (Oesterreich), Fürst Rasumowsky (Rußland), Lord Stewart (Großbritannien); rechts neben und vor diesem (mit dem Papier in den Händen) Gomez Labrador (Spanien), rechts hinter diesem Graf Clancarty (Großbritannien), dann im Hintergrunde die österreichischen Hofräte Wacker und Gentz, letzterer Generalsekretär des Kongresses und nachmals einer der schlimmsten und anrüchigsten Diener des Metternichschen Systems; rechts vom Letztgenannten Wilhelm von Humboldt (Preußen) und am äußersten rechten Flügel dieser Reihe General Cathcart (Großbritannien). Endlich im Vordergrunde rechts, den Arm auf dem Tisch ruhen lassend, Fürst Talleyrand (Hauptabgesandter von Frankreich) und rechts neben und vor diesem Graf Stackelberg (Rußland). Von den Vertretern der kleineren deutschen und der italienischen Staaten, der Niederlande, Dänemarks, der Schweiz und vieler mediatisierter Häuser des vormals deutschen Reiches, sowie der vormals souveränen Städte, die am Kongreß teilnahmen, ist auf dem Bilde nichts zu sehen, da dieses eine Sitzung der Vertreter der 8 Hauptmächte darstellt. Die Gesamtzahl der diplomatischen Persönlichkeiten, die dem Kongresse beiwohnten, belief sich auf 450.



Der Kongreß zu Wien.

Nach dem Originalgemälde, 1819, von J. Isabey (1767—1855) in Kupfer gestochen von Jean Godefroy.



Der Kongreß zu Wien.

Nach dem Originalgemälde, 1819, von J. Jsabey (1767—1855) in Kupfer gestochen von Jean Godefroy.

Selbstverständlich wurde auch die Schweiz unter die Fittige der Metternich'schen Reaktions-Politik genommen; 1817 wurde sie mit sanftem Zwange dem Verbande der „Heiligen Allianz" einverleibt und verfiel der gleichen drückenden Vormundschaft, unter die sich auch die übrigen europäischen Staaten zweiten und dritten Ranges beugen mußten. Namentlich waren das schweizerische Asylrecht und die dort herrschende Preßfreiheit Steine des Anstoßes für das Metternich'sche System, und es war eine natürliche Folge der zu Karlsbad, Troppau und Laibach gefaßten Kongreßbeschlüsse, daß die Eidgenossen genötigt wurden, diese Freiheiten wesentlich einzuschränken. Da die städtischen Aristokratien infolge der allgemeinen europäischen Reaktion wieder das Uebergewicht im politischen Leben der Schweiz gewonnen hatten, so fanden die Allianzmächte bei den leitenden Behörden dienstfertiges Entgegenkommen, und die liberale Opposition im Lande selbst war zunächst ziemlich ohnmächtig. Erst die französische Juli-Revolution verlieh dieser einen kräftigeren Aufschwung und bewirkte das Zustandekommen demokratischer Mehrheiten in vielen Kantonen, die sich nun volkstümliche Verfassungen gaben. Im Jahre 1831 wurde auch in dem mächtigsten der Kantone, in dem von altersher oligarchischen Bern, das aristokratische Regiment gebrochen. 1832 schlossen die Kantone Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau das „Siebener-Konkordat", welches an der Tagsatzung den Beschluß einer Revision des Bundes in freisinnigem und fortschrittlichem Geiste durchsetzten, in dem „Sarner Bund" der reaktionär regierten Kantone aber ein Gegengewicht fanden, das den der Tagsatzung von 1833 vorgelegten Verfassungsentwurf zum Scheitern brachte. Immerhin war der liberale Geist und das Volksbewußtsein durch diese Bewegung geweckt und äußerte sich in immer neuen Vorstößen, so namentlich auch dem Auslande gegenüber in der bereits mitgeteilten Angelegenheit der Auslieferung Louis Napoleons (vergl. S. 726). Der Versuch der päpstlichen Kurie, die schweizerischen Bistümer in willkürlicher Weise umzugestalten, rief eine lebhafte Bewegung hervor, die von 1833—1839 sich hinzog und zum eigentlichen Ausgangspunkte der Neugestaltung der Eidgenossenschaft wurde. Eine 1834 zu Baden (im Aargau) von den liberalen Kantonen veranstaltete Konferenz, die sich gegen die klerikalen Uebergriffe richtete, wurde durch eine päpstliche Bulle in schärfster Tonart verdammt, und die Folge davon war, daß der Klerus, der durch Festsetzung der Jesuiten in Freiburg und Wallis und durch Wiederbevölkerung der Klöster großen Machtzuwachs erlangt hatte, das katholische Landvolk offen gegen seine liberalen Regierungen aufhetzte. Einem in den aargauischen Freiämtern ausgebrochenen Aufstand mußte 1841 mit Waffengewalt entgegengetreten werden; durch den Sieg der Regierungstruppen bei dem in den schweizerischen Glaubenskämpfen schon wiederholt zu Namen gekommenen Orte Villmergen (vergl. S. 634) wurde die Bewegung erstickt, und 1843 erfolgte durch Beschluß der Volksvertretung die Aufhebung der Klöster im Kanton Aargau. Nun thaten sich unter Führung Luzerns, wo 1841 ein gewaltthätiges, reaktionäres Regiment die Oberhand gewonnen hatte, die Urkantone mit Zug und Freiburg zu einem Sonderbunde zusammen, dem sich später auch Wallis anschloß. Die harte Bedrückung der liberalen Minderheit in Luzern durch die klerikalen Gewalthaber, die zur Verstärkung ihrer Macht die Jesuiten ins Land gerufen hatten, veranlaßte die Gesinnungsgenossen der Unterdrückten zur Bildung von Freischaren, die 1844 und 1845 erfolglose Einbrüche in das Gebiet Luzerns und seiner Verbündeten unternahmen, leisteten aber zugleich dem allgemeinen Umsichgreifen der liberalen Bewegung wesentlich Vorschub und bewirkten einen entscheidenden Umschwung der Stimmung an der Tagsatzung zu Gunsten der Freiheit und des Fortschrittes. 1847 sprach die Tagsatzung die Auflösung des Sonderbundes aus und faßte zugleich Beschlüsse betreffs Ausweisung der Jesuiten aus dem ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft und Herstellung einer neuen Bundesverfassung. Der Widerstand der Sonderbundskantone wurde durch einen kurzen und unblutigen Kampf, den sogenannten Sonderbundskrieg, gebrochen (Ende November 1847); das von Seite Frankreichs, Preußens und Oesterreichs beabsichtigte Eingreifen zu Gunsten der Unterworfenen scheiterte an dem Aufglimmen des allgemeinen Völkerbrandes von 1848, der damals schon seine drohenden Vorzeichen sichtbar werden ließ, und dieses denkwürdige Jahr brachte der Schweiz ihre Um-

gestaltung zu einem Bundesstaate durch die Bundesverfassung vom 12. September 1848, die seither (1866 und 1874) noch weiter im fortschrittlichen und die Bundesmacht den Kantonen gegenüber verstärkenden Sinne ausgebaut worden ist.

Das junge Italien.

Wie Deutschland, so durfte nach dem politischen Plane Metternichs auch Italien zu keinem nationalen Staatsgebilde zusammenschmelzen. Die Interessen Oesterreichs verboten dies, da sowohl sein eigener bedeutender Länderbesitz auf der Apenninen-Halbinsel, als auch der seiner dortigen Secundogenituren dabei in Frage gekommen wären. Aber ebenso, wie in Deutschland die antinationalen Maßregeln des Metternichschen Systems die nationale Bewegung nicht zu ersticken vermochten, sondern dieselbe nur desto lebhafter anfachten, war auch in Italien die Wiedereinsetzung der verschiedenen Fremdherrschaften zum Ausgangspunkte einer mächtigen nationalen Bewegung geworden. Es entstanden zahlreiche geheime Gesellschaften in Italien, von denen besonders die „Carbonari“ („Kohlenbrenner“) eine hervorragende Rolle spielten. Der Name rührt daher, daß die Carbonaria ihre geheimen Gebräuche und Sinnbilder dem Köhlergewerbe entlehnte. Schon seit 1808 hatte dieser Bund den Schwerpunkt seines Wirkens in das Königreich Neapel verlegt, wo er während der Herrschaft Murats abwechselnd für und gegen diesen gewirkt hatte, seit der Rückkehr der Bourbons aber entschieden auf deren Untergang hinwirkte. Auf ihre Thätigkeit ist zu nicht geringem Teile die allgemeine Gährung zurückzuführen, die sich gegen Ferdinand I. erhob, als er nach dem Sturze Napoleons in seine Staaten zurückgekehrt war, durch Dekret vom 8. Dezember 1816 dieselben zum „Königreich beider Sicilien“ vereinigt mit den von Murat gewährten Freiheiten gründlich aufgeräumt hatte. Am 2. Juli 1820 verkündeten zwei Offiziere in Avellino, daß eine Konstitution errungen werden müßte. Auf ihrem Ritte nach Neapel erhielten sie so bedeutende Verstärkungen, daß der Hof jeden Gedanken an Widerstand aufgeben mußte, zumal da der einflußreiche General Guglielmo Pepe sofort zu den Aufständischen übertrat. Am 9. Juli hielten letztere ihren Einzug in die Residenz: voran die „heilige Schwadron“, die sich zuerst erhoben hatte, dann die Linientruppen, darauf die Milizen. Ihnen folgte hoch zu Roß, Säbel und Karabiner umgehängt, die Seele der Verschwörung, der Abbate Menichini im Priesterkleide an der Spitze von



Giuseppe Mazzini.
Nach einem zeitgenössischen Stahlstich.

7000 bewaffneten Carbonari. Der Kronprinz Franz, Herzog von Calabrien, hatte die Carbonarifarben (schwarz-rosa-himmelblau) angelegt und begrüßte vom Balkon seines Palastes herab die revolutionäre Prozession durch Tücherschwenken. Der König legte den Eid auf die ihm vorgelegte Verfassung ab und bekräftigte ihn mit dem Zusatze, Gott möge seine Blitze auf ihn schleudern, wenn er eidbrüchig würde.

Mit dieser plötzlichen Wendung der Dinge war indes die heilige Allianz keineswegs einverstanden, am allerwenigsten aber Metternich, der vielleicht nicht mit Unrecht befürchtete, daß England die Wirren benutzen und sich auf Sicilien festsetzen könne. Wiederum trat also ein Kongreß in Troppau zusammen (20. Oktober 1820) und beauftragte Oesterreich, die alten Verhältnisse wiederherzustellen. Die militärischen Operationen begannen im folgenden März und bald befand sich die von Pepe befehligte aufständische Armee in vollster Auflösung, aber nun brach in Turin ein Aufstand aus und zwar, wie man sich in die Ohren flüsterte, infolge der Aufreizungen englischer Agenten. Ein Abbé namens Martetini und der Prinz La Cisterne standen an der Spitze der Bewegung, und nun hielt es auch der Zar für seine Pflicht, den Oesterreichern den General Jermoloff mit 80000 Mann zu Hilfe zu senden. Aber es bedurfte derselben nicht, denn die ausschließlich gegen die Person des Königs gerichtete Bewegung erstarb infolge der Abdankung desselben, bevor noch die österreichischen Truppen gewaltsam hatten eingreifen müssen. Natürlich hatte man nicht verabsäumt, infolgedessen einen neuen Kongreß nach Laibach zu berufen und durch diesen die Könige von Sardinien und Sicilien zu veranlassen, die von ihnen gewährten Verfassungen zurückzunehmen.



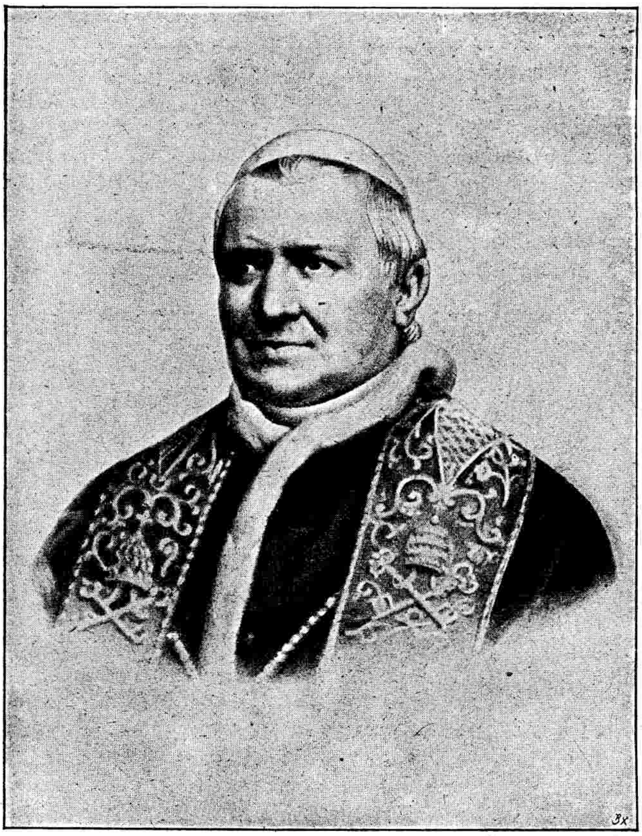
Feldmarschall Radetzky.

Nach der Natur gezeichnet von Skalitzky, gestochen von A. Collette.

Mit wuchtiger Faust hielt Oesterreich in dem ihm gehörenden italienischen Gebiete alle liberalen Regungen nieder, und als es infolge der französischen Juli-Revolution im Kirchenstaate, in Parma und in Modena zu Erhebungen kam, erstickte General Frimont durch rasches Eingreifen die Flammen schon im ersten Auflodern, und die Rädelsführer mußten flüchten oder wurden des Landes verwiesen. Zu den letzteren gehörte Giuseppe Mazzini, ein Advokat, der nach einigen Irrfahrten sich in Marseille niederließ und im Verein mit Landsleuten die Zeitschrift „Giovine Italia“ (das junge Italien) gründete, die Italien in eine einzige Republik zu verwandeln bezweckte. Die gleiche Absicht verfolgten auch zahlreiche geheime Gesellschaften, die sich über die ganze Apenninen-Halbinsel verbreiteten und sich ebenfalls den Namen „Jung-Italien“ beilegten. Von Worten ging man bald zu Thaten über, und Mazzini, der inzwischen aus Frankreich ausgewiesen und nach der Schweiz übersiedelt war, veranstaltete mehrere Erhebungen, namentlich 1834 den verunglückten „Savoyerzug“. Deswegen in Sardinien in contumaciam zum Tode verurteilt und aus

der Schweiz ausgewiesen, ging er unter falschem Namen nach London und konspirierte dort weiter. Man überwachte aber ihn und seine Korrespondenzen, und so kam es, daß die beiden Söhne des Contreadmirals **Bandiera**, mit denen er eine Erhebung in Calabrien geplant hatte, bei ihrer Ankunft in Korfu gefangen genommen und mit sieben Genossen erschossen wurden.

Neben dieser Bewegung ging eine zweite, die ebenfalls ein einiges Italien erstrebte, aber ein monarchisches. Sie hatte 1839 auf einem Gelehrten-Kongresse in **Pisa** ihren Anfang genommen und fand wesentlich größeren Anklang als die republikanische Richtung. Als 1848 das Revolutionsfieber allenthalben ausbrach, hielt König **Karl Albert** von Sardinien den Augenblick für geeignet, sich an die Spitze Italiens zu stellen und es von dem österreichischen Joche zu befreien. Von allen Seiten strömten ihm Freiwillige zu, alle italienischen Regierungen wurden gezwungen, sich ihm anzuschließen und ohne vorherige Kriegserklärung überschritten 40000 Mann die Grenze der Lombardei, so daß der österreichische Feldmarschall **Radetzky** Mailand und Venedig aufgeben und sich nach Verona zurückziehen mußte. Aber nun entstanden auch schon wieder Uneinigkeiten: die bereits auf dem Marsche befindlichen neapolitanischen Truppen wurden zurückgezogen und **Pius IX.**, auf dessen angeblich liberale Gesinnungen man so fest gerechnet hatte*), sprach sich gegen einen Krieg mit Oesterreich aus. Am 25. Juli kam es zwischen Oesterreichern und Italienern zur Schlacht bei **Custozza**, in der Radetzky glänzend siegte; auch Mailand mußte aufgegeben werden — kurz, nicht einen einzigen Erfolg hatten die Italiener zu verzeichnen, so daß sich Karl Albert zum Waffenstillstand bequemen mußte. Dies war das Signal für „Jung-



Pius IX.

(Nach einer Photographie aus seinen späteren Lebensjahren.)

*) **Pius IX.**, ital. **Pionono**, eigentlich Giovanni Maria Graf **Mastai-Feretti**, war 1792 zu Sinigaglia geboren, begann 1816 Theologie zu studiren und hatte es schon 1827 zum Erzbischof von Spoleto gebracht. 1840 wurde er Kardinal und galt als scharfer Gegner seines Vorgängers **Gregor XVI.**, der die Unruhen im Kirchenstaate mit französischer und österreichischer Hilfe unterdrückte und statt der von ihm versprochenen Verfassung harte Strafedikte erließ. 1846 Papst geworden, begann seine Regierung zwar mit verschiedenen Reformen in der Verwaltung, schwankte aber dann hin und her, bis er sich schließlich als entschiedener Anhänger des Rückschrittes entpuppte.

Italien", sein Haupt zu erheben und fast alle italienischen Staaten in Verwirrung zu stürzen. Sicilien sagte sich von Neapel los, erklärte das Haus Bourbon für abgesetzt und wählte sich einen sardinischen Prinzen. Im Kirchenstaat wurde der Minister Graf Rossi ermordet und die „Römische Republik" ausgerufen, so daß Pius IX. verkleidet nach Gaëta fliehen mußte (24. November). Der Großherzog von Toscana mußte ebenfalls das Weite suchen (7. Februar), als Mazzini mit seinen Gefährten in Florenz die Republik erklärte. Diese Wirren glaubte Karl Albert benutzen zu können, um noch einmal das Waffenglück zu versuchen, doch entschied es bei Novara (22. März) wiederum gegen ihn. Nun dankte er zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel ab, dem nichts übrig blieb, als sofort Frieden zu schließen.

Damit endeten zunächst die italienischen Freiheitsträume. Oesterreich behauptete seine Besitzungen, in den übrigen Staaten wurden die alten Fürsten wieder eingesetzt und die von ihnen gewährten Verfassungen aufgehoben, und Rom, wo Napoleon III. durch bewaffnetes Einschreiten die Rückkehr des Papstes ermöglicht hatte, erhielt dauernd eine französische Besatzung. Der einzige Staat, dem eine liberale Regierung erhalten blieb, war Sardinien, und mehr und mehr befestigte sich die Ueberzeugung der Patrioten, daß nur von dorther die Einigung Italiens zu erwarten sei.

Die Befreiung Griechenlands.

Unter den großen Gedanken, welche Napoleon während seiner unfreiwilligen Muße auf St. Helena faßte, unter dem Vorgeben, daß dieselben schon von Anfang her die Leitsterne seiner Politik gewesen seien, war auch derjenige, den er in den folgenden Worten zum Ausdruck brachte: „Einer meiner größten Gedanken war die Zusammenschließung und Konzentrierung derjenigen Völker, die durch die Revolutionen und die Politik zerspalten und zerstückelt worden waren. Dieser Zusammenschluß wird früher oder später durch die Macht der Dinge zu stande kommen; der Anstoß ist gegeben, und ich glaube nicht, daß nach meinem Sturz und dem Verschwinden meines Systems ein anderes, größeres Gleichgewicht in Europa möglich sein wird, als das der Zusammenschließung und des Bundes der großen Völker."

Wie wir wissen, hat Napoleon nichts gethan, um diesen Gedanken zu verwirklichen. Um das „Zusammenschließen" der zerstückelten Völker hat er sich allerdings lebhaft bekümmert, aber nur in dem Sinne, daß er sie unter seinem eigenen Zepter zusammenzuschließen suchte. In Italien, das vollständig in seiner Gewalt war, hat er das zerstückelnde Wirken der früheren Fremdherren einfach fortgesetzt, und in Polen erregte er zwar die Hoffnungen der Nation auf ihre Wiedervereinigung durch seinen Machteinfluß, ohne indes jemals ernstlich daran gedacht zu haben, für die Erfüllung dieser Hoffnungen irgend etwas zu thun. Immerhin kann ihm das Verdienst nicht abgestritten werden, den nationalen Gedanken wenigstens angeregt zu haben; wie in Italien, so faßte derselbe auch bei anderen Völkern Wurzel und entwickelte sich zu immer höherer Lebenskraft. Auch in Griechenland erwachte der nationale Freiheitsdrang. Dort hatte sich, seit das klassische Land im Jahre 1460 unter türkische Herrschaft gelangt war, die Habsucht der Paschas von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigert, so daß schließlich kaum noch ein Hellene Grundeigentum besaß. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wendete sich aber das Griechenvolk der Schiffahrt und dem Handel zu und zwar mit solchem Glück und Geschick, daß sich sein Wohlstand wieder zusehends hob. Der Wunsch, vom türkischen Joche frei zu werden, wurde immer mächtiger und fand auch in Rußland Unterstützung, als sich 1814 in Odessa der Geheimbund Hetäria bildete, der die Befreiung des Vaterlandes erstrebte.

Als jedoch 1821 die Griechen den Zeitpunkt zum Losschlagen für gekommen hielten, hatte das Ziel der heiligen Allianz, möglichst alles im unveränderten Zustande zu erhalten, sich bereits derart verknöchert, daß die Großmächte der hellenischen Bewegung völlig gleich-

giltig oder gar feindlich gegenüberstanden. Sie rührten auch keine Hand, als mohammedanische Fanatiker aus Rache für den Aufstand die in der Türkei lebenden Griechen allenthalben ermordeten, ja sogar den Patriarchen **Gregorios** in Konstantinopel am Thore der Kathedrale im vollen Ornat aufhängten. Dagegen gab es in den gebildeten Ständen Deutschlands und Englands zahlreiche **Philhellenen** (Griechenfreunde), die selbst zu den Waffen griffen, oder Freischaren und Gelder sammelten*), um den griechischen Freiheitskampf zu unterstützen. Mit dieser Hilfe gelang es nun zwar den Griechen, verschiedene Vorteile zu erringen und namentlich der türkischen Flotte Schaden zu thun, aber ihre Sache gestaltete sich um so ungünstiger, als der ägyptische Vicekönig **Mehemed Ali** für die Pforte Partei nahm und **Ibrahim Pascha** mit einer bedeutenden Flotte und zahlreichen Truppen zur Unterdrückung des Aufstandes schickte. Dieser landete im Februar 1825 bei Modon und eroberte nicht nur ganz Morea, sondern verwüstete es auch in barbarischer Weise und sandte die Einwohner als Sklaven nach Aegypten. Im April des folgenden Jahres fiel nach heldenmütigem Widerstande die wichtige Festung **Missolunghi****), und selbst **Athen** mußte sich den von **Reschid Pascha** geführten Türken ergeben. An diesen Unglücksfällen war die unter den Griechen ausgebrochene Zwietracht nicht zu geringem Teile schuld, und es erschien daher von größter Bedeutung, daß man sich endlich dahin einigte, den ehemaligen russischen Minister **Kapodistrias** auf sieben Jahre zum **Präsidenten** zu ernennen. Dieser suchte auch die Ordnung und die Wohlfahrt des Landes nach Kräften zu fördern, aber das von ihm nach russischem Muster eingeführte büreaukratische Regierungssystem behagte den Griechen so wenig, daß neue Zwistigkeiten entstanden. Zum Glück rüttelten aber jetzt die Bemühungen der Philhellenen, namentlich des in Konstantinopel beglaubigten britischen Gesandten, Sir **Stratford Canning**, die Großmächte aus ihrem Hinbrüten, und England, Frankreich und Rußland suchten gemeinsam zu intervenieren. Der Uebermut der Pforte war aber so gewachsen, daß sie die Vermittlung ablehnen zu können glaubte, worauf die Großmächte ihre Flotten nach dem Kriegsschauplatze sandten. Es kam zur Seeschlacht bei **Navarin** (20. Oktober 1827), in der die türkisch-ägyptische Flotte fast völlig vernichtet wurde; trotzdem schlug die Türkei das Ansinnen der Großmächte ab, Griechenland zu einem selbständigen Staate werden zu lassen, der von einem christlichen Fürsten regiert werden, aber



Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten.

Verkleinertes Facsimile des Stahlstiches von Blanchard; Originalgemälde von Conder (1790—1873); Versailles (Gal. hist. de Vers).

*) Einer der opferwilligsten Philhellenen war der Genfer Bankier **Eynard**.

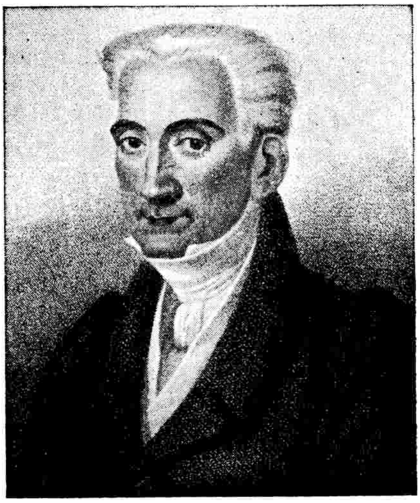
) In Missolunghi starb der größte englische Dichter der Neuzeit, Lord **Byron. Er war früher Kapitän im englischen Heere gewesen und hatte wegen seines wüsten Lebens den Beinamen „der tolle Jack" erhalten. Seine beiden Ehen waren sehr unglücklich, und er legte es geradezu darauf an, das beträchtliche Vermögen seiner Frauen in Saus und Braus zu verjubeln. Dadurch in der englischen Gesellschaft unmöglich geworden, lebte er zunächst in ebenso unmäßiger Weise in Italien und stellte dann seine Person und den Rest seines Vermögens (etwa 150000 Mark) in den Dienst der griechischen Sache. Er leistete dort unendlich viel und wirkte namentlich nach auswärts für die Unterstützung des Hellenenvolkes, aber seine geschwächte Gesundheit konnte die Strapazen nicht vertragen. An einem hitzigen Fieber starb er im 36. Lebensjahre (19. April 1824) und ganz Griechenland trauerte einundzwanzig Tage lang um ihn.

unter türkischer Oberhoheit stehen sollte. Diesen Schritt wagte die Türkei nur, weil zwischen Persien und Rußland ein Krieg ausgebrochen war und letzteres daher nicht im Stande zu sein schien, nachdrücklich für Griechenland einzutreten.

Am 1. Dezember 1825 war Alexander I.*) von Rußland kinderlos gestorben; sein zweiter Bruder Konstantin, der rechtmäßige Thronfolger, hatte auf die Krone verzichtet, mithin trat dessen jüngerer Bruder Nikolaus die Herrschaft an. Dieser war aber in den Adels- und Militärkreisen wenig beliebt und, unter dem Vorgeben, daß er seinen älteren Bruder unrechtmäßig verdrängt habe, zettelte man eine umfangreiche Militär-Revolution an, die erst nach großem Blutvergießen unterdrückt werden konnte. Persien hielt den Augenblick für geeignet, sich einen Länderzuwachs zu verschaffen, und der dortige Thronfolger Abbas-Mirza fiel ohne weiteres mit 30000 Mann in das russische Gebiet ein. Lange sollte diese Freude allerdings nicht dauern, denn schon während des Jahres 1826 gelang es dem General Paskewitsch, die Perser in ihr Land zurückzutreiben und im folgenden Jahre drang er so weit dort vor, daß der Schah die Provinzen Eriwan und Nachitschewan abtreten und sich im Frieden von Turkmantschai (25. Febr. 1828) zur Zahlung von 20 Millionen Rubel Kriegskosten verpflichten mußte.

Sobald Rußland in Asien freie Hand hatte, ging es gegen die Türkei vor. General Wittgenstein überschritt mit 100000 Mann den Pruth, besetzte die Moldau und Walachei und eroberte Braïla und Varna. Am 20. August 1829 fiel Adrianopel in russische Hände, und der Sultan, der nun den Vormarsch auf Konstantinopel zu gewärtigen hatte, bequemte sich schon am 14. September zum Frieden von Adrianopel. Dieser brachte für Griechenland die von ihm ersehnte Unabhängigkeit; es wurde nach Abtrennung von Samos, Kreta und Akarnanien zu einem Königreich erhoben. Aber auch Rußland ging nicht leer aus, sondern erhielt in Asien eine beträchtliche Gebietserweiterung.

Was für Gesellen sich übrigens damals unter den griechischen Vaterlands-Verteidigern befanden, beweist der Umstand, daß der sich verletzt fühlende Oberbefehlshaber der Marine, Miaulis, die in Paros abgetakelt liegende Flotte in Brand steckte, um sie der russisch gesinnten Gegenpartei zu entreißen, so daß Griechenland nicht mehr als zwei Dampfboote behielt. Ferner wurde der Präsident Kapodistrias, der sein Amt nur noch bis zur Einsetzung eines Königs zu verwalten hatte, meuchlings ermordet. — Endlich einigten sich die Großmächte, dem Prinzen Otto, einem Sohne des philhellenischen Königs Ludwig I. von Bayern, die griechische Krone zu übertragen. Dieser gab sich die erdenklichste Mühe, durch Umgestaltung der Staatseinrichtungen nach europäischem Muster, sowie durch Reformen des Gerichts-, Militär-, Münz- und Schulwesens Zufriedenheit zu schaffen. Durch die Rückwanderung wohlhabender griechischer Familien aus der Türkei und durch die neuen Verkehrsmittel hob sich



Graf Johann von Kapodistrias.
Nach einem Stich von F. Bolt.

*) Alexander I. war der älteste Sohn des Kaisers Paul I., Sohnes der zweiten Katharina, der nach dem Tode seiner Mutter 1796 zur Regierung gelangt war und sich durch sein despotisches Regiment und die Einführung eines stramm organisierten Zensur- und Polizeisystems dermaßen verhaßt gemacht hatte, daß sich eine Verschwörung angesehener Offiziere und Staatsbeamten gegen ihn bildete, die ihn das Leben kostete. Er wurde von den Verschwörern in der Nacht des 23. März 1801 in seinem Schlafgemache mit seiner eigenen Schärpe erdrosselt.

langsam der Wohlstand, doch erhielt der junge König von den Vertretern der Großmächte, von denen jede nur ihren eigenen Einfluß vergrößern wollte, wenig gute Ratschläge, so daß die Abneigung gegen die Fremden ständig im Lande wuchs. Leider mußte das arme Griechenland die Freundschaft Englands, das mit seinen Ratschlägen und Einmischungen immer aufdringlicher als die übrigen Großmächte gewesen war, noch teuer bezahlen. England forderte nämlich für Unbilden, die angeblich griechische Räuber britischen Unterthanen zugefügt haben sollten, eine bedeutende Entschädigung. Griechenland erhob hiergegen Einspruch und forderte die schiedsrichterliche Entscheidung der übrigen Schutzmächte, aber England lehnte das Ansinnen rundweg ab und sandte eine Flotte unter Viceadmiral Parker nach dem Piräus. Die von dieser Flotte ausgeübte Blockade legte den griechischen Handel völlig lahm, und das arme Land, an dem die Revolutionstage von 1848 ziemlich unbemerkt vorüber gegangen waren, das aber durch einen strengen Winter und große Ueberschwemmungen gelitten hatte, mußte sich zur Zahlung von 168000 Drachmen verpflichten. In Wirklichkeit wollte England nur den ihm unbequem werdenden griechischen Handel im Mittelmeer unterdrücken, und das hatte es vollständig erreicht.

Die Restauration in Frankreich.

Ludwig XVIII., ein sehr bequemer Herr, der sich zu gerne von anderer Leute Willen und Thatkraft abhängig machte, stand unter dem Einflusse seines Bruders, des Grafen von Artois und nachmaligen Königs Karl X., der ihn zu einer scharfen Rückschrittspolitik drängte. Die Republikaner hatte er von vornherein gegen sich; die Anhänger Napoleons haßten ihn, weil er den Marschall Ney wegen seines Uebertrittes zu dem aus Elba zurückgekehrten Kaiser kriegsrechtlich hatte erschießen lassen (vergl. S. 684), und alle Freunde des Fortschritts entfremdete er sich durch den Rückfall in den Absolutismus seiner Vorfahren, an dem er ebenso wie an dem schroffen Widerstande seiner Umgebung und seiner Beamten gegen die Durchführung der Verfassung nur mittelbar schuld war. Im geheimen Einverständnis mit den Behörden brachen im südlichen Frankreich blutige Verfolgungen der Republikaner und der Protestanten aus, die man, mit Anspielung auf die Farbe der Bourbonischen Wappenlilien, den „weißen Schrecken“ genannt hat. Als Ludwig XVIII. infolge der 1819 zu gunsten der Liberalen ausgefallenen Wahlen zu einer Schwenkung nach der liberalen Seite geneigt schien, trat ein Ereignis ein, das ihn sofort wieder zu schroffer Umkehr bewog: sein Neffe, der Herzog von Berry, auf dem die Zukunft des Königshauses ruhte, wurde am 13. Februar 1820 von dem königlichen Stallbedienten Louvel ermordet.

Das reaktionäre Frankreich, das sich, wie wir gesehen haben, der Begünstigung der heiligen Allianz überhaupt im hohen Maße zu erfreuen hatte, wurde (1822) dazu ausersehen, der Rückschrittspolitik Metternichs als Werkzeug zu dienen. In Spanien war Ferdinand VII. nach der Entfernung der Franzosen aus dem Lande wieder zur Herrschaft gekommen und hatte sich beeilt, die Verfassung, die das Volk sich selbst in der Zwischenzeit gegeben hatte, wieder aufzuheben und den Jesuiten und Mönchen mit Folter und Inquisition Thür und Thor zu öffnen. Es kam deswegen zunächst zu einigen kleineren Erhebungen, die bald unterdrückt wurden. Als jedoch der Oberstlieutenant Rigo 1820 in Cadiz einen Militäraufstand anzettelte, der sich über ganze Provinzen verbreitete, hielt es der König für geraten, die Verfassung wiederherzustellen, die Inquisition aufzuheben und einige Freiheiten zu gewähren. Das war aber den Einen nicht genug, den Anderen zu viel. Es bildeten sich zwei große Parteien: die klerikale, gewöhnlich Apostolische Junta genannt, und die Exaltados oder Decamisados (Ohnehemden), die von ihren Gegnern als Hammer-Partei (del martillo) bezeichnet zu werden pflegten, da einer von ihnen dem Beichtvater des Königs mit einem Hammer den Schädel eingeschlagen hatte. Diese Gruppen befehdeten sich aufs heftigste, und der König stand völlig machtlos zwischen ihnen.

Mit diesen Wirren beschäftigte sich 1822 die heilige Allianz auf dem Kongreß von Verona und beauftragte schließlich Frankreich, dort Ruhe zu stiften. Die französischen Kammern bewilligten die zu dem Feldzuge nötigen Mittel, und der Herzog von Angoulême rückte mit 83000 Mann in Spanien ein (April 1823). Dort war ein Exaltado-Kabinet am Ruder, das schnell seinen Sitz nach Sevilla verlegte und den König wie einen Gefangenen mitschleppte. Den leeren Staatskassen suchte man durch eine Anleihe von 200 Millionen Realen, durch Konfiskation des Vermögens königstreuer Bürger und durch Einschmelzen alles Kirchensilbers, dessen man habhaft werden konnte, aufzuhelfen; doch nützte dies wenig. Das Ministerium mußte bald vor der andrängenden französischen Armee nach Cadiz flüchten, und erst, als dieses bedroht war, gab man den König frei, worauf nach kurzer Zeit überall die Ruhe hergestellt war. Das schlimmste für Spanien war aber, daß seine amerikanischen Kolonieen diese Wirren benutzten, um sich völlig vom Mutterlande unabhängig zu machen. Die südamerikanische Bewegung war ursprünglich (1808) gegen das napoleonische Regiment gerichtet und bezweckte, den von Frankreich abgesetzten König Ferdinand VII. zu unterstützen. Die sich überall ausbreitende demokratische Tendenz änderte aber im Laufe der Zeit völlig das gesetzte Ziel. Schon 1812 erklärte die Argentinische Republik ihre Unabhängigkeit, und ihr folgte unter Bolivars Leitung ein Staat nach dem andern. Spanien suchte zwar diese Erhebungen mit Gewalt zu unterdrücken, konnte jedoch infolge der inneren Zwistigkeiten nicht mit dem nötigen Nachdruck vorgehen, und die Schlacht bei Pampa Ayacucha (9. Dezember 1824) entschied endgiltig zu Gunsten der Amerikaner. Von allen seinen umfangreichen Kolonieen behielt Spanien nichts als die Inseln Cuba und Portorico, während ihm bis dahin der größte Teil Südamerikas und ein bedeutendes Gebiet in Nordamerika, namentlich Mexiko, gehört hatten.



Karl X. von Frankreich.
Nach dem Gemälde von F. Gérard gestochen v. F. Garnier.



Fürst Polignac.
Nach einem gleichzeitigen Bilde. (Aus O. Jägers „Weltgeschichte".)

Die siegreiche Niederwerfung des spanischen Aufstandes schmeichelte der französischen Eigenliebe so sehr, daß Ludwig XVIII. ohne Bedenken die Zensur wieder einführen zu können glaubte. Er starb jedoch bald darauf kinderlos (16. September 1824), und

sein Bruder Karl X. folgte ihm auf dem Thron. Diese Erbschaft war keine besonders angenehme, denn die beiden großen politischen Parteien des Landes, die reaktionäre und die liberale, standen sich jetzt so schroff gegenüber, daß der Regierung eine Vermittelung kaum möglich war. Der klerikal-konservative Fürst Polignac, der im November 1829 das Minister-Portefeuille übernahm, glaubte das sich auftürmende Gewitter am besten durch einen kleinen Feldzug ableiten zu können, und dazu bot ihm der Schlag, den der Dey von Algier dem französischen Konsul mit einem Fliegenwedel versetzt hatte, die erwünschte Gelegenheit.

Algier war seit Alters ein unverschämtes Raubnest, das noch während der spanischen Wirren diesem durch Seeräuberei beträchtlichen Schaden zugefügt hatte. Jetzt erschien eine starke französische Flotte mit 37000 Mann, die am 5. Juli 1830 die Hauptstadt zur Uebergabe zwang, wodurch 17 Kriegsschiffe, 1500 Kanonen und über 50 Millionen Francs in französische Hände fielen.*) So bedeutsam der Erfolg an sich war, so wurde die gute Stimmung in Paris durch die gleich darauf erfolgenden reaktionären Maßnahmen des Ministers, Auflösung der Kammer, Aufhebung der Preßfreiheit und ein neues Wahlgesetz wieder getrübt, und schon am 27. Juli 1830 brach die sogenannte Juli-Revolution aus. Es entspann sich zwei Tage später ein blutiger Straßenkampf, bei dem ein Teil des Militärs zum Volke überging, so daß Karl X. zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux, abdankte und nach England ging. Von den Bourbons wollte aber niemand mehr etwas wissen, und die Demokraten erwarteten mit Sicherheit die Ausrufung der Republik. Die Anhänger der Monarchie behielten aber einstweilen das Uebergewicht und proklamierten den Herzog von Orléans als König.



Louis Philippe.

Nach J. Potier gestochen von Adam 1831.

Dieser bestieg am 9. August als Louis Philippe den Thron und begann seine Regierung mit der Gewährung von vielerlei Zugeständnissen und Freiheiten. Seine Hauptstütze suchte er im Bügerstande (bourgeoisie), und erhielt dafür von den Gegnern die Bezeichnung „Bürger-König“; ebenso wurde er auf Spottbildern nie mit dem Zepter, sondern immer mit einem Regenschirm in der Hand dargestellt, obschon es ihm thatsächlich nicht an

*) Die algerischen Wirren waren damit übrigens noch keineswegs beendet. Im Juli 1831 erlitten die Franzosen eine schwere Niederlage bei Medeah durch die Araber; 1832 brach ein Aufstand unter Sidi-Saadi aus, der aber niedergeworfen werden konnte; ebenso glückte es, die Citadelle von Bona und den Ort Bougie zu nehmen. Nun trat aber Abd-el-Kader auf, den 30 Stämme zum Emir von Maskara erwählten und der die Franzosen fortgesetzt beunruhigte. Man schloß mit ihm Frieden und erkannte ihn als Herrscher über alle noch nicht unterworfenen algerischen Stämme an, doch begann er bald neue Feindseligkeiten. Man kann sagen, daß sich Franzosen und Araber in dem Kampfe an Grausamkeiten gegenseitig überboten; beispielsweise ließ der Oberst Pelissier 800 wehrlose Kabylen, die sich in eine Höhle geflüchtet hatten, durch ein davor angezündetes Feuer ersticken. Andererseits litten aber auch die Franzosen ungemein unter dem Klima und ungefähr 24000 ihrer Soldaten lagen in den Spitälern. Bis zum Jahre 1867 verging fast kein Jahr, in dem nicht in einem oder dem andern Teile des Landes Aufstände zu unterdrücken waren. 1870 brach eine besonders heftige Empörung aus, und noch 1881 bei dem Feldzuge gegen Tunis hatte Frankreich sehr unter den Angriffen der algerischen Stämme zu leiden.

persönlichem Mut fehlte und er auch mehrfach Beweise seiner Kaltblütigkeit gab. Es glückte ihm, in der Person Casimir Periers einen tüchtigen Premierminister zu finden, der nicht nur im Innern Ruhe schaffte, sondern auch durch Intervention im belgischen Freiheitskampfe (der uns noch weiterhin beschäftigen wird) Frankreichs Ansehen nach außen zu heben verstand. Leider starb dieser bedeutende Vertreter des Juste-milieu („richtige Mitte"), wie das die Extreme vermeidende Regierungssystem Louis Philipps genannt zu werden pflegt, bald an der Cholera (16. Mai 1832), und die sich nun in bunter Zahl abwechselnden Minister vermochten, trotz ihrer teilweise außerordentlichen Fähigkeiten, das Staatsschiff nicht mit genügender Umsicht zu lenken. Zu den hervorragendsten unter ihnen zählten der schon aus den napoleonischen Feldzügen bekannte Marschall Soult, ferner Thiers, der damals bereits als Schriftsteller und Redner berühmt war, und endlich Guizot, der namentlich um die Verbesserung der Unterrichtsanstalten bedeutende Verdienste hat.

Der König hatte dreierlei Feinde: einmal die Legitimisten, wie die Anhänger des Hauses Bourbon heißen, dann die Bonapartisten, die ihre Hoffnung auf den damals auftauchenden Louis Napoleon setzten, und endlich die Republikaner, die überhaupt keinen Monarchen wollten. Die Reihe der gegen seine Regierung gerichteten Erhebungen begann mit einer Empörung in Lyon (9. April 1834), der wenige Tage später ein Aufstand in Paris folgte. Da diese erfolglos blieben, so unternahm der Corse Fieschi ein Attentat auf die Person des Königs mit Hilfe einer Höllenmaschine (28. Juli 1835), und es erschien fast wie ein Wunder, daß der König unverletzt blieb. Dieser Gewaltthat folgten fünf andere, die aber ebenfalls mißlangen, und außerdem versuchte noch der junge Napoleon einige Aufstände anzuzetteln. Schwankte und wankte der Thron Louis Philipps schon unter den Angriffen der gegnerischen Parteien, so trat sogar in den Kreisen seiner Anhänger eine gewisse Gleichgiltigkeit ein, als der Thronfolger, der recht beliebte Herzog von Orléans, infolge eines unglücklichen Sturzes aus dem Wagen am 13. Juli 1842 verschied.



Guizot.
Verkleinertes Facsimile einer Radierung nach dem Gemälde von Paul Delaroche.

Das Jahr 1846 brachte Mißernten, und die Folge davon waren zahlreiche Arbeiterentlassungen, die die Not der arbeitenden Klassen und ihre Unzufriedenheit vergrößerten. Obschon gegen solche Kalamitäten bürgerliche Freiheiten wenig nützen, so benutzten die Vertreter des liberalen Mittelstandes, namentlich Thiers und Odilon-Barrot, die Gelegenheit, das gerade am Ruder befindliche Ministerium Guizot anzugreifen und in der Kammer eine Reform des Wahlrechts, das allerdings in unbilliger Weise beschränkt war, zu fordern; sie wünschten aber keineswegs das allgemeine Stimmrecht durchzusetzen, sondern nur eine Ausdehnung des bisherigen, wie es ihrem Parteiinteresse entsprach. Da sie mit ihren Wünschen in der Kammer nicht durchzudringen vermochten, so veranstalteten sie Reformbankette, bei welchen sie durch kräftige Reden für ihre Ziele Stimmung zu machen versuchten. Nun aber drängte sich auch der bisher unberücksichtigte vierte Stand

heran, und bald lag die Leitung der Bankette in den Händen der Sozialisten und Republikaner. Da es mehrfach zu stürmischen Scenen kam, verbot die Regierung auf Grund eines Gesetzes aus dem Jahre 1790 die Abhaltung von Reformbanketten überhaupt und glaubte damit die Sache abgethan zu haben.

Der Wahlausschuß des 12. Pariser Arondissements kümmerte sich aber um diese Verordnung nicht, sondern erließ Einladungen zu einem Reformbankett auf den 22. Februar 1848. Die Polizei untersagte die Abhaltung desselben, aber zum Trotze lud jetzt der Ausschuß die Deputirten sämtlicher oppositionellen Parteien zu der Festlichkeit ein, und 92 Mitglieder der Kammer sowie drei Pairs sagten ihr Erscheinen zu. Die Regierung zog deshalb 80000 Mann Militär zusammen und verhinderte dadurch die Abhaltung des Banketts; statt dessen brachen aber an verschiedenen Stellen der Stadt Unruhen aus, die indes schnell unterdrückt werden konnten. Schon glaubte die Regierung, die Lage zu beherrschen, als sie am nächsten Morgen durch die Nachricht überrascht wurde, daß die Nationalgarden mit den Aufständischen fraternisierten.

Guizot überließ infolgedessen seinen Ministerstuhl dem Grafen Molé. Hierdurch wurden die Volksmassen aber erst recht ermutigt und zogen zum Zweck einer Demonstration vor das Ministerium des Auswärtigen. Ein Schuß knallte, eine Salve seitens einer aufgebotenen Truppen-Abteilung antwortete — und die Revolution war fertig. Allenthalben erstanden Barrikaden, und der Kampf zwischen Volk und Militär dauerte die ganze Nacht hindurch. Der König glaubte am nächsten Morgen, durch Bildung eines Ministeriums Thiers-Barrot und durch gleichzeitiges Versprechen einer Reform des Wahlrechts die Aufständischen beruhigen zu können, aber die Anstifter der Bewegung hatten das Heft nicht mehr in den Händen. Schon begann das Militär mit den Aufständischen gemeinsame Sache zu machen, und als um die Mittagszeit die Massen nach den Tuilerien zogen, wurde ihnen die Abdankung Louis Philipps zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, bekannt gegeben. Doch war auch dieser Schritt vergeblich, denn als die Herzogin von Orléans, welche die Regentschaft übernehmen sollte, mit dem noch im Kindesalter stehenden Grafen von Paris in der Deputirtenkammer erschien, um die Regierung anzutreten, stürmte das Volk in den Sitzungssaal und forderte die Einsetzung einer provisorischen Regierung.



Flucht Louis Philipps aus Paris
am 24. Februar 1848.
(Nach „Annales de la République française 1848“ aus O. Jägers „Weltgeschichte“.)

Diese wurde aus gemäßigten Republikanern (Dupont, Lamartine, Crémieux, François Arago, Carnot, General Cavaignac u. a.) und Sozialisten (Ledru-Rollin, Louis Blanc, Flocon) gebildet, und proklamierte ohne weiteres die Republik. Louis Philippe verließ in einem Fiacre das Palais und flüchtete nach England, die Herzogin rettete sich mit dem kleinen Grafen nach Deutschland.

Als sich der erste Freudentaumel legte, entdeckte man, daß mit einer provisorischen Regierung niemandem genützt war, denn die bürgerlichen Parteien hatten keine Gewalt und die Arbeiter nach wie vor kein Brot. Um diese zu beruhigen, schuf man unter Vorsitz von Louis Blanc ein Arbeiter-Parlament, dem etwa 250 Arbeiter verschiedener Gewerke angehörten. Zunächst wurde der Arbeitstag auf 10 (für die Provinzen 11) Stunden herabgesetzt, und dann Nationalwerkstätten eingerichtet, in welchen schließlich 117000 Arbeiter Beschäftigung suchten, so daß man trotz mehrfacher Steuer-Erhöhungen bald nicht mehr wußte, woher man den Lohn für dieselben nehmen sollte, und der Staatskredit dadurch wesentliche Einbuße erlitt. Die inzwischen stattgefundenen Wahlen zur Nationalversammlung fielen zu Gunsten der bürgerlichen Parteien und gegen die Sozialisten aus. Diese hatten schon mehrere öffentliche Demonstrationen in Scene gesetzt und gaben nun ihrem Unmut durch eine große Prozession (am 15. Mai) Ausdruck. Der Zug wurde durch die Nationalgarde zerstreut und die Rädelsführer mit Gefängnis oder Deportation bestraft. Hatte dies schon böses Blut gemacht, so erregte ein fernerer Beschluß, die Nationalwerkstätten zu schließen und die Arbeiter zu entwaffnen, allgemeinen Unwillen. Es kam wieder zu einem Aufstande, der vom 22. bis 26. Juni dauerte und nur mit großer Mühe vom General Cavaignac, den man zu diesem Zwecke mit der Würde eines Diktators bekleidet hatte, niedergeworfen werden konnte. Die Erstürmung der Barrikaden kostete auf beiden Seiten Ströme von Blut, und viele höhere Offiziere büßten in dem Kampfe das Leben ein; auch der Erzbischof von Paris, d'Affre, der die Menge zu beruhigen suchte, wurde getötet. In Anbetracht der zahllosen Opfer, die in diesen Tagen fielen, hat man diesen Aufstand die „Junischlacht" genannt.



General Cavaignac.

Nach einer Lithographie von Gattier.

Die Restauration in Deutschland.

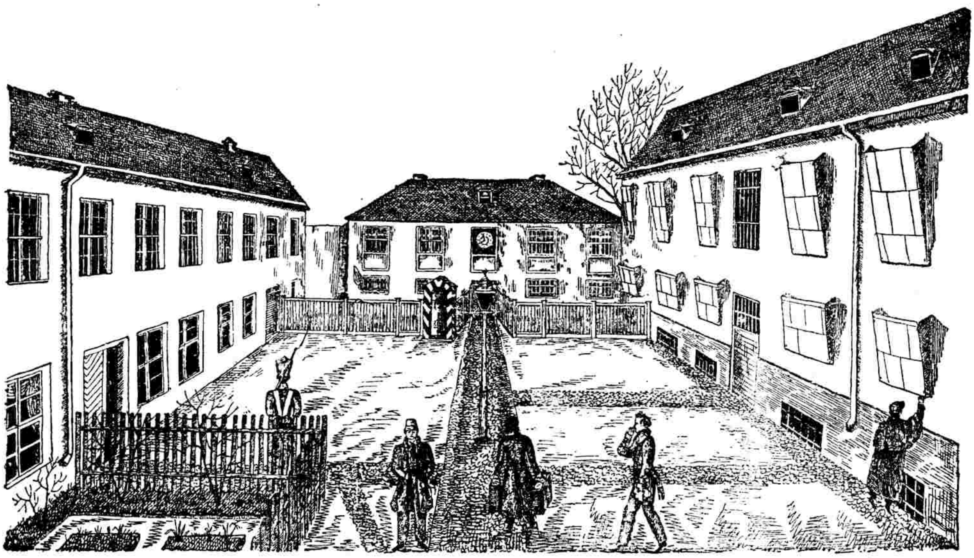
In dem Aufrufe „An mein Volk", den Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 von Breslau aus erlassen hatte, lautete eine Stelle: „Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter (der Aufruf führt als solche an: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft) gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer." Am 22. Mai 1815 hätte ein Erlaß desselben Königs ausdrücklich eine Verfassung mit Landesvertretung verheißen. Der nationale Standpunkt des Aufrufes wurde

aber schon durch die Bundesakte von 1815 gründlich verlassen, da diese an Stelle eines fest geschlossenen nationalen Staatengebildes nichts weiter als einen losen, nur der äußeren Form nach bestehenden Bund deutscher Regierungen schuf, der unter die Führung einer Großmacht gestellt wurde, die zum größeren Teile über nicht deutsche Bevölkerungen herrschte, in Deutschland keine anderen Interessen vertrat als ihre eigenen, und dem größten der deutschen Staaten, Preußen, eifersüchtig gegenüberstand und mit aller Entschiedenheit jedes Aufkommen eines Einflusses desselben auf die übrigen deutschen Länder zu verhindern strebte. Die Verheißung der Verfassung blieb bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. unerfüllt, und auch sein Nachfolger Friedrich Wilhelm IV., der sie, dem Drange der Zeit gezwungen folgend, endlich gewährte, maß diesem Geschenke so wenig Wert bei, daß er den Anspruch thun konnte, dieses „Blatt Papier" solle sich nicht zwischen ihn und sein Volk drängen. Es kam aber noch schlimmer. Durch die Karlsbader Beschlüsse, denen Friedrich Wilhelm III. sich bereitwillig fügte, wurde der deutsch-nationale Gedanke, mittels dessen man das deutsche Volk zum Befreiungskampfe angefeuert hatte, zu einem politischen Verbrechen gestempelt und eine „Demagogenhetze" eingeleitet, die nach der französischen Juli-Revolution den Charakter einer grausamen politischen Verfolgung der deutschen Jugend annahm und namentlich in Preußen auf das allerschärfste geübt wurde. Hunderte von Studenten wurden vor die 1833 eingesetzte „Centraluntersuchungsbehörde" gezogen und zu vieljährigen Zuchthaus- und Festungsstrafen, einige sogar zur Todesstrafe verurteilt, die allerdings an den Betreffenden nicht vollzogen, sondern in Freiheitsstrafe umgewandelt wurde. Unter denen, die ihr deutsch-patriotisches Empfinden mit dem Tode büßen sollten, befand sich auch der gemütvolle plattdeutsche Dichter Fritz Reuter, der im Herbst 1833 in Berlin verhaftet, nach dreijähriger Untersuchungshaft zum Tode verurteilt, vom Könige aber zu dreißigjähriger Festungshaft verurteilt und auf verschiedenen preußischen Festungen herumgeschleppt wurde, bis man ihn endlich auf fortgesetztes Betreiben seiner heimatlichen (mecklenburgischen) Regierung an diese auslieferte, worauf er noch zwei Jahre in der mecklenburgischen Festung Dömitz festgehalten und erst infolge der nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. (1840) von dessen Nachfolger erlassenen Amnestie in Freiheit gesetzt wurde. Die Männer von freier und hoher Gesinnung, die, wie Wilhelm von Humboldt, der Kanzler von Beyme, der Kriegsminister von Boyen und der General Grolmann, in der Zeit der Befreiungskämpfe und noch nach derselben an Friedrich Wilhelms III. Seite gewirkt hatten, zogen sich allmälig von der reaktionären Regierung zurück; nur Hardenberg, der sich, geschmeidig wie immer, in den rückschrittlichen Umschwung zu fügen gewußt hatte, hielt bis zu seinem Tode (1822) in seiner Stellung aus. Von tüchtigen Verwaltungskräften aber politischen Mittelmäßigkeiten umgeben und geleitet, glaubte Friedrich Wilhelm III. 1823 durch die Einführung von Ständen für die einzelnen Provinzen die Verfassungsfrage erledigen zu können und schwächte dadurch nur die Kraft des Gesamtstaates, die gerade auf der Einheitlichkeit beruhte.



Friedrich Wilhelm III.
Nach dem Stahlstich von Roßmäßler 1835.

Im Uebrigen widmete sich indes der König mit großer Gewissenhaftigkeit und anerkennenswertem Erfolge der Ordnung und Hebung des Unterrichts- und Heerwesens und der Förderung des Handels, der Industrie und Landwirtschaft, sowie aller gemeinnützigen Bestrebungen. Für Kunst und Wissenschaft geschah unter seiner Regierung sehr viel; sein Versuch, die protestantische Kirche durch die Union von 1817 unter einen Hut zu bringen, stieß aber auf heftigen Widerstand und führte nicht zu dem erstrebten Ziele. Auch mit der katholischen Kirche, der Preußen durch das Concordat von 1821 weit entgegengekommen war, geriet Friedrich Wilhelm III. durch den „Kölner Kirchenstreit"*) in einen harten Konflikt, der bei seinem Tode noch nicht gehoben war. In seiner äußeren Politik suchte Friedrich Wilhelm III. engsten Anschluß an Rußland, dem er auch durch Beobachtung und



Der „Paradieshof" in der Berliner Hausvogtei mit dem Schlößchen.
Verkleinerte Federzeichnung von Fritz Reuter.
(Aus „Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken" von Gustav Raatz.)
Auf diesen Hof gingen die mit schrägen Blechkästen verwahrten Zellenfenster hinaus, die nur das notdürftigste Licht von oben in den Raum einließen, den Gefangenen aber den Ausblick auf den Hof verwehrten. Der Mittelbau im Hintergrund wurde das Schlößchen genannt.

stramme Durchführung einer „bewaffneten Neutralität" gegenüber den aufständischen Polen (1831) zur Niederwerfung derselben in wirksamer Weise behilflich war.

Der treibende Geist der Reaktion in Deutschland und auch in ganz Europa war der Fürst Metternich. Nachdem sich dieser äußerst gewandte Staatsmann des Wiener Kongresses als eines Schemels bedient hatte, um sich von diesem aus in den Sattel des

*) Dieser Streit entstand dadurch, daß der Kölner Erzbischof Droste zu Vischering im Jahre 1836, im Widerspruch mit seiner früher abgegebenen amtlichen Erklärung, Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten nur unter der Bedingung gestatten wollte, daß bezüglich der katholischen Erziehung aller Kinder aus solchen Ehen von vorne herein ein bindendes Versprechen gegeben werde. Auch der Erzbischof Dunin von Gnesen schloß sich dem Kölner Kollegen an. Droste wurde 1837 verhaftet und erst 1841 wieder freigegeben; das gleiche Schicksal erfuhr Dunin. Friedrich Wilhelm IV., der die beiden Bischöfe freigegeben hatte, nahm gegenüber Rom eine entgegenkommende Haltung an und setzte eine katholische Abteilung im Kultusministerium ein, durch deren Einfluß bei Abfassung der Staatsverfassung (1850) die auf das Verhältnis zur katholischen Kirche bezüglichen Bestimmungen derselben in einer Weise gestaltet wurden, durch die das staatliche Hoheitsrecht wesentlich geschmälert wurde.

Leitrosses am Wagen der europäischen Politik zu schwingen, betrachtete er es als seine Lebensaufgabe, die durch diesen Kongreß geschaffenen politischen Zustände aufrecht zu erhalten und den Herren Europas vor allen Dingen aber sich selbst das Regieren durch grundsätzliches Festhalten am Stillstande so bequem als möglich zu machen. Der Polizeistaat, im Geiste österreichischer Gemütlichkeit aufgefaßt, war sein Ideal; so lange die Völker nicht mukften, sollten sie es so gut als nur immer möglich haben, die Unzufriedenen wurden aber geräuschlos unschädlich gemacht, den Geistern der Maulkorb der Zensur angelegt und durch die käuflichen Federn eines Gentz, Fr. Schlegel, Ad. Müller, Joseph Pilat u. a. eine Art Regierungslitteratur geschaffen, durch die der Volksgeist bis zu den obern Gesellschaftsschichten hinauf im Metternichschen Sinne dressiert werden sollte. Metternich besaß in hohem Grade die Geschicklichkeit, die Schwächen Anderer herauszufinden und sich dienstbar zu machen. Dieser Geschicklichkeit verdankte er seinen dauernden Einfluß auf den Kaiser Franz, der seiner Herrscheraufgabe dadurch zu genügen glaubte, daß er mit der Emsigkeit und beschränkten Einsicht eines Unterbeamten die Regierungsgeschäfte von ihrer kleinlichsten Seite auffaßte und handhabte. Die Geschäfte des Reiches wurden durch Hofkanzeleien verwaltet, über denen die „Geheime Haus-Hof- und Staatskanzelei“ mit Metternich an der Spitze stand. Diese oberste Reichsbehörde besorgte auch die auswärtigen Angelegenheiten. Im Uebrigen waren die obersten Aemter in ihrer Wirksamkeit völlig von einander getrennt, ihre einzigen Sammelpunkte die Personen des Kaisers und Metternichs. Bei der Bequemlichkeit und Leichtfertigkeit dieses letzteren war es nicht zu verwundern, daß in der Verwaltung ein schauderhafter Schlendrian und ein unentwirrbares Durcheinander entstand, welches man einfach dadurch überwand, daß man alles gehen ließ, wie es eben gehen mochte. Die Finanzwirtschaft war seit 1811 in den Zustand eines dauernden Staatsbankerottes geraten; die 1816 errichtete „Oesterreichische Nationalbank“ hatte nur den Zweck, durch eine ins Uferlose getriebene Zettelwirtschaft die Staatsschuld in unauffälliger und zugleich wohlfeiler Weise zu vermehren. Die einzelnen Provinzen hatten ihre ständischen Verfassungen, denen aber nur die Bedeutung der äußeren Form zukam, während ihr Einfluß sowohl in der eigenen Provinz als auch im Gesamtstaate gleich Null war. Nur in Ungarn entwickelte sich ein regeres politisches Leben im Zusammenhang mit dem dortigen Reichstage, der seit 1825 eine kräftige politische und nationale Opposition entfaltete.



Clemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich,
Herzog von Portella.
Nach einem Stiche von Lieder (1830).

Auch nach der französischen Julirevolution (vergl. S. 698) behauptete sich das Metternichsche Prinzip des Stillstandes in Oesterreich und Deutschland. Hier war zwar infolge der Pariser Ereignisse neuer Schwung in die politische Bewegung gekommen, doch beschränkten sich die dadurch hervorgerufenen Unruhen in den meisten Staaten auf unbedeutende, leicht unterdrückte Krawalle. Nur in Braunschweig, wo Herzog Karl allerdings toll wirtschaftete, nahm die Erhebung einen ernsthafteren Charakter an. Schon als der Herzog 1823

die Regierung übernahm, fing er mit seinem bisherigen Vormund, dem Könige Georg IV. von England, Streit an und beleidigte ihn direkt, ließ sich auch nicht durch Preußens und Oesterreichs gütliche Vorstellungen belehren, so daß sich schließlich der deutsche Bund mit seinem Treiben beschäftigen mußte. Diesem schlug er aber auch ein Schnippchen, reiste nach Paris und überließ das Regieren seinem Günstling, dem Kanzleidirektor Bitter. In Paris brach jedoch die Revolution aus, und er mußte daher notgedrungen zurückkehren. Da er nun aber zu Hause die alte Wirtschaft wieder anfing, das heißt, Unsummen für das Theater und andere Dinge, die ihm Spaß machten, vergeudete, sich aber um das Wohl des Landes nicht kümmerte und auf das willkürlichste regierte, so zündete ihm das aufgebrachte Volk das Schloß über dem Kopfe an (7. Sept. 1830). Der Herzog mußte daher wohl oder übel sich aus dem Staube machen, und man übertrug die Krone seinem Bruder Wilhelm, mit dessen 1884 erfolgten Tode das Braunschweig-Lüneburgsche Fürstenhaus ausstarb.

Nicht ohne Besorgnis sah Metternich, daß die kleinen Krawalle doch genügt hatten, um verschiedene deutsche Regierungen zu Zugeständnissen zu veranlassen, daß einige die Zensur aufgehoben, Sachsen, Hessen-Kassel und Altenburg Verfassungen gewährt und Hannover den sehr unbeliebten Minister Grafen Münster entlassen hatte. Eine ziemlich kindliche Demonstration sollte ihm die Gelegenheit bieten, die Zügel wieder straffer anzuziehen. Auf dem Schloßberge bei dem Dorfe Hambach, in der bayerischen Pfalz, hatten einige Demokraten am 27. Mai 1832 das Hambacher Fest veranstaltet, zu dem mehrere tausend mit Eichenlaub geschmückte Männer unter Vorantragen einer deutschen und einer polnischen (!) Fahne erschienen und „Deutschlands Wiedergeburt" in schönen Reden feierten. Metternich wandte sich nun schleunigst an den deutschen Bundestag, stellte ihm vor, daß sich diese Demonstration gegen alle deutschen Regierungen richte und setzte richtig einen „Bundesbeschluß" durch, welcher die von den einzelnen Staaten gewährten Zugeständnisse wieder aufhob.



Friedrich Hecker.
Nach der Natur gezeichnet von Schertle.

Diese reaktionäre Maßregel veranlaßte aber eine zweite Kundgebung, das sogenannte „Frankfurter Attentat", welches ebenso kopflos begann, als es kläglich endete. Eine Anzahl Radikaler faßte den Plan, den Bundestag zu sprengen und sich der Bundesgesandten und der Bundeskasse zu bemächtigen. Die Sache wurde verraten, kein Mensch außer den Verschworenen beteiligte sich an dem Versuch; 9 von ihnen fielen, 24 wurden schwer verwundet, 7 kamen ins Gefängnis. Nun blühte die Zeit der Demagogen-Riecherei, deren wir bereits gedacht haben.

Alle diese Maßregeln vermochten das Ideal der Deutschen, ein einiges Reich, nicht zu unterdrücken. Seit dem 1. Juli 1847 erschien unter Leitung der Professoren Droysen und Gervinus die „Deutsche Zeitung". Im Oktober traten die Radikalen unter Führung der beiden Advokaten Hecker und Struve in Offenburg zusammen und richteten eine Petition an die Ständeversammlung in Karlsruhe, wo Welcker*) aus ihr die zwölf

*) Karl Theodor Welcker, Staatsrechtslehrer und Publicist, gab im Verein mit Dahlmann die „Kieler Blätter" und mit Rotteck die Zeitschrift „Der Freisinnige" heraus. Er wurde 1832

Artikel formulierte, denen man allenthalben mit wahrer Begeisterung zustimmte: Aufhebung der Ausnahmegesetze des deutschen Bundes, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung, politische Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse, Verantwortlichkeit der Minister, Einführung der Schwurgerichte, Aufhebung der Feudallasten, Steuerreform, Pflege der Arbeit, Selbstregierung des Volkes durch Kreisverwaltungen, Vertretung des Volkes am Bundestage durch ein deutsches Parlament, Volksbewaffnung, Läuterung der Minister und der Bundesgesandtschaft.

Damit war die Bewegung eingeleitet, die in den Märztagen des Jahres 1848 über ganz Deutschland sich verbreitete, und auf die wir später zurückkommen werden.

Palmerston.

Während unter den leitenden Staatsmännern des europäischen Festlandes kein Einziger war, der gewillt oder befähigt gewesen wäre, dem Metternichschen System entgegenzutreten, erstand diesem in England ein Widersacher, der auf die weitere Gestaltung der politischen Verhältnisse Europas einen ganz bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Dort hatte man nach Napoleons Sturz zunächst reaktionärer als in irgend einem Lande des Kontinents regiert. Eine Volksversammlung in Manchester (16. Aug. 1818), die infolge der Not und Teuerung abgehalten werden sollte, wurde einfach durch Militär gesprengt, wobei Hunderte ihr Leben einbüßten. Die erste bedeutende Reform setzte 1832 Lord Russel durch: das bis dahin in Kraft gewesene, ungerechte Wahlgesetz wurde abgeändert und die Zahl der Wahlberechtigten dadurch auf etwa eine Million erhöht. Dagegen wurden die Irländer, an deren Spitze Daniel O'Connell stand, mit ihrem Verlangen nach einem selbständigen irischen Parlamente und dem berechtigten Wunsche, daß die katholischen Irländer an die protestantischen Kirchengemeinden keinen Kirchenzehnt zu zahlen brauchten, abgewiesen. — Während die irische Frage noch auf der Tagesordnung stand, starb Wilhelm IV.*) (vergl. Stammtafel auf S. 602), und seine damals achtzehnjährige Tochter Victoria bestieg den Thron (20. Juni 1837). Sie



Lord John Russel.
Nach einem anonymen Stich.

---

und dann wieder 1841 von seiner Professur suspendiert, gehörte aber nachher dem rechten Centrum der Nationalversammlung an und stimmte auch für die erbliche Kaiserwürde des Königs von Preußen. Nach 1848 zog er sich bald vom politischen Schauplatze zurück.

*) Wilhelm IV. war der Nachfolger seines Bruders Georg IV., der seinem Vater Georg III. (vergl. S. 610) 1820 auf dem Thron gefolgt war, und dem das Parlament zweimal seine Schulden im Gesamtbetrage von mehr als 16 Millionen Mark bezahlen mußte. Durch seinen häßlichen Ehescheidungsprozeß gegen seine Gemahlin Karoline von Braunschweig hatte er in der öffentlichen Meinung nur sich selbst herabgesetzt. Sein Minister Georg Canning hatte bereits den Einmischungen der heiligen Allianz in die Angelegenheiten anderer Länder und Nationen den Grundsatz des nationalen Selbstbestimmungsrechtes entgegengesetzt. Nach Cannings Tode hatten aber die Tories wieder die Oberhand gewonnen und Wellington, dem nun die Leitung des Kabinets übertragen worden war, hatte sich als politisch völlig unfähig gezeigt. Wilhelm IV. berief nach seiner Thronbesteigung ein Whig-Ministerium, das aber noch der alten Schule angehörte, so daß sich gegen dasselbe eine neue Partei der „Radikalreformer" bildete, die sich der bedrückten Irländer annahm.

vermählte sich 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, den man zwar mit den üblichen Hochrufen als „Prinz-Gemahl" empfing, statt der verlangten Apanage von 50000 Pfund aber nur mit 30000 Pfund dotierte. Kaum war diese Frage erledigt, so tauchte eine andere von wesentlich größerer Bedeutung, die der Kornzölle, auf. 1838 bildete sich unter Vorsitz von Richard Cobden eine Gruppe, die das Schutzzoll-System und namentlich den Kornzoll aufheben wollte. Nach verschiedenen Versuchen glückte es dem Minister Sir Robert Peel, einen Antrag auf Herabsetzung des bisherigen Kornzolls durchzusetzen — ein Ausweg, der zwar niemand befriedigte, aber als Vermittlung von beiden Parteien angenommen wurde.



O'Connell.

Nach einem Stahlstich von Carl Meyer.

Robert Peel gehörte ursprünglich der Torypartei an, ging aber dann allmälig zu freieren und fortschrittlicheren Anschauungen über, die er als Leiter der Regierung seit 1841 und auch noch nach seinem 1846 erfolgten Sturze als Führer der „Peelitischen" Mittelpartei in jeder Richtung, nur nicht gegenüber den Irländern bethätigte. Die von ihm gegen diese durchgesetzte „irische Zwangsbill" mußte wieder aufgehoben werden, und Peel verlor darüber sein Portefeuille. Die von O'Connell eingeleitete irische Bewegung wurde von O'Connor in schärferer Weise aufgenommen und durch dessen Anschluß an die radikale Partei der „Chartisten" auf englischem Boden übertragen. Er versuchte hier zu Gunsten der Einführung einer demokratischen Verfassung („Charte") eine allgemeine Volkserhebung herbeizuführen (1838—1839), die aber nur in vereinzelten Aufständen zum Durchbruche kam und bald wieder unterdrückt wurde. O'Connor warf sich nun wieder auf die irische Sache, machte nach Ausbruch der französischen Februarrevolution einen abermaligen Versuch zur Wiedererweckung der Bewegung für die demokratische Charte und verfiel, als seine Bemühungen abermals scheiterten, in Irrsinn. Kurz vor dem Regierungsantritte der Königin Victoria bildete sich ein gegen 300000 Mitglieder zählender Geheimbund, die sogenannten „Orange-Logen", deren Großmeister der Herzog von Cumberland (der nachmalige König Ernst August von Hannover) war. Von durchaus reaktionärem Geiste und Streben erfüllt, mußten diese Logen auf Betreiben der Radikalen wieder aufgelöst werden.



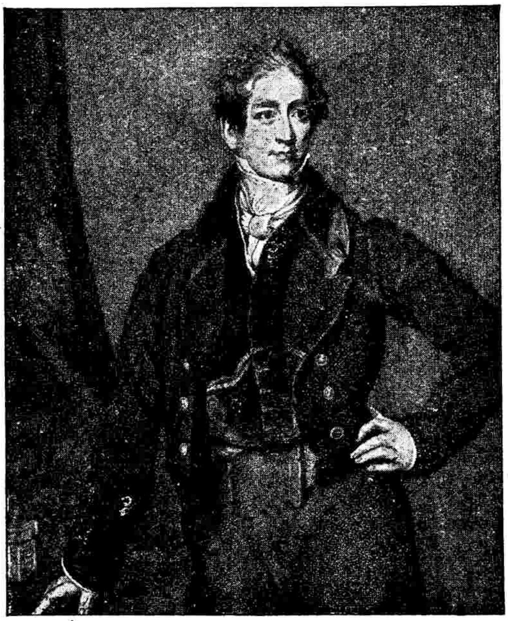
Königin Victoria von England.

Nach dem Gemälde von Vaughan gestochen von C. Mayer.

Da das hannoversche Hausrecht keine weibliche Thronfolge kennt, wurde Hannover, das am Wiener Kongreß zum König-

reich erhoben worden war, nach dem Tode Wilhelms IV. von England getrennt und ging an Ernst August über, dem 1851 sein blinder Sohn als Georg V. folgte. In England aber entwickelte sich während der ersten Regierungsjahre der Königin Victoria ein äußerst bewegtes parlamentarisches Leben, das neben manchen anderen Früchten die Aufhebung der Sklaverei in den britischen Besitzungen, die endliche Beseitigung der Korngesetze und die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der ärmeren Klassen durch Einführung der Einkommensteuer brachte. Die auswärtige Politik Englands leitete aber seit der Thronbesteigung Victorias und dann noch durch viele Jahre Lord Palmerston.

Henry John Palmerston, aus dem alten Geschlechte der Temple, war 1784 geboren und schon mit 23 Jahren Mitglied des Unterhauses und Lord der Admiralität. Bereits 1827 war er von Canning ins Kabinett berufen worden, nach dessen Tode aber aus demselben wieder ausgetreten, weil er, obgleich ursprünglich selbst Tory, sich im Verlaufe seiner politischen Thätigkeit dem Liberalismus so entschieden genähert hatte, daß ihm die Beibehaltung seines Amtes unter Wellingtons altmodischem Regiment unmöglich war. Sein Wiedereintritt in das Kabinett bedeutete für England den Ausgangspunkt einer neuen Richtung in der äußeren Politik. Palmerston, welchem nicht mit Unrecht der Name eines „Lord Feuerbrand“ beigelegt worden ist, stand zu seinem österreichischen Kollegen Metternich insofern im schroffsten Gegensatze, als er gerade diejenigen in Europa auftauchenden Bestrebungen aufs lebhafteste begünstigte, welche dieser grundsätzlich haßte. Er unterstützte das Ringen der in ihrem Verfassungsleben bedrohten, in ihrer nationalen Freiheit und Entwicklung beschränkten Völker, und, indem er die Agitation der Führer und Vertreter in diesem Kampfe begünstigte und durch Verträge die Rechte der Unterdrückten zu sichern bestrebt war, leitete er eine internationale Politik ein, deren Spitze gegen die reaktionären Mächte des Kontinents gerichtet war. In den elf Jahren von 1830—1841, in welchen er mit einer kurzen Unterbrechung das Auswärtige Amt leitete, brachte er drei wichtige Staatsverträge zu stande, von denen der erste, derjenige vom 22. April 1834, zwischen England und Frankreich einerseits, Portugal und Spanien andererseits den Schutz der verfassungsmäßigen Interessen der beiden letztgenannten Länder bezweckte; das russische Uebergewicht im Orient suchte er durch den 1838 mit Oesterreich und der Pforte abgeschlossenen Vertrag aufzuheben, und ebenso trat er dem in Syrien und Aegypten sich breit machenden Einfluß Frankreichs entgegen, indem er 1840 die übrigen Großmächte zum Abschluß eines Vertrages veranlaßte, durch welchen Frankreich die Mitwirkung im Konzert der Großmächte in orientalischen Angelegenheiten entzogen wurde. Auf diese Weise sicherte Palmerston seinem Lande einen bedeutenden Einfluß auf die europäische Politik und brachte in diese ein bewegendes Element, das dem starren Stillstande, wie ihn das Metternichsche System unter Mitwirkung der ihm verbündeten oder von ihm abhängigen Regierungen festzuhalten bemüht war, empfindlich entgegenwirkte. Palmerston war alles andere eher als ein Mann



Sir Robert Peel.
Nach einem anonymen Stich.

der Ideale; wenn er sich für die verfassungsmäßige und nationale Entwicklung anderer Länder interessierte, so geschah dies keineswegs aus dem ausschließlich grundsätzlichen Gesichtspunkte eines selbstlosen Verteidigers des Rechtes Anderer, eines Vorkämpfers für große Gedanken, der sich nur um der Sache selbst willen für diese interessiert und nötigenfalls sogar opfert. Palmerston war vielmehr eine durchaus modern angelegte Natur und vollkommen beherrscht von den Impulsen modernen Strebertums. Der Wahlspruch: „Macht geht vor Recht" bildete einen der wesentlichsten Punkte seines politischen Programms und seinem staatsmännischem Gebahren ist es nicht zum geringsten Teile zuzuschreiben, daß man seinem Vaterland die Bezeichnung des „perfiden Albion" gegeben hat. Als die südamerikanischen Staaten sich von Spanien losrissen, beeilte er sich, deren Selbständigkeit anzuerkennen, trotzdem Spanien seit 1808 den Engländern bei der Niederwerfung des napoleonischen Regiments ein treuer Bundesgenosse gewesen war; als aber 1837 die französischen Canadier das englische Joch abschütteln wollten, unterdrückte er diesen Aufstand mit den gewaltsamsten Mitteln. Um dem russischen Einflusse in Afghanistan die Spitze zu bieten, erklärte er diesem Lande unter einem ganz haltlosen Vorwande den Krieg, der schließlich mit einem schrecklichen Blutbade aller dort sich aufhaltenden Europäer und der völligen Niedermetzelung der englischen Armee endete. Dann begann er in ebenso ungerechtfertigter Weise Krieg mit China, weil dieses den Verkauf und die Einführung des Opiums untersagt und dadurch den englisch-ostindischen Handel geschädigt hatte. Durch den glücklich geführten Feldzug erwarb England Hongkong, und seinem Handel mußten außerdem fünf chinesische Häfen geöffnet werden. Unterdrückte Großbritannien 1848 im eigenen Lande die Freiheitsgelüste der Chartisten und Irländer durch die energischsten Vorsichtsmaßregeln und die Aufstände auf den Jonischen Inseln und in Ceylon mit einer fast unglaublichen Grausamkeit, so unterstützte Palmerston zu gleicher Zeit die Erhebungen in Italien und Ungarn, und gewährte den aus Oesterreich, Deutschland und anderen Ländern ausgewiesenen oder geflüchteten Revolutionären eine Freistätte in England. In schroffstem Widerspruche damit unterstützte er, ebenfalls zur selben Zeit, Dänemark bei der Knebelung Schleswig-Holsteins und erklärte sogar „die deutsche Kriegsflagge gleich Seeräubern behandeln zu wollen, wenn sie sich auf dem Meere zeigen würde".



Lord Palmerston.
Nach einem Zeitgenössischem Porträt von de Maurin
Lithographie von Grégoire & Deneur in Paris.

Auch Griechenland mußte erfahren, daß das Wohlwollen, welches Palmerston ihm in der Zeit zugewandt hatte, da er als Oppositionsmann das Toryministerium Wellington bekämpfte (1828—1830), nicht mächtig genug war, um über die Zweckmäßigkeitsgründe den Sieg davonzutragen, die ihn im Jahre 1850 als Minister des Aeußern veranlaßten, zum Schutze der Halbmondsinteressen, oder richtiger gesagt, zur Bekämpfung des russischen Einflusses auf Griechenland seine Flotte nach dem Piräus zu senden.

Palmerstons Einmischung in die französischen Streitigkeiten und seine übereilte Anerkennung des Napoleonischen Staatsstreiches vom 2. Dezember 1851 zwang ihn, seinen Ministersessel zu verlassen; doch glückte es ihm, bald wieder auf denselben zu gelangen.

Das nächste bedeutsame Ereignis war ein furchtbarer Aufstand in Ostindien (1857), dem zahlreiche Europäer zum Opfer fielen und der erst nach zweijährigen Kämpfen unterdrückt werden konnte. Er führte zur Aufhebung der Herrschaft der Ostindischen Handelskompagnie und zur Einverleibung Indiens in das britische Reich. Das Jahr 1861 brachte einen neuen Krieg mit China, an dem auch Frankreich teilnahm; dagegen zog sich England bei Zeiten von der Expedition gegen Mexiko zurück. Den Uebermut Dänemarks in der schleswig-holsteinschen Frage unterstützte Palmerston so lange, bis der Krieg ausbrach; als aber Deutschland Ernst machte und die österreichischen und preußischen Regimenter in die Herzogtümer einrückten, zog er sich schleunigst zurück und überließ Dänemark seinem Schicksal.

Als 1861 in den Vereinigten Staaten der Bürgerkrieg zwischen dem Norden und dem Süden ausbrach, erkannte Palmerston die „Conföderierten" (Südstaaten) nicht nur sofort als kriegsführende Macht an, sondern gestattete ihnen auch, Kaperschiffe in englischen Häfen auszurüsten. Eins dieser Schiffe, die „Alabama", fügte dem Handel der Vereinigten Staaten bedeutenden Schaden zu, und eine Zeit lang schien infolgedessen sogar ein Krieg mit England in Aussicht zu stehen. Erst 1872 wurde die Alabama-Frage durch ein aus dem Kaiser von Brasilien, dem Könige von Italien und dem Schweizer Bundesrat gebildetes Schiedsgericht aus der Welt geschafft, das England zur Zahlung einer Geldentschädigung von 62 Millionen Mark an die Vereinigten Staaten verurteilte.

Palmerston starb am 18. Oktober 1865. Wenn auch vom Standpunkte unbefangener historischer Kritik von einer bedingungslosen Bewunderung Palmerstons nicht entfernt die Rede sein kann, so ist ihm doch nicht das hohe Verdienst abzusprechen, daß er während der Jahrzehnte seines politischen Wirkens die völlige Stagnation aller politischen Entwicklung, wie das Metternichsche System sie anstrebte, mit Erfolg verhindert und dadurch nicht wenig dazu beigetragen hat, daß sich jene Neugestaltung der Dinge vorbereiten konnte, die im Jahre 1848 zum Abschlusse kam.

Die Unabhängigkeitskämpfe Belgiens und Polens.

Wilhelm V. von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande, hatte 1793 zunächst mit Glück gegen die Franzosen gefochten, mußte aber dann der Uebermacht erliegen, seine Würde niederlegen und nach England fliehen, worauf sich die Niederlande am 26. Januar 1795 in die Batavische Republik verwandelten. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig riefen die Holländer den Sohn Wilhelms V., der erst in preußischen, später in österreichischen Diensten gegen Napoleon gefochten hatte, als ihren Herrscher aus. Durch den Wiener Kongreß von 1815 wurden Belgien und das Bistum Lüttich zu Holland geschlagen, und Wilhelm von Oranien bestieg als Wilhelm I., König der Vereinigten Niederlande, den Thron, wozu ihm außerdem noch die Würde eines Großherzogs von Luxemburg verliehen wurde.

Die Großmächte hatten eine Thorheit begangen, zwei in ihren Anschauungen sich völlig widersprechende Völkerschaften zusammenschweißen zu wollen. Die Niederlande waren ein freisinniges Land, Belgien ein durch und durch klerikales. Der König gewährte aus freien Stücken das, wonach alle anderen Länder sich sehnten, nämlich eine Verfassung; aber Belgien weigerte sich, sie anzunehmen, da darin allen Religionsparteien gleiche Rechte zuerkannt wurden. Der König jagte die Jesuiten fort, und aus Rache dafür suchte das belgische Volk nach Mitteln, ihn los zu werden; es haßte ihn, weil er protestantisch war, und namentlich der Klerus wünschte einen katholischen Regenten, um ihn durch Beichtväter leiten zu können. War der Geistlichkeit thatsächlich schon die geringste Freiheits-Gewährung ein Dorn im Auge, so unterstützte sie doch die Aufreizungen einiger Republikaner, namentlich des Schriftstellers de Potter, welcher die Monarchie durch eine Republik ersetzen wollte. — Aus diesen Gründen befand sich, als in Frankreich die Juli-Revolution ausbrach, fast das gesamte belgische Volk in fieberhafter Erregung, und die Rädelsführer

benutzten den Geburtstag des Königs (24. August) zu einer Volkserhebung in **Brüssel**, die sich schnell über das ganze Land verbreitete. Auf die eingeborenen Truppen war unter diesen Umständen kein Verlaß, die holländischen aber zu schwach, um etwas ausrichten zu können. Die Großmächte traten daher am 4. November zu einer Konferenz in **London** zusammen und veranlaßten zunächst die Zurückziehung der holländischen Truppen aus belgischem Gebiet; dann sprachen sie die Trennung Belgiens von Holland aus, ließen jedoch die Personal-Union mit Luxemburg bestehen. — Gegen die inzwischen von de Potter im National-Kongreß vorgeschlagene Proklamierung Belgiens als Republik stimmten sämtliche klerikale Stimmen, so daß dieser, zu spät einsehend, daß er nur der Geistlichkeit für ihre eigenen Ziele Vorschub geleistet hatte, grollend nach Paris ging. Die Klerikalen setzten indes ihre Absicht, einen katholischen Fürsten zu erhalten, auch nicht durch, sondern die Großmächte hoben den Prinzen **Leopold** von Sachsen-Koburg-Gotha, den Vater des jetzt regierenden Königs Leopold II., als König auf den belgischen Thron. —

Ein ziemlich ähnlicher Kampf, wenn auch mit entgegengesetztem Erfolge, spielte sich zur gleichen Zeit in **Polen** ab. Das polnische Volk hatte sich, wie wir wissen, schon 1797 gegen die „zweite Teilung" seines Landes aufgelehnt (vergl. S. 631), und die infolgedessen unter **Kosciuszkos** Leitung ausgebrochene Revolution fand mit der „dritten Teilung", durch welche Polen völlig aus der Liste der europäischen Staaten gestrichen wurde, ihren Abschluß. — Der Wiener Kongreß suchte die Polenfrage dadurch zu lösen, daß er ein **Königreich Polen** mit eigener Verfassung, eigener Verwaltung und eigenem Heer bildete, aber es bekam keinen eigenen König, sondern der jeweilige russische Kaiser sollte zugleich König von Polen sein. Diese Lösung befriedigte die Polen aber keineswegs, sondern es bildeten sich allerwärts geheime Verbindungen, die eine völlige Losreißung von Rußland erstrebten. Die Erfolge der Juli-Revolution und der belgischen Erhebung erhöhten den Mut der Polen, und am 29. November 1830 brach in **Warschau** ein Aufstand aus, der die russischen Offiziere und Beamten zum Verlassen des Landes nötigte, da das Militär die nationale Partei ergriff. Der polnische Reichstag erklärte nunmehr das russische Kaiserhaus des polnischen Thrones verlustig. Russische Truppen rückten infolgedessen in das aufständische Gebiet ein: **Diebitsch** siegte bei **Grochow** (25. Februar) und **Ostrolenka** (26. Mai), während **Paskewitsch Warschau** zur Kapitulation (8. September) zwang und die polnische Hauptarmee bald zum Uebertritt auf preußisches Gebiet nötigte (5. Oktober), wo ihre Entwaffnung durch die in „bewaffneter Neutralität" bereitstehenden preußischen Truppen stattfand. Die Folge dieser mißlungenen Erhebung war, daß Polen überhaupt alle Selbständigkeit verlor und in eine russische Provinz umgewandelt wurde. Die ganze Verwaltung wurde russisch, die russische Sprache bevorzugt und die russisch-griechische Religion möglichst verbreitet; doch sorgte man andererseits auch für das materielle Wohl der Einwohner, und deswegen ließen sich auch die 1846 von im Auslande lebenden polnischen Flüchtlingen angezettelten Erhebungen in Posen und Russisch-Polen verhältnismäßig rasch unterdrücken. Schlimmer gestalteten sich jedoch die damals ebenfalls ausgebrochenen Auf-



Kosciuszko.
Nach der Natur von Olesczynski, gestochen von Fleischmann.

stände in Krakau und Galizien. Krakau war durch den Wiener Kongreß zu einem unter dem Schutze der Großmächte stehenden Freistaat geworden, bildete aber den Ausgangspunkt für alle polnischen Wühlereien. Schon 1830 nahm deshalb Rußland Veranlassung, das Land vorübergehend zu besetzen; 1836 rückten Oesterreicher, Russen und Preußen zu gleichem Zwecke ein, und 1846 sah sich Oesterreich wieder genötigt, diesen Hauptwaffenplatz der Insurrektion zu besetzen. Um der ewigen Beunruhigungen überhoben zu sein, traten die drei Großmächte am 6. November 1846 in Wien zusammen, hoben die Selbständigkeit Krakaus auf und überließen es an Oesterreich. Dieses vereinte es darauf mit Galizien zu einer Provinz, nachdem es ihm, von den Bauern unterstützt, gelungen war, auch dort den Aufruhr niederzuwerfen.

Das Jahr 1848 in Oesterreich-Ungarn.

Als die Kunde von der Pariser Februar-Revolution in die österreichischen Lande drang, war die Lage der Regierung eine recht mißliche. Ferdinand I. war seinem Vater, dem Kaiser Franz I., am 2. März 1835 gefolgt und hatte Metternich als seinen ersten Minister, dieser aber sein altes System beibehalten. Infolgedessen mehrten sich die Kundgebungen des unterdrückten Freiheitsdranges und Nationalgefühles in allen Teilen des vielsprachigen Kaiserstaates; namentlich machte sich in Ungarn und Italien eine hochgehende Erregung bemerkbar. In Galizien war 1846 ein Aufstand ausgebrochen, der durch Truppengewalt schnell unterdrückt wurde, doch sah sich die Regierung veranlaßt, eine Erleichterung der den Bauern auferlegten Fronlasten eintreten zu lassen. Aber auch in allen anderen Kronländern gährte es, und die Landtage der einzelnen Provinzen stellten übermäßige Anforderungen bezüglich ihrer Selbständigkeit.

In den deutschen Provinzen wurde infolge der Pariser Vorgänge nicht nur die Aufhebung der Zensur, volle Lehrfreiheit und eine Verfassung gefordert, sondern auch der Ruf nach einem „einigen Deutschland“ wurde lauter und lauter. Am 13. März wurde nach kurzem Straßenkampfe in Wien die geforderte Preßfreiheit gewährt, die Errichtung einer Nationalgarde zugestanden und eine Verfassung verheißen. Dadurch war zunächst die Ruhe in der Kaiserstadt gesichert, denn alles war in heller Freude und jubelte dem Kaiser Ferdinand, der im offenen Wagen durch die Straßen der Kaiserstadt fuhr, in enthusiastischer Weise zu. Auch in Prag begrüßte man den Grafen Stadion mit Begeisterung, als er während der Theater-Vorstellung die Verleihung der Konstitution ankündigte, und ebenso genügte in Graz die dorthin durch den Erzherzog Johann überbrachte Nachricht, um alles zu beruhigen. Nicht mindere Freude erregte es, als am 10. Mai der Jesuiten- und Redemptoristen-Orden aufgehoben wurde; dagegen entfachte die drei Tage später erfolgte Auflösung des politischen Centralcomités der Nationalgarde das fast erloschene Feuer wieder zur hellen Glut. Die Akademische Legion zog nach der Burg, drang in den Schweizerhof ein, und erzwang die Zurücknahme des Befehls; der Kaiser verließ nun aber heimlich die Residenz, und begab sich nach Innsbruck. Die Bestürzung hierüber war so allgemein und die Bitten an den Monarchen, zurückzukehren, so dringend, daß die Regierung einen neuen Trumpf ausspielen zu können glaubte und die Auflösung der Akademischen Legion befahl. Dieser Zumutung widersetzte sich aber fast die ganze Bevölkerung so energisch, daß das Ministerium den kaum erteilten Befehl schleunigst wieder zurückziehen mußte.

Am 22. Juli trat in Wien der aus allen österreichischen Nationalitäten gebildete Reichstag zusammen, und der Kaiser hielt diesen Zeitpunkt für geeignet, in seine Residenz zurückzukehren. Während seiner Abwesenheit hatte aber die demokratische Richtung weitere Fortschritte gemacht, und der Frieden zwischen Fürst und Volk sollte nicht lange erhalten bleiben. Ein italienisches Bataillon, das zur Unterdrückung des inzwischen ausgebrochenen Aufstandes nach Ungarn gesandt werden sollte, meuterte und fand bei einem großen Teile

der Bevölkerung Unterstützung, obschon es sich in diesem Falle gar nicht um allgemeine Volksrechte, sondern nur um diejenigen der beteiligten Nationalitäten handelte. Man baute Barrikaden, läutete die Sturmglocken, ermordete den verhaßten Kriegsminister **Latour**

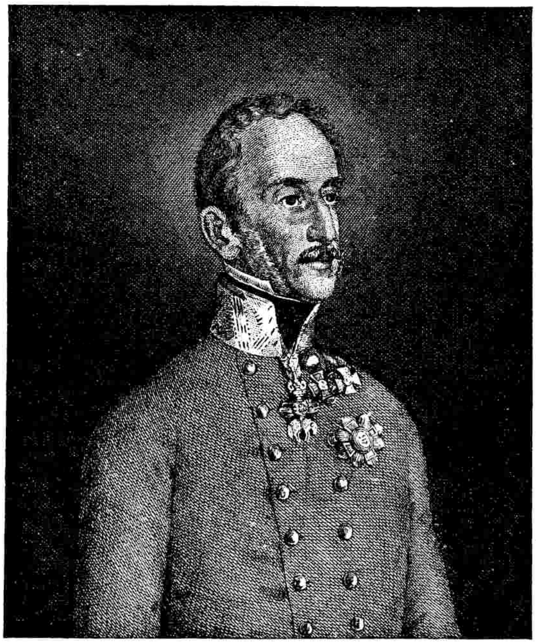


Bekanntmachung der Konstitution auf dem Sammelplatze der Nationalgarde im Freihause auf der Wieden am 15. März 1848.

Nach einer Lithographie von Göbel.

(6. Oktober) und plünderte das Zeughaus. Der Kaiser flüchtete jetzt mit dem Ministerium nach **Olmütz**.

Die Leitung der Aufständischen übernahm ein ehemaliger Offizier, namens **Messenhauser**, während der polnische General **Bem** den Befehl über die Artillerie erhielt. Die Hoffnung, daß das Landvolk sich an dem Aufstande beteiligen werde, schlug völlig fehl, und statt der von Deutschland erwarteten Unterstützung trafen **Robert Blum** und



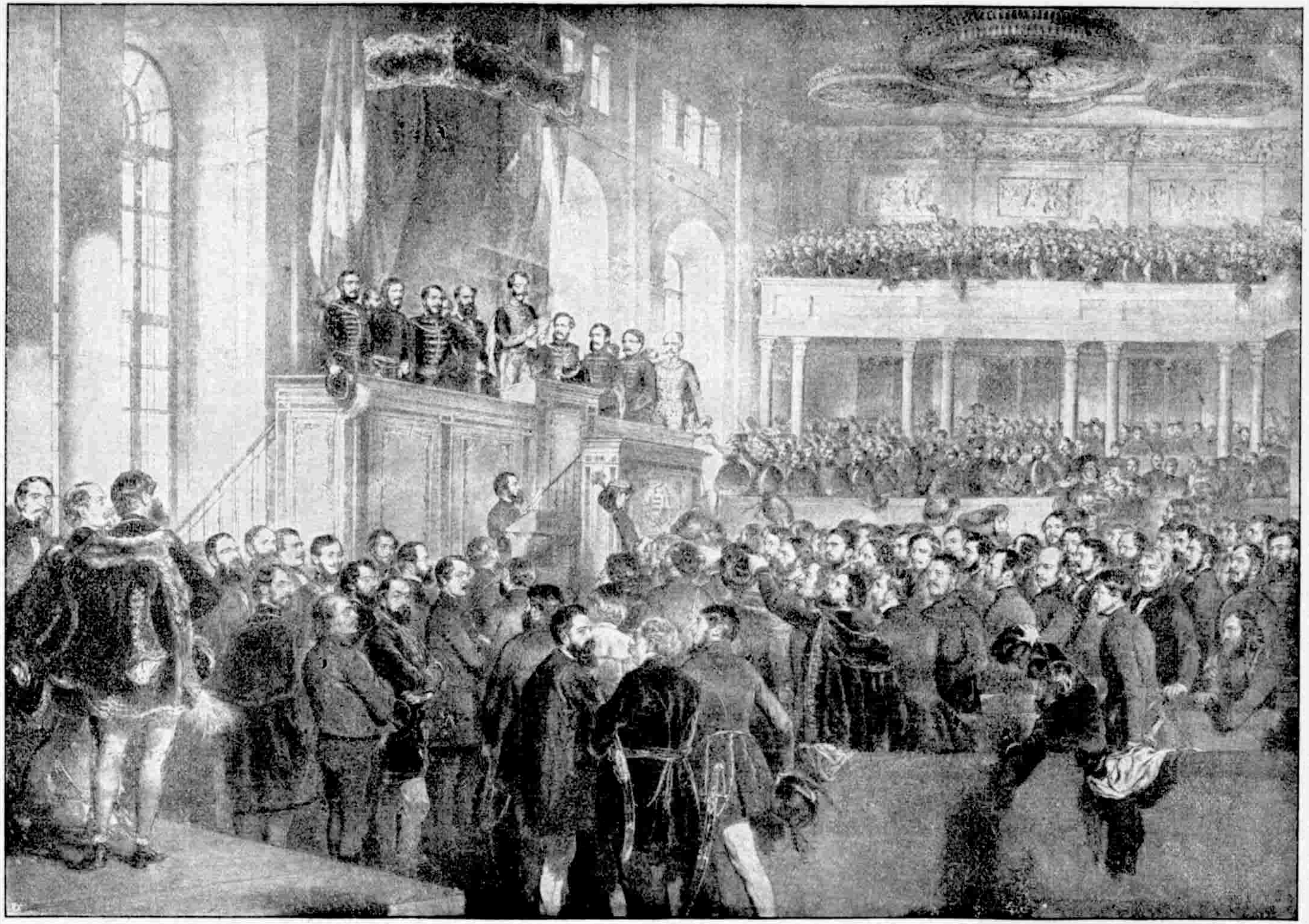
Alfred Fürst Windischgrätz.
Nach dem Leben gezeichnet.

einige andere Abgeordnete ein, brachten aber nichts als schöne Redensarten mit. Die ganze Hoffnung der Aufständischen richtete sich daher darauf, daß es den Ungarn, die sich in hellem Aufruhr befanden, möglich sein werde, das österreichische Heer zu schlagen und den Wienern Hilfe zu bringen.

Inzwischen zog General Graf Auersperg von allen Seiten Truppen zusammen, und auch Fürst Windischgrätz hatte in Böhmen die Ordnung soweit hergestellt, daß er Hilfe leisten konnte. Die Slawen hatten nämlich zu Anfang Juni in Prag unter Vorsitz von Palacky einen Slawen-Kongreß abgehalten, sich aber über keinen wesentlichen Punkt zu einigen vermocht. Dagegen zettelten sie einen Aufruhr an, bei dem die Gemahlin des Oberst-Kommandirenden, Fürstin Windischgrätz, in ihrer Wohnung erschossen, ihr Sohn tödlich verletzt wurde. Der Fürst beschoß nun zwei Tage lang die Stadt, worauf die Deutschen sich ermannten, die aufständigen Tschechen überwältigten und die Stadt übergaben (17. Juni). — Infolge dieses ziemlich leicht gewonnenen Sieges wurde Windischgrätz zum Oberst-Kommandierenden der österreichischen Armee ernannt und mit der Niederwerfung des Aufstandes in Wien beauftragt, wozu ihm etwa 80000 Mann zur Verfügung standen. Er forderte zunächst die Einwohner auf, die Stadt zu übergeben, aber diese rechneten so fest auf ungarische Unterstützung, daß sie die recht günstigen Bedingungen ablehnten. Windischgrätz ließ daher am 29. Oktober Wien von verschiedenen Seiten angreifen, und zwar überall mit so günstigem Erfolge, daß der Wiener Gemeinderat noch während der Nacht dem Fürsten die Unterwerfung der Stadt anbot. Zum Unglück wurde aber am folgenden Tage bekannt, daß sich eine ungarische Armee nähere, und diese Nachricht verleitete die Aufständischen, wiederum die Waffen zu ergreifen. Um so bitterer war die Enttäuschung. Die ungarischen, übrigens nicht sehr zahlreichen Truppen wurden folgenden Tages von Jellachich



Ludwig Kossuth.
Nach der Natur gemalt von Kurowsky.



Der erste ungarische Reichstag in Pest 1848.
Nach einer gleichzeitigen Lithographie.

bei Schwechat geschlagen und abends bereits befand sich Wien, dessen Glacis im Besitz der Belagerungstruppen geblieben war, in den Händen der kaiserlichen Armee. Da der Bruch einer Kapitulation vorlag, so war eine strenge Bestrafung formell gerechtfertigt, und Windischgrätz war nicht der Mann, um glimpflich zu verfahren. Ueber 1500 Verhaftungen und mehrfache Hinrichtungen erfolgten; unter denen, die vom Kriegsgerichte zum Tode verurteilt und erschossen wurden, waren auch Messenhauser und Robert Blum. Windischgrätz, der zum zweiten Male seine Stirne mit von Bürgerblut gerötetem Lorbeer umwinden konnte, wurde nun gegen die Ungarn entsandt.

Die Magyaren hatten während der napoleonischen Zeit treu zu Oesterreich gestanden, waren dadurch in arge Finanznot geraten und befanden sich nach dem zweiten Pariser Frieden nicht in der rosigsten Stimmung. Es war daher unrecht, daß Oesterreich, um die Klagen nicht anhören zu müssen, den ungarischen Reichstag nicht einberufen wollte. Als es wegen der nötigen Geldbewilligungen 1825 doch geschehen mußte, stand der österreichischen Partei eine nicht unbedeutende nationale Mehrheit unter Führung des Grafen Szechenyi gegenüber, und in dem von 1832—1836 tagenden Reichstag erschien auch eine demokratische Partei, deren hauptsächlicher Wortführer Ludwig Kossuth war.

Die Pariser Februarrevolution und vollends der Aufstand in Wien gaben der radikalen Partei das Uebergewicht. Diese forderte ein unabhängiges ungarisches Ministerium, völlige Preßfreiheit, jährlichen Zusammentritt des Reichstages in Budapest, Religionsfreiheit, Entfernung alles fremden Militärs, Vereidigung der ungarischen Truppen auf die Verfassung, Bildung einer Nationalgarde (Honvéds), Amnestie und andere Dinge mehr. Der österreichischen Regierung, die den Boden unter sich wanken fühlte, blieb nach einigem Zaudern nichts übrig, als die meisten Wünsche der Ungarn anzuerkennen; das Königreich erhielt eine selbständige Regierung, und der Sitz derselben wurde von Preßburg nach Pest verlegt. Mit dieser Bevorzugung des Magyarentums waren aber die übrigen in Ungarn lebenden Volksstämme, wie Kroaten, Siebenbürger, Serben, Slowaken und Rumänen, keineswegs zufrieden, sondern verlangten jetzt auch Selbständigkeit für sich. Namentlich der Kroaten, an deren Spitze der Ban Jellachich getreten war, bemächtigte sich eine tiefgehende Erregung. Schon 1845 war es aus Anlaß der Vicegespanwahl im Agramer Komitat zu blutigen Straßenkämpfen gekommen, und nun suchten die Kroaten ihre Selbständigkeit mit den Waffen in der Hand zu gewinnen. Zunächst stand die österreichische Regierung diesem neuen Nationalitäts-Ringen entschieden feindlich gegenüber; als aber die Ungarn immer mehr ins revolutionäre Fahrwasser gerieten, Kossuth sich zum Diktator aufwarf und Feldmarschallleutenant Graf Lamberg auf der Brücke zwischen Ofen und Pest ermordet wurde, waren ihr die Kroaten und Serben recht angenehme Bundesgenossen, und wir sahen bereits, welchen Dienst die ersteren durch ihren Sieg bei Schwechat den Oesterreichern bei der Einnahme Wiens leisteten.

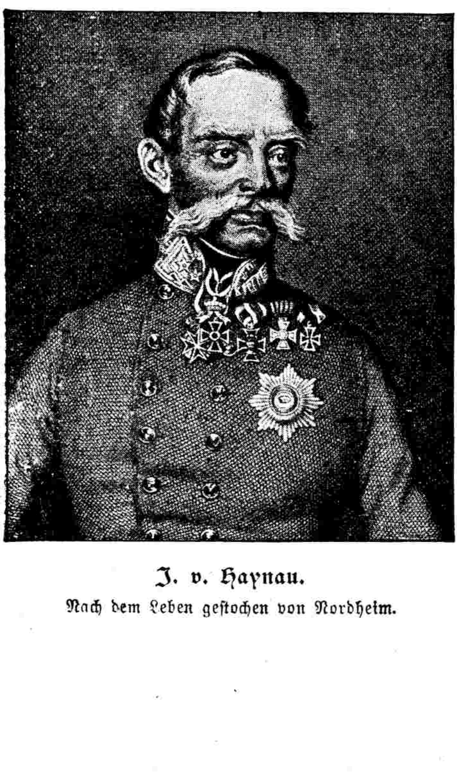
Als Windischgrätz das Kommando gegen die Ungarn übernahm, befanden sich allerdings die meisten Festungen des Landes in deren Händen, aber sie geboten nur über ein Heer von 58000 Mann und 122 Geschütze. Außerdem brachen, wie gewöhnlich bei Revolutionen, Uneinigkeiten zwischen den Führern aus; namentlich wichen die Ansichten des Generals Görgey wesentlich von den extremen Kossuths ab. Die Folge davon war, daß die Ungarn eine Niederlage nach der anderen erlitten, daß sich die Festungen Leopoldstadt und Esseg ergeben mußten, und daß Windischgrätz ohne Schwertstreich in Ofen-Pest einrücken konnte. Die Ungarn, an einem glücklichen Erfolge verzweifelnd, hatten dem Fürsten Friedensvorschläge gemacht, aber dieser wies sie in seinem Uebermut mit den Worten ab „er unterhandele nicht mit Rebellen, sondern fordere Unterwerfung auf Gnade und Ungnade". — Nun wandte sich aber das Kriegsglück wieder auf die Seite der Ungarn. Den ersten Sieg über die Oesterreicher erfocht Klapka am 22. Januar 1849, und hieran schlossen sich mehrere Gefechte, die ebenfalls glücklich für die Ungarn verliefen; dagegen gelang es Windischgrätz, nach tapferer Gegenwehr Kapolna zu nehmen (27. Februar). Dieser eine Erfolg machte die österreichische Regierung so tollkühn, daß sie eine Verordnung

erließ, durch welche Ungarn seiner selbständigen Verwaltung einfach beraubt und in eine österreichische Provinz verwandelt werden sollte, während Kroatien, Slavonien, Dalmatien und Siebenbürgen, die bisher zu Ungarn gehörten, von diesem abgetrennt und zu selbständigen Provinzen erhoben wurden. Dieser unüberlegte Schritt rief mit einem Schlage eine unendliche Begeisterung für die magyarische Sache hervor, und das Land beantwortete ihn (14. April) mit der Proklamierung der Republik, erklärte sich unabhängig von dem Habsburgischen Fürstenhause und ernannte Kossuth zum verantwortlichen „Gouverneur-Präsidenten".



Jellachich.
Nach dem Leben gestochen von Kühner.

Die ungarischen Waffen errangen jetzt einen Sieg nach dem anderen, und Windischgrätz, der einen Hauptschlag ausführen wollte, mußte sich statt dessen gegen Ende März zum Rückzuge bequemen, worauf er, da seine Unfähigkeit zu Tage getreten war, abberufen wurde. Aber auch sein Nachfolger, der Feldzeugmeister Welden, vermochte nichts gegen die überall vordringenden Ungarn auszurichten: Komorn wurde von ihnen entsetzt, Pest mußte ihnen ohne Widerstand überlassen werden, und das kaiserliche Heer zog sich bis an die österreichische Grenze zurück. Nur in Ofen blieb eine starke Besatzung unter General Henzi. — Hätten die Ungarn jetzt ihren Vorteil wahrgenommen und wären sie gegen Wien vorgerückt — wer weiß, wie sich dann die Verhältnisse gestaltet hätten! Statt dessen verwendeten sie kostbare Zeit auf die Belagerung Ofens und glaubten eine Heldenthat vollbracht zu haben, als dieses am 21. Mai im Sturm genommen wurde, und Kossuth und der Reichstag ihren prunkhaften Einzug in die alte Königsburg halten konnten. Thatsächlich hatten sie aber nur dem Kaiser Franz Joseph, der nach Abdankung seines Onkels Ferdinand I. (2. Dezember 1848) den Thron bestiegen hatte, Zeit gewährt, den Kaiser Nikolaus von Rußland um Unterstützung bei der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes zu bitten, die von diesem auch geleistet wurde.



J. v. Haynau.
Nach dem Leben gestochen von Nordheim.

Nunmehr ernannte die österreichische Regierung den Baron Haynau, einen befähigten Militär, aber ebenso störrischen als grausamen Charakter, der sich in dem italienischen Feldzuge ausgezeichnet, aber auch wegen der blutigen Greuel, die er nach der Einnahme von Brescia verübt, den Beinamen der „Hyäne von Brescia" erhalten hatte, zum Oberkommandeur gegen die Ungarn. Diese wußten, was ihnen jetzt von den 275000 Mann österreichischer und russischer Truppen, die gegen sie marschierten, bevorstand; sie verdarben sich aber noch die Sympathieen im eigenen Lande durch die Konfiszierung des Besitztums

Aller, die im Verdachte kaiserlicher Gesinnungen standen. Hierzu gesellte sich die Finanznot, der Mangel an Kredit im Auslande und die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen Kossuth, Görgey und anderen Führern. Nach verschiedenen Schlachten, die fast sämtlich ungünstig für die Ungarn verliefen; wurde das Heer der letzteren am 9. August bei Temesvár fast völlig vernichtet. Eine Woche später ergab sich Görgey mit den ihm verbliebenen 23000 Mann bei Világos den Russen, in der Hoffnung, daß diese jetzt Ungarn annektieren und ihm eine mildere Behandlung als die Oesterreicher angedeihen lassen würden. Rußland wollte sich aber doch nicht einen derartigen Treubruch gegen seinen Verbündeten zu Schulden kommen lassen und lieferte die Gefangenen an Haynau aus. Die übrigen Führer mußten sich mit ihren Truppenteilen entweder ergeben oder in die Türkei flüchten, nur Klapka vermochte sich in Komorn zu halten, bis ihm die Uebergabe unter ehrenvollen Bedingungen zugestanden wurde. Haynau beutete den Sieg in der erbarmungslosesten Weise aus: die Gefängnisse wurden überfüllt, die hervorragenden Führer, mit Ausnahme Görgeys, den Rußland schützte, in Arad hingerichtet oder verbannt und ihr Besitztum eingezogen, so daß sich Haynau hier den neuen Titel eines „Henkers von Arad" verdiente.

Das Jahr 1848 in Deutschland.

Am 4. März 1848 acceptierte der Großherzog von Baden die Forderungen der badischen Volksversammlung vom 27. Februar (vergl. S. 706), und schon am nächsten Tage traten in Heidelberg 51 Männer zusammen, um weitere Schritte zu beraten. Da dieselben teils Republikaner waren, teils Anhänger eines zu begründenden deutschen Kaisertums, so kam man nicht recht vorwärts, einigte sich aber dahin, für den Zusammentritt eines deutschen Parlaments in Frankfurt am Main zu wirken, dessen Sitzungen am 30. März beginnen sollten. Selbst der Bundestag bekam jetzt liberale Anwandlungen, erklärte am 10. März Schwarz-Rot-Gold für die offiziellen deutschen Farben und berief die Vertrauensmänner der Regierungen zu einer Versammlung.

Die liberalen Forderungen erzielten inzwischen weitere Zugeständnisse. In Hessen-Darmstadt, Nassau, Württemberg und Kurhessen wurden sie ohne weiteres bewilligt. König Friedrich August II. von Sachsen suchte die durch Biedermann und Robert Blum in seinem Lande angeregte Sturm-Petition durch die am 16. März erfolgende Bewilligung eines liberalen Ministeriums zu beschwichtigen. König Ernst August von Hannover entließ am 20. März das Ministerium von Falcke und berief statt dessen den Grafen Bennigsen und den Bürgermeister Stüve. König Ludwig I. von Bayern, der sich durch sein Verhältnis zu der Tänzerin Lola Montez sehr unbeliebt gemacht hatte, war infolge der am 4. März in München ausgebrochenen Straßentumulte zu weitgehenden Konzessionen bereit, hielt es dann aber am 10. März doch für besser, zu Gunsten seines Sohnes Maximilian abzudanken.

Als in Berlin die Gewährung der liberalen Forderungen durch den Großherzog von Baden bekannt wurde, stieg die Erregung von Stunde zu Stunde. Am 7. März fand unter den Zelten die erste große Volksversammlung statt, an der Gelehrte, Künstler und Gebildete aller Stände teilnahmen. Man stand im Allgemeinen auf monarchischem Boden, beanspruchte aber Preß- und Redefreiheit, politische Amnestie, freies Versammlungsrecht, politische Gleichberechtigung aller Bekenntnisse, Schwurgerichte, Unabhängigkeit des Richterstandes, Verminderung des stehenden Heeres, Volksbewaffnung und Wahl der Offiziere, ein deutsches Parlament und schleunige Einberufung des vereinigten preußischen Landtages.

König Friedrich Wilhelm IV. war den meisten dieser Forderungen keineswegs abgeneigt, aber er suchte allzu ängstlich den Anschein zu vermeiden, als beuge er sich dem Willen des Volkes und ließ deshalb Deputationen, die ihm die Wünsche des Volkes vortragen sollten,

schroff abweisen. Das erbitterte natürlich die Bevölkerung in hohem Grade. Am 9. März fand eine zweite Volksversammlung statt, bei der schon 3000 Zuhörer anwesend waren, und eine Woche später eine dritte, die 10 000 Menschen anlockte. Jetzt kam es auch schon zu größeren Aufläufen und einigen Reibereien zwischen Volk und Militär, bei denen es nicht ohne gegenseitige Verwundungen abging, doch hielt sich alles noch in bescheidenen Grenzen, zumal sich eine Anzahl Bürger mit weißen Binden um den Arm, die der Volksmund „Friedensengel" taufte, der Aufgabe unterzogen, die Gemüter auf den Straßen zu beruhigen. Sobald der König die Nachricht von Metternichs Sturz erhielt, erkannte er die Notwendigkeit, den Wünschen des Volkes nachzugeben und namentlich eine Konstitution zu gewähren. Letzteres erklärte er am Vormittage des 18. März gegen 10 Uhr einer Deputation von Rheinländern, die unter Führung des Oberpräsidenten Eichmann erschienen war, und eine Stunde später wiederholte er dies gegenüber einer Abordnung des Berliner Magistrats mit dem Zusatze, daß er das bisherige Ministerium entlassen habe. Um 2 Uhr



Kampf an der Barrikade
an der Taubenstraße am 18. März 1848.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

erschien ein Extrablatt, das die Verordnung über die Redefreiheit und die Einberufung des gemeinsamen Landtages im Wortlaut mitteilte. Tausende von Menschen eilten infolgedessen nach dem Schlosse und jubelten dem Könige zu, der sich auf dem Balkon zeigte.

Das auf dem Schloßhofe in ziemlicher Stärke untergebrachte Militär wußte nicht recht, wie es diese stetig anwachsende Volksansammlung deuten sollte, zumal einige unreife Burschen und andere nicht sehr vertrauenswürdig aussehende Elemente in den Schloßhof zu dringen versuchten, was verboten war. Militärischerseits wurde plötzlich der Befehl erteilt, den ganzen vor dem Schlosse gelegenen Platz zu säubern. Es geschah dies ohne Gebrauch der Waffe, doch entluden sich unbeabsichtigt zwei Gewehre. Obschon thatsächlich niemand verletzt war und der König, sobald er die Situation überblickte, eine große weiße Fahne mit der Aufschrift „Ein Mißverständnis" vor dem Schlosse aufpflanzen ließ, schrie Alles „Verrat", und das Gerücht von zahlreichen Todesfällen und Verwundungen ging von Mund zu Mund. Im Nu entstanden allerorts Barrikaden, die unnötigerweise vom Militär mit Waffengewalt geräumt wurden, was auf beiden Seiten genug Tote und Verwundete kostete. Namentlich um die Barrikaden in der Brüder- und Mohrenstraße entstand

ein heißer Kampf. Noch in der Nacht erließ der König eine äußerst herzlich gehaltene Proklamation zur Beruhigung der Gemüter.

Zahlreiche Deputationen drängten sich am nächsten Morgen nach dem Schlosse, um den König zu beschwören, das Militär aus der Stadt zu entfernen und dafür der Bürgerwehr die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung anzuvertrauen. Nach einigem Zaudern fügte sich der König diesen Wünschen. Der Bürgerwehr war aber ihr Dienst schon nach wenigen Tagen so lästig, daß 15 000 Wehrmänner eine Petition um Rückberufung des Militärs unterschrieben. Das 24. Infanterieregiment zog daher bereits am 30. März wieder in Berlin ein, und andere Truppenteile folgten ihm auf dem Fuße.

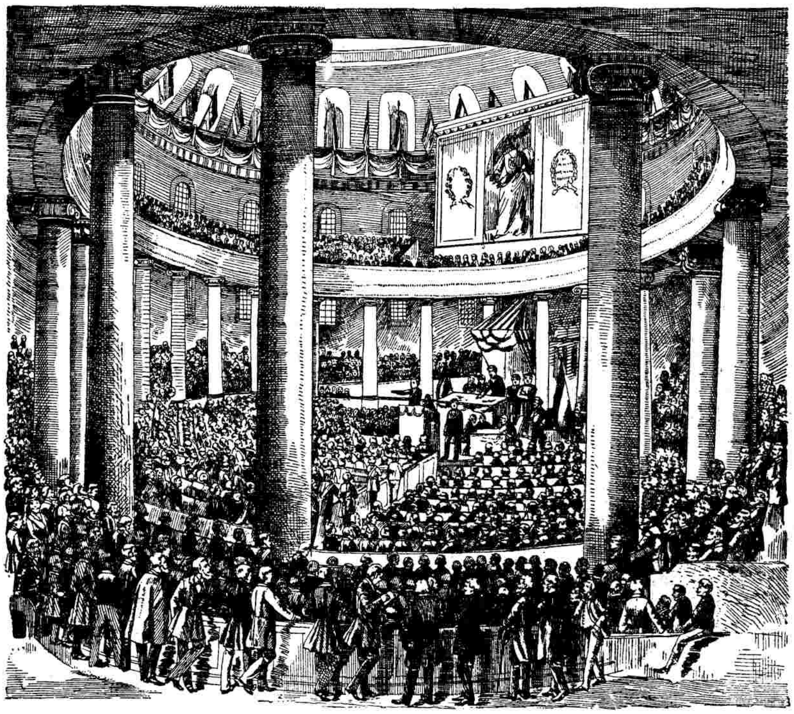
Der Friede wäre jetzt völlig hergestellt gewesen, wenn nicht über das Thema „Militär" zwischen der Regierung und dem vereinigten preußischen Landtage Streitigkeiten ausgebrochen wären. Man forderte sechsmonatliche Dienstzeit für das Militär und freie Wahl der Offiziere, und diese Punkte glaubte die Regierung nicht bewilligen zu können. Zwei Ministerien wirtschafteten erfolglos ab, und da keine Einigung zu erzielen war, wurde der Landtag vertagt und ihm die Stadt Brandenburg als Versammlungsort für weitere Beratungen angewiesen. Da aber diese Verfügung der Landtagsmehrheit nicht genehm war und zu den nach Brandenburg einberufenen Sitzungen nur 184 Abgeordnete erschienen waren, so daß die Versammlung nicht beschlußfähig war, so löste der König dieselbe auf und überließ die Genehmigung der auf grund des früher angenommenen Entwurfes ausgearbeiteten Verfassung den nunmehr zusammentretenden beiden Kammern.

Die deutsche Nationalversammlung.

Wir hatten gesehen, daß eine Volksvertretung aus allen deutschen Staaten am 30. März 1848 in Frankfurt zusammentreten wollte. In der Wirklichkeit erschienen zu diesem Vorparlament etwa 500 Männer, meist Süddeutsche, und ein von ihnen gewählter Ausschuß arbeitete unter Vorsitz des Professors Dahlmann einen Verfassungs-Entwurf aus, wonach Deutschland von einem erblichen Kaiser regiert werden, und diesem ein aus den Fürsten und Regierungs-Vertretern der Einzelstaaten gebildetes Oberhaus und ein aus allgemeinen Wahlen hervorgehendes Unterhaus zur Seite stehen sollte. Ueber die Zusammensetzung des letzteren einigte man sich unter Zustimmung des Bundesrats in der Weise, daß auf je 50000 Seelen ein Abgeordneter gewählt werden sollte.

Diese deutsche Nationalversammlung trat am 18. Mai in der Paulskirche zusammen und wählte sechs Wochen später mit großer Mehrheit den sehr populären Erzherzog Johann von Oesterreich zum Reichsverweser. Der alte deutsche Bundestag löste sich auf; der Erzherzog setzte ein Reichsministerium ein. Die Nationalversammlung konnte aber zu keinem durchgreifenden Beschlusse gelangen, denn die radikalen Mitglieder befanden sich in der Minderheit, und aus Groll darüber, daß sie überstimmt wurden, hetzten sie die Frankfurter Volksmassen gegen die Versammlung auf. Am 18. September kam es zu einem heftigen Straßenauflauf, und nur das in größter Eile aus Mainz requirierte preußische und österreichische Militär vermochte die in der Paulskirche Versammelten vor der Wut der Massen zu schützen; es konnte aber nicht verhindern, daß zwei Mitglieder der Versammlung, der General von Auerswald (Preuße) und der Fürst Lichnowsky (Oesterreicher) auf offener Straße vom Pöbel ermordet wurden. Gleichzeitig kam es in Baden zu einem von Struve angezettelten Aufstand, der in der Proklamierung der „deutschen Republik" seinen Ausdruck fand. Badische Truppen machten aber den Wirren schnell ein Ende und nahmen den Urheber gefangen. Weitere Einbuße erlitt das Ansehen des Parlaments dadurch, daß die von ihm an die fremden Höfe geschickten Gesandten nirgends beachtet, in Frankreich überhaupt nicht angenommen wurden.

Unter diesen Umständen wurde den Mitgliedern des Parlaments immer klarer, daß die Wahl eines deutschen Kaisers beschleunigt werden mußte, und am 28. März 1849 gaben 290 Abgeordnete ihre Stimme für Friedrich Wilhelm IV. ab, während sich die übrigen 248 Anwesenden der Abstimmung enthielten. Hätte der König von Preußen zugegriffen, so wäre ihm nichts übrig geblieben, als seine neue Würde mit dem Schwerte zu verteidigen; die Nationalversammlung aber hatte überhaupt keine Truppen, und außerdem war sie gespalten, denn die Majorität, die für ihn eingetreten war, war eine äußerst geringe. Deswegen machte er die Annahme der ihm zugedachten Würde von der vorherigen Zustimmung aller deutschen Fürsten abhängig. 28 kleinere Staaten waren geneigt, seine



Die Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt am Main.
(Nach einer Zeichnung von Brockmüller.)

Wahl anzuerkennen; Oesterreich, Bayern und Württemberg erhoben aber, wie vorauszusehen war, Protest, und die übrigen hüllten sich in vorsichtiges Schweigen. Damit war das so hoffnungsvoll und unter den Glückwünschen aller deutschen Stämme entstandene Parlament völlig lahm gelegt.

Gerade diejenigen Elemente, die an diesem Ausgang die größte Schuld trugen, waren darüber am meisten erbittert und stifteten in Sachsen, Baden und in der Pfalz neue Unruhen an, wodurch wieder Blutvergießen herbeigeführt wurde. In Sachsen sah sich die Regierung genötigt, die Kammern aufzulösen (30. April), da diese die Weitererhebung der Steuern verweigerten. Dies war das Signal für einen Aufstand in Dresden: Barrikaden wurden in großer Zahl errichtet, und am 4. Mai kam es zu blutigen Straßenkämpfen. Der König und das Ministerium begaben sich am nächsten Morgen nach der Festung Königstein, während die Aufständischen eine provisorische Regierung, bestehend aus Tzschirner, Todt und Heubner, bildeten; doch dauerte deren Regiment kaum einen

Tag, da der russische Ex-Lieutenant und Allerwelts-Unruhestifter **Bakunin** das Ober-Kommando sofort an sich riß. Der Bürgerstand und die von verschiedenen Seiten herbeieilenden Bürgerwehren zogen sich infolgedessen von der Revolte zurück, während sächsische und zur Hilfe herbeigerufene preußische Truppen heranrückten. Die Aufständischen benutzten den ihnen verbleibenden Zeitraum noch, um das Opernhaus in Brand zu setzen, wobei ein Teil des Zwingers Feuer fing und die kostbare Naturaliensammlung vernichtet wurde. Am 9. Mai endete der Aufstand mit einer völligen Niederlage der Aufrührer.

Der Aufstand in der **Pfalz** hatte einen wesentlich anderen Charakter, da man dort völlige Lostrennung von Bayern beabsichtigte. Das vorhandene Militär bestand meist aus geborenen Pfälzern, und diese traten sofort zu den Bürgerwehren über; sogar aus den Festungen Landau und Germersheim desertierte ein beträchtlicher Teil der Besatzungen. Das aufständische Heer zählte bald 10000 Mann und wurde von dem polnischen General **Sznayde** (eigentlich war es ein guter Deutscher, namens Schneider) befehligt. Die bayerische Regierung, die ihrer eigenen Truppen nicht sicher zu sein glaubte, bat deshalb um preußische Hilfe. Am 14. Juni kam es bei **Kirchheimbolanden**, am nächsten Tage bei **Ludwigshafen**, dann bei **Anneweiler-Thal** zu Gefechten und schon am 18. trat der Rest der Aufständischen bei **Maxau** auf badisches Gebiet über.



Minister von Manteuffel.
Nach einer Lithographie von Schwabe.

Am ernsthaftesten war die Erhebung in **Baden**. Sie begann am 11. Mai mit einer Militärrevolte in **Rastatt**, die diese Festung in die Hände der Aufständischen brachte, an deren Spitze der Advokat **Lorenz Brentano** trat. In **Karlsruhe** empörten sich ebenfalls die Soldaten in der Nacht vom 13. zum 14. Mai, so daß der Großherzog nach Ehrenbreitenstein flüchten mußte, und wenige Tage später befand sich das ganze Land in hellem Aufruhr. **Blind** und **Ruge** wurden jetzt nach Paris geschickt, um von dort Hilfe zu erbitten, doch wurde sie natürlich nicht gewährt, so verlangend die Franzosen auch nach dem rechten Rheinufer schielten. Da dem Großherzog fast gar keine Truppen treu geblieben waren und die von dem Polen **Mieroslawski** befehligte Revolutions-Armee 45000 Mann und 80 Geschütze zählte, so mußte er sich um Hilfe an den Deutschen Bund wenden, und dieser sandte eine aus Hessen, Mecklenburgern, Württembergern, Nassauern und Bayern zusammengesetzte Reichsarmee, sowie zwei preußische Armeekorps unter General **Hirschfeld**. Am 21. Juni entspann sich bei **Waghäusel** ein blutiges Treffen, das mit einer völligen Niederlage der Aufständischen endete, doch mußten wegen des langsamen Vorrückens der Reichsarmee die Preußen noch am 24. und 25. Juni ernsthafte Gefechte bei **Bruchsal** und **Durlach** liefern. Vier Tage später fand der letzte bedeutende Kampf bei **Ettlingenweier** statt, worauf die Aufständischen auf schweizer Gebiet übertraten und dort entwaffnet wurden. Als am 23. Juli **Rastatt** sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, hatte der Aufstand sein Ende erreicht, und man kann hinzufügen, zur Freude der meisten Bewohner, denn der Landesausschuß hatte in der kurzen Zeit seiner Herrschaft nicht nur die in der Staatskasse vorgefundenen $2^1/_2$ Millionen Gulden nebst allen inzwischen

einlaufenden Geldern verausgabt, sondern auch noch verschiedene Privatvermögen konfisziert und ganze Ortschaften wegen angeblicher reaktionärer Gesinnungen gebrandschatzt.

In der Zwischenzeit war die Nationalversammlung mehr und mehr zusammengeschmolzen, da viele Mitglieder, an einer gedeihlichen Weiterentwicklung verzweifelnd, austraten, andere abberufen wurden; nur die radikale Partei büßte wenige Stimmen ein. Zunächst bestimmte man daher, daß dieselbe schon bei einer Anwesenheit von 150 Mitgliedern beschlußfähig sei, und später setzte man diese Ziffer sogar auf 100 herab. Auf Vorschlag Vogts siedelte die Versammlung, die nunmehr Rumpf-Parlament genannt wurde, nach Stuttgart über und hielt dort vom 6. bis 18. Juni einige Sitzungen ab. Am letzteren Tage ließ jedoch der württembergische Minister Römer in Uebereinstimmung mit den Kammern die Versammlung sprengen. Endlich trat auch am 20. Dezember der Reichsverweser zurück und legte die Bundesgewalt in die Hände der zu diesem Zwecke von Oesterreich und Preußen ernannten Bundeskommissäre.

Preußen trat inzwischen mit seinen auf eine Neugestaltung des deutschen Staatenbundes gerichteten Plänen deutlicher hervor. Oesterreich sollte aus dem deutschen Bunde ausscheiden, aber zu ihm in einem freundschaftlichen Verhältnisse bleiben; an die Spitze der deutschen Staaten wollte Preußen treten, aber nicht mit der Kaiserwürde bekleidet, sondern als Reichsvorstand. Viele Mitglieder der ehemaligen Nationalversammlung begeisterten sich für diesen Gedanken und traten zu einem Nach-Parlament in Gotha zusammen, weswegen sie gewöhnlich als Gothaische Partei bezeichnet werden. Indessen verlief auch dieses Projekt im Sande, da Oesterreich, dessen Leitung damals in der Hand des überaus preußenfeindlichen Fürsten Felix Schwarzenberg lag, sich dagegen sträubte und bei den süddeutschen Staaten Unterstützung fand, Preußens Heer aber zu schwach war, um Gewalt brauchen zu können.

Ja, Preußen mußte sich noch eine gewaltige Demütigung aus Anlaß der kurhessischen Streitigkeiten gefallen lassen. Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen berief nämlich im Februar 1850 an die Spitze seines Ministeriums den preußischen Oberappellationsgerichtspräsidenten Hassenpflug, der damals wegen vorgekommener Unregelmäßigkeiten bei der Verwendung fiskalischer Baugelder in Anklagestand versetzt worden war. Dieser herrschte mit solcher Willkür, daß alles auf das äußerste erbittert wurde und das gesamte Offizierkorps, mit wenigen Ausnahmen, seinen Abschied einreichte. Obschon nun diese Erregung nirgends einen bedrohlichen Charakter angenommen hatte, begab sich der Kurfürst nach Frankfurt und veranlaßte den deutschen Bund, der thatsächlich gar nicht zu Recht bestand, ihm zur Beruhigung seines Landes Truppen zur Verfügung zu stellen. Preußen erhob dagegen Protest und erklärte, mit seinen Truppen in Hessen einrücken zu müssen, wenn Militär anderer deutscher Bundesstaaten Hessens Grenzen überschreiten würde. Da der Bund auf diesen Einspruch nicht achtete, rückten die beiderseitigen Truppen gegen einander vor und standen sich am 8. November 1850 bei Bronzell gegenüber. Infolge des unvorsichtigen Vorrückens einiger bayerischer Soldaten wurden ein paar Schüsse gewechselt, die fünf Bayern und einen preußischen Schimmel verwundeten. Schon am nächsten Tage bekam der preußische General v. d. Gröben den Befehl, Fulda zu räumen, während der Minister Otto von Manteuffel sich kurz darauf selbst zu einer Konferenz mit Schwarzenberg nach Olmütz begab, wo Preußen allen österreichischen Forderungen nachgab und auch namentlich das Wiederaufleben des alten „Deutschen Bundes“ anerkennen mußte.

Das „zweite Kaiserreich“ in Frankreich.

Ein Volk, das ein so ausgeprägtes, häufig genug bis zu maßloser Eitelkeit und Selbstüberhebung sich zuspitzendes Nationalbewußtsein hat, wie die Franzosen, konnte die glorreiche Zeit des napoleonischen Cäsarentums trotz ihrer Flüchtigkeit und ihres jähen, kläglichen Zusammenbruchs nicht so leicht vergessen. Die Wiederaufrichtung des morscher

Bourbonenthrones, die völlige Bedeutungslosigkeit der beiden Erbkönige, die auf demselben in den nächstfolgenden anderthalb Jahrzehnten ein schemenhaftes, nach der Schablone einer endgiltig abgethanen Zeit zugeschnittenes Dasein fristeten, das nüchterne Julikönigtum mit seinem Krämergeiste — alles das war nicht geeignet, den Nimbus der Kaiserzeit zum Erlöschen zu bringen und Frankreich einen Ersatz für die entschwundene Herrlichkeit zu bieten. Die zweite Republik des Jahres 1848 hatte nichts von der furchtbaren Größe der ersten; es war so zu sagen eine Republik ohne Republikaner. Die Personen, die in derselben zu hervorragender Geltung kamen, waren keine Heroen, weder Heroen des Verbrechens, wie die Schreckensmänner der neunziger Jahre, noch Heroen des Idealismus, wie die Girondisten. Die wenigen Schwarmgeister, die während der kurzen Frist der Umsturzbewegung auftauchten, vermochten die Massen nicht mit jener Allgewalt hinzureißen, die in der ersten Revolution Millionen beherrschte; die Landbevölkerung war dem republikanischen Gedanken von vornherein unzugänglich, und in den Städten hatte sich unter der Regierung Louis Philipps jener ausschließlich auf Erwerb und behagliches Wohlleben gerichtete Bourgeois-Geist entwickelt, der die Signatur des Bürgerkönigtums war und in schroffem Gegensatze zu dem Denken und Wollen der Arbeiterbevölkerung stand. Die Furcht vor dem scharf hervortretenden Sozialismus trieb alle Leute, die etwas besaßen und in der Gesellschaft etwas bedeuteten, dem Militarismus in die Arme, dessen Nützlichkeit gegenüber dem inneren Feinde nun auch der friedliebende Bürger lebhaft zu empfinden anfing. Der Militarismus ist aber grundsätzlich unvereinbar mit dem Republikanismus und muß, wo er innerhalb dieses letzteren auftritt, mit Naturnotwendigkeit zur Diktatur oder zur Monarchie führen. Napoleon I. hatte den nächstliegenden und beredtesten Beweis für die Unfehlbarkeit dieses Gesetzes geliefert, und gleichzeitig mit der Sehnsucht nach militärischem Schutze gegen die drohende sozialistische Hochflut mußte daher der Gedanke an eine Wiederbelebung des Napoleonismus geweckt werden, um so mehr, als dieser in den Hunderttagen sich den Anschein gegeben hatte, als ob er auch die Eignung zu einem recht tüchtigen und viel verheißenden Friedensregiment besäße. Der Arbeiteraufstand im Juni 1848 hatte das ohnehin geringe Ansehn der Republik sowohl in der Nationalversammlung als auch in der öffentlichen Meinung, und zwar namentlich in der Provinz, vollständig zu Grunde gerichtet. Die Nationalversammlung fühlte ihre Ohnmacht gegenüber den herrschenden Zuständen und beeilte sich, ihre gesetzgeberische Souveränität an die Exekutivgewalt auszuliefern und diese in Soldatenhände zu legen; der General



Louis Napoleon Bonaparte.
Nach dem Schwarzkunstblatte von F. Randel.

Cavaignac war zum verantwortlichen Staatsoberhaupt der Republik ernannt worden. Aber Cavaignac war Republikaner; Changarnier, der nach ihm als Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Paris und Kommandant der 1. Pariser Armee-Division die militärische Gewalt über die Hauptstadt erhielt, war Monarchist, aber dem napoleonischen Gedanken als eingefleischter Anhänger der Orléans völlig abhold. Der Anhang dieser letzteren war aber viel zu schwach, ihr Sturz auch noch viel zu neu, als daß von diesem „Schwerte der Monarchie", wie die Royalisten Changarnier zu nennen beliebten, der entscheidende Streich erwartet werden durfte. Von einer Restauration im Sinne der dritten monarchistischen Partei, der sogenannten Legitimisten, welche die Bourbons wieder auf den Thron bringen wollte, konnte schon gar nicht die Rede sein; um sie zu bewirken, wäre eine übermächtige Reaktion erforderlich gewesen, wie sie nach den napoleonischen Kriegen in ganz Europa eingetreten war, diese hatte aber der Sturm von 1848 gründlich hinweggefegt. Solche Verhältnisse konnten dem bestimmteren Auftreten der napoleonischen Idee nur förderlich sein. Der direkte Erbe des ersten Napoleon ruhte seit sechszehn Jahren im Grabe; aus dem „König von Rom" war ein ganz kleiner „Herzog von Reichstadt" geworden, der seine Kindheit am Hofe seines Großvaters, des Kaisers Franz zugebracht, zu seinem zwölften Geburtstage ein Fähnrichspatent erhalten hatte und bis zum Oberstlieutenant vorgerückt war, als ihn die Schwindsucht in seinem 21. Lebensjahre dahinraffte. Den nächsten Anspruch auf das Erbe Napoleons I. hatte der einzig noch lebende Sohn des früheren Königs von Holland (vergl. S. 667), Charles Louis Napoléon Bonaparte.

Nachdem das „rote Gespenst" in der „Junischlacht" niedergeworfen war, arbeitete die Nationalversammlung eine Verfassung aus, nach welcher Frankreich von einem auf fünf Jahre zu wählenden Präsidenten und einer aus 750 Mitgliedern bestehenden „Gesetzgebenden Körperschaft" (Corps législatif) regiert werden sollte. Die Wahl des Präsidenten fand am 10. Dezember statt und von den 7324672 abgegebenen Stimmen fielen 5434226 auf Louis Napoleon.

Napoleon war in weiteren Kreisen völlig unbekannt, aber er hatte einen Namen, der ihm Stimmen verschaffte. Alles befand sich in trüber Stimmung; von einem Napoleoniden aber erhoffte man wieder eine ruhmreiche Regierung, neuen Glanz für den im Auslande stark verblaßten Namen Frankreichs. In der „Presse" schrieb damals Emile de Girardin, indem er die Präsidentschaftskandidaten Revue passieren ließ: „Louis Napoleon ist das Unbekannte — stimmen wir für das Unbekannte!" Und so geschah es.

Es war ein Glück für den Neffen, daß man ihn nicht kannte, denn er hatte mit seinem großen Oheim außerordentlich wenig Aehnlichkeit; er glich ihm weder in der äußeren Erscheinung, noch in den wesentlichsten Charakterzügen. Konnte der erste Napoleon in den Licht- und Schattenseiten seines Wesens an den Typus der klassischen Römerzeit erinnern, so trug die Erscheinung des dritten das Gepräge alltäglichster Gewöhnlichkeit. In dem Steckbrief, welchen die Regierung Ludwig Philipps nach seiner Flucht aus der Festung Ham am 26. Mai 1846 hinter ihm erlassen hatte, lautete sein Signalement: „Alter 37 Jahre, Körpermaß 1,66 m, Haare und Augenbrauen kastanienbraun, Augen grau und klein, Nase groß, Mund mittelgroß, Lippen dick, Bart braun, Schnurrbart blond, Kinn spitzig, Gesicht oval, Gesichtsfarbe bleich, Kopf zwischen den Schultern steckend, Schultern breit, Rücken gewölbt." Dieses Signalement ergänzte später ein Zeitgenosse (Ludwig Bamberger) in folgender Weise: „Dieses Gesicht konnte dem ersten besten Lebemann angehören; der lackierte Schnauzbart, die starken Backenfalten zur Seite der schweren Nase konzentrierten den Eindruck im untern Teile der Physiognomie und ließen eine ganz nichtssagende, von glatt geschniegeltem Haar eingefaßte Stirn zurück, aus der keine Spur von Kraft des Denkens oder Erhabenheit des Willens hervortrat. Nur der unbestimmte, kurze, weiche Blick des kleinen, langgeschlitzten, gleichsam fliehenden Auges, den zu fassen man sich eine feine chirurgische Zange gewünscht hätte, gab, mehr nach innen als nach außen gerichtet, Zeugnis von einer Individualität, die nicht ohne Vorbehalt hingenommen werden durfte. Aber wenn man den kleinen dicken Mann mit dem weichen großen Oberkörper am Teiche des Boulogner

Gehölzes einherschleichen sah, wie er, den Kopf zugleich nach vorn und nach rechts hängend, mit sichtlichem Nachdruck auf den Arm eines Getreuen gestützt, die kurzen Beine mühsam vor- und nachschob, so drängte sich die Frage auf: „Ist er nicht von Natur gemacht, sich auf Andere zu stützen?"

Und dieses Wort kennzeichnet treffend nicht bloß das äußerliche Wesen des dritten Napoleon, sondern auch seine ganze Entwicklungsgeschichte. Bei jeglichem Mangel an eigener Bedeutung und Größe konnte ihm zu der Rolle, die er in der Geschichte eines Bruchteils unseres Jahrhunderts gespielt hat, lediglich die Unterstützung verhelfen, die ihm sein großer Name gewährte. Ob ihn neben der Namens- auch die Blutsverwandtschaft mit dem Geschlechte der Napoleoniden verknüpfte, ist bekanntlich vielfach angezweifelt worden. Die Berechtigung dieser Zweifel wird sich kaum jemals nachweisen lassen; daß sie aber ihre Entstehung und Begründung in dem völlig unnapoleonischen Wesen des Sohnes der Hortense gefunden haben, ist ausreichend zur Beurteilung ihrer geschichtlichen Bedeutung.

Die beiden ersten selbständigen Versuche Louis Napoleons, das Erbe seines großen Oheims an sich zu reißen, scheiterten kläglich. Nachdem er in seinen „Rêveries politiques" die Grundgedanken eines napoleonischen Regierungssystems niedergelegt hatte, unternahm er 1836 das Wagnis, sich in den Besitz des französischen Thrones zu setzen. Er hatte von Baden-Baden aus einen Teil der Straßburger Garnison für seinen Plan gewonnen und begab sich am 28. Oktober nach der Festung und in die Kaserne des von seinem Helfershelfer, dem Obersten Vaudrey, befehligten Artillerie-Regiments. Statt jedoch den Kasernenhof als Kaiser der Franzosen zu verlassen, verließ er ihn als Gefangener, denn es war ein Leichtes gewesen, den übrigen Truppen die Ueberzeugung beizubringen, daß dieser einem Napoleoniden so unähnliche Mann einfach ein Betrüger sei. Der Prätendent wurde ohne Prozeß nach Amerika abgeschoben, über welche Großmut er nach der Hand dem Könige Ludwig Philipp mittels eigenhändigen Dankschreibens quittierte. Schon das folgende Jahr sah ihn wieder in Europa, wohin ihn die Erkrankung seiner auf Arenenberg in der Schweiz wohnenden Mutter zurückgerufen hatte. Hortense starb am 3. Oktober 1837; Louis Napoleon blieb jedoch in Arenenberg und stellte sich nicht nur unter den Schutz des schweizerischen Asylrechtes, sondern machte auch sein schweizerisches Bürgerrecht geltend, das er in dem Thurgauischen Orte Salenstein*) nächst Arenenberg erworben und durch Eintritt in die Artillerie des Milizheeres bethätigt hatte. Natürlich war Ludwig Philipp die Nachbarschaft des Prätendenten unbequem, und da dieser in jener Zeit die Verbreitung seiner agitatorischen Schrift in Frankreich betrieben und außerdem mit Erfolg versucht hatte, sich auf schweizerischem Boden durch Abhaltung einer Schützenrede in deutscher Sprache auf dem Freischießen in St. Gallen (Sommer 1838) populär zu machen, so stellte die französische Regierung an die Eidgenossenschaft das Verlangen der Ausweisung Bonapartes aus ihrem Gebiete. Der Thurgau nahm sich an der Tagsatzung, die das französische Begehren zu behandeln hatte, seines Kantonsbürgers an und wurde dabei hauptsächlich von dem Delegierten der Waadt unterstützt, der die Anmaßung der Regierung Ludwig Philipps selbst auf die Gefahr eines Krieges hin zurückwies, dabei aber dem Prätendenten, um dessen Schutz es sich handelte, ziemlich übel mitspielte, indem er scharfen Tadel ausgoß über den „jungen Menschen, der die schweizerische Gastfreundschaft so schlecht belohne und, um ein wenig Lärm zu machen, sich nicht scheue, die Ruhe der Eidgenossenschaft zu gefährden, auch ein recht armseliger Republikaner sei, da er die Ehre, als freier Mann in einem freien Lande zu leben, nicht allem Andern vorziehe." Die französische Regierung wartete übrigens den Entscheid der Tagsatzung**) gar nicht ab, sondern stellte ein Beobachtungs-

*) Auch die Gemeinde Oberstraß (Zürich) schenkte ihm später das Bürgerrecht.

**) In der Kommission hatte Louis Napoleon nur die Stimmen von Waadt und Genf für sich; die übrigen Mitglieder waren für Veranlassung Bonapartes zur Verzichtleistung auf das französische Bürgerrecht. Dem entgegen hatte der Prinz feierlich erklärt, kein anderes Bürgerrecht zu besitzen, als das Thurgauische. (Zehn Jahre später machte er wieder sein französisches Bürgerrecht geltend!)

korps von 27000 Mann an der Grenze auf und weckte dadurch erst recht den Widerspruch der Schweiz. Die gesetzgebenden Körper der meisten und größten Kantone sprachen sich jetzt gegen das französische Begehren aus; Freikorps wurden gebildet, und obwohl man sich nicht darüber täuschen konnte, daß auf keinerlei Bundesgenossenschaft zu rechnen sei, Oesterreich und Rußland sogar ganz entschiedene Erklärungen zu Gunsten Frankreichs abgegeben hatten, so war doch der freisinnige Teil der schweizerischen Bevölkerung völlig entschlossen, den Kampf um ihr Asylrecht und zum Schutze ihres wenn gleich sehr fragwürdigen Mitbürgers aufzunehmen. An der Tagsatzung dagegen, die zur Entscheidung dieser Frage anfangs Oktober in außerordentlicher Versammlung zusammengetreten war, waltete ein anderer Geist; man entschloß sich zu einer schwächlichen Erklärung an Frankreich, die sich auf die Thatsache berufen konnte, daß Bonaparte, von seinen Freunden gedrängt, freiwillig und mit der großmütigen Begründung, daß er die Schweiz nicht um seinetwillen in Krieg und ungewisses Schicksal stürzen wolle, das Land verlassen und nach England gehen werde, was am 14. Oktober auch wirklich geschah. Damit war der für die Schweiz so bedrohliche Zwischenfall erledigt; für den Prätendenten hatte er jedoch immerhin den Vorteil, daß die Welt wieder einmal gezwungen war, von seinem Vorhandensein Notiz zu nehmen.

In London führte Louis Napoleon das Leben eines leichtfertigen Weltmannes und entledigte sich dabei des größten Teiles seines Vermögens. Die Königin von England hatte wiederholt Anlaß, über die Aufführung des prinzlichen Schützlinges ihres Reiches sich scharf tadelnd zu äußern, ohne indes zu verschweigen, daß man ihm seines liebenswürdigen Benehmens halber nicht gram sein könne. Und gerade in diesem liebenswürdigen Benehmen lag ein weiterer scharfer Gegensatz zwischen dem dritten und ersten Napoleon, denn der letztere war bekanntlich der Inbegriff von Unliebenswürdigkeit.

Im Jahre 1840 hatte Ludwig Philipp durch seinen Sohn, den Prinzen von Joinville, auf Betreiben seines Ministers Thiers die Leiche Napoleons I. von St. Helena holen lassen, um ihr im Invalidendom zu Paris eine würdige Grabstätte zu bereiten. Der Napoleonkultus erhielt dadurch einen neuen Impuls, und der Prätendent, welcher inzwischen die Mußestunden, die ihm die Leere seines Geldbeutels gewährte, zur Abfassung seiner politischen Bekenntnisschrift „Idées Napoléoniennes“ benützt und in dieser den Bonapartismus mit dem Nimbus einer förmlichen, mit Kultus, Offenbarungen und Heiligtümern ausgestatteten Religion verklärt hatte, glaubte jetzt die Zeit gekommen, um aufs neue den Griff nach der Kaiserkrone zu wagen. Diesmal wurde das Unternehmen — in Harmonie mit der Stimmung der „Idées Napoléoniennes“ — theatralisch herausgeputzt. Gefolgt von dreiundfünfzig Gefährten landete der Prätendent am 5. August 1840 bei Boulogne. Er trug das historische Kostüm seines Oheims und hatte sogar einen dressierten Adler mitgebracht, der, über seinem Haupte schwebend, die Wiederkehr der Napoleonischen Aera entsprechend illustrieren sollte. Doch mißglückte die Komödie, die am Morgen nach der Landung aufgeführt werden sollte; kein Mensch stimmte in den Ruf: „Es lebe der Kaiser“ ein, mit welchem die Begleiter Louis Napoleons die Bevölkerung und kleine Besatzung der Stadt zu überrumpeln und für ihre Sache zu gewinnen dachten. Als sich der Prinz, aufs grausamste durch den kalten Empfang enttäuscht, eiligst auf sein Schiff zurückziehen wollte, hatte er das Unglück, ins Wasser zu fallen. Die Hände, die ihn aus dem nassen Element retteten, ließen ihn nicht mehr los. Er wurde gefangen genommen, vor die Pairskammer gestellt, zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt und auf die Festung Ham gebracht. Fünf Jahre brachte er hier schriftstellernd zu; dann gelang es ihm in der Verkleidung eines Maurers (am 25. Mai 1846) zu entfliehen und nach England zurückzukehren, wo er das frühere Leben fortsetzte. —

Kaum war jedoch der Thron der Orléans durch die Revolution im Februar 1848 gestürzt worden, so eilte Louis Napoleon auch schon nach Paris und bot der provisorischen Regierung seine Dienste an. Kühl zurückgewiesen, kehrte er nach England zurück und beobachtete von dort aus mit philosophischem Gleichmut die weitere Entwickelung der Dinge, die, wie wir gesehen haben, durch seine Wahl zum Präsidenten zu seinen Gunsten ausschlug.

Louis Napoleon begann seine Amtsführung als Präsident der Republik Frankreich mit der Bekämpfung der Römischen Republik. Schon im April 1849 sandte er den General Victor Oudinot nach Italien, doch gelang es diesem erst im Juli und nachdem er zu einem Bombardement geschritten war, die „heilige Stadt“ einzunehmen. Durch diese



Louis Napoleon,
in der Nacht des Staatsstreiches vom 2. Dezember 1851 durch die Barrikaden von Paris reitend.
Gezeichnet und lithographiert von G. Bartsch.

Intervention hatte Napoleon den französischen Klerus auf seine Seite gebracht, und außerdem bot die französische Besatzung, die in Rom blieb, ihm eine ständige Gelegenheit, sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen. Im Lande selbst suchte er neben der Geistlichkeit auch die Soldaten zu seinen Gunsten zu gewinnen, besuchte die Regimenter

in und um Paris einzeln, zeigte sich von der leutseligsten Seite, und jede Truppeninspektion schloß mit einem solennen Festessen für die Soldaten. Um aber auch dem Volke auf dem platten Lande näher zu treten, bereiste er die Departements und hielt äußerst geschickte und volltönende Reden, bei denen er sich als den Retter aus aller Not pries. Schließlich vergaß er aber auch die Hauptsache nicht, nämlich alle einflußreichen Aemter mit Leuten zu besetzen, auf die er sich unbedingt verlassen konnte, wenn sie auch im übrigen nicht besonders empfehlenswert waren.

Nachdem so alles vorbereitet war, erschien ihm der 2. Dezember 1851 geeignet, einen Staatsstreich zu unternehmen und sich der ihm zur Seite gestellten Gesetzgebenden Körperschaft zu entledigen. Etwa 60 Deputierte, darunter Cavaignac, Thiers und Victor Hugo wurden am frühen Morgen durch die Polizei verhaftet. Als sich darauf gegen 200 Mitglieder der Legislative versammelten, den Staatsstreich verurteilten und die Gewalt des Präsidenten für erloschen erklärten, wurden sie vom Militär gefangen genommen. Diese Gewaltmaßnahmen führten zu einem furchtbaren Aufstande in Paris; aber Napoleon hatte klüglich 80000 Mann ihm ergebener Truppen in der Hauptstadt versammelt und diesen gelang es, bis zum 5. Dezember Mittags den Tumult zu erdrücken, wobei sämtliche mit Waffen in der Hand angetroffene Aufrührer ohne weiteres erschossen wurden; auch machte sich Canrobert kein Gewissen daraus, Kartätschenfeuer zu geben, wo nur immer ein Trupp Neugieriger sich auf den Boulevards blicken ließ. Noch rauchten die Trümmer, als Napoleon, von einer glänzenden Suite umgeben, sich auf den Straßen sehen ließ und die genommenen Barrikaden besichtigte. Er kannte das Volk zu gut, um nicht zu wissen, was ihm imponiert, und er verstand es sogar, sich die Zustimmung des Volkes (Plebiscit) zu seinem Thun zu verschaffen. Er erließ eine Proklamation, in der er seine Handlungsweise als unbedingt notwendig zur Rettung Frankreichs hinstellte und forderte das Volk zur Stimmenabgabe auf, ob es sein Verhalten billige oder nicht. 8165630 Stimmen wurden am 21. Dezember abgegeben und 7481231 davon erklärten ihr Einverständnis.



Kaiser Napoleon III.

Nach dem Kupferstiche von Metzmacher (1859).

Diese überwältigende Zustimmung benutzte Napoleon sofort zu weiteren Gewaltmaßnahmen: die ihm unbequemen Mitglieder der Legislative sandte er in die Verbannung, die Nationalgarden löste er auf, die Schlagwörter „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", die noch aus der ersten Republik mit herübergenommen worden waren, ließ er von den öffentlichen Gebäuden entfernen, den Kopf der Republik auf den Briefmarken durch sein eigenes Portrait ersetzen. Alle Straßennamen und Denkmälerbezeichnungen, die an die

Revolution erinnerten, wurden abgeändert, die Zeitungspresse der Zensur unterstellt und das beträchtliche Privat-Vermögen des Hauses Orléans konfisziert. Zum Schein ließ er die Republik allerdings noch bestehen und ernannte sich einstweilen nur auf zehn Jahre zum Präsidenten derselben, aber er verlegte seinen Wohnsitz aus dem Elysée nach den Tuilerien, ließ sich die Befugnis erteilen, sämtliche königlichen Schlösser zu benutzen und erhielt außerdem eine jährliche Civilliste von 12 Millionen Franks bewilligt. Eine Reise, die er dann durch die französischen Provinzen antrat, ließ ihn erkennen, daß seiner Absicht, sich zum Kaiser krönen zu lassen, kein ernstlicher Widerstand entgegengesetzt werden würde, und er sprach deshalb schon in Bordeaux das berühmte Wort aus: L'empire c'est la paix (das Kaiserreich bedeutet den Frieden). Der Senat nahm dann auch im November den Antrag auf Wiedererrichtung des Kaisertums einstimmig an und das um seine Ansicht befragte Volk antwortete mit 7 824 189 „Ja" gegen nur 253 145 „Nein". Am 2. Dezember 1852 — genau ein Jahr nach dem Staatsstreich — wurde das Kaiserreich Napoleons III. proklamiert.



Kaiserin Eugenie.
Nach einem Stiche von Metzmacher (1863).

Es war eigentlich eine direkte Mißachtung der Großmächte, daß Napoleon sich als „der Dritte" bezeichnete, denn die Napoleonische Dynastie war von ihnen abgesetzt worden und mithin auch des ersten Napoleon Sohn, der jetzt als Napoleon II. gedacht wurde, nicht thronberechtigt. Aber die auswärtigen Staaten, England voran, erkannten das neue Staatsoberhaupt bedingungslos an, und nur Kaiser Nikolaus von Rußland konnte es nicht über das Herz bringen, dasselbe mit der üblichen Form „Monsieur mon frére" (Mein Herr Bruder) anzureden, sondern gebrauchte den Titel „Sire" (Majestät) — eine Minderwertung, für die sich Napoleon im Krimkriege auf das empfindlichste rächte. Er sollte aber doch merken, daß die alten Fürstengeschlechter, trotz der ihm gemachten freundlichen Verbeugung, ihn nicht für ebenbürtig erachteten, als er sich dort nach einer Gemahlin umsah und namentlich um die Prinzessin Karola aus dem schwedischen Hause Wasa warb. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen blieb ihm nichts übrig, als sich mit der Gräfin Eugenie von Montijo, der hübschen 27jährigen Tochter des spanischen Granden Grafen von Montijo und seiner schottischen Gemahlin Maria Manuela Kirkpatrik zu vermählen (30. Januar 1853). Eugenie schenkte ihm am 16. März des folgenden Jahres einen Prinzen. Der glückliche Vater nannte seinen Sprößling in der Anzeige an die oberen Behörden „das Kind von Frankreich"; unseren Lesern aber wird es unter dem Namen „Lulu" besser bekannt sein.

Es wäre unrecht, nicht die mancherlei Verdienste anerkennen zu wollen, die sich Napoleon um Frankreich erwarb. Durch die Schaffung eines großen Bankinstituts, das später den Namen Crédit foncier erhielt, belebte er Handel und Wandel; durch gewaltige bauliche Unternehmungen, die er teils dem Staate, teils den Kommunen aufhalfte, bot er den Handwerkern und Arbeitern Beschäftigung. Die von ihm geplante und von ihm auch am 15. Mai 1855 persönlich eröffnete „Allgemeine Kunst- und Industrieausstellung“ führte nicht nur viele Fremde nach Paris, sondern auch die englische Königsfamilie und verschiedene Prinzen, so daß sie nicht nur zur Belebung des Verkehrs, sondern auch zum Glanze der französischen Krone beitrug. Am meisten verdankte ihm aber die Landwirtschaft durch die von ihm angeregte Urbarmachung öder Landstrecken, durch Beihilfe und Unterstützung bei der Gründung landwirtschaftlicher Vereine, durch Anlegung von Musterwirtschaften und durch Veranstaltung von Ausstellungen, die mit Prämiierungen verbunden waren. — Um die Bevölkerung möglichst von der inneren Politik abzulenken, ließ Napoleon III. keine Gelegenheit vorübergehen, sich in die Streitfragen anderer Länder einzumischen, und fand in dieser Beziehung sein Ebenbild in Lord Palmerston. Er war auch klug genug, seine Politik mit der englischen in möglichste Uebereinstimmung zu bringen, so daß bald zwischen beiden Staaten das Bündnis der „Westmächte“ zu stande kam, dessen Spitze sich gegen den gemeinsamen Feind Rußland richtete.

Der Krimkrieg.

In Palästina waren zwischen den griechischen und den römischen Katholiken Streitigkeiten über das Benutzungsrecht der Kapelle des heiligen Grabes ausgebrochen. Auf Grund eines verstaubten Vertrages von 1740, der Frankreich das Schutzrecht über die in Palästina wohnenden Katholiken einräumte, mischte sich Napoleon in die Angelegenheit und setzte bei dem Sultan durch, daß er der römischen Kirche jene Vorrechte zurückgab, die er ihr entzogen hatte. Darüber war der Zar Nikolaus I., der sich mit Recht als den Schutzherrn aller Griechisch-Katholiken betrachtete, aufgebracht und richtete durch seinen Gesandten, den Fürsten Menschikow, das Verlangen an die Pforte, daß die lateinische Kirche der griechischen nicht vorgezogen würde; der Sultan aber, der schon manches hatte von Rußland erdulden müssen und jetzt durch Napoleon aufgehetzt wurde, verweigerte dies Ansinnen. — Natürlich war dies nur der äußere Anlaß zu dem jetzt ausbrechenden Kriege; in der Wirklichkeit hatte der Zar schon seit längerer Zeit die Absicht, die Landkarte in der Umgebung des Schwarzen Meeres zu korrigieren und auch versucht, die Ansicht des britischen Kabinets darüber zu erfahren. Berühmt geworden ist ein Gespräch, das er deswegen im Januar 1853 mit dem englischen Gesandten Lord Seymour führte: „Es ist wesentlich, daß die englische Regierung und Ich in bestem Einvernehmen seien. Der Türkei droht der Einsturz. Glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen; es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages fallen sollte, ehe alle notwendigen Vorkehrungen getroffen sind.“ Die englische Diplomatie stellte sich,



Kaiser Nikolaus I. von Rußland.

als stimme sie den russischen Plänen zu; thatsächlich war sie aber dem Kaiser wegen seines steigenden Einflusses in China gram und gönnte ihm von Herzen eine gehörige Niederlage. Da der Zar im besten Einvernehmen mit England zu stehen glaubte, der König von Preußen sein Schwager war und eine Aussprache mit dem Kaiser von Oesterreich im vorhergegangenen Jahre stattgefunden hatte, so konnte Nikolaus höchstens Widerstand von Seiten Napoleons befürchten — und diesen unterschätzte er im vollsten Maße.



Fürst Alex. Sergewitsch Menschikow.

Am 2. Juli 1853 überschritten zwei russische Armeekorps den Pruth und besetzten die Moldau und Walachei. Hiergegen erhob die Türkei im Oktober Widerspruch, ernannte Omer Pascha zum Oberbefehlshaber ihrer europäischen Streitmacht und drohte mit sofortigem Krieg, wenn die russischen Truppen nicht zurückgezogen würden. Da dies nicht geschah, begannen die Feindseligkeiten gleichzeitig an der Donau und im Kaukasus, und am 30. November zerstörte Admiral Nachimoff die im Hafen von Sinope befindliche türkische Flotte. Zu Anfang des folgenden Jahres brachen Frankreich und England ihre diplomatischen Beziehungen mit Rußland ab, schlossen bald darauf ein Bündnis mit der Pforte und erließen am 28. März ihre offizielle Kriegserklärung an Rußland, das nun seine Truppen in die Dobrudscha vorrücken und Silistria belagern ließ. Aber jetzt erstand ihm schon wieder ein neuer Gegner in Oesterreich. Die russischen und österreichischen Interessen waren im Orient natürlich verschieden, doch hatte man dem Zaren nicht zu widersprechen gewagt. Als Oesterreich aber nun merkte, daß es sich keiner Gefahr mehr aussetzte, trat es sofort zu den Gegnern über, sicherte sich das Einverständnis des deutschen Bundes und forderte dann Rußland zur Zurückziehung seiner Truppen aus den Donaufürstentümern auf, während es sich gleichzeitig von der Pforte die Vollmacht erteilen ließ, diese mit seinen eigenen Truppen zu besetzen. Um sich nun Oesterreich nicht in den Rücken fallen zu lassen, mußte Rußland seine Operationen auf der Balkan-Halbinsel einstellen und seine Truppen wieder über den Pruth zurückgehen lassen. Nun zogen die Franzosen unter General Espinasse in die Dobrudscha ein, aber die Cholera trat so verheerend auf, daß man dieses Unternehmen einstellen mußte und sich mit den übrigen Mächten zu einem gemeinsamen Angriff der Halbinsel Krim einigte.



Omer Pascha.
Nach einem Stich von G. Wolf.

Am 14. September landete bei Eupatoria das verbündete Expeditionskorps in einer Stärke von über 60000 Mann, unterstützt von 150 Kriegsschiffen und einer türkischen Armee unter Omer Pascha. Die Franzosen wurden vom Marschall Leroy de Saint-Arnaud, die Engländer von Lord

Raglan geführt. Fürst Menschikow konnte ihnen nur 35000 Mann entgegenstellen und verlor deshalb die Schlacht an der Alma (20. September), ohne daß jedoch die Gegner gewagt hätten, den von ihm angetretenen Rückzug zu behelligen.

Der Versuch der Verbündeten, die Festung Sebastopol im ersten Sturm zu nehmen, mißlang völlig, wobei namentlich die französische Artillerie trübe Erfahrungen machen mußte; doch erlitten auch die zum Ersatze heranziehenden Russen herbe Verluste, als sie bei Balaklava (25. Oktober) und bei Inkermann (5. November) zum Angriff übergingen. Der Winter verhinderte einstweilen ein weiteres Vorgehen der Westmächte gegen die von dem Ingenieurgeneral Todtleben verteidigte Festung; als aber das Frühjahr hereinbrach, sandten sie bedeutende Verstärkungen, denen sich auch noch, ohne vorherige Kriegserklärung, ein sardinisches Hilfskorps von 30000 Mann unter La Marmora anschloß. Außerdem sandte Napoleon, dem die Sache zu langsam ging, den Geniegeneral Niel, um den Angriff zu leiten. Kaiser Nikolaus, der wider sein Erwarten fast ganz Europa gegen sich in Waffen sah, nahm sich die Sache so zu Herzen, daß er am 2. März starb und seinem ältesten Sohne Alexander II. die Krone hinterließ. Inzwischen setzten die Verbündeten die Belagerung Sebastopols fort; doch machten sie nur geringe Fortschritte, und der erste Sturm (18. Juni) mißglückte. Aber auch ein von Gortschakoff unternommener Versuch, die Festung zu entsetzen, der zu der Schlacht an der Tschernaja führte (16. August), brachte den Russen keinen Nutzen. Nun begann das Bombardement, dem am 8. September der Sturm folgte. An den meisten Punkten wurde er abgeschlagen, aber den Franzosen gelang es, sich des Schlüssels der Verteidigung, des Malakoffturms, zu bemächtigen. Den Russen blieb daher nichts übrig, als ihre Schiffe zu versenken und den südlichen Teil der Stadt den Gegnern zu überlassen. Gern hätte Alexander II. Frieden geschlossen, wenn es nur einigermaßen mit Ehren hätte geschehen können; die Forderungen der Verbündeten waren aber allzu harte. Zum Glück erzielten die in Asien kämpfenden Truppen Rußlands günstigere Erfolge, und die türkische Festung Kars mußte sich an Murawiew (28. November) ergeben. Dadurch war für Rußland die Ehre gerettet, und die Westmächte mußten mit ihren Ansprüchen bescheidener werden. Die nun in Paris beginnenden Verhandlungen führten am 30. März 1856 zum Friedensschluß, in dem Rußland die Donaumündungen abtrat, dem Protektorat über die Donaufürstentümer und die in der Türkei lebenden Griechisch-Katholiken entsagte, die Eroberungen in Asien zurückgab und sich verpflichtete, auf dem Schwarzen Meere nicht über zehn Dampfer zu halten.

Hatte Rußland von diesem Kriege, der den Beteiligten ein schönes Stück Geld gekostet und 20000 Russen und ebenso viele Gegner dahingerafft hatte, nur Schaden, so verhinderte die gegenseitige Eifersucht der Mächte doch zugleich, daß eine von ihnen Nutzen daraus zog. Namentlich Oesterreich, das bei dieser Gelegenheit so gern die Donaufürstentümer annektiert hätte, mußte sie verlassen, ohne selbst die geringste Entschädigung für die bedeutenden Unterhaltungskosten seiner Besatzungs-Armee zu erhalten; aber auch der Türkei wurde dieses Gebiet entzogen. Napoleon einigte sich nämlich, über die Köpfe seiner bisherigen Bundesgenossen hinweg, mit Rußland und Italien dahin, daß aus der Moldau und der Walachei ein selbständiger Staat unter der Bezeichnung Rumänien gebildet werden sollte. Am 17. Januar 1859 wurde in Jassy einstimmig zum Fürsten dieses neuen Staates der Oberst Cusa gewählt, der als Alexander Johann I. den Thron bestieg, jedoch sehr bald mit den Parlamenten der beiden Staaten, die sich gegenseitig mit Angriffen verfolgten, in Streit geriet. Cusa hatte den Thron nur provisorisch einnehmen dürfen und sich schriftlich verpflichten müssen, zurückzutreten, sobald die Schutzmächte einen der Pforte genehmen europäischen Prinzen für den rumänischen Thron gefunden hätten. Cusa löste aber 1864 eigenmächtig die Nationalversammlung auf, erklärte sich als absoluten Fürsten und reiste mit großem Gefolge nach Konstantinopel, wo er auch sehr gnädig empfangen wurde. Zurückgekehrt adoptierte er, da er selbst keine Erben hatte, ein Kind, verlieh ihm den Prinzentitel und stellte bei dem Senat den Antrag, seine Dynastie für erblich zu erklären. Das alles hatte im Lande eine starke Gährung hervorgerufen. Dazu kam, daß das von

Cusa eingeführte Tabakmonopol in allen Volksschichten gleiche Abneigung fand und daß seine Verschwendungssucht und unüberlegte Finanzwirtschaft das Land dem Staatsbankerott immer näher brachte. Infolgedessen brach im August 1865 ein Krawall aus, den Cusa allerdings mit großer Brutalität zu unterdrücken vermochte; bei einem zweiten Aufstand, der sich am 23. Februar 1866 erhob, fing man es aber schlauer an, überfiel den Fürsten in der Nacht, während er schlief, und zwang ihn zur Abdankung. Auch nicht eine Hand erhob sich zu seinen Gunsten; die Kammern traten sofort zusammen und wählten einmütig den Grafen von Flandern,*) der jedoch ablehnte. Nunmehr fand am 20. April eine allgemeine Volks-Abstimmung statt, durch welche der Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, der damals in der preußischen Armee diente, zum Fürsten von Rumänien gewählt wurde. Dieser zauderte nicht lange, traf mit geringem Geleite in seiner neuen Heimat ein, hielt am 22. Mai seinen feierlichen Einzug in Bukarest und beschwor die ziemlich freisinnige, der belgischen nachgebildete Verfassung. Die Pforte war mit dieser Wahl zunächst durchaus nicht einverstanden und drohte sogar mit bewaffnetem Einschreiten, doch brachte sie der Ausgang des preußisch-österreichischen Krieges bald auf andere Gedanken, und die Anerkennung des Prinzen fand noch in demselben Jahre statt. Es war eine recht schwere Aufgabe, die dort des neuen Herrschers harrte, denn die Finanzen befanden sich in trostlosem Zustande, der Verwaltungsapparat ließ vieles zu wünschen übrig, neben der ziemlich radikalen liberalen Partei (den Roten) standen die Bojaren (die Weißen), denen jede Neuerung ein Greuel war, und zum Ueberfluß hetzten auch noch russische und österreichische Parteiträger die Bevölkerung auf. Dies ging so weit, daß das von den dortigen Deutschen nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges gefeierte Friedensfest durch Pöbelhaufen gestört wurde und der Fürst infolgedessen sogar abzudanken beabsichtigte; doch wurden gleich von dem übrigen Teile der Bevölkerung Sympathiekundgebungen veranstaltet, die ihn von dieser Absicht wieder abbrachten. Auch wegen einer andern Sache war das Wort „Rumänien“ damals in Deutschland fast in Aller Munde. Um möglichst schnell der Errungenschaften europäischer Kultur teilhaftig zu werden, hatte man von Strousberg mitten durch das Land eine Eisenbahn bauen lassen, wozu namentlich in Deutschland das Geld hergegeben worden war; doch konnten 1870 die Coupons nicht mehr eingelöst werden, und das Unternehmen endete damals mit einem großen Krach. Als 1877 der Krieg zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, bot Rumänien dem ersteren seine Unterstützung an, doch wurde dieses Anerbieten abgelehnt. Nachdem aber die russischen Truppen eine bedeutende Niederlage erlitten hatten, rief man die Rumänen zu Hilfe, und Fürst Karl übernahm den Oberbefehl. Die Befreiung der Russen aus einer sehr gefährlichen Lage, der dreimalige heldenmütige Sturm auf die Redoute Grivitza, die den Fall Plewnas entschied, und die Kapitulation von Widdin und Belgradjik waren ausschließlich das Werk der Rumänen, und trotzdem schlossen Russen und Türken den Frieden von San Stefano, ohne Rumänien dabei zu Wort kommen zu lassen. Noch Schlimmeres erlebte Rumänien auf dem sich anschließenden Berliner Kongreß, denn man zwang es nicht nur, die bessarabischen Distrikte Rußland zu überlassen und sich dafür mit der Dobrudscha zu begnügen, sondern man mischte sich auch in seine inneren Angelegenheiten und nötigte es, die Gleichberechtigung aller Konfessionen anzuerkennen. 1881 proklamierten die Kammern das Land, dessen Entwickelung ständige Fortschritte machte, als Königreich und ordneten zugleich die Thronfolge. Da die Ehe des Königs, der sich 1869 mit der Prinzessin Elisabeth von Wied vermählt hatte, kinderlos geblieben war, wurde der zweite Sohn des Fürsten Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen, Prinz Ferdinand, als Thronerbe ausersehen.

*) Diesen Titel führt auf Grund einer Verordnung Leopolds I. vom 16. Dezember 1840 immer der zweitgeborene Sohn des Königs der Belgier oder, bei etwaigem Todesfall, der nächste Prinz nach dem Kronprinzen.

Die nationale Einigung Italiens.

Wir sahen, wie Napoleon III. seine öffentliche Laufbahn mit der Niederwerfung der römischen Republik begann. Die Italiener nahmen ihm dies um so mehr übel, da er früher den Umtrieben der Carbonari recht nahe gestanden hatte, und als Strafe dafür plante Graf Orsini mit einigen Gesinnungsgenossen ein Attentat, das am 14. Januar 1858 zur Ausführung gelangte. Unter den kaiserlichen Wagen wurden Handbomben geworfen, die mehrere Mitglieder des Gefolges niederstreckten; der Kaiser aber kam mit einer kleinen Verletzung davon, und Eugenie blieb überhaupt unversehrt. Zwar mußten Orsini und seine Mitschuldigen ihre That auf dem Schaffot büßen, doch ließ die offiziöse Veröffentlichung des Abschiedsbriefes, den Orsini aus dem Gefängnisse an den Kaiser gerichtet hatte und der die Worte enthielt: „Ich weiß, daß Eure Majestät der Sache Italiens treubleiben werden" erkennen, daß man Napoleon bald auf anderen Pfaden treffen werde.

Vielleicht hätte es dazu des Attentates überhaupt nicht bedurft, denn Napoleon hatte bereits auf dem Pariser Kongreß von 1856 seine Sympathien für Italien kundgegeben. König Victor Emanuel von Sardinien hatte nämlich bald nach dem Frieden, den er mit Oesterreich zu schließen gezwungen war, in dem Grafen Camillo Benso di Cavour einen Minister gefunden, der nicht nur eine glühende Begeisterung für das „einige Italien" im Herzen trug, sondern auch Staatsmann genug war, um seine Ansichten durchzusetzen. Die Beteiligung Sardiniens am Krimkriege erfolgte auch nicht etwa aus Abneigung gegen Rußland, sondern nur um Frankreich einen Dienst zu leisten und sich selbst die Möglichkeit zu sichern, an den Friedensverhandlungen teilzunehmen und etwas für Italien herauszuschlagen. Thatsächlich brachte Cavour am Schlusse des Pariser Kongresses die italienische Frage durch eine Note zur Sprache, in der er den überwiegenden Einfluß Oesterreichs in Italien als schädlich hinstellte, und hatte den Triumph, daß die Mächte den Zustand Italiens als „reformbedürftig" anerkannten. Die Verhältnisse spitzten sich nun derartig zu, daß schon am 23. März 1857 die österreichische Gesandschaft Turin verließ, worauf Sardinien mit aller Macht zu rüsten begann. Es verwandelte Alessandria in eine Festung ersten Ranges und hob zur Vermehrung seiner Einkünfte 400 Klöster auf — auf den Papst brauchte man keine Rücksicht zu nehmen, denn dieser hatte schon 1855 den König und seine Minister in den großen Kirchenbann gethan. Alles schaute hoffnungsvoll der Zukunft entgegen, nur Mazzini und seine Anhänger konnten nicht begreifen, daß jetzt auf einmal Politik im großen Stil betrieben werde, und suchten sich durch kleine Krawalle in Mantua, Mailand und Genua wieder bemerkbar zu machen.



König Victor Emanuel von Italien.
Nach Photographie.

Wenige Monate nach dem Attentate Orsinis lud Napoleon den Grafen Cavour nach Bad Plombières und verabredete dort mit ihm die weiteren Schritte, bedang sich aber für seine Unterstützung die Abtretung Savoyens und Nizzas aus. Am Neujahrstage 1859 richtete Napoleon eine Ansprache an den österreichischen Botschafter Baron Hübner, die deutlich seine feindliche Gesinnung gegen Oesterreich erkennen ließ, und wenige Tage später erklärte Victor Emanuel in seiner Thronrede, auf den „Schmerzensschrei Italiens" hören zu



Graf Cavour.
Nach einer Photographie gestochen von A. Weger.

müssen. Noch enger wurde das Bündnis zwischen Frankreich und Italien, als sich kurz darauf (30. Januar) Prinz Napoleon, der Vetter des Kaisers, mit Clothilde, der Tochter Victor Emanuels vermählte. Nun rüstete auch Oesterreich, sah sich aber vergeblich nach Bundesgenossen um, denn durch sein Verhalten im Krimkriege hatte es sich mit Rußland, das ihm früher zur Seite gestanden hatte, gründlich verfeindet, während Italien, um sich mit dem Zarenreich wieder auszusöhnen, diesem den Hafen von Villafranca überlassen hatte.

Obschon Napoleon in Wien am 26. April erklären ließ, daß er ein Ueberschreiten des Tessin durch österreichische Truppen als Kriegserklärung gegen Frankreich betrachten würde, blieb dem aufs äußerste gereizten Oesterreich, dessen Ultimatum verworfen worden war, nichts übrig als die piemontesische Grenze zu überschreiten. Ganz Italien trat sofort auf die Seite Sardiniens. Der Großherzog Leopold II. von Toscana, der mit dem österreichischen Kaiserhause verwandt war, wurde aus seinem Lande vertrieben, und dieses bot Victor Emanuel die Diktatur an. Die französischen Kammern hatten inzwischen die Aushebung von 140 000 Mann und eine Kriegsanleihe von 500 Millionen Francs bewilligt, und Napoleon begab sich selbst nach Italien. Die Schlacht bei Magenta, die am 4. Juni stattfand, hätte ihm und seinem Kriegsruhm aber sehr gefährlich werden können, wenn der österreichische Feldmarschall Graf Gyulay nur ein wenig mehr Geschick bewiesen hätte. Napoleon, der bei Buffalora über den Tessin gegangen war, griff mit der Garde erfolglos die Oesterreicher an und wäre vernichtet worden, wenn die Oesterreicher, statt zaudernd eine Division nach der anderen vorzusenden, einen Hauptschlag gewagt hätten. So konnte Napoleon sich halten, bis Mac Mahon, der bei Turbigo den Grenzfluß überschritten hatte, ihm Hilfe brachte. Den vereinten Kräften gelang es bald, die Oesterreicher zum Rückzug zu zwingen. Mac Mahon wurde infolgedessen zum Marschall und Herzog von Magenta erhoben, und Napoleon und Victor Emanuel hielten vier Tage später ihren



Prinz Napoleon.
Nach einer Photographie.

Einzug in Mailand. Kaum verbreitete sich die Siegeskunde in Italien, als auch die Herzogin von Parma und der Herzog von Modena zur Flucht gezwungen wurden, und selbst ein großer Teil der Bevölkerung des Kirchenstaates erklärte ihren Anschluß an Sardinien. Die Schlacht bei Solferino am 24. Juni entschied den Krieg; trotz kräftigster Verteidigung und trotz des Uebergewichts an Truppen mußten die Oesterreicher den Rückzug antreten. Allerdings hatte inzwischen der deutsche Bund mobil gemacht, und eine bedeutende preußische Truppenmacht wartete nur auf den Wink, um in Frankreich einzufallen, wodurch das Kriegsbild sich wesentlich verändert hätte; aber Oesterreich wollte nichts der Gnade Preußens verdanken und schloß daher lieber den Frieden von Villafranca, der zu dem endgiltigen Friedensschlusse zu Zürich (10. Nov. 1859) führte und Oesterreich die Lombardei kostete.

Nun wollte Napoleon zwar dieses Gebiet gern an Sardinien überlassen, aber ein „einiges Italien“ war ihm keineswegs genehm, da er stets den Hintergedanken gehabt hatte, seinen Einfluß an die Stelle des österreichischen zu setzen. Deswegen sollten auch die Fürsten von Toscana und Modena wieder in ihre Länder zurückkehren und Italien einen Staatenbund unter dem Ehrenpräsidium des Papstes bilden. Während aber die Großmächte in Zürich zusammentraten, um diese Beschlüsse zu Papier zu bringen, einigten sich Toscana, Modena, Parma und die Romagna zu einem Staatenbunde und schlossen sich nach vorhergegangener Volksabstimmung an Sardinien an. Cavour schöpfte jetzt sogar Hoffnung, Savoyen und Nizza retten zu können, doch blieb, um Napoleon nur einigermaßen zu besänftigen, nichts übrig, als diesen Landstrich an Frankreich abzutreten; dagegen kümmerte man sich nicht um die Proteste der abgesetzten Fürsten von Modena, Toscana und Parma, sowie des Papstes, sondern der größte Teil Italiens blieb jetzt unter der Herrschaft Victor Emanuels vereinigt. — Gegen Rom konnte man zunächst nicht vorgehen, da sich dort eine französische Besatzung befand; aber Sicilien sollte um so schneller gewonnen werden. Giuseppe Garibaldi, der den österreichisch-italienischen Feldzug als General der Alpenjäger mitgemacht hatte, trat mit 1000 Mann (Spedizione dei Mille), unter denen sich auch Crispi befand, eine Fahrt nach Sicilien an, wo sich im Geheimen bereits revolutionäre Ausschüsse gebildet hatten. Er landete am 11. Mai 1860 in Marsala und erhielt so viel Zulauf, daß er die sicilianischen Regierungstruppen zurückdrängen und wenige Wochen später seinen Einzug in Palermo halten konnte. Von da ging er siegreich nach Messina, setzte nach dem Festlande über, zog schon zu Anfang September in Neapel und im November in Capua ein. Inzwischen war auch Victor Emanuel mit seinen Truppen gelandet und wurde zum Könige beider Sicilien ausgerufen, doch hielt sich der junge König Franz II. noch immer in der Festung Gaeta, und es gelang erst im Februar des nächsten Jahres, ihn dieses letzten Zufluchtsortes zu berauben und zum Verlassen des Landes zu zwingen. Am 18. Februar 1861 eröffnete Victor Emanuel das erste „vereinigte Parlament“ in Turin und am 17. März nahm er die Würde eines Königs von Italien an.



Garibaldi.
Nach Photographie.

Der Bürgerkrieg in Nordamerika.

Bevor wir der Weiterentwicklung der Dinge in Europa folgen, müssen wir des zeitlichen Zusammenhanges halber einen Blick auf die amerikanischen Verhältnisse werfen. Wir haben (S. 611 ff.) gesehen, wie die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit errungen und dem mächtigen England gegenüber auch behauptet hatten. Daß ihnen hierbei die schweren europäischen Wirren jener Zeit sehr zu statten gekommen waren, unterliegt keinem Zweifel; nichtsdestoweniger ist es begreiflich, daß der Ausgang dieses Befreiungskrieges das amerikanische Selbstbewußtsein in hohem Maße gehoben hatte und daß sich die Vereinigten Staaten Europa gegenüber als Macht zu fühlen begannen, die auf die Stellung einer Vormacht in der neuen Welt Anspruch erheben zu dürfen glaubte. Hieraus erklärt sich, daß James Monroe, der fünfte Präsident der Vereinigten Staaten (1817—1825), während des damals ausgebrochenen südamerikanischen Unabhängigkeitskampfes erklärte, die Nordamerikanische Union würde keine europäische Einmischung in die südamerikanischen Verhältnisse dulden. War diese Kundgebung an sich auch ziemlich belanglos, da damals niemand an eine Einmischung dachte, so hatte sie doch eine nachhaltige Bedeutung insofern, als sich aus ihr die sogenannte Monroe-Doktrin entwickelte, die Europa in politischer und wirtschaftlicher Beziehung vom amerikanischen Boden auszuschließen trachtet. — Im Jahre 1819 trat Spanien Florida gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Mark an die Vereinigten Staaten ab, die von 1832—1842 einen erbitterten Kampf mit den dort niedergelassenen Indianern („Seminolen") zu führen hatten, weil diese sich nicht in das Indianergebiet westlich vom Mississippi verpflanzen lassen wollten, schließlich aber doch sich fügen mußten. Im Jahre 1845 riß sich Texas von der mexikanischen Republik los und trat der Union bei. Dies führte zu einem Kriege zwischen den beiden Republiken, der das besiegte Mexiko zwang, auf Texas zu verzichten und Neu-Mexiko und Kalifornien der Union gegen ein Abstandsgeld von 60 Millionen Mark zu überlassen. Doch war dieser Kampf noch nicht beendet, als schon neue Streitigkeiten im Innern auftauchten. In den nördlichen Staaten bildete sich nämlich die Partei der Abolitionisten, die die vollständige Abschaffung der Sklaverei in der Union bezweckte, während die hauptsächlich vom Ackerbau lebenden südlichen Staaten ohne Hilfe der Sklaven nicht bestehen zu können vermeinten. Bis zum Jahre 1860 nahmen die Präsidenten, namentlich James Buchanan, die Partei der Sklavenhalter, da, so grausam an sich auch die Sklavenjägerei ist, die Behandlung der Sklaven in Amerika im großen Ganzen keine schlechte war. Dies ist auch leicht erklärlich, da ein Neger im Durchschnitt 1600 Mark kostete, und daher der Besitzer selbst das größte Interesse hatte, die Kraft desselben nicht übermäßig auszunutzen, sondern sie sich möglichst lange zu erhalten. Bei der folgenden Präsidentenwahl wurde aber Abraham Lincoln, einer der hervorragendsten Abolitionisten, gewählt, und dies veranlaßte die Staaten Nord- und Süd-Carolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Kentucky, Delaware, Tenessee, Arkansas, Missouri und die Hälfte Virginiens aus der Union auszutreten und unter der Bezeichnung „Conföderierte Staaten" einen



Lincoln.
Nach dem Stiche von Gugler, Originalgemälde von Littlefield.

eigenen Staatenbund zu bilden, an dessen Spitze sie Jefferson Davis beriefen. — Da aber selbst die ausgesprochensten Republikaner die Freiheit der Ansichten immer nur soweit gelten lassen, als sie sich mit ihren eigenen Anschauungen verträgt, so suchten die Nordstaaten ihre abtrünnigen Brüder durch Waffengewalt zu bekehren, und es entstand der Secessionskrieg, der von 1861—65 dauerte. Das erste Jahr verlief für die Südstaaten glücklich, denn ihr General Beauregard nahm Fort Sumter ein und siegte bei Butt-Run. 1862 gewannen sie die siebentägige Schlacht bei Richmond (25. Juni bis 1. Juli), wurden dann durch die Niederlage bei Antietam zum Rückzuge gezwungen, siegten aber wieder unter General Lee, ihrem bedeutendsten Führer, bei Frederiksborg. Nun erst thaten die Nordstaaten das, was sie von den Südstaaten verlangten: sie erklärten am 1. Januar 1863 sämtliche Sklaven für frei, beschlossen aber gleich darauf, daß dieselben zu bewaffnen seien, so daß sie hierdurch einen bedeutenden Truppenzuwachs erhielten. Noch vermochte Lee bei Chancellorsville einen Sieg zu erringen, dann aber wandte sich das Glück fast völlig den Nordstaaten zu. In der blutigen Schlacht bei Gettisburg (1.—3. Juli 1863) wurde Lee von Meade geschlagen, und fast gleichzeitig nahm Grant Vicksburg und Fort Hudson. Aus den Ereignissen des nächsten Jahres ist namentlich der Zug des Union-Generals Sherman hervorzuheben, der nach einem Siege bei Atlanta nach der Küste marschierte und Savannah besetzte. Jetzt zog Grant, dem der Oberbefehl über die Nordtruppen übertragen war, die Generale Sherman und Sheridan an sich heran, und im Verein mit diesen gelang es ihm, die Südtruppen unter Lee, die eine Stellung bei der Doppelfestung Richmond-Petersburg eingenommen hatten, nach schwerem Kampfe zu schlagen und zur Kapitulation (9. April 1865) zu zwingen. Drei Wochen später mußte sich der noch verbleibende Teil der südstaatlichen Armee unter Johnston ergeben, und der Krieg, der den Nordstaaten 35000 Mann, den Südstaaten nicht viel weniger gekostet hatte, erreichte damit sein Ende. Lincoln sollte dies aber nicht mehr erleben, denn der Schauspieler John Wilkes Booth, ein enragierter Südländer, erschoß ihn wenige Tage nach Lees Kapitulation während einer Theater-Vorstellung in Washington. Den Negern wurde im Jahre 1868 das Bürgerrecht erteilt und 1870 erhielten sie auch das politische Wahlrecht.



Präsident Grant.
Nach einer Photographie gestochen von Weger.

Als nach dem Kriege der Präsidentenstuhl wieder frei wurde, wählte man aus Dankbarkeit den General Ulysses Grant auf diesen Posten, doch gewann unter ihm die Korruption des Beamtentums eine kolossale Ausdehnung, und er selbst beteiligte sich an Gründungen, die ihn später sein ganzes Vermögen kosteten. Sein Nachfolger war Hayes, der sich um die Beruhigung der Südstaaten große Verdienste erwarb und durch Wiederaufnahme der Barzahlung den Kredit des Landes ungemein steigerte. Von besonderer Ehrenhaftigkeit war der nächste Präsident Garfield; sein scharfes Vorgehen gegen die Korruption veranlaßte aber den abgewiesenen Stellenjäger Guiteau, ihn durch einen Revolverschuß zu töten. Cleveland, der zweimal (1885—1889 und 1894—1897) auf dem Präsidentenstuhle saß, gehörte der demokratischen Partei an, während der in der Zwischenzeit gewählet Harrison den Standpunkt der Schutzzöllner vertrat und die Einwanderung mittelloser Leute, namentlich aber der Chinesen, zu verhindern suchte. Die unter ihm zum Gesetz

erhobene Mac Kinley=Bill legte auf alle aus Europa eingeführten Artikel hohe Zölle, so daß viele Lebensbedürfnisse wesentlich im Preise stiegen und große Unzufriedenheit im Lande entstand. Diese äußerte sich auch in umfangreichen Arbeiterunruhen (1892), zu deren Besänftigung man die achtstündige Arbeitszeit in den Staatswerkstätten und Bergwerken einführte.

Das Kaisertum Mexiko.

Während in den Vereinigten Staaten der Bürgerkrieg entfesselt war, bildete auch Mexiko den Schauplatz kriegerischer Wirren. Eigentlich war dieses Land seit dem Jahre 1810, in dem der Priester Miquel Hidalgo y Castilla die erste Revolution gegen Spanien angezettelt hatte, überhaupt nicht zur Ruhe gekommen, denn stets stritten die Parteien gegen einander, und das Land bot das Bild eines fast ununterbrochenen Bürgerkrieges. Diese inneren Zwistigkeiten gaben auch indirekt die Veranlassung zu dem Kriege, den Mexiko gegen mehrere europäische Mächte zu führen hatte. General Miramon war von der klerikalen Partei 1859 zum Präsidenten gewählt worden und suchte den Forderungen der Mächte gerecht zu werden, aber es gab eine liberale Nebenregierung im Lande, die weit größere Gewalt als er selbst hatte und an deren Spitze ein Indianer, der Advokat Carlo Benito Juarez stand. Dieser zettelte einen Aufstand an, verjagte den Präsidenten, hob sämtliche Klöster auf, zog deren Besitz als Nationaleigentum ein und ließ sich selbst zum Präsidenten mit diktatorischer Gewalt ernennen. Auf seine Veranlassung beschloß der Kongreß (17. Juli 1861), während des Zeitraumes von zwei Jahren keine Zahlungen zu leisten, wodurch eine größere Anzahl europäischer Kapitalisten geschädigt wurden. England, Frankreich und Spanien beschlossen daher im Interesse ihrer davon betroffenen Staatsangehörigen ein gemeinsames Vorgehen gegen den widerspenstigen Schuldner. Die spanische Flotte bemächtigte sich im Dezember der Hafenstadt Vera=Cruz, und im Januar trafen auch die Franzosen und die Engländer, die letzteren jedoch nur 700 Mann stark, ein. Es kam nunmehr zu Verhandlungen, bei denen es immer klarer wurde, daß Napoleon selbstsüchtige Zwecke im Auge hatte. England und Spanien zogen sich daher von ihm zurück und verständigten sich auf eigene Hand mit Mexiko, während Napoleon in dem Glauben, daß die nordamerikanische Union durch den Secessionskrieg zerfallen würde, Mexiko in eine von ihm abhängige Monarchie zu verwandeln beabsichtigte. Der Widerstand jedoch, den die Mexikaner leisteten, war bedeutender, als er erwartet hatte. Erst nach acht Monaten gelang es dem General Forey, trotzdem ihm 45 000 Mann zu Gebote standen, die Stadt Puebla im Sturm zu nehmen (17. Mai 1863), so daß dem Einmarsch in die Hauptstadt Mexiko kein Hindernis mehr im Wege stand. Der General organisierte dort eine provisorische Regierung, und diese wählte, unter dem nötigen Druck, den Erzherzog Maximilian, den Bruder des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, zum Kaiser (10. Juli). Bevor dieser jedoch



Präsident Benito Juarez.



Kaiser Maximilian von Mexiko.
Nach einer Photographie von Weger.

noch auf seinem Schlosse Miramare bei Triest die mexikanische Deputation empfangen konnte, die ihm die Krone anbot, hatte sich der französische General Bazaine, dem inzwischen der Oberbefehl übertragen worden war, mit den dortigen Klerikalen, der einzigen monarchisch gesinnten Partei, gründlich verfeindet und zog, alles plündernd und verwüstend, mit seinen Truppen durch das Land. Als Maximilian daher im Juni 1864 in seinem Reiche eintraf, fand er nirgends einen Freund, wohl aber ein verarmtes, vom Parteikampf zerrissenes und allenthalben im Aufstand befindliches Land. Zu seinem Unglück hatte die nordamerikanische Union inzwischen auch soweit das Uebergewicht über die Südstaaten erlangt, daß sie gemäß der Monroe-Doktrin an Frankreich die Aufforderung ergehen lassen konnte, seine Truppen zurückzuziehen. Napoleon sah nun die Unfruchtbarkeit seines Unternehmens ein, das der französischen Staatskasse schon über 270 Millionen Francs gekostet hatte, und überließ Maximilian seinem Schicksal. Unter diesen Umständen war Juarez bald wieder Herrscher im Lande. Maximilian leistete mit den wenigen ihm treuen mexikanischen Truppen und den paar von ihm angeworbenen europäischen Soldaten kräftigen Widerstand, wurde aber von dem aufständischen General Escobedos bei Queretaro eingeschlossen und fiel durch den Verrat seines Obersten Miguel Lopez in die Gewalt der Gegner. Vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde er zum Tode verurteilt und nebst den ihm treugebliebenen Generalen Miramon und Meja am 19. Juni 1867 erschossen; sein Leichnam wurde später von dem österreichischen Admiral Tegetthoff abgeholt und in der Kaisergruft in Wien beigesetzt.

Deutschland und Oesterreich nach dem Jahre 1848.

Das in Frankfurt begonnene Verfassungswerk scheiterte aus mehrfachen Gründen. Zunächst war dasselbe aus einer gährenden Bewegung hervorgegangen und hatte sich in weiterem Verlaufe derselben in einer Weise entwickelt, die es selbst zu einem Gährungsprodukte machte, dessen Abklärung in jener stürmischen Zeit platterdings unmöglich war. Dann widerstrebten aber auch die wichtigsten und maßgebendsten Faktoren des politischen Lebens in Deutschland und dem nun einmal mit diesem verquickten Oesterreich einer Neugestaltung der Dinge in dem Sinne, wie sie der nationalen Bewegung als Ziel vorschwebte: Oesterreich wollte nichts von einem auch nur annäherungsweise einheitlich ausgestalteten deutschen Reiche wissen; die deutschen Fürsten und nicht minder die deutschen „Vaterländer" waren noch unendlich weit davon entfernt, den deutschen Einheitsgedanken erfassen und mit ihren engeren Begriffen von Heimat vereinigen zu können; die romantische Anwandlung Friedrich Wilhelms IV., der einen Augenblick von dem Gedanken erfaßt war, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen, war eben auch nur eine Eintagsfrucht der stürmisch zeugenden und stürmisch zerstörenden Bewegung jenes tollen Jahres, und von einer ernsthaften Verständigung zwischen Thron und Volk, Regierung und Regierten konnte unter den obwaltenden Verhältnissen nun und nimmer die Rede sein. Die wenigsten von den Führern der Volksbewegung waren sich klar darüber, was sie eigentlich wollten, mochten sie nun an ein monarchisches oder an ein republikanisches Zukunfts-Deutschland denken, und so mußte diese Bewegung schließlich von der einzigen Macht besiegt werden, die sich in dieser Zeit

als zuverlässig wirksam bewährt hatte: von der Macht der Waffen und der von diesen getragenen Reaktion.

In Oesterreich trat diese Macht nach der Niederwerfung der Ungarn mit gewaltthätiger Entschiedenheit auf; Belagerungszustand und Kriegsgerichte leiteten die Wiederherstellung der Ordnung ein, die nach außen hin durch Unterdrückung der deutsch-nationalen Bestrebungen der preußisch-deutschen Union und den — glücklicherweise gescheiterten — Versuch, den ganzen österreichischen Kaiserstaat mit Deutschland zu einem „Siebenzig-Millionen-Bund" zu verschmelzen, nach innen durch die Umformung Oesterreichs in einen Einheitsstaat und durch Unterdrückung aller nationalen Sonderrechte und nationalen Eigentümlichkeiten der einzelnen Kronländer ins Werk gesetzt werden sollte. Der Fürst Felix Schwarzenberg hob, nachdem er (1851) die freisinnigen Elemente — Schmerling und Bruck — aus seinem Kabinet beseitigt hatte, die im Jahre 1849 gegebene Verfassung nebst den Grundrechten auf, beseitigte die Schwurgerichte, gestaltete die Gemeindeverfassung um und ersetzte die Provinzialstände durch beratende Ausschüsse, die aus dem Erbadel und den Grundbesitzern zusammengesetzt wurden. Nach seinem plötzlichen Tode (1852) trat unter Buol-Schauenstein das Bestreben ein, sich mit Preußen wieder auf einen freundlicheren Fuß zu stellen, und 1853 wurde ein Handelsvertrag geschlossen, der zum großen Teile die bisherigen Schranken zwischen Deutschland und Oesterreich wegräumte. Der Minister des Innern, Freiherr von Bach, vollendete die Zentralisierung des Gesamtstaates und schloß mit dem Papste das Konkordat von 1855, das den ultramontanen*) Bestrebungen Thür und Thor öffnete und dem Klerus sogar die Aufsicht über Volks- und Mittelschulen übertrug. Bruck, der 1855 wieder das Finanzministerium übernahm, verkaufte die Staatsbahnen an französische Gesellschaften, um einerseits Geld in den erschöpften Staatsschatz zu schaffen, andererseits aber den Ausbau der größeren Linien durch das kapitalskräftigere Ausland zu bewirken. Der unglückliche Ausgang des italienischen Krieges von 1859 bewirkte einen politischen Umschwung in Oesterreich. Der allgemein verhaßte Bach, der in den Märztagen 1848 noch als Vertreter der Volkswünsche und als Vorkämpfer der Freiheit aufgetreten war, später aber als ein Reaktionär der schlimmsten Sorte sich entpuppt hatte, mußte abdanken, und nach einem mißlungenen Versuche Goluchowskys, Ungarn eine neue Verfassung, den übrigen Kronländern aber besondere Landtage mit überwiegender Vertretung



Fürst Felix Schwarzenberg.

Nach einer Zeichnung von Sahling gestochen von Stahl.

*) „Ultra montes", s. v. w. über den Bergen, daher „ultramontan" jene kirchliche und auch politische Richtung genannt wird, die ihren Schwerpunkt über den Bergen, d. h. in dem jenseits der Alpen gelegenen Rom hat. Ultramontane sind also jene Katholiken, die ihre kirchliche und politische Haltung völlig von der vom Papsttum vorgezeichneten Richtung abhängig machen.



Anton Ritter von Schmerling.
Nach ein. Photographie gestochen von Wagner.

des Adels und Klerus zu bescheren (Oktober 1860), wurde im Februar 1861 durch Schmerling eine neue Reichsverfassung für den Gesamtstaat verkündet. Gegen diese setzten aber die ungarischen Kronländer und Venetien von vornherein die Politik des „passiven Widerstandes“ in Scene, und Ende 1864 traten auch die Tschechen aus dem Reichsrate, der hinfort nur dazu diente, das jährliche Budget zu bewilligen.

Da alle Welt mit der Verfassung unzufrieden war, so stellte sie Schmerlings Nachfolger Belcredi am 20. September 1865 gänzlich ein, und es mußte erst wieder ein schwerer Sturm über Oesterreich sich entladen, bevor sich dort das Verfassungsleben aufs neue entwickelte.

Die auswärtige Politik Oesterreichs war seit Beginn der sechziger Jahre schärfer als je darauf zugespitzt, den österreichischen Einfluß in Deutschland zu verstärken, den preußischen dagegen zu schwächen. Anlaß dazu gab vornehmlich die Veränderung, die damals schon auf dem preußischen Throne sich vorbereitete. Friedrich Wilhelm IV., der bereits in seiner Eröffnungsrede am ersten Vereinigten Landtage (11. April 1847) jede Beschränkung des freien Selbstbestimmungsrechtes der Krone durch Majoritäten der Landesvertretung feierlich zurückgewiesen hatte, hatte, wie schon erwähnt, am 31. Januar 1850 eine Verfassung verkündet, die mit Hilfe der infolge des reaktionären Wahlgesetzes vom 5. Dezember 1848 zu einer regierungsfreundlichen Mehrheit gelangten zweiten Kammer zu stande gebracht worden war. Das reaktionäre Ministerium Manteuffel handhabte diese Verfassung in schroff konservativem Sinne. Im Jahre 1852 hatte nicht viel gefehlt, daß diese Verfassung durch einen Staatsstreich gänzlich beseitigt worden wäre; Friedrich Wilhelm ließ sich jedoch durch das Drängen der feudalen Partei nicht zum Bruche seines Verfassungseides bewegen und widerstand auch den Forderungen dieser Partei betreffs einer ihren Zwecken besser entsprechenden Zusammensetzung des Herrenhauses. Auch auf dem kirchlichen Gebiete wurde die Reaktion kräftig gefördert. Ein im Sommer 1857 eingetretenes Gehirnleiden des



Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.
Nach der Natur gezeichnet und gestochen von E. Eichens.

Königs veranlaßte die Einsetzung des Prinzen Wilhelm von Preußen als Stellvertreter des Königs, der 1858 dessen förmliche Ernennung zum Regenten erfolgte. Das Ministerium Manteuffel wurde jetzt entlassen, und ihm folgte ein „Ministerium der neuen Aera“, an dessen Spitze Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen stand. Die preußische Regierung suchte keineswegs Fühlung mit den nationalen Bestrebungen, die im Volke selbst unter der neuen „Aera“ wieder rege wurden und in dem (16. September 1859) zu Frankfurt a. M. begründeten Nationalverein ihren Sammelpunkt fanden; wohl aber nahm sie in einigen Angelegenheiten des Bundes eine das Vertrauen der Liberalen erweckende Haltung an, so namentlich in der Schleswig-Holsteinschen Frage, die bald zum Ausgangspunkte einer neuen nationalen Bewegung werden sollte. Von größter Wichtigkeit ward aber für Preußen die neue Heeresorganisation, die der Prinz-Regent mit dem Kriegsminister von Roon gemeinschaftlich ausgearbeitet hatte. Diese Militärorganisation wurde zwar für mehrere Jahre — während der sogenannten „Konfliktszeit“ — zum Zankapfel zwischen der Regierung und der liberalen Kammermehrheit, allein sie wurde thatsächlich durchgeführt und verlieh Preußen die Kraft, den Entscheidungskampf gegen Oesterreich nicht nur im Interesse seiner eigenen Machtstellung, sondern auch in demjenigen ganz Deutschlands aufzunehmen. Dieser Kampf hatte zunächst sein Vorspiel in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit, die nicht eben an erster Stelle entscheidend für die nationale Zukunft Deutschlands war, aber eine Reihe großer Ereignisse einleitete, die schließlich zu dem von der Nation so sehnlich erwünschten Ziele, der Einigung Deutschlands, führte.

Der Kampf um Schleswig-Holstein.

König Christian I. von Dänemark war 1460 Herzog von Schleswig und Graf von Holstein geworden und hatte damals den Schwur geleistet, daß diese Länder „up ewig ungedeelt“ bleiben sollten, also nie von einander getrennt werden durften. Der Wiener Kongreß aber, der so vieles thöricht zusammenflickte und so manches Zusammengehörige auseinander riß, bestimmte im Widerspruch dazu, daß Schleswig zu Dänemark gehören, Holstein und Lauenburg jedoch, die Dänemark für das an Schweden abgetretene Norwegen erhielt, einen Teil des deutschen Bundes bilden sollten. Durch diese Festsetzung entstand für die beiden Länder eine verschiedene Verwaltung, wogegen sie vergeblich in Kopenhagen Einspruch erhoben. Ein fernerer Grund ihrer Beschwerden war, daß Schleswig-Holstein $^4/_9$ der Steuern des gesamten dänischen Staates aufbringen sollte. Diese Mißstände wurden in weiteren Kreisen, namentlich in Deutschland erst bekannt, als König Friedrich VI. von Dänemark sich infolge der Juli-Revolution zu Zugeständnissen veranlaßt sah und für das Königreich und die beiden Herzogtümer gesonderte Provinzialstände einrichtete. Aus den Verhandlungen der letzteren gingen die Einzelheiten dann in die Zeitungen über und erregten in Deutschland starkes Mitgefühl. Das Nationalitätsbewußtsein machte aber gerade damals in allen Ländern gewaltige Fortschritte, und so erstand auch in Dänemark eine „nationale“ Partei, die mit Schweden große Verbrüderungsfeste feierte und die Bildung einer umfassenden „skandinavischen“ Partei erstrebte. Christian VIII., der seinem im Dezember 1839 verstorbenen Vetter auf dem dänischen Throne gefolgt war, wurde von dieser National-Partei völlig umstrickt. Er hob 1842 die alten schleswig-holsteinischen Regimenter auf und bildete neue, denen er dänische Fahnen und teilweise dänische Offiziere gab; auch verlegte er einen Teil der Truppen nach den jütischen Inseln. Während die Bewohner der Herzogtümer ihrer Empörung über diese Vergewaltigungen Ausdruck gaben, bezeichneten die jütländischen Stände ihrerseits die deutsch-nationalen Bestrebungen der Schleswig-Holsteiner als eine Beleidigung der dänischen Nation. Eine friedliche Ausgleichung der Gegensätze war mithin schon damals fast ausgeschlossen; doch sollte der Riß 1846 unheilbar werden.

In Holstein besteht nämlich das salische Gesetz, welches das weibliche Geschlecht von der Erbfolge ausschließt; das Herzogtum mußte daher, da der Mannesstamm des

dänischen Herrscherhauses im Erlöschen begriffen war, in absehbarer Zeit an die Augustenburger Linie fallen. Um dies zu verhindern, erließ König Christian VIII. einen „offenen Brief“, in dem er den Augustenburgern die Thronfolge in Holstein nicht streitig machte, dagegen erklärte, daß Schleswig und Lauenburg dänische Provinzen seien und mithin auch mit der dänischen Krone weiter vererbt würden. Diese Kundgebung, die mit der beschworenen Gerechtsame, daß die Herzogtümer nicht getrennt werden dürften, in schroffstem Widerspruch stand, rief nicht nur in Schleswig-Holstein und bei dem erbberechtigten Fürstenhause große Entrüstung hervor, sondern auch in ganz Deutschland, und selbst der deutsche Bundestag ermannte sich zur Einreichung eines Protestes. Umgekehrt stellte sich aber auch das dänische Volk auf die Seite seines Königs, und es entstand die Partei der „Eiderdänen“, so genannt, weil sie die Grenze Dänemarks bis zur Eider*) ausdehnen und Schleswig als „Süd-Jütland“ mit der dänischen Monarchie verschmelzen wollten. Die Herzogtümer sandten jetzt eine Deputation an König Friedrich VII., der durch den Tod seines Vaters inzwischen auf den Thron gelangt war. Dieser lehnte aber die Bitten derselben ab und erklärte, daß er zwar Holstein, als einem deutschen Bundesstaate, eine eigene Verfassung zu geben bereit sei, daß aber Schleswig zu Dänemark gehöre und sich dessen Gesetzen zu unterwerfen habe. Nun richtete Schleswig an den deutschen Bund eine Bitte um Aufnahme in denselben und bildete gleichzeitig im Verein mit Holstein eine selbständige, von Dänemark unabhängige provisorische Regierung (März 1848).



General Graf Wrangel.
Nach einer Lithographie von C. Steckmest.

Als Antwort auf diese Unabhängigkeits-Erklärung ließ Dänemark seine Truppen in die Herzogtümer einrücken und zwang bei Bau die kleine, vom Prinzen Friedrich von Augustenburg geführte schleswig-holsteinsche Schaar (7000 Mann) zum Rückzuge. Trotz der abweisenden Haltung Oesterreichs hatte aber inzwischen der deutsche Bund beschlossen, die Herzogtümer zu unterstützen, und etwa 13000 Mann preußischer Truppen unter dem Kommando des Generals von Wrangel, ferner 9000 Hannoveraner, Oldenburger und Braunschweiger rückten auf Veranlassung des deutschen Bundes zum Schutze Schleswig-Holsteins dort ein. Wrangel ging schnell und energisch vor, schlug die Dänen bei Schleswig, Oeversee und Düppel, nahm Fredericia und besetzte ganz Jütland. Die Dänen ihrerseits bereiteten aber dem norddeutschen und namentlich dem preußischen Handel durch ihre Küsten-Blockade großen Schaden, wogegen sich nichts ausrichten ließ, da Deutschland keine Kriegsschiffe besaß. Da nun Rußland und England sich für Dänemark verwendeten, Oesterreich sich vollständig unthätig verhielt und Süddeutschland sich mit Zustimmungsadressen und einigen Beiträgen für die künftige deutsche Flotte begnügte, so war es Preußen nicht zu verargen, daß es am 26. August mit Dänemark einen Waffenstillstand auf sieben Monate abschloß. Dieser führte jedoch wegen Dänemarks Widerspenstigkeit nicht zum Frieden; vielmehr begann der Krieg von neuem, diesmal aber auch von süddeutschen Truppen-Kontingenten unterstützt. Der

*) Die Eider ist ein Fluß, dessen Name aus Aegir-Dör (des Meergottes Thor) entstanden ist.

neue Feldzug begann damit, daß das dänische Linienschiff „Christian VIII.“ in der Bucht von Eckernförde von Strandbatterieen in den Grund geschossen wurde und die Fregatte „Gefion“ sich ergeben mußte. Am 13. April 1849 stürmten bayerische und sächsische Truppen die Düppeler Schanzen, und eine Woche später schlug die schleswig-holsteinische Armee unter Führung des preußischen Generals v. Bonin die Dänen bei Kolding. Nun traten aber auch schon wieder fremde Mächte für Dänemark ein; die deutschen Truppen durften die dänische Grenze nicht überschreiten und die schleswig-holsteinsche Armee errang zwar einen Sieg bei Gudsoe, erlitt aber durch einen geschickten Ausfall der dänischen Armee aus der belagerten Festung Fredericia bedeutende Verluste. So blieb denn Preußen wiederum nichts übrig, als seine Truppen zurückzuziehen und mit Dänemark Frieden zu schließen. — Schleswig-Holstein war jetzt wieder auf sich selbst angewiesen; es glaubte jedoch, den Krieg auf eigene Faust weiterführen zu können, da ihm eine Armee von fast 30000 Mann zu Gebote stand. Leider bestand diese aber zumeist aus Freiwilligen von sehr geringer militärischer Brauchbarkeit, und die Folge davon war, daß die schleswig-holsteinsche Armee bei Idstedt (24./25. Juli 1850), bei Missunde und Friedrichstadt geschlagen wurde. Damit noch nicht genug, erklärte der deutsche Bund, der bis dahin immer die größten Sympathien für die Herzogtümer zur Schau getragen hatte, auf Anstiften Oesterreichs den schleswig-holsteinschen Freiheitskampf plötzlich für eine „Revolution“ und erzwang die Einstellung der Feindseligkeiten, sowie die Auflösung der schleswig-holsteinschen Truppen. Schleswig wurde bedingungslos den Dänen überlassen; in Holstein setzte der deutsche Bund zunächst gemeinschaftlich mit Dänemark eine oberste Verwaltungsbehörde ein, dann aber verzichtete man auch hierauf (Februar 1852) und überließ das Land an Dänemark unter dem Versprechen, „die Rechte der Herzogtümer zu wahren“. Das genügte den Widersachern Schleswig-Holsteins aber auch noch nicht; vielmehr trat in London eine Konferenz zusammen, welche den Prinzen Christian von Sonderburg-Glücksburg als Erbe des kinderlosen Königs Friedrich VII. für die gesamte dänische Monarchie, einschließlich der Herzogtümer, ausdrücklich anerkannte. Der Herzog Christian von Augustenburg, der zweifellos das größte Anrecht an den Thron hatte, aber keine Möglichkeit sah, seine Ansprüche durchzusetzen, leistete gegen eine Entschädigung von $2^3/_4$ Millionen Thalern für sich und seine Familie auf seine Rechte Verzicht.

Nun begann für Schleswig-Holstein eine wahre Schreckensherrschaft unter dem Drucke der Dänenpartei, während der König sich kaum um Staatsangelegenheiten kümmerte, sondern völlig in seinem Verhältnis mit einer Putzmacherin, die er zur Gräfin Danner erhoben hatte, aufging. Zwar wurde eine Amnestie erlassen; das Haus Augustenburg, sowie neunzehn hochstehende Personen, die ihm nahe standen, und alle ehemaligen dänischen Offiziere waren aber hiervon ausgeschlossen. Das vorgefundene Kriegsmaterial wurde ohne weiteres als gute Beute betrachtet, die Offiziere und Mannschaften der aufgelösten Armee wurden jedoch ohne einen Pfennig Pension entlassen. Die inzwischen angestellten Beamten wurden fortgejagt, und ebenso ging es den völlig unschuldigen deutschen Lehrern und Predigern im nördlichen Teile Schleswigs, an deren Stelle man Dänen setzte. Schließlich wurde dem Lande auch noch eine neue Verfassung ohne jede Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse der Bewohner aufgedrängt. Trotz der schlechten Erfahrungen, die es gemacht hatte, war Preußen doch wieder die erste Macht, die sich in einer Note an Dänemark der Herzogtümer annahm (1856). Zum Glück lenkte aber kein Schwarzenberg mehr die Geschicke Oesterreichs, sondern auch dort fühlte man Mitleid mit dem „verlassenen Bruderstamme“, und nun erklärten Preußen und Oesterreich gemeinsam, daß die dänische Regierung kein Recht habe, den Herzogtümern ohne deren Zustimmung eine Verfassung aufzuzwängen. Dieser Einspruch blieb jedoch fruchtlos, und 1860 sah sich der Deutsche Bund wiederum veranlaßt, Vorstellungen zu machen. — Um dem Bunde das Einmischungsrecht zu nehmen, wollte Dänemark Holstein als selbständiges Herzogtum bestehen lassen, das nur durch Personal-Union mit Dänemark verbunden und zur Zahlung von Steuern verpflichtet sein sollte; Schleswig hingegen sollte ohne jedes eigene Recht als Süd-Jütland dem dänischen Staate einverleibt

werden. Das Ministerium legte dem Reichsrat eine entsprechende gemeinsame Verfassung für Dänemark und Schleswig vor, und diese wurde unter dem Jubel der Dänenpartei gegen die deutschen Stimmen angenommen. Selbst der nicht sehr gewissenhafte König zögerte, seinen Namen unter eine derartige Urkunde zu setzen, aber während er noch überlegte, wurde er vom Tode ereilt (15. November 1863), und der durch das Londoner Protokoll anerkannte Prinz Christian der Linie Sonderburg-Glücksburg bestieg als **Christian IX.** den dänischen Thron. Es war ein edeldenkender und überdies gut-deutsch gesinnter Fürst, der lange schwankte, was er thun solle; aber schließlich ließ er sich doch durch die niederdänische Partei verleiten, seine Unterschrift zu geben. Lord Palmerston hatte sich früher einmal in hochtrabender Weise geäußert, die schleswig-holsteinische Frage sei so verwickelt, daß nur drei Menschen sie begriffen hätten: der erste, der englische Prinz-Gemahl Albert, sei tot; der zweite, ein dänischer Staatsmann, sei darüber verrückt geworden; der dritte sei er selbst, und er habe die Lösung vergessen. Jetzt betrachtete der britische Minister des Aeußern die schleswig-holsteinische Frage nicht mehr von der scherzhaften Seite, sondern ließ vielmehr durchblicken, daß, wenn es zum Kriege käme, Dänemark nicht allein stehen würde.



Christian IX., König von Dänemark.

Nach einer Photographie.

Nach dem Heimgang Friedrichs XII. erklärte der Erbprinz **Friedrich von Augustenburg**, daß er kraft seines Erbrechts die Regierung Schleswig-Holsteins antrete. Nun hatte der Vater allerdings seine Ansprüche aufgegeben und sich durch eine Geldsumme abfinden lassen, aber einmal war der Verzicht doch nur unter dem Druck der Verhältnisse erfolgt, und dann erschien es zweifelhaft, ob ein Vater wohl berechtigt sei, auf ein Kronrecht von solcher Bedeutung für seine Erben zu verzichten. Jedenfalls erkannten die schleswig-holsteinischen Lande ihn als ihren rechtmäßigen Herrscher an, und verschiedene deutsche Fürstensöhne, namentlich die von Baden, Koburg, Oldenburg und Weimar traten auf seine Seite. Preußen und Oesterreich erkannten hingegen die Augustenburger Ansprüche nicht an, sondern erklärten das Londoner Protokoll für maßgebend, so daß in Deutschland eine vollständige Spaltung eintrat. Der deutsche Bund, von der Ständeversammlung und der Ritterschaft Holsteins um Hilfe ersucht, sandte 12000 Mann Bundestruppen, hauptsächlich Sachsen und Hannoveraner, unter General **Hake** nach Holstein, und diese besetzten das Herzogtum, ohne Widerstand zu finden. Oesterreich und Preußen forderten dagegen am 16. Januar 1864 von Dänemark die Aufhebung der von Christian IX. unterzeichneten Verfassung binnen 48 Stunden und entschieden sich, als Dänemark Ausflüchte machte, für die sofortige Besetzung Schleswigs, wozu der Bund aber seine Mitwirkung versagte.

Den Oberbefehl über die vereinigten Truppen übernahm der greise **Wrangel**; die 43500 Preußen wurden von dem Prinzen **Friedrich Karl** geführt, die 28500 Oesterreicher befehligte Feldmarschall-Lieutenant **Gablenz**. Da man keine Schiffe hatte, um den Dänen auf die Inseln folgen zu können, so mußten die Verbündeten versuchen, die 30000 unter General **de Meza's** Befehl stehenden Dänen zu vernichten, bevor sie sich einschiffen konnten. Man beschloß daher, die in den **Danewerken** verschanzten Dänen so lange

durch kleine Angriffe in Atem zu halten, bis es der preußischen Armee gelungen sein würde, sie zu umgehen und von ihren Stellungen an der Ostsee abzuschneiden. — Die Operationen begannen am 26. Januar. Schon am 2. Februar versuchte Prinz Friedrich Karl einen Angriff auf die bei Missunde aufgeworfenen Werke, doch mußte man die Erfahrung machen, daß man die Wirkung der gezogenen Feldgeschütze beträchtlich überschätzt hatte und gab daher, einigermaßen enttäuscht, den Versuch, dort durchzubrechen, auf. Glücklicher waren die Oesterreicher, die bei Ober-Self (3. Februar) auf den sich zurückziehenden Feind stießen. Vom Artillerie-Feuer unterstützt, nahmen die Jäger die dänische Stellung im ersten Anlauf, und ebenso verjagten sie nach lebhaftem Feuergefecht und hartnäckiger Gegenwehr die Dänen aus dem Dorfe Jagel. Nun aber erkannte de Meza den Feldzugsplan der Verbündeten und entschloß sich, da er die Bedeutung der Danewerke nicht überschätzte, zum Rückzuge, den er nach vorheriger Vernagelung der nicht transportierbaren Festungsgeschütze mit großem Geschick durchführte. In Kopenhagen erregte die Preisgabe der Danewerke, die man für uneinnehmbar hielt, einen Aufruhr sondergleichen; sollte doch Napoleon I. einst geäußert haben, es würde zwei Jahre dauern, ehe man dieses Schanzenwerk einnehmen könne. Es blieb daher nichts übrig, als den General vor ein Kriegsgericht zu stellen, das ihn natürlich freisprach.



Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Nach einer Lithographie von E. Milster.

Nun machte sich so recht die Uneinigkeit, die damals in Deutschland herrschte, bemerkbar. Während das Volk überall mit Eifer den Kriegsereignissen folgte und jubelnd die Kunde vernahm, daß die Oesterreicher bei Oeversee (6. Februar) die sich zurückziehenden Dänen getroffen und ihnen eine gehörige Schlappe beigebracht hatten, trug sich die Diplomatie mit den schwersten Besorgnissen. Der deutsche Bund hatte nicht übel Lust, über die Preußen herzufallen, weil diese einige Orte in Holstein besetzt hatten, und Oesterreich meinte, mit der Besetzung Schleswigs habe man gerade genug gethan und dürfe die dänische Grenze nicht überschreiten. Der General Edwin von Manteuffel, ein ebenso tüchtiger Soldat als geschickter Diplomat, mußte erst im Auftrage des Königs Wilhelm die Höfe in Dresden, Hannover und Wien besuchen, bevor es gelang, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen und die Zustimmung zu einem mutigen Vorgehen zu erhalten. Preußen hatte aber die Zeit, während der die Unterhandlungen schwebten, nicht ungenützt vorübergehen lassen, sondern für die Herbeischaffung schwerer Belagerungsgeschütze Sorge getragen. Am 6. März waren die diplomatischen Schwierigkeiten beseitigt; die Verbündeten rückten in Dänemark ein und hatten binnen vierzehn Tagen den größten Teil Jütlands besetzt. Zunächst erfochten die

Oesterreicher einen Sieg bei Veile; dann eroberten die Preußen durch einen kühnen Handstreich die Insel Fehmarn, und ihre Flotte bestand ehrenvoll bei Arcona ein Seegefecht gegen eine überlegene Zahl dänischer Schiffe. Inzwischen war die dem Prinzen Friedrich Karl übertragene Belagerung der Düppeler Schanzen aber auch so weit vorgerückt, daß man den Sturm auf dieselben wagen konnte. In der Nacht vom 17. und 18. April wurden sechs preußische Sturmkolonnen, die zunächst eine Stärke von je sechs Kompagnien hatten, in die vorderste Parallele (Frontlinie der Laufgräben) geführt. Bei Morgengrauen eröffneten die preußischen Geschütze ein unheimliches Geschützfeuer, das mit dem Glockenschlage Zehn verstummte. In demselben Augenblick stürzten die Sturmkolonnen auf besonders dazu angefertigten Ausfalltreppen hervor, von den Dänen mit mörderischem Feuer empfangen; aber ohne Zaudern stürmten die Angreifer vorwärts, sprangen in die Gräben, kletterten über die Pallisaden, klommen die Brustwehren hinan und standen dann Mann gegen Mann dem Feinde gegenüber. Schon fünf Minuten nach zehn Uhr flatterte eine preußische Fahne auf der ersten Schanze und bald befanden sich auch die übrigen fünf, welche die erste Linie bildeten, in den Händen der Angreifer. Aber nun gab es kein Halten mehr. Obschon infolge des Anstürmens fast außer Atem, und obgleich die Truppenteile bereits stark durch einander gewürfelt waren, stürzten die Sieger ohne Rast auf die vier Schanzen, welche die zweite Verteidigungslinie bildeten, und im Umsehen waren auch diese den Dänen entrissen. Die Dänen suchten in eiligster Flucht die Insel Alsen zu gewinnen und brachen die diese Insel mit dem Festlande verbindenden Brücken hinter sich ab.

Inzwischen war auf Englands Veranlassung in London eine Konferenz zur Beilegung des Streites eingeleitet worden. Statt aber den Besiegten Bescheidenheit anzuempfehlen, stärkte man im Gegenteil deren Trotz von neuem. Etwa acht Tage nach dem Düppeler Sturm passierte die österreichische Flotte unter Tegetthoff die englische Küste, und Palmerston erklärte sofort, daß, wenn sie in die Ostsee einfahren sollte, die englische Kanal-Flotte sich sofort zum Schutze Dänemarks ebendorthin begeben würde. Da war es allerdings kein Wunder, daß sich die Verhandlungen infolge der dänischen Halsstarrigkeit zerschlugen und das Kriegsglück von neuem entscheiden mußte. — Wrangel, dem alle derartigen diplomatischen Verhandlungen genau so zuwider waren, wie einst dem alten Blücher, hatte indessen seinen Abschied erbeten, und Prinz Friedrich Karl übernahm von jetzt ab den Oberbefehl, während Moltke aus Berlin gekommen war, um mit seinem Rat stets gegenwärtig sein zu können. Dieser war es, der als nächstes Ziel den Uebergang nach Alsen ins Auge faßte, da er sich mit Recht sagte, daß Dänemark weiteren Widerstand aufgeben würde, wenn es sähe, daß es selbst auf seinen Inseln vor den Preußen nicht mehr sicher wäre. Da nur 160 Boote zur Verfügung standen, konnte General Herwarth von Bittenfeld, der mit der Ausführung des Planes beauftragt worden war, mit nicht mehr als 2000 Mann den Versuch machen, sich der Insel zu bemächtigen. Trotzdem die Nacht vom 28. zum 29. Juli sternklar war, bemerkten die Dänen lange Zeit nichts von dem kühnen Unternehmen, und erst als die Boote schon den größten Teil des Sundes hinter sich hatten, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen, der trotzdem nicht allzu bedeutenden Schaden anrichtete, überschüttet. Sobald die Preußen aber Grund spürten, sprang Alles ins Wasser, erklommen die Brustwehren am Ufer und stürzten sich dann auf die Gegner in den Laufgräben. Am Nachmittage befand sich bereits die ganze Insel mit Hilfe der durch die hin und her fahrenden Boote hinübergebrachten Verstärkungen in preußischen Händen, und auch dieser Erfolg war ohne allzu bedeutende Opfer errungen worden. Jetzt wurde den Eiderdänen in Kopenhagen bange, und das Ministerium bat um seine Entlassung. „Ja", versetzte entrüstet König Christian, „Ihr tretet zurück, nachdem Ihr das Königreich völlig ruiniert habt und wagt noch, Euch als Retter des Staates hinzustellen; das ist zu stark!" Das neue Ministerium beantragte sofort einen Waffenstillstand, der am 30. Oktober zum Wiener Frieden führte, in dem Dänemark seine Rechte auf Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Oesterreich abtrat.

Das preußische Dreigestirn.

Der Erfolg in Dänemark, der zum erstenmale seit der Friedericianischen Zeit die Augen Europas wieder auf Preußen lenkte, war das Ergebnis des Zusammenwirkens dreier Männer, die neben ihrem Scharfblick auch Zähigkeit genug besaßen, ihre Ansichten, einer Welt zum Trotz, durchzusetzen. Diese Männer waren der König **Wilhelm**, der Stratege **Moltke** und der Diplomat **Bismarck**. König Wilhelm hatte, als er am 8. November 1858 für seinen unheilbar erkrankten Bruder die Regentschaft übernehmen mußte, dem von ihm berufenen Ministerium ein ausführliches Regierungs-Programm vorgelegt, nach welchem die Staatsgeschäfte geführt werden sollten, und damit nicht nur mit dem herkömmlichen Brauche gebrochen, wonach ein neues Ministerium dem Regenten ein Programm zur Gutheißung vorzulegen pflegt, sondern auch von vornherein den Beweis geliefert, daß er die Regierungsgeschäfte mit scharfen Augen überblickte und in vollem Maße die erforderliche Fähigkeit und Willenskraft besaß, dieselben aufs Beste selbständig zu führen.*) Das Hauptfeld des Königs waren militärische Dinge und sein Hauptwerk die „Armee-Reorganisation“, die er wie schon erwähnt, im Verein mit dem Kriegsminister **von Roon**, trotz des jahrelangen Widerstandes der Volksvertretung durchsetzte.



Graf Moltke.
Nach Photographie.

Otto Eduard Leopold von Bismarck ist eine urwüchsige Kraft, die mit der ihr angeborenen Genialität die noch aus der Zopfzeit stammende Diplomatie völlig aus dem Sattel hob und der Welt zeigte, daß man in Kürassierstiefeln noch besser Politik machen kann, als in Kniehosen und seidenen Strümpfen. Am 1. April 1815 geboren, verlebte er seine Jugend auf dem väterlichen Gute und bezog nach vollbrachten Schuljahren die Universität Göttingen, wo er die akademische Freiheit in vollen Zügen genoß und sich namentlich auf dem Fechtboden hervorthat. 1836 wurde er Regierungs-Referendar, gab die Beamten-Laufbahn jedoch schnell wieder auf und widmete sich ausschließlich der Bewirtschaftung der väterlichen Güter. Dadurch aber, daß er 1846 von der Ritterschaft des Kreises Jerichow in den Landtag der Provinz Sachsen gewählt wurde und seit 1847 diesen Kreis auch im Vereinigten Landtage zu vertreten hatte, wurde er wieder mit der Politik, die damals schon außergewöhnlich hohe Wellen warf, in Berührung gebracht. Obschon er zu den begeistertsten Verfechtern ultra-konservativer Ideen gehörte, erregten seine Reden doch allgemeine Aufmerksamkeit, da sie sich durch kernige Worte, interessante Formulierung und eigenartige Auffassung auszeichneten, die zwar dem, was alle Anderen dachten, stets schnurstracks widersprach, aber doch den Leuten zu denken gab.

*) In sehr ausführlicher Zusammenstellung findet man seine Proklamationen, Briefe und Reden in J. Scheibert, „Kaiser Wilhelm I. und seine Zeit“. 2 Bde. Berlin 1898.

Bismarck wurde 1850 in das Erfurter Parlament*) gewählt, wo er gegen die von Radowitz geleiteten Unionsbestrebungen der preußischen Regierung ankämpfte, weil er keine Schwächung des starken preußischen Königstums durch Zugeständnisse liberal-konstitutioneller Natur, aber auch kein Zusammengehen mit den Kleinstaaten wollte und damals schon der Ueberzeugung war, daß die deutsche Frage nur mit dem Schwerte Preußens gelöst werden könne. Im Mai 1851 wurde er an den Bundestag gesandt, 1859 aber wegen seiner österreich-feindlichen Haltung von dort abberufen und als Gesandter nach St. Petersburg geschickt. Als infolge der Armee-Reorganisation der Konflikt zwischen Krone und Volksvertretung ausgebrochen war, bezeichnete der Kriegsminister von Roon dem Könige Wilhelm den Gesandten Bismarck als die einzige Persönlichkeit, die imstande wäre, Ordnung in die Verhältnisse zu bringen; doch war damals über die Frage seiner Berufung in die Regierung kein Einvernehmen zu erzielen, und Bismarck wurde 1862 nach Paris gesandt, wo er Gelegenheit zu Beobachtungen hatte, die er später vortrefflich verwertete. Inzwischen waren die inneren Verhältnisse Preußens völlig unhaltbar geworden. Das Ministerium hatte, in der Hoffnung auf einen Umschlag in der öffentlichen Meinung, das Abgeordnetenhaus aufgelöst und Neuwahlen angeordnet, aber das Resultat war in das Gegenteil umgeschlagen. Nach siebentägiger heftiger Redeschlacht fand am 23. September 1862 die Abstimmung über die Heeresvorlage statt, und nur 11 Stimmen waren dafür, 308 dagegen. Der König war aufs tiefste erschüttert und dachte an Abdankung. Bismarck hatte die Ereignisse kommen sehen und war von Paris nach Berlin geeilt. In Babelsberg fand zwischen dem Könige und Bismarck eine kurze Unterredung statt. „Wollen Sie ohne Mehrheit und ohne Budget regieren?" fragte der König. — „Wenn Eure Majestät mir Ihr Vertrauen schenken, bin ich bereit, die Geschäfte zu übernehmen." — Noch am selben Tage wurde Bismark zum Staatsminister und am 9. Oktober zum Ministerpräsidenten ernannt.



Fürst Bismarck.

Nach Photographie.

Bismarck hatte einen sehr schweren Stand. Nicht genug, daß alle seine Versuche fehlschlugen, den Landtag zu überzeugen, daß ein Krieg, und zwar in kürzester Frist, bevorstehe, mußte er auch noch das Odium für das Auftreten seines königlichen Herrn, der damals seine Person zu sehr in den Vordergrund des politischen Kampfes stellte, auf sich nehmen. Er war, wie er selbst sagte, nach kurzer Zeit der „bestgehaßte" Mann in

* Das „Erfurter Parlament" war am 20. Mai 1850 zusammengetreten, um den Verfassungsentwurf für den geplanten Bundesstaat zu beraten, der unter preußischer Leitung auf grund des „Drei Königsbündnisses" (Preußen, Hannover und Sachsen) begründet werden sollte. Da sich aber Hannover und Sachsen auf Betreiben Oesterreichs bald wieder von diesem Bündnisse losgesagt hatten, so schloß auch das Erfurter Parlament schon am 29. April 1850 seine Thätigkeit.

Europa. Er ließ sich aber dadurch nicht beirren, sondern richtete sein Bestreben jetzt hauptsächlich dahin, mit den fremden Staaten, namentlich mit Rußland, die besten Beziehungen zu unterhalten und diese für seine Zukunftspläne zu gewinnen. Das war ihm denn auch in jeder Weise geglückt, als der Krieg mit Dänemark ausbrach; er bedurfte nur noch der Zustimmung des preußischen Landstages zu einer Kriegsanleihe, und als auch diese ihm verweigert wurde, sagte er ruhig: „Nun, so werde ich die Mittel hernehmen, wo ich sie finde.“ —



Kaiser Wilhelm I.

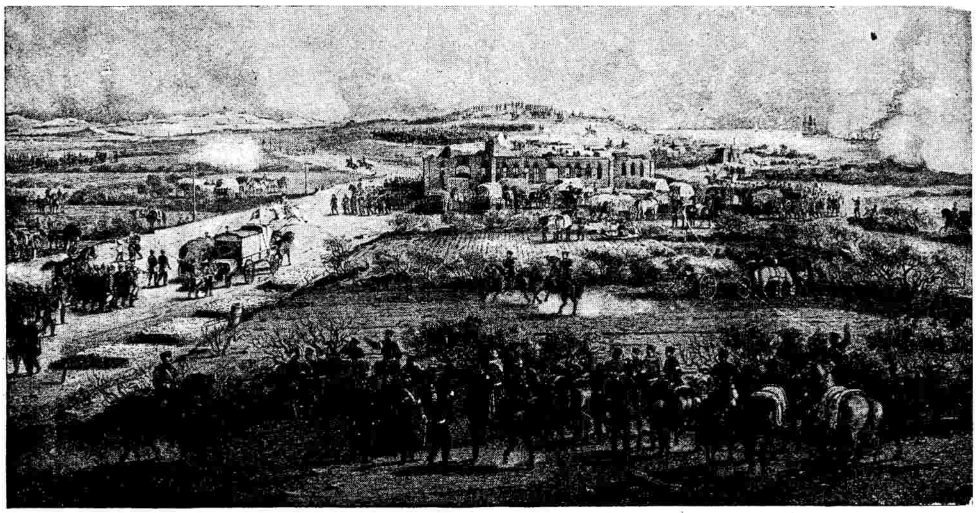
Nach Photographie.

Hellmuth von Moltke, dessen Name erst während des dänischen Krieges in weiteren Kreisen bekannt wurde, war am 26. Oktober 1800 zu Parchim geboren. Sein Vater, ein ehemaliger preußischer Hauptmann, brachte ihn auf die Landes-Kadettenanstalt in Kopenhagen. 1818 trat er als Offizier in das oldenburgische Infanterieregiment. Da ihm das Avancement in der dänischen Armee zu geringe Aussichten bot, bat er 1822 um seinen Abschied und meldete sich in Preußen, wo er nach glänzend bestandener Offizierprüfung als Sekondlieutenant angestellt und zur Kriegsschule nach Berlin kommandiert wurde. 1835 zum Hauptmann befördert, arbeitete er im großen Generalstab und erbat sich dann Urlaub, um die Verhältnisse in der Türkei kennen zu lernen. Der Sultan Mahmud wurde auf ihn aufmerksam und ließ ihn nicht wieder fort; er mußte verschiedene Reformen in der türkischen Armee durchführen, bereiste unter militärischer Bedeckung Kleinasien, nahm an den Feldzügen gegen die Kurden und gegen Mehemed Ali von Aegypten teil und konnte erst nach des Sultans Tode (1839) wieder nach Preußen zurückkehren. Diese vier Jahre waren seine eigentlichen Lehrjahre; denn die türkische Lotterwirtschaft zwang ihn oft, in wenigen Stunden wieder gut zu machen, was orientalischer Schlendrian seit Monaten verdorben hatte. Nach seiner Rückkehr wieder im Generalstab thätig, wurde er bald als Adjutant und Reisebegleiter dem alten Prinzen Heinrich, später dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen zugeteilt und lernte auf diese Weise nicht nur fremde Länder, sondern auch deren Fürsten, Diplomaten und höhere Militärs persönlich kennen. Im Oktober 1857

wurde er an die Spitze des preußischen Generalstabs berufen und verschaffte dem bis dahin ziemlich bedeutungslosen Posten eine Autorität in der ganzen Welt; seine erste größere Aufgabe war die Ausarbeitung des Operationsplanes gegen Dänemark und wir haben gesehen, mit welchem Erfolge er dieselbe löste.

Der deutsche Bruderkrieg 1866.

Die kurze Einigkeit, die während des dänischen Krieges zwischen Preußen und Oesterreich bestanden hatte, reichte gerade noch zum Abschluß des Wiener Friedens hin, dann ging sie aber rasch in die Brüche. Preußen und Oesterreich hatten Schleswig, Holstein und Lauenburg gemeinsam erhalten; es war aber noch die Frage offen geblieben, was nun weiter damit werden sollte. Ueberdies befanden sich in Holstein auch noch Bundestruppen, die nach dem Friedensschluß dort nichts mehr zu suchen hatten; doch wollte der sächsische Minister Beust nicht in eine Räumung willigen, bis endlich die energische Drohung Preußens



Die Düppeler Schanzen.
Nach dem Gemälde von J. Rabe gestochen von T. Rabe.

und die Vermittlung Oesterreichs den Befehl zur Zurückziehung der Truppen bewirkten. Diesen Augenblick benutzte der Erbprinz von Augustenburg, um sich wieder in Holstein festzusetzen und in Kiel einen förmlichen Hofstaat einzurichten, wobei er nicht nur die Sympathien der Bevölkerung, sondern auch die des deutschen Bundes für sich hatte. Preußen forderte aber für die ihm entstandenen Kriegskosten im Februar 1865 außer der Militärhoheit in den Herzogtümern und dem Beitritt derselben zum Zollverein für sich die völlige Abtretung von Kiel, Friedrichsort und Sonderburg-Düppel. Die Frage, ob der Augustenburger unter diesen Bedingungen die Regierung antreten könne, ließ man offen, gab aber zu verstehen, daß man lieber den Großherzog von Oldenburg, der ebenfalls Erbansprüche geltend gemacht hatte, auf dem Throne sehen würde. Das Gebahren des Erbprinzen, der sein angebliches Recht ertrotzen zu können vermeinte, veranlaßte Preußen endlich, Oesterreich den Vorschlag zu machen, sich in den Besitz der abgetretenen Herzogtümer zu teilen. Daraufhin kam am 14. August der Gasteiner Vertrag zustande, durch den

Oesterreich die Verwaltung Holsteins, Preußen diejenige Schleswigs erhielt, während außerdem Preußen gegen eine Entschädigung von $7^1/_2$ Millionen Mark Lauenburg erwarb. Es bedurfte keines großen Scharfblickes, um zu erkennen, daß Oesterreich mit einem Landstrich, der so weit von seiner Monarchie entfernt war, nichts anfangen könne und daß es daher in absehbarer Zeit seine Ansprüche auf Holstein an Preußen verkaufen werde, und so wurde der Gasteiner Vertrag, der Bismarcks Erhebung in den Grafenstand zur Folge hatte, auch überall, namentlich aber in den Herzogtümern, aufgefaßt. Es kam eigentlich nur noch darauf an, Napoleon, dessen Leibblatt schon auf die Gefahren einer Störung des europäischen Gleichgewichts aufmerksam machte, zu beschwichtigen, und Bismarck wurde daher zur rechten Zeit leidend, so daß ihm die Aerzte zur Erholung einen Aufenthalt in dem Pyrenäenbade Biarritz dringend empfahlen. Merkwürdiger Weise befand sich aber Napoleon bereits ebenfalls zur Kur dort; es ergab sich von selbst, daß beide mehrfach miteinander ins Gespräch kamen und daß dieses sich weniger um das Wetter und um den Kur-Erfolg, als um politische Dinge drehte. Schließlich war der französische Kaiser Feuer und Flamme für die preußischen Pläne, und Bismarck trat jetzt mit seinen Wünschen an Oesterreich heran. Aber dieses hatte inzwischen schon wieder eine Schwenkung in seiner Politik vollzogen: es erklärte sich mit der Ueberlassung Holsteins zwar einverstanden, verlangte aber kein Geld dafür, sondern eine Gebietsabtretung in Schlesien. Daß Preußen darauf nicht eingehen würde, war klar und der Ausbruch des Krieges daher nur noch eine Frage der Zeit. Oesterreich war sich dessen auch wohl bewußt, denn während bis dahin zwischen der unter Gablenz stehenden österreichischen Verwaltung in Holstein und der preußischen in Schleswig unter dem General Edwin von Manteuffel das vollständigste Einvernehmen geherrscht hatte, gestattete man nun auf einmal wieder in Holstein die Agitationen des Augustenburgers, die infolgedessen bald einen bedeutenden Umfang annahmen. Auf die preußischen Vorstellungen, daß man Oesterreich nicht mehr als einen verbündeten Staat betrachten könne, wenn es in seinem Verwaltungsbezirke solche Wühlereien gegen seinen Bundesgenossen gestatte, gab man die hochfahrende Antwort (7. Februar 1866), daß Holstein unter österreichischer Verwaltung stehe und man sich von keiner anderen Macht Vorschriften darüber machen lasse, was man dort zu thun habe.



General von Manteuffel.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1866.

Um nicht vereinzelt zu stehen, schloß Bismarck am 8. April 1866 mit Italien ein Bündnis, der dieses verpflichtete, falls zwischen Preußen und Oesterreich innerhalb drei Monaten ein Krieg ausbrechen würde, letzterem ebenfalls den Krieg zu erklären. Dieses Bündnis fand jenseits der Alpen begeisterte Aufnahme, denn als Preis lockte Venetien —

das Land, nach dessen Besitz sich ganz Italien sehnte, und um dessen Besitz schon so vieles Blut vergossen worden war. Jetzt suchte Napoleon den Frieden zu vermitteln, aber Oesterreich schlug begreiflicher Weise sein Anerbieten aus, denn es sollte auf Venetien zu Gunsten Italiens freiwillig verzichten, während Preußen nicht nur Schleswig-Holstein, sondern auch das Königreich Sachsen und einige Kleinstaaten bekommen sollte. Dagegen stellte Oesterreich bei dem deutschen Bunde den Antrag, daß dieser über das Schicksal der Herzogtümer entscheiden möge. Hiergegen erhob Preußen, weil der Gasteiner Vertrag dadurch verletzt wurde, Widerspruch, und als sogar Oesterreichs Antrag, der Bund solle gegen Preußen mobil machen, Annahme fand, erklärte Preußen den deutschen Bundesvertrag für erloschen. Die großen süddeutschen Staaten, sowie Sachsen, Hannover, Hessen und Nassau standen jetzt gerüstet auf Oesterreichs Seite; für Preußen entschieden sich nur, zum Teil sogar erst nach längerem Zögern, die beiden Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, und die mitteldeutschen Fürstentümer nebst Hamburg, Lübeck und Bremen. Noch machte Preußen einen letzten Versuch (15. Juni); es gewährleistete Sachsen, Hannover und Kurhessen seinen vollen Territorialbesitz, wenn sie abrüsten und sich neutral verhalten wollten, aber auch dieser durchaus annehmbare Vorschlag wurde zurückgewiesen, und das Waffenglück mußte daher entscheiden.



Feldzeugmeister von Benedek.
Nach einer Lithographie von Kaiser.

Am folgenden Tage bereits (16. Juni) rückten gleichzeitig preußische Truppen in Sachsen, Hannover und Kurhessen ein; am nächsten Tage erfolgte die österreichische Kriegserklärung, einen Tag später die preußische. Preußen sandte 255000 Mann in drei Armeen, die von dem Prinzen Friedrich Karl, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dem General Herwarth von Bittenfeld geführt wurden, gegen Oesterreich, das 247000 Mann eigene und 17000 sächsische Truppen zur Verfügung hatte. Ferner hatte Preußen eine Armee von 45000 Mann, deren Oberbefehl später Vogel von Falckenstein übernahm, gegen den deutschen Bund aufgestellt, der über 36000 Mann in Norddeutschland und 100000 Mann in Süddeutschland verfügte. Die Fürsten und Regierungen von Hannover, Hessen und Sachsen verließen auf die erste Nachricht von dem Anrücken der Preußen ihre Residenzen, und in wenigen Tagen befanden sich diese Länder völlig in Preußens Hand. Selbst in Sachsen, wo man sicher auf österreichische Hilfe gerechnet hatte, trafen die vorrückenden Preußen auf keinen Widerstand, sondern erst auf Böhmens Boden sollte es zum Blutvergießen kommen. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl siegte bei Hühnerwasser (26. Juni), Podol (27. Juni), Münchengrätz (28. Juni) und Gitschin (29. Juni) über das von Clam-Gallas befehligte sächsisch-österreichische I. Armeekorps. General Steinmetz von der Armee des Kronprinzen siegte bei Nachod (27. Juni) und Skalitz (28. Juni); die Garde unter von Bonin mußte bei Trautenau (27. Juni) den Rückzug antreten, schlug aber am folgenden Tage Gablenz bei Soor. Diese drei Tage hatten den Oesterreichern 30000 Mann und 16 Geschütze gekostet und das Vertrauen der Armee so gewaltig erschüttert, daß der österreichische Feldzeugmeister Benedek, einsehend, daß die Vereinigung der beiden preußischen Armeen nicht mehr zu verhindern sei, an den Kaiser telegraphierte: „Bitte Eure Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen; Katastrophe für Armee unvermeidlich.“ In Wien war man aber anderer Ansicht;

man wollte erst den Ausgang einer Hauptschlacht abwarten und beschied drei der geschlagenen Generale, darunter Clam-Gallas, vor ein Kriegsgericht. Benedek bezog nun mit den 223000 ihm zur Verfügung stehenden Soldaten — einer Armee, wie sie bis dahin noch nie ein Staat auf einem Schlachtfelde vereint gesehen hatte — eine überaus feste Stellung nördlich von Königgrätz zwischen Bistritz und Elbe und erwartete den Feind. Hätten die Preußen nicht befürchtet, daß Benedek sich zurückziehen könnte, so würden sie gern noch einen Tag mit dem Angriff gewartet haben, denn die Armee des Kronprinzen konnte frühstens am folgenden Mittag eintreffen, und die Truppen mußten infolge des großen Marsches ziemlich abgespannt sein, wenn sie an den Feind herankamen. Es bedurfte aber des Einsetzens aller Kräfte, da die Feindeszahl unter allen Umständen überlegen und ihre Stellung durch 770 Geschütze gedeckt war. Trotzdem entschied man sich in der Nacht vom 2. zum 3. Juli preußischerseits zum Angriff, und Prinz Friedrich Karl ließ seine Truppen schon um 2 Uhr in der Nacht antreten. Die Versuche, die Stellung des Feindes durch kühnen Ansturm zu erschüttern, mußten bald aufgegeben werden, und so blieb nichts übrig, als im Kugelregen auszuharren und den Feind durch fortgesetzte Angriffe zu beschäftigen, wobei die Kämpfe der 7. Division (General Fransecki) im Swipwalde, die der 8. Division bei Sadowa und die der 5. und 6. Division an der Bistritz furchtbare Opfer erforderten. Endlich — es war für die ermatteten Truppen die höchste Zeit — traf der Kronprinz auf dem Schlachtfelde ein und konnte, da die am rechten Flügel stehenden österreichischen Korps ihre Stellungen eigenmächtig verschoben hatten, in das Herz der österreichischen Stellung eindringen und sich bei Chlum festsetzen. Schon gegen 3 Uhr ließ Benedek, nachdem er vergebens seine bedeutenden Reserven in den Kampf zu ziehen versucht hatte, seine Truppen allmälig abziehen, worauf die Armee des Prinzen Karl den Befehl zum Vorgehen erhielt. Die österreichische Kavallerie und Artillerie hielten jedoch so gut stand, daß man preußischerseits gar nicht merkte, daß der Rückzug der Oesterreicher in völlige Flucht ausgeartet war und daß nur die sächsischen Truppen Ordnung zu halten vermocht hatten. Gegen 6 Uhr abends sagte Moltke zum König Wilhelm, der die Schlacht selbst geleitet hatte: „Eure Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen“, worauf Bismarck hinzufügte: „Die Streitfrage ist also entschieden; jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder zu gewinnen.“



Erzherzog Albrecht von Oesterreich.
Nach einem Stich von A. Dauthage.

Weniger glücklich hatte der Feldzug gegen die Truppen des deutschen Bundes begonnen. Etwa 17200 Hannoveraner standen bei Langensalza, als Vogel von Falckenstein die Nachricht erhielt, daß die Bayern sowie ein anderes Bundes-Armeekorps heranrückten, um sich mit diesem zu vereinen. Um nicht erdrückt zu werden, schickte er

den größeren Teil seiner Macht gegen diese aus und sendete nur den General von Flies mit 9000 Mann gegen die doppelt so starken Hannoveraner. Es kam zum Kampf (27. Juni), bei dem die ermüdeten Preußen unter der Hitze furchtbar zu leiden hatten. Zwar schossen sie besser, so daß der Verlust auf hannöverscher Seite doppelt so groß war, aber schließlich mußten sie mit Zurücklassung von 900 Gefangenen den Rückzug antreten. Inzwischen hatte man sich aber preußischerseits überzeugt, daß die Bayern noch nicht heran waren; Falckenstein zog von allen Seiten schleunigst seine Truppen zusammen, und am Abend des folgenden Tages waren die Hannoveraner bereits von 40000 Preußen umgeben, so daß sie sich zur Kapitulation gezwungen sahen. Nun konnte man gegen die Süddeutschen vorgehen und dank der Taktik Falckensteins, der Energie Manteuffels und der Genialität von Goebens, gelang es den Preußen, über die doppelt so starken Gegner einen Sieg nach dem anderen zu erfechten. Mit Hilfe des inzwischen heranrückenden Großherzogs von Mecklenburg wurden nicht nur die Bayern, Württemberger und Badenser auf unterfränkischem und hessischem Boden fortwährend geschlagen, sondern es gelang auch, das ganze Gebiet nördlich des Mains, einschließlich Frankfurts, zu besetzen.

Am schlimmsten hatte sich der Feldzug für Italien gestaltet. Obschon Lamarmora 140000 Mann unter sich hatte, d. h. doppelt so viel als ihm die Oesterreicher unter dem Erzherzog Albrecht entgegenstellen konnten, wurde er von diesem am 24. Juni bei Custozza vollständig geschlagen; ebenso unglücklich erging es der von Persano kommandierten italienischen Flotte am 20. Juli bei Lissa, wo sie trotz ihres numerischen Uebergewichtes von Tegetthoff gründlich zusammengeschossen wurde. Trotzdem war es Italien, das zuerst befriedigt wurde und Venetien erhielt.

Die Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich begannen am 22. Juli in Nikolsburg, wurden aber erst am 23. August in Prag zu Ende geführt, worauf bald der Friede mit Sachsen und den süddeutschen Staaten erfolgte. Oesterreich überließ an Preußen seine Rechte auf Schleswig-Holstein, zahlte eine Kriegsentschädigung von 60 Millionen Mark und trat aus dem deutschen Bunde aus. Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt wurden Preußen einverleibt, und dieses konnte seine Grenzen gegen Bayern und Hessen abrunden; die süddeutschen Staaten zahlten angemessene Kriegsentschädigungen. Das wichtigste aber war, daß die Staaten nördlich der Mainlinie sich zum Norddeutschen Bunde vereinten, und daß die süddeutschen Regierungen Schutz- und Trutzbündnisse mit Norddeutschland abschlossen.

Die Luxemburger Frage und die spanische Thronkandidatur.

Gleichzeitig mit Oesterreich traten Luxemburg und das kleine Fürstentum Liechtenstein aus dem deutschen Bunde aus. Wie wir wissen, war Luxemburg durch Personalunion mit den Niederlanden verbunden, und Napoleon, dessen rechte Hand damals Rouher (der sogenannte Vicekaiser) war, leitete sofort nach dem Prager Frieden Verhandlungen ein, dasselbe vom König Wilhelm III. der Niederlande zu kaufen. Dieser war auch nicht abgeneigt, und schon sollte der Handel perfekt werden, als Bismarck Einspruch erhob. Aus der Zeit des alten Bundes stand nämlich Preußen das Recht zu, „im Interesse der vereinigten Verteidigung Preußens und Luxemburgs“ in der Festung Luxemburg eine Besatzung zu unterhalten, und dieses Recht war durch den Nichtanschluß Luxemburgs an den Norddeutschen Bund nicht aufgehoben. Preußen schlug daher zur Lösung der Frage eine Konferenz der Großmächte in London vor, und Napoleon konnte diesem Antrage nicht widersprechen. Die Großmächte nahmen am 11. Mai 1867 Luxemburg unter ihren Schutz, verhinderten den Verkauf und erklärten es als neutrales Gebiet; Preußen verpflichtete sich, seine Truppen zurückzuziehen, wogegen die Werke der Festung geschleift wurden. Dieser Ausgang der Sache war für Napoleon eine fast noch größere Demütigung, als der Prager Friede, wo man ihn trotz aller seiner Bemühungen um den erhofften



Königin Isabella von Spanien.
Nach dem Stich von Bertants. Paris.

Maklerlohn, der in einem kleinen Stückchen linksrheinischen Deutschlands bestehen sollte, gebracht hatte. Seine Wut gegen Deutschland konnte er einstweilen noch nicht auslassen, doch beauftragte er den Marschall Niel mit der Ausarbeitung einer Heeresreform nach preußischem Muster, wozu 1868 die Kammern eine Anleihe von 429 Millionen Francs und außerdem die Bewaffnung der Armee mit dem neuerfundenen Chassepot-Gewehr bewilligten. Gegen Italien ging er aber direkt vor, und zwar boten ihm die Streitigkeiten im Kirchenstaat die erwünschte Handhabe. Garibaldi hatte sich gegen die weltliche Macht des Papstes erhoben, wogegen sich zum Schutze derselben eine fast nur aus Franzosen bestehende „Legion von Antibes" bildete. Als es zwischen beiden zum Kampfe kam, mischte sich Napoleon ein, veranlaßte den Papst, gegen das Einrücken der italienischen Truppen Widerspruch zu erheben und schickte selbst französische Truppen, die sich in Civita Vecchia festsetzten und dort bis zum Tage von Sedan verblieben. —

Wir hatten Spanien verlassen, als es, seiner Kolonien beraubt und durch Bürgerkriege erschüttert, mit französischer Waffenhilfe wieder von Ferdinand VII. regiert wurde. Dieser hob 1830 das Salische Gesetz durch die pragmatische Sanktion auf und nach seinem Tode (1833) bestieg daher seine unmündige Tochter Isabella II. unter der Vormundschaft ihrer Mutter Maria Christine den Thron. Gegen diese Erbfolge, als dem Salischen Gesetze widersprechend, erhob der Bruder des Königs Ferdinand VII., Don Carlos, Widerspruch und ließ sich in den baskischen Provinzen als rechtmäßiger König (Karl V.) ausrufen. Er fand außerdem bei der mächtigen „apostolischen" (klerikalen) Partei Unterstützung, und so entbrannte der erste Carlistenkrieg, der von 1833—1840 dauerte. Christine mußte sich notwendigerweise auf die liberale Partei stützen und gewährte daher 1834 eine konstitutionelle Verfassung, doch wurde diese 1836 infolge eines Militäraufstandes durch die noch freiere Konstitution, welche 1812 die Cortes erlassen hatten, ersetzt. Es würde der Königin und der Regentin wahrscheinlich schlimm ergangen sein, wenn sie in Espartero nicht einen vorzüglichen Heerführer gefunden hätten. Dieser rettete 1836 Madrid, und nach mehrfachen Siegen konnte er 1839 mit dem carlistischen General Maroto einen Vertrag schließen, der den Bürgerkrieg zum Erlöschen brachte; Don Carlos mußte über die Grenze fliehen und 1840 trat der letzte Carlistenchef, Cabrera, auf französisches Gebiet über. Espartero war mit Ehren geradezu überhäuft worden, aber der Thron stand darum nicht wesentlich fester, denn die liberale Partei hatte sich inzwischen ebenfalls gespalten, und zwar in Progressisten (Fortschrittler) und Moderados (Gemäßigte). Espartero, der sich den ersteren angeschlossen hatte, glaubte der Regentin Christine ihren Rücktritt anempfehlen zu müssen und übernahm 1841 selbst die Regentschaft, worauf ihm die Cortes die Vormundschaft für Isabella übertrugen. Er bekleidete sein Amt mit Energie und Klugheit, doch wurde er durch den christinisch-gesinnten General Narvaëz,



General Prim.
Nach einer Photographie.

der zugleich das Interesse der Orléans vertrat, gestürzt und aller seiner Ehren beraubt. Nun wurde Isabella, damals 13 Jahre alt, mündig erklärt und Narvaëz übernahm die Leitung der Staatsgeschäfte. Viel Gutes ist von ihrer Regierung nicht zu berichten; sie vermählte sich 1846 mit ihrem Vetter Franz d'Assisi, trennte sich jedoch 1870 wieder von ihm. Ihre Umgebung, namentlich der Hofintendant Marfori, der Beichtvater Claret und die Nonne Patrocinio verstanden, sie vollständig zu beeinflussen und das Land kam nicht zur Ruhe. Da sie sich immer mehr zu reaktionären Maßnahmen drängen ließ, so brach 1868 in Cadiz unter Leitung des Admirals Topete ein Aufstand aus, der schnell um sich griff. Der ehemalige Generalkapitän und Minister des Aeußeren, Serrano, der kurz vorher nach den Canarischen Inseln verbannt worden war, kehrte zurück und schlug die treugebliebenen Truppen an der Brücke von Alcolea, worauf Isabella nach Frankreich flüchtete und Serrano eine provisorische Regierung bildete. Die Demokraten unter Führung von Castelar forderten die Proklamierung der Republik, aber die Cortes sahen wohl ein, daß bei der Eifersucht der vielen Generale unter einander, das Land von einer Militärrevolution in die andere geworfen werden würde und sie entschlossen sich daher zur Beibehaltung der Monarchie. Serrano wurde einstweilen zum Regenten, der Kriegsminister Prim zum Ministerpräsidenten gewählt, und darauf begab man sich auf die Suche nach einem geeigneten Fürsten.

Nach einigem Hin- und Hertasten glaubte man in der Person des Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen die passendste Persönlichkeit gefunden zu haben. Er war mit der Prinzessin Antonie von Portugal vermählt, sein Bruder war der König von Rumänien, der sein Land auf eine hohe Kulturstufe gebracht hatte. Er war weitläufig mit dem Könige von Preußen und ebenso mit Napoleon verwandt; er war katholisch, eine hübsche männliche Erscheinung und schien alles in sich zu vereinen, um Spanien geordneten Verhältnissen zu-



Staatsminister Eugène Rouher.
Nach dem Kupferstich von Weger.

zuführen. Als er König Wilhelm, als dem Familienoberhaupte, von der ihm zugedachten Ehre Mitteilung machte, glaubte ihn dieser darauf hinweisen zu müssen, daß er in Spanien gerade nicht auf Rosen gebettet sein würde, und Prinz Leopold schlug deswegen auch zunächst den Thron aus. Da er jedoch von neuem bestürmt wurde, so gab er seine Weigerung auf und erklärte seine Einwilligung. Kaum waren diese Verhandlungen in Paris bekannt geworden, als sich der Franzosen eine außergewöhnliche Wut bemächtigte, und die Zeitungen es als eine unerhörte Beleidigung Frankreichs hinstellten, daß ein „Hohenzoller" den spanischen Thron besteigen wolle. Prinz Leopold leistete, um dem Geschrei ein kurzes Ende zu machen, auf die spanische Krone Verzicht. Aber die Kriegsstimmung, durch den Herzog von Gramont, Minister des Aeußeren, und den Kriegsminister Leboeuf geschürt, war nun einmal angefacht, und der damals schon kränkelnde Kaiser mußte ebenso wie sein erster Minister Ollivier dem Drängen der Kriegspartei nachgeben. Man verlangte, daß König Wilhelm schriftlich erklären sollte, er habe nicht geglaubt, daß die Thronkandidatur des Prinzen der Würde und den Interessen der französischen Nation zuwider sei, und er übernehme die Bürgschaft, daß diese Kandidatur nicht von neuem auftreten werde. Mit der Mission, dieses Schriftstück zu erlangen, wurde der französische Botschafter in Berlin, Benedetti (1869 in den Grafenstand erhoben) beauftragt und begab sich deshalb nach Ems, wo damals König Wilhelm eine Badekur gebrauchte. Es ist bekannt, daß er von letzterem mit den an den Flügeladjutanten gerichteten Worten: „Sagen Sie diesem Herrn, daß ich ihm nichts weiter mitzuteilen habe", unterbrochen, und als er sich trotzdem nochmals zur Audienz meldete, nicht vorgelassen wurde. Am 19. Juli erfolgte die französische Kriegserklärung, nachdem schon vier Tage vorher die Reserven einberufen waren.



General Bazaine.
Nach einer Photographie.

Die Jämmerlichkeit und Zerfahrenheit der französischen Verwaltung stellte sich schon in den ersten Tagen heraus. Der französische Kriegsplan, in das preußische Rheinland einzubrechen und durch schnellen Einmarsch Nord- und Süddeutschland von einander zu trennen, konnte überhaupt nicht zur Ausführung gelangen, sondern beschränkte sich auf einen unbedeutenden Vorstoß gegen Saarbrücken. Die unsichere Heeresleitung und die schlechte Mannszucht brachten der französischen Armee eine Niederlage nach der anderen, während die persönliche Tapferkeit der Soldaten alle Anerkennung verdient, und die preußischen Verluste in vielen Schlachten die französischen wesentlich überstiegen, wobei allerdings die Ueberlegenheit des Chassepotgewehrs über das Zündnadelgewehr stark in Betracht kommt. Der Monat August brachte die gewaltigen und blutigen Schlachten bei Weißenburg (4. August), Wörth und Spichern (6.), Colombey (14.), Mars-la-Tour (16.), Gravelotte (18.), Beaumont (30.), die sämtlich zu Ungunsten der Franzosen endeten, aber den Deutschen unendliche Opfer

kosteten. Vorteilhafter begann der September, denn er zwang 83000 Franzosen, sich nebst dem Kaiser Napoleon bei Sedan als Kriegsgefangene zu ergeben, und am 28. kapitulierte Straßburg. Der 29. Oktober brachte die Uebergabe von Metz, die 173000 Mann unter Bazaine in deutsche Gefangenschaft führte. — Inzwischen hatte das Kaiserreich geendet. Napoleon war abgesetzt, Eugenie hatte mit dem kaiserlichen Prinzen nach England flüchten müssen. General Trochu ergriff als Gouverneur von Paris die oberste Gewalt und Gambetta organisierte in den französischen Provinzen neue Armeekorps und Banden von Franctireurs, während die Deutschen sich zur Belagerung von Paris anschickten. Es kostete den Deutschen noch manchen Tropfen Blut, bis die neuerstandenen französischen Armeen niedergeschlagen waren. Gegen die bedeutendste derselben, die Loirearmee, operirte zunächst der tapfere bayerische General v. d. Tann, der bei Artenay siegte, sich aber bei Coulmiers vor der Uebermacht zurückziehen mußte; ihm konnte zum Glück Prinz Friedrich Karl zu Hilfe eilen. Orléans wurde wieder besetzt, die Franzosen in siebentägigen Kämpfen, die mit dem Sturme von Le Mans (12. Januar) ihren Abschluß fanden, völlig geschlagen. Die französische Armee, die sich bei Amiens sammelte, wurde von Manteuffel an der Hallue (24. Dezember) und bei Bapaume (5. Januar), durch General von Goeben bei St. Quentin (19. Januar) in die Flucht getrieben. In der Umgegend von Belfort kam es zu den Gefechten an der Lisaine, in denen General von Werder die Franzosen unter Bourbaki zum Rückzug zwang; nachdem auch noch Manteuffel herangerückt war, blieb letzterem nichts übrig, als auf schweizer Gebiet überzutreten und sich dort entwaffnen zu lassen. Mit der Kapitulation von Paris (28. Januar) erreichten die Feindseligkeiten ihr Ende und Jules Favre schloß namens der Franzosen einen Waffenstillstand ab. Die Nationalversammlung trat in Bordeaux zusammen, ernannte Thiers zum Chef der Exekutive und dieser schloß, unterstützt von Favre, Picard und einer Kommission von 15 Mitgliedern der Nationalversammlung den Präliminarfrieden von Versailles (28. Februar), der jedoch erst durch den Frankfurter Frieden am 10. Mai endgiltig bestätigt



General von Werder.
Nach einer Photographie gestochen von Weger.



A. Thiers.
Nach einer Photographie von Weger.



Bismarck und Jules Favre
während der Verhandlung im Hause der Frau Jessé in Versailles.
Nach einer Zeichnung von A. von Werner.

wurde. Frankreich verstand sich, nachdem 80 000 seiner Landeskinder die frevelhafte Herausforderung zum Kriege mit ihrem Leben hatten bezahlen müssen (die deutschen Truppen zählten 40 000 Tote), zur Abtretung von Elsaß-Lothringen mit Straßburg und Metz (das ursprünglich deutscherseits geforderte Belfort blieb ihnen erhalten) und zur Zahlung von 5 Milliarden Francs Kriegsentschädigung. Außerdem sollte bis zur völligen Abtragung der Kriegsschuld eine deutsche Occupationsarmee in Frankreich verbleiben; doch erfolgte die Zahlung so schnell, daß schon im September 1873 die letzten deutschen Truppen den welschen Boden verlassen konnten.

Das neue Deutsche Reich.

Was für Deutschland aber wichtiger als dieser Ländererwerb war, das war, daß sich die deutschen Staaten wieder eng zusammenschlossen und ein neues deutsches Kaiserreich begründeten. Das alte war, wie die Thronrede bei der Eröffnung des ersten Reichstages des norddeutschen Bundes (24. Februar 1867) mit Recht gesagt hatte, „nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht" gesunken; das neue entstand infolge der französischen Herausforderung. Kaum war die Mobilisierungs-Ordre für die norddeutsche Bundesarme erlassen, als auch Bayern, Württemberg und Baden ihre Heere in Kriegsbereitschaft setzten und sich den norddeutschen Brüdern anschlossen. Schon am Tage der Katastrophe von Sedan regte Baden einen noch engeren Anschluß der süddeutschen Staaten an den norddeutschen Bund an, und schnell stimmte ihm Bayern zu. Erst in München, dann in Versailles fanden Besprechungen statt, die unter Gewährung gewisser Reservatrechte, die sich namentlich auf das Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen bezogen, das Entstehen eines neuen deutschen Bundes ermöglichten. Nach Erledigung dieser Formalitäten forderte König Ludwig II. von Bayern am 4. Dezember die deutschen Fürsten und die freien Städte auf, zuzustimmen, daß König Wilhelm von Preußen gleichzeitig mit dem Präsidium des neugeschaffenen deutschen Bundes den Titel „Deutscher Kaiser" erhalte. Der norddeutsche Reichstag nahm die Verträge sofort an und entsandte auch seinerseits eine Deputation von 21 Mitgliedern nach Versailles, um König Wilhelm um die Annahme der deutschen Kaiserwürde zu bitten. Auch die badische, die hessische und die württembergische Kammer erteilten noch im Dezember ihre Zustimmung zu den Verträgen mit Norddeutschland, nur die bayerische Kammer konnte sich erst nach zehntägiger heftiger Redeschlacht am 21. Januar zur Genehmigung der Verträge entschließen. Thatsächlich war aber schon am 1. Januar 1871 die Gründung des deutschen Reiches amtlich verkündet worden, und die Proklamierung des preußischen Königs zum deutschen Kaiser in Versailles hatte am 18. Januar stattgefunden.

Für den Geschichtsschreiber bildet dieses Ereignis einstweilen den Abschluß einer der bedeutsamsten Bewegungen im Völkerleben, die auf den Zusammenschluß der durch Sprache und Abstammung zusammengehörigen Stämme gerichtet war. Hatten die vorgehenden Jahrhunderte die Losreißung kleiner Landteilchen und die Vermehrung selbständiger Fürstenhöfe begünstigt, so fand im 19. Jahrhundert das Gegenteil statt, und wir sahen einen Staat nach dem anderen zur Vereinigung der nur durch Grenzpfähle und Zollschranken getrennten Stammesbrüder schreiten. Thatsächlich ist diese Bewegung noch keineswegs erloschen, wenn sie auch seit 1870 ihren Ausdruck nicht wieder in Ereignissen gefunden hat, die für alle Zeiten mit blutrotem Stift im Buche der Geschichte zu verzeichnen sind. Der Diplomatie wird es vielleicht noch eine Zeit lang gelingen, diese instinktiven Gefühlsregungen der Völkerstämme zu unterdrücken, aber auf die Dauer wird es ihr nicht möglich sein, denn wir finden sie in Republiken genau so stark als in monarchisch regierten Staaten Die Symptome derselben machen sich ebenso bemerkbar in dem brüsken Auftreten der Tschechen gegen die Deutsch-Böhmen, wie in den Streitigkeiten zwischen Flamländern und Wallonen in Belgien und in den Kämpfen zwischen Französlingen und Deutschen in Luxemburg; wir bemerken sie ebenso in der antisemitischen Bewegung Deutschlands, wie in der antichinesischen der Vereinigten Staaten. Wir sehen sie in dem Schwanken der russischen Diplomatie, die bald mit Deutschland, bald mit Frankreich liebäugelt und doch nur ihre eigenen nationalen Interessen verfolgt, und wir finden sie in dem Verhalten unserer Gegner von 1866 und 1870, nachdem wir mit ihnen Frieden geschlossen haben. Beide haben wir besiegt und wie verschieden hat sich doch unser Verhältnis zu ihnen gestaltet! Fünf Jahre genügten, um den Groll aus dem uns stammverwandten Oesterreich verschwinden zu lassen; bei dem Siegeseinzuge der deutschen Truppen in Berlin 1871 war Gablenz als Vertreter seines ritterlichen Monarchen zugegen, und seit 1879 sind wir mit ihm durch ein Schutz- und Trutzbündnis vereint. — Mehr als ein Vierteljahrhundert ist seit dem Frankfurter Frieden vergangen; meist ruhen die Leute, die damals mit den Waffen sich gegenüberstanden, schon friedlich im Grabe, und doch hat der Haß der französischen Nation nicht im Geringsten abgenommen. Auch eine andere Lehre können wir ziehen, und zwar in Bezug auf Italien. Ein Wutschrei erfüllte das ganze italienische Volk, als es 1860 Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte; Preußen gewann ihm 1866 Venetien, der Tag von Sedan machte der weltlichen Herrschaft des Papstes und der französischen Besatzung im Kirchenstaat ein Ende, und doch erschien bald darauf Garibaldi in Frankreich und übernahm den Befehl über das gegen Deutschland organisierte französische „Vogesenheer“; — es waren die Blutbande der romanischen Rasse, die sich mächtiger erwiesen, als alle diplomatischen Kunststücke.



Ignaz Döllinger.

Nach der Lithographie von G. Engelbach.

So war das neue deutsche Reich entstanden, stark genug, um den äußeren Feinden die Lust zum Kampfe zu verleiden; um so heftiger entbrannte aber der Streit in seinem Innern. Papst Pius IX., den man dereinst für einen Verfechter liberaler Ideen gehalten, hatte sich seit 1854 mehr und mehr den Jesuiten zugewendet und 1864 zwei Aktenstücke, die Encyklika und den Syllabus veröffentlicht, die alle moderne



Windthorst.
Nach einer Photographie.

Anschauungen über Religion und bürgerliche Gesellschaft als Irrlehren bezeichnen und verdammen. Er ließ ihnen am 18. Juli 1870 (einen Tag vor Frankreichs Kriegserklärung an Deutschland) trotz des Widerspruches der deutschen Bischöfe das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen (Infallibilität) folgen, welches eine Zeit lang zu einem vollständigen Riß in der katholischen Kirche zu führen drohte. Die Bischöfe gaben bald ihren Widerspruch auf; als aber der Erzbischof von München den Professor der Theologie von Döllinger zur Unterwerfung unter die neue Lehre aufforderte, begründete dieser schriftlich seinen Widerspruch und gab dadurch den Anstoß zur Entstehung des Altkatholicismus. Da die Regierung diejenigen Geistlichen, die sich nicht dem neuen Dogma unterwarfen, schützte, so entstand im Reichstage eine meist aus bayerischen Abgeordneten bestehende klerikale Partei, die die Anordnungen der Regierung auf das schärfste bekämpfte, so daß sich diese schon 1871 genötigt sah, den sogenannten „Kanzelparagraphen“ einzubringen, der alle Geistlichen, die ihre Amtsthätigkeit zur Erörterung politischer Angelegenheiten in friedenstörender Weise mißbrauchen würden, mit zweijähriger Gefängnisstrafe bedrohte. Das fruchtete wenig; das Gebahren der ultramontanen Partei, die unter Führung von Mallinckrodt und Reichensperger stand, wurde der Regierung um so gefährlicher, da sich auch andere unzufriedene Elemente, namentlich Welfen und Polen, ihr zugesellten und die Führung der Partei bald völlig in die Hände des ehemaligen hannoverschen Justizministers und Kron-Oberanwalts Windthorst überging. Dieser war durchaus nicht ultramontan und hatte sich 1869 sogar direkt gegen das Unfehlbarkeitsdogma ausgesprochen, aber er war ein verbissener Welfe und enragierter Preußenhasser und trat deswegen dem Centrum bei, dem er wegen seiner Schlagfertigkeit und Gewandtheit ein willkommener Bundesgenosse war. Dieser Kampf zwischen Staat und Kirche, den Virchow mit dem geflügelten Wort „Kulturkampf“ bezeichnete, nahm einen immer schärfer werdenden Charakter an, als der Geheime Oberjustizrat Falk im Jahre 1872 das preußische Kultusministerium übernahm. Von ihm ging das Ausweisungsgesetz gegen die Jesuiten und das Schulaufsichtsgesetz aus, durch das die Volksschulen dem Einfluß der Kirche entzogen und durch Kreisschulinspektoren beaufsichtigt wurden. Dann folgten die sogenannten Maigesetze, die eine bestimmte akademische Vorbildung der Geistlichen und die Anzeigepflicht bei deren Ernennung verlangten, die unbefugte Ausübung von Kirchenämtern aber mit Aufenthaltsbeschränkung, beziehungsweise Landesverweisung bedrohten. Ferner entstand das sogenannte Sperrgesetz, durch welches die Gehälter widerspenstiger Bischöfe beschlagnahmt werden konnten,



Dr. Falk.
Kgl. preußischer Kultusminister.
Nach einer Photographie gestochen von Weger.

außerdem ein Gesetz, das sämtliche katholische Mönchs- und Frauenorden, mit Ausnahme derer die sich der Krankenpflege widmeten, aufhob und schließlich wurde der Kirche die Beurkundung des Personenstandes entzogen und den Standesämtern übertragen und ebenso die Civilehe eingeführt. Erst seit dem Tode des Papstes Pius IX. und der Wahl seines wesentlich gemäßigter denkenden Nachfolgers Leo XIII. (1878) ließen die strengen Maßregeln der Regierung nach und machten einer freundlicheren Stimmung zwischen dem Staat und der katholischen Kirche Platz.



Ferdinand Lassalle.
Nach einer Photographie.

Ein nicht minder lebhafter Kampf, der aber insofern Früchte trug, als er den Staat zur Fürsorge für die ärmere Bevölkerung veranlaßte, wenn sie alt oder gebrechlich geworden ist, wurde von der Socialdemokratie geführt. Schon in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts traten Hardenberg und Fichte der Frage näher, doch kam man um so weniger über Vorschläge hinaus, als dem Staate alle Mittel fehlten. Etwas positiver drückte sich Rodbertus aus, den es in Preußen unter dem Ministerium Auerswald-Hansemann sogar zum Kultusminister gebracht hatte, allerdings nur auf vierzehn Tage; er wollte für jedes Gewerk eine staatliche Lohnregulierung und darf gewissermaßen als Vorfechter des konservativen Socialismus betrachtet werden. Ziemlich zu gleicher Zeit traten dann jene beiden Männer auf, die man gewöhnlich als die Schöpfer der heutigen Socialdemokratie zu bezeichnen pflegt, Lassalle und Marx. Obschon Beide aus israelitischen Familien stammten, unterschieden sie sich doch weit in ihren Anschauungen; der erste war ein begeisterter Anhänger der deutschen Sache, der zweite vertrat den Kosmopolitismus. Lassalle hat einem Leipziger Arbeiterausschuß, der ihn um ein Gutachten über die Arbeiterfrage ersuchte, 1863 empfohlen, das allgemeine Wahlrecht und Produktivassociationen mit Staatshilfe zu fordern und zu diesem Zwecke einen „Allgemeinen deutschen Arbeiterverein“ zu bilden. Dieser trat auch noch in demselben Jahre mit etwa 600 Mitgliedern ins Leben. Marx hingegen, der mit einer Schwester des späteren preußischen Ministers von Westphalen verheiratet war, lebte viel im Auslande, namentlich in Paris und London, und gründete als Gegner Lassalles 1864 an letzterem Orte die „Internationale“, die eigentlich nur in Deutschland schnell Anhänger fand, während weder sein einer Schwiegersohn Aveling in England, noch seine beiden anderen Schwiegersöhne Longuet und Lafarge in Frankreich diesem Gedanken Popularität zu schaffen vermochten, was sich aus dem allenthalben in den Vordergrund tretenden Nationalitäts-Gedanken leicht genug erklären läßt. Marx' Theorie gipfelt in dem Satze, daß der Unternehmerlohn vorenthaltener Arbeitslohn sei, daß der kleine Besitz vom großen, der große vom Staate expropriiert werden würde. Die Lassallianer und Marxianer traten 1875 in Gotha zu einem Kongreß zusammen und einigten sich dort zu einer Partei, der socialdemokratischen, die als ihr Programm „die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Verteilung des Arbeitsertrages“ aufstellte. Dieses Programm wurde 1891 zu Erfurt einer Revision unterzogen, wobei sich jedoch eine Spaltung zwischen den Alten (Partei der Reichstagsabgeordneten, deren befähigtster Führer und Redner un-

streitig der Drechslermeister **Bebel** ist) und den radikaler gesinnten **Jungen** herausstellte. Infolge der Attentate Hödels und Nobilings auf Kaiser Wilhelm wurde 1878 ein Reichsgesetz „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie" erlassen, aber 1890 wieder aufgehoben. Vermochte zwar die socialdemokratische Partei nicht, im Reichstage irgend welche Beeinflussung der schwebenden Fragen auszuüben, so sind doch die Arbeiterschutz-,



Kaiser Friedrich III.
Nach einer Photographie.

die Alters- und Invaliditäts-Versicherung und manche andere Gesetze, deren Bedeutung meist noch sehr verkannt wird, auf ihre Agitation zurückzuführen.

Was die auswärtige Politik Deutschlands betrifft, so muß es als das bedeutsamste Ereignis bezeichnet werden, daß seit 1884 **Kolonialpolitik** in umfangreichem Maße betrieben wurde und daß bedeutende Länderstrecken in Afrika, aber auch zu Australien gehörende Inseln dem deutschen Reiche als „**Schutzgebiete**" einverleibt wurden. Ueber den Besitz der Karolineninseln kam es dabei zu einem Streite mit Spanien; die Frage wurde dem Papste zur schiedsrichterlichen Beurteilung vorgelegt und dieser entschied sich zu Gunsten Spaniens. Ferner verkehrte sich das freundschaftliche Verhältnis zu Rußland, das 1872 in der Drei-Kaiser-Zusammenkunft seinen Gipfel erreicht hatte, seit dem Berliner Kongreß (1878) in

ein recht gespanntes und ließ mehreremale den Ausbruch eines Krieges befürchten. Das bald nach 1870 angebahnte Verhältnis zu Oesterreich wurde dagegen ein um so innigeres, und Italien, das durch die Eröffnung der Gotthardbahn (1882) in nähere Berührung zu Deutschland getreten war, schloß sich 1887 auch politisch an Deutschland und Oesterreich an, so daß ein neuer Dreibund entstand.

Am 9. März 1888 starb 91 Jahre alt, geistig noch frisch und ruhmgekrönt wie selten ein Fürst, der erste deutsche Kaiser. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm, der die Freude und die Hoffnung so vieler Patrioten gewesen, jetzt aber dem Tode infolge eines Kehlkopf-Krebses rettungslos verfallen war, als Friedrich III. auf dem preußischen Königs- und dem deutschen Kaiserthrone. Nur 99 Tage dauerte seine Regierung, dann war der Thron wieder verwaist, und Glockengeläut verkündete die Thronbesteigung Wilhelms II.

Rundschau bis zur Gegenwart.

Am schwierigsten gestalteten sich nach dem deutsch-französischen Kriege die Verhältnisse in Frankreich und Spanien. Während die Verhandlungen über die Wahl des Königs von Preußen zum Kaiser die Gemüter in Deutschland beschäftigte, hatte Spanien in dem Herzog Amadeo von Aosta, dem zweiten Sohne des Königs Victor Emanuel, ein neues Landesoberhaupt gefunden. Dieser regierte streng verfassungstreu und gab sich die denkbarste Mühe, die im Lande sich schroff gegenüberstehenden Parteien zu versöhnen; als er aber erkannte, daß ihm dieses nicht gelingen wollte, zog er es vor, abzudanken (11. Februar 1873). Sofort wurde wieder die Republik erklärt, und Castelar übernahm die Regierung; aber gleichzeitig erhoben sich auch die nördlichen Provinzen zu Gunsten des neuen carlistischen Kronprätendenten Don Carlos, des Enkels des uns von früher bekannten gleichnamigen Prinzen, und ein Bürgerkrieg entbrannte, der erst im Februar 1876 völlig unterdrückt werden konnte. Castelar trat am 2. Januar 1874 infolge von Streitigkeiten mit den Cortes zurück, und diesen Augenblick benutzte Serrano, um sich als „Präsident der Exekutive der Republik" der Zügel der Regierung zu bemächtigen. Aber auch sein Regiment dauerte nicht ganz ein Jahr, denn am 29. Dezember veranlaßte der General Martinez Campos eine Militär-Erhebung zu Gunsten Alfons XII., des Sohnes der einst vertriebenen Isabella. Bald konnte der junge König seinen Einzug in Madrid halten und, da er dem angestammten Herrscherhause angehörte und seine Regierungspflichten mit Eifer erfüllte, vermochte er bald der Unruhen Herr zu werden. Er starb aber schon 1885, und das Land ist unter Marie Christine von Oesterreich, die für ihren unmündigen Sohn Alfons XIII. noch gegenwärtig die Regentschaft führt, von neuem der Schauplatz unaufhörlicher Unruhen, Militärrevolten und anarchistischer Verbrechen geworden. Wie einst unter Ferdinand VII. sind es auch jetzt die wenigen, Spanien noch verbliebenen Kolonien, die die Gelegenheit benutzen, um sich vom Mutterlande loszureißen.

Infolge der Kapitulation von Paris war ein Teil der Forts den deutschen Truppen eingeräumt worden, und die in der Stadt befindliche Armee von 249000 Mann kam in Kriegsgefangenschaft. Zur Aufrechthaltung der Ordnung blieben 12000 Mann Linientruppen sowie die Nationalgarden in der Stadt, und die Regierung verlegte ihren Sitz nach Versailles. Dieser Augenblick schien den Nationalgarden, die sich meist aus Arbeitern zusammensetzten, geeignet, sich gegen die von Thiers geleitete Regierung zu erheben und ihr eine förmliche Gegenregierung gegenüberzustellen. Sie bemächtigten sich vieler Kanonen und verwandelten den nördlichen Teil der Stadt in wahre Festungen. Vergeblich versuchte General Vinoy, den Aufstand zu dämpfen; er mußte sich mit den Linientruppen zurückziehen, während die Generale Lecomte und Thomas in die Hände des Pöbels fielen und von ihm grausam ermordet wurden. Nun wurden Wahlen für den Gemeinderat (Commune) ausgeschrieben, die zu Gunsten der Socialisten ausfielen, und Blanqui, Felix Pyat und Cluseret übten ein wahres Schreckens-Regiment aus. Die Pariser versuchten



Gambetta.
Nach einer Photographie.

sogar, nach Versailles zu ziehen und die Nationalversammlung zu sprengen, doch organisierte **Mac Mahon** schleunigst aus den aus Deutschland zurückkehrenden Kriegsgefangenen eine neue Armee und schlug die Aufständischen zurück. Im Mai waren endlich die Regierungstruppen stark genug, um einen Sturm auf die rebellische Hauptstadt unternehmen zu können. In der Nacht des 21. Mai drangen sie in Paris ein, und es entspann sich ein hartnäckiger Straßenkampf, der erst im Mai sein Ende fand. Währenddessen hatte der Gemeinderat das Haus von Thiers und die Vendômesäule zerstören, alle öffentlichen Gebäude in Brand stecken und eine Anzahl gefangener Bürger, darunter den Erzbischof **Darboy**, erschießen lassen. — Nachdem hier Ruhe gestiftet war und viele Communards, zu denen auch **Henri Rochefort** gehörte, nach Neucaledonien oder Algier verbannt worden waren, hob die Nationalversammlung die Verbannungsgesetze gegen die Bourbons und Orléans auf, und selbst Graf **Chambord**, der sich König Heinrich V. nannte, kehrte zeitweise nach Paris zurück. Die Agitation der monarchischen Parteien, zu denen sich auch noch die Anhänger der Napoleoniden gesellten, wurde jedoch eine so lebhafte, daß Thiers, der auf drei Jahre zum Präsidenten gewählt war, dagegen einschreiten zu müssen glaubte. Hierüber erbost, beantragten die Monarchisten gegen ihn ein Mißtrauensvotum, und als dieses von der Nationalversammlung, wenn auch mit sehr geringer Majorität (360 gegen 344 Stimmen) angenommen wurde, trat Thiers zurück. Noch in derselben Nacht (24. Mai 1873) wurde Mac Mahon zum Präsidenten gewählt, und dieser bildete aus Anhängern der drei monarchischen Richtungen ein Ministerium, an dessen Spitze der Herzog von **Broglie** trat. Graf Chambord hatte jetzt die größten Aussichten, als König den Thron Frankreichs zu besteigen, doch scheiterten die Versuche an den Eifersüchteleien der verschiedenen Parteien untereinander. Um wenigstens einige Stabilität in die Verhältnisse zu bringen, entschloß man



Mac Mahon.
Nach einem Stich von A. Weger.



Jules Ferry.
Nach einer Photographie.

sich deshalb, die Dauer des Präsidentschaftsamtes von drei auf sieben Jahre zu erhöhen. Dieses sogenannte Septennat befestigte aber nur die persönliche Stellung des Präsidenten, die Regierung als solche gewann dadurch keinen festeren Halt. An Stelle der Legitimisten gewannen die Bonapartisten Oberwasser, und die Neuwahlen von 1876 brachten die ganze monarchistische Mehrheit zu Falle. Jetzt begann eine Zeit fortwährender Kämpfe zwischen der republikanischen Opposition und dem von den Monarchisten allein noch gehaltenen Staatsoberhaupte; aus den geringfügigsten Ursachen wurde ein Ministerium nach dem anderen gestürzt, wobei sich der ziemlich konservativ gewordene Jules Simon und der republikanische Gambetta besonders hervorthaten. Endlich wurde die Lage so schwierig, daß Mac Mahon die von der republikanischen Mehrheit geforderte Absetzung bonapartistischer Generale benutzte, um zurückzutreten (30. Januar 1879).

Nunmehr kam Jules Grévy auf den Präsidentenstuhl und hatte gleich zu Anfang seines Regiments die Freude, eine Partei weniger gegen sich zu haben, als seine Vorgänger; Prinz Louis Napoleon (Lulu), die Hoffnung der bonapartistischen Partei, starb am 1. Juni im Zululande, und da sich Prinz Jérôme Napoleon mit seinem Sohne Louis Victor im Streit befand, so hatte die Partei keinen Thronkandidaten. Unter diesen Umständen wuchs das Vertrauen auf den Fortbestand der Republik immer mehr, und der Hader der Parteien ließ nach; dagegen begann der Haß gegen Deutschland wieder offener zu Tage zu treten, namentlich, als man bemerkte, daß die deutsch-russische Freundschaft infolge des Berliner Kongresses einen Riß bekommen hatte. Wenn in jenen Tagen die Kriegsfurie nicht wieder entfesselt wurde, so ist dies zumeist dem Minister Jules Ferry zu danken, dem es schließlich sogar gelang, ein recht freundliches Verhältnis zwischen den beiden Nachbarstaaten herzustellen. Er bediente sich des altbewährten Mittels, Streitigkeiten in anderen Weltteilen wahrzunehmen und durch sie den französischen Ehrgeiz zu befriedigen. Auf die Gefahr hin, mit Italien in Konflikt zu geraten, ergriff er von Tunis Besitz und errang dadurch zweifellos der französischen Politik einen Erfolg. Es gelang ihm sogar infolgedessen, die antipreußischen Demonstrationen zu unterdrücken, die entstanden, als König Alfons von Spanien, der vom deutschen Kaiser zum Inhaber des Straßburger Ulanenregiments ernannt worden war, auf seiner Rückreise Paris berührte. Auch in Madagaskar verstand es Ferry, den



General Boulanger.
Nach einer Photographie.

französischen Einfluß geltend zu machen; dagegen mißlang das Unternehmen in Tongking trotz verschiedener anfänglicher Erfolge, und dies genügte, um den Minister zu stürzen. Seine Thätigkeit hatte aber genügt, um die Wiederwahl Grévys zum Präsidenten zu sichern. Jetzt kam Freycinet ans Ruder und mit ihm gleichzeitig General Boulanger als Kriegsminister. Die freundlichen Beziehungen zu Deutschland hörten sofort auf, und statt dessen predigte der General den Revanchegedanken. Die monarchisch gesinnten Offiziere wurden entlassen, der Graf von Paris, die beiden Prinzen Napoleon und der Herzog von Aumale ausgewiesen; der Kriegsminister wollte selbst den französischen Thron besteigen. Jetzt ermannte sich Grévy, und es gelang ihm, den revanchelüsternen General seines Postens zu entheben und ihm fern von der deutschen Grenze ein Kommando zu übertragen; aber diese Maßnahmen stürzten den Präsidenten selbst. Ein Ordensschacher, den sein Schwiegersohn Wilson insceniert hatte, diente als Vorwand, um das Volk gegen das Staatsoberhaupt aufzureizen, und gleich seinen beiden Vorgängern mußte auch Grévy zurücktreten (1. Dezember 1887). — Nunmehr stieg Sadi Carnot auf den Präsidentenstuhl, ein Mann, der selbst dem Frieden zugeneigt war, aber doch den Agitationen Boulangers und der Patriotenliga so weit nachgeben mußte, um das russisch-französische Verhältnis weiter auszubilden. Auch ihm war es nicht vergönnt, seine Amtszeit regelrecht abzuschließen; er wurde im Juni 1894 ermordet, und Casimir-Périer trat an seine Stelle, dem 1895 Faure folgte.



Kaiser Alexander II. von Rußland.
Nach einer Photographie.

Die für Rußland so drückenden Bedingungen des nach dem Krimkriege geschlossenen Pariser Friedens waren zum Teil durch die Londoner Konferenz (13. März 1871) gemildert worden, doch wurde der russische Einfluß in der Türkei dadurch nicht wesentlich gehoben, vielmehr nahm der englische unausgesetzt zu. Daher war es dem Kaiser Alexander II. sehr angenehm, daß infolge der türkischen Mißwirtschaft ein Aufstand in der Herzegowina ausbrach und daß Montenegro und Serbien der Türkei den Krieg erklärten. Diese ließ aber nicht mit sich spaßen, sondern unterdrückte die bulgarische Erhebung auf das grausamste, schlug die Serben gehörig auf das Haupt und wollte gerade dem Lande den Garaus machen, als auf Bitte des Fürsten Milan (seit 1882 König) Rußland sich einmischte, worauf Abdul-Hamid, der eben den türkischen Thron bestiegen hatte (31. August 1876), seine Truppen zurückberief. Auf Englands Vorschlag sollte nun eine Konferenz der Großmächte in Konstantinopel zusammentreten; aber obschon Rußland diesem Vorschlage zugestimmt hatte und



Abdul Hamid II.
Nach einer Photographie.



General Gurko.
Nach einer Photographie.

die Vertreter der Mächte sich bereits auf der Reise nach dort befanden, war der englische Premierminister Disraeli taktlos genug, in der Londoner Guildhall einen gegen Rußland gerichteten Toast auszubringen. Da unter solchen Umständen ein Erfolg der Konferenz nicht zu erwarten stand, begann Rußland sofort seine Rüstungen. Thatsächlich lehnte dann auch die Pforte die Vorschläge der Konferenz ab, Rußland erklärte darauf den Krieg und seine Truppen gingen sowohl in Europa als in Asien vor. Während ein fliegendes Korps unter General Gurko auf einem unbesetzten Nebenpaß den Balkan überschritt und am 19. Juli 1877 die türkische Besatzung aus dem Schipkapaß vertrieb, gelang es der Hauptarmee, bei der sich Kaiser Alexander persönlich befand, Nikopoli zu nehmen; dagegen wurde sie von Osman Pascha, der bei Plewna starke Befestigungen angelegt hatte, geschlagen. Wir haben schon erwähnt, daß die Russen aus dieser schwierigen Situation durch rumänische Hilfe befreit wurden. Nachdem ein neuer Sturm auf Plewna mißglückt war, schritt man zu einer regelmäßigen Belagerung und erzwang schließlich am 10. Dezember die Uebergabe der Festung mit ihrer 44000 Mann starken Besatzung. Die Russen rückten nun gegen Konstantinopel vor, und die Türkei entschloß sich daher zum Frieden von S. Stefano, in dem es an Rußland, dessen Interessen Ignatiew vertrat, Teile Armeniens, sowie die Dobrudscha abtrat, und Montenegro, Serbien, Bulgarien und Rumänien, die teilweise außerordentlich vergrößert werden sollten, als unabhängige Länder anerkannte. Gegen diese Bedingungen, die Rußland auf der Balkanhalbinsel einen überwiegenden Einfluß verschafften, erhoben Oesterreich und England Protest, und letzteres schloß sogar ein geheimes Bündnis mit der Türkei und machte sich kriegsbereit. Um einen Krieg, dessen Ausdehnung gar nicht zu übersehen war, zu verhindern, bot Bismarck seine Dienste als „ehrlicher Makler" an und lud die Mächte zu einem Kongreß nach Berlin (13. Juni — 13. Juli 1878). Hier wurde der Vertrag nun wesentlich abgeändert: Rußland mußte sich mit einer kleinen Gebietserweiterung in Asien, das ihm aber immerhin die wichtigen Orte Batum, Kars und Ardaghan einbrachte, begnügen. Montenegro, Serbien und Bulgarien wurden zwar als selbständige Staaten anerkannt, der ihnen zugedachte Gebietszuwachs aber wesentlich eingeschränkt. Rumäniens Erwerbungen lernten wir schon kennen, Griechenland erhielt



Osman Pascha.
Nach einer Photographie.

Epirus und Thessalien, Oesterreich wurde die militärische Besetzung von Bosnien und der Herzegowina eingeräumt. — Das war den Russen nun sehr gegen den Strich, namentlich aber, daß Oesterreich einen so bedeutsamen Einfluß auf den Orient erhielt. Statt zu bedenken, daß sonst ein Krieg entstanden wäre, der ihnen vielleicht alles geraubt, ja noch eigenes Land gekostet hätte, schoben die Panslawisten die ganze Schuld auf Deutschland und drängten auf Anschluß an das ebenfalls deutschfeindliche Frankreich.



Graf Ignatiew.
Nach einer Photographie.

Gleichen Schritt mit dieser national-russischen Bewegung hielt aber die nihilistische, als deren Vater vielleicht der 1848 mehrfach genannte Michael Bakunin angesehen werden kann. Die erste scharfe Verfolgung dieser Partei erfolgte 1874; doch begann sie erst nach der Einnahme Plewnas ihre terroristische Seite hervorzukehren und sich infolge der Zusammenkünfte in Lipezk und Woronesch in die anarchistisch-revolutionäre Gesellschaft: „Der Volkswille" zu verwandeln. Noch das Jahr 1878 brachte das Attentat der Vera Sassulitsch auf den St. Petersburger Stadthauptmann General Trepow und die Ermordung des Gensdarmerie-Chefs Mesenzow, das nächste Jahr die Ermordung des Fürsten Krapotkin und den Anfall auf den General Drentelen. Nicht weniger als drei Attentate waren während der Jahre 1879 und 1880 gegen den Kaiser selbst gerichtet; das letzte von diesen, das in einer Explosion unter dem Speisesaal im Petersburger Winterpalais bestand, ließ erkennen, bis in welche Kreise die neue Lehre gedrungen war, und der Kaiser bekleidete, um die Agitation wirksamer unterdrücken zu können, den General Loris-Melikow mit fast diktatorischer Gewalt. Doch sollte ihn auch dies nicht schützen; am 13. März 1881 kam Alexander II. durch ein Bomben-Attentat, als er im Schlitten von einer Parade zurückkehrte, in schrecklicher Weise ums Leben. — Unter diesen Umständen war es nicht schwer, seinen Sohn und Nachfolger Alexander III. völlig in reaktionäres und panslawistisches Fahrwasser zu leiten. Der antiösterreichische Graf Ignatiew, der Altrusse Katkow und der ultra-orthodoxe Pobjedonoszew wurden seine vertrautesten Ratgeber, und seine Regierung begann mit der Unterdrückung des Deutschtums in den russischen Ostseeprovinzen. Man ging so weit, durch gefälschte Aktenstücke den Kaiser gegen das Deutsche Reich aufzuhetzen, und nur vorübergehend gelang es Bismarck, die Beziehungen zu Rußland freundlicher zu gestalten; doch zwang der Notstand in vielen russischen Provinzen die Regierung zur Erhaltung des Friedens. Unter Alexander III. begann auch jene Annäherung an Frankreich, die damals durch „Deutschenfresser" vom Schlage des Generals Skobelew einen ausgesprochen deutschfeindlichen Charakter annahm. Im November 1894 starb der



Kaiser Alexander III. von Rußland.
Nach einer Photographie.

Kaiser, und es scheint, als solle unter seinem Nachfolger Nikolaus II. das Verhältnis zu Deutschland sich wieder etwas freundlicher gestalten.

In den Balkanstaaten sind die Völker noch nicht zur Ruhe gekommen. 1885 erfolgte ein Aufstand in Ostrumelien, der eine Vereinigung dieser türkischen Provinz mit Bulgarien zur Folge hatte. König Milan von Serbien hatte darauf die Kühnheit, mit einem Heere in Bulgarien einzufallen, wurde aber bei Sliwnitza völlig besiegt, und nur der Einspruch Oesterreichs rettete sein Land vor dem Untergang. Dieser Ausgang erregte in russischen Kreisen einen solchen Grimm gegen den Fürsten Alexander von Bulgarien (Prinzen von Battenberg), daß man, obschon er ein Neffe des russischen Kaisers war, eine Palast-Revolution gegen ihn anzettelte, die ihn sehr gegen den Wunsch seines Landes zur Niederlegung der Krone zwang (1886). Sein Nachfolger, der Prinz Ferdinand von Koburg, versuchte zunächst, sich ausschließlich auf Oesterreich zu stützen, doch erkannte er bald die Unhaltbarkeit seiner Stellung und erlangte nach vielen Bemühungen auch die Anerkennung von russischer Seite. König Milan von Serbien erregte aber durch seine Trennung von der Königin Natalie so viel Unzufriedenheit im Lande, daß er es vorzog, seinem Sohne Alexander die Krone zu überlassen. — Das neueste Ereignis ist der Aufstand von Kreta und der namentlich durch englische Intriguen veranlaßte Krieg Griechenlands gegen die Türkei. Das Endergebnis war mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, und das ohnehin bankerotte Griechenland mag sich in London für die thörichten Ratschläge bedanken, durch die es von dorther zum Kriege verleitet worden ist.



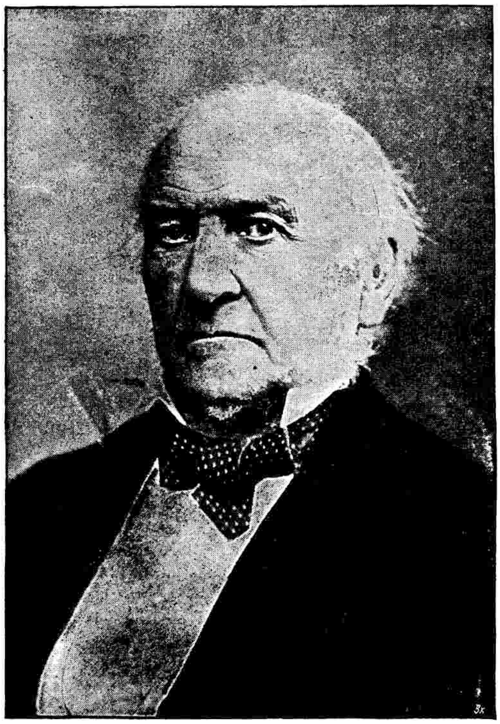
Crispi.
Nach einer Photographie.



Disraeli.
Nach einer Photographie.

Auch Italien mußte seinen auf englischen Einfluß zurückzuführenden Großmachts-Kitzel teuer genug bezahlen. Infolge des herausfordernden Benehmens der damals stark ultramontan gefärbten französischen Regierung suchte schon das Ministerium Minghetti (1873) Anschluß an Deutschland und Oesterreich, und so viele Männer seitdem auch das Ministerpräsidium übernahmen, sie mußten wohl oder übel dieser Politik getreu bleiben. Als einmal unter dem Ministerium Cairoli die Italia irredenta tollkühn gegen Oesterreich ihr Haupt erhob und dadurch eine Entfremdung herbeiführte, war Frankreich flugs zur Hand, um Tunis, das Italien schon als sein Eigentum betrachtet hatte, zu annektieren. Depretis beeilte sich, die guten Beziehungen wieder herzustellen, wobei ihn König Humbert, der im Januar 1878 seinem Vater Victor Emanuel auf den Thron gefolgt war, durch einen persönlichen Besuch in Wien unterstützte. Graf Robilant schloß im

März 1887 das Schutz- und Trutzbündnis mit Deutschland und Oesterreich, und es war das Verdienst Crispi's, daß dieser neue Dreibund im italienischen Volke populär wurde. Italien wäre zweifellos imstande gewesen, seine noch nicht ganz geordneten Finanzverhältnisse zu regeln, wenn es nicht, durch England verleitet, Kolonialpolitik zu treiben begonnen hätte. Im Sudan waren Unruhen ausgebrochen und England rüstete eine Expedition gegen den dortigen Rädelsführer, der sich als Propheten (Mahdi) hatte ausrufen lassen. Italien benutzte die Gelegenheit und ließ durch Truppen Assab, dann Massaua am Roten Meer besetzen. England unterstützte jedoch seine eigene, durch den General Gordon geführte Expedition so schlecht, daß dieser fiel und seine Truppen sich ergeben mußten, worauf das Unternehmen überhaupt aufgegeben, dafür aber Aegypten wie ein Vasallenstaat gedrückt und ausgesaugt wurde. Dadurch ermutigt, rückten die Abessinier unter Ras Alula gegen die Italiener vor und brachten ihnen die äußerst empfindliche Niederlage bei Dogali (25. Januar 1887) bei, so daß Italien sich schließlich (1889) glücklich schätzen mußte, mit dem Könige Menelik von Abessinien einen ziemlich zweifelhaften Freundschafts- und Handelsvertrag abschließen zu können, der in der That nicht verhindert hat, daß im letzten Jahre ein neuer, für Italien äußerst unglücklicher Krieg mit Abessinien zum Ausbruch gekommen ist.



Gladstone.

Nach einer Photographie.

In Großbritannien hatten sich schon zu Palmerstons Zeiten zwei Leute mehr und mehr in den Vordergrund gedrängt: der liberale Gladstone und der konservative Disraeli, der erstere mehr um die inneren, der andere um die auswärtigen Angelegenheiten sich kümmernd. Mit Gladstones Namen wird für ewige Zeiten die irische Bewegung, der sogenannte Fenier-Aufstand, verknüpft sein. Ursprünglich von in Amerika lebenden Iren angeregt, organisierten sich seit 1862 in Irland geheime Gesellschaften, die die Gründung einer irischen Republik bezweckten. Zu irgend einer größeren Kundgebung kam es aber nicht, sondern nur zur Ermordung eines Polizeioffiziers, einer Explosion gegen das Clerkenwellgefängnis, einem Attentat auf den Herzog von Edinburgh und dem Versuch, die Königin niederzuschießen. Gladstone suchte die Bewegung dadurch in vernünftige Bahnen zu leiten, daß er verschiedene Reformen einführte und eine Partei, welche ein selbständiges Parlament für Irland (home-rule) erstrebte, unterstützte. Später, als sich wieder Fenierbanden, die sogenannten „Mondscheinler", bildeten, wurde er schwankend und ging mit Gewaltmaßregeln vor, kam jedoch dann wieder zur Milde zurück und suchte die Ansprüche der Iren, an deren Spitze Parnell getreten war, zu befriedigen, wurde aber deswegen von den Tories gestürzt. Disraeli verschaffte der Königin Victoria 1876 den Titel „Kaiserin von Indien", wofür er selbst zum Grafen von Beaconsfield erhoben wurde; verschiedene Expeditionen in das Ausland glückten ihm, und seinen größten Triumph feierte er durch Herabdrückung der russischen Ansprüche auf dem Berliner Kongreß. Als er 1881 starb, übernahm der Marquis von Salisbury die Führung der Tories.

Zum Schlusse wollen wir noch einen Blick auf **Oesterreich** werfen, in dessen Entwicklungsgang zur Zeit eine schwere Krise sich abspielt, die im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Aufkommen und dem wachsenden Einflusse des Nationalitätenprinzipes steht. Der Zusammenhang der österreichischen Erblande war von jeher, der Entstehungsgeschichte dieses Staatengebildes entsprechend, ein rein dynastischer; kein anderes Band bestand zwischen den verschiedenen Völkern der Habsburgischen Monarchie, als dasjenige ihrer Vereinigung unter dem Zepter eines und desselben Herrschers. Selbst die größeren nationalen Gruppen, die in Oesterreich vertreten sind, sind in sich wieder in scharf von einander unterschiedene Sonderarten gespalten. Die Deutschen der nördlichen Kronländer haben wenig Gemeinsames mit den Sachsen in Siebenbürgen und den Bevölkerungen des österreichischen Alpenlandes, denen die Vermischung mit den keltischen Urbewohnern teilweise noch stark anzumerken ist; aber auch bei diesen scheidet sich das Nationalgefühl wieder scharf in ein tyrolisches, steyerisches und kärntnerisches. Das Magyarenvolk stellt in sich allerdings eine nationale Einheit dar, deren Bestand aber zunächst nur aus politischen Beweggründen aufrecht erhalten und teilweise mit künstlichen Mitteln gefördert und äußerlich geltend gemacht wird. Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine aus wenigen Millionen bestehende, rings von mächtigen Völkerschaften grundverschiedener Rasse, Sprache und nationaler Tendenz umgebene Bevölkerung, die in allen ihren Wechselbeziehungen vollständig abhängig von den an Zahl und nationaler Macht ihr weit überlegenen Nachbarn ist, mit der Zeit in diesen aufgehen muß. Die vielgestaltige slawische Bevölkerung Oesterreichs trennt sich in mannigfaltige Nationalitäten, von denen jede völlige Selbständigkeit für sich in Anspruch nimmt; Tschechen, Polen, Ruthenen, Slowenen, Kroaten, Serben, Slowaken und wie sie sich sonst noch nennen mögen, stehen einander weder politisch noch national näher als den übrigen Nationalitäten des Kaiserstaates, nur der Kampf gegen diese vereinigt sie. Mit dem Aufkommen des Nationalitätenprinzipes mußte der staatliche Zusammenhang zwischen allen diesen verschiedenen Völkern, zu denen noch Italiener, Rumänen und andere Bruchteile von Nationalitäten kommen, wesentlich geschwächt werden und die Neigung zu einer centrifugalen (vom gemeinsamen Mittelpunkte wegstrebenden) Bewegung entstehen. Wurden infolge des Durchbruches des Nationalitätenprinzipes in Italien die Lombarden und Venetianer vom österreichischen Staatsverbande bereits losgerissen, und gelang es den Magyaren, trotz ihrer Niederwerfung im Jahre 1849, die Lostrennung vom Gesamtstaate mittels des sogenannten „Ausgleiches" von 1867, der hauptsächlich durch die Thatkraft und den Einfluß **Franz Déaks** zu stande kam, in einem so weitgehenden Maße zu erreichen, daß Ungarn seither vollständig seine eigenen Wege gehen und den größten Einfluß auf die Politik des Gesamtstaates erlangen konnte, so ist damit die centrifugale Nationalbewegung in Oesterreich noch keineswegs erschöpft. Nach der Einigung Deutschlands erstand dort eine **deutsch-nationale Partei** mit der Jugendabteilung der „**Kornblumenpartei**"*), die ihren Schwerpunkt mehr oder minder ausgesprochen jenseits der deutschen Grenze Oesterreichs sucht, und deren sich Bismarck in den 70er und 80er Jahren recht ernstlich zu erwehren hatte. Vergeblich waren die Bemühungen der „deutsch-österreichischen" Partei, gegen die allerdings einzelne der Führerschaft angehörige Streber ein nicht ganz unbegründetes Mißtrauen erweckten, das Gleichgewicht zwischen dem nationalen Programme und den Ansprüchen der Regierung auf die Unterstützung dieser Partei herzustellen; das Ergebnis dieser Bemühungen war lediglich ein wiederholtes Hin- und Herschwanken der Gruppierung der deutschen Parteien, das schließlich zu wildester Verwirrung und Entartung geführt hat. In Triest und Südtyrol ist seit 1866 noch ein Rest italienischer Bevölkerung zurückgeblieben, der natürlich auch das Nationalitätenprinzip zu seinen Gunsten verwirklicht sehen will und unter dem Banner der

---

*) Meist aus Studenten bestehend, suchte diese „wilde" Gruppe von Deutschnationalen ihr politisches Ideal in der Vereinigung Deutschösterreichs mit dem Deutschen Reiche und gab dieser Gesinnung äußerlichen Ausdruck durch das Tragen von Kornblumen im Knopfloch — bekanntlich der Lieblingsblume Kaiser Wilhelms I.

„Italia irredenta“ (des „unerlösten“ Italien) für diesen Gedanken kämpft; glücklicherweise sind Gewaltthätigkeiten oder Versuche zu solchen bis jetzt nur vereinzelt geblieben, und der Kampf beschränkt sich auf den Schauplatz der Presse und das parlamentarische Intriguenspiel. Die Tschechen gefielen sich, so lange sie im Reiche selbst auf die Rolle der unterdrückten Minorität angewiesen waren, in einem demonstrativen Kokettieren mit Rußland und dem Panslawismus; zur Stunde haben sie aber den Schwerpunkt ihres politischen Strebens und Wirkens wieder ganz in die Monarchie verlegt, und nachdem die entschiedenere Partei der Jungtschechen über die mit dem böhmischen Großgrundbesitze vereinigten, ernster zu nehmenden Alttschechen den Sieg davongetragen, trachten sie unter dem Vorwande, für die „Gleichberechtigung der Sprachen“ zu kämpfen, nach der Ausmerzung des deutschen Elementes in Böhmen, dem dieses Land seine ganze Kultur zu verdanken hat. Auch die Polen haben ihr eigentliches politisches Ziel einstweilen links liegen lassen und begnügen sich mit dem angenehmen Bewußtsein, einer Reichstagsmehrheit anzugehören, deren Bestand von ihrem Verbleiben in derselben abhängig ist, und die ihre Macht ebenso sehr die Regierung wie die deutsche Minderheit fühlen läßt. An die Rockschöße dieser beiden slawischen Stammesgenossen und der Ultramontanen und Feudalen hängen sich die Slowenen, die in Südsteiermark auf die Unterdrückung des Deutschtums hinarbeiten.



Graf Beust.

Nach einer Photographie von J. Bauer.

Seit dem Jahre 1867, in welchem die österreichische Regierung den Forderungen der Ungarn durch Wiederherstellung der Verfassung von 1848 im weitesten Umfange nachgeben mußte, um eine Grundlage für die Wiederherstellung des inneren Friedens zu gewinnen, wurde auch den liberalen Deutschen das Zugeständnis der Einsetzung eines liberalen Ministeriums, des sogenannten „Bürgerministeriums“, gemacht. Dieses eröffnete seine Thätigkeit auf Grund eines entschieden freisinnigen Programmes. Nachdem Pius IX. die Kündigung des Konkordates von 1855 nicht anerkennen wollte, wurde dieses — unmittelbar nach der Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas (vergl. S. 764) — einfach als aufgehoben erklärt. Durch massenhaften Verkauf von Staatsgütern gelang es, das Defizit des Budgets



Graf Julius Andrássy.

Nach einer Photographie.

auf 3—4 Millionen Gulden herabzumindern, und eine Neugestaltung des Heerwesens auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht soll auch diesem erhöhte Kraft und Leistungsfähigkeit verleihen.

Infolge der Abtrennung der ungarischen Reichshälfte und der damit verbundenen Errichtung besonderer Ministerien für beide Teile der Monarchie wurde die seit Metternich von der Bildfläche verschwundene Reichskanzler-Würde wieder ins Leben zurückgeführt und dem vormals sächsischen Minister Beust verliehen, der bei diesem Anlasse in den Grafenstand erhoben wurde. Beust war ein ausgesprochener Franzosenfreund und suchte in der Zeit zwischen 1866 und 1870 ein österreichisch-französisches Bündnis herbeizuführen, dachte auch beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges lebhaft an Revanche für 1866 und wurde nur durch die preußenfreundliche Haltung Rußlands und den ebenso raschen als glänzenden Siegeslauf der Deutschen abgehalten, in diesen Krieg einzugreifen. Nach den großen Ereignissen von 1870 trat die Nationalitätenfrage lebhafter denn je in Oesterreich zu Tage, und das Bürgerministerium löste sich auf, weil in seinem eigenen Schoße Meinungsverschiedenheiten über die Frage des Verhaltens gegenüber der wachsenden nationalen Opposition der Slawen entstanden waren. Die Tschechen verlangten die Anerkennung eines von ihnen konstruierten „böhmischen Staatsrechtes“, und Kaiser Franz Joseph sprach diese aus; nachträglich waren aber sowohl Beust als auch der ungarische Ministerpräsident Graf Andrássy gegen die auf Grund jener Anerkennung von den Tschechen vorgelegten „Fundamentalartikel“, und es trat eine Ministerkrise ein, die auch Beusts Sturz zur Folge hatte. Sein Nachfolger wurde Graf Andrássy, der nach außen eine deutschfreundliche politische Richtung verfolgte, die zum Abschlusse des deutsch-österreichischen Defensivbündnisses von 1879 führte. Im Innern aber gewannen die Slawen im Vereine mit den Feudalen und Ultramontanen mehr und mehr die Oberhand, so daß die Regierung schließlich genötigt war, sich von den deutschen Parlamentsparteien, die überdies stets untereinander uneinig waren, abzuwenden und sich fortan auf die slawische Mehrheit zu stützen. Es wurde ein sogenanntes „Versöhnungsministerium“ unter dem Grafen Taaffe, einem Jugendfreunde des Kaisers, eingesetzt (1879), unter dessen Regiment — seinem Namen zum Hohne — der Nationalitätenstreit sich immer schärfer zuspitzte. Taaffe trat nach 14jährigen vergeblichen Versöhnungsversuchen im Herbst 1893 zurück, und nach mehrfachem Kabinetswechsel kam der polnische Graf Badeni ans Ruder, der mit aller Entschlossenheit an der unter Taaffe eingeschlagenen Richtung festhalten zu wollen scheint; mit welchem Erfolge, bleibt abzuwarten.



Graf Taaffe.
Nach einer Photographie.

In Ungarn waren, nachdem Graf Andrássy 1871 an Beusts Stelle Minister des Aeußeren geworden war, mehrere Ministerien einander gefolgt, die aber, weil es ihnen an einer festen Majorität mangelte, an ersprießlicher Thätigkeit gehindert waren. Durch eine Fusion (Verschmelzung) der maßgebenden Parteien der Linken kam 1875 Koloman Tisza ans Ruder, der bis 1890 unter fortwährenden Partei- und Prinzipienkämpfen eine entschieden magyarisch-nationale Politik verfolgte, wirtschaftlich bedeutende Resultate aufzuweisen, aber auch heftige Kämpfe auf kirchenpolitischem, wie auf nationalem Gebiete auszufechten

hatte. Das Drängen der äußersten Linken auf Abänderung des Heimatsgesetzes zu Gunsten des alten Kossuth (vergl. S. 716), dieses unversöhnlichen Feindes des Hauses Habsburg, der von seinem Wohnsitze Turin aus gegen den Ausgleich protestiert und die Rückkehr in die Heimat auf Grund einer bloßen Amnestie stets hartnäckig verweigert hatte, brachte schließlich Tisza zu Falle. Der Gesetzentwurf, den er im Sinne der Linken eingebracht hatte, befriedigte diese durchaus nicht und stieß auch bei den Ministerkollegen Tiszas auf scharfen Widerspruch, so daß dieser keinen festen Boden mehr unter den Füßen hatte und abdankte. Seither ist Kossuth gestorben (1894), und die extreme magyarische Agitation hat dies benutzt, um aufreizende Kundgebungen hervorzurufen, die der Sache Ungarns nicht das Geringste nützen konnten, ihr aber sehr leicht hätten schädlich werden können. Noch heute ist das Land im Zustande fortwährender Gährung, obgleich ihm in Bezug auf politische und nationale Rechte und Freiheiten wirklich nicht mehr viel zu wünschen übrig bleibt. So leidet die österreichische Monarchie unter dem Drucke des Nationalitätsprinzipes, dessen Konsequenzen sie sich zum schweren Nachteil der Macht und des Ansehens ihrer Regierung nicht entziehen kann; der zeitgemäße Fortschritt, der anderen Staaten und Mächten die größten Vorteile gebracht hat, wird ihr zur dauernden Gefahr, denn ein so vielgestaltiges Reich, in dem so viele sich gegenseitig widerstrebende Interessen zu wahren sind, ist eben nur durch ein absolutistisches Regiment zusammenzuhalten und zu regieren.



Die Monarchen des Dreibundes.

Sach- und Namensregister.

Die arabischen Ziffern geben die Seitenzahl an.
Abkürzungen: Abb. = Abbildung. — E. = Einnahme. — ff. = und folgende Seiten. — Fr. = Friede. — Gr. = Graf. — Hz. = Herzog. — K. = Kaiser. — Kn. = Kaiserin. — Kg. = König. — Kgn. = Königin. — P. = Papst. — Schl. = Schlachtfeld. — Die mit St. (Sanct) zusammengesetzten Namen sind nicht bei S., sondern unter dem Anfangsbuchstaben des betr. Namens zu suchen; dagegen sind die mit Artikeln zusammengesetzten Namen unter dem Anfangsbuchstaben des betr. Artikels zu suchen.

A.

B.

D.

E.

F.

M.

P.

Q.

R.

S.

T.

Nachtrag.

Seite 391, Zeile 16 von unten l. **Andreas** statt „Stephan".
„ 542, „ 30 „ oben „ 1600 „ 1500.

Bei folgenden Illustrationen ist die Quellenangabe für die betreffenden Bilder noch nachzutragen:

Seite 71	Palast Sargons II.	ist entnommen aus	Kaulen „Assyrien und Babylonien".
„ 338	Unterschrift Karls d. Großen . . .	„ „	O. Jaegers „Weltgeschichte".
„ 348	Siegel Ludwigs d. Kindes	„ „	„ „
„ 348	„ Konrads I.	„ „	„ „
„ 379	Heinrich V. u. Papst Paschalis II. .	„ „	„ „
„ 380	Kaisersiegel Lothars v. Sachsen . .	„ „	„ „
„ 400	Königssiegel Konrads III.	„ „	„ „
„ 408	Siegel Philipps von Schwaben . .	„ „	„ „
„ 409	Kaisersiegel Ottos IV.	„ „	„ „
„ 424	Siegel Adolfs v. Nassau	„ „	„ „
„ 440	Jungfrau v. Orleans	„ „	„ „
„ 589	Graf v. Brühl	„ „	„ „
„ 674	Napoleon bei Wagram	„ „	„ „
„ 347	Karlmann u. Ludwig	„ „	Prutz „Staatengeschichte im Mittelalter".
„ 350	Siegel Heinrichs I.	„ „	„ „ „ „
„ 351	Statuen Ottos I. u. Ediths	„ „	„ „ „ „
„ 384	Silbermünze Jezdegerds	„ „	Hertzbergs „Byz. u. Osman. Reich".
„ 496	Martin Luther	„ „	Philippsons „Geschichte der neueren Zeit".
„ 613	Sigismund II. August von Polen .	„ „	„ „ „ „ „
„ 673	Andreas Hofer	„ „	Onckens „Allgemeine Geschichte".

Die nicht bereits mit Quellenangabe versehenen Illustrationen auf S. 143, 148, 158, 159, 160, 172, 179, 183, 184, 185, 199, 219, 227, 265, 273, 275, 278, 279, 281, 286, 288, 302, 313, 331, 336, 338, 346, 348, 362, 364, 368, 376, 399, 405, 409, 415, 420, 430, 437, 439, 441, 462, 463, 466, 471, 474, 477, 487, 495, 536, 541, 585, 637, 638 und 648 sind aus **M. Reymonds** „Weltgeschichte" entnommen.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.